





Das

Buch der Reisen.

Die

interessantesten und neuesten Reiseabenteuer.

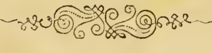
Herausgegeben

von

Hans Wachenhusen.

Erster Theil:

Amerika.



Berlin.

Verlags-Comtoir

(A. Dominé).

Wildes Leben in den Sklavenstaaten Nord-Amerika's.

I.

Die Kämpfe mit den Indianern in Florida.

Die Halbinsel Florida bildet die südöstliche Spitze der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika; man theilt sie in Ost-, West- und Mittel-Florida ein. Es ist eine wilde Landfläche, die sich dreihundert englische Meilen von Nord nach Süd erstreckt. Bis 1810 stand es unter spanischer Herrschaft, ward dann aber durch Vertrag an die Vereinigten Staaten abgetreten. Entdeckt wurde es 1497 von Sebastian Cabot. St. Augustin ist die Hauptstadt von Ost-, und Pensacola die von West-Florida. Das Land ist seinem größten Theile nach eine schauerliche Wildniß und hat wenig Aussicht, jemals gut bevölkert zu werden. Die traurigen Fichtenhaiden und Sandhügel sind leicht gewellt und hier und dort dicht mit Zwergpalmen verwachsen.

Ich kam von New-Orleans und hatte den Golf von Mexiko gekreuzt. Meine Absicht war es, Florida zu durchwandern, um alsdann weiter nach der Insel Cuba zu gehen. Ich hatte demnach wohl hundert Meilen weit in's Innere vorzudringen, und da zu der Zeit ein Aufstand wüthete und die Indianer und flüchtigen Neger-

sklaven gemeinsame Sache gemacht und gerade den Theil des Landes, den ich zu durchreisen hatte, in feindlichen Banden durchstreiften, so sah ich nicht ohne einige Besorgniß in die Zukunft. Dennoch beschloß ich vorwärts zu gehen. Mein Weg führte durch die wildesten Districte des Landes, von Strömen und Flüssen durchschnitten, welche von Alligatoren wimmelten. Diese Betrachtung, wiewohl sie nicht sehr einladend war, schreckte mich dennoch nicht ab, da ich inzwischen mit der Natur dieses fürchterlichen Geschöpfes bekannt geworden war und wohl wußte, daß sie weiße Menschen nicht angreifen, wenn sie von diesen nicht gereizt oder verwundet worden sind, obwohl ein Neger und ein Hund in ihrem Bereich niemals sicher ist. Es sind indessen Geschöpfe, die schrecklich genug aussehen, und es ist nicht leicht, furchtlos zu sein, so lange man sich in ihrer Nähe befindet.

Das Ziel meiner Reise war eine Meeresbucht, Deadman's Bay genannt, wo ich das Dampfschiff treffen wollte, welches nach Cuba geht. Allein es sollte doch anders kommen, als meine Absicht gewesen. Mein Plan war, in kurzen Stationen unter Bedeckung zu reisen und während der Nacht zu campiren; und so, nachdem ich sechs wohlbewaffnete und wohlberittene Männer in meinen Dienst genommen und uns mit einem Zelt und anderen nothwendigen Dingen, welche von denselben getragen wurden, versehen hatte, verließen wir Tallahassi und schlugen, bei brennender Sonnenhitze, den Weg in's Innere des Landes ein. Wir konnten, sobald wir die Fichtenhaide erreicht hatten, nur langsam vorwärts kommen. Der Boden bestand nämlich aus so lockerem Sande, daß die Thiere, die wir ritten, bei jedem Schritt bis an's Knie einsanken und am Schlusse dieses ersten Reisetages im höchsten Grade ermüdet waren.

Beim Einbruch der Nacht, nachdem wir uns die Lagerstelle dicht bei einem Flusse ausgesucht hatten, schlugen wir unser Zelt auf und bereiteten das Abendessen. Es bestand aus getrocknetem Wildpret, gesottenem Truthahn, von denen wir zwei auf unserem Wege geschossen, Brod und Kaffee. Einer von der Gesellschaft ging als Schildwache rund um unser Lager und ward alle zwei Stunden abgelöst; denn es war nothwendig, auf der Hut zu sein, wegen der Indianer und flüchtigen Negersklaven, welche diese Wildnisse schaarenweis durchschweifen und hauptsächlich von der Plünderung einsamer Pflanzungen und wehrloser Reisenden leben. Ein hohes Feuer von harzreichen Fichtenästen (deren es in dieser Einsamkeit sehr viele giebt und die, geschwärzt von Feuer und Alter, den Boden nach allen Richtungen hin bedecken) loderte, um die Wölfe und wilden Katzen abzuhalten, deren furchtbares Geheul, im Verein mit dem anderer Thiere, unsern Schlaf verhinderte. Sie wagten sich jedoch nicht in Schußweite. Die Indianer pflegen, wenn sie kleine Reisegesellschaften angreifen wollen, das Gebell des Wolfes nachzuahmen, und

dieser uns bekannte Umstand trug nicht wenig dazu bei, unsere Besorgniß zu erhöhen, wenn wir das entsetzliche Heulen hörten, das durch die Wildniß gellte.

Am Morgen setzten wir unsere Reise durch dürre Sandebenen, in der Ferne von hohen Buschinseln (Hügel, welche man in Florida hin und wieder inmitten der Sümpfe findet) und Walddickicht begrenzt fort. Wir wurden sehr von den Mosquitos und Sandfliegen gepeinigt, welche die Gesellschaft mit ihren unaufhörlichen Angriffen belästigten. Schwärzlich aussehende Schmeißfliegen setzten sich beständig auf unser Gesicht und unsere Hände, die Heftigkeit ihrer Stiche machte uns auffahren; Aehnliches that eine große Fliege von brillant mazarin-blauer Farbe und der ungefähren Größe einer Biene, deren Namen ich vergessen habe.

Indem wir einen der zahlreichen Ströme passirten, wobei unsere Pferde waten oder schwimmen mußten, begegnete mir ein Ereigniß, das mich sehr beunruhigte. Ich saß auf einem jener Pferde von arabischem Blut, Bau und Feuer, deren man in Amerika so viele als Sattelpferde antrifft, als ich — der übrigen Gesellschaft ein wenig voraus — einen Strom erreichte, der unsern Weg schnitt und den wir zu durchkreuzen hatten. Nachdem ich das Pferd seinen Durst hatte stillen lassen, setzte ich die Sporen ein und zwang es, in den Strom zu gehen, da es sich aus irgend einem mir unbekannten Grunde vor dem Wasser zu scheuen schien. Der Strom war indeß tiefer, als ich voraussetzte, und sogleich begann das Pferd zu straucheln und in beunruhigender Weise um sich zu schlagen — ein Zeichen, das das Flußbett uneben und felsig sei. Ungefähr halbweges im Strom war ein kleines Eiland, welches denselben theilte; nachdem ich das Pferd hier eine Minute hatte verschnaufen lassen, zwang ich es wieder vorwärts: aber das Thier sträubte sich jetzt noch heftiger als zuvor. Es drehte sich kurz um, schnob laut, als ob es in heftiger Furcht sei, und befand sich augenscheinlich in ungewöhnlicher Aufregung. Nach einigen Schmeicheleien bewegte ich es jedoch, in's Wasser zu gehen, und ich hoffte schon die entgegengesetzte Küste eher zu erreichen, als meine Gefährten. Aber gerade als wir auf halbem Wege zwischen dem Eiland und der steilansteigenden Küste waren, wurde das Pferd auf's Neue unruhig und kehrte sich, wie von einem entsetzlichen Schrecken gefaßt, um. Ich hatte die allergrößte Mühe, mich im Sattel zu halten, der von der hohen mexikanischen Art war, mit einem Bärenfell bedeckt und bequem, wie ein Stuhl. Nun fing ich an die Ursache von der Furcht des Thieres zu ahnen. Der Strom war einer von jenen schwarzen Gewässern, die geräuschlos dahinfließen und welche in Florida stets die Wohnung der größten Alligatoren sind. Als ich mich demselben genähert hatte, erinnerte ich mich daran und hatte mein Pferd jach in den Strom

springen lassen, um — wenn sich ja eines von diesen lauernden Ungethümen in der Nähe befinde — dasselbe zu verscheuchen. Diese Praxis, oder lautes Schreien und das Abfeuern eines Pistols in das Wasser, hat gewöhnlich Erfolg. Diesmal indessen war es nicht der Fall gewesen, und ich fand bald, daß die Gegenwart eines dieser schrecklichen Thiere die Ursache von dem Schrecken des Pferdes war, denn nicht sechs Fuß von uns unterschied ich ein paar in große braune Auswüchse gefaßte Augen, die mit einem boshaften Blicke fest auf mir und meinem Pferde ruhten. Ich merkte, daß sie einem Veteranen des Alligatorgeschlechts angehören mußten, und aus Furcht, daß sein Rachen nur zwei Fuß von meinem Bein entfernt sein möchte (denn die alten Alligatoren haben enorm lange Kinnbacken), setzte ich mich, die Beine gekreuzt wie ein Schneider, in meinen Sattel und richtete meine Flinte auf den schrecklichen Gegenstand. Das kriechende Ungeheuer hatte jedoch meine Bewegungen beobachtet und verschwand unter der Oberfläche. Sogleich feuerte ich mein Geschütz in der Richtung ab, die es genommen hatte, und mußte ihm eine Lehre gegeben haben, denn alsbald färbte sich das Wasser rund um mich her mit Blut. Wahrscheinlich war der Alligator schwer verwundet worden, sonst würde er sich für meine Unbesonnenheit sicher gerächt haben. Kurz darauf erreichte ich die Küste in Sicherheit und vereinigte mich wieder mit meiner Gesellschaft, die auf ihrem Wege Nichts von einem Alligator gesehen hatte und die — da sie aus Männern bestand, groß geworden unter solchen Scenen und ganz und gar furchtlos — ohne Weiteres in's Wasser gegangen war, obgleich sie mein Abenteuer mit angesehen hatte.

Der Cayman von Süd-Amerika ist sehr grausam und wird dort vom Volke die Hyäne des Alligatorengeschlechts genannt. Dieses wilde Geschöpf greift Pferde und Menschen an und die Indianer von Chili bedienen sich daher, ehe sie einen Strom durchwaten, der Vorsicht, mit langen Stangen zu untersuchen, ob einer in der Nähe ist und ihn in diesem Falle zu vertreiben. Die Naturforscher behaupten, daß man in den Strömen Nord-Amerika's den Cayman nicht finde, und ich denke, daß sie Recht haben, denn wie viele Alligator-Jagden ich auch mitgemacht habe, so habe ich mich doch durch persönliche Erfahrung und genaue Nachforschung überzeugt, daß die in Nord-Amerika gefundene Gattung harmlos bleibt, so lange man sie nicht reizt und angreift.

Nach einem anstrengenden Ritt kamen wir im Fort Andrews an, woselbst wir eine Militairstation der Infanterie der Vereinigten Staaten vorfanden. Wir blieben hier mehrere Tage, da wir und unsere Thiere der Ruhe bedurften, ehe wir unsern Weg zu der Bay fortsetzten. Die Waldscenerie dieses Platzes ist über alle Beschreibung erhaben. Ungeheure Cedern und andere fürstliche Bäume er-

heben ihre gigantischen, vom Blitz zerklüfteten Häupter über ihre niedrigeren und weniger kräftigen aber graciösen Nachbarn; Cactusse, Mimosen und tropisches Busch-Blüthengewirr, die man daheim nur in Treibhäusern sieht, wuchern hier in üppiger Fülle, während die unzähligen Formen des insectischen und amphibischen Lebens, von dem kleinen gelben Scorpion zu dem düsteren, achtzehn Fuß langen Alligator, dem Ganzen einen abschreckenden Anblick verleihen. Waschbären, Eichhornäffchen, wilde Truthühner, Pelicane, Geier, Wachteln, Tauben, Rothwild, Oppossums, weiße Füchse, wilde Katzen, Wölfe kommen und gehen unter den hohen Palmgewächsen, und die Alligatoren in den Bajuh's (kleinen Flüssen) und Sümpfen „machen die Nacht häßlich" mit ihrem ohrzerreißenden Geschrei und dem scheußlichen Geruch, den sie verbreiten. Das ganze Leben und Weben dieser Natur erinnert an die Zeilen des englischen Dichters:

Furcht lag auf Allem wie ein Schattenflor,
Und selbst geheimnißvoll erschien die Helle;
Und flüsternd rief der Windeshauch in's Ohr:
Verzaubert ist die Stelle!

Während meines Aufenthalts im Fort Andrews kam ein großes Detachement von Vereinigten Staaten-Truppen an, welche den Feldzug gegen die aufrührerischen Indianer und Neger fortsetzen sollten. Das Aussehen der Gemeinen und Offiziere war unglaublich elend; sie hatten sich wochenlang durch Sumpf und Schilfmoor und Palmengebüsch, welches ihre Uniformen in Fetzen zerrissen hatte, durchgearbeitet und den unsichtbaren Feind gesucht, welcher aber, bekannt wie er es mit den überschwemmten Flächen Ost-Florida's war, jeden Versuch, ihn zu fangen, vereitelte. Die ganze Gesellschaft sah todmüde, unzufrieden und verloren aus. General Taylor hatte das Commando des 400 Mann starken Detachements. Da ich von der Tapferkeit dieses Mannes im Norden viel hatte reden hören, so war ich nicht wenig begierig, ihn zu sehen. Seine Erscheinung überraschte mich. Er war ein bäuerlich und unsoldatisch aussehender Mann, hatte nichts Angenehmes an sich und glich eher einem Pachter, als einem General. Ein Schwert baumelte höchst nachlässig und gar nicht an seinem rechten Platze um seine Beine und war, außer einer schwarzen Lederkappe, das einzige Zeichen seines Standes; sonst war er ganz wie ein Civilist gekleidet. Seine kleine Armee campirte unter dem Fort und er beaufsichtigte die Errichtung seines eigenen, des Generalzeltes, in einer, wie mir schien, höchst ungeneralhaften Weise. Er hatte mehrere Neger bei sich, die seine Leibsklaven waren, und die rohen Beinamen, die er ihnen gab, indem sie das Zelt aufschlugen, nahmen mich ebensowenig zu seinen Gunsten ein, als sie auf seine Bildung ein vortheilhaftes Licht warfen.

Gegen Abend ließ sich ein lautes Geschrei vom Generalszelte her vernehmen, und als ich mich näherte, konnte ich deutlich unterscheiden, wie einer von den Leibeigenen flehentlich um Gnade bat. Indem ich einen Augenblick lauschte, hörte ich, wie dieser ausgezeichnete General unter Fluchen und Schimpfen den armen Neger mit einer Peitsche von ungegerbtem Leder schwer bearbeitete; wahrscheinlich machte er auf diese Weise seinem Aerger über den schlechten Erfolg seiner Expedition gegen die Indianer Luft. Der arme Neger hatte seinen Herrn vielleicht durch irgend eine Kleinigkeit geärgert, und dieser suchte ihn nun nach südlichem Styl und ohne viel Rücksicht auf die Oeffentlichkeit zu „bessern". Es ist dies in den südlichen Breiten ein so gewöhnliches Verfahren, daß man sich weiter Nichts mehr dabei denkt, und auch diesmal verursachte der geschilderte Vorfall kaum ein paar flüchtige Bemerkungen Derer, die dabei standen. Der Neger war sein Eigenthum und er hatte das anerkannte Recht, ihn zu „bessern", so oft und so viel es ihm beliebte. Und dieser Mann, dessen Lieblingszeitvertreib es war, seine Neger blutig zu schlagen, war ein sogenannter Patriot und Candidat des Präsidentenstuhls, welchen er später — wie man sich erinnern wird! — auch erlangte.

Die bewaffnete Macht, die ihn begleitete, war in einem solch elenden Zustande, daß sie mich an das Lumpenregiment Falstaff's und die Steifleinenen erinnerte. Sie bestand hauptsächlich aus rohem, undisciplinirtem Gesindel, und dabei sahen sie Alle aus wie dienstuntaugliche Veteranen; denn die Gewandtheit ihres Feindes, der an die unermeßlichen Sümpfe, Schilfmoore und Rohrdickichte gewöhnt war, hatte die Energie dieser Leute ganz vernichtet und den Esprit de Corps, ohne welchen in einer Armee kein Erfolg erwartet werden kann, ganz unmöglich gemacht.

Verschiedene Indianische „Sachems" oder Häuptlinge begleiteten das Commando; es waren schöne Burschen, aber sie schienen erschöpft von dem langen Marsch durch die Wildniß. Einer derselben, Namens Pamell, zog besonders meine Aufmerksamkeit an. Er war ein junger Mann von höchst interessanter, fast weiblicher Schönheit und glich seinem handfesten Gefährten wenig. Er war ursprünglich ein Gefangener, aber gütige Behandlung hatte ihn zum Freund Derer gemacht, die ihn seiner Freiheit beraubt hatten, und er diente denselben nun als Führer. Es war bekannt, daß sein Vater sehr erzürnt gegen ihn war, und Boten ausgesandt hatte, die ihn fangen und zurückbringen sollten. Wenige Monate nachher erfuhr ich, daß er erschossen worden sei, während er sich draußen auf der Jagd befunden habe; ohne Zweifel auf die Veranstaltung seines Vaters, welcher es vorzog, ihn todt, als im Bund mit weißen Männern zu sehen.

Nach einigen Tagen verließ ich Fort Andrews und setzte meinen Weg nach Deadman's Bay fort. Wir mußten sehr auf unserer Hut sein wegen der Indianer, von denen eine Anzahl, wie wir hörten, in die Richtung hin, die wir nehmen mußten, versprengt worden war. An berschiedenen Stellen sahen wir menschliche Gebeine liegen, wahrscheinlich die Reste eines früheren Kampfes zwischen Truppen der Vereinigten Staaten oder Reisenden, gleich uns, und Indianern oder Negern. Ein Schädel, den ich aufhob, war von einem Tomahawk zersplittert worden und war obendrein, in der Gegend des linken Ohres, von einer Kugel durchlöchert. Unsere Lage war eine höchst gefährliche, aber ich war einmal entschlossen, meine Reise auf alle Fälle fortzusetzen, ungeachtet der Abneigung, welche zwei oder drei von meinen Begleitern zeigten, wenn sie — wie das mehrfach geschehen — Indianische Lagerstellen, die nur wenige Tage alt sein konnten, entdeckten. Auf einer derselben fanden wir eine Quantität Indianischen Mehles, sog. Pfeilwurzelmehl (arrowroot), ein Stück von einem Zügel und das Aas eines Kalbes; aber wir ließen das erstere liegen, da wir fürchteten, es möchte vergiftet sein und mit dem letzteren konnten wir nichts machen, da unser einziger Hund bereits von den Wölfen zerrissen worden war. Als wir durch eine dichte Buschinsel von einer Viertelmeile Umfang, durch welche die Pioniere der Amerikanischen Armee jüngst einen rauhen Weg gehauen hatten, ziehen mußten, stieg ich vom Pferde, um eine Ansicht dieser dichten Schatten auf beiden Seiten zu haben. Die feierliche Stille ringsum schien mir gleich der Stille des Todes — besonders wegen der Gefahr, in der wir durch die Fehde schwebten, welche zu jener Zeit zwischen den Indianern und Weißen bestand. Ich drang wohl eine volle Viertelmeile seitwärts in das Dickicht vor und schreckte, indem ich vorwärts schritt, zwei ungeheure weiße Vögel auf, welche in einem von majestätischen Cederbäumen umgebenen Sumpfe standen. Ich hätte mit leichter Mühe einen derselben herunterschießen können, aber ich dachte, es sei grausamer Uebermuth, es zu thun. Sie waren, nach meiner Schätzung, volle sechs Fuß hoch und wunderschön weiß, mit einigen gelben Flecken. Der Kopf des Einen, welcher das Männchen zu sein schien, war mit einem gelben Busch geschmückt. Sie segelten ruhig über meinem Haupte dahin und schienen sich vor dem Eindringling wenig zu fürchten.

In dieser jungfräulichen Dunkelheit, die vielleicht von Menschen nie zuvor betreten (denn umsonst suchte ich nach Spuren derselben) wohnen viele wilde Thiere, Vögel und Reptilien ohne Furcht neben einander; denn obwohl der Indianer in der Nähe ist und von der Jagd lebt, so ist doch das Territorium so weit und die Anzahl der Rothhäute dagegen so gering, daß es ohne Zweifel viele Plätze giebt, die nie ein Mensch überschritten.

Als ich, etwas unerwartet, aus dem Buschwerk wieder in die offene Sandebene trat, verursachte ich meinen Leuten keinen geringen Schreck; sie griffen instinctmäßig nach ihrer Flinte, da sie dachten, es nahe sich eine Schaar der feindlichen Indianer.

Die beständige Furcht vor ihnen veranlaßt den Reisenden in diesem Lande fortwährend auf seiner Hut zu sein. Die geringste Bewegung in einem Gebüsch macht die Besorgniß rege und erfüllt die Seele des Muthigen und Furchtsamen mit gleicher Ahnung einer nahenden Gefahr. Denn der verrätherische Indianer kriecht heimlich zum Angriff heran und ohne nur einen Augenblick vorher es zu wissen, sind schon zwei oder drei von der Gesellschaft durch Flintenkugeln zur Erde gestreckt, oder die scheu gemachten Rosse werfen ihre Reiter ab und lassen sie der Gnade dieser Unmenschen zurück.

Endlich hatte ich die Bay erreicht und ward in den Offiziers-Quartieren eines zeitweilig dort aufgeschlagenen Forts untergebracht. Das Dampfboot, mit dem ich weiter reisen wollte, war eben abgegangen, so daß ich in Erwartung des folgenden hier länger verweilen mußte, als meine Absicht gewesen. Um die Zeit zu vertreiben, ging ich meilenweit in die Urwälder und beschäftigte mich mit der Jagd; aber da das Boot immer noch nicht kommen wollte, obgleich ich länger schon als mir lieb war, gewartet hatte, so beschloß ich, zurück nach Tallahassi zu gehen, da ich des einsamen Lebens satt und müde war.

Während ich noch auf diesem Posten war, kam eine Schaar berittener Freiwilliger von Georgia an. Es waren zumeist Farmerssöhne, deren Väter von den unaufhörlichen Angriffen der Indianer gelitten und nicht selten auch den Verlust theurer Familienglieder, die als Opfer der grausamen Schlächtereien gefallen waren, zu beklagen hatten. Es war bestimmt worden, daß eine Compagnie Infanterie, welche in dem Fort stationirt war, im Verein mit diesen Freiwilligen handeln und das Land auf vierundzwanzig Meilen in der Runde nach Indianern durchsuchen sollte, deren Spuren gesehen worden waren und die, wie man sicher annahm, nicht viele Meilen entfernt lagern mußten. — Da ich begierig war, die Operationen dieses kleinen Feldzugs gegen einen so verschlagenen Feind mit anzusehen, so theilte ich einem Major meine Absicht mit, die Expedition zu begleiten. Er war über mein Anerbieten sehr erfreut, versah mich mit einer trefflichen Büchse und anderen militärischen Bedürfnissen aus den Vorräthen des Depots. Nach einem kurzen Verzug, der seinen Grund in dem Ausbleiben einiger Wagen hatte, welche die Expedition begleiten sollten, versammelte sich die Streitmacht vor den Holzverschanzungen und brach, nachdem sie mit Mundvorräthen für Mann und Pferd auf zehn

Tage verproviantirt worden war, unter Commando des oben erwähnten Majors auf und zog quer durch die Sandebene, um einen dichten Cedern- und Cypressensumpf, zehn Meilen entfernt, zu erreichen, woselbst man vermuthete, daß der Feind sich verborgen halte. Nach einem anstrengenden Marsche durch ein wildes Land, so überwachsen mit sägenförmigen Zwergpalmen und Unterholz, daß unsere Pferde große Mühe hatten, durchzukommen, erreichten wir die Säume des Sumpfes; hier hielten die anwesenden Offiziere einen Rath, und es ward beschlossen, daß ein indianischer Führer, den wir bei uns hatten, hineingehen und eine Unterredung mit den Indianern halten sollte, um sie womöglich zur Uebergabe zu bewegen. Der Führer ging ins Buschwerk, welches sich längs der Seite des Sumpfes so weit ausbreitete, als das Auge reichen konnte, rechts und links. Ich habe vergessen zu bemerken, daß dieser Mensch, mit dem gewöhnlichen Scharfblick der Indianer, unzweifelhafte Zeichen, daß der Feind in der Nähe sei, entdeckt hatte, lange noch, bevor wir den Fleck erreicht hatten.

Nach einer Abwesenheit von etwa einer Stunde, während welcher Zeit wir uns erfrischt und auf den erwarteten Kampf vorbereitet hatten, kehrte unser Führer zurück, und brachte einen Bogen und einen Köcher voll Pfeilen als Zeichen seines wirklich stattgehabten Zusammentreffens mit den versteckten Indianern mit sich. Der Bericht, den er gab, und welcher von einem halbgebildeten Indianer, der die Expedition zu diesem Zwecke begleitete, übersetzt ward, lautete dahin, daß er, nachdem er eine Strecke weit in die Wildniß vorgedrungen, zu dem Lager des Feindes gekommen und augenblicklich von Kriegern umringt worden sei, die ihn ergriffen, aber nach längerem Hin- und Herreden wieder hätten gehen lassen, ihm aber Pfeil und Bogen geschenkt hätten, zum Zeichen ihres unbeugsamen Entschlusses, den Krieg fortzusetzen.

Auf diese Nachricht hin befahl der kommandirende Offizier sofort, daß die ganze Streitmacht (mit Ausnahme einer Wache für die Pferde und Wagen) vordringen und sie überraschen sollte. Der Führer schüttelte den Kopf, als er das hörte, und indem er auf den Morast wies, sagte er: „Dort ist der Weg. Ich habe ihn Euch gezeigt; folgt ihm, wenn Ihr wollt. Ich gehe nicht.“ Es half indeß Nichts, zu zögern, und es ward befohlen, daß Alle sich in Bewegung setzen sollten. Ich für meinen Theil wäre nun gerne zurückgeblieben; allein ich hörte, daß Zurückbleiben noch gefährlicher wäre, als Vorwärtsgehen, da die Indianer höchst wahrscheinlich aus einem andern Theile hervorbrechen würden, um die Pferde zu stehlen und die Wagen zu plündern. Darum wählte ich denn das kleinste von den beiden großen Uebeln, obwohl ich fest erwartete, daß es zu einer Schlacht kommen würde. Nachdem wir, soviel ich es schätzen konnte,

eine halbe Meile vorwärts gedrungen waren, zuweilen auf unsern Knien in morastigem Lehm, und oft aufgehalten durch undurchdringliche Wände von wildem Wein und anderen Rankengewächsen, die uns höchlich belästigten und mich tausendmal bereuen ließen, daß ich mich in solche Gefahren und Unbequemlichkeiten muthwillig begeben hatte, versetzte der Schall von zwei Flintenschüssen die ganze Gesellschaft in unbeschreibliche Aufregung. Da wir glaubten, daß wir angegriffen seien, so flohen Alle, so rasch wie ein Gedanke, hinter die Bäume, die uns umgaben, wo ein Jeder aus den Aesten, welche als ein Schutz gegen die Flintenkugeln des erwarteten Feindes gesucht waren, einige Minuten lang in großer Ungewißheit hervorlugte, als auf einmal ein lautes Freudengeschrei von dem Theil der Gesellschaft, der im Vorsprung war, und einige Flintenschüsse uns anzeigten, daß sie auf der Lagerstelle angekommen waren. Da das Feuern bald aufhörte, so ward es mir klar, daß die Indianer geflohen sein mußten; dies schien auch die Meinung der Freiwilligen in meiner Nähe zu sein, denn sie verließen ihre Schlupfwinkel und stürzten vorwärts. Als wir auf der Stelle ankamen, lagen die Soldaten schon rund um ein Indianerfeuer, über welchem ein siedender Kessel voll Wildprett hing, da die Indianer ohne Zweifel dabei waren, eine Mahlzeit zu bereiten, als sie von uns gestört worden waren. Nicht weit vom Feuer lag ein großer aus einem gefallenen Baume verfertigter Trog, in welchem eine Quantität von Pfeilwurzeln in der Zubereitung begriffen war. Diese Pflanze wächst unter dieser Breite in großer Fülle und ist die hauptsächlichste Nahrung der Indianer. Die Reste eines stattlichen Rehbocks lagen in der Nähe, ebenso einige Rindlederschuhe, Gamaschen und andere Indianische Haushaltsdinge.

Der Feind, den wir so unzeitig gestört hatten, war — wie gewöhnlich — geflohen; aber wir fanden Blutspuren, und die erste Colonne unsres Trupps berichtete, daß sie auf zwei Krieger gefeuert hatte, welche mit einem Weib und zwei Kindern auf der Stelle gewesen seien, als sie ankamen.

Da es für nutzlos gehalten ward, sie zu verfolgen, die ohne Zweifel mit den Verstecken der Wildniß besser bekannt waren, als wir, so machten wir uns über das Wilprett her, von welchem Einige jedoch Nichts nehmen wollten, aus Furcht, es möchte vergiftet sein. — Später, als wir die Wagen wieder erreichten, fanden wir zu unserer großen Freude, daß Alles unberührt geblieben sei, und da es Nacht ward, so beschlossen wir, daselbst, in der Nähe einer Quelle trüben Wassers, zu lagern. Eine Schildwachtreihe ward um unsern Ruheplatz aufgestellt, und für einen Theil der Gesellschaft wurden einige Zelte aufgeschlagen; der Rest hüllte sich in Tücher und schlief auf dem Sande. Nachdem die Whiskeyflasche rund ge-

gangen war, schlug der muntere, kleine Major vor, zu singen, und da einer von den Infanteristen sich, bevor er die militairische Carrière erwählt hatte, mit Singen auf der Straße ernährt hatte, so ward er als der einzige „Künstler" unsrer Gesellschaft in das Majorszelt geladen. Obgleich wir uns in der Mitte drohender Gefahren befanden, denn wir kannten die Zahl der feindlichen Indianer nicht, so verbrachten wir doch einen fröhlichen Abend.

Bald nach diesem Vorfall kehrte die kleine Armee zu der Bay zurück und in ein oder zwei Tagen machte ich mich auf die Reise nach Tallahassi. Ungefähr zwanzig Meilen von Deadman's Bay holten wir einen flüchtigen Neger ein, und da wir unerwartet über ihn kamen, als er eben um die Ecke eines Schilfmoors bog, so hatte er nicht Zeit zu entwischen, da er in Schußweite war. Er hob seine Arme empor und stieß einen durchdringenden Schrei aus (wie die Indianer immer thun, wenn sie in Gefahr sind), da er jeden Augenblick glaubte, erschossen zu werden. Er hatte indessen von uns Nichts zu fürchten, da wir seine Freunde und nicht seine Feinde waren. Als ich sah, daß er keine Flinte hatte, ritt ich vorwärts und redete ihn zuerst an. Er war durch die Art, wie ich mit ihm sprach, bald beruhigt, und bat flehentlich, daß wir ihn nicht zurückhalten oder beschädigen sollten. Dies versprach ich ihm sogleich, wenn es uns mittheilen wollte, ob Indianer in der Nähe seien oder nicht. Er sagte: nein; sie hätten die Gegend verlassen „vor zwei Sonnen" (Tagen), hätten eine östliche Richtung eingeschlagen, und wir könnten ruhig nach Fort Andrews weiter reisen.

Nachdem ich mehrere andere Fragen an ihn gerichtet hatte, erkundigte ich mich, ob die Indianer wohl ihren Weg von da nach Tallahassi kreuzen würden? Er sagte auch: nein; sie wären weit weg in einer andern Richtung, da sie nach Ost-Florida, zwanzig Meilen entfernt, gezogen wären. Der Bursche war in einer hülflosen Lage und bettelte um ein Stück Brod, da er fast vor Hunger umfallen müßte. Ich ließ ihm etwas trockenes Wildpret und Brod reichen, was er mit Gier verschlang. Den Namen seines Herrn wollte er mir nicht nennen, aber er sagte mir, daß hunderte von Negern mit den Indianern gemeinsame Sache gemacht hätten, sechse von derselben Pflanzung, welcher auch er entsprungen sei. Meine Gefährten wollten zuerst ihn festhalten und an seinen Herrn abliefern, aber mein entschiedenes Auftreten dagegen brachte sie von ihrem Vorhaben ab. Ich wies auf das Schilfmoor, und nachdem ich ihm einen Tropfen Branntwein gegeben hatte, sagte ich ihm, er solle machen, daß er fortkäme, worauf er wie ein Hirsch ins Dickicht schoß und mit einem lauten Freudenschrei aus unsern Augen entschwand.

Ungefähr zehn Meilen weiter, als wir um die Ecke eines dich-

ten Buschmoors bogen, hörten wir das Gebell eines indianischen Hundes, und da wir die Nähe einer Bande von Wegelagerern fürchteten, so waren wir sogleich auf unsrer Hut. Der Hund kam indessen nicht aus dem Gehölz und wir machten, daß wir aus der gefährlichen Gegend fortkamen. Als wir wieder in Fort Andrews angelangt waren, ohne weitere bemerkenswerthe Abenteuer, fanden wir eine Abtheilung von Freiwilligen, welche eben nach Fort Pleasant, in der Richtung, die wir selber einschlagen mußten, aufzubrechen im Begriff waren. Nachdem ich meine nun beinahe ganz erschöpften Kräfte durch einen erquickenden Schlaf wieder aufgefrischt hatte, ging ich zu ihrer Lagerstätte am Strom hinunter. Sie hatten Tags zuvor ein Treffen mit einer starken Indianerschaar gehabt und dieselben mit Verlust zurückgeschlagen. Sie zeigten mir verschiedene blutige Scalps von Kriegern, die sie getödtet hatten. Ich konnte nicht umhin, die Schönheit des an der Kopfhaut noch hängenden Haares, welches rabenschwarz und von einem wunderschönen Glanze war, zu bewundern. Sie hatten einige gefangene Indianerweiber nebst einem halben Dutzend Kinder bei sich; die erstern waren von Gram verzehrt, besonders war eine, deren junger Gatte in den Treffen erschossen worden und dessen Scalp einer der von mir erwähnten war, ganz überwältigt von Schmerz. Die Kinder, die von dem Elend ihrer Eltern wenig Bewußtsein hatten, schwammen im Fluß herum und tauchten wie Amphitriten auf und nieder; sie hatten jeder einen kleinen Bogen und einen Köcher voller Pfeile. Ohne Zweifel waren die Indianer, denen die Freiwilligen das Treffen geliefert hatten, dieselben, von welchen der Neger, mit dem wir achtundvierzig Stunden früher zusammengetroffen waren, erzählt hatte.

Ich wollte nun eine Zeit lang in Fort Andrews bleiben, zum Theil um einen Freund, mit dem ich mich verabredet hatte und von dem ich bald mehr erzählen werde, hier zu erwarten, und theils um meine Kräfte wieder herzustellen, da mich das Wechselfieber ergriffen hatte, welches meinen Körper sehr schwächte und das Reisen höchst beschwerlich machte. An Bequemlichkeiten war allerdings wenig im Fort vorhanden; aber es fehlte nicht an ärztlicher Hülfe und nie werde ich die Liebenswürdigkeit vergessen, mit der mich die dortigen Offiziere behandelten.

Ich verbrachte meine Zeit damit, in die Wälder zu streifen, wenn es meine Gesundheit erlaubte, und hatte bei diesen Ausflügen ein Boot bei mir, mit welchem ich mehrere Male den vielfach gewundenen Strom Estinahatschi bis an die einige Meilen entfernt gelegene Bay durchdrang. Wenn es Nacht ward, so versenkten wir unsere Böte, damit die Indianer, welche die Gegend unsicher machten und Verwüstungen anrichteten wo sie konnten, sie nicht stehlen oder

zerstören möchten. Unterhalb des Forts lagen in einem finstern Thal, durch welches der Strom sich im schweigenden Laufe windet, die Ruinen einer Mühle. Sie war einst bewohnt gewesen, aber die Leute waren vor einigen Jahren von den Indianern ermordet worden, welche ihre Grausamkeit (wie ihr fast unveränderlicher Gebrauch ist) dadurch vollendeten, daß sie das Gebäude anzündeten.

Eines Tages, als ich nach einem langen Streifzuge in einsamem Nachdenken über meine Lage und die umgebende Landschaft da saß, sah ich einen schönen Indianer, der im höchsten Grade abgemattet schien, aus dem anstoßenden Buschmoor auftauchen und zum Saume des Stromes gehen, woselbst er, nachdem er mit ängstlich suchendem Auge und Gesicht umhergespäht hatte, seine Flinte niederlegte, zu einem Baum schritt, der sich über den Strom hinstreckte, als ob er durch einen Sturm umgebrochen worden sei, bis zum Ende desselben kroch und anfing sich mit dem Wasser zu waschen. Sein Aussehen war höchst romantisch, und nach seinem Anzuge zu urtheilen, mußte er ohne Zweifel ein Krieger von Auszeichnung sein, der wahrscheinlich seinem Weibe folgte, einer jener Indianerinnen, welche von den Freiwilligen gefangen worden waren und sich auch in Fort Andrews befanden, wo sie auf die Befehle des Generals Taylor warteten. Ich hätte ihn unfehlbar herunterschießen können, wenn ich bewaffnet gewesen wäre. Allein auch wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde ich es dennoch nicht gethan haben, da es mein fester Vorsatz war, meine Hände nicht muthwillig mit dem Blute eines Indianers oder Negers zu beflecken, wie dies leider hier nur zu oft vorkommt. Auch ihn zu verrathen kam mir nicht von Weitem in den Sinn, denn ich hatte das tiefste Mitgefühl für die Leiden dieser Race und wußte wohl, daß eine nicht zu vertheidigende Gier nach neuen Eroberungen auf Seite der Vereinigten Staaten zuerst die Empörung von Negern und Rothhäuten hervorgerufen und Feindseligkeiten veranlaßt hatte. Nachdem der Neger mit seinem Bad zu Ende war, schritt er wie ein Hirsch in die dunkle Tiefe des Waldes zurück, während ich mich mittlerweile aus dem Bereiche der Gefahr entfernt hatte, denn er seinerseits war gewiß von wilden Rachegefühlen entbrannt und in einer von der meinen sehr weit verschiedenen Stimmung.

Während meines Ausflugs nach Deadman's Bay hatte ich die Bekanntschaft eines jungen Schotten gemacht, der dem Medizinalstab der Vereinigten Staaten-Armee, wenn ich nicht irre, als Supernumerarius mit der Anwartschaft auf demnächstige Anstellung, beigegeben war. Es war ein ungemein liebenswürdiger Gesellschafter, von einer guten natürlichen Anlage fließender Unterhaltungsgabe, scharfem Beobachtungstalente, frei von Selbstsucht und wohl erzogen, so weit ich mich erinnere, zu Cambridge in England. Wir gewöhnten uns

rasch an einander. Er begleitete mich auf meinen Wanderungen und während meines dortigen Aufenthaltes waren wir fast unzertrennlich. Er war eins von jenen Wesen, wie sie uns die gütige Vorsehung zuweilen sendet, wenn wir die dunkle Straße des Lebens unter ungewöhnlich erschwerten Verhältnissen wandeln sollen; und meine schönste Hoffnung war, mit ihm dereinst auf günstigerem Boden die Freundschaft fortzusetzen, die wir in bedrängter Zeit mit einander geschlossen. Aber die Rathschlüsse der Vorsehung sind unerforschlich, und ihre Wege in der That werden nicht ausgefunden. Davon ward mir aufs Neue ein Beispiel durch die Katastrophe gegeben, welche ich jetzt erzählen will, und die mich meines Freundes für immer beraubte. Als wir noch an der Bay waren, drückte er den Wunsch aus, St. Marks, Tallahassi und Apalachicola zu besuchen, und zwar wollte er, sobald es die Amtsgeschäfte erlaubten, wo möglich mit dem Dampfschiff reisen, oder, wenn dieses ausbleiben sollte, über Land gehen und sich einer Eskorte anschließen, die etwa desselben Weges zöge. Da ich lebhaft wünschte, auf meinem Wege nach Süd-Carolina seine Gesellschaft zu haben, so machte ich, wie früher schon mitgetheilt, in Fort Andrews Halt, damit er mich dort in einer Woche ungefähr antreffen und mit mir zusammen nach Fort Pleasant, zehn Meilen weiter, und von da nach Tallahassi reise.

Da die Zeit jetzt gekommen war, in welcher ich seine Ankunft erwartete, so sah ich eines Morgens ängstlich durch einen langen Durchblick von Fichten- und Haidehügeln nach ihm aus, als ich plötzlich in der Ferne zwei Reiter gewahrte, die sich mit der größten Hast nahten; ich bildete mir zuerst ein, wie sich's denn auch nachher als wahr herausstellte, daß sie der Vortrab von der Eskorte meines Freundes seien — aber da sie herankamen, konnte ich es in der Aufregung, in der sie sich befanden, und dem dampfenden Zustand ihrer Pferde, welche ganz weiß von Schaum und Schweiß waren, ansehen, daß etwas Außerordentliches geschehen sei.

Die Geschichte war bald erzählt: Es ging daraus hervor, daß ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Ansiedlungen oder Stationen eine Indianerschaar im Hinterhalt gelegen und auf den Trupp gefeuert hatte, und daß mein Freund das Opfer eines verrätherischen Schusses geworden war. Die Nachricht erschütterte mich furchtbar, und nach kurzer Berathung mit einem anwesenden Manne, der die Gegend genau kannte, war ich entschlossen, eine möglichst ansehnliche Begleitung aufzubringen und nach der Mordstätte hinzueilen, um die Reste meines armen Freundes, dessen Gebeine sonst, wie ich es oft auf meinen Reisen durch dies Land gesehen hatte, auf den Sandhügeln hätten bleichen müssen, zu sammeln. Wir brachen unverzüglich auf, unsrer vierzehn Mann, wohlbewaffnet mit Flin-

ten, Jagdmessern und Pistolen, gefolgt von einem mit vier kräftigen Maulthieren bespannten und von einem Neger getriebenen Wagen, in dem wir den Leichnam zurückbringen wollten. Die Expedition war wegen der Nähe einer jüngst entdeckten Indianerschaar, welche in dem Distrikt furchtbare Gräuelthaten beging, von nicht geringer Gefahr begleitet, doch wußten wir nicht, ob jene Schaar groß oder klein, und ob es nicht dieselbe sei, von der ich oben schon gesprochen.

Nach einer melancholischen Reise, während welcher Jeder so sehr seinen eigenen traurigen Gedanken nachhing, daß wenig gesprochen wurde, erreichten wir den verhängnißvollen Ort, welcher uns von Einem jenes Trupps, der meinen Freund eskortirt hatte, gezeigt ward. Er befand sich an dem Ende einer dichtbewachsenen Moorinsel, an deren Rand einige ungeheuere Bäume lagen, welche vor Kurzem durch einen Orkan umgestürzt zu sein schienen. Hinter dieser Barrikade hervor hatten die Indianer auf den vorbeiziehenden Trupp unerwartet geschossen — der Angriff war so plötzlich geschehen, daß die Ueberraschung und der Schreck sie mehr noch als die wirkliche Gefahr kampfunfähig machten. Der Ueberlebende, welcher unsern Streifzug begleitete, erzählte, daß sie Einer hinter dem Andern hergeritten wären, wie dort Gebrauch ist; daß der arme H— vor ihm ritt, und daß er ihn, unmittelbar nachdem die Indianer gefeuert hatten, rückwärts von seinem Pferde taumeln und zur selben Zeit mit seiner linken Hand an seinen Kopf habe fahren sehen. Er konnte nicht mehr erzählen, da sein Pferd scheu ward und mit ihm, der vor Schreck unfähig war es zu zügeln, in gestrecktem Galopp durchging. Wenn der Trupp gehalten und das Feuer erwidert hätte, so würden sie höchst wahrscheinlich Einige von den Wegelagerern niedergestreckt, oder wenn die Anzahl derselben gering gewesen wäre, wenigstens meinen armen Freund gerettet haben.

Wir fanden Fußspuren der Indianer, denen wir folgten; nach ihnen zu urtheilen, mußten dieselben von geringer Anzahl sein, und ferner ging daraus hervor, daß H—, nachdem er gestürzt war, sich noch einmal erhoben und vor dem Feind geflüchtet hatte, ungefähr zweihundert Ellen in der Richtung nach der Ebene zu; daß er hier aber wieder eingeholt und sein Schädel von hinten durch einen Tomahawk gespalten worden war. Bald auch entdeckten wir seinen Leichnam im Sande, und die Geier und Wölfe hatten schon das Fleisch und die Muskeln bis auf die Knochen abgefressen. Wir sammelten die Gebeine mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt und legten sie in den Wagen, der sie nach Fort Andrews bringen sollte. Auf dem Knochen des kleinen Fingers der linken Hand war ein Smaragdring, welchen ich den ermordeten Mann oft hatte tragen sehen, und der, bedeckt mit Sand und Blut, dem Auge und der Gier seiner

Mörder entgangen sein mußte. Der linke Kinnbacken war durch eine Flintenkugel zerschmettert. — Nach ermüdender Tagesreise erreichten wir Fort Andrews mit den Resten meines Freundes, die wir früh am andern Tage in den Sand begruben. Eine militairische Salve ward von einigen Soldaten der Garnison über dem Grabe abgefeuert. Nördlich von Fort Andrews auf einem Waldabhange kann man eine Zinkplatte sehen, mit dem Tage seines Todes und einer kurzen Angabe der Umstände, die denselben begleiteten, darauf. Ich habe die Grabstätte so weit als möglich vom gewöhnlichen Wege entfernt gewählt und mein kleines Denkmal so errichtet, daß man es nicht anders sehen kann, als wenn man nahe steht; und so habe ich gehofft, daß es der Raubgier der Indianer entgehen würde. —

Bei meinen Wanderungen durch die Sandwüsten von West-Florida hatte ich mehrfach Gelegenheit die vernichtenden Einflüsse jener Tropenstürme zu beobachten, von denen die Bewohner der gemäßigten Zone gar keinen Begriff haben. Namentlich erlebte ich ein solches Unwetter, das von so ungewöhnlichen und überraschenden Phänomenen begleitet war, daß ich nicht umhin kann, dem Leser ein Paar Worte darüber mitzutheilen. Es war in der Mitte des Sommers, und so heiß, daß wir mehrere Tage lang 84 bis 90° F. hatten. Wir waren des Morgens um 8 Uhr aufgebrochen und den ganzen Tag unter der glühenden Sonne dahingeritten, gegen deren Strahlen unsre Palmblätterhüte uns nur schlecht schützten. Wir hatten unbeschreiblich heftiges Kopfweh — der meine schmerzte mich so, daß ich alle Augenblicke glaubte, er möchte „splittern"; ein Wort, welches man bei uns wohl ohne weitern Sinn anwendet, das aber auf den Süden vollkommen paßt. Gegen Abend nahm die Schwüle beträchtlich zu und die Dichtigkeit der Atmosphäre machte das Athmen beschwerlich. Eine verdächtige Stille in der Luft trat ein, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Unwetter losbrechen würde. Aber es war keines, das durch eine gewöhnliche Entladung von Donner, Blitz und Regen sich erleichtern konnte — denn wir fühlten wohl, daß gewaltigere Kräfte in Thätigkeit waren. Die Dicke der Luft war von einem Halbdunkel begleitet, ähnlich dem, welches bei einer Sonnenfinsterniß herrscht; und die Sonne, welche den ganzen Tag lang einen schwarzgelben Schein ausgestrahlt hatte, war nun so in Dunst verhüllt, daß man sie noch kaum in ihren Außenlinien erkennen konnte — während ein unterirdisches Getöse den Schreck unsrer Lage erhöhte, da es uns an die Erzählungen von Erdbeben und ähnlichen Naturerscheinungen, die wir gelesen hatten, erinnerte. Wir bewegten uns langsam vorwärts, wie das Leute thun, welche einer Gefahr entgegengehen, die ihnen Vernichtung droht, und ein unerklärliches Gefühl von Müdigkeit und Erschlaffung ergriff die ganze Gesellschaft. Geier und andere Raubvögel schrieen

fürchterlich, indem sie rund um unsre Köpfe in der größten Aufregung hin- und herschwirrten, — wir konnten nicht sagen, ob Schreck oder die Aussicht auf ein reiches Mahl sie aufgejagt hatte. Diese gefräßigen Unholde kamen oft mit großer Frechheit bis auf wenige Fuß über die Köpfe unsrer Pferde herunter, die von Entsetzen ergriffen schienen, indem sie sich also nahten. Ich legte auf einen der größten dieser Vögel die Flinte an, und er stürzte zu meiner Linken mit einer Gewalt nieder, die ich nur mit dem Fall eines menschlichen Wesens vergleichen kann. Sobald der Vogel den Grund berührt hatte, gab er Aas von sich und starb. Als ich meine Flinte abfeuerte, war der Schall wegen des Zustandes der Luft ungewöhnlich schwach, und zwar so sehr, daß meine Gefährten, die nicht 100 Schritt vor mir waren, ihn kaum noch hörten. Die wilden Thiere im Schilfmoor am Wege, welche gewöhnlich still und heimlich sich in ihre Schlupfwinkel verkriechen, zerrissen die Luft mit ihrem Geheul. Die Ordnung der Natur schien umgekehrt, und die langen Büschel grünen Mooses schwankten traurig an den Bäumen vorwärts und rückwärts, und erhöhten die Feierlichkeit der Scene. — Wie die Gesellschaft ihren Weg langsam durch die Wildniß nahm, blickte jeder Einzelne mit Argwohn um sich — Einer sah den Andern verstohlen an oder stieß einen tiefen und ängstlichen Seufzer aus in Erwartung dessen, was Allen unvermeidlich schien. Wäre das Unwetter, das uns drohte, wirklich losgebrochen, so ist es sehr zweifelhaft, ob die Hand, die dies schreibt, in den Sandsteppen von Florida nicht längst schon mit dem Staub vermischt worden wäre; denn da wir weiter ritten, sahen wir gigantische Fichten, Cedern und Wallnußbäume, die von früheren Stürmen entwurzelt, über das umgebende Land hingestreut da lagen, manche hundert Ellen weit von der Stelle, die ihre Wurzeln genährt hatte, während die zerknitterten Aeste unsern Weg bedeckten, schwarz vom Blitz oder von der langen Einwirkung der Tropensonne. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Nachdem der schreckliche Zustand ungefähr eine Stunde gedauert hatte, schien sich die Natur selbst durch einen plötzlichen Rückschlag erleichtert zu haben; eine kühle Brise, die unsre Lebensgeister in hohem Grade erfrischte, und von jenem lauten und hohlen unterirdischen Getöse, von dem ich vorhin gesprochen habe, begleitet war, fing unerwartet an zu wehen und fegte wie durch Zauberei die Schlaffheit der Natur fort. Was diese Naturerscheinung um so merkwürdiger machte, war die gänzliche Abwesenheit von Blitz und Donner. Meine Gefährten schrieen laut auf vor Freude, als das hohle Tosen des werdenden Sturmes sich ostwärts verlor (denn wie sie mir sagten, zeigte dies an, daß die Gefahr vorüber); ich fühlte ein Entzücken, das ich nicht beschreiben kann, und stimmte von

Herzen in die Freudenrufe ein, die meine Gefährten erhoben, indem sie dahinzogen.

II.

Die Schwarzen und die Weißen.

Florida bringt Apfelsinen, Pflaumen, Cacao, Moschus und Wassermelonen in Ueberfluß hervor. Die offenen Theile des Landes sind hier und da mit Waldflecken voll knorriger Fichten von sehr harzreicher Natur, voll weißer und rother Eichen, Wallnußbäumen, Cedern und Cypressen bedeckt, übrigens aber mit dürrem Gras, das nur dem Wild kärgliche Nahrung gewährt, bekleidet. Die traurige Eintönigkeit vom Innern dieses öden Landes macht auf den Wandrer einen beängstigenden Eindruck; und die Reise von einer Ansiedlung zu der andern durch Fichtenwälder scheint ihm endlos zu sein.

Eines Morgens, kurz vor meiner beabsichtigten Abreise nach Tallahassi, wurde ich vor Tagesanbruch durch einen Flintenschuß aufgeschreckt, welchem unmittelbar der Ruf „Wache heraus!" und ein großer Lärm folgte. Da dies wegen der steten Befürchtung vor einem Angriff der Indianer auf die Verschanzung nichts Ungewöhnliches und während meines Aufenthaltes schon mehrfach vorgekommen war, so beschloß ich liegen zu bleiben und zu lauschen, bevor ich mich erhöbe. Die Unterredung, die nun erfolgte, und das Getrappel von Pferden überzeugte mich bald, daß es Freunde gewesen, die angelangt. Allein ich war begierig zu erfahren, ob der Vertrag schon abgeschlossen worden sei, der damals zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den Indianern beabsichtigt ward; denn das günstige Zustandekommen desselben würde nicht allein meine Rückkehr nach Tallahassi gesichert, sondern auch vielleicht für immer jenen Scenen voll Blut und Verwüstung, deren Anblick nach und nach für mich etwas Erdrückendes bekommen hatte, ein Ende gemacht haben. Dieses Gefühl ward noch sehr dadurch gesteigert, daß man um jene Zeit die Estafette, welche zwischen Fort Andrews und Deadman's Bay ritt, von einer Abtheilung des Feindes niedergeschossen worden war. Der Leichnam dieses armen Menschen ward nie gefunden, aber man entdeckte Blutspuren an dem Orte, wo er angegriffen sein mußte und der Sattel und Gürtel seines Pferdes waren in tausend kleine Stücke zerschnitten wor-

den. Wahrscheinlich hatte man ihn verwundet und alsdann gefangen genommen, um ihn — nach dem gewöhnlichen Gebrauch der Indianer in Kriegszeiten — zu Tode zu martern.

Da ich mich nun zuletzt erhob und zu einem Hause außerhalb der Verschanzung begab, welches als Offizierswohnung benutzt ward, fand ich, daß der Lärm durch die Ankunft von zwei Compagnieen leichtberittener Soldaten aus St. Marks verursacht worden war, welche einige Koppel Bluthunde eskortirt hatten, die der in diesem Theil von Florida operirenden Armee helfen sollten die Indianer auszurotten. Diese Hunde waren fürchterlich, und wenn man sich den Koppelmännern näherte, welche sie führten, so öffneten sie ihre Rachen zu einem gellenden Geheul und versuchten loszubrechen. Die Hunde waren mit ihren Wächtern eben von Cuba herübergekommen, und der Grund ihrer Herbeischaffung war die Annahme gewesen, daß die Indianer gleich den Maruns in Jamaika, welche an dreißig Jahre lang den dortigen Kolonisten trotzten, durch sie zur Unterwerfung gezwungen werden würden. Diese Annahme jedoch sollte eine irrige sein, wie sich bald heraus stellte; denn sogleich beim ersten Angriff tödteten die Indianer einige, und kurz darauf gab man den ganzen Plan auf.

Solch barbarische Mittel sind weder vor Gott noch vor Menschen zu rechtfertigen, wiewohl Manche jedes Mittel, welches Gott und Natur in ihre Hand gegeben, für erlaubt halten, wenn es nur dazu führt, den Krieg zu beendigen, der den Vereinigten Staaten schon so viel Blut und Geld gekostet hat. Auch war der Schritt in den östlichen und nördlichen Staaten nichts weniger als populär; die südlichen dagegen behaupteten in Wort und Schrift, daß es seit unvordenklichen Zeiten Sitte gewesen, flüchtige Sklaven zu jagen, wie man Wild hetzt, und daß es keine große Sünde sei, wenn man sich bei dieser Jagd der Bluthunde, anstatt der Bullenbeißer bediene.

Nachdem ich meinem todten Freunde die letzte Ehre erwiesen hatte, verließ ich Fort Andrews in Gesellschaft von vier Pflanzern zu Pferde und machte mich auf den Weg nach Tallahassi. Wir erreichten bald die besser bevölkerten Gegenden, ohne weiter von den Indianern belästigt zu werden. Doch hatten sie hier traurige Verwüstungen genug angerichtet; wir sahen viele Pflanzungen ohne Bewohner, da die Besitzer entweder durch Mitternachts-Mörder getödtet worden oder aus Furcht entflohen waren. Dicht bei den verlassenen Wohnungen fanden wir ganze Gärten voll der schönsten Pfirsichbäume, die mit Früchten von der üppigsten Fülle so überladen waren, daß sie in Büscheln auf den Boden herabhingen. Wir labten uns an ihnen sehr. — Eingehegte Maisfelder, von Brombeeren überwachsen, und Baumwollfelder mit Egrenirmaschinen (zum Ent-

hülsen und Reinigen der rohen Baumwolle) und Vorrichtungen, um das Produkt in Ballen für den Markt zu packen, boten dem Auge das traurigste Bild der Zerstörung dar.

Auf unserem Ritt begegnete uns eine Gesellschaft von etwa einem halben Dutzend Pflanzern oder Aufsehern der benachbarten Besitzungen, welche flüchtige Feldarbeiter suchten, auf schönen Maulthieren; ich sah es ihnen an, daß sie sehr aufgeregt waren; Einer von ihnen hatte einem Neger einen Strick um den Nacken geworfen, wie einen Lasso, und das Ende desselben an seinem hohen spanischen Sattel befestigt. Da sie ans Thor gekommen waren, stieg der Vorderste von ihnen ab, um es zu öffnen; das Maulthier, wahrscheinlich um rasch zur Krippe zu kommen, vielleicht auch um einen brutalen Stoß oder Hieb zu entgehen, trabte hindurch. Dies jedoch mußte dem Eigenthümer desselben nicht gefallen, denn er schrie dem Thier ein lautes Halt! zu. Das Maulthier aber blieb bei seinem kurzen Trab. Da riß der Wütherich in seiner teuflischen Wuth ein langes Messer aus seinem Gürtel und schleuderte es mit aller Kraft gegen das Thier. Der Unmensch hatte auch so gut gezielt, daß die sechs oder sieben Zoll lange Klinge in den Unterleib der gequälten Kreatur eindrang, welche ungefähr zwanzig Ellen weit, mit dem mörderischen Messer in den Eingeweiden rasend dahinlief. Dann fiel das Thier mit einem tiefen Schmerzensschrei nieder, während der Teufel, welcher diesen muthwilligen Akt der Barbarei verübt hatte, und seine Gefährten den Sturz mit ansahen und laut darüber frohlockten. Ich bemerkte, daß ein dunkler Zug des Hasses sich auf dem Gesicht des gefangenen Negers auspreßte, während sich dies Drama abspielte, und daß er, als das Messer in den Leib des armen Thieres drang, ausrief: „O Herr, Herr!" — Die einzige Strafe, die dieser grausame Mensch erlitt, war der Verlust des Maulthieres, das unmittelbar nach dem Vorfall starb. Es mochte zwischen achtzig und hundert Dollar werth sein.

Endlich hatten wir Tallahassi erreicht. Obgleich mein Gesundheitszustand wegen der giftschwangern Luft des Landes nicht der beste war, so fühlte ich doch nun, nachdem die Gefahren vorüber waren, Befriedigung über meine Reise und war dem großen Vertheiler alles Guten, der mich sicher hindurch geleitet hatte, von ganzer Seele dankbar. In Tallahassi erblickte ich auf der Straße, bewacht von einem Burschen, der aussah wie ein Räuber und Mörder, zwei Neger mit eisernen Bändern um den Nacken. Es waren eingefangene Flüchtlinge; die Halseisen, welche sieben oder zehn Pfund gewogen haben können, hatten Stacheln auf beiden Seiten. Einer von den armen Geschöpfen hielt dieselbe empor, indem er dahinging, um das Gewicht, welches schmerzhaft auf seine Schultern drückte, zu erleichtern.

General Murat wohnte zu der Zeit in der Nachbarschaft; er ist der Bruder des Ex-Königs Joachim, besitzt eine große Pflanzung und, wie man mir erzählte, mehr als zweihundert Neger, die er sehr menschlich behandeln sollte. Dies „menschlich“ indessen ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, da alle Sklavenbesitzer behaupten, dasselbe zu thun, obgleich die armen Elenden, über die sie sich die Herrschaft gegen alles göttliche und menschliche Recht anmaßen, in neunzig Fällen von hundert dürftig gekleidet, schlechter genährt als Pferde und Maulthiere, und bis zum äußersten Maß dessen, was der Mensch vertragen kann, abgemartert sind. Wenn die armen zerlumpten, bleichen Wesen, die ich in Tallahassi sah, Beispiele der „menschlichen“ Behandlung sind, so mag Gott ihnen helfen!

General Murat hatte einige Jahre zuvor eine Amerikanische Dame geheirathet, welche sich gern die „Prinzessin“ nennen ließ, da es ein bemerkenswerther Zug der Amerikanischen Frauen im Süden ist, sich in dieser ehrfurchtgebietenden Weise begrüßen und verehren zu lassen. Ich sah den General nicht selber, aber man erzählte mir, daß er gern an der Barre der dortigen Hotels lungere; daß er ein sehr geschwätziger alter Herr sei und außerordentlich gern von seinen Abenteuern spreche, besonders von seiner Flucht zur Zeit, wo die alliirten Truppen ihren Einzug in Paris hielten.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Tallahassi reiste ich mit dem Schnellwagen nach Macon in Georgien, da es jetzt meine Absicht war, meine Routen nach Charleston in Süd-Carolina über Land fortzusetzen. In dem Eilwagen (welch eine verschönernde Umschreibung für unser plumpes Fahrzeug!) von Tallahassi nach Macon waren verschiedene geschwätzige Passagiere. Einer von ihnen wechselte ab, uns zu amüsiren und anzuekeln; denn nachdem er uns seine ziemlich bunte Lebensgeschichte erzählt hatte, berichtete er einen Vorfall, der sich jüngst auf einer Pflanzung zugetragen, die er besucht hatte, und da dieser Vorfall ein neues Licht auf die sog. „Rechte“ der Sklavenzüchter wirft, so will ich ihn nicht verschweigen. Nach der Beschreibung eines schwelgerischen Trinkgelages, an welchem er selber Theil genommen und welches mehrere Tage gedauert hatte, erzählte er, wie der Wirth, der in allen Dingen sich beeiferte, seinen Gästen zu zeigen, wie hoch er die Ehre ihres Besuches schätze und dem hierbei kein Opfer zu groß war, vorschlug, einen Sklaven mit einem Apfel auf dem Kopf, gleich Wilhelm Tell, dem Schweizer-Patrioten, aufzustellen, und demjenigen den Sklaven zu eigen zu geben, welcher den Apfel mit einer Flintenkugel auseinanderschösse. Diesem Vorschlag, bemerkte mein Reisegefährte sehr witzig, „sprangen“ die Andern bei, da sie sich alle vielen Spaß davon versprachen; „aber,“ fügte er hinzu, „der Bursch verdarb es, denn er wollte nicht still stehen, obwohl wir eine ganze Kuhaut auf ihm, wegen seiner Hartnäckigkeit, kurz

und klein schlugen.“ Die nichtswürdige Art, mit der er von dieser beabsichtigten Schandthat sprach, erfüllte mich und alle andern Passagiere mit dem tiefsten Abscheu.

Auf den vierzig letzten Meilen meiner Reise hatte ich einen höchst angenehmen Reisegefährten, einen jungen wohlunterrichteten Mann aus dem Staate Alabama. Ich sprach mit ihm über tausend allgemein interessante Dinge in der freiesten Weise; was die Sklavenfrage jedoch anlangt, so war er leider! für den Stand der Dinge, „wie er nun einmal ist.“ Da ich begierig war, Nachrichten über die Art und Weise der Sklavenehe zu erhalten, so berührte ich den Gegenstand und erfuhr von ihm, daß die Heirath der Neger in den meisten Fällen Nichts sei, als ein grobes Possenspiel, und daß die Verbindungen derselben in der Regel nur für kurze Dauer abgeschlossen würden, obgleich er wohl auch schon manches Paar gesehen habe, das sich treu geblieben bis an's Lebensende. Seine Ansicht ging dahin, daß in dieser Hinsicht noch viel Raum für durchgreifende Reformen wäre. „Ich will Ihnen“, sagte er, „ein Beispiel von der Art geben, in welcher dieser von uns Weißen für heilig gehaltene Vertrag unter den schwarzen Arbeitern abeschlossen wird. Wenn ein Paar als Mann und Frau zusammen zu leben wünscht, so theilt der männliche Neger diesen seinen Wunsch dem Aufseher mit, und wenn sonst keine Hindernisse sind, so wird ihm eine Hütte angewiesen.“ Alsdann beschrieb er mir eine derartige Scene, die ich mir Mühe geben will, in seinen eigenen Worten wiederzugeben. Er sagte, daß sie sich auf der Besitzung seines Vaters vor einigen Jahren zugetragen und daß er zu jener Zeit dabei gestanden und Alles gehört habe. Ein Neger näherte sich dem Orte, wo der Aufseher stand, augenscheinlich — nach seinem verlegenen Benehmen zu urtheilen — in der Absicht, sich eine Gnade zu erbitten, wobei sich folgendes Gespräch entspann:

Aufseher. Nun, Du schwarzer Hallunke, was stehst und grinsest Du da herum?

Neger. Verzeihung, Meister . . . möchte Lucy zum Weib . . .

Aufseher. Weib, Du Schuft? Was willst Du mit einem Weibe machen? Fort da, und bekümmere Dich um Deine Pferde! (Der Sklave war nämlich Fuhrmann auf der Besitzung).

Neger. O, Meister, — ich liebe Lucy.

Aufseher. Und sie liebt Dich, wie ich mir denken kann. Einen guten Geschmack muß sie haben, das ist wahr. Was wollt Ihr haben?

Neger. Da ist Platz in der Hütte No. 2, wenn Meister es erlauben.

Aufseher. Gut, höre mich. Geh und hol sie Dir, aber — Du fauler Hund — wenn Du jetzt nachlässig wirst und nicht ar-

beitest wie lebendige Kohlen, so werd' ich sie auf eine andere Besitzung schicken (welche 40 Meilen entfernt war) und Dich obendrein noch bei lebendigem Leibe schinden. Verstanden?

Der arme Bursche, nachdem er dem Aufseher gedankt hatte (für seine Höflichkeit wahrlich nicht!) sprang fort, um die frohe Nachricht seiner Auserwählten zu überbringen, und schrie dabei vor Freude, daß die Luft davon dröhnte. Mein Gewährsmann sagte mir, daß es auf der Besitzung seines Vaters Sitte sei, bei solchen „fröhlichen“ Gelegenheiten den Negern vier oder acht Quart Branntwein zum Besten zu geben.

Nach zahllosem Anhalten kam der Zug endlich in Charleston an. Die Strecke von Greensborough ab war eine äußerst unangenehme; außer der Unannehmlichkeit, daß man wegen des Zustandes der Bahn, die so schlecht ist, daß die Wagen zuweilen aus den Schienen gehen, nur sehr langsam fahren kann, hauchen die von Alligatoren und anderen Reptilien bewohnten Sümpfe, durch welche die Bahn führt, die ungesündesten Dünste aus. Nachdem ich mein Billet im Bahnhof abgegeben hatte, miethete ich mir einen Neger, um mein Gepäck in das Gasthaus zu tragen, und schlenderte langsam der Stadt zu.

Ein geräumiger öffentlicher Platz, am Ende von Kingstreet, durch welche ich zu wandern hatte, bot einen sehr bunten Anblick dar, indem die Bürger der Stadt daselbst versammelt waren, den Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (4. Juli 1776) und zugleich das Andenken des großen Washington zu feiern. Lange Tische unter bunten Leinendächern, um die Gesellschaft gegen die glühenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen, seufzten unter der ganzen Fülle dessen, was dies Klima an köstlichen Dingen hervorbringt; aber nicht die nächste Umgebung allein: auch Cuba und andere der benachbarten Inseln waren geplündert worden, um dies Banquet so großartig wie möglich zu machen und es an Delicatessen nicht fehlen zu lassen. Haufen elegant gekleideter Damen (im Allgemeinen von sehr bleichem Aussehen und schmachtender Miene), geisterhaft aussehender Kinder und sonngebräunter Männer, von denen nicht wenige die Spuren des schlechten Klima's und der noch schlechteren Lebensweise im Gesicht trugen, drängten sich um die Tische. Die schwarzen Aufwärter bewegten sich zu Dutzenden mit der Ordnung und Ruhe von Automaten, wie dies bei solchen Gelegenheiten dieser Race eigenthümlich ist, denn bei einem Banquet ist der Neger ein wahrer Muster-Kellner. Ihr schneeweißes Costüm contrastirte stark mit ihren schwarzen Gesichtern und der fröhlichen Menge ringsum. Das laute Gelächter, wenn ein unglücklicher Schelm eine Schüssel fallen ließ oder einem von den Gästen die Sauce über den Rock goß, bezeichnete die glückliche Stimmung der Versammlung und Scherz und Heiterkeit standen oben an auf der Tagesordnung.

Die großartige Scene, die ich vor mir hatte, nach einer langen Abwesenheit von geselligen Zusammenkünften im civilisirten Leben, war sehr einladend, und wenn ich nicht so sehr müde von der Reise und den Nachwirkungen des Wechselfiebers gewesen wäre, so würde ich mit Freuden daran Theil genommen haben. Doch hätte ich mich geirrt, wenn ich aus der herrschenden Heiterkeit gefolgert hätte, daß sich die Versammlung ganz glücklich und sicher fühle. Truppen waren bei einem Wachthause in der Nähe aufgestellt und die Schildwachen, welche vor demselben auf und nieder gingen, als ob sie einen Feind erwarteten, bildeten den schärfsten Contrast zu der anscheinenden Sicherheit der auf dem Platze versammelten Einwohner. Bevor ich Charleston erreichte, hatte ich schon von der großen Furcht gehört, in welcher sich die Bürger deshalb befanden, weil sie die Möglichkeit einer Wiederkehr jener anarchischen Scenen besorgten, die sich vor einiger Zeit bei dem Aufstand der Sklaven zugetragen; Scenen, welche jedes Herz mit Entsetzen erfüllt und Elend und Unglück auf beiden Seiten verbreitet hatten. So viel ich von dem schrecklichen Trauerspiel erfahren konnte, hatten die Sklaven der benachbarten Districte auf ein gegebenes Zeichen ihrer Verbündeten in Charleston einen Angriff auf diese Stadt gemacht, und, durch lange Unterdrückung wüthend geworden, schritten sie dazu, dieselbe mit Feuer zu vernichten und die Einwohner zu ermorden. Keine Sprache kann die Bestürzung der weißen Einwohner bei diesen Nachrichten schildern. Die Sturmglocke wurde gezogen, die Bürger versammelten sich, bewaffnet, so gut es gehen wollte, und nach hartem Gefecht ward der Aufruhr unterdrückt und schaarenweis wurden die Insurgenten erschlagen oder gefangen genommen. Ein Gericht, ein sogenanntes Trommelgericht, nicht werth eine Untersuchung genannt zu werden, verurtheilte Hunderte von Sklaven zum Tode und sie wurden augenblicklich zur Hinrichtung hinausgeführt. Mein Gewährsmann erzählte mir, daß mancher brave, hochherzige Bursche, der unter glücklicheren Umständen, obwohl nicht einmal in einer halb so gerechten Sache, als ein Held gefeiert und mit Ehren überschüttet worden wäre, hingeopfert sei. Man bescheidener Heerd ward vernichtet und — um in der Sprache meines Berichterstatters zu reden — „jedes Haus beweinte, wie in den Tagen des Fluches, welcher auf das Volk des verstockten Pharao gefallen war, seine Todten.“ Dennoch schlich der Argwohn unter den Weißen, daß die Emeute der Neger nur zeitweilig unterdrückt worden wäre, und schreckliche Ahnungen von Feuer und Blut verbreiteten Düsterkeit über alle Gemüther.

Als ich die lange Reihe der Tische hinaufschritt, ward die Gesundheit des Präsidenten der Republik getrunken. Die Lebehochs waren betäubend, und — was mich am Meisten überraschte —

war, daß die Neger-Kellner herzlich, ich könnte fast sagen begeistert einstimmten und wie toll herumtanzten und ihre Servietten schwenkten und wie besessen schrien. Einige der älteren jedoch blickten, wie ich bemerkte, traurig nieder; sie waren offenbar nicht in guter Laune und schienen vielmehr ein Raub bitterer Betrachtungen.

Nachdem ich den Platz verlassen hatte, schritt ich Kingstreet hinunter, an deren Ende mein Gasthof lag. Die Läden in dieser fashionablen Gegend sind prächtig ausgestattet und die Waaren alle von guter Qualität. Nach Sonnenuntergang sind die Straßen oft mit glänzenden Wagen bedeckt. Die Stadt liegt flach, wie das umgebende Land, und ist deshalb nicht sehr gesund. Stehendes Wasser sammelt sich in den Kellern der Häuser und erzeugt einen giftigen Dunst, die furchtbare Quelle jener epidemischen Krankheiten, die, im Verein mit anderen unheilvollen Ursachen, die weiße Bevölkerung der südlichen Staaten des amerikanischen Continents alljährlich dezimiren.

Unter denen, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, war ein Major —. Er hatte früher im indischen Kriege gedient, und da er von einer Flintenkugel verwundet worden war, die ihn für den fernern Dienst untauglich machte, so lebte er zurückgezogen als Bürger, und das Vermögen seiner Frau nebst seiner Pension erlaubten ihm ein einträglich gutes Haus zu machen. Er war Eigenthümer mehrerer Sklaven, und unter diesen war ein junges Weib, das er als Kindermädchen verwandte. Als ich ihn zuerst besucht hatte, hielt ich ihn für einen Mann von Anstand und Erziehung und versprach gern, am andern Tage wiederzukommen. Als ich dies neue Versprechen denn auch erfüllte, fand ich ihn allein in seinem Studierzimmer, und sein verstörtes Aussehen zeigte mir, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte. Die Ursache stellte sich bald heraus, denn die Negerin, die ich oben erwähnt habe, trat in sein Zimmer und behandelte ihn zu meinem Erstaunen mit großer Freiheit. Ihr Herr gerieth plötzlich in eine fieberhafte Wuth, stieß entsetzliche Flüche aus und beschuldigte sie in einer viehischen Weise, daß sie sich unverschämt gegen ihre Herrin benommen habe. Alsdann klingelte er heftig, ein Negerknabe trat ein; er sandte denselben zu einem Nachbar, um eine Peitsche von ungegerbtem Leder von demselben zu borgen, wobei er immer drohte, er wolle ihr bei lebendigem Leibe die Haut abziehen. Umsonst, daß das zitternde Geschöpf seine Unschuld behauptete; er wolle nichts von Entschuldigungen hören und obgleich auch ich anfing, für dasselbe zu bitten, und die arme Sklavin in der größten Furcht auf die Knie fiel, so gelobte er ihr doch in den schrecklichsten Ausdrücken Rache. Endlich kam die Peitsche, und er, weder auf die Gegenwart eines Fremden noch das Flehen eines Weibes Rücksicht nehmend, begann die

Züchtigung mit mörderischem Ernst. Meine Dazwischenkunft schien seine Wuth nur noch zu erhöhen. Die Peitsche war neu und der Major ein starker muskulöser Mann; das sah man jedem Streich an. Bald floß Blut von Rücken, Nacken und Brust des armen Schlachtopfers, dessen Geschrei, indem es unter der grausamen Mißhandlung zusammenbrach, meine Seele zerschnitt. Es ward mir schwer genug zu bleiben; ich that es einzig in der Hoffnung, daß noch ein Funken von Schamgefühl dem rohen Kerl Einhalt thun würde. Aber meine Hoffnung täuschte mich; er hörte nicht eher auf, als bis er selber so erschöpft war, daß er die Hand nicht mehr erheben konnte. Das Mädchen lag nun auf dem Boden des Zimmers, ihr Stöhnen hätte einen Stein bewegen müssen, und ein Blutstrom tränkte die Matte, welche den Boden bedeckte. Ihre Kleidung hing in Fetzen von ihrem zerrissenen Leib, und das Blut, das von ihren Wangen heruntertröpfelte, machte einen schauerlichen Eindruck. Sobald der Unmensch müde war, gebot er dem Weibe hinunterzugehen und sich zu waschen. Das elende Geschöpf erhob sich mit Mühe, und nachdem sie ihre Schürze und ihren Turban, die in verschiedenen Theilen des Zimmers lagen, aufgehoben hatte, schlich sie bitterlich weinend hinaus. Sobald sie gegangen war, zeigte der Major auf das Blut und sagte: „Wenn wir das nicht zuweilen sähen, so wäre mit der Brut gar kein Auskommen mehr.“ Ich erwiderte ihm in einer Weise, die er nicht mißverstehen konnte und ging, um nie wiederzukehren. Später hörte ich, daß das Weib, welches er so teuflisch behandelt hatte! zu jener Zeit schwanger gewesen sei, und zwar von ihm selber.

Diejenigen, welche mit dem Leben in dem Amerikanischen Sklavenstaate bekannt sind, werden in dieser Geschichte nichts Außerordentliches finden. Sie gehört zu den Alltags-Ereignissen. Die meisten Sklavenzüchter sind eine unverbesserliche Sorte von Menschen oder besser gesagt Unmenschen. Es ist nichts Ungewöhnliches bei ihnen, gerade die Negerinnen am allerhärtesten zu züchtigen, mit denen sie in verbotenem Umgang leben, und von glaubwürdiger Seite ist mir versichert worden, daß sie sich dieses grausamen Mittels bedienten, um das Gemüth einer getäuschten und beleidigten Gemahlin zu beruhigen, welches ihre Untreue argwöhnt.

Einige Tage später, als ich auf der Flur meines Hotels stand, ward meine Aufmerksamkeit durch einen lauten Lärm in der Schenke angezogen, und da es mir schien, als ob daselbst eine öffentliche Frage abgehandelt würde, so hörte ich zu und erfuhr auf diese Weise, daß ein widersetzlicher Bürger in Haft gebracht worden sei, weil er sich an seinem Nachbar dadurch vergangen habe, daß er die Pferde desselben beschädigte, und daß er deswegen noch heute öffentlich getheert, gefedert und mit Sack und Pack aus der Stadt

hinaus eskortirt werden sollte. Nachdem ich auch den Ort hatte nennen hören, wo dieses Schauspiel vor sich gehen sollte, beschloß ich, bei demselben nicht zu fehlen. Demgemäß begab ich mich zur Mittagszeit zu der bestimmten Stunde an einen offenen Bauplatz außerhalb der Stadt. Hier fand ich bereits eine bunte Versammlung von Bürgern, Negern, Schiffersleuten und Pöbel vor. Mit dem Glockenschlage zwölf stürzte der Haufe auf eine Ecke des offenen Platzes zu, und ich sah nun aus dieser Richtung her den Schuldigen heranschreiten, begleitet von dreißig oder vierzig wohlgekleideten Männern, dem für diese Gelegenheit gewählten Executions-Comité. Der Schuldige war ein kräftiger Mann, und wurde mir als ein gewaltiger Eisenfresser geschildert; aber nun sah er sehr niedergeschlagen aus. Sobald der Zug sich nahte, empfing ihn der Pöbel, der sich jedoch immer in gemessener Entfernung hielt, mit lautem Zischen. Ein Mann mit einer großen Zinnkanne voll dampfenden Pechs, einer Bürste und einen Federsack unter dem Arm, ging mit lautem Geschrei dicht hinter dem Gefangenen. An dem Platze angekommen, ward der Unglückselige auf einen Stuhl gestellt; ein Bürger, welcher bisher an der Spitze der Prozession geschritten und der, wie mir erzählt ward, der hauptsächlichste Veranlasser dieser schimpflichen Behandlung war, trat vor ihm dahin, zog ein Papier aus der Tasche und hielt eine Vorlesung über seine ungeheuern Verbrechen, welche mit dem nun auszuführenden Strafurtheil schloß.

Der Mann mit dem Theertopf trat vor und begann mit einer Scheere dem Schuldigen das Haar abzuschneiden, wobei er einzelne Flocken unter die Haufen warf, die alsbald anfingen, sich darum zu prügeln. Nach dieser Scene, als der Mann bis auf den Leib entkleidet worden, wurde die Bürste in das Pech getaucht und der obere Theil seiner Person damit bestrichen. Nicht ein Wort kam über seine Lippen; der Mann aber, der sich bei dem ganzen Akt so ausgezeichnet hatte, gab den Befehl, recht dick aufzutragen. Sogar seine Augen und Ohren wurden nicht verschont. Hierauf ward der Federsack aufgerissen und der Inhalt desselben dick auf die mit Theer beschmierten Theile aufgelegt, unter dem betäubenden Beifallsgeschrei der Zuschauer, welche allmälig in eine so an den Wahnsinn streifende Aufregung versetzt worden waren, daß ich fürchtete, der Vorfall werde ein tragisches Ende nehmen, besonders da nicht Wenige von ihnen schrieen: „Nun hängt das Ungeziefer! Hängt es!“ Allein trotz des Geschrei's ward diese letzte Grausamkeit nicht vollführt. Das Schlachtopfer sah in diesem eigenthümlichen amerikanischen Anzuge lächerlich genug aus; aber wer hätte über solch eine Unmenschlichkeit lachen können, zumal nun, wo der hauptsächlichste Theil derselben in Scene gesetzt wurde. Es erschien

nämlich ein Mann mit einer kleinen Trommel, der, von Pöbelhaufen mit Geschrei und Flüchen begleitet, den Schuldigen vor sich her trieb. Der Unglückselige rannte wie ein gehetztes Wild vor seinen Verfolgern her, die ihm auf den Fersen mit wüthendem Geschrei folgten, bis er das Ufer des Flusses erreicht hatte, woselbst ein Boot auf ihn wartete. Er sprang hinein, und ward eilig in die Mitte des Stromes gerudert, aus dem Bereich seiner Verfolger, die eine noch strengere Lynch-Justiz an ihm verübt haben würden, wenn sie seiner nur hätten habhaft werden können, denn ihre Leidenschaft hatte den höchsten Gipfel der Aufregung erstiegen. Einen merkwürdigen Zug in der Scene entdeckte ich in dem Umstande, daß die Neger ganz besonders in hohem Entzücken zu sein schienen, und einige tanzten wirklich vor Freuden. Ich wunderte mich nicht darüber, denn die Neger schienen immer vor Jubel außer sich zu sein, wenn ein weißer Mann mißhandelt wurde.

An einem andern Tage, als ich die Hauptstraße durchschritt, sah ich eine Menge von Männern, hauptsächlich Aufseher und Negerhändler, vor dem Eingange eines großen Magazins stehen. Riesige Plakate mit der Anzeige von verschiedenen Parthien Neger, welche öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollten, unterrichteten mich bald, daß ich auf einem Sklavenmarkt sei. Ein Mann mit einer Glocke, welche er mit aller Kraft vor der Thüre läutete, rief die Gesellschaft zusammen, da die Versteigerung beginnen sollte. Auf einem Tische im Hause stand eine Negerin von etwas mehr als mittlerem Alter und mit einem vor Kummer gefurchten Gesichte sah sie theilnahmlos auf den Haufen, der sich zu dem Tische herandrängte. Auf dem Boden standen zwei Kinder von ungefähr zehn und dreizehn Jahren. Der Auktionator begann mit der diesen Männern eigenthümlichen Zungengeläufigkeit die Prozedur damit, daß er mittheilte, die heute zum Verkauf kommenden Parthien seien der Rest von einer früheren Auktion, welche — wie er dankbar bemerkte — eine sehr befriedigende gewesen sei; und nachdem er mit vielem Nachdruck sich über die guten Eigenschaften des auf dem Tische stehenden Weibes — deren Gesicht sich ein wenig aufheiterte, da sie sich so sehr preisen hörte — verbreitet hatte, forderte er zum Gebc auf. Das arme Wesen war offenbar krank. Nachdem die empörendsten Fragen an sie gerichtet und alle Gliedmaßen ihres Körpers von den Kauflustigen auf's Genaueste geprüft worden waren, wurde sie für durchaus werhlos erklärt, für „abgenutzt", wie Einer von der Gesellschaft bemerkte, und ward alsdann nach vielem Zureden von Seiten des Auktionärs für 200 Dollar zugeschlagen, da diese Summe, wie er sagte, blos die Hälfte von der sei, was er für sie hätte haben müssen. Alsdann ward ihr zugeschrien, sie solle vom Tisch herunterkommen und sich auf

einen Platz neben demselben stellen, den ihr Käufer anwies. Dieser war ein laut polternder, schnauzbärtiger Mann mit einem großen italienischen Strohhut und schwarzem Band daran. Als das arme Weib niederstieg, warf sie einen heimlichen Blick auf ihre Kinder, welche, obgleich der Auktionator sich sichtlich Mühe gab, es zu verhindern, an zwei verschiedene Leute verkauft wurden, während die Mutter einem Dritten zugeschlagen war. Das arme Weib sah in großer Verzweiflung um sich, während die Gebote geschahen. Aber umsonst suchte ich nach einem mitleidigen Blick in der Versammlung. Wie hätte ich auch einen solchen zu finden erwarten dürfen, da sie aus Männern bestand, die unter solchen Scenen längst verknöchert waren, und deren Herzen durch den gottlosen Handel, bei dem sie sich eben wieder befanden, aufgehört hatten menschlich zu fühlen. Zu meiner Freude hörte ich jedoch später, daß alle drei Käufer zufällig in St. Louis wohnten, und daß die Mutter ihre Kinder zuweilen sehen könne, — ein armseliger Ersatz für die grausame Trennung, aber immer doch ein Ersatz, der den Meisten ihres unglücklichen Stammes versagt ist.

III.

Die Stadt der Farbigen.

Das allgemeine Aussehen der meisten Farbigen in den Straßen von Charleston zeigt Furcht und Schüchternheit; sie sahen mich, wenn ich vorbeiging, stets mit knechtischer Scheu an. Man kann sich unmöglich eine genaue Vorstellung von dem machen, was die Beförderer der Sklaverei zu erwarten haben, wenn einst die farbige Bevölkerung eine herrschende Stellung erlangt haben wird. Die anerkanntermaßen sich stets vermindernde Anzahl der Weißen in dem Sklavenstamm, woran Krankheit, die Erschöpfung des Landes und fortwährende Auswanderung Schuld sind, wird zuletzt zu einem großen Uebergewicht der Farbigen führen, welche, gereizt durch die grausame Behandlung, die sie dulden müssen, eines Tages unter einem entschlossenen Führer aufstehen und sich für das erloschene Unrecht rächen werden. Ich war ganz erschreckt über das Mißverhältniß beider Racen in Charleston, und ohne Uebertreibung kann ich sagen, daß beinahe, wo nicht ganz drei Viertel von denen, die wir auf den Straßen sahen, entweder wirkliche Neger oder doch die Einen mehr, die Andern weniger gefärbt waren.

Im Verlauf meiner Straßenwanderung kam ich zu dem Sklaven- und Baumwollenmarkt, links am General-Postamt, einem sehr stattlichen Gebäude von Stein. Hier betrieben zwölf bis zwanzig Auctionäre vor dichtgedrängten Haufen ihr Geschäft und priesen ihre Waaren im Style von New-York. Die unbeschreibliche Scene voll Lärm und Verwirrung entwickelte sich, und die ganze Straße war mit offenen Ballen und Güterkisten bedeckt. In einem Theil der Straßen war ein Sklaven-Lagerhaus und Ankündigungen über die Einzelheiten der ausgebotenen Parthien, die zur Besichtigung ausstanden, waren draußen in großen Plakaten angeheftet. Da das Recht der Besichtigung in diesem Falle auf Diejenigen beschränkt war, welche Einlaßkarten besaßen, so versuchte ich es gar nicht hineinzukommen, denn man würde mir einen desfalsigen Wunsch als Neugierde oder gar noch als etwas Schlimmeres ausgelegt haben.

Während ich durch die Menschenhaufen dahinschritt, gelangte ich in einen abgeschiedeneren Theil der Stadt, und kam in einen großen Kirchhof, in welchem viele der zum Andenken an die Verstorbenen errichteten Denkmäler von sehr kostspieliger Beschaffenheit waren. Eines besonders zog meine Aufmerksamkeit an; es war, wie ich von einem Mann erfuhr, der gleich mir selbst hierhergekommen schien, „um unter Gräbern zu sein," von den Hinterbliebenen eines Pflanzers errichtet worden, der auf einer benachbarten Besitzung gewohnt, aber außerdem noch verschiedene Baumwollpflanzungen in der Nähe von Charleston hatte. Er besuchte dieselben zuweilen, überließ sie jedoch im Allgemeinen der Sorge eines Aufsehers, der mit seiner Familie auf einer derselben lebte. Die Ernte vor seinem letzten Besuch war eine sehr ungünstige gewesen, auch zeigte er sich höchst unzufrieden über die Verwaltung. Um die Wiederkehr eines solchen Verlustes zu verhüten, und, da er sich einbildete, die Arbeiter hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan, beschloß er, die Pflanzungen selbst zu beaufsichtigen und eine zuträglichere Ordnung in eigener Person einzuführen. Zu diesem Zweck besuchte er eine der Pflanzungen und beabsichtigte auch auf seiner Rundreise zu den übrigen zu kommen. Auf diese Weise ganz unerwartet eintreffend, fand er seine Aufseher nicht anwesend und die Arbeiter nicht so beschäftigt, als er wohl wünschte. Er gerieth in furchtbare Wuth, ließ den Aufseher rufen, und nachdem er alle Arbeiter vor dem Hause versammelt hatte, um einem Akt der Bestrafung beizuwohnen, ließ er acht oder zehn derselben, die er sich auswählte, anbinden und züchtigen. Mitten in der Scene, als er eben noch mehr Strenge anbefahl, ward er plötzlich von einem Schlage gerührt, der seinem Leben mit einemmal ein Ende machte. Jetzt versammelten sich die Neger um ihn, Geschrei und Klagen ausstoßend, und sogar der arme Sklave, der gerade das Opfer seiner Grausamkeit gewesen, stimmte in das

Wehgeschrei mit ein, sobald er losgebunden war, was augenblicklich geschah. Obwohl mein Gefährte eine entschiedene Neigung für Abschaffung der Sklaverei hatte, stand ich doch nicht einen Augenblick an, seiner Erzählung zu glauben, da ich während meines Aufenthaltes in Florida ein ähnliches Beispiel von der Treue der Neger-Race erlebt hatte, wo ein altes Weib den Tod ihrer Herrin bitter beweinte. Letztere war eine Engländerin, die nicht zu freundlich gegen ihre Sklavin gewesen war. Das arme Geschöpf jedoch beschrieb in rührenden Ausdrücken ihre Schönheit und Vorzüge, sie wollte, als ich sie fragte, wie die Verstorbene die zu der Besitzung gehörigen Neger behandelt habe, nichts sagen und schüttelte ihren Kopf. In der That, es war mir klar, daß sie, wie fast alle Frauen im Süden, ein üppiges, von Selbstsucht ganz verhärtetes Weltkind gewesen, das sich wenig um die Wohlfahrt der Untergebenen kümmerte. Sie starb jung an den Nachwirkungen eines jener bösartigen Fieber, welche unter der südlichen Breite den Einwohnern, namentlich denen, die in Europa geboren worden, so oft tödtlich sind. Ihre eingesargten Ueberreste wurden an Bord eines Schiffes gebracht, um — wie sie es auf ihrem Todtenbette ausdrücklich gewünscht hatte — in England's Erde bestattet zu werden. Als die arme Sklavin zu diesem Theil ihrer traurigen Geschichte kam, wo „ihr schöner Engel von einer Herrin," wie sie dieselbe nannte, in den Sarg gelegt ward, und die Arbeiter der Besitzung hineingerufen wurden, um sie zum letztenmal zu sehen (ein Gebrauch, der dort regelmäßig beobachtet wird), da überwältigte sie der Schmerz auf's Neue und ihre Worte waren so von Schluchzen unterbrochen, daß man sie kaum noch verstehen konnte.

Während meines Aufenthaltes in Charleston wurde ich mit einem farbigen Mann bekannt, der, nunmehr ein wohlhabender Kaufmann, früher ein Sklave gewesen war. Die Bekanntschaft machte sich auf eigenthümliche Weise dadurch, daß ich mich für den Plan, eine Schule zur Bildung farbiger Kinder zu errichten, lebhaft interessirte.

Große Oppositionen gegen diesen Plan machten die weißen Obrigkeiten des Ortes, welche denselben für ungesetzlich erklärten, da die Verordnungen, welche sowohl vor als nach dem oben beschriebenen Aufruhr erlassen worden waren, jeden Versuch, den Sklaven derartigen Unterricht zu ertheilen, streng verboten. Ungeachtet der heftigen Drohungen von dieser Seite ward doch beschlossen, eine Zusammenkunft in dem Hause jenes farbigen Mannes zu halten, an welcher ich, trotzdem es nicht ohne Gefahr für meine Person geschehen konnte, Theil zu nehmen beschloß. Ich begab mich demgemäß an dem bestimmten Abend in dieses Haus. Es war ein geräumiges Gebäude, in verschwenderischer Weise ausgestattet, mit bedeutenden

Lagerhäusern und Läden, die bis an das Nordende des Kai's reichten. Die Wände waren mit guten Oelgemälden in prächtigen Rahmen bedeckt, hauptsächlich aus Familien-Portraits bestehend; das hervorstechendste unter ihnen war das des unglücklichen Häuptlings von Haïty, Toussaint L'Ouverture, dessen, auf Anstachelung des rachsüchtigen Bonaparte herbeigeführtes Ende dem französischen Namen ewige Schande machen wird, so lange Sinn für Gerechtigkeit und Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit in der Brust der Menschen lebt. Fern sei es von mir, den Namen eines Mannes zu verunglimpfen, den die vergeltende Gerechtigkeit schon zu Staub verurtheilt hat, wohl aber die Grausamkeit Napoleons I. gegen diesen hochherzigen schwarzen Fürsten und seine Barbarei, indem er ihn zuletzt in einen feuchten Kerker in einer Alpenfestung einsperrte, wo er im Exil und fern von seinen Unterthanen und seiner Familie, nachdem er zehn Monate lang die ihm ungerecht auferlegten Qualen erduldet, starb. — Erregt es doch beinahe ein Gefühl des Jubels, wenn man an den Sturz dieses Despoten denkt, der in seinem Streben nach der Weltherrschaft, sich nicht besann, Tugend und Treue am Altar des Ehrgeizes zu opfern. Das Schicksal beider Männer war gleich, denn Beide starben in Gefangenschaft — der Eine das Schlachtopfer, vielleicht, von ungeordnetem Ehrgeiz, der Andere an Habsucht, der jedes Mittel recht und von Bosheit, die mit Neid gemischt war. Das Mißgeschick Toussaint L'Ouverture's ist mit Recht „die Geschichte der Negerrace" genannt worden; denn in fast jedem Beispiel, wo sich farbige Männer über das Maß der Mittelmäßigkeit emporgehoben, haben sie den Neid der Weißen gereizt, die sie mit ihrer hochmüthigen Tyrannei erdrückten.

Jene Versammlung nun ward mit religiösem Anstrich gehalten, da die meisten der anwesenden Farbigen, wenn nicht Alle, zur Sekte der Wesleyaner gehörten. Der gemäßigte Geist, mit welchem sie das ihnen gethane Unrecht erörterte, erfreute mich, und nachdem man die Grundzüge entworfen, ein Comité erwählt und andere vorläufige Dinge angeordnet hatte, ward die Versammlung geschlossen.

Als ich bei der Heimkehr mein Hotel erreicht hatte, erschien plötzlich der Besitzer desselben bei mir und theilte mir in höflichen Ausdrücken mit, das Interesse, welches ich an dieser Schulfrage so unverkennbar an den Tag lege, habe dazu geführt, daß man mich von gewisser Seite scharf beobachte, und daß, um jede Unannehmlichkeit, die daraus erwachsen konnte, wenn ich weitere Schritte in der Sache thäte, zu vermeiden, ich einen Brief an den Herausgeber der gelesensten Zeitung der Stadt richten möchte, in welchem ich jeden Zusammenhang mit einer Bewegung in Abrede stellen sollte, welche, wie er sagte, berechnet war, die öffentliche Meinung aufzuregen und vielleicht Ruhestörungen zu veranlassen. Dies zu thun, weigerte

ich mich, erklärte ihm auch zugleich, daß ich durchaus nicht beabsichtigte, als Hauptperson in der Angelegenheit zu figuriren, und daß mein Aufenthalt in der Stadt nur von kurzer Dauer sein würde. Er erzählte mir jetzt verschiedene Beispiele von Volksjustiz, die innerhalb der letzten zwölf Monate ausgeübt worden waren, und die, wie er meinte, auch ganz nothwendig seien, um die Rechte des Südens aufrecht zu erhalten und an denen er darum auch selber stets Theil nahm. Nach diesem Wink, — ich muß es ehrlich bekennen! — bekümmerte ich mich, was auch meine eigene Meinung von der Sache war, während meines noch übrigen Aufenthaltes nur noch sehr wenig um die Schulfrage — eine Politik, die ich aus persönlichem Grunde für nothwendig hielt. Und so entging ich jeder ferneren Belästigung, wiewohl ich bis zum letzten Tage mit Argwohn angesehen ward.

Die Schule ward während meines Aufenthalts noch verschönert, aber bestand nur eine kurze Zeit, da der Commandant der Stadt, Bürger und bürgerliche Obrigkeiten Alles thaten, um sie wieder zu schließen. Das ist nicht zu vermeiden, wenn man sich erinnert, daß das alte statutarische Gesetz von Süd-Carolina den Unterricht an Neger, frei oder unfrei, bei Geld- und Gefängnißstrafe verbietet, und obwohl das Gesetz vor der letzten Rebellion in Vergessenheit gerathen war, so ward es doch seit diesem Ereigniß wieder mit der alten Böswilligkeit hervorgesucht und gehandhabt.

Der freie Neger, in dessen Hause die erwähnten Verhandlungen zur Eröffnung der Schule stattgefunden hatten, sagte mir bei einer spätern Gelegenheit, daß die beständigen Belästigungen und Unannehmlichkeiten, denen er bei dem Vorurtheil der südlichen weißen Bevölkerung gegen Farbige unterworfen sei, ihn zwingen würden, sein Geschäft aufzugeben und entweder nach Canada oder dem freien Staate des Nordens zu gehen. Er beklagte diese ihm einzig gelassene Wahl sehr, da er als Sklave in Carolina geboren und erzogen war, und durch unermüdeten Fleiß Geld genug erspart hatte, um sich und sein Weib zu emancipiren (aus der Sklaverei loszukaufen). „In der That," fügte er hinzu, „ich fühle, daß dies mein Vaterland ist, und es zu verlassen, wird mir schwer werden!" Er hatte eine zahlreiche Familie, die er in der achtbarsten Weise erhielt, und da sein Geschäft einträglich war, so gab er es und alle Vortheile, die ihm aus seinem Aufenthalt in Charleston erwuchsen, um so schwerer auf. Er bewirthete mich auf's Beste in seinem Hause und schien hocherfreut und dankbar, daß er einen weißen Mann gefunden habe, der ihn als seines Gleichen behandelte.

Nachdem ich eines Tages in seinem Hause zu Mittag gespeist hatte, machten wir zusammen eine Fahrt um die Stadt, deren Lage, wie ich bemerkte, flach und höchst uninteressant war. Wir kehrten

über die „See-Parade," einen öffentlichen Spaziergang am Meeresstrande, zurück. Sie ist ein Meisterstück in ihrer Art, befindet sich auf der Südseite der Stadt und gewährt einen prächtigen Blick über die See. Sie liegt hoch über dem Wasser und ist mit Fahrwegen und Fußpfaden wohl versehen. Weit entfernt in der Richtung vom Cap Hatteras, ist eine Festung auf einer Insel; sie ist stets mit einem Detachement der Vereinigten Staaten-Truppen besetzt und wurde in den letzten Jahren als ein Gefängniß für diejenigen kühnen Indianer-Häuptlinge benutzt, welche wegen ihres unbezähmbaren Muthes der Schrecken der Grenzen gewesen waren. Hier starb vor Kurzem Oceola, der Held, der Häuptling der Seminolen, in Gefangenschaft und vor Kummer über die Verrätherei einiger amerikanischen Offiziere, welche unter dem Vorwande eines Waffenstillstandes ihn und die ihn begleitenden Krieger ergriffen. Unter uns in der Bay sahen wir die Floßfedern verschiedener Haifische, welche die Woya, Beute suchend, durchstrichen; während das fortwährende An- und Absegeln Cuba'scher Fruchtböte, die mit Bananen, Pawpaws, Ananassen und jedem Luxus dies und der andern benachbarten Inseln beladen waren, diese so prachtvolle Scene belebte.

Eine große Anzahl von Herren und Damen gingen daselbst spazieren; als ich mit meinem schwarzen Freund vorüberfuhr, folgten mir einige verstohlene Blicke aus dem Haufen, die mich unzweifelhaft erinnern sollten, daß solche Gesellschaft unter jeder Würde sei und mich dem Verdachte Aller aussetze, ja wenn die Straßenjungen von Charleston dagewesen wären, so hätte ich auch wahrscheinlich wohl meinen Sitz bald ganz verlassen müssen. — Da der Neger von Natur schon einen Anstand besitzt, der in der besten Gesellschaft und unter weißen Leuten angeborne Höflichkeit genannt werden würde, so ist sein Wesen ungemein liebenswürdig, wenn er auch sonst ungebildet ist. Dies bemerkte ich auch an meinem Freunde, der gut unterrichtet war und einen Schliff und Verstand besaß, wie ich ihn bei seiner Race noch nie gefunden hatte. Wenn wir über die Sklavenfrage sprachen, wollte er Anfangs nicht recht mit seiner Ansicht heraus, sondern beschränkte sich auf die Unannehmlichkeiten und Belästigungen, die ihm selber widerfahren waren oder noch widerfuhren. Nach einiger Zeit jedoch wurde er mittheilsamer.

Dabei war ich nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß mein farbiger Freund meine Freundschaft nicht einmal für aufrichtig hielt; aber ich mußte mir leider nur zu bald selbst gestehen, daß der Argwohn entschuldbar sei, da die jesuitischen Praktiken und Listen, durch welche die weiße Bevölkerung in den Sklavenstaaten sich unter der Hand über den Zustand der Schwarzen zu unterrichten pflegt, so zahlreich sind, daß die Farbigen nicht genug auf ihrer Hut sein

können gegen die, welche ihnen verdächtig vorkommen, oder die, welche sie als Fremde wenig kennen.

Ich erinnere mich noch, wie wir auf dieser Fahrt bei einem weißen Mann, der zu Pferde saß und seinen Neger auf der Straße züchtigte, vorbeikamen. Das arme Geschöpf krümmte sich unter den grausamen Schlägen der Peitsche von ungegerbtem Leder und zerriß die Luft mit seinem Geschrei. Dies vermehrte aber nur die Wuth seines Herrn, der sein Vergnügen daran zu haben schien, ihm ins Gesicht und über die Ohren zu hauen. Ich betrachtete die Scene mit Abscheu und lehnte mich, indem wir vorüberkamen, über die Rückseite des Gig. Mein Gefährte, fürchtend, wie ich vermuthete, daß der Anblick irgend einen Ausruf meinerseits hervorrufen und uns zum Gegenstande der Aufmerksamkeit machen möchte, stieß mich heftig mit seinem Ellbogen, indem er hastig dabei flüsterte: „Achten Sie nicht darauf, achten Sie nicht darauf!“ Mein Blut ward heiß, und wenn es nicht wegen meines Gefährten gewesen wäre, so würde meine Leidenschaft wahrscheinlich über meine Klugheit gesiegt haben. Im Weiterfahren lenkte ich das Gespräch auf diesen schamlosen Act der Tyrannei auf offener Straße. Alles, was mein Gefährte darauf erwiderte, war: „Haben Sie das nie zuvor gesehen?“

Wenn man durch die Straßen von Charleston wandelt, sieht man Schaaren von Geiern, welche mit schlauem Blick auf dem Vorbau der Häuser sitzen und auf Abfall und Aas warten. Diese Vögel sind ein großer Segen in den warmen Himmelsstrichen, und in Carolina ist eine Strafe von zehn Dollars über den verhängt, welcher sie muthwillig tödtet. Sie schienen auch ihres Vorrechtes wohl bewußt zu sein und segelten von den Häuserdächern auf die Straßen nieder, woselbst sie herumstelzten und sich kaum so viel Mühe gaben, den Pferden und Wagen aus dem Wege zu gehen. Sie waren von adlerbrauner Farbe, und Manche von ihnen schienen wohlgemästet zu sein. In der Nacht versammeln sich Schaaren von Hunden in den Straßen und bellen und heulen auf's Fürchterlichste, so daß Niemand dabei schlafen kann. Als Gegenmittel pflegt man alsdann, wenn sie es gar zu toll machen, auf die mitternächtlichen Störefriede eine Flinte aus einem Fenster abzufeuern, worauf sie sich augenblicklich in großer Angst zerstreuen. Dies ist in warmen Breitengraden eine allgemeine Plage. Einige dieser Thiere leben in der Wildniß und stehlen sich nur, gleich Schakalen, Nachts in die Städte, um ihr jämmerliches Leben zu fristen.

Die Wärme des Klima's führt eine große Schlaffheit und Abneigung gegen jede Anstrengung, oder um es gerade heraus zu sagen, geistige Trägheit herbei. Bald nach meiner Ankunft im Süden sollte ich dies schon erfahren. Das, was man bei uns Faulheit nennen würde, wird dadurch befördert, daß die geringfügigsten Dinge dort

durch Sklaven verrichtet werden. Namentlich giebt der weibliche Theil der Bevölkerung sich dieser Unthätigkeit ganz anheim, und thätige Frauenzimmer werden nur selten gesehen, da die Gemahlinnen von reichen Männern im Allgemeinen verzogenen Kindern gleichen und schrecklich von Langeweile leiden. Ein in Charleston wohnender Engländer, mit dem ich bekannt wurde und dessen Gastfreundlichkeit ich nie vergessen werde, sagte mir einmal, als wir über diesen Gegenstand sprachen: „Gute, thätige Frauen werden in diesen Staaten unter den Eingeborenen selten angetroffen — ja ich könnte wohl sagen, kaum jemals. Sie wachsen in Unthätigkeit auf, und da der einzige Zweck ihres Lebens der zu sein scheint, eine Versorgung zu suchen, so sehen sie mehr auf die Mittel, die ein Mann hat, als darauf, ob sie auch glücklich mit ihm leben werden. Wenige Mädchen werden einen Mann ausschlagen, der eine beträchtliche Anzahl von Sklaven besitzt, wenn sie auch überzeugt sein sollten, daß sie seine Neigung mit Einer theilen müßten, die sich unter jenen befindet und daß sein Betragen gegen den Rest dem eines Teufels gliche.“ Ich erfuhr nur zu bald, daß diese Aeußerungen nicht übertrieben seien. Eine Frau im Süden, wenn ihr Mann ihr nur Geld genug giebt, um von Bude zu Bude gehen und zu kaufen, was ihr gefällt, betrachtet es als kein wesentliches Hinderniß für ihr eheliches Glück, wenn irgend ein schönes Mulatten- oder Quadronen-Weib ihren Gemahl fesselt. Aber die Frauen selbst sind nicht viel besser als ihre Männer; und manch einen Knaben habe ich an der Hand einer weißen Mutter gesehen, der offenbar Quadronen-Blut in seinen Adern hatte.

Die in den Sclavenstaaten so allgemeine Sitte, daß sich die Bürger vor den Schenktischen der Hôtels oder Kaffeehäuser der Städte oder Flecken versammeln, um die Zeit zu verbringen, findet sich auch hier. Doch weit entfernt, daß sich diese Leute mit Anstand über die öffentlichen Dinge unterhielten: im Gegentheil, Prügeleien und Verwundungen kommen nirgends häufiger vor. Diese Schwärme anständig gekleideter Müßiggänger hatten meine Aufmerksamkeit vom ersten Augenblicke an auf sich gezogen. Zuerst, wie viele andere Reisende es auch schon gethan, hielt ich diese Faullenzer irrthümlich für bemittelte Leute. Ich überzeugte mich aber bald, daß der größere Theil von ihnen zu der zahlreichen Klasse der in Amerika sogenannten „fröhlichen Gesellschaft“ gehöre; mit verständlicherem Ausdruck, daß sie Spieler seien.

Da ich bald fand, daß solche Plätze die besten, und wenn man die öffentlichen Anschläge ausnimmt, einzigen Quellen für Neuigkeiten und Nachrichten über die Bewegungen der schwarzen Bevölkerung sind — da die Zeitungen über diesen Gegenstand Nichts bringen — so beschloß ich, an den folgenden Abenden mich auch

einzustellen, und, mit einer Cigarre im Munde, auf das, was dort gesprochen und gethan würde, Acht zu haben.

Bei einem dieser Besuche ereignete es sich, daß zwei Leute von der geschilderten Art sich in einem Streite über die Amalgations-Frage (d. h. über die Mischehe zwischen Schwarzen und Weißen) befanden. Ich hörte ihrem Disput ohne weitere Absicht zu, als sich auf einmal Einer von den Beiden, der es gemerkt haben mußte, daß ich sie belauschte, mit einem wüthenden Blicke an mich wandte und sagte: „Ihre Meinung, Fremder! Ich weiß, daß Sie den Gegenstand leidlich wohl verstehen, da sie ja scharf genug hinter B—'s ältester Tochter her sind!“ Dieser unerwartete Angriff beunruhigte mich, da der Name, den er erwähnte, der meines schwarzen Freundes war, wegen dessen ich schon so manche Unannehmlichkeit gehabt, dessen Tochter ich jedoch nur einmal gesehen hatte und zwar in ihres Vaters Hause.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, dachte aber, es sei das Beste, eine kühne Miene anzunehmen. So trat ich dem Manne gegenüber, faßte ihn scharf in's Auge, dankte ihm spöttisch dafür, daß er mich in's Gespräch gezogen und sagte ihm dann im Ernst, daß er übrigens ein unverschämter Bursche sei. Mein entschlossener Ton mußte ihn wohl zur Vernunft gebracht haben, denn in einem sehr veränderten Tone antwortete er nun: „Werden Sie nicht böse, Fremder; ich sah Sie vor einigen Tagen in B—'s Haus und wußte nicht, was ich daraus machen sollte; aber ich hoffe, Sie sind nicht böse geworden!“ Nach einigen derben Worten mehr verließ ich das Zimmer, anscheinend im höchsten Grade empört, aber innerlich nicht unzufrieden, daß die Sache so abgelaufen. Denn obwohl die Großprahler hier wie in der ganzen Welt feige sind, so kann es doch sehr leicht dazu kommen, wenn man sich mit diesem Gesindel einläßt, daß sie Pistolen und das Messer ziehen, sobald sie betrunken sind und der Streit ernstlich wird.

Die Frage über die Mischehe wurde bei einer späteren Gelegenheit wieder aufgenommen. Ein Pflanzer aus dem Norden des Staates hatte nämlich Alles, was er besaß, verkauft und sich nach dem Staate Maine begeben, wohin er ein junges Quadronenweib mitnahm, mit der Absicht, dasselbe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen und mit ihr zurückgezogen zu leben. Nachdem die verschiedensten Ansichten darüber geäußert worden waren, was dieser Mann verdiene, wobei Einige der Ansicht waren, daß der Fall in der gesetzgebenden Versammlung zu Washington verhandelt, Andere, daß sein sämmtliches Hab und Gut zum Besten des öffentlichen Schatzes confiscirt, und die Meisten, daß er von seinen beschimpften Mitbürgern „gelyncht“, d. h. gefedert und getheert werden müßte, trat ein sehr geschwätziger Yankee, der sich in der ganzen Verhand-

lung schon sehr wichtig gemacht hatte, auf und sagte, es sei die Meinung der Versammlung, daß jeder weiße Mann, der ein Weib heirathe, welches Negerblut in ihren Adern habe, als ein Verräther an den Interessen der Südstaaten und schlechter Bürger gehängt werden müsse. Diese Ansicht ward stürmisch gebilligt, und wäre der Unglückliche, den sie betraf, in Charleston oder nur in der Nähe der Stadt gewesen, so würde er sicher zur Rechenschaft gezogen worden sein.

Einen oder zwei Tage später, als ich in der Nähe der Marine-Promenade spazieren ging, sah ich einen seltsamen Zug herankommen. Zwei bewaffnete Aufseher escortirten zwei jüngst eingefangene Neger zum Stadtgefängniß. Die armen Geschöpfe waren so schwer gefesselt, daß sie nur langsam gehen konnten, und ihre brutalen Führer trieben sie mit rohen Schimpfreden und Flüchen, ab und an von einem harten Schlag mit der Sklavenpeitsche begleitet, an. Die eingeholten Flüchtlinge sahen sehr niedergeschlagen aus und brüteten, dem Anschein nach, über die möglichen Folgen ihres Betragens nach. Der Aeltere, ein stämmiger Kerl von ungefähr 45 Jahren und von sehr verstörtem Aussehen, trug auf der Stirn die eingebrannten Buchstaben S. T. R. Ich erkundigte mich nachher, was diese Brandzeichen bedeuteten, da ich vermuthete, daß sie die Anfangsbuchstaben vom Namen seines jetzigen oder früheren Eigenthümers seien. Ein Mann jedoch, der neben mir stand, sagte, daß der Sklave wohl ein unverbesserlicher Ausreißer sein müßte, und daß die Anfangsbuchstaben S. T. R. in solchen Fällen oft angewendet würden. Als ich nach ihrer Bedeutung weiter forschte, erwiderte er, es möchten wohl die Anfangsbuchstaben von „Stop the rascal!“ (Haltet den Schurken!) sein und fügte hinzu, die Inlands-Pflanzer, wie er sie nannte, bedienten sich beständig solcher Zeichen, da die Sklaven in so großer Anzahl ausrissen, daß es ganz nothwendig sei, sich auf irgend eine Weise dagegen zu sichern. Er theilte mir weiter mit, daß solche unverbesserliche Sklaven, wenn sie wieder eingefangen wären, die Pflanzung nicht mehr verlassen dürften, und wenn sie es dennoch wagten, den Verhaftsbefehl mit sich auf der Stirne trügen.

Alle die bisher geschilderten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten hatten mir den Aufenthalt in den Sklavenstaaten Nordamerika's so verbittert, daß ich meinen anfänglichen Plan, sie noch weiter zu bereisen, aufgab. Meine innerste Natur hatte sich gegen den Zustand der Dinge empört, den zu ändern ich keine Macht besaß, den aber länger mit anzusehen mein sittliches Gefühl nicht zuließ. Ich schied daher von Charleston und landete eine Woche später nach mannigfachen Abenteuern und verzögernden Unfällen an der Westküste Nordamerika's — San Francisco, der Hauptstadt von Californien.

Californien, das Goldland.

I.

Lagerleben und Ritt zu den Goldgräbern.

Die Entdeckung der Goldregionen von Californien ereignete sich kaum einen Monat nach dem Vertrage, durch welchen das Land an die Vereinigten Staaten Nordamerika's abgetreten ward. Da der Congreß der Staaten sich vertagte, ohne zuvor für Californien irgend eine Art von bürgerlicher Organisation angeordnet zu haben, so blieb für's Erste die Militair-Regierung, welche während des Krieges eingerichtet worden, in Kraft, und ebenso dauerten die alten Mexikanischen Gesetze fort: ein höchst verwirrter Zustand, der zu tausend Verwicklungen führte. Inzwischen hatte auch die Gold-Entdeckung eine vollständige Revolution in der Gesellschaft hervorgerufen und alle Zweige des Handels, der Industrie und der Gewerbe in Unordnung gebracht, und für eine Weile auch die Regierung ihrer Macht gänzlich beraubt.

So ungefähr waren die Zustände, als ich in San Francisco anlangte. Man wird es begreiflich finden, daß ich wenig Geschmack daran fand, in dieser Stadt zu bleiben, und die erste Gelegenheit begierig ergriff, um die Goldregionen, die das Ziel meiner Sehnsucht waren, zu besuchen. Ich schloß mich einem Lieutenant Beale an, dessen Bekanntschaft ich schon auf dem Schiffe gemacht und als einen munteren, liebenswürdigen Reisegefährten rasch lieb gewonnen hatte. Unsere erste Station machten wir im Lager des Major Graham, der noch aus dem beendigten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexico auf dem eroberten Gebiete zurückgeblieben war, um die kurze Zeit bis zu seiner Rückkehr noch auf eigene Rechnung zu speculiren. Er hatte sich in dieser Absicht in der Nähe von Stockton mit einer großen Heerde von Rindvieh und Pferden niedergelassen, mit denen er sehr gute Geschäfte machte. Lieutenant Beale war ein alter Freund des Majors, und so wurden wir denn

herzlich von dem Letzteren aufgenommen. Er saß bei unserer Ankunft auf einem Feldstuhl vor dem Zelte, trug ein Jagdwamms und einen weißen Hut mit breiten Rändern. Er ließ sogleich unsere Maulthiere in seine Hürde treiben, unser Gepäck im Schatten einer seiner Häuser aufstapeln und gab Befehl, das Mittagessen zu bereiten.

Vier Nächte lang leuchteten nun die Sterne durch die Wipfel seiner Bäume in unsere Träume, und eben so lange theilten wir die reichlichen Mahlzeiten seiner Feldtafel. Mr. Callahan, ein alter Ansiedler, welcher sein Zelt neben dem des Majors aufgeschlagen hatte, ging jeden Morgen aus, um Elke (eine Art von Elennthieren) zu jagen, und versorgte uns auf diese Weise täglich mit frischem Braten. In der Frühe des Morgens erschienen die Elke in Heerden von vierzig bis funfzig Stück, an den Marschrändern grasend, wo sie zuweilen von den Eingeborenen mit dem Lasso gefangen und nach Stockton gebracht wurden. Die Ebene war nach allen Richtungen hin von den Höhlen einer eigenthümlichen, in der Erde lebenden, grau aussehenden Eichhörnchenart durchwühlt, und Schaaren von Krähen und Rebhühnern wohnten im Gestrüpp und Flughafer.

Unsern ersten Besuch in Stockton machten wir gemeinsam auf des Majors besten Pferden. Der Anblick von Stockton war überraschend. Da, in dem Herzen Californiens, wo noch im letzten Winter Nichts gewesen war als Torfmoore und sumpfige Wiesen, sah ich nun eine Zeltstadt von tausend Einwohnern und einen Hafen, in welchem 25 Schiffe vor Anker lagen. Die vielfachen Stimmen von Arbeit ringsum — der Anschlag von Hämmern und das Knarren der Säge — das Geschrei der Maulthiertreiber und das Geklingel von Sporen — das Klappern und Aneinanderstoßen der Geschirre in den Zelten — Alles das hätte mich glauben machen können, daß es ein alter Markt sei, dem wir uns näherten. Vier Monate hatten hingereicht, aus dem Orte zu machen, was er war, und in dieser unglaublich kurzen Frist hatte eines von den Dutzend der dort etablirten Handelshäuser einen Umsatz von 100,000 Dollars gemacht. Dieselbe Firma hatte eine Strecke von 80—100 Fuß auf der Hauptstraße für 6000 Dollars erworben und nahm für die Errichtung eines einstöckigen Blockhauses auf derselben 18000 Dollars!

Ich wüßte die Tage meines Aufenthaltes im Lager des Major Graham mit keiner früheren Periode meines Lebens zu vergleichen. Sie waren die Verwirklichung eines Wunsches, den man zuweilen fühlt und zuweilen in der Dichtung ausspricht, aber in vollständiger Erfüllung nur selten genießt. In dem Schlummer der Natur, wenn ein feiner Nebel, der alle Farben sanft und alle Klänge weich machte, die Luft durchwallte — wenn der stillen, athemlosen Hitze des Tages die sternige Ruhe der Nacht folgte: war der Eichbaum

für mich ein wahres Schloß des Vergessens. Wohin ich auch blickte, wenn ich in lautlosem Behagen lang hingestreckt auf dem Boden lag, — überall dieselben bezaubernden Gruppen von Eichbäumen, dieselben herrlichen Umrisse und Schattenmassen des Laubwerkes, während mannigfache Oeffnungen durch die düstersten Haufen endlos scheinende Blicke über die ferne Ebene freigaben.

Die californischen Eichen haben eine Eigenthümlichkeit, von der ich sonst nirgends gehört habe. In der trockenen Hitze des langen Sommers werden ihre Fasern trocken, und häufig um die Mittagszeit, wenn sich kein Hauch in der Luft rührt, löst sich einer von ihren starken Aesten von dem Stamme ohne das geringste warnende Vorzeichen und stürzt mit aller Wucht zu Boden. Mehr als ein Beispiel ward mir erzählt, daß durch diesen Fall Menschen getödtet wurden. Deßwegen kampiren die Eingeborenen von Californien gewöhnlich außerhalb des Bereiches der Baumäste.

Nachdem wir unsere weiteren Pläne überlegt hatten, ward beschlossen, die Golddistrikte von Molekumne, die von Stockton am zugänglichsten waren, zu besuchen. Demgemäß wurden am Montag Morgen unsere Maulthiere von der Ebene herangetrieben und für die Reise gesattelt. Die Sonne schien heiß, als wir über die Ebene nach Stockton ritten, und die Zeltstraßen der wunderbaren Stadt glühten gleich den Gängen einer Ziegelhütte. Der Thermometer stand auf 98° Fahrenheit, und der ausgedörrte, sandige Boden brannte uns durch die Schuhsohlen. Wir warteten daher bis zum Nachmittage, ehe wir unsere Reise fortsetzten. Es war vier Uhr, als wir aufbrachen; eine angenehme Kühle hatte sich erhoben und über die Ebene, durch schöne Eichenforste, ritten wir dahin. Mr. Narey, der eben eine Fahrgelegenheit nach dem Molekumne-District eingerichtet hatte, war so freundlich, uns sein Geleit bis an den Calaveras-Strom, vierundzwanzig (engl.) Meilen von Stockton, angeboten zu haben, und wir machten in seinem Zelte Rast, welches wir erst spät, bei Mondenschein, erreichten. Das Zelt bestand aus Brettern und war mit Leinen bespannt; aber es kostete nicht weniger als 1000 Dollars; die Ebene, so weit man schauen konnte, war tief mit Staub bedeckt, welchen die fortwährenden Züge von Maulthieren unaufhörlich in die Luft wirbelten.

Nichtsdestoweniger, zum Erstenmal nach langer Zeit, schliefen wir während dieser Nacht in einem Bett — dem Bett des Calaveras-Stromes und in dem tiefsten Loche seines goldgesprenkelten Sandes. Der Strom, welcher im Frühling dreißig Fuß tief ist, war vollständig trocken, und das Gehölz an seinen Ufern bildete ein hohes Dach darüber, welches den Wind und den Sand abhielt, aber das Sternenlicht herein ließ. Wir häuften den losen Sand zum Kopfkissen auf und erfreuten uns eines erquickenden Schlafes,

der nur einmal durch das Geheul eines großen grauen Wolfes aus dem Dickicht unterbrochen ward.

Am andern Morgen, während das Frühstück bereitet ward, sah ich, wie leichtsinnig die Goldgräber mit dem Gelde umgehen. Einer der Maulthiertreiber wollte einem seiner Kameraden ein Pistol abkaufen, für das er ihm, obgleich es so gut wie Nichts werth war, drei Dollars anbot. „Für solch' eine Bettelei verkaufe ich Nichts," sagte der Eigenthümer; „hier, nimm das Pistol als Geschenk und behalte Dein Geld." Der Andere nahm es, aber legte die drei Dollars auf ein Stück Holz und sagte: „Nimm das Geld, ich werde es nicht mehr anrühren." „Gut," war die Antwort, „dann will ich damit machen, was mir gefällt," und er warf die Dollars auf den Weg und ging. Ein Irländer, welcher in der Nähe stand, wühlte lange im Staube herum, doch konnte er nur die Hälfte des Geldes wiederfinden.

Ungefähr 14 Meilen weiter gesellten sich drei Goldgräber zu uns, und unsere Maulthiere, welche eine plötzliche Neigung für ihre Pferde empfanden, begannen rascher zu traben. Die Neigungen solch eines Maulthierherzens sind für den Reisenden im Gebirge ein interessantes Studium. Ich möchte, wäre der Vergleich nicht zu ungalant, einige Aehnlichkeit zwischen dem Herzen eines Maulthieres und dem eines Weibes finden, denn es ist in seiner Liebe gerade so unerklärlich, da es sie dem Gegenstande zuzuwenden pflegt, von dem man es am wenigsten erwartet, und gerade so beständig, da es sie so lange zu bewahren pflegt, als dieser Gegenstand nicht von ihm entfernt ist. Zuweilen regt ein Pferd, zuweilen ein Esel die Einbildungskraft einer ganzen Heerde von Maulthieren auf; zuweilen ist es auch ein Geschöpf, das ihnen in keiner Weise verwandt. Lieutenant Beale erzählte mir, daß sein ganzer Maulthiertrupp einstmals auf den Ebenen des Cimarone in vollen Galopp fiel und wohl eine halbe Meile weit so fortrannte, ehe er zum Stillstand kam. Hier fand es sich, daß die Ursache dieser verliebten Laune ein Büffelkalb sei, welches sich von der Heerde verirrt hatte. Sie sprangen mit dem größten Entzücken um dasselbe herum, rieben ihre Nasen an ihm, stellten sich auf die Hinterbeine und machten sich lächerlich durch vergebliche Versuche zu wiehern und zu y-ahen, während das arme Kalb, seiner anziehenden Eigenschaften unbewußt, zitternd in der Mitte stand. Bei den „Atajos" oder Maulthiertrupps der Nord-Mexikanischen Handelsleute hat man in der Regel ein Pferd als eine Art von Magnet, um die Thiere zusammenzuhalten; denn welche Versuchung ihnen auch immer begegnen möge, sie werden sich von einem Pferde nie weit entfernen. Gegen Abend kamen wir bei der Goldgräber-Stadt an. Der Ort, welcher aus Stangenhäusern ohne Wände und gedeckt mit losen Eichenzweigen

bestand, war in dieser Wildniß in den drei letzten Wochen entstanden, und es lebten ungefähr dreihundert Personen in oder neben ihm. Unter den offenen Eichdächern hörten wir im Vorbeireiten das Geklingel von Geld auf den Jagdtischen und sahen ringsum gedrängte Menschenhaufen, welche den Fortgang des Spieles verfolgten. Einer von den ersten Leuten, die Lieutenant Beale sah, war Baptiste Perrot, ein Mann aus dem Gebirge, der früher unter ihm gedient hatte. Jetzt hielt er ein „Hôtel," welches aus einem offenen Platze unter einem Zweigdach bestand; das ganze Meublement waren zwei Tische von rohen Planken (einer zum Essen und einer zum Spielen) mit Klötzen davor auf eingerammten Pfählen als Stühle, und einer Barre aus ähnlichen Materialen, hinter welcher ein guter Vorrath von Getränken und Speise-Vorräthen aufbewahrt stand. Wir zogen unsere Maulthiere zu einem Baumstumpf hinter dem „Hôtel," bestellten ein Abendbrod und machten es uns bequem in unserem neuen Quartier.

II.

Die Goldgräber vom Molekumne-Strom.

Unser erster Ausflug war nach dem Strombett, wo eine Anzahl von Nordamerikanern, Sonoriern, Kanakern und Franzosen in der heißeren Sonne arbeiteten. Die „Barre" (der Ort, an welchem das Gold gewaschen wird) war Nichts mehr und Nichts weniger, als ein flacher Raum an der Vereinigung des Stromes mit einem halbtrockenen Bache, der sich ungefähr acht Meilen weit durch's Gebirge windet. Der Boden war hart und felsig ohne losen Sand mit Ausnahme desjenigen, der zwischen den großen Steinmassen hängen geblieben war, und dieser mußte fortgeschafft werden, ehe man zu dem Golde gelangte. Es schien als ob der ganze Raum, ungefähr vier Morgen im Umfange, mit großer Mühe umgearbeitet und alle Höhlen, welche sich zwischen den zerbrochenen Schieferlagern hinunterzogen, bis auf den Grund durchwühlt worden seien. Kein Fleck konnte dem unerfahrenen Goldjäger weniger versprechend erscheinen. Aber die Sonorier gewannen täglich, wenn sie den losen Staub und Schmutz, den sie zwischen den Felsen herauskratzten, auswuschen, von zehn Dollars bis zu zwei Unzen. Die erste Abtheilung, die wir antrafen, war eben damit fertig geworden, einen neuen Canal für das spärliche Wasser des Molekumne zu graben, und begannen ihre Arbeit auf ungefähr zwanzig Ellen des

Flußbettes, die sie trocken gelegt hatten. Es waren ihrer zehn, und ihre einzigen Werkzeuge waren Schaufeln, ein rohes Sieb und platte Holzdielen, um den Sand darauf auszuwaschen. Baptiste, unser Wirth, nahm eine von den Dielen, die voll Sand war, und zeigte uns nach dem Verlauf einer Minute ein Dutzend Körner hellen Goldes. Die Gesellschaft hatte im Laufe des Vormittags ungefähr schon drei Pfund gewonnen; wir beobachteten ihre Arbeit bis gegen Abend, wo noch weitere drei Pfund erzielt waren, so daß auf jeden Mann durchschnittlich sieben Unzen Gold an einem Tage kamen. Das Gold war von der reinsten Beschaffenheit und der schönsten Farbe. Als ich die Männer zuerst in der Sonnenhitze schwere Steine fortwälzen und — bis an die Brust im Wasser — mit ihren Händen im Kies und Lehm herumwühlen sah, da schien mir's keine große Tugend, der Versuchung des Goldgrabens zu widerstehen; aber als die glänzenden Kügelchen verschwenderisch aus einem Zinnbecken ausgegossen wurden, da — ich gestehe es — juckte es mich in den Fingern, die schwerste Brechstange und die dickste Schaufel in die Hand zu nehmen.

Eine Gesellschaft von dreißig Leuten hatte, etwas weiter den Fluß hinunter, einen noch viel breiteren Damm gebaut, an welchem sie einen ganzen Monat gearbeitet hatten. Hundert Ellen des Fußbodens waren auf diese Weise trocken gelegt worden. Sie fingen eines Nachmittags an zu waschen und erzielten sogleich ein sehr ermuthigendes Resultat. Am andern Morgen jedoch lagen sie sich schon in den Haaren, wie dies bei den meisten ähnlichen Gesellschaften früher oder später der Fall zu sein pflegt, wandten sich demgemäß an Mr. James und Dr. Gillette, zwei der hauptsächlichsten Unternehmer, und trugen ihnen an, die Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß sie das ganze Bett auf ihre eigene Kosten waschen und dafür die Hälfte des gewonnenen Goldes nehmen sollten. Da die schwere Arbeit bereits geschehen war, so hofften die neuen Unternehmer einen beträchtlichen Gewinn durch diesen vortheilhaften Contract zu machen. Wir aber kehrten, nachdem wir unsere erste Neugier befriedigt hatten, in unsere Quartiere zurück. Dr. Gillette, Mr. James, Capitain Truey und verschiedene andere Goldgräber bewirtheten uns mit einer Gastfreundlichkeit, die uns um so mehr erfreute, als sie unerwartet war. Am Abend hatte uns Baptiste und M. Fischer, sein Compagnon, ein Essen bereitet, welches mein Staunen über die Hülfsquellen dieses wunderbaren Landes noch erhöhte. Hier, in der rauhen Tiefe der Hügel, wo vor drei Wochen kaum ein Zelt gestanden hatte, und wo wir Nichts erwarteten, als getrocknetes Fleisch, sahen wir auf der Tafel Grünkörner, grüne Erbsen und Bohnen, frische Austern, gebratenen Puterhahn, die schönste Butter und ausgezeichneten Kaffee. Was das Alles

kostete, will ich freilich nicht sagen; aber ich dachte, nachdem ich solche Wunder gesehen, daß die Fabel von Alladin's Lampe nichts so Außerordentliches mehr sei.

Ich schlief in jener Nacht auf dem Speisetische und schlief prächtig. Früh Morgens ging ich wieder an den Strom, wo die Gesellschaft der Zehner bereits damit beschäftigt war, das Wasser abzuschöpfen, welches in das Flußbett über Nacht eingesickert war. Sie standen in der Sonne und hatten noch zwei Stunden harter Arbeit vor sich, ehe sie wieder anfangen konnten zu waschen. Der Anblick war wiederum kein sehr einladender. Aber als ich gegen Mittag an dieselbe Stelle zurückkehrte, da kratzte Einer von ihnen den Sand aus dem Bette mit dem Messer auf und warf ihn in ein Becken, dessen Boden ganz von Gold blitzte. Jedes Messer voll brachte eine Anzahl Körner und Blättchen zum Vorschein, von denen einige so groß als der Nagel eines Fingers waren. Zuletzt fiel ein Klumpen von zwei Unzen Gewicht mit schwerem Klang in die Pfanne, und die Goldgräber nunmehr in der besten Laune von der Welt setzten ihr Werk mit großer Rührigkeit fort. An diesem einen Morgen hatten sie sechs Pfund Gold gefunden. Nur durch solch' unverdrossene Arbeit konnten in dieser Gegend große Gewinnste gemacht werden, und diejenigen, welche um ihre Gesundheit besorgt, mißvergnügt heimgekehrt sind, indem sie sagten, man habe sie über das Gold getäuscht, haben sich in der That selber und zwar über die Arbeit getäuscht. Wenn Jemand erwartete, daß man Schätze aus der californischen Erde ohne harte Arbeit heben könnte, so war er in einem bitteren Irrthum. Von allen Arten von Männern paßten Diejenigen am besten zu Goldgräbern, welche bei uns die Straßen pflastern und in den Steinbrüchen arbeiten.

Wo Gold ist, da fehlen auch die Spieler nicht. Unser kleines Dorf konnte sich wenigstens eines Dutzendes von Spieltischen rühmen, die alle bei Tag und Nacht von Amerikanern und Mexikanern besucht waren. Die Sonorier ließen einen großen Theil ihres Goldes auf den Spieltischen, obwohl man berechnete, daß sie während dieses Sommers fünf Millionen Dollars aus dem Lande mitgenommen hatten. Die Aufregung gegen sie herrschte am ganzen Molekumne hinauf und sie wurden einmal auch gänzlich verjagt; aber sie kamen nicht lange darauf wieder und arbeiteten meist in größeren Gesellschaften unter dem Schutz und zum Vortheil irgend eines Amerikaners.

Am nächsten Tage statteten wir dem Schauplatz der reichsten Entdeckung, welche Dr. Gillette gemacht und wohl zu seinem Vortheil auszubeuten verstanden hatte, einen Besuch ab. Wir klommen den steinigen Boden eines der Felsbäche, die sich in den größeren

Strom ergießen, wie auf einer Treppe vier Meilen weit empor und fanden fast jeden Theil desselben aufgegraben und von den Spitzäxten der Goldgräber umgewühlt. Tiefe Löcher, welche zwischen den festen Grund oder in die Felsseite des Gebirges eingehauen waren, zeigten noch die Stellen, wo man Goldadern getroffen und so lange verfolgt hatte, als sie Klumpen enthielten, welche die Arbeit bezahlten. Die lose Erde, welche sie herausgescharrt hatten, war noch ganz voll gediegenen Goldes und hätte blos ausgewaschen zu werden brauchen. Eine Anzahl Sonorier war damit beschäftigt, diesen zurückgelassenen Sand trocken zu waschen, — eine Arbeit, die keine geringe Geschicklichkeit erfordert und bald genug jeden anderen Menschen außer diesen dürren, harthäutigen Arabern des Westens tödten würde. Diese Arbeit wird folgendermaßen betrieben: sie sammeln den losen, trockenen Sand in einer Schaale, heben ihn empor und gießen ihn langsam auf ein Tuch zu ihren Füßen aus. Dies wird mehrere Male wiederholt, und durch die Entfernung der werthlosen Felssplitter verringern sie die Masse des Staubes auf ungefähr die Hälfte. Dann schwenken sie die Schaale mit einer Hand und geben ihr mit der andern einen raschen, geschickten Schlag, daß sie sich herumdreht, so daß sie zu gleicher Zeit den Inhalt derselben in die Luft werfen und wieder auffangen, indem er niederfällt. Auf diese Weise wird zuletzt Alles, außer den schwerererern mit Gold vermischten Sandkörnern, die man von jenen durch Wegblasen gewinnt, entfernt. Es ist eine anstrengende Thätigkeit und die amerikanischen Goldgräber haben sie bis jetzt nicht versucht. Den feinen Staub so Tag um Tag fortzublasen und in einer mehr als brennenden Sonne, würde bald die stärksten Lungen vernichten.

Wir fanden viele Leute in dem höheren Theile des Felsbaches an der Arbeit; sie suchten nach Goldadern in den Löchern, welche Anderen schon die erste Ausbeute geliefert. Einige dieser Nachzügler wurden für ihre Mühe wohl bezahlt, Andere hatten vergebens gearbeitet, ohne das Mindeste zu finden. Viele lagen platt auf dem Rücken in niedrigen, engen Höhlen, die zuweilen durch Quellen feucht gehalten waren, da die Goldadern nicht selten durch Felsboden tief unter der Oberfläche hinliefen. Wer wirklich a r b e i t e n wollte, der wurde bei einiger Ausdauer dafür belohnt. Ich habe zwar hier und anderwärts hunderte von Leuten gefunden, die von einem förmlichen Ekel vor Californien ergriffen schienen, und das Goldgraben mit einer Lotterie verglichen, in welcher man nur durch Zufall oder Glück reich werden kann. Aber es giebt keinen Zufall in der Natur, und je mehr man sie versteht, um so mehr hat man einen Schlüssel zu ihren vergrabenen Schätzen. Es giebt mehr Gold

in Californien, als man jemals gesagt oder gedacht hat; Jahrhunderte werden den Vorrath nicht erschöpfen.

Der Geschichten, welche die Goldgräber aus eigener Erfahrung oder aus dem Leben anderer Goldjäger erzählen, ist gar kein Ende. Ich könnte ein ganzes Buch blos mit denen füllen, die ich während der vier Tage meines Aufenthaltes an dem Molekumne hörte. In den trockenen Plätzen namentlich, wo das Metall gewöhnlich tief liegt, wurden viele Beispiele von Leuten erzählt, welche zwei oder drei Tage gegraben und es dann verzweiflungsvoll aufgegeben hatten, während Andere, die nach ihnen kamen und in derselben Grube weiter arbeiteten, Tausende von Dollars in kürzester Zeit daraus gewonnen haben. Ich sah einen Mann, der drei Wochen vor meinem Besuch ohne einen Pfennig gekommen war, um in dem trocknen Felsgrund zu arbeiten. Da er sehr träge war, so wählte er einen Ort unter einem schattigen Baume und grub in aller Muße zwei Tage, ohne einen Cent zu verdienen. Er gab den Platz alsdann auf, und ein kleiner Deutscher sprang in seine Grube, und als er nach einer harten Tagesarbeit seinen Gewinn wog, da hatte er — 800 Dollars! Der unglückliche Goldgräber borgte sich alsdann 5 Unzen und richtete ein Speisehaus ein. Die Stadt wuchs so rasch, daß er an dem Abend, wo ich ankam, den dritten Gewinnantheil des Etablissements für 1200 Dollars verkaufte. Sorgen schien es in diesem glücklichen Eldorado nicht zu geben. Wenn Jemand all' sein Hab und Gut verlor, so blieb er dennoch ganz gleichgültig; zwei Wochen harter Arbeit gaben ihm wieder genug, um sich aufzurichten, und zwei Monate hatten ihn ganz auf den alten Stand gebracht.

Das schwerste im Felsbruch gefundene Stück Gold wog eilf Pfund. Ein anderer Bekannter zeigte mir einen Klumpen unvermischten Goldes, der 62 Unzen wog.

Nach Allem, was ich während meines Aufenthaltes am Molekumne sah und hörte, schloß ich, daß dort so viel Ordnung und Sicherheit herrschte, als ohne bürgerliche Organisation möglich war. Die Einwohner hatten Einen aus ihrer Mitte zum Alcaden erwählt, von welchem alle Schuldigen mit Beihülfe einer zu dem Zweck erwählten Jury abgeurtheilt wurden. Verschiedene Diebstähle waren vorgekommen, und die schuldige Partei war nach einer gerechten Untersuchung schwer bestraft worden. Einige waren gepeitscht worden, Andere hatte man gehängt. Zwei oder drei, welche große Diebstähle ausgeführt hatten, waren von den Beschädigten auf der Stelle erschossen worden, und die allgemeine Ansicht der Goldgräber billigte solche Selbsthülfe, wenn keine andere zu haben war. In der Nähe von Livermore's Range, auf dem Wege nach Stockton, trafen wir einen Mann, dem man das Haar abrasirt und die

Ohren abgeschnitten und noch hundert Stockprügel mit auf den Weg gegeben hatte, weil er 98 Pfund Gold gestohlen hatte. Solch' eine Art von Gerechtigkeit mag gegen die Ideen der Sittlichkeit verstoßen; aber nichtsdestoweniger scheint diese Anwendung der härtesten Strafmittel gute Erfolge zu haben. In der That war diese spartanische Strenge der Mannszucht in einem Lande, wo es nicht nur keine Riegel und Schlösser, sondern auch kein Gesetz und keine Regierung gab, die einzige Sicherheit gegen die entsetzlichste Umkehr der Ordnung.

Der Erfolg war, daß, abgesehen von einigen geringfügigen Fällen der Veruntreuung, Diebstähle selten waren. Pferde und Maulthiere wurden zuweilen gestohlen, aber die Gefahr für den Dieb war zu groß, als daß diese Dieberei irgendwelche Ausdehnung hätte gewinnen können. Das Lager oder Zelt ward für unverletzlich erachtet, und gleich der alten patriarchalischen Zeit beschützte sein Dach Alles, was es einschloß. Es schien unter Allen eine stillschweigende Uebereinkunft das Leinendach der rohen Eichenstämme so heilig zu machen, als es einst die Portale einer Kirche waren.

Während der Tage, die ich am Molekumne verlebte, wurde ich mit mancherlei seltsamen Zügen und Abenteuern des Goldgräberlebens bekannt. Es würde ein interessantes Studium für einen Philosophen gewesen sein, die verschiedenen Wirkungen aufzuzeichnen, welche das plötzliche Reichwerden auf verschiedene Menschen machte; Diejenigen, welche nicht an Arbeit gewöhnt waren und denen ein oder zwei Unzen Gold täglich eine kärgliche Belohnung für müde Muskeln und erschöpfte Kräfte schienen, häuften ihren Gewinn sorgsam auf und hüteten ihn wie Geizhälse; diejenigen aber, deren gestählte Sehnen mit der zähen Erde kämpften, als ob es kein angenehmeres Spiel für dieselben gäbe, und die auf diese Weise den rauhen Kies und den felsigen Boden zwangen, seine goldenen Schätze herauszugeben, diese waren so verschwenderisch, wie Fürsten und so offenherzig, wie die Mitglieder einer menschenfreundlichen Gesellschaft. Wetterharte Theerfinken (Spottname für Seemänner), Irländer, zäh und biegsam wie Draht, und stählerne Jägersleute aus den Missouri-Wildnissen, wurden hier zu einem Geschlecht von Schwelgern und Epicuräern. Sicher im Besitze des Zauberwortes, das die endlosen Schätze unter ihren Füßen öffnete, ließen sie jeder Laune, jedem Wunsch, der nur irgend befriedigt werden konnte, die Zügel schießen.

Es war nichts Ungewöhnliches, eine Gesellschaft von diesen Männern, denen früher ein Stück Fleisch und ein Schnaps dabei der höchste Luxus dieser Welt gewesen, ihren Champagner, zu zehn Dollars die Flasche, trinken und Pasteten und Sardinen dazu essen oder in dem rußigen Feldkessel ihre Schildkrötensuppe und

Krebssalat wärmen zu sehen. Besonders bemerkte ich, daß die Leute vom Oregon, die ihr Lebelang an Nichts gewöhnt waren, als an die einfachste, solideste und mäßigste Kost, alle anderen Goldgräber in ihrer Vorliebe für Champagner und alle Arten von theuren Getränken übertrafen. Doch war dies fast die einzige Ausgabe, die sie hatten, denn in allen übrigen Dingen waren sie sehr vorsichtig und sparsam mit dem Gebrauch ihres Goldes. — Einen der lustigsten Fälle erlebte ich bei einer Gesellschaft von Engländern von Neu-Süd-Wales, welche zur Zeit meiner Ankunft erst eine Woche am Molekumne gewesen waren. Sie waren in Californien erst zwei Wochen früher gelandet und dies war ihr erster Versuch im Goldgraben. Einer von ihnen, ein langer, starkknochiger Bursche, der sieben Jahre in der Kavallerie gedient hatte, war unerschöpflich in seinen Ausdrücken der Verwunderung und des Entzückens. Er wiederholte seine Geschichte vom frühen Morgen bis zur späten Nacht und erzählte sie in der Ueberfülle seines Herzens jedem neuen Gesichte, das er sah. „Bei meinem Leben!" rief er aus, „dies ist ein großes Land. Hier kann ein Mann in einem Tage so viel Gold ausgraben, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gesehen. Ich habe schon so viel, daß ich gar nicht weiß, was ich damit machen soll, und ich bin doch erst eine Woche hier gewesen. Und als ich hierher kam, hatt' ich nicht einen lumpigen Heller in der Tasche! Und der Franzmann, der da unten am Berg wohnt und Lebensmittel verkauft, wollte mir nicht ein Stück Brod borgen — der Teufel soll ihn holen! Wenn Du kein Geld hast, sagte er, so geh' und grab' Dir welches. Die Leute graben hier am Alltag und Sonntag, das ist hier Alles einerlei. — Und wenn sie's auch Alle thun, so will ich am Sonntag doch nicht graben, Du Schurke, sagte ich, eher will ich verhungern. Und ich that's auch nicht und hatte Hunger, das weiß Gott! Aber am Montag grub ich neunzehn Dollars und am Dienstag dreiundzwanzig Dollars und am Freitag zweihundert und zweiundachtzig Dollars, in einem Klumpen, so dick wie Eure Faust, und Alles, weil ich am Sonntag nicht gegraben hatte. Gab es je solch' ein Land in der Welt?" Und als ob er sich selber überzeugen wollte, daß er wirklich so viel Geld besitze, kaufte er Champagner, Ale und Rum in Dutzenden von Flaschen und lud Jeden von der Ansiedelung ein, mitzutrinken.

Noch eines anderen solchen Charakters entsinne ich mich — er war der interessanteste, den ich dort gesehen. Er besaß Aeußeres, Anstand und Persönlichkeit genug, um einen Romanhelden aus ihm zu machen; was würde Cooper gegeben haben, wenn er ihm so begegnet wäre! Seinen wahren Namen habe ich nie erfahren; die Goldgräber nannten ihn alle „Rehposten" — eine Bezeichnung, die

4*

einer harten, plumpen Figur sehr wohl entsprach. Er mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein; sein Gesicht war erst leicht gerunzelt und er trug einen schweren, schwarzen Bart, der ihm beinahe bis an die Augen hinauf wuchs und seinen Mund ganz verhüllte. Wenn er seinen abgetragenen und staubigen Filzhut abnahm, — was freilich selten geschah — so gaben ihm seine breite, viereckige Stirn und seine ernsten, grauen Augen ein nachdenkliches Aussehen, welchem seine Unterhaltung jedoch in keiner Weise entsprach. Er war von einer kräftigen und stämmigen Gestalt, trug stets einen Friesrock, ein Flanellhemde und einen Gürtel mit einem Messer daran. Ich hielt ihn für einen Deutschen, obgleich er mir's nicht gesagt und ich ihn nie etwas Anderes, als Englisch sprechen hörte.

Die Sitten von „Rehposten" waren noch seltsamer, als sein Aeußeres. Er lebte ganz allein in einem kleinen Zelte und schien die Gesellschaft Anderer eher zu meiden als zu suchen. Seine Neigungen waren überaus verschwenderisch; er hatte immer das Beste, was auf dem Markte zu haben war, und fragte nicht nach dem Preis. Der vorzüglichste Schinken, das Pfund zu anderthalb Dollars; Austern, Grünkorn und Erbsen, das Maaß zu sechs Dollars; Zwiebeln und Kartoffeln, so oft sie auf den Markt kamen; chinesische Süßigkeiten und trockene Früchte waren stets auf seiner Tafel und sein Mittagsmahl pflegte regelmäßig durch eine Flasche Champagner angefeuchtet zu werden. Das Kochen besorgte er selbst und hatte allerdings wenig Mühe davon, da frische Nahrungsmittel nur selten ankamen. Wenn er besonders Glück gehabt hatte, so gönnte er sich einen oder zwei Tage Ruhe, bis der Goldstaub erschöpft war, worauf er seine Axt wieder schulterte und in demselben einsamen Winkel des rauhen Felsbaches wieder zu graben anfing. Er war im Lande seit der ersten Entdeckung des Goldes und hatte bereits zwischen dreißig- und vierzigtausend Dollars gegraben, Alles aber leider auch schon wieder für seines Leibes Pflege und Nothdurft verbraucht. Ich habe ihn einmal sagen hören, daß er an einem Tage nie weniger als eine Unze, zuweilen aber auch zwei Pfund grabe. Das rauhe Gebirgsleben schien recht nach seinem Geschmack zu sein und er würde es nicht gegen ein anderes, wenn auch weniger anstrengenderes und angenehmeres vertauscht haben.

Unter den Goldgräbern, die an den verschiedenen Felsbächen hin verstreut waren, traf ich täglich Männer von Erziehung und Bildung aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten. Man konnte niemals von dem Anzug und Aeußeren eines dieser Leute auf ihren Charakter schließen. Ein roher, schmutziger, sonnenverbrannter Kerl mit ungeschorenem Barte, der auf Tod und Leben am Grunde irgend einer Felshöhle arbeitete, war vielleicht von einer der ersten Universitäten des Landes zum Doctor gemacht worden und besaß

feine Bildung und geschulten Geschmack. Ich fand Leute genug, die sich äußerlich in Nichts von den verknöcherten Pelzjägern und Urwaldsbewohnern unterschieden, aber vielleicht vor einem Jahre noch Aerzte ohne Patienten, Advocaten ohne Processe und halb verhungerte Zeitungsschreiber waren. Es war diesem Zufluß der Intelligenz zuzuschreiben, daß die Gemeinden dieser Goldjäger, trotz ihres barbarischen Aussehens und Lebens, eine Ordnung und persönliche Sicherheit unter sich hergestellt hatten, die auf den ersten Blick wie ein Wunder erschien.

Daß Alles, was ich auf diese Weise gesehen, mich stark in Versuchung führte, die Axt und das Sieb für eine oder zwei Wochen auch zu ergreifen, wird ein jeder meiner Leser gern glauben. Es war, sobald ich californisches Gebiet betreten hatte, meine Absicht gewesen, das Vergnügen des Goldgrabens selber zu kosten, sowohl um das Leben unter den Mineurs besser kennen zu lernen, als auch in der leisen Hoffnung, eine Tasche voll dicker Klumpen für meine Weiterreise mitzunehmen. Aber das unerwartet frühe Hereinbrechen der Regenzeit trieb mich zur Eile an, und machte obendrein die Arbeit um Vieles schwerer. Zwei oder drei Tage gehören allein dazu, um nur mit den Geräthschaften ordentlich fertig zu werden, und ich hatte keine Lust, die Handgriffe zu lernen, da meine Aussicht auf Gewinn so beschränkt war. Einmal, in der That, nahm ich ein Schlachtmesser, ging in eine der verlassenen Höhlen des großen Baches, legte mich auf den Rücken, wie ich von den andern Goldgräbern gesehen hatte, und bemühte mich, einige gelbe Körner aus der Spalte des zerbröckelnden Felsens herauszuarbeiten. Aber mein Bemühen war umsonst, und die einzigen Andenken aus den Goldgräberregionen verdanke ich der Güte einiger Freunde, die sie mir geschenkt haben.

III.

San Francisco bei Tag und bei Nacht.

Von allen wunderbaren Erscheinungen der Geschichte unserer Zeit ist das Wachsthum San Francisco's eine, welche den Glauben der Zukunft vielleicht auf die schwerste Probe stellen wird. Seines Gleichen ward nie gesehen und wird nie wieder gesehen werden. Ich spreche nur von dem, was ich mit meinen eigenen Augen schaute. Als ich zuerst bei San Francisco landete, fand ich einige zerstreute Haufen von Zelten und Leinenhäusern, mit einem Anfang

von Zimmerwerk auf einer oder zwei Straßen und einer Bevölkerung von ungefähr sechstausend. Vier Monate später, bei einem erneuten Besuche, sah ich um mich eine wirkliche Hauptstadt, Straße um Straße voll wohlgebauter Häuser, ein thätiges und unternehmendes Volk darin und überall die Anzeichen eines steigenden commerciellen Gedeihens. Damals war die Stadt auf die Biegung der Bai, welche den Ankerplatz begrenzt, und auf den Abhang der Hügel beschränkt. Nun erstreckte sie sich zu den höchsten Hügelspitzen, folgte der Küste ringsum, Punkt nach Punkt, und mit einem langen Arme gleichsam durch eine Oeffnung in den Hügeln greifend, hielt sie das goldene Thor fest und baute ihre Lagerhäuser an der offenen Meerstraße und beinahe in den blauen Horizont des stillen Oceans hinein. Damals wohnte der auf die Goldjagd ausziehende Wandersmann in Zimmern von Mousselin und Kammern von Leinewand mit einem philosophischen Mangel an Möbeln, und aß sein einfaches, wenn auch kräftiges Mahl, an Fichtentischen. Nun standen hohe Hôtels, mit Veranden und Balkons prunkend und mit dem Luxus der Heimath ausgestattet, in allen Quartieren, und aristokratische Restaurationen präsentirten ihre langen Speisezettel, die von den ausgesuchtesten Leckerbissen der Pariser Küche strotzten. Damals kamen Tag für Tag Schiffe herein, um verlassen und nutzlos auf dem Ankerplatz zu liegen. Nun verging kaum ein Tag, ohne daß eine Reihe von Segeln, nach auswärts bestimmt, ihren Weg durch das goldene Thor nach allen Ecken des stillen Ozeans suchten. Gleich der zauberischen Saat eines indischen Magiers, welche vor den Augen des Zuschauers wächst, blüht und Früchte trägt, schien San Francisco in einem Tage das Wachsthum eines halben Jahrhunderts vollbracht zu haben.

Das jedoch, was der Stadt auch damals noch mangelte, war Gesellschaft. Stelle man sich eine Stadt mit dreißigtausend Einwohnern vor, unter denen kaum e i n weibliches Wesen war! Ein Gleiches ist nie zuvor gesehen worden. Jeder Mann war sein eigener Haushälter und fegte, kochte, wusch und flickte. Manches, was man in der alten Heimath mehr durch Beobachtung als Erfahrung gelernt hatte, kam hier in der neuen trefflich zu Statten. Wer sich sein Bett nicht selber machen, sein Beafsteak nicht braten und die Löcher in seinem Rocke nicht stopfen konnte, war ein verlorener Mann in San Francisco. Allein auch das änderte sich bald und obgleich ich es selber nicht mehr erlebte, so glaube ich doch, daß schon lange kein Mangel mehr an Frauen in der Hauptstadt des Goldlandes ist!

Es wird nicht uninteressant sein, eine kleine Schilderung vom Leben in San Francisco zu entwerfen, wie ich es bei meinem mehmaligen Aufenthalt in dieser Stadt gefunden habe. Wenn man

sich daran gewöhnt hatte, auf einer harten Bank und trotz der Angriffe unzähliger Fliegen überhaupt zu schlafen, so wurde man bei Tagesanbruch durch den Lärm der Zimmerplätze, von welchen alle Hügel bedeckt waren, aufgeweckt. Die Luft ist gemäßigt, und der unveränderliche Morgennebel beginnt sich um diese Stunde zu sammeln. Mit Aufgang der Sonne, welche düster über die Küstenberge jenseits der Bai aufsteigt, war die ganze Bevölkerung auf und an der Arbeit. Die hölzernen Gebäude riegelten ihre Thüren auf; die Leinwandhütten und Zelte schlugen ihre Vorhänge zurück; die Lichterboote auf dem Wasser ruderten von Schiff zu Schiff; Karren und Lastträger waren längs der Küste thätig; und nur die Spieltische, um die sich während der ganzen Nacht die Jünger des Zufalls gedrängt hatten, standen müßig und verlassen. — Die Temperatur pflegt in dieser frühen Morgenstunde so frisch zu sein, daß man sich zur Arbeit wunderbar aufgelegt fühlt, und selbst ohne den Antrieb des Handels und der Speculation dürfte es alsdann wohl Wenige geben, die sich nicht beschäftigten.

Um halb sieben beginnen die Glocken zum Frühstück zu rufen, und eine Stunde lang übertönte ihr unausgesetzter Klang sowie das Getöse von ungeheueren Trommeln alle die Hämmer, welche auf hunderten von Dächern thätig waren. Die Hôtels, Restaurations- und Speisehäuser waren damals bereits so zahlreich als die Spieltische und ebenso verschieden in ihrer Art und Größe. Die Tables d'hôte ersten Ranges (wo man zwei Dollars und mehr für eine Mahlzeit rechnet) waren sehr reich ausgestattet. Doch gab es auch andere mit einfacherer und billigerer Kost, an denen sich die große Zahl derer sättigte, die ihr Glück noch zu machen haben. Hier kostete es ungefähr ein Dollar. Frisches Rindfleisch, Brod, Kartoffeln und alle Arten von Vorräthen, die sich einführen lassen, waren reichlich da; aber Milch, Früchte und Gemüse galten als Luxusartikel, und von frischer Butter war niemals die Rede. Auf den Straßen standen schon Buden, in denen Kaffee, Kuchen und Biscuit für die eben im Hafen angelangten Matrosen oder die aus dem Gebirge heruntergekommenen Goldgräber zu haben war.

Gegen neun Uhr war die Stadt im vollen Strome des Geschäftes. Die Straße, die zum Wasser führt und Montgommery-street, welche die Bai begrenzt, war gedrängt voller Leute, die in der höchsten Eile durcheinander rannten. Es giebt nichts Bunteres, als diese Mannigfaltigkeit von Gesichtern und Trachten. Die Engländer schienen die Eigenthümlichkeiten verloren zu haben, durch die sie sich gewöhnlich auszeichnen, und durch zufällige Ausdrücke mehr als durch ihr Betragen konnte man den New-Yorker von dem Manne aus Kentucky, den aus Carolina von dem aus Virginien und Texas unterscheiden. Den Deutschen und den Franzosen konnte

man schon leichter erkennen. Peruvianer und Chilianer gingen in ihren braunen Mäntelchen, und die nüchternen Chinesen hülf- und theilnahmlos in der Mitte aller Bewegung, schauten aus den schiefen Ecken ihrer langen Augen in den Lärm, aber schienen sich nie versucht zu fühlen, sich aus dem ihnen eigenen Geschäftsgang herauszuwagen. Die östliche Seite der „Plaza", dem Parkerhaus gegenüber, und ein Leinenzelt, das Eldorado genannt, waren die Orte der allgemeinen Zusammenkünfte für die Zwecke des Geschäfts und des Vergnügens und sie stellte Alles in Allem, Börse, Garten, Klubzimmer und Promenade vor. Dort sah man Jeden einmal, der nicht beständig auf einem Flecke beschäftigt war, zu irgend einer Stunde des Tages. Der Charakter der Gruppen, welche auf der Plaza zerstreut standen, war sehr interessant. Hier sah man drei oder vier Speculanten, die über Bauplätze handelten, und Häuser verkauften, von denen einige von Leinen, andere nur von Papier waren; daneben stand eine Gesellschaft von Goldgräbern, braun wie Leder und rauh von Gesicht und Kleidung; und an einem dritten Platze vielleicht drei oder vier Seeoffiziere, die von ihren Kreuzerschiffen sprachen, oder ein Trupp feinerer Spieler, die sich über Gewinn und Verlust der letzten Nacht unterhielten.

Der Tag rückt vor. — Der Nebel, welcher nach Sonnenaufgang ein oder zwei Stunden niedrig und schwer ging, stieg dann über die Hügel und es pflegten nun zwei Stunden hellen Sonnenscheins zu folgen, bevor der Wind von der See herein kam. Das Getümmel in den Straßen hatte sich alsdann vollständig entwickelt. Leute flogen hier- und dorthin, als seien sie von einem ruhelosen Geiste besessen. Man sprach einen Bekannten an, vielleicht einen Kaufmann. Er stieß ein Paar heftige Worte des Grußes aus, während sein Auge schon nach allen möglichen Richtungen herumirrte; plötzlich gewahrte er irgend Jemand im Gedränge. Er war verschwunden, und hatte in den nächsten fünf Minuten eine halbe Schiffsladung gekauft, einen Bauplatz für das Dreifache dessen, was er ihm gekostet hat, verkauft und sich an irgend einer neuen und großartigen Speculation betheiligt. Es war unmöglich, dieses Uebermaß und diese Zerstreuung des Geschäfts anzusehen, ohne etwas vom Einfluß desselben zu empfinden. Die Luft selber schien voll von dem Magnetismus der kühnen, lebendigen und unermüdlichen Thatkraft zu sein, und derjenige, der sich nur in dem äußersten Kreise dieses Strudels bewegte, befand sich — ehe er noch Zeit hatte darüber nachzudenken, in dem Schwindel erregenden Mittelpunkt desselben.

Aber sieh! — Die Gruppen auf der Plaza zerstreuen sich plötzlich; der Stadtaufseher reißt seinen Pfahl aus dem Boden und springt auf einen Bretterhaufen, die Kuchenverkäufer folgen seinem

Beispiele und der ganze Platz ist in dem Augenblicke geklärt, wo ein wilder Ochse, welcher Kearneystreet heruntergerannt ist, erscheint. Zwei Vaqueros folgen, mit Geschrei ihre Seile schwenkend, in heißem Galopp; der Staub fliegt auf, indem sie so über die Plaza hinsprengen. Einer von ihnen, mitten im Karriere, wirft seinen Strick in die Luft. Sieh, wie geschickt das Seil sich in seinem Fluge abwindet und wie die Schlinge auf die Hörner des Ochsen fällt! Das Pferd dreht sich, wie um eine Angel, und schießt in der entgegengesetzten Richtung davon. Es kennt die Länge des Fangstrickes auf ein Haar, und in dem Augenblick, wo es stramm gezogen ist, setzt es seine Hufen fest in den Grund, und wirft seinen Körper vorwärts. Der Stoß ist so stark, daß der Stier niederstürzt und seine Beine von sich streckt. Er liegt einen Augenblick wie ohnmächtig, und erhebt sich dann schwer, um einen neuen Versuch zu machen. Aber nun hat auch der zweite Vaquero seinen Strick um eines seiner Hinterbeine geworfen, und so — auf zwei Seiten gefesselt — wird er zur Schlachtbank abgeführt.

Die Plaza füllt sich so rasch wieder, als sie sich geleert hatte, und das Geschäft nimmt seinen Gang wieder auf. — Um zwölf Uhr pflegte ein Wind aus Nord-West zu wehen, der mit großer Heftigkeit durch eine Oeffnung in den Hügeln, die sich gegen das goldene Thor öffnen, heranfegt. Die Glocken und Trommeln begannen zum Mittagsessen zu rufen, und Beide zusammen — der Wind und die Eßzeit — veränderten das Gewühl in den Straßen für ein oder zwei Stunden. Zwei Uhr war die gewöhnliche Zeit zum Mittagsessen für die Geschäftsleute; aber einige von den alten und erfolgreichen Kaufleuten hatten die vornehmere Zeit von fünf Uhr Nachmittags angenommen. „Wo sollen wir heut zu Mittag essen?“ war die tägliche Frage. Die Restaurants hatten ihre Speisezettel überall einladend entfaltet. Wir hatten die Wahl; aber Delmonico's Speisesalons hatten die höchsten Preise und die größte Mannigfaltigkeit der Gerichte. Wir gehen Kearneystreet hinunter, zu einem zweistöckigen Holzhause an der Ecke. Der unterste Stock ist ein Marktplatz; an den Mauern hängen Kalbs- und Hammelviertel. In der einen Ecke ist ein Haufen Schoten von den Sandwichs-Inseln aufgespeichert, und mehrere Kohlköpfe, jeder einzelne zu zwei Dollars angeschlagen, schauen aus dem Fenster. Wir treten durch eine kleine Thür am Ende des Gebäudes, steigen eine dunkle, enge Treppe hinan und befinden uns in einem langen, niedrigen Raum, dessen Decke und Wände von weißem Mousselin sind, um dessen Boden Wachstuch bedeckt. Es stehen hier, in zwei Reihen vertheilt, ungefähr zwanzig Tische, die aber alle bereits so gefüllt sind, daß wir Mühe haben werden, einen Platz zu finden. Wir nehmen die Speisekarte auf und wenn

wir das zusammennehmen, was wir nöthig haben, um satt zu werden, so wird uns das Essen ungefähr fünf Dollars kosten. Denn der Appetit, den man in Californien zu haben pflegt, streift an's Wunderbare. Während der ersten beiden Monate nach meiner Ankunft waren meine Empfindungen in dieser Hinsicht denen eines ausgehungerten Wolfes nicht unähnlich.

Uebrigens konnte schon damals Jeder seinen Hunger auf nationale Weise stillen. Es gab französische Restaurants auf der Plaza und in Dupontstreet; ein ausgedehntes deutsches Etablissement in Pacificstreet; ein spanisches Speisehaus, ein Italienisches und drei Chinesische, welche durch ihre langen, dreieckigen Flaggen von gelber Seide ausgezeichnet waren. Sie wurden wegen ihrer trefflichen Küche und deswegen, weil jedes Mittagsessen ohne Rücksicht auf das, was man aß, nur einen Dollar kostete, viel von Amerikanern besucht. Die Namen der himmlischen Wirthe waren Kong-Sung, Whang-tong und Tong-Ling, und mit ihren schiefen Auge und heiligem Ernste trugen sie ihr Chom-Chom und Curry und einen Thee und Kaffee auf, der vielleicht in der ganzen Welt nicht besser gefunden werder kann.

Der Nachmittag in San Francisco war weniger geräuschvoll und thätig als der Vormittag. Die Kaufleute hielten sich in ihren Häusern, und die Spielzimmer füllten sich mit Personen, welche dem Wind und dem Staub von draußen entgehen wollten. Der Himmel nimmt um diese Zeit stets einen kalten grauen Anstrich an, und die Hügel und die Bai sind in der dichten, staubigen Luft kaum sichtbar. Dann und wann trat alsdann ein Wächter von dem Hügel über Fort Montgommery herein und kündigte die Ankunft eines Schiffes an, was unter den versammelten Bootsmännern und Kaufleuten einige Bewegung verursachte. — Gegen Sonnenuntergang war die Plaza fast ganz verlassen; der Wind strich schonungslos über die See herein und ein dicker Ueberrock war nicht zu warm. Wenn es dunkel ward, so ließ die Heftigkeit des Windes etwas nach, obwohl auch dann noch gelegentliche Ausbrüche erfolgten, die den Staub in den Straßen ellenhoch umherwirbelten und dahinführten.

Der Anblick von San Francisco bei Nacht vom Westen aus hat an Pracht und Schönheit nicht seines Gleichen. Die Häuser, meist aus Leinewand, durch welche die Lampen im Innern hindurchschimmern, verwandelten sich in der Dunkelheit zu Wohnungen von reinem Licht. Auf den Abhängen seiner drei Hügel, deren Spitzen von den letzten Zelten auch bedeckt waren, glänzte es gleich einem Amphitheater von Feuer. Hier und dort funkelten besonders helle Punkte; es waren die lockenden Lampen der Spielhäuser; und durch das unaufhörliche Gemurmel der Straßen stahl sich dann und

wann ein Klang der Musik aus ihren heißen und gedrückt vollen Räumen. Das Bild hatte etwas Unwirkliches und Phantastisches an sich; es machte einen Eindruck, wie es die Städte der Laterna magica thun, die eine Bewegung der Hand aufbauen und vernichten kann.

Die einzigen Orte, die wir nun noch zu besuchen haben, sind die Spieltische, deren Sterne in dieser Stunde aufgehen. Wir brauchen nicht weit zu wandern, um einen zu finden. Dawison's Börse, das Parkerhaus und Eldorado stehen Wand an Wand; schräg gegenüber sind die Veranda und Aguila de Oro, höher hinauf, an der Plaza St. Charles und Bella Unione, während ein Dutzend von Spielhäusern zweiten Ranges in den weniger belebten Straßen zerstreut liegen. Das größte Gedränge war immer im Eldorade; hier war es schwer, Eingang zu finden. Es befanden sich ungefähr acht Tische in dem Saal, und alle waren dicht besetzt. Kupferfarbige Kanaker, Mexicaner in ihre Sarapen gewickelt, und Peruvianer in ihren Panchos, standen Schulter an Schulter mit den braunen, bärtigen Goldgräbern aus den Vereinigten Staaten. Die Einsätze waren gewöhnlich klein, obgleich der Spieler so lange doubliren konnte, bis er Alles verloren oder die Bank gesprengt hatte. Längs der Seitenwand des Saales läuft ein Schenktisch, wo man alle Arten von schlechten Getränken haben kann; und in einer Art von Gallerie, die an der Decke hängt, saß ein weiblicher Violinist, die ihr Talent und ihre Muskelkraft anstrengte, um die Aufregung des Spiels noch zu erhöhen.

Die Veranda gegenüber ist kleiner aber sie rühmte sich einer gleichen Anziehungskraft, die von einem Musikanten ausgeübt wurde, der eine Hirtenflöte an seinem Kinn und eine Trommel, die er mit Stöcken an seinen Ellbogen schlug, auf seinem Rücken und Cymbeln in der Hand hatte. Die Geldhaufen auf den Spieltischen klingelten lustig zu seinem Spiel, und das Gedränge der in eine schweißtriefende Masse zusammengedrückten Zuschauer ging zwischen seinen einzelnen Vorträgen an die Barre und trank aus Mitleid für seine trockene und athemlose Kehle. Im Aguita de Oro spielte eine Aethiopische Bande und in den übrigen Spielhöllen quinkelirten Violinen, Guitarren und Handharmonika's, wie es der Zufall mit sich brachte. Die Atmosphäre dieser Plätze ist undurchsichtig von Tabaksqualm und voll von einer Fieberhitze, die den Gesichtern der Spieler einen krankhaften Schimmer verleiht. — Heimlich und in einer gefährlichen Ausdehnung wird in den verborgenen Hintergemächern des Parkerhauses und des Cityhôtels gespielt. Zu ihnen haben nur die Eingeweihten Zutritt. Die Einsätze sind hier unbegrenzt, da die Spieler Männer von Reichthum und äußerlichem Ansehen sind. Oft, in die Wechselfälle eines ver-

zweifelten Spieles vertieft, geht hier die Nacht hin und der Morgen dämmert über hageren Gesichtern und ruhelos klopfenden Herzen. Hier werden oft bei dem Umschlagen weniger Karten oder dem Rollen weniger Kugeln die Gewinne glücklicher Wagnisse zur See oder harter, monatelanger Arbeiten zu Lande verspielt.

Gegen das Ende meines Aufenthaltes trat die Regenzeit ein und San Francisco ward auf einmal ein so trauriger Ort, als man sich nur denken kann. Der Schimmer des hellen, warmen und heiteren Wetters ging dahin und ließ an seiner Stelle einen rauhen, trostlosen Südost-Sturm zurück. Dann und wann kam ein schwerer Windstoß über die Stadt und in den kalten, ununterbrochenen Regen mischten sich Donnerschläge und plötzliche Hagelschauer. Der Koth in den Straßen wurde grundlos, und nur mit Mühe konnten die Maulthiere ihre leeren Wagen hindurchziehen. Ein starkes Londoner Zugpferd, ein wahrer Riese im Geschirr, war das einzige Thier, das noch eine Last fortbringen konnte; und man sagte mir, daß der Herr desselben täglich hundert Dollars mit ihm verdiene. Man konnte nicht zehn Schritt weit gehen, ohne bis an die Schenkel einzusinken; und obwohl der Thermometer selten unter 50° F. sank, so konnte man nicht einen Augenblick still stehen, ohne eiskalte Füße zu bekommen. Eine Folge davon waren zahllose Erkältungen, die oft die schlimmsten Formen annahmen. Der allgemeine Gebrauch, die Hosen in die Stiefel zu stopfen, drohte die Kniehose aus den Zeiten unserer Großväter wieder Mode werden zu lassen. Die ganze Bevölkerung schien aus abgestiegenen Husaren zu bestehen.

Das schlechte Wetter veranlaßte nach und nach Krankheiten aller Art, besonders unter Denen, die viel im Freien leben mußten. Die Stadt war überfüllt von Menschen, und obgleich die Häuser fortwährend noch über Nacht wie Pilze aus der Erde schossen, so waren doch Hunderte von Neuankommenden gezwungen, in Zelten zu wohnen, mit denen die Spitzen der Hügel bedeckt waren. Fieber und Dysenterie waren die vorherrschenden Klagen, und ihr Ueberhandnehmen war keinem andern Grund, als diesem schlechten Schutz gegen Sturm und Regen zuzuschreiben. Alle Hospitäler, die man in der Eile errichtet hatte, waren überfüllt; viele Privatleute zeichneten sich durch Wohlthätigkeitssinn und Erbarmen gegen die Kranken aus, ganze Schiffe voll Patienten wanderten nach den Sandwich-Inseln. Im Cityhospital waren auch sehr viele Wahnsinnige, von denen es Einige durch Enttäuschung und Unglück, Andere aber durch plötzlichen Reichthum geworden waren. Arme Menschennatur!

Mitten in diesem traurigen Regen überraschte uns eines Morgens ein prachtvolles Schauspiel. Der Wind hatte während der Nacht wüthend getobt und der Regen war in heftigen Güssen nie-

dergeströmt; aber die Sonne ging an einem wolkenlosen Himmel auf und bestrahlte die Küstenberge jenseits der Bai, welche halbwegs wieder auf ihren Seiten in Schnee gekleidet waren. Zwei Tage lang trugen sie diese schimmernde Krone, die man aber Stunde nach Stunde von ihren Höhen und gespaltenen Schluchten herunterschmelzen sehen konnte. Dies war der einzige Schnee, den ich in San Francisco gesehen habe; und nur einmal bemerkte ich einen leisen Anflug von Frost. Das Gras war grün und kräftig, und mehrere von den härteren Pflanzen standen in Blüthe; die Gemüsearten, die es dort giebt, grünten mit unermüdeter Pracht während des ganzen Winters. Da der Regen das Rothwild und andere Thiere von den Bergen heruntertrieb, so gab es Wildpret aller Art in Ueberfluß. Fette Elennthiere und schwarzschwänzige Rehe hingen an den Thüren aller Metzgerläden, und von wilden Gänsen, Enten und sonstigem Geflügel wurden ganze Karrenladungen in die Stadt gebracht. „Fetter Bärenschinken" ward ein Lieblingsgericht in den Speisehäusern; und ich hatte eines Abends die Genugthuung, eine Schnitte von einem solchen zu essen, der eilfhundert Pfund gewogen hatte. Das Fleisch war von einer hellrothen Farbe, sehr fest, süß und nahrhaft; der Geschmack war dem des besten Schweinefleisches vorzuziehen.

Die Dampfer, welche um diese Zeit ankamen, brachten große Quantitäten von Zeitungen aus allen Theilen der Atlantischen Staaten. Die Speculation jedoch, welche Anfangs so erfolgreich gewesen war, schien jetzt am Ende zu sein; es war so viel Vorrath auf dem Markt, daß die Zeitungen auf 50 bis 25 Pence das Stück herabsanken. Die Hauptjournale von New-York, New-Orleans und Boston wurden an jeder Straßenecke ausgerufen. Die zwei Zeitungen, die in San Francisco selbst begründet worden waren, lieferten Ausgaben „für die Atlantische Küste", so oft ein Dampfschiff nach Panama absegelte. Die Druckereien wurden von den Käufern haufenweise belagert, und die langsamen Handpressen, deren man sich bediente, konnten mit der Nachfrage keinen Schritt halten. Der Gewinn dieser Journale war fast unglaublich, wenn man ihn mit ihrer Größe und ihrer Verbreitung verglich. Keines von Beiden hatte jährlich weniger als 75,000 Dollars reinen Ueberschuß.

Ich verließ San Francisco nicht ohne Bedauern, daß ich nicht länger bleiben und mehr von dem wunderbaren Wachsthum der Hauptstadt des Westens sehen konnte. Aber ich schätzte mich auch so schon glücklich, daß ich Zeuge der eigenthümlichsten und interessantesten Stadien seines Fortschrittes gewesen, und ich nahm Abschied von ihm in der Hoffnung, daß ich einst wiederkehren möge, um das Ende dieses prächtigen Anfangs zu sehen. Denn die Weltgeschichte hat

kein zweites Blatt, das so wunderbar wäre, als das, auf welchem die Geschichte dieser Stadt verzeichnet steht!

IV.

Monterey.

Monterey, der Sitz der Regierung im Goldland, liegt südlich von San Francisco und gleichfalls an der Küste des großen Ozeans. Der Anblick der Stadt, wenn man von der Landseite kommt, und sie zuerst durch die Oeffnung zweier niedrigen, fichtenbewachsenen Hügel sieht, ist sehr schön. Obwohl im Umfang weit geringer als San Francisco, waren doch die Häuser in Monterey viel besser gebaut und sahen nicht aus, als ob sie vor einem Windstoß davon fliegen würden. Sie waren etwas lose über einen mäßigen Abhang verstreut, hinter welchem eine sanft gewellte Außenlinie fichtenbedeckter Gebirge sich verlief. Zur Rechten erschien das blaue Ufer der Bai, mit sechs oder sieben Schiffen, die an der Küste ankerten. Die amerikanische Flagge wehte lustig im Sonnenschein über dem Fort auf dem Felsgestade und über den Regierungsgebäuden in der Stadt, und hervorragend unter den übrigen Häusern stand auf etwas erhöhtem Grunde die Stadthalle, ein hübscher und geräumiger Bau von gelbem Stein, in welchem damals eben die constituirende Versammlung saß.

Aber trotz des vermehrten Lebens, welches diese Körperschaft dem Orte verlieh, war ihr erster Eindruck auf mich der einer verlassenen Stadt. Wenig Leute gingen in den Straßen; das Geschäft schien träge zu sein und zu stocken; und nachdem ich eine halbe Stunde nach einem Hotel gesucht hatte, erfuhr ich zuletzt, daß es in Monterey keins gebe. In dieser rathlosen Lage traf ich zum Glück einen früheren Reisegefährten, den Major South, der mich einlud, mein Betttuch in seinem Zimmer, das er in dem „Cuartel" oder der Kaserne inne hatte, auszubreiten. Ich nahm seine Einladung dankbar an. — Major South, Zahlmeister der Station Monterey und San Diego, war vom letztern Orte erst vor ein Paar Tagen angekommen. Er war in ein geräumiges Zimmer des „Cuartel" einquartiert worden, welches man durch einen improvisirten Muslinvorhang in Büreau und Schlafkammer getheilt hatte. Zwei oder drei leere Frachtkisten, die der Quartiermeister aus besonderer Gunst geliefert hatte, dienten als Schreib-, Zahl- und Waschtisch. Es

waren gerade drei Stühle vorhanden, für den Major, seinen Bruder und mich; so daß, wenn wir Besuch hatten, Einer von uns sich auf die Kisten setzen mußte. Das einzige Bettzeug, was ich von San Francisco mitgebracht hatte, war ein wollenes Tuch, was bei dieser kalten Zeit unzureichend genug war; aber nach einiger Anstrengung erhielten wir noch eine Pritsche und einen Arm voll Stroh, woraus wir uns ein Bett zusammenbauten. Wir waren bald in die Haushaltsmysterien, als da sind Fegen, Abstäuben 2c. eingeweiht, und nach einigen Tagen Praxis fühlten wir uns stark genug, ein größeres Etablissement zu übernehmen, wenn wir nur eines hätten bekommen können.

Ich aß in der „Fonda de la Union", auf der andern Seite der Straße. Es war eine alte, unruhige, nicht überaus freundliche Anstalt, mit einem Billardzimmer und zwei kleineren anstoßenden Gemächern, wo der Eigenthümer, ein blaßgelber Mexicaner, mit seinem indianischen Koch die Gäste bewirthete. Das Speisehaus ward von einer Anzahl der Mitglieder und Schreiber der konstituirenden Versammlung, von allen herumschweifenden Amerikanern oder Californiern, die sich zufällig in Monterey befanden, und gelegentlich von einem oder zwei Matrosen aus den Schiffen im Hafen besucht. Das Mittagessen kostete einen Dollar und wir bekamen für dieses Geld eine „Olla" von gekochtem Rindfleisch, Gurken und Grünkorn, einen „asado" von Rindfleisch und Cayennepfeffer, einen „guisado" von Rindfleisch und Kartoffeln und zwei oder drei Tassen entsetzlichen Kaffees. Zur Zeit meiner Ankunft war dies der einzige Restaurant; aber der große Gewinn, den der Besitzer machte, lockte Andere, es auch zu versuchen und bald war kein Mangel an Concurrenz mehr.

Unter unsren neuen Bekanntschaften war eine, die uns im Anfang sehr viel schlaflose Nächte verursachte. Umsonst versuchten wir, der Betrachtung derselben zu entgehen; so oft wir uns auf unsre Pritschen niederlegten, kam der Gedanke ungerufen, und bald genug befanden wir uns unter seinen Angriffen, so ruhelos als Richard III. auf seinem geisterumhuschten Lager. Es war kein eingebildetes Leiden; es griff uns auf allen Seiten und ohne Aufhören an. Es war eine Beschwerde, die keineswegs in Californien allein erduldet wird; sie spukt in den Tempeln des Incas und in den Hallen der Montezumas; ich habe sie über mich kommen gefühlt im Pantheon von Rom und manch ein Reisender hat darüber geklagt, wenn sie ihn heimsuchte, während er in dem Schatten der Pyramiden zu schlummern gedachte. Nichts ist für das Gefühl wirklicher, Nichts für die suchende Hand täuschender und unnahbarer. Man blickt auf den Punkt, wo es uns angegriffen, und man sieht Nichts. Man legt seinen Finger darauf, und es ist nicht da!

Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, um die Nacht in Ruhe verbringen zu können. Wir kehrten das Zimmer aus, schüttelten die Bettdecken, und wickelten uns alsdann mit so ausgesuchtem Geschick in dieselben, daß wir dachten, es sei unmöglich, daß ein lebendes Wesen den Eingang finden könnte. Aber umsonst. Zuletzt, nach vier Nächten qualvollen Wachens, beschloß ich den Versuch aufzugeben. Ich war durch das ewige Fehlschlagen meiner Hoffnung auf Schlaf so nervös geworden, daß der Gedanke daran allein hinreichte, um ihn zu verscheuchen. Ich nahm daher zur Zeit, wo die andern Menschen zu Bett gingen, mein Betttuch und wanderte damit in die Fichtenwälder hinter der Stadt. Ich suchte mir ein warmes Eckchen unter einigen Büschen und einem umgestürzten Baum aus; die Luft war nebelig und frostig, der Mond ging in Wolken, aber ich lag geschützt und behaglich auf meinem Kissen von trocknen Stöcken. Gelegentlich fuhr ein Rebhuhn in den Büschen über meinem Kopf auf, oder ein Eichhörnchen schlüpfte durch das welke Laub, während fern in dem düstern Schatten des Forstes die wilden Bewohner desselben ein endloses Geheul ausstießen. Aber auch hier konnte ich nicht recht schlafen; denn zwei oder drei von den kleinen Kasernenbewohnern waren entwischt, als ich das Betttuch ausgeschüttet hatte, und sie bissen mich für fünfzig. —

Nach manchem Versuche jedoch überwältigte ich sie zuletzt, trotz all' ihrer Künste. Es giebt ein dickes, grünes Gesträuch im Walde, dessen kräftig balsamischen Geruch sie nicht ertragen können. Nachdem ich den Boden gekehrt und mit Wasser begossen hatte, legte ich mein Bett, das ich zuvor tüchtig geschüttelt hatte, nieder, und umgab es mit den Blättern dieses Gesträuches weit genug, um sie zu verhindern, dasselbe zu überhüpfen. Auf diese Weise gegen den Feind verpalisadirt, erwartete ich den Schlaf, und er blieb nicht länger aus. —

Jeden folgenden Tag, den ich in Monterey verlebte, fand ich neuen Grund, meinen ersten Eindruck, in Bezug auf die Langweiligkeit des Ortes, zu berichtigen. Ruhig ist Monterey gewiß für Jeden, der von San Franzisco kommt, aber langweilig doch nur in dem Sinne, wie man etwa Nizza und Pisa langweilige Städte nennen könnte. Der Lärm des Geschäftes fehlt, aber für Einen, der nicht nach Geld dürstet, ist ein köstliches Klima, eine herrliche landschaftliche Umgebung und angenehme Gesellschaft kein schlechter Ersatz. Diejenigen, welche einige Zeit hier verweilen, gewinnen den Platz sicherlich lieb, ehe sie ihn verlassen. Von San Francisco kann man das aber nicht sagen.

Die Lage von Monterey ist, wie gesagt, wunderbar schön. Die Häuser sind auf einen breiten, mäßig gesenkten Abhang, ungefähr zwei Meilen von Point Pinois, der äußersten Südspitze der Bai,



Sclavenauction

erbaut. Sie sind über eine Fläche von drei viertel Meilen ausgestreut und lassen dem Zuwachs der Stadt noch für viele Jahre Raum. Die Linien der Hügel im Hintergrund wachsen an Höhe, wo sie sich gegen Südost wenden und verlieren sich, auf vier Meilen Entfernung, in den hohen Gebirgen der Coast Range. Die nördliche Küste der Bai ist zwanzig Meilen entfernt und biegt sich so stark nach West, daß man den stillen Ozean von keinem Theile der Stadt sehen kann. Gen Osten bilden die Toro-Gebirge, ein hoher Felsrücken, einen hervorstechenden Zug der Landschaft, und wenn die Luft klar ist, so erblickt man über den Salzebenen die Sierra de Gavilan.

Während meines Aufenthaltes war das Klima mild und fast noch aromatischer als das, was um die gleiche Jahreszeit (es war Winter!) in Italien herrscht. Die Temperatur war so, wie sie bei uns Mitte Mai zu sein pflegt, der Himmel fast immer ohne ein einziges Wölkchen und die Winde so lau, als seien sie genau bis auf die Wärme des Blutes gemäßigt. Die Siroccos von San Francisco sind in Monterey unbekannt; die frühen Morgen sind häufig nebelig, aber gegen 10 Uhr hellt es sich auf, und bleibt so bis zum Sonnenuntergang. Um die Mittagszeit ist der Himmel ein reines, sanftes Blau.

Der Hafen von Monterey ist so vortrefflich wie nur einer in Californien, und der Handel wächst mit unglaublicher Schnelle. Während meines fünfwöchigen Aufenthalts wurden verschiedene Häuser gebaut, ein halb Dutzend Magazine eröffnet und vier Hôtels etablirt, eines derselben von einem Chinesen. Wenigstens zehn große Schiffe, mit Ausnahme der regelmäßigen Dampfer, kamen und gingen in der genannten Zeit und der Steuererheber des Hafens hatte während der fünf vorangegangenen Monate 150,000 Dollars an Zöllen eingenommen. Die Lebensmittel sind hier zwar wohlfeiler als in San Francisco, aber die Waare bringt trotzdem einen höheren Gewinn. Im Washingtonhaus, dessen Wirth ein früherer Soldat aus Oberst Stevenson's Regiment war, aß und wohnte ich für 12 Dollars die Woche. Das Gebäude, welches einem Italiener, Namens Alberto Tuscani gehörte, brachte demselben monatlich 1200 Dollars Miethe. Dieser Tuscani war vor fünf Jahren als ein elender Kesselflicker hier angekommen. Er hatte nicht einen Heller in der Tasche, aber es gelang ihm, ein paar Zinnplatten auf Borg zu bekommen, er machte Schaalen daraus und verkaufte sie. Von diesem Anfang war er bis zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, ein Mann von 50,000 Dollars geworden und sein Reichthum wuchs mit jedem Tage. — Auch die Speculation auf Grund und Boden florirte. Ein Grundstück von 75 Fuß Länge und 25 Fuß Breite wurde für 5000 Dollars verkauft.

Ein einstöckiges Haus mit einem Grundstück von eben solchem Umfange, aber etwas entlegen von der Stadt, war für 6000 Dollars verpachtet worden.

Mit Ausnahme von Los Angelos enthält Monterey die angenehmste Gesellschaft, die man in Californien finden kann. Es giebt dort ganze Kreise von Amerikanischen und einheimischen Familien, deren liebenswürdiger und feiner gesellschaftlicher Ton Alles vergessen macht, was man sich vorher wohl von dem Californischen Leben gedacht hat. Trotz des Mangels an Schulbildung — denn Alles, was sie in dieser Hinsicht besitzen, ist das Wenige, was ihnen die Priester mitgetheilt haben — zeichnen sich die Eingeborenen doch durch eine natürliche Feinheit der Gesittung aus, welche der anspruchsvollsten Gesellschaft zur Zierde gereichen würde. Sie erkennen ihren Mangel an Erziehung an, sie sagen, daß sie wie die Bäume aufwüchsen, mit der Form und dem Charakter, den ihnen die Natur gäbe; aber selbst die uncultivirte Natur in Californien trägt die ganze Reife und Fülle älterer Länder. Viele sehr angenehme Stunden habe ich in den Häusern einheimischer Familien verlebt. Der beliebteste Sammelplatz der Amerikaner ist das der Donna Augusta Ximeno, der Schwester des Don Pablo de la Guerre. Das Haus dieser Dame, deren Mildthätigkeit in Armen- und Krankenpflege ihr die Dankbarkeit Vieler und die Hochachtung Aller gewonnen hat, ist die Heimath jedes amerikanischen Offiziers, der Monterey besucht. Mit seltener Gastlichkeit hat sie einen großen Theil desselben für ihren Gebrauch bestimmt, da es ihnen noch unmöglich war, andere Quartiere zu erhalten, und sie sind stets willkommene Gäste an ihrer Tafel gewesen. Sie ist ein Weib, deren edler Charakter, ursprüngliche Kraft und Verstandesthätigkeit und vor Allem deren angeborene Feinheit und gewinnende Grazie ihr eine überwiegende Stellung in der Gesellschaft des cultivirtesten Landes gegeben haben würden. Sie kannte die spanische Literatur mit außerordentlicher Gründlichkeit und so viel von der englischen, als ihr durch Uebersetzung zugänglich gemacht worden war. Sie war nebenbei eine glänzende Erscheinung auf dem Pferde und konnte sogar den Lasso mit ebensoviel Geschick als Anmuth werfen.

Die Häuser vom Sennor Soveranez und Sennor Abrego waren gleichfalls von den Amerikanern viel besucht. Der Erstgenannte hatte als Kapitain während des Krieges in Mexico gedient, war aber seit Beendigung desselben ein guter Amerikanischer Bürger geworden. Sennor Abrego, ein Herr von Mexicanischer Abkunft, war der industriöseste Californier, den ich in diesem Lande gesehen habe. In wenigen Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen erworben, das sich bei seinen weiteren Speculationen eben nicht zu vermindern schien. Ich wohnte einer Abendgesellschaft in

seinem Hause bei, die so lebendig und angenehm war, als sich nur denken läßt. Es war ein erträgliches Clavier in seinem kleinen Gesellschaftssalon, auf welchem eine Australische Dame aus Sidney spielte. Zwei junge Amerikaner trugen darauf ein Flötenduett vor und die Abendunterhaltung schloß mit Polka und Quadrille.

Das alte, ruhige Aussehen von Monterey mußte, noch ehe die Goldminen in der Nähe der Stadt entdeckt worden waren, den Besuchern von der Atlantischen Seite des Amerikanischen Festlandes bemerkenswerth genug erschienen sein. Die heitere Schönheit des Clima's und die sanft ausdünstende Athmosphäre haben Nichts gemein mit der Vorstellung, die man sich von einer neuen, kaum colonisirten Küste macht. Selbst die Thiere sind die der alten, längst colonisirten Länder von Europa. Schwärme von Krähen krächzen um die Dachgiebel; Elstern sammeln sich in geschwätzigen Haufen in den knorrigen Eichen der Hügel, und wenn man durch den Forst wandert, so schrecken Hasen aus ihrem Lager unter den bärtigen Fichten auf. Amseln in erstaunender Menge bewohnen die Nachbarschaft der Stadt; und des Morgens, wenn sie derselben ihren Besuch abstatten, fliegen sie schwadronenweise um die Spitze eines jeden Hauses.

Auch meine Kenntnisse in Bezug auf die Naturerzeugnisse Californiens hatte ich während meines Aufenthaltes in Monterey Gelegenheit durch einige neue, höchst bemerkenswerthe Details zu bereichern. Wisconsin hatte bis dahin den Ruhm, die größten Ernten auf dem Felde der redenden Menschheit zu erzielen; aber Wisconsin wird die Palme dem neuen Staate an der Küste des Stillen Ozeans abtreten müssen, denn das Wachsthum der Bevölkerung ist hier wahrlich ohne Gleichen in alter und neuer Geschichte. Einer von den Eingeborenen ward mir eines Tages gezeigt als der Vater von 36 Kindern, von denen 20 das Product seiner ersten, und 16 das seiner zweiten Ehe waren. Mr. Hartnell, der beeidigte Dollmetscher der Regierung, hatte eine Familie von 21 Kindern. Sennor Abrego, der, als ich ihn kennen lernte, zwölf Jahre verheirathet gewesen, zählte bereits ebenso viele Leibeserben männlichen Geschlechts. Verschiedene andere Ehepaare hatten 18 Kinder; und zwölf ist die Zahl in Californien, unter welchen es ein Ehepaar ein für allemal nicht thut. Ob diese bemerkenswerthe Fruchtbarkeit dem reichen, üppigen Clima zuzuschreiben ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß der Staat eine glänzende Zukunft hat, dessen Bürger so unermüdlich darauf bedacht sind, ihn nicht blos zu cultiviren, sondern auch in so großartigem Maßstabe zu bevölkern!

V.

Sacramento, Strom und Stadt.

Der Sacramento ist ein prächtiger Strom. Seine Breite wechselt von zwei- bis dreihundert Ellen, und seine mit reichem Laubwerk gesäumten Ufer bieten durch ihre fortwährenden Windungen eine schöne Reihenfolge von Ansichten. Der Strom erinnerte mich in seiner Erscheinung einigermaßen an den Delaware. Das Ufergehölz glänzte, vom Regen gewaschen, grün und frisch in der Morgensonne, und je mehr wir vorwärts kamen, um so öfter wurden, bald rechts, bald links, die fernen Gebirge durch Oeffnungen im Walde sichtbar. Ehe wir die Stadt Sutter erreichten, passirten wir einen Hügelabhang, dessen Ertrag an Gemüsen allein dem Eigenthümer — einem Deutschen, Namens Schwartz — 25,000 Dollars während des Sommers eingebracht hatte. Sutter ist ein Ort von einigen dreißig Häusern, welche auf eine Viertelstunde weit am Ufer zerstreut liegen. Drei Meilen weiter kamen wir in Sicht von Sacramento-Stadt. Der Mastenwald längs den Hafenbrüstungen wetteiferte mit den glänzenden Wäldern, welche die Ufer kränzten, in eigenthümlicher Weise. Das todte Holz der Segelstangen und Raaen mischte sich mit dem lebendigen der Bäume und Gebüsche; die Stricke waren um die Stämme und sehnigen Wurzeln der Bäume geschlungen. Die Namenbretter und Figuren der Schiffsschnäbel waren an Land gesetzt, dem Kai gegenüber; und Schiffsküche und Deckkajüten waren auf's Gras gewälzt, wo man sie als Läden vermiethete oder als Wohnungen benutzte. Der Anblick dieses Ortes bei der Landung war entschieden das Fremdartigste und Malerischeste, was ich bisher in dem Goldlande gesehen hatte.

Der Grundplan von Sacramento-Stadt ist sehr einfach. Auf dem östlichen Ufer des Sacramento-Stromes gelegen, da wo er sich mit dem Rio Americano vereinigt, nimmt die Stadt ein Viereck ein, das in regelmäßigen Achtecken ausgebaut ist. Die Straßen, welche nach Ost und West laufen, sind nach dem Alphabet, und die, welche gegen Süd und Nord laufen, nach der Arithmetik genannt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa eine Quadratmeile, und die Zahl der Einwohner, in Zelten und Häusern, konnte damals nicht viel weniger als zehntausend ausmachen. Im vergangenen April — fünf Monate vor meiner Ankunft — standen gerade vier Häuser an diesem Ort. Giebt es in der Welt ein Wachsthum, das sich diesem vergleichen könnte?

Die Bäume des Urwaldes, welche noch in allen Theilen der

Stadt stehen, geben ihr ein höchst malerisches Aussehen. Manche Straßen sind ganz von Eichen und Sykomoren beschattet, die sechs Fuß im Durchmesser haben und ihre mächtigen Aeste weit über die Dächer strecken. Die Ansiedler haben die schönsten derselben vernichtet, indem sie Lagerfeuer an ihren Wurzeln anlegten, welche sich durch den Stamm hindurchbrannten und einen verkohlten und geschwärzten Bogen an der Stelle des prächtigen Baumes zurückließen. Der Sturm, welcher ein paar Tage vor meiner Ankunft gewüthet hatte, riß einige der so geschwächten Stämme auseinander, und einer von ihnen schlug ein Leinenhaus zu Boden, in welchem ein Mann schlief. Ein schwerer Ast stürzte auf jeder Seite von ihm nieder, aber sein Leben blieb verschont.

Der Werth des Grundbesitzes in Sacramento-Stadt ward blos von dem in San Francisco übertroffen. Das City-Hôtel, welches ehedem eine Sägemühle gewesen war, brachte 30,000 Dollars jährliche Miethe. Ein neues Hôtel, mit der Aussicht auf die Bai, war zu 35,000 Dollars vermiethet worden. Zwei Trink- und Spielstuben zahlten eine monatliche Miethe von 1000 Dollars. Manche der Magazine machten einen täglichen Umsatz von 1000—3000 Dollars. Kost und Logis kosteten wochenweise 20, und tageweise 5 Dollars. Aber wozu solche Zahlen wiederholen! Diese todten Figuren geben keine Idee von dem wunderbaren Zustand der Dinge in dieser Stadt. Es war schwer genug für diejenigen, die es sahen, zu glauben, und ich kann kaum hoffen, die schwächsten Eindrücke des Gemüthes, die ich dort schaute, wiederzugeben! Man wunderte sich auf der anderen Seite der Rocky-Mountains oft, wenn der Goldstaub nicht in größeren Quantitäten aus dem Lande herausgesendet wurde, da doch mindestens 40,000 Leute die Goldlager täglich umwühlten. Der Grund ist, daß man ihn als courrente Münze im Lande selbst gebrauchte, und daß der Betrag dessen, der sich in Circulation befand, nach Millionen berechnet werden konnte. Die Errichtung einer einzigen Straße in Sacramento-Stadt, der J-Straße, kostete mindestens eine halbe Million! Der Gesammtwerth aller Häuser in dieser Stadt, so baufällig und schlecht auch viele davon waren, konnte nicht weniger sein als 2 Millionen Dollars!

Das Bild hat freilich auch seine Kehrseite! Dreiviertel der Leute, welche sich in Sacramento-Stadt ansiedeln, werden vom Fieber, Diarrhoe und anderen aufreibenden Krankheiten heimgesucht. Im Sommer ist der Ort ein wahrer Glühofen, im Winter wenig besser als ein Sumpf; und der Zufluß von Auswanderern und mißvergnügten Goldgräbern übersteigt gewöhnlich den Bedarf an Arbeitskräften. Ein gesunder, vernünftiger und umsichtiger Mann jedoch kann nicht umhin, hier sein Glück zu machen. In einem Lande, wo Arbeit Alles beherrscht, hat kein gesunder Mann das Recht, sich zu beklagen. Wenn Zimmerleute die Arbeit einstellen, weil sie täglich nur zwölf Dollars verdienen,

so kann man gewiß sein, daß für Gewerbfleiß und Unternehmungsgeist hier ein weites und goldenes Feld sei!

Die Stadt war damals hauptsächlich von Leuten aus New-York, aus Jersey und den westlichen Staaten bevölkert. An Thätigkeit und öffentlichem Leben blieb sie nicht hinter San Francisco zurück; ihr Wachsthum war vielmehr, wenn man die Verschiedenheit der Lage in Anschlag brachte, noch bemerkenswerther. Die Einwohner hatten einen Stadtrath erwählt, eine Stadtverfassung angenommen und bemühten sich, ihren Ort für einen Freihafen erklärt zu bekommen. Auch eine wöchentlich erscheinende Zeitung, die „Placer-Times", gab es schon, ein kleines Blatt von zwölf bis achtzehn Zoll, je nach dem vorhandenen Stoff, welches zwölf Dollars das Jahr kostete und bereits 500 Abonnenten hatte. Der Betrag dessen, was wöchentlich für Annoncen eingenommen wurde, belief sich von 1000 zu 2000 Dollars. Einer von den Hauptmitarbeitern dieses Blattes hatte nebenbei ein Restaurant eröffnet, der ihm gleichfalls sehr viel einbrachte. Sein Speisesalon war ein offenes Zelt, auf dessen Boden Gras wuchs. Die Tische waren Planken mit rohen Bänken auf jeder Seite, deren Füße in den Boden gerammt waren. Die Kellner, ungehobelte Gesellen aus dem Westen, waren über die Rocky Mountains herangekommen. Das Essen konnte nicht vortrefflicher sein; Elennthierbraten, — Wild, das sich an Bergeicheln gemästet, — Hammel, wie ihn nur die wilde Weide Californiens zu nähren vermochte, — Salm und Scholle von ungeheurer Größe aus dem Sacramento-Strom, und dann und wann das solide Fleisch des Bären, waren unsere Nahrung. Das Vollmondgesicht des Eigenthümers war die beste Empfehlung, und nachdem ich mehrere Tage bei ihm gegessen, fühlte ich, daß auch meine eigenen Dimensionen im Zunehmen begriffen seien.

Der Weg nach Sutter's Fort, die Hauptstraßen und der Kai, dem Hafen gegenüber, war unaufhörlich mit Emigrantenzügen bedeckt, die von den Bergen herunterkamen. Solch' abgezehrte, verwilderte Gesichter habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ihre Zelte waren bei Hunderten in dem Dickicht um die Stadt aufgeschlagen, wo sie ein paar Tage Rast machten, ehe sie aufbrachen, um in den Gruben und wo sie sonst Schutz fanden, zu überwintern. Zu Zeiten war der Kai seiner ganzen Länge nach von ihren Gespannen bedeckt, drei oder vier Joch Ochsen an jedem Wagen. Die Thiere hatten einen Ausdruck von geduldiger Erfahrung, welcher deutlich zeigte, daß kein noch so unwegsamer Pfad sie im Geringsten verwundern würde. Nachdem sie die Wagen sechs Monate lang über die Salzwüsten des Great Basin gezogen, die Pässe und Schluchten der fürchterlich rauhen Sierra Nevada erklommen und Eichenrinde auf den trockenen Flächen um die Senkungen des Humboldt-Stromes verdauen gelernt hatten, schien es, als ob kein

Wechselfall des Lebens sie noch erschrecken könne. Viel Mühsal und langes Leiden hatte ihren Gesichtern einen Ausdruck von fast menschlicher Weisheit verliehen. Wenn einst ihre Seelen, nach der Annahme einiger modernen Philosophen, in menschlicher Gestalt wieder erscheinen sollten: welch eine Versammlung von ernsten und ehrwürdigen Weisen würde dann Californien nicht hervorbringen!

Auch in Sacramento-Stadt wurde das Spiel in großartigem Maßstabe betrieben, und mehr noch als in den anderen californischen Städten ward hier der Zauber der Musik angewandt, um seine natürlichen Reize zu erhöhen. Alle Arten von Instrumenten und Melodieen verwandelten die Stille der Nacht in den schauderhaftesten Mißklang, der je von menschlichen Ohren vernommen, und die Anstifter dieses Höllenlärms wurden à Person mit einer Unze Goldes für die Nacht bezahlt. Unter den zahlreichen Trinkhäusern war eines, „The Plains“ genannt, welches von den Auswanderern viel besucht ward. Irgend ein anonymer Künstler aus dem Westen, der eines Tages quer durchs Land gezogen kam, hatte die Wände dieses Lokals mit bildlichen Darstellungen seines Weges geschmückt, unter denen ein Paß aus der Sierra Nevada meine ganze Aufmerksamkeit, so oft ich hierher kam, aufs Neue in Anspruch nahm. Das Wandgemälde stellte ein Frachtgespann dar, welches einen Hügel herunterkam, so steil und fast senkrecht, daß es schien, als ob keine Macht auf Erden es abhalten könnte, mit einem einzigen Fall von der Spitze in das Thal zu gelangen. Diese eigenthümlichen Ochsen indessen waren unabhängig von dem Gesetze der Schwerkraft; sie streckten ihre Schwänze in den Zenith, während sie langsam herniederschritten.

Eine der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt war der Pferdemarkt, welcher täglich am Ende der K-Straße abgehalten ward. Die Bäume waren hier dicker und höher, als in irgend einem anderen Theile der Stadt; der Marktplatz in der Mitte der Straße ward durch eine ungeheure immergrüne Eiche beschattet, und Zelte von blauer und weißer Leinewand umgaben ihn. Eine Seite ward durch einen Pferdestall abgegrenzt, — ein offenes Stangenwerk, oben mit trockenem Rasen bedeckt, in welchem ein paar bei jedem Lärm zusammenzuckende Maulthiere und Pferde mit abgeschabten Beinen standen, während Haufen von Heu und Weizenstroh, auf dem offenen Grunde in der Nähe, den Käufern der Thiere Futterung — drei Dollars für jedes Stück — anboten.

Als der Markt sich in vollem Gange befand, gewährte er einen Anblick, der wunderlich genug war. Es gab keine anderen Reglements, als diejenigen, die die Phantasie der Leute erfunden hatte, welche Thiere zu verkaufen hatten. Jedermann war sein eigener Auctionär und pries die guten Eigenschaften seiner Pferde

oder Maulthiere. Den Grund nahmen immer mehrere Personen zu gleicher Zeit ein: ein rauher, langbärtiger Mann aus Missouri mit rothbraunem Gesichte hatte ein paar Packesel zu verkaufen, welche in dem Great Basin halb verhungert waren; irgend ein Stutzer aus New-York bot ein Pferd aus, dessen Rücken er auf seinen erfolglosen Zügen durchs Goldgebirge zu Schanden geritten hatte; und ein schwielenfäustiger Farmer hatte den Wagen und das Ochsengespann ausgestellt, welches ihn, seine Familie und seine Haushaltsgüter über das amerikanische Festland hierhergebracht hatte. — Die Gebote erfolgten langsam, und die Verkäufer mußten oft halbe Stunden lang ohne Hoffnung auf irgend einen Fortschritt warten. Der Eigenthümer eines Rothfuchses, welchen er auf dem Marktplatz auf und nieder ritt, konnte kein Gebot über 45 Dollars erzielen. Da das Pferd gut gebaut war und gesund zu sein schien, so war ich schon bereit zu bieten, als ich plötzlich einen eigenthümlichen Schimmer im Auge desselben erblickte, der mir auf nichts Gutes zu deuten schien.

„Wie ist sein Rücken beschaffen?“ fragte ich.

„Er ist ein klein wenig geschabt,“ war die Antwort; „aber das Thier ist darum doch nicht weniger werth.“

Ich stand von meiner Absicht auf das Thier ab, war aber doch neugierig, was sich bei näherer Besichtigung herausstellen würde. Das Pferd ward zuletzt für 50 Dollars verkauft, und da der Sattel nicht in der Kaufsumme mit eingeschlossen war, so nahm der neue Eigenthümer ihn herunter und entdeckte einen entsetzlichen Fleck von rohem und völlig geschundenem Fleisch. Es entstand sofort ein heftiger Streit, dessen Ende ich jedoch nicht abwartete.

Sacramento-Stadt war ein Ort bei Tag und ein anderer Ort bei Nacht; und von beiden war seine Nachtseite die eigenthümlichste. Wenn der Tag dumpf und wolkig niederging, senkte sich ein dünner Nebel in die feuchte Athmosphäre, durch welchen die Leinenhäuser, von Innen erleuchtet, mit einem breiten, trüben Licht schimmerten, welches die Augen verwirrte und die Straßen, bei Tage so bekannt, in eine unheimlich fremde Erscheinung verwandelte. Sie hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit denselben Plätzen, die man am Mittag in der Fülle eines klaren Sonnenscheins und des geschäftigen Lebens gesehen hatte. Die Stadt, sonst so regelmäßig, ward ein befremdliches Labyrinth von Halbdunkel und tiefer Finsterniß, und die Gefahren, die mit einer Straßenwanderung alsdann verbunden waren, wurden noch durch den Koth und die häufigen Sümpfe vermehrt, die der Regen zurückgelassen hatte.

Für Jemanden, der sich nach dem Dunkelwerden zum ersten Male hinauswagte, waren diese Gefahren keineswegs blos eingebildete. Jedermann trug Stiefeln bis an die Knie — oder noch

höhere, wenn er sie bekommen konnte — und die Hosen hineingestopft; aber es gab Gassen in der Stadt, in welchen — wenn er hineingerathen wäre — selbst dieser Anzug ihm Nichts genutzt haben würde. In den belebteren Straßen, wo Spiel und Trinkgelage ihre Herrschaft hatten, war hier und da, wo das Licht aus den Thüren und den purpurrothen Fenstervorhängen hervorströmte, eine helle Stelle, die seine Schritte leitete. Zuweilen gerieth er auf einen Zimmerplatz und seine Füße blieben in dem Loche irgend eines Balkens stecken; zuweilen stolperte er über Tonnenbänder, die man mit der hohlen Seite nach Oben gelegt hatte; und zuweilen, durch ein schmales Brett getäuscht, nachtwandelte er bis ans Ende desselben und saß alsdann bis ans Knie in einem Pfuhl stinkenden Kothwassers. Bald, wenn er über dem hartgewordenen Schmutze mitten in der Straße dahinschritt, stürzte er unvermuthet in einen kleinen Landsee; bald, wenn er sich in die Nähe der Häuser wagte, gab ihm irgend ein loses Brett oder ein baumelnder Balken eine unerwartete Ohrfeige. Wanderte er aber gar in die Umgebungen des Ortes, wo die Zeltstadt der Auswanderer stand, so war seine Lage noch schlimmer. Das Dornendickicht des Urwaldes war hier noch nicht ausgehauen, und die Sümpfe, Stämme und Aeste gefällter Bäume waren über den Boden mit entzückender Unsicherheit zerstreut. Wenn er hier glücklich entwischte, so legten ihm die Lasso's hier angebundener Maulthiere Schlingen für die Füße, während er zu gleicher Zeit vor den Stößen dieser lasterhaften Geschöpfe nicht sicher war; Zeltstricke und Holzpflöcke drohten seine Schienbeine zu erschüttern, und die gehörnten Häupter der Hammel und Schaafe, die man liegen gelassen hatte, wo sie geschlachtet worden waren, lagen bereit, ihn bei jedem Schritt zu durchbohren. Ein mit solchen Gefahren verknüpfter Spaziergang, besonders wenn die Luft feucht und frostig und eine Möglichkeit von Regen vorhanden war, konnte für die müden Bürger von Sacramento-Stadt nicht viel Anziehendes haben.

Ein großer Theil von ihnen legte sich denn in der That auch mit Dunkelwerden unter die Bettdecke. Sie waren gewöhnlich erschöpft von den mancherlei Aufregungen des Tages, und froh, ein Ruhelager zu finden. Lesen war bei den Meisten nicht Mode, da das Pfund Lichter 4 Dollars kostete, und oft noch mehr; aber die unnatürliche Thätigkeit und Anstrengung des Geistes, welche durch das rastlose Geschäft dieser Stadt herbeigeführt ward, würde auf jeden Fall Sammlung der Gedanken unmöglich gemacht haben. Ich sah Leute genug, welche die Werke berühmter Autoren mitgebracht hatten; aber ich habe niemals Einen derselben lesen sehen. Die Leute zogen statt dessen vor, — oder es war vielmehr unwillkürlich ihre Gewohnheit geworden — ruhig dazuliegen und über

all' ihre Pläne und Speculationsmanoeuvres noch einmal hin- und herzugrübeln, um zu sehen, ob sie irgend einen Versuch wohl noch unerschöpft gelassen hätten. Einige setzten vielleicht Kannen dampfenden Punsches um einen kleinen Kohlentopf und bauten Entwürfe aus dem Dampfe ihrer fetten Guyaquilblätter — denn der Duft einer echten Havannacigarre ist hier unbekannt. Aber um neun Uhr Abends allerhöchstens lag die ganze arbeitende Bevölkerung von Sacramento-Stadt auf Matratzen, Planken oder der kalten Erde, je nach dem Stande ihres Vermögens, — träumend vielleicht von goldenen Wendungen des Glücks, oder auf die Seufzer des Windes in den Bäumen lauschend.

Es gab jedoch auch eine große, ab- und zuströmende Gemeinschaft von Ueberland-Emigranten, Goldgräbern und Jagdcharakteren, welche den wachenden Zustand der Straßen bis tief in die Nacht hinein verlängerten. Die Thür von mancher Spielhölle am Quai und in der J- und K-Straße standen einladend offen; das Martergeschrei unzähliger Musikinstrumente gellte von allen Quartieren durch den Nebel und die Finsterniß. Alle quikenden Violinen, brummenden Violoncello's und rostigen Trompeten, die Euch an den verschiedensten Ecken der Welt und zu den verschiedensten Zeiten quälten, schienen hier sich in liebender Vereinigung gefunden zu haben. Aber diese starken, lauten und verwirrten Klänge, welche — in einiger Entfernung gehört — den Eindruck eines einzigen, gräulichen Concertes machen, regen die Phantasie der rauhen Männer vom Gebirge wundersam auf; und nicht selten fällt in all' diesen romantischen Lärm hinein ein Pistolenschuß, welcher andeutet, daß hier — bei der Hitze des Spiels und der Getränke — ein Mord versucht oder wirklich vollführt worden sei.

Zu der Zeit, von welcher ich schreibe, war Sacramento-Stadt die einzige in Californien, welche ein Theater hatte. Die Vorstellungen, dreimal in der Woche, wurden von den Goldgräbern stark besucht, und die Eigenthümer machten ein gutes Geschäft. Das Leinenhaus, welches als Musentempel diente, lag mit der Vorderseite am Quai, eine oder zwei Thüren vom City-Hôtel; ohne das Schild: „Adler-Theater", welches oben ans Dach genagelt war, würde man es für ein gewöhnliches Trinkhaus gehalten haben. Die Preise waren für die Loge 3 Dollars, für das Parterre 2 Dollars. Die Zuschauer erschienen in schweren Ueberröcken, Filzhüten und Stiefeln, die bis an's Knie reichten. Die Logen bestanden aus einer rohen Galerie und faßten ungefähr hundert Personen; im Parterre hatten etwa dreihundert Platz, so daß die Einnahme bei vollem Hause gegen 900 Dollars betrug. Dach und Wände des Theaters waren von Leinen; und wenn es geregnet hatte, waren sie so steif, daß keine Luft hindurchkonnte, und die Athmosphäre im

Theater war alsdann zum Ersticken. Den Vorhang schmückte eine Landschaft mit dunkelbraunen Bäumen, rosenrothen Gebirgen und einem ockergelben Himmel.

Die Ouverture beginnt. Das Orchester besteht aus fünf Mitgliedern und dem Kapellmeister, welcher das Klavier spielt, wenn bei besonders schwierigen Stellen seine Kapelle unvorschriftsmäßige Pausen macht. Das Stück des Abends heißt: „Das Gespenst im Walde", und die berühmte Tragödin Mrs. Ray „von dem königlichen Theater in Neu-Seeland" wird die Hauptrolle spielen. Die Glocken läuten; der Vorhang rollt empor, und wir schauen in eine Waldscenerie, in deren Mitte „Hildebrand", der Räuber, in einem blauen Mantel erscheint. Das Laub der Bäume ist dunkelroth und macht auf die Zuschauer einen gewaltigen Eindruck, da es sie an das Blut erinnert was in den folgenden Scenen fließen wird. Die anderen Charaktere sind ein braver Mann in einem Purpurgewand mit seinem getreuen Knechte in Scharlach; sie sind im Begriff das Räubernest zu stürmen und ein gefangenes Mädchen daraus zu befreien. Mehrere Acte sind mit Gefechten und fürchterlichen Reden gefüllt; aber das Interesse des Stückes erreicht seinen Gipfel erst, als zwei, in zerrissenes Dachleinen gekleidete Gespenster erscheinen, die mehrere Spermaceti-Kerzen in den Händen halten. Bei diesem Ereigniß stürzt Mrs. Ray herein und nimmt in der Mitte der Scene eine heroische Stellung an — warum sie das thut, läßt sich nicht sagen. Diese Stellung, die sie während der drei ersten Acte mehreremal wiederholte, steht mit der Tragödie in weiter keinem Zusammenhang; sie ist offenbar nur deßwegen eingelegt, um den Zuschauern zu zeigen, daß ein w e i b l i c h e s Mitglied auf der Bühne wirklich vorhanden ist. Die Goldgräber, denen der Anblick eines Weibes ein seltenes Ereigniß ist, sind von ihren Stellungen entzückt und applaudiren enthusiastisch.

In der Schlußscene, wo Hildebrand, der Räuber, die Heldin bittet, seine Braut zu werden, strahlte Mrs. Ray in all' ihrer Herrlichkeit. „Nein!" sagte sie, „ich werde lieber einen Basilisk heirathen und seine kalten Fänge um mich schlagen, als in den Harmen eines „'erzlosen" Räubers zu ruhen!" Alsdann, mit einem süßen Wechsel in ihrer Stimme, rief sie dem braven Manne in Purpur zu: „Dir gehört meine 'Offnung, meine einzige 'Offnung!" — Doch wir wollen nicht bleiben, um die Gesänge und Duetten mit anzuhören, die der Tragödie folgen. Für ihre 'erz-zerreißende Stellung erhielt Mrs. Ray 100 Dollars die Woche, und die Löhnung der anderen Schauspieler war im gleichen Verhältniß. Ein musikalischer Herr erhielt wöchentlich 96 Dollars dafür, daß er das Lied: „Die See, die See!" jeden Abend in einer tiefen Baßstimme vortrug. Jedes von den fünf Mitgliedern der Kapelle erhielt für den Abend

16 Dollars. — Ein Orgelmädchen aus der Schweiz, welche in den verschiedenen Spielhöllen spielte, hatte sich in fünf bis sechs Monaten 4000 Dollars erworben.

Der südliche Theil von Sacramento-Stadt, wo sich die meisten der Ueberland-Auswanderer einquartiert hatten, war gleichfalls ein interessanter Platz für nächtliche Wanderungen, wenn man den Muth hatte, sich in das Dickicht zu wagen, in welchem sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dort, auf umgestürzten Stämmen, konnte man um ihre Lagerfeuer Gruppen sitzen sehen, welche zusammen durch den amerikanischen Continent gezogen waren, und sich nun über die Gefahren und Entbehrungen ihrer Reise unterhielten. Die Männer mit ihren langen Bärten, verwitterten Gesichtern und zerrissenen Kleidern waren, bei dem rothen, flackernden Licht der Feuer gesehen, wilde und fantastische Gemälde. Sie verließen jedoch ihr Feuer gewöhnlich sehr früh, da die Abende zu rauh und sie selber zu müde waren, um nach des Tages Müh' und Last noch lange Nachtwachen zu halten.

Oft auch, ohne den Horcher zu spielen, konnte man sich ungesehen unter sie mischen, wenn sie in ihren Zelten saßen. Die dünne, durchsichtige Leinwand zeigte die Schatten ihrer Gestalten und war für den Klang ihrer Stimme kein Hinderniß. Außerdem konnte, da sie gewöhnlich in einem lauten, ungenirten Tone sprachen, jedes ihrer Worte zwanzig Ellen weit deutlich gehört werden. Die Bruchstücke ihrer Unterhaltungen, welche man auffing, indem man durch diesen Theil der Stadt wandelte, machten ein seltsames, aber höchst interessantes Allerlei. Da gab's Erzählungen von Abenteuern in der Ebene; Erinnerungen von der Salzsee-Stadt und den sonderbaren Schwärmern, die sie bewohnen; Leidensgeschichten von den Ufern des Humboldtstroms und aus der Salzwüste. Jede Unterhaltung aber endete zuletzt mit der Heimath — mit Klagen darüber, daß es dort besser sei, und mit Selbstvorwürfen, daß man sie verlassen habe. Der Gegenstand war unerschöpflich, und wenn sie einmal angefangen hatten, die Scenen und Heimathserinnerungen ihres Lebens in der Atlantischen und Mississippi-Welt heraufzubeschwören, so ward alles Andere darüber vergessen. In solchen Augenblicken, wenn ich Stücke dieser Unterhaltungen auffing, entführte mich selbst unwiderstehliche Sehnsucht in meine Heimath, und muthlos und unzufrieden kehrte ich zu meinen Betttüchern und Träumen von grauen Bären zurück.

VI.

Das Italien des Westens.

Ich erwartete das Ende der Regenzeit in Sacramento-Stadt und bestieg alsdann den Dampfer „Senator", um über San Francisco nach Mexico weiterzureisen. Der Regen hatte ein lebhaftes Grün über alle Hügel gezaubert. Diejenigen, welche sich längs dem Westen erstreckten, waren nicht öde und trocken, sondern eine prächtige Vegetation bedeckte sie. Benicia, dem wir uns nun näherten, sah aus wie eine kleine Stadt aus dem Baukasten, die man auf grünen Sammet gesetzt hat. Im Gegensatz zu dieser munteren Farbe erschien die keinem Wechsel unterworfene Farbe der immergrünen Eichen finster, fast schwarz; im Verein mit dem wolkenlosen Himmel und dem blitzenden Blau der Bucht war der Effect des frischen Grünes unbeschreiblich troststreich und erquickend. Wir legten nur wenige Minuten bei Benicia an; diese Stadt hatte ein ungemein ruhiges Aussehen, wenn man aus den stets gedrängt vollen Straßen von Sacramento-Stadt kam. Die Häuser waren meistens aus Holz und sehr hübsch gebaut; eine Kirche mit einem kleinen weißen Thurme am oberen Ende der Stadt stach freundlich gegen das Grün der Hügel im Hintergrunde ab.

Jenseits dieser Hügel, in einer Entfernung von 35 Meilen, liegt die kleine hübsche Stadt Sonoma. Im Sommer erreicht man sie von Sacramento-Stadt ohne Mühe in einem Tage; aber wenn die Regenzeit kommt und der Moorboden, welcher sich von der Bai bis gegen das Gebirge erstreckt, aufgeweicht ist, muß man einen Umweg von 100 Meilen machen. Zwei Tagereisen nördlich von Sonoma liegt „der klare See", ein schönes Gewässer, sechszig Meilen lang, in einem Thale, das von einer großartigen Bergscenerie umgeben ist.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir die Meerenge erreichten, welche sich aus Pablo-Bai in die Bucht von San Francisco öffnet. Der wolkenlose Himmel tauchte allmälig in eine sanfte Rosafarbe, die seine ganze Wölbung bedeckte und zugleich die crystallene Fläche des Westens malte und die Gebirge gen Osten mit der ganzen Gluth ihrer lieblichen Schönheit umloderte. Die Farbe ward mit jedem Moment tiefer, und die Gipfel der Coast Range brannten in einem Purpurlicht, dem einer glühenden Kohle nicht unähnlich. Langsam schwand es in ein flimmerndes Violett und zuletzt in ein so gesättigtes Blau hinüber, wie es die See oft in schönen Nachmittagsstunden hat. Der erste Effect des Lichtes war höchst wundervoll; die Gebirge umgürteten den Horizont wie

ein Ring von wechselndem Feuer und Amethyst zwischen den beiden rosigen Tiefen von Luft und Wasser; die Küsten verwandelten sich für den bezauberten Blick in feste, die Luft in flüssige Edelsteine. Es schwand und schwand und es wechselte fast unmerkbar und mit einem so wunderschönen Verglimmen, daß man sich in den Genuß jedes der folgenden Reize verlor, ohne die zu beklagen, die schon vorüber waren. Das dunkle Blau der Gebirge ward tiefer und tiefer, bis zum düsteren Schatten, ohne daß sich jedoch jene todte Aschenfarbe hineingemischt hätte; und der Himmel zu unseren Häupten war besäet mit all' seinen Sternen lange ehe der glänzende Goldbogen im Westen unter dem Horizonte versunken war.

Die Stadt, der wir uns in der Dunkelheit näherten, erschien sehr imposant. Der Mastenwald streckte sich auf zwei oder drei Meilen ins Wasser hinaus; die dreifache Krone der Hügel dahinter zeichnete sich klar gegen den Himmel ab und nach der breiten mit funkelnden Lichtern, leuchtenden Zelten und weißen Gebäuden bedeckten Fläche und den Klängen thätigen Lebens hätte ich glauben können, daß eine Stadt, mehrere Jahrhunderte alt, vor mir läge. Bei der Landung, wiewohl ich nur wenige Wochen abwesend gewesen, hatte ich einige Schwierigkeit, die Oertlichkeiten wieder zu erkennen. Der Wechsel schien fast noch größer, als bei jeder früheren Ankunft, da ein großer Theil der alten Häuser hinweggeräumt und an deren Stelle größere und festere Gebäude errichtet worden waren.

Nach einigen Tagen noch einmal eintretenden heftigen Regens klärte sich der Himmel auf und wir hatten nunmehr das köstlichste Wetter, dessen ich je genossen zu haben mich erinnere. In Gesellschaft mit mehreren Freunden machte ich vor meiner Weiterreise nach Mexico während dieses köstlichen Wetters noch viele kurze Ausflüge in die benachbarten Hügel. Unser gewöhnliches Ziel war „der frische See" in der Nachbarschaft des alten Presidio. Mit einem grauen Esel — beiläufig, einem unschätzbaren Geschöpfe! — den wir vor einen leichten Karren gespannt hatten, fuhren wir, mit leichten Flinten bewaffnet, nach dem genannten Platze, einem kleinen Wasserbecken von Hügeln eingeschlossen, und nur durch einen schmalen buschigen Höhenzug von den Wassern des goldenen Thores getrennt. Verschiedene Zelte waren an seinem Rande aufgesteckt; Wäscher und Gärtner hatten sich daselbst niedergelassen und betrieben ihre beiderseitigen Gewerbe mit möglichstem Eifer. Ein klarer Streifen feuchten Bodens längs dem See war von dem Dickicht, das ihn früher bedeckt hatte, gesäubert worden und zeigte, zum Theil bereits gepflügt, einen fetten, schwarzen Lehmboden. Die Waschweiber, von denen es jedoch nur sehr wenige hier gab, hauptsächlich Mexicanerinnen und Indianerinnen, hatten sich auf der einen Seite des Sees etablirt, die Wäscher auf der anderen. Letztere trieben ihr reinliches

ins Große; sie hatten ihre eigenen Zelte für das Bügeln, ihre großen Kessel, um das schmutzige Zeug auszukochen und ihre Waschbänke auf einem Vorsprung im Wasser. Es war ein amüsanter Anblick solch einen großen, tölpelhaften, langbärtigen Mann, die Aermel bis an die Ellbogen aufgekrämpt, auf dem Boden knien und ein Hemd auf der Waschbank mit solchem Geschäftseifer reiben zu sehen, daß die Nähte rissen und die Knöpfe, wenn deren überhaupt noch vorhanden waren, herumflogen. Ihr Verfahren beim Stärken und Bügeln war noch viel sündhafter; aber sie florirten nichtsdestoweniger gerade so gut als die vorsichtigeren Weiber am anderen Ende des Sees und wurden von dem Gewinn ihres Geschäfts rasch reich. Wo man für das Waschen von zwölf Hemden acht Dollars bezahlt, und wenn man die Wäsche so besorgt, wie es die Männer vom frischen See thun, da kann man leicht an jedem Tage das Doppelte von dem verdienen, was ein Congreßmitglied erhält.

Die Sonnenuntergänge, die wir sahen, wenn wir langsam heimtrieben, waren alle von der gleichen Pracht. Die Luft hatte eine Reinheit und Milde, welche die langen Stunden der Dämmerung bezaubernd machten, und wir verzogen auf dem Wege nicht selten bis in die Dunkelheit hinein. Wir halfen unserm geduldigen Esel den Hügel hinauf, indem wir den Karren schoben, — eine Hülfe, die er sehr wohl zu schätzen wußte, denn er hörte in demselben Augenblicke zu ziehen auf, wo wir unsere Hände anlegten. Er hatte überhaupt mancherlei Eigenthümlichkeiten an sich, und das Eigenthümlichste war seine Verdauungsfähigkeit. Es gab auf der ganzen Welt und in allen Reichen der geschaffenen Dinge Nichts, was er *nicht* hätte verdauen können. Tuch, Leinwand und Hobelspäne schienen ebenso sehr sein natürliches Futter zu sein, als Heu oder grünes Gras. So oft er während der Nacht „ausrückte“, was nicht selten geschah, so folgte diesem Ereigniß regelmäßig der Besuch irgend eines Auswanderers, welcher Schadenersatz für eine Zeltwand forderte, welche unser Esel aufgefressen hatte. Einmal, erinnere ich mich, wanderte ein Mann, der sich dem Genuß von schlechtem Branntewein mit etwas zu großer Selbstverleugnung hingegeben hatte, in der Dunkelheit zu dem Platze, wo unser Esel auf nächtliche Abenteuer ausgegangen war, legte sich zu seinen Füßen nieder und schlief ein. Als er des Morgens, durch die seltsame Kühle seines Bettes und die Nebeldecke darüber nüchtern geworden, aufwachte, fand er zu seinem äußersten Erstaunen und Schrecken, daß das gierige Vieh nicht nur seine Kappe verschlungen hatte, sondern auch fast alle Haare von der einen Seite seines Kopfes heruntergenagt hatte. Da das Haar des Mannes nun allerdings von Farbe röthlich und von Charakter spröde war, so darf man sich

über den Irrthum des Esels, der es wahrscheinlich für Heu gehalten hatte, nicht so sehr wundern.

Das Thal um die Mission Dolores war zu dieser Zeit entzückend grün und schön. Verschiedene der ehemaligen Goldgräber hatten in Voraussicht des großen Andranges von Emigranten in das Land und des im Zusammenhang damit steigenden Werthes von Lebensmitteln ihre Zelte an der besten Stelle längs der Mission Crik aufgeschlagen und fingen an den Boden gartenmäßig zu bebauen. Das Thal ward abgeschätzt und in einzelnen Grundstücken beinah bis zu den Gipfeln der Gebirge hinauf abgesteckt; und selbst die Bewohner von San Francisco kamen als Squatters hierher, d. h. sie ergriffen Besitz von dem bis dahin in keines Menschen Eigenthum gestandenen unangebauten Grund und Boden. Einige Herren von meiner Bekanntschaft kamen auf diese Weise in den Besitz von Steinbrüchen, Wiesenland und schönen Schaaftriften, worauf einer von meinen Freunden und ich selbst beschloß, den Versuch gleichfalls zu wagen. So ritten wir eines schönen Morgens nach der Mission, wo wir den Inspector auf einem Hügel damit beschäftigt fanden, neue Grundstücke abzustecken. Er empfing uns freundlich und fand mit einem Blick über seine Karte zwei aneinanderstoßende Grundstücke, die noch ohne Besitzer waren. Sie lagen auf der westlichen Seite des Thales, am Abhange der Gebirge. Wir eilten hinweg, kreuzten zwei gähnende Bergschluchten und klommen den steilen Abhang hinan, wo wir in der That die Pfähle fanden, welche die Grenze des noch herrenlosen Landes bezeichnen sollten. Ich wählte mir ein kleines Thal, welches zwischen den beiden Gipfeln des Höhenzuges lag, und von einem niederrieselnden klaren Bergflüßchen bewässert war. Mein Freund nahm sich einen breiteren Strich, der nicht so wohl bewässert war, als der meine; da wir jedoch den Boden prüften, kamen wir darin überein, daß er sich gut für Kohl und Rüben qualificire. Demgemäß schritten wir langsam über die Fläche dahin, erstiegen die Höhe und setzten uns auf ein Felsstück, welches genau auf der Grenze zwischen unsren beiden Gebieten stand. Das ganze schöne Thal lag uns nun zu Füßen, mit der Bai, dem Hafen und den Schiffen von San Francisco und dem Monte Diablo in der Ferne — eine schöne Aussicht für einen Squatter!

Während des Heimwegs nach der Stadt überlegten wir, ob wir uns nicht auf unsrem Gebiete ein Zelt bauen und daselbst in luftiger Höhe wohnen sollten; aber da es noch nicht ausgemacht war, daß man das Land, welches man in Besitz genommen, auch wirklich behalten dürfe und könne, oder daß es, wenn man es uns lassen würde, auch werth sei, angebaut zu werden, so gaben wir unsere Ansprüche auf. Wir wiederholten unsren Besuch nicht und

hörten bald nachher, daß heftige Streitigkeiten zwischen den Einwohnern der Mission und den Einwanderern, die sich auf Unkosten der Ersteren auf die Gärtnerei gelegt hatten, ausgebrochen seien. Ich, der ich in meinem Leben nicht eine Ruthe Landes mein eigen genannt habe, würde gar zu gern, wenn sie mir hätte verliehen werden können, die Grundherrlichkeit eines der schwarzen Gipfelhörner der Sierra Nevada angenommen haben, blos wegen des genugthuenden Gefühls, daß es einen Fleck auf der Erde gäbe, welchen ich — hinunter bis zu seinem flammenden Mittelpunkte — als mein Eigenthum betrachten dürfte!

Abenteuerliche Fahrten in Mexico.

I.

Mazatlan.

Der Abschied von meinen Freunden und Tischgenossen in San Francisco wurde durch mancherlei trübe Voraussagungen und Warnungen, die sie mir mit auf den Weg gaben, erschwert. Eine Reise nach Mexico schien den Meisten eine Reise in's sichere Verderben. Ich hatte mich nichtsdestoweniger einmal dazu entschlossen, und war bereit, meinen Entschluß auszuführen, allen Gefahren zum Trotz. Der Dampfer trug mich rasch und ohne bemerkenswerthen Zwischenfall von San Francisco nach Mazatlan, und hier betrat ich zuerst den gefürchteten Boden von Mexico. Der Empfang sah so schlimm nicht aus; und meine erste Sorge war, eine Wohnung zu finden. Da gab es eine Art von Caravanserai, Namens Méson, den Ballo de Oro, eine Taverne in mexicanischem Styl, und zuletzt die Fonda de Canton, ein chinesisches Etablissement, dessen Eigenthümer, Luen-Sing, einer der Stattlichsten und Würdigsten von allen Himmlischen war. Sein breites Angesicht, an Umfang der großen Pauke fast gleich, die Ching-Ling, der Kellner, dreimal des Tages vor der Thüre schlug, glänzte von natürlichem Wohlwollen für seine Kostgänger. Seine schiefen Augen drückten, trotz all ihres Blinzelns und Schielens, gutmüthige Zufriedenheit aus und sein geräumiger Leibgurt sprach zu sehr für gutes Leben, um über die Beschaffenheit seines Tisches den geringsten Zweifel zu lassen. Es war unmöglich, der Anziehungskraft von Luen-Sing's Hotel, wie er in seiner eigenen Person sich ankündigte, zu widerstehen, und dahin ging ich denn auch.

Der Ort war von unsern Passagieren überlaufen, und sie erschöpften den Vorrath des Marktes an Eiern, Milch und Gemüse beinahe gänzlich. Die Fonda de Canton war gedrängt voll; in allen Zimmern standen Tische und fröhliche Gruppen, gleich Kindern, die einen Festtag haben, tummelten sie sich in dem palmenschattigen Hofe. Chin-Ling konnte die an ihn ergangenen Bestellungen nicht zur Hälfte ausführen; er ward von allen Seiten gerufen und von Jedermann gescholten — aber Nichts war im Stande, den feierlichen Ernst seines gelben Gesichtes zu verändern. Die Sonne war drückend heiß bis gegen Abend, und mir ward fieberheiß zu Muthe, indem ich nach meinem Gepäck, Aufenthaltsschein und Passe lief. Es betrübte mich nicht, als beim Dunkelwerden die Kanone des Dampfers das Signal zur Abfahrt gab, und ich der Gastlichkeit und Geselligkeit meines Freundes Luen-Sing zurückgelassen ward. Nachdem die Spieler ihre Bank in einem der Zimmer geschlossen, und die Besucher der Gesellschaft sich zurückgezogen hatten, führte mich Ching-Ling in einen kleinen Verschlag, woselbst er mir ein sehr gutes Bett bereitete, und ich schlief darauf fast ebenso gesund, als vormals auf den Planken von Californien.

In der klaren Kühle des folgenden Morgens machte ich einen Gang um die Stadt. Ihre Lage ist sehr eigenthümlich und schön. Am Fuße eines steilen Hügels erbaut, steht sie auf dem Nacken einer felsigen, vulkanischen Landspitze, mit der See auf jeder Seite, so daß ein Theil der Stadt den californischen Meerbusen hinaufschaut, und ein anderer Theil die Küste hinunter bis San Blas. Die Häuser sind aus Stein, von einer weißen, gelblichen oder rosa Farbe, mit schwarzgewölbten Portalen und kühlen Höfen im Innern. Der Contrast ihrer klaren hellen Wände mit den befiederten Spitzen der Cacao-Palmen, unter einem schimmernden Himmel, giebt der Stadt einen reichen orientalischen Charakter und erinnerte mich an Beschreibungen von Smyrna. Die Häuser sind meist nur einen Stock hoch, aber in der Hauptstraße giebt es auch verschiedene prächtige Gebäude von zwei Stockwerken mit massiven Karnießen und hohen Balkonfenstern. Die Straßen sind rein und heiter und die vorzüglichsten Läden ebenso groß, prächtig und geschmackvoll ausgestattet, als die von Paris und New-York. Bei Nacht besonders, wenn sie glänzend erleuchtet und alle Thüren und Fenster geöffnet sind und die ganze Fülle der Shawls, Schärpen und Mäntel im Innern entfalten. Wenn die ganze Bevölkerung auf den Straßen wogt, um der angenehmen Kühle zu genießen, die Männer in ihren weißen Hemden, und die Frauen in ihren bezaubernden Kopftüchern; wenn eine einheimische Musikbande gerade weit genug entfernt spielt, um die Mißtöne zu dämpfen; wenn die Papierlaternen der Fruchtverkäuferinnen an jeder Straßenecke leuchten und die aristokratischen

Sennoras ihre Papiercigarren auf dem Balkon hoch darüber rauchen: dann ist Mazatlan ohne Zweifel die fröhlichste und lebhafteste kleine Stadt auf dem Continent.

Aber ich wollte ja von meiner Morgenwanderung sprechen. Die Sonne schien bereits heiß in den Straßen und das weiche Rauschen der Brandung an der nördlichen Seite des Vorgebirges zog meine Schritte nach jener Richtung hin. Ich schritt durch die engen Gänge in die Vorstadt, die mit Cactushecken gesäumt waren, hinter welchen die strohgedeckten Bambushütten der Eingeborenen stehen. Haufen von Männern, nackt bis an den Leib, waren an der Arbeit und trugen auf dem Kopfe starke Bündel von Farbehölzern, mit welchen einige im Hafen liegende Schiffe befrachtet werden sollten. Ich erreichte eine beschattete Höhle unter dem Felsen, wo ich niedersaß und über die dunkelblaue Fläche des Meerbusens ausblickte. Die Luft war so durchsichtig wie Crystall, und die brechenden Wellen rollten mit Schaum und entzückender Frische heran, um den muschelreichen Sand zu meinen Füßen zu baden. Drei felsige Eilande wurden, bei der Reinheit der Atmosphäre, auf Kanonenschußweite von der Küste gesehen; aber ihre zerklüfteten Ufer und verwitterten Spitzen waren in den Purpur der Entfernung verhüllt. Die Gegend um den Eingang des Golfs von Californien genießt einer wandellosen Klarheit des Klimas, die auf der Erde nicht ihres Gleichen hat. Das Auge sieht hier die Sterne aufsteigen und untergehn. Zwei oder drei Jahre vergehen häufig ohne einen Tropfen Regen. Doch tritt in jedem Winter eine Zeit von etwa acht Tagen ein, wo der Boden von der Atmosphäre befeuchtet wird. Keine Wolke ist dann zu sehen; die Sonne ist dem Anschein nach so heiter wie immer. Aber ein feiner, leichter Hauch von Feuchtigkeit durchdringt die Luft, schlägt sich langsam auf die Oberfläche der Erde nieder und verrichtet so den Dienst des Regens.

Der Marktplatz bietet bei Tag und Nacht ein höchst malerisches Ansehen dar; er liegt, ein schmales Viereck, an der steilen Seite des Hügels, und man schreitet zu ihm auf schmalen Gängen empor, in welchen alle Artikel zu haben sind, die von der niedrigen Classe gebraucht werden: irdene Waaren nach der alt-aztekischen Mode, geflammte Calicos, Mäntel, Kopftücher und breite Decken. Der Platz selbst ist bedeckt mit viereckigen regenschirmartigen Palmblattdächern, unter welche alle Arten von Gemüsen, Früchten und Getreide, die in der Nachbarschaft wachsen, auf den Boden gebreitet sind. Die Nachbarschaft von Californien hat das Wachsthum und die Thätigkeit von Mazatlan in erstaunender Weise gesteigert.

Zuletzt jedoch dachte ich daran, meinen Paß in Ordnung zu bringen, wozu es der Unterschrift des Stadtraths bedurfte. Nach langem Umhersuchen fand ich den rechten Ort, wo eine Art von

spanischem Alkaden, welcher eben einen Streit zwischen zwei Indianern schlichtete, mir sein „Visto“ gab und mich dann bedeutete, dem Präsidenten Don Luis Abioli meine Aufwartung zu machen. Dieser zweite Besuch kostete mich mehrere Stunden, aber zuletzt war ich so glücklich Don Luis zu entdecken, der eifrig hinter dem Dresen seines Gewürzladens, einem kleinen Gebäude nahe bei dem Marktplatz, beschäftigt war. Er legte die Zuckerwage nieder, um seine Unterschrift unter den Paß zu setzen, nahm ein „mil gracias“ mit einem tiefen Bücklinge entgegen und kehrte zu seinen Kunden zurück.

Die Eingewanderten drückten ihr großes Erstaunen über meine Tollkühnheit — wie sie es nannten — aus, eine Reise nach Vera Cruz zu unternehmen. Diese Leute, von denen einige über Land von Chihahua und andere von Matamoras gekommen waren, bestanden eindringlich darauf, daß ich nicht allein reisen sollte. Die Mexicaner, sagten sie, seien Räuber bis auf den letzten Mann; man sei seines Lebens nicht sicher unter ihnen und ihre bittre Feindschaft gegen die Amerikaner würde mich unaufhörlichen Beleidigungen aussetzen. „Werden Sie es glauben?“ sagte ein langer, rohknochiger Yankee, „sie haben uns gesteinigt!“ Diese angenehme Procedur war, wie ich später erfuhr, dadurch veranlaßt worden, daß die Einwanderer ihren Contract mit ihren Führern gebrochen hatten. Ich beschloß daher, dem Plane zu folgen, den ich mir in Californien entworfen hatte, und Nichts zu glauben, was ich nicht mit Augen gesehen hatte. Um jedoch allen ferneren Warnungen und Rathschlägen zu entgehen, brachte ich meine Vorbereitungen rasch zu Ende und war am zweiten Morgen nach meiner Ankunft reisefertig. —

Luen-Sing, der den Weg bis Tepic schon einmal zurückgelegt hatte, sagte mir, er sei beschwerlich, aber sicher. Die Himmlischen halfen mir meinen schmächtigen Reisesack hinter den Sattel schnallen und ließen sich das Versprechen geben, daß ich der Fonda de Canton nicht vorübergehen würde, wenn ich nach Mazatlan zurückkäme. Ich trank die letzte Tasse Chocolade an dem alten Tisch im Corridor, hatte ein letztes Gespräch mit Chin-Ling über die Goldgräberei, verabschiedete mich mit Händedruck von der ganzen gelbgesichtigen, schlitzäugigen Dienerschaft, bestieg mein Maulthier und trabte auf der Hauptstraße dahin in der stillen Hitze der Nachmittagssonne. Ich bog um einen Hügelvorsprung, passirte die Plaza de Toros (eine Arena für Stiergefechte) und die zerstreuten Hütten der Vorstädte, bis ich das Zollhaus an der See erreichte. Hier zeigte mir einer von den Beamten, welcher im Schatten lungerte, den Weg nach der alten Präsidentschaft Mazatlan; ich schlug ihn

ein und fühlte mich sehr erhitzt, sehr einsam und ein wenig muthlos, wenn ich an den Ritt von zwölfhundert Meilen dachte, den ich anzutreten im Begriff war.

II.

San Francisco bei Tag und bei Nacht.

Es war ein wolkenloser Nachmittag. Die Sonne brannte auf den Sand und die schillernde See hernieder und die drei Eilande im Golf schienen in dem heißen Blau der Luft zu verglasen. Langsam ritt ich zu der dürren Fläche einer ausgetrockneten Marsch, über welche mein Weg führte, nieder und traf daselbst einen Arriero, welchen ich nach der Weite der Präsidentschaft befragte. „No Elego hoy“ sagte er, „la mula no anda nada; es muy flojo!“ (d. h. Ihr werdet heut nicht mehr hinkommen; Euer Maulthier läuft nicht gut — es ist sehr träge). Mein Muth sank für einen Augenblick, denn seine Kritik meines Maulthiers war nur zu richtig; aber nachdem ich einen dicken Stock am Wege gebrochen hatte und es mit Hand und Fuß tüchtig zu bearbeiten anfing, sah ich, daß mein Thier nur zu jener Classe gehöre, die zu jedem Fortschritte ermuntert sein will. Ich passirte einige Pflanzungen in der Nähe der Stadt und hielt mich darauf an dem Strande in der Nähe der See.

Das Laubwerk eines tropischen Winters ist an dieser Küste nicht besonders anziehend. Es giebt hier eine Zeit, wo das Wachsthum eine Weile still steht, wo die Knospe sich schließt, das Laub fällt und der Stamm Säfte für eine lange, glänzende Blüthenzeit sammelt. Nur das firnißartige Grün der Lemone, des Mangobaumes und der Sycomore bleibt; sonst dehnen sich grüne, winterliche Wälder soweit der Blick reicht. Buntfarbige Papageien flogen schreiend durch die Zweige; große braune Vögel mit krummen Schnäbeln saßen sinnend am Wege und in den schattigen Flecken hörte ich das zärtliche Girren der Taube — das sichere Zeichen des Friedens und der Liebe, welches keinem Klima fremd ist, welches in allen Ländern und unter allen Zonen zu Hause ist, wo das menschliche Herz schlägt, dessen sanftere Regungen es scheu zu wiederholen scheint.

Mühselig arbeitete ich mich in der Hitze dahin, und quälte mein Gewissen nicht minder als die Flanken meines Maulthieres,

als ein Paar Pflanzer, die hinter mir geritten kamen, sich mit freundlichem Gruße nahten und mir ihre Gesellschaft anboten. Der vorderste, ein lustiger alter Eingeborner von gemischtem Blute, begann seine Peitsche auf dem Rücken meines Maulthiers zu gebrauchen und ich fand auf's Neue, daß es nur der „Ermunterung" bedürfe, um zu laufen; und Dank dieser Lehre, die ihm und mir gegeben wurde, erreichte ich die Ufer des Mazatlan-Stromes, gegenüber dem Presidio, zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Der Alte lud mich ein, die Nacht in seiner Hütte, die in der Nähe sei, zu verbringen. Er stieg vor seiner Thür herunter und holte aus einer benachbarten Hütte einen Arm voll Oja (Maisfutter) für das meine. Ich ging inzwischen zum Strom, um zu baden. Die Schönheit der Aussicht hielt mich lange vom Wasser zurück. Auf dem entgegengesetzten Ufer ragten die alten Mauern des Präsidentschafts-Gebäudes über die Bäume; das Thal, welches sich gen Osten bis zu einer fernen Gebirgslinie erstreckt, aus welchem der Strom herauffloß, war mit Maisfeldern, Bananen- und Melonen-Pflanzungen bedeckt. Die Pflanzer waren bei der Arbeit, beim Pflügen und Säen. Die Hitze des Tages war dahin, und ein warmes, gemäßigtes Licht war über die Landschaft ergossen. Wie ich dalag, gewiegt von dem sanftfließenden Crystall des Wassers, kam der Gedanke an ein andres Bad, an demselben Tage vor vier Jahren, plötzlich in meine Seele. Es war mein Geburtstag; aber damals hatte ich meine Glieder in die funkelnde Brandung des Mittelländischen Meeres getaucht, an der Küste der Römischen Campagna. Ich ging zur Hütte mit jener Empfindung zwischen Schmerz und Freude zurück, welche wir haben, wenn die Seele und der Körper an verschiedenen Orten weilen.

Mein Maulthier war gefuttert und der alte Mann gab mir gebratenes Fleisch, wobei es aber an Gabel und Messer fehlte. Dann saßen wir im köstlichen Zwielicht nieder, in der schönen Ruhe der Natur und ich beantwortete so gut ich konnte die Fragen, die mir ihre kindliche Neugierde vorlegte. Ich erzählte ihm von meinem Vaterlande und seinem Klima und der langen Reise, die ich noch machen müßte, bis ich wieder zurück sei, und sie hörten mir mit großem Interesse und Antheil zu. Sie wollten wissen, wie ein Dampfschiff gegen den Wind fahren könne, denn sie hatten von ihren Freunden in Mazatlan gehört, daß dies der Fall sei. Die beste Idee, die ich ihnen davon geben konnte, war, daß ich ihnen einen Dampfer als einen See-Wagen beschrieb, mit breiten Rädern, die über das Wasser dahinrollen. Zuletzt ging das Zwielicht in die Nacht unter und ich breitete meine Tücher als Bett aus. „O!" sagte das alte Weib, „was für schöne Tücher! Ihr müßt besser darauf schlafen, als der Erzbischof!" Sie gingen dann in ihre Hängematten und ich legte mich auf die Erde nieder und dankte

Gott, daß die traurigen Prophezeihungen, die mich von Mazatlan begleitet hatten, sich glücklicherweise als falsch erwiesen.

Mein freundlicher Wirth verlangte Nichts als Bezahlung, als ich am Morgen mein Maulthier sattelte, obwohl ich darauf bestand, daß er eine Kleinigkeit annehmen sollte. „Reist mit Gott!" sagte er, als wir Abschied nahmen, „und wenn Ihr nach Californien geht, so bringt mir ein kleines Stück Gold bei der Heimkehr mit!" — Ich ritt durch den Fluß und passirte Alt-Mazatlan, ein elendes Dorf mit Hütten und einem massiven Präsidentschafts-Gebäude und einer Kirche in Ruinen. Der Morgen war frisch und kühl und der Weg lag mehrere Meilen weit im Schatten. Mein Maulthier, da die ermunternde Peitsche fehlte, war faul wie immer und zog mir viel spöttische Bemerkungen von allen Eingebornen, die vorübergingen, zu. Mehrere Pflanzer, die mir mit Lastpferden begegneten schlugen mir einen Tausch vor. Zuletzt kam ein Arriero mit mehreren Pferden, die mit Mais beladen waren. Er machte mir denselben Vorschlag. „Dies Pferd" sagte er, indem er eines entlud, „ist ein gewaltiger Renner." Der gewaltige Renner war lahm und hatte einen geschundenen Rücken und seine Flanken waren so dünn, daß man sie kaum sah. Das ganze Thier sah aus, als ob es aus Holz geschnitten sei, und ich fürchtete, es zu erdrücken, wenn ich es bestiege. Nichtsdestoweniger hatte das Thier einen raschen Schritt, und ohne viel Worte ging ich auf den Tausch ein. Allein in Bezug auf die äußere Würde war Nichts dadurch gewonnen; denn mein flinkes, magres Pferd ward noch mehr verspottet als mein faules, fettes Maulthier.

Gegen Abend, nachdem mein „gewaltiger Renner" seinen Muth längst verloren hatte und seinen Weg wie eine Schnecke machte, erreichte ich das Dorf Portrevillos. Ein Freund von Mazatlan hatte mir gesagt, ich könnte auf dem Wege bleiben, wo ich wollte, kein Pflanzer würde mir Obdach verweigern. Ich ritt demgemäß gleich zu der ersten Hütte und fragte: „kann ich hier über Nacht bleiben!" „Si, Senor!" (Ja, Herr) war die Antwort. Der Hüttenraum war eng und die Bewohner schienen arm; daher fragte ich, ob es keine „posada" (Wirthshaus) im Dorfe gebe. „Geht zu Don Ipolito," sagte der Mann, „dort wohnen die Fremden!" Don Ipolito war ein Franzose; er empfing mich mit angeborner Höflichkeit, und richtete mir unter dem strohbedeckten Portikus ein reichliches Essen an, welches ich genoß, während nicht weit von mir ein allerliebstes Mädchen von fünfzehn Jahren und ein hübscher junger Pflanzer auf einer niedrigen Mauer saßen und mit einander plauderten. Sie sprachen vom Heirathen, das merkte ich sogleich; aber ein anderer Pflanzer, Namens Pio, dem Anscheine nach gleichfalls ein

Bewerber, bildete den Hauptgegenstand ihres Gesprächs. „Er ist ein schamloser Mensch, dieser Pio!" wurde oft von Beiden wiederholt.

Meine Schlafstätte war bald hergestellt. Man sandte einen Jungen in den Speicher der Hütte, ließ ein Gestell von geflochtenem Rohr holen, setzte es auf die Flur und deckte eine rohe Matte darüber. Ich warf meine Tücher darauf, machte aus meinem Rock ein Kissen und schlief in fünf Minuten den Schlaf des Gerechten. Eine halbe Stunde mochte so verflossen sein, als ich plötzlich durch einen Lärm aufgeweckt ward, welcher dem Getöse von hundert Teufeln glich. Das Gestell, auf welchem ich lag, ward hin- und hergeschüttelt und war nahe daran, umzuschlagen; ich sprang erschreckt auf und fand, daß mein Bett inmitten einer schwarzen sich bewegenden Masse stand, von welcher der fürchterliche Lärm ausging. Es stellte sich heraus, daß es eine Legion von Schweinen war, welche ein Paar Getreidekörner in einem Sack ausgeschnüffelt hatten, worin das Futter meines Pferdes gelegen hatte, und welcher nun zur Erhöhung der nächtlichen Bequemlichkeit mit unter mein Bett gepackt worden war. Die Hüttenthüre öffnete sich und die Wirthin erschien mit einer Lampe. Kaum war sie in Sicht gekommen, so fing das Vieh plötzlich an zu grunzen, räumte den Platz mit fabelhafter Geschwindigkeit und war verschwunden. „Santa Maria!" schrie das Weib — „son demonios — son hijos del diablo!" ... es sind böse Geister — es sind Kinder des Teufels!" Ich fürchtete für einen erneuten Angriff auf mein keusches Lager, warf deshalb den Versucher, den bösen Sack, auf den Hof und schlief fröhlich bis zum andern Morgen, wo ich in aller Frühe aufstand, mein Roß, den „gewaltigen Renner" sattelte und davonritt. Die Stadt El Rosario war nur vier Meilen entfernt und der Weg wimmelte von jungen Pflanzern in Feiertagskleidern, die dorthin zur Messe ritten. El Rosario ist an wunderschöner Stelle in einem breiten, von blauen zackigen Berggipfeln umgebenen Thale erbaut. Die Stadt hat mehrere Straßen mit geräumigen Steinhäusern, die freilich zum größten Theile in Trümmern liegen, und einer Kirche mit einem schönen Steinthurm von 156 Fuß Höhe. Ich mußte über die Plaza reiten, die von den Pflanzern der Nachbarschaft voll war; sie erwarteten die Stunde der Messe und vertrieben sich die Zeit damit, zu spotten und zu lachen. Daß meine Rosinante ihre Aufmerksamkeit erregte, läßt sich denken, und ich war himmelhoch erfreut, als ich ihre geschundenen Beine erst in den Stall eines nahe liegenden Wirthshauses verborgen hatte. Die Herrinnen desselben waren gutmüthige alte Damen und drei große Papageien, welche (nämlich die Papageien) auf drei verschiedenen Stangen saßen und in einem fort: „chiquitto perriquito, bonito,

blanquito!“ schrieen — die einzige geistreiche Bemerkung, welche ich von allen Papageien in Mexico unaufhörlich wiederholen hörte, und welche zu deutsch den Sinn gäbe: „weißer kleiner, kleiner weißer, weißer kleiner Papagei!“ Ich bekam ein Frühstück von Bohnen und rothem Pfeffer und plauderte, während ich es verzehrte, mit der alten Dame, welche im Loben von Tepic, wohin ich zu reisen gedachte, unerschöpflich war. Aber sie machte mir gutmüthige Vorwürfe, daß ich mein Pferd so allein gelassen hatte; sie sagte, es wimmle hier von Dieben und sie wundre sich, daß man mein Pferd nicht schon längst gestohlen habe. Ich wunderte mich nicht; wer möchte ein solches Pferd stehlen? dachte ich.

Hierauf ritt ich durch den Rosariostrom und schlug den Pfad in's grüne Dickicht ein, durch dessen Zweige Schaaren von Maccaos und grau gefiederte Vögel mit großen Büscheln glitten. Gegen Mittag kam ich an ein liebliches Thal im Gebirge und folgte einem dahin rinnenden Flusse, der von prächtigen Sykomoren und Palmen beschattet war; und am späten Nachmittage, nachdem ich das sonnenverbrannte Oberland, wo die schlanken Fächerpalmen traurig im heißen Winde knisterten, durchpilgert hatte, nahm mich aufs Neue der Wald auf. Die Hügel lagen hinter mir, und weit in der Ferne sah ich zur Rechten das Blinken der See an den Rändern des Himmels.

Ungeachtet der unübertrefflichen Fruchtbarkeit des Bodens und des gesunden Klima's ist diese Gegend, mit Ausnahme der breiten Flußthäler, die sich gegen die See öffnen, doch nur spärlich bewohnt. Hier, unter dem Einfluß eines immerwährenden Sommers, wird der eingeborene Volksstamm träge und denkt nicht an die Zukunft. Die Natur thut Alles für sie; ein kleiner Fleck Erde bringt Mais und Bohnen genug für eine Familie hervor und außerdem brauchen sie fast nichts zum Leben. Die jungen Bäume des Waldes liefern ihnen das Baumaterial; die Palme und das Zuckerrohr Dach und Bett. Sorge kennen sie nicht; die blaue Wüste der Sierra Madre auf der einen Seite und der Silberstreif der See auf der andern schließen ihre Welt ein.

Mein Halteplatz in der dritten Nacht war das Dörfchen Esquinapa, woselbst ich in ein Wirthshaus einkehrte, welches von einer Dame gehalten wurde, deren Güte und Liebenswürdigkeit in genauer Proportion zu ihrer Gestalt standen; d h. sie war ungefähr so breit, als sie lang war. Sie war eine treue Freundin der Amerikaner und sprach mit Entzücken von der Genauigkeit, mit welcher alle von ihnen, die sie bewirthet hatte, die Rechnung bezahlt hatten. Ein alter Mann, der ihr Gemahl zu sein schien, saß in einer Hängematte und schaukelte sich, ohne an ihrem Gespräch oder ihrem Enthusiasmus großen Antheil zu nehmen. Das Essen, was die

korpulente Wirthin mir vorsetzte, war vortrefflich und sie krönte es durch eine vortreffliche Cigarette, welche sie mir selbst drehte. Zwei oder drei mexikanische Reisende kamen noch zur Nacht an und nahmen die Zuckerrohr-Bettstelle und die Bänke des Zimmers in Besitz, so daß mir nur der Fußboden zu verbleiben schien. „Wollt Ihr Euren Sattel und Zügel nicht aufnehmen?“ sagte die alte Dame, „die Herren werden wahrscheinlich zu Bett gehen wollen.“ „Aber wo soll ich denn schlafen?“ fragte ich. „Bei mir!“ war die unmittelbar erfolgende Antwort. „Wie?“ rief ich, bestürzt und erschreckt; ich war ganz niedergedonnert, und man mußte mir es auch wohl ansehen können, denn mein Erstaunen schien sie zu amüsiren. „Kommt nur!“ erwiederte sie und nahm die Lampe auf. Ich schulterte den Sattel und folgte zu einem dunklen fensterlosen Verschlag hinten im Hause. Es war aber groß genug, um zwei Bettstellen zu fassen, welche mit Matten und einigen Mais- und Gerstensäcken bedeckt waren. „Dies ist Euer Bett,“ sagte sie, indem sie auf das eine wies, „und dies ist unseres. Ich hoffe, Ihr werdet meinen alten Mann heut Nacht nicht eifersüchtig machen.“ Es war kein Grund zur Annahme vorhanden, daß sie sich in ihrer Hoffnung täuschen würde; ich wenigstens schlief fest, bis der frühe Morgen durch die Ritzen der Thüre schien.

Als ich Esquinapa verlassen wollte, lag eine Tagereise von funfzig engl. Meilen durch einen unbewohnten Landstrich vor mir. Ich setzte in die Kräfte meines „Renners“ einige bescheidene Zweifel, wollte es doch aber einmal auf den Versuch ankommen lassen; gab ihm daher ein tüchtiges Futter Korn, nahm selbst eine Tasse Chocolade, band eine Ananas an meinen Sattel und verließ das Dorf im Morgengrauen. Stunde auf Stunde verging; der Schritt meines „Renners“ wurde immer langsamer und noch war mir keine Sterbensseele begegnet. Endlich, gegen Sonnenuntergang, kamen zwei Indianer auf zwei kleinen Pferden einen Hügelpfad heruntergeritten. „Fürchtet Ihr Euch nicht, so allein zu reisen?“ sagte Einer von ihnen. „Warum sollte ich mich fürchten?“ erwiederte ich. „Vor den Räubern!“ „Ich gäbe etwas darum, einen zu sehen!“ sagte ich. „Viel Courage!“ raunte Einer dem Andern zu. Sie sprachen darauf von meinem müden Pferde und blickten mit Bewunderung auf meine Decken, baten mich zuerst, sie ihnen zu schenken, alsdann sie ihnen zu verkaufen und zuletzt zu erlauben, daß sie dieselben hinter ihre eigenen Sättel legten. Ich schlug ihnen Alles rund ab und sie trabten ein wenig voraus. Bei der nächsten Biegung des Weges jedoch sah ich sie hinter den Bäumen lauern, was mich natürlich stutzig machte. Ich zog daher mein Pistol, spannte den Hahn und setzte ein Zündhütchen auf. Diese Maßregel mußte ihnen nicht sehr gefallen haben, denn sie ritten im gestreckten Galopp davon und ich habe sie nicht wiedergesehen. Die Sonne ging unter und

noch immer kein menschliches Wesen, keine menschliche Behausung. Die tropische Dämmerung fand mich in einem wunderbar herrlichen Walde. Papageien und Maccaos, die ihre Nester suchten, schwirrten durch die grünen, kühlen Schatten; liebliche Durchblicke öffneten sich zwischen den Zweigen in das Feenherz der Wildniß. Von Baum zu Baum hingen prächtige Weinlaubgewinde; süße Gerüche würzten die Luft und große, gelbe, glockenartige Blumen schaukelten auf ihren langen Stielen wie goldene Becher, zitternd und klingend im Zuge des Nachtwindes. Hier und dort, am Rande der Gebirge zu meiner Linken bemerkte ich den Rauch Indianischer Lagerfeuer, welche, je mehr die Nacht herabsank, gleich Leuchtthürmen funkelten. Meine Absicht war gewesen, in einer Pflanzung, San Miguel genannt, zu übernachten; aber ich verfehlte sie und die Nacht fand mich noch auf dem Wege. Ein freundlicher Pflanzer zeigte mir einen Pfad, der zu einer Hütte leitete. Aber auch den verlor ich bald und wanderte auf gut Glück durch die finstern, nirgends eingehegten Wiesen. Zuletzt hörte ich einen Hund anschlagen — das sicherste Zeichen, daß diese Gegend bewohnt sei — und dem Laute folgend, kam ich zu einer kleinen Pflanzung.

Man erlaubte mir sogleich, zu bleiben, und die Frauen gingen, um mir Tortillas zum Abendbrod zu bereiten. Meine Müdigkeit schaukelte ich in einer Hängematte weg und aß bei Sternenlicht die Nahrung der Azteken — die unvermeidlichen Tortillas, kleine Kuchen, welche sehr nahrhaft sind und auch gar nicht übel schmecken, wenn man sie frisch vom heißen Steine, auf welchem sie gebacken werden, wegißt. Um die Pflanzung herum trieben sich verschiedene Hunde und der größte von ihnen zeichnete sich durch die unversöhnliche Feindschaft aus, die er mir zeigte. „El Chuco liebt Euch nicht," sagte der Pflanzer, „er wird Euch beißen, wenn er Euch zu fassen kriegt; Ihr thätet gut, dort hinaufzuklettern, wenn Ihr schlafen wollt," und er deutete auf ein Zuckerrohrgeflecht, welches zum Trocknen der Frucht gebraucht wurde und auf Stangen, zwölf Fuß über der Erde stand. Ich nahm meine Tücher, kletterte zu dem gebrechlichen Lager empor und legte mich unter den Sternen nieder, mit dem Taurus im Zenith. El Chuco nahm seine Station darunter ein; so oft ich mich während der Nacht in meinem luftigen Bett herumdrehte, begann das gemeine Vieh sein Geheul und die ganze Hundeheerde der Pflanzung heulte mit ihm.

Mit Tagesanbruch verließ ich meine erhabene Schlafstelle und ritt über die Hochebene dem Rio Santiago entgegen. Das Land zeigt mannigfache Spuren des Reichthums und der Kultur; die Häuser der Pflanzungen, von Bananen und Plantanen umrauscht, waren groß und wohlgebaut, und die Felder durch starke Palmenzäune umfriedet. Die breiten Gestade des Flusses auf und

nieder waren ganz mit Arrieros, Maulthieren und Reihen von Packpferden bedeckt, während ein halbes Dutzend großer Canoen mit ihren Ladungen über das Wasser hin und her fuhren. Ich sprang in das erste der leeren Fahrzeuge mit meinem Sattel, Zügel und meinen Tüchern, außer mir war nur noch ein Arriero darin. Der Strom ist ungefähr 60 Ellen breit und sehr tief und reißend. Unsere Pferde schwammen tapfer neben her und das Bad schien denselben äußerst wohl zu thun. Das meinige wenigstens wiherte sehr lebhaft — ein Ausdruck der Freude, den ich bisher von ihm noch nicht vernommen.

Ich faßte sogleich eine entschiedene Neigung für den Arriero, der mit mir im Boote war, und zwar aus zwei Gründen: erstlich hatte er ein dunkles, melancholisches, geistvolles Auge; und zweitens war er der einzige Reisende, den ich auf der ganzen Reise sah, dessen Pferd ein eben so wehmüthiges Geschöpf war, als das meine. Wir ritten zusammen weiter und wurden bald die intimsten Freunde. Im Dunkelwerden erreichten wir ein Dörfchen, Las Veritos genannt. Die Einwohner waren sammt und sonders nach Tepic gegangen, mit Ausnahme eines alten Mannes und eines kleinen Jungen, die einem Trupp von Maulthiertreibern, welche sich um ein Feuer in der Mitte der Straße gesetzt hatten, Oja verkauften. Zu essen gab es nichts, außer einigen Käsen, die einer von den Männern in einem Weidenkorbe hatte. Tortillas waren für Geld nicht zu haben, auch nicht einmal für Liebe; aber Mitleid kam mir in dieser großen Herzensnoth zu Hülfe. Das Weib von einem der Maulthiertreiber kam sacht zu mir, als ich bei meinem Sattel saß, und indem sie zwei Tortillas in meine Hand gleiten ließ, flüsterte sie mir zu: „Wenn Ihr nun den Käse kauft, so habt Ihr etwas dazu zu essen!“ Ich kaufte mir Käse für zwei Realen und theilte ihn mit dem Arriero, meinem geschworenen Freunde. Nach der Mahlzeit legte ich mich auf die Erde, um zu schlafen; aber alle Flöhe des Dorfes, die zwei Tage ohne Zeitvertreib und Lebensmittel gewesen waren, stürzten sich nun in Schwärmen über mich. Außerdem ward jeder unbedeckte Theil meines Körpers durch ganze Legionen von Mosquitos angegriffen, so daß ich — mit solchen Feinden von unten und von oben, kaum eine schrecklichere Nacht in meinem ganzen Leben verbracht habe.

III.

Das Tafel-Land.

Ich lag noch auf meinem Rücken, das Schnupftuch über das Gesicht gedeckt, und versuchte mir einzubilden, daß ich schliefe, als der Morgengruß des Maulthiertreibers in mein Ohr rief: „Ho! Placero! auf, und sattelt, es will Tag werden, und wir müssen heute noch Tepic erreichen!" Wir futterten unsere Pferde und waren unterwegs, ehe die Morgenröthe kam. Nachdem wir drei oder vier Meilen durch reiches Wiesenland zurückgelegt hatten, waren wir am Fuße der ersten Erhöhung des Tafellandes. Unsere Pferde traten bei jedem Schritte fehl und wir zogen es vor, den steinigen Pfad zu Fuß zu erklimmen. „Ich glaube," sagte mein Freund, „es ist das Beste, wenn wir uns recht dicht zusammenhalten; diese Wälder sind voll von Räubern und sie könnten uns angreifen." Unser Pfad war durch Dornendickicht und schlanke Cactusgruppen eingehägt und bei jeder Wendung hatten wir unsre Waffen in Bereitschaft. Wir erklommen die erste lange Anhöhe bis zu einer engen Ebene, von wo wir weiter stiegen, denn immer standen höhere Rücken über uns. Von dem Abranadero, einer Art von Wirthshaus oder Hospitium, welches allein in den Wäldern steht, war das heiße Flachland, welches wir hinter uns hatten, fast bis Acaponeta sichtbar, und Jemand, der die Gegend kannte, hätte die dunkelblaue Ebene leicht für die See halten können. Die Silla de San Juan war nun westlich von uns und stand jetzt fünftausend Fuß hoch da. Von der Spitze jedes folgenden Bergrückens überblickten wir auf's Neue eine große Fläche des Landes, gebrochen und zerspalten in jeder Richtung niederwärts, von der Kraft irgend einer vor-Adamitischen Fluth, aber in manchen geschützten Thalbecken Flecken von besonderer Fruchtbarkeit und Schönheit einschließend, welche das ganze Jahr hindurch von Bergeisternen bewässert sind. Es war in der That, wie die alte Dame von El Rosario gesagt hatte, „ein köstliches Land."

Wir erreichten gegen Mittag ein Dorf, El Ingenio genannt, ungefähr zwölf Meilen von Tepic. Es liegt an einem warmen mit Bananen und Zuckerrohr bepflanzten Thale; die Bergströme setzen hier eine große Zahl von Mühlen in Bewegung. Wir gingen den ganzen Nachmittag hinter unsren Pferden her, aber da meines sich ganz ungemein gut benahm, so war ich dem Maulthiertreiber bald voraus. Ich hielt mehrmals an, um ihn zu erwarten, aber da er nicht erschien, so hielt ich es für gerathen, nicht länger zu verziehen, um noch eine Stätte für die Nacht zu erreichen. Mein Gaul war

nun am Rande dessen angekommen, was er möglicherweise zu leisten im Stande war, und noch ein Tag würde ihn zu Grunde gerichtet haben. Indessen hatte er mir treu gedient und, in Anbetracht seiner unglücklichen Lage, Wunder gethan. Ich trieb ihn vorwärts durch Schluchten, die im Laub begraben waren und von Blüthen schimmerten; die goldenen Kugeln der Orangen funkelten durch die balsamische Dämmerung, als das Zwielicht über die Berge sank. Zwei Meilen vor Tepic erreichte ich den Weiler La Meca, woselbst ich mich für die Nacht einquartirte. Einer von den Pflanzern wünschte mein Roß zu kaufen und nach einigem Handeln kamen wir dahin überein, daß ich es ihm in Tepic für einen Thaler überliefern sollte!

Die jungen Pflanzer des Weilers amüsirten sich sehr auf meine Unkosten. Sie schienen von einem Teufel des Spottes besessen und die einfachsten Redensarten aus meinem spanischen Reisehandbuch reizten sie zu gellenden Ausbrüchen des Gelächters. Besonders neugierig waren sie, meine Neigungen und meinen Geschmack kennen zu lernen, und da sie hörten, daß ich noch nie „Mescal" getrunken hätte, luden sie mich ein, mit ihnen zu gehen und das Getränk zu versuchen. Wir gingen die Landstraße bis zu einer kleinen Hütte hinunter, woselbst ein Brett mit einer Flasche und zwei Gläsern darauf, welches unter dem Strohdach hing, den vorüberziehenden Maulthiertreibern anzeigt, „hier ist Getränk zu haben." Wir traten ein und setzten uns zu der Familie, welche gerade bei ihrem dürftigen Abendessen von Reis und Tortillas waren.

Die armen Leute boten mir ihren eigenen Teller mit einer höchst aufrichtigen Gastfreundschaft an; die Pflanzer erzählten ihnen woher ich käme, und sie schienen neugierig, Etwas über mein Vaterland zu hören. Ich versuchte den „Mescal," der stärker als Branntwein ist und einen öligen Geschmack hat; ich halte seine Wirkungen für sehr unzuträglich, wenn man ihn oft trinkt. Keiner von der ganzen Gesellschaft konnte lesen und sie beklagten es bitterlich, daß es in Mexico für Leute ihrer Art so schwierig sei, Etwas zu lernen. Ich ward tief ergriffen von dem Ausruf eines alten Mannes, dessen Auge vor Thränen zitterte, als er sagte: „Ach, welch eine schöne Sache muß es doch sein, wenn man von Gott lesen kann!" Dann setzte er hinzu, in einem gedämpftern Tone, als ob er zu sich selber spräche: „aber ich kann nicht lesen — ich kann nicht lesen!" Ich fand viel solcher Personen unter diesen unwissenden Pflanzern — Männer, die sich ihrer Ungebildheit bewußt waren, und den ernsthaftesten Wunsch hatten, erleuchtet und gebessert zu werden.

Tepic ist auf der ersten Hochebene des Tafellandes gebaut, und ungefähr halbweges zwischen der Sila de San Juan und einem erlöschten Vulkan, Namens San Guënguëy, der seine geschwärzte

Stirne hoch in den östlichen Himmel emporhebt. Die Ebene, ungefähr fünfzehn Meilen breit, ist zum größten Theile Wiesenland, durch welches mehrere kleine Flüsse rinnen. Die Stadt ist von anmuthigen Gärten umgürtet, die ihren Anblick dem Reisenden ganz verdecken, mit Ausnahme der Thürme und des Doms ihrer Cathedrale. Es ist eine feste, wohlgebaute Stadt, mit massiven Häusern, meist von einem Stockwerk, und ihre Straßen laufen in rechten Winkeln. Das allgemeine Aussehen des Ortes ist dumpf und eintönig, und nur die Plaza ist eine der schönsten in Mexico. Eine Reihe von Riesenplantanen läuft um die eine Seite und beschattet die steinernen Bogengänge, in welchen die Handelsleute ihre Früchte, Schmucksachen und Kleidungsstücke verkaufen. In der Mitte ist ein alter Steinbrunnen, um welchen, unter Schutzdächern von Rasenstücken, Haufen gelber Bananen, Orangen und die scharlachrothen Früchte der Chinesischen Pommeranzen aufgestapelt sind. Alle Fröhlichkeit der Stadt scheint sich in der Plaza zu concentriren, und es giebt auch in der That nichts weiter, was der Besichtigung des Reisenden werth wäre, wenn er sich nicht etwa für Manufaktur interessirt, in welchem Falle er die großen Baumwollfabriken von Barron und Forbes in der Nachbarschaft besuchen müßte. Hinsichtlich dieser Fabriken verdient Tepic, daß es in der Handelswelt bekannt ist.

Ich war in das Wirthshaus der Donna Petra gewiesen worden, aber Niemand schien die Dame zu kennen. So mußte ich auf gut Glück durch die Straßen wandern und bat zuletzt einen Knaben, der mir begegnete, mich in irgend einen Gasthof zu führen. Eine Gruppe von Schneidern, welche an einer Straßenecke saß, rief mir, als ich vorüber ritt, „Amerikaner“ nach; „ärgert Euch nicht darüber,“ sagte mein jugendlicher Führer, „sie haben keine Erziehung!“ Ich folgte ihm in den Hof eines großen Gebäudes und ward vom „Patron“ des Wirthshauses empfangen, mein Pferd ward in den Stall geführt und ich sagte ihm ein herzliches, tiefgefühltes Lebewohl. Kaum war ich einige Minuten ins Haus getreten, als ein schwerer Regenschauer begann und mehrere Stunden ohne Unterbrechung fortdauerte; es war der Anfang der cabanullos, d. h. der Woche regnichten Wetters, welche sich in der Mitte der trockenen Jahreszeit regelmäßig einstellt. Sobald der Regen vorbei war, suchte ich mir vor allen Dingen ein neues Pferd; denn die Reise von Mazatlan hatte mich acht Tage gekostet, und noch lagen neunhundert Meilen zwischen mir und Vera Cruz, wo ich am 16. Februar eintreffen mußte.

An einem klaren Sonntagmittag trat ich die Weiterreise an und verließ die Stadt auf den Guadelapera-Weg. Die Plaza war voller Menschen, alle im schmucken Sonntagszeug; ein Theil des Gottesdienstes ward in den Portalen der Cathedrale verrichtet, und

das ganze Viereck des Platzes auf diese Weise in eine Stätte der Andacht verwandelt. Sobald das Glöcklein läutete, sanken zehntausend Menschen auf die Knie und wiederholten ihr „Ave“ mit leisem Gemurmel, welches mit dem Plätschern der Fontaine angenehm zusammenklang. Ich hielt mein Pferd an und nahm den Sombrero ab, bis das Gebet vorüber war. Dann trabte ich wohlgemuth weiter und mein priéto (der Mexikanische Ausdruck für ein nußbraunes Pferd) schritt flink dahin und brachte mich in das Dorf San Lionel, zehn Meilen von Tepic, zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Ich brachte es in den Stall und der Schlüssel zu demselben, ungefähr vier Pfund schwer, ward mir für die Zeit, daß es darin stand, überliefert. Ich fand den ganzen Haushalt in einem Zustand vergnüglicher Vorahnung; ein kleines Mädchen, mit Flügeln von rother und weißer Gaze, saß auf einem Stuhl, dicht an der Thür. In der Mitte des kleinen Platzes und der Mitte des Dorfes saßen drei Pflanzer mit Purpurschärpen, weißen Seidenstreifen über der Schulter und ungeheuren Flittergoldkronen auf dem Kopfe, regungslos auf ihrem Pferde, deren Mähnen und Schwänze mit Rosetten von buntem Papier und farbigen Bändern aufgeputzt waren. Es war dies Alles, wie ich bald sah, ein Theil der Vorbereitungen zur Darstellung einer heiligen Comödie — eine Darstellung, welche hier von den religiösen Lehrern des Volkes sehr protegirt wird.

An einem Mauerflügel der Hacienda del Meyo, welcher das eine Ende der Plaza einnahm, war eine Plattform errichtet worden, auf welcher ein mit Scharlachtuch bedeckter Tisch stand. Eine rohe Laube von Zuckerrohrblättern stellte die Krippe von Bethlehem vor, während ein Seil, welches von der Spitze derselben quer über den Platz bis zu einem Loch in der Kirchenmauer gezogen war, einen großen Flittergoldstern trug. Auf dem Platz war ein großes Gedränge und bald erschien eine Procession, welche von dem niedriger gelegenen Theile des Dorfes heraufkam. Die drei Könige schritten voran; die Jungfrau saß auf einem Esel, der mit einem vergoldeten Sattel und rosenbestreuten Mähnen und Schwänzlein hinterherstolzirte und von dem Engel geführt ward. Verschiedene Frauen mit seltsamen Papiermasken beschlossen den Zug. Zwei Charaktere von der Sorte des Harlequins — der eine mit einem Hundekopf auf seinen Schultern, der andere ein kahlköpfiger Bruder, mit einem riesigen Hut über die Schulter herabhängend, führten alle möglichen Scherze zum Amusement des Haufens auf. Nachdem die Procession die Runde um den Platz gemacht hatte, ward die Jungfrau zu der Plattform geführt und begab sich an die Krippe. König Herodes nahm seinen Sitz an der Scharlachtafel nebst einem Begleiter in blauem Rock und rothem Leibgurt, den ich für seinen

Premierminister hielt. Die drei Könige blieben auf ihren Rossen, der Kirche gegenüber; aber zwischen ihnen und der Plattform unter dem Strick, an welchem der Stern hing, wandelten zwei Männer in langen weißen Gewändern und blauen Hüten, mit Pergamentblättern in ihren Händen. Das waren die weisen Männer aus dem Osten, wie man aus ihrer feierlichen Miene und den geheimnißvollen Blicken, die sie nach allen vier Himmelsgegenden warfen, leicht entnehmen konnte.

Ueber eine Weile sang eine Schaar hinter einer Gardine verborgener Frauen auf der Plattform einen Engelchor; und im geeigneten Moment wandten sich die Magier gegen die Plattform, von dem Stern begleitet, an dem ein Faden geheftet war, damit er am Stricke hinunter gezogen werden könne. Die drei Könige folgten dem Stern bis er über der Krippe angekommen war, dann stiegen sie ab und fragten nach dem König, den sie zu suchen ausgegangen seien. Man lud sie auf die Plattform und führte sie zu Herodes, als dem einzigen anwesenden König; dies jedoch schien sie nicht recht zu befriedigen, und nach einigem Hin- und Herreden gen sie sich zurück. Inzwischen war der Stern wieder bis zum dern Ende des Strickes hinaufgewandert, und begann aufs Neue seine Bewegung nach vorn. Die drei Könige folgten. Der Engel rief sie an die Krippe, woselbst sie niederknieeten, und man ihnen einen Holzkasten zeigte, der das heilige Kind enthalten sollte; darauf zogen sie ab und der Stern brachte sie nicht wieder zurück. Aber nun fing König Herodes gewaltig an über das, was er gesehen hatte, zu schreien und stellte sich sehr besorgt, daß dieser neugefundene König seine eigene königliche Macht verringern könnte. Nach einer Berathung mit seinem Premierminister ward der Mord der Unschuldigen, als das einzige Mittel der Rettung, beschlossen.

Da der Engel Solches gehört hatte, warnte er die Jungfrau, welche schnell von der Plattform herabstieg, sich auf ihren flittergoldenen Esel setzte und davon eilte. Der Premierminister des Herodes verordnete nun, daß alle Kinder zum Zwecke der Ermordung abzuliefern seien. Ein Knabe in einem zerrissenen Ueberwurf wurde ergriffen und vorwärts gestoßen; der Minister hob ihn, ungeachtet seines Zappelns, bei den Fersen auf und legte seinen Kopf auf den Scharlachtisch. Der kleine Bruder und die Schwester des Knaben, welche sich dachten, er sollte wirklich geköpft werden, schrieen in einem heftigen Anfall von Schrecken laut auf, was den Haufen seinerseits zu großem Gelächter anregte. König Herodes hieb mit seinem Schwert auf den Tisch und der Premierminister tauchte seinen Pinsel in einen Topf mit weißer Farbe, der vor ihm stand, und machte damit ein gewaltiges Kreuz auf das Gesicht des Knaben. Mehrere andere Knaben wurden ergriffen und in gleicher

Weise abgeschlachtet; und zuletzt wurde mit den Harlequins, deren Krämpfe und Zuckungen dabei das Gerüst beinahe umgestoßen hätten, derselbe Proceß gemacht. Alsdann zog die Procession den Hügel hinauf, und die ganze Dorfwohnerschaft folgte. Den ganzen Abend hindurch ward im Wirthshaus der Fandango getanzt, Freudenfeuer und Schwärmer erleuchteten die Plaza, die Glocken läuteten und in der Kirche wurde Hochamt gehalten und alles das bei der Begleitung von zwei Guitarren, welche lustige Polkamelodien hören ließen.

Ich verließ San Lionel früh am Morgen. Die Straße, sobald sie das Thal verläßt, führt in den Umkreis der Gebirge und kreuzt manch eine wilde, felsige „Barranca“ oder Bergschlucht. Eine schöne Gattung von Pinien erschien bereits, aber in den warmen Höhlen blühten noch kleine Bananenpflanzungen. Ich verlor San Gaïnguëy aus Sicht und nach zweistündlicher beschwerlicher Reise kam ich auf einen Bergabhang heraus, welcher eine der überraschendsten Landschaften überblickte, die ich je gesehen habe. Gradeaus, quer über eine Fläche hohen Tafellandes, erhoben sich zwei gewaltige Vulkangipfel weit über den Rand der dürren Hügel. Links, gegen Osten, dehnte sich ein breites, liebliches Thal aus, das mit Dörfern und dem grünen Schimmer der Felder hier und da bedeckt und auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen war, welche die Wolken berührten. Diese hohen Gebirgszüge — von denen einige mit Bäumen bis an den Gipfel bedeckt, andere grau und steinig, trotz ihres luftigen Purpurschimmers waren, — machen keinen plötzlichen Uebergang vom Bette des Thales, im Gegentheil das letztere schien erst aus der allmäligen Abplattung ihres Fußes entstanden zu sein. Die ganze Scene trug eine bestimmte, schattenlose, amethystne Färbung und der Vulkan von Zurubucco, wiewohl mehrere Meilen entfernt, zeigte jede Zacke in den kalten, stummen Lippen seines Kraters.

Ich ritt dreißig engl. Meilen bis zum Dorf Ysabel, ehe ich zu einem Frühstück kam, und hatte noch einundzwanzig Meilen bis Ahuacatlan, wo ich über Nacht bleiben wollte. Die Sonne neigte zum Untergang, als ich den Fuß des Zurubucco erreicht hatte und ihr letzter Schimmer beleuchtete einen felsigen Pfad über eine vorgestreckte Felsplatte. Hier öffnete sich eine höchst wunderbare Gegend vor mir. Das anmuthige Thal verschwand mit Allem, was mich an das Leben erinnern konnte und ich war, so weit der Blick reichte, von den schwarzen Wogen eines Lavameeres umgeben. Es war schrecklich, wie an den Pforten der Unterwelt; ein wilder, unwirthlicher Platz mit keinem Schimmer von Licht auf seinen chaotischen Zügen. Der Weg war mit Schwierigkeit durch die wogenartig geformten Kämme des Felsens gehauen, welche zu

demantner Härte versteinert zu sein schienen, während einst, vor Jahrtausenden, die Lava in ihrem wildesten Flusse dahin zischte. Das Einzige, das wie Vegetation aussah, war ein Baum mit rothem aufgedunsenen Stamm, von dem die Rinde in Fetzen herabhing. Ich ritt durch diese Region mit einem Gefühl, das an Furcht gränzte und bewillkommnete das dämmrige Zwielicht der Landstraße jenseits derselben und den klaren Mond, bei dessen Strahle ich Dorf und Nachtquartier bald zu erreichen hoffte. Ich war nun auf der kalten traurigen Höhe des Tafellandes angelangt, und mein „Nußbrauner“ begann die Wirkungen der harten Hügel und der dünnen Luft der obern Himmelsgegend bereits zu fühlen. Seelenfroh war ich daher aus diesen und andern Gründen, daß ich das Wirthshaus von Mochitilte erreicht hatte, denn ich befand mich nun an der Schwelle der verrufenen Räuberregion. Das Wirthshaus war ein ungeheures Gebäude, welches allein, gleich einer Festung, zwischen den Hügeln lag. Der Schlüssel eines großen, trostlosen Gemaches, dessen Wände mit Versuchen in der Frescomalerei beschmiert waren, ward mir überliefert, und ein Abendessen ward mir in einer kalten, finstern Halle aufgetragen. Der Wind blies frostig von den Höhen auf beiden Seiten und ich fand, daß meines „Nußbraunen“ Decke keine unwillkommene Vermehrung meines Bettzeugs sei.

IV.

Die Räuberregion.

Ich schlief gesund in meiner Freskokammer, futterte den „Nußbraunen“ und war bei Sonnenaufgang wieder auf dem Wege. Er stieg das Thal entlang mehrere Meilen aufwärts, bis zum Rand des Tafellandes, mit hohen, unfruchtbaren Gebirgen auf beiden Seiten. Bevor ich um ihre Ecken bog, wandte ich den Blick noch einmal in das Thal hinter mir zurück. Ein paar Streifen dunkelen Grüns zogen sich durch seine aschgraue Fläche; weit ab, in seiner fernsten Tiefe erschien die Front des Wirthshauses von Mochitilte wie ein weißer Flecken in der Glut des Sonnenaufgangs und die blauen Wälle der Bergschlucht dahinter schlossen die Perspective. Nun betrat ich eine breite, dürre Ebene, von steinigen Gebirgen begrenzt, mit einem flachen See in ihrer Tiefe, welcher in der Sonne rasch auszutrocknen schien. Die Scenerie erinnerte an einige Gegenden von Californien gegen das Ende der Regenzeit.

Die kleine Stadt Magdalena, woselbst ich frühstückte, liegt neben dem See am Fuße einer Schlucht, durch welche der Weg wieder in die Hügel führt. Das Gewässer eines klaren Stromes rinnt an den Wänden der Schlucht nieder und erhält die Gärten voll glänzender Orangenbäume grün, welche hinter den grauen Mauern leuchten. Der „Nußbraune“ ward hier köstlich verpflegt, erhielt auch zwei freie Stunden, um sich auszuruhen, bevor wir weiter nach der Stadt Tequila aufbrachen. „Wollt Ihr keine Bedeckung mit Euch nehmen? der Weg ist voller Räuber,“ sagte der Vaquero des Hauses. „Jeder Reisende“ fuhr er fort, „nimmt eine Bedeckung bis Tequila mit und bezahlt dafür jedem Mann einen Dollar.“ Ich erwiderte ihn, daß ich keine besondere Furcht vor Räubern hätte und es allein versuchen wollte. „Ihr seid sehr muthig“ bemerkte er, „aber Ihr werdet ganz gewiß angegriffen werden, wenn Ihr mich nicht zu Eurer Hülfe mitnehmt.“

Ich nahm den wackeren Mann aber trotzdem nicht mit. Nachdem ich zwei Stunden in der heißen Nachmittagssonne geritten war, enthüllte mir eine plötzliche Wendung des Weges einen überraschenden Anblick der Landschaft. Aus der Tiefe der sonneverbrannten Hügel kam ich plötzlich an die Ecke eines Vorsprungs, mehrere hundert Fuß hoch, an welchem der Pfad steil und vielfach gewunden hinunterging. Unter und vor mir breitete sich eine Ebene von zwanzig Meilen in der Länge aus, die ganz mit Maisfeldern bedeckt war. Gerade zu meinen Füßen lag die Stadt Tequila, so nahe, daß es schien, man könne einen Stein auf den viereckigen Thurm ihrer Cathedrale werfen. Die Straßen, die Gärten, die Häusergiebel und die bunten Gruppen der Bevölkerung waren meinem Blick so vollständig enthüllt, als ob Asmadeus selber, der Zaubergeist, mein Reisegefährte wäre. Rings um die, im sanften Lichte des sinkenden Tages sich sonnende Ebene lief ein Kreis mauernartiger Gebirge, welche, hoch und blau, wie sie waren, vor der gewaltigen Masse eines schwarzen vulkanischen Gipfels verschwanden, der sich hinter Tequila erhob. Die ganze Scene mit ihren warmen „Purpurfarben“ hätte, wenn nicht für den ersten Kreis von Dante's Paradies, so doch für den Theil des Purgatoriums dienen können, der ihm zunächst lag. Ich ritt in die Stadt nieder und fand in dem Gasthause de San José, dem einzigen der Stadt, eine große Anzahl von Soldaten, welche daselbst für die Nacht einquartirt worden waren. Der innere „patio“ oder Hofraum mit seinen, aus massiven Steinen wohl- und festgebauten Ställen war von ihren Pferden eingenommen und Gruppen dieser düstern Männer in staubigen blauen Uniformen füllten die Korridore. Ich erhielt ein dunkles Gemach für mich und einen Winkel der Ställe für den „Nußbraunen“; mußte jedoch daselbst bei ihm bleiben, bis er sein Korn unter vielfachen Angriffen seiner

militairischen Nachbarn verzehrt hatte. Die Weiber waren alle abwesend und ich verschaffte mir einige Tortillas und einen Becher voll Pfeffersauce mit Mühe. Der Ort sah nach dem Dunkelwerden traurig und trostlos aus, und mehr aus diesen Gründen, als wegen seiner gurgelgefährlichen Gewohnheiten machte ich der Plaza nur einen einzigen Besuch. Eine Anzahl von Rancheros saß neben ihren Frucht- und Getreidehaufen beim Licht rauchender Fackeln, die auf Pfähle gesteckt waren. Das Gasthaus war voller Flöhe, die Bürgerblut mehr zu lieben schienen als Soldatenblut, denn ich glaube, daß sie mir während der Nacht alle zusammen ihre Aufwartung machten.

Als ich mich erhob, stand die Sonne über den Hügeln und schien die lange Straße nieder, die nach Guadelajara führt. Ich hatte eine Reise von achtzehn Meilen vor mir, und es war Zeit, sich auf den Weg zu machen. Etwas mehr als eine Meile quer über die Ebene brachte mich nach der Stadt Amatitlan, wo ich, in einer elenden Lehmhütte, die mit dem Namen eines „Gasthofes" beehrt wurde, ein Frühstück für mich und Futter für mein Pferd forderte. Es war von beiden nichts im Hause vorhanden, und es dauerte lange, bis ich und mein hungriger Vierfüßler zu ihrem Rechte kamen. Als es zur Bezahlung ging, gab ich der Wirthin einen Dollar, welchen sie jedoch bald mit der Bemerkung zurückbrachte, man hätte in einem Laden gegenüber gesagt, er sei falsch. Ich gab ihr einen andern, den sie mir nicht lange darnach mit derselben Geschichte wiedergab, worauf ich ihr einen dritten gab, sie aber bedeutete, zum vierten Male würde ich nicht mehr auf ihr Geschwätz hören. Ein paar Stunden später sollte ich an diesen Umstand erinnert werden und zugleich den Grund desselben erfahren. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens, als ich Amatitlan verließ. Der Weg zog sich in eine einsame Hügelkette, und aus der Seite des Vulkans ragte ein abgerissener Vorsprung herüber. Der Boden war mit hartem Gestrüpp und einem Wuchs langen gelben Grases bedeckt. Ich konnte den Weg eine halbe Meile vor- und rückwärts überschauen; es war Niemand in Sicht, nicht einmal ein Arrierojunge mit seinen zwei oder drei Eseln. Ich ritt lässig dahin, und in eine tiefe Schlucht zu meiner Rechten schauend, dachte ich: „das ist ein ausgezeichneter Platz für Räuber, um sich auf die Lauer zu legen — ich denke, es wird nichts schaden, wenn ich meine Pistolen lade." Ich hatte sie, kurz bevor ich Tequilla erreicht, abgefeuert. Kaum war dieser Gedanke in mir aufgestiegen, als ein kleiner Busch am Wege sich sacht zu heben schien; ich wandte mich um und in einem Athem waren die beiden Läufe einer Doppelflinte vor mir, so dicht und gut gezielt, daß ich beinahe die Kugeln auf ihrem Grunde sehen konnte. Das Gewehr ruhte in den Fäusten

eines wildaussehenden Eingebornen, der ein weißes Calicohemd und weiße Hosen anhatte; auf der andern Seite neben mir stand ein zweiter, der mir gleichfalls den Doppellauf seiner Flinte entgegenhielt, und ein wenig zurück erschien ein Dritter. Ich war wie eine unschuldige Maus gerade in die Zähne der für mich gelegten Falle gelaufen.

„Nieder mit Euren Pistolen!“ schrie der Erste. So still und plötzlich war dies Alles geschehen, daß ich noch einen Moment da saß, ohne meine Lage nur einmal recht zu erkennen. „Nieder mit Euren Pistolen und herunter vom Pferd!“ hieß es zum zweiten Male und die Musketenläufe näherten sich meiner Brust. Bei solcher Mahnung warf ich denn alsogleich meine Pistole von mir — um so bereitwilliger wegen ihrer rührenden Harmlosigkeit! — und stieg von meinem Pferd herunter. Nachdem sich die Räuber meines Pistols versichert und gesehen hatten, daß es mit dem besten Willen nicht abzufeuern war, zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, ohne mich einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Alsdann befahlen sie mir, mein Pferd nach einer von ihnen angedeuteten Richtung vom Wege abzuführen. Wir stiegen den Abhang der Schlucht ungefähr fünf Minuten weit hinunter bis zu einem, von Büschen umgebenen Rasenfleck, wo sie, vor der Landstraße sicher, Halt machten und Einen von sich zurücksandten, wahrscheinlich um Wache zu halten. Der Andere, mit immer gegen mich gekehrten Läufen, befahl mir, mich niederzulegen, „Gesicht auf die Erde!“ Ich kann nicht sagen, daß ich mich beunruhigt fühlte, es war immer mein Glaube, daß der Tod seinen Schatten vorauswerfe, und daß der Mann, welcher durch Gewalt zu sterben verurtheilt ist, den Schauer fühlt, ehe der Streich gefallen ist. Da ich mich aber nie lebendiger fühlte, als in den Augenblick, wo ich vor den Mexikanischen Räubern mit dem Gesicht an der Erde lag, so glaubte ich nicht recht an meinen Tod. Ich zog demnach auf ihren weiteren Befehl Rock und Weste aus, warf beides auf das Gras und sagte: „Nehmt was Ihr wollt, aber haltet mich nicht lange auf!“ Der Mann im Calicohemde, welcher eine Art von Obergewalt über die beiden Andern zu haben schien, nahm meinen Rock auf und kehrte, eine nach der andern, alle Taschen desselben um. Ich empfand eine heimliche Genugthuung bei dem nichts weniger als befriedigten Gesichte, das er machte, als er meine Börse öffnete und die wenigen Dollars, die sie enthielt, in einen Sack warf, den er am Gürtel trug. „Wie kommt es,“ fragte er sehr mißmuthig, „daß Ihr nicht mehr Geld habt?“ „Ich besitze nicht mehr,“ erwiderte ich, „aber es ist doch genug für Euch, sollte ich denken!“ Ich hatte in der That nicht mehr Geld bei mir, als bis zur Reise nach Mexico durchaus nothwendig war; das Uebrige trug ich in einem Wechsel auf jene Stadt bei mir. „Wenigstens werdet Ihr mir doch,“ sagte

ich zu den Räubern, „meine Papiere nicht nehmen?“ Mein Wechsel war darunter. Aber von Papieren schienen sie keinen hohen Begriff zu haben. „Nein,“ sagte der Anführer, „Papiere sind nichts werth!“ So verlor ich denn kaum 25 Dollars bei diesem Angriff, und habe für dies Spottgeld nun das doppelte Vergnügen, ein Abenteuer erlebt zu haben und es meinen Lesern erzählen zu dürfen.

Nachdem er meinen Rock durchsucht hatte, nahm er ein Jagdmesser, welches ich trug, prüfte Heft und Klinge, setzte sein Gewehr in einen Busch hinter sich und kam wieder zu mir und sagte, indem er das Messer über meinen Kopf hielt: „Nun legt Eure Hände hinter Euch und rührt Euch nicht, sonst hau' ich zu!“ Der Andere legte alsdann seine Flinte gleichfalls nieder und schritt heran, um mich zu binden. Sie waren, ihrem ganzen Benehmen nach, sehr weise Männer in ihrer Kunst, jede ihrer Bewegungen war so sorgfältig nach der Zeit berechnet, daß Widerstand sehr gefährlich und nutzlos obendrein gewesen sein würde. Mein Verlust war außerdem nicht bedeutend genug, um ein verzweifeltes Wagestück gegen sie zu rechtfertigen, und so that ich, was sie befahlen. Mit dem Ende meines Pferdezügels banden sie mir die Handgelenke fest zusammen und da sie sich auf diese Weise meiner versichert hatten, setzten sie sich nieder, um ihre Besichtigung mit aller Muße zu vollenden. Meine Gefühle bei diesen Vorgängen wechselten aufs Mannigfaltigste — in einem Augenblick kochte ich vor Wuth und Aerger, daß ich die nächsten Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, im andern hätte ich über die entschiedene Neuheit meiner Lage laut auflachen mögen. Mein Wolltuch ward auf das Gras gebreitet, und Alles, was sie mir abnahmen, darauf gelegt. Die Räuber hatten einen anerkennenswerthen Blick für das Seltsame und Unbegreifliche sowohl als das Nützliche. Sie ließen mir alle meine Briefe, Bücher und Manuskripte (wo wäre sonst auch dieses, auf dem jetzt des Lesers Auge ruht, geblieben?) aber sie nahmen mir meinen Thermometer, Compaß, Kartenbehälter mit einer Anzahl von Bleistiften, Seife (ein Ding, was sonst die Mexicaner nicht eben gebrauchen) und was ich sonst an kleinen Toilettegegenständen bei mir führte. Ein Beutel mit Speisevorräthen, der am Sattelknopf hing, verschwand, als wäre er nie dagewesen, desgleichen was ich an Cigarren in meiner Tasche trug; doch ließen mir die Räuber ein Exemplar von den letztern als eine Art von Tröstung für meinen Verlust.

Zwischen Mazatlan und Tepic hatte ich ein paar Dublonen in jeden Strumpf gesteckt. Es war gut, daß ich sie für meinen „Nußbraunen“ ausgegeben hatte, sonst würden sie ganz gewiß entdeckt worden sein. Die Schurken schnallten mir meine Sporen ab, zogen mir meine Stiefeln aus und prüften die Enden meiner Unterhosen, gürteten den Sattel los und schüttelten die Decken aus,

kratzten an den Knöpfen des Gebisses, um zu sehen, ob es Silber sei, und alsdann, schließlich mit der Ausbeute zufrieden (welch' eine bescheidene Menschensorte doch die Räuber von Mexico sind!) banden sie Alles in meine beste Decke zusammen. „Nun," sagte der Anführer, als Alles gethan war, „sollen wir Euer Pferd nehmen?" Diese Frage war offenbar ein Scherz, aber ich muß sagen, daß der Räuberhumor anfing, mir fürchterlich zu werden. „Nein," sagte ich, „Ihr seid viel zu anständige Leute, um mir das letzte Mittel fortzukommen, rauben zu wollen. Seid Ihr nicht?" Das verstand sich von selbst, daß die Räuber von Mexico anständige Leute sind. Er antwortete mir auf meine Frage gar nichts, sondern nahm sein geladenes Gewehr, ging der Heerstraße zu und gab dem dritten Räuber ein Zeichen. Plötzlich kam er zurück und legte mit den Worten: „Ihr könntet vor Nacht hungrig werden, hier ist Etwas zu essen," eine von meinen Orangen und ein halb Dutzend Tortillas auf den Rasen neben mir nieder. „Tausend Dank," sagte ich, „aber wie soll ich ohne Hände essen?" So anständig, mich los zu binden indeß waren die Räuber nicht; sie ließen mich stehen, wie ich war, und verabschiedeten sich mit den Worten: „Nun gehen wir, wir haben mehr zu tragen, als wir hatten, ehe wir Euch begegneten; adios!" Bei allem Respekt vor ihrem Anstand, das war auch nicht anständig, mich so zu verhöhnen. Aber es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man sich auch verhöhnen lassen muß!

Ich wartete, bis der Letzte von ihnen verschwunden war, und wandte mich dann zu meinem getreuen Rosse, welches ganz getrost und gleichmüthig an dem einen Ende des Zügels stand, an dessen andrem ich fest gebunden war. „Nun, mein nußbrauner Freund," fragte ich, „wie kommen wir aus dieser Schlinge?" Er sagte Nichts, aber ich glaubte in dem Zucken seines Unterkiefers die Neigung zum Lachen zu entdecken. Indessen ging ich ans Werk der Selbstbefreiung, ein sehr schwieriges Werk, da der Riemen in mehrere Knoten geschlungen war. Nachdem ich lange Zeit gezerrt hatte, machte ich einen Sprung, um den mich jeder indische Gaukler und Gladiator beneidet haben würde: ich quälte nämlich, unter Todesgefahr für mein Rückgrad, meinen Körper durch meine Arme. In dieser Stellung löste ich die Knoten mit meinen Zähnen und war in einer halben Stunde wieder frei. Als ich dann ritt, sah ich die drei Räuber in einiger Entfernung auf der andren Seite der Schlucht.

Es ist erstaunlich, wie leicht man sich fühlt, wenn man ausgeplündert ist. Mir war, als habe mein Körper gar kein Gewicht mehr; selbst mein Roß schien muntrer zu traben, nachdem es von seinen Decken erlöst worden war. Ich versuchte mich mit dem Gedanken zu trösten, daß es besser sei, ein paar Dollars verloren, als selbst eines Räubers Blut auf dem Gewissen zu haben. Aber der Trost

schlug nicht an. Die Empfindung der Beschimpfung und des unwürdigen Benehmens kam über mich und ich empfand einen sehr verwerflichen Durst — den Durst nach Rache. Es ist leicht zu philosophiren, wenn man hinter dem Ofen sitzt; aber wirkliche Erfahrung ist der beste Prüfstein der menschlichen Natur. Trotz der Drohungen der Räuber hatte ich mir ihre Gesichtszüge hinreichend eingeprägt, um sie wieder zu erkennen, wo immer ich ihnen auch im Weltall begegnen sollte. Auch hatte ich den Anführer schon einmal gesehen; ich erkannte den dicken, riesengroßen Mann mit dem kurzgeschorenen schwarzen Bart als eine der Personen wieder, die sich in Amatitla um das Wirthshaus herumgetrieben hatten. Jetzt auch fiel mir der Kunstgriff wieder ein, dessen man sich bedient hatte, um zu sehen, ob ich Geld bei mir führe; und mein unkluges Benehmen, mehr davon gezeigt zu haben, als nöthig gewesen. —

Ich jagte über breite, sandige Hügel, durch Schluchten und Thalabhänge dahin. Hier sind die gewöhnlichen Verstecke der Räuber und ich war scharf auf der Wacht und sah mir jeden Fels und jede Cactusgruppe mit ganz besonderem Interesse an. Ungefähr drei Meilen von dem Platze meines Abenteuers passirte ich einen Fleck, wo vor 18 Monaten ein verzweifelter Angriff gemacht worden war. Die Räuber machten einen nächtlichen Einfall in ein Lager von Soldaten und Kaufleuten, das hier aufgeschlagen worden war, und es erfolgte ein Kampf, in welchem eilf von den letzteren getödtet wurden. Sie liegen am Wege begraben und ein paar schwarze Kreuze bezeichnen die Stelle, während gerade über ihnen ein roher Galgen steht, an welchem die Leichen von dreien dieser Räuber, welche später eingefangen worden waren, noch in Ketten hingen und im Winde hin- und hertanzten, als ich einsam vorbeiritt. Ich gestehe, daß ich eine Art von Befriedigung empfand, als ich ihre schauerlichen Luftsprünge sah. Ihr langes schwarzes Haar hing über ihre Gesichter, ihr Zeug faulte ihnen vom Leibe herunter und die Knochen ihrer Gebeine drangen durch das in der Hitze verdorrte Fleisch. Die dünne reine Luft des Tafellandes hatte die Auflösung verhindert und die Geier und Stoßfalken waren durch die Nähe der Landstraße vom lockenden Fraß abgehalten worden. Außerdem sollen sich weder Wölfe noch Geier gern an das Fleisch eines Mexicaners machen, da es ihnen von dem vielen rothen Pfeffer, den er während seines Lebens verzehrt, zu gewürzreich ist. Ueber diesem gespenstischen Schauspiel war ein Brett befestigt, auf welchem in großen Buchstaben geschrieben stand: „So bestraft das Gesetz den Räuber und den Mörder.“

Um die Mitte des Nachmittags erreichte ich eine Militairstation, La Venta genannt, sieben Meilen von Guadelajara. Dreißig oder vierzig müßige Soldaten lachten und spielten Karten im Schatten. Ich ritt zum Haus heran, theilte den Offizieren mit, daß ich ausge-

plündert worden und gab ihm mancherlei Einzelheiten, an denen man die Räuber wieder erkennen konnte. Aber der diensteifrige Mann zuckte nur seine Schultern und sagte Nichts. Eine richtige Vertheilung von nur halb so viel Soldaten als hier im Schatten herumlagen und lachten und spielten, würde hinreichen, den Weg sicher zu machen und Leben und Vermögen der Reisenden zu schützen. Ich mußte also weiter reiten, wobei ich jedoch eine tiefe Verachtung gegen dies Land und seine Gesetze nicht unterdrücken konnte, — eine Verachtung jedoch, beiläufig gesagt, die das Land weniger als mein Nußbrauner zu empfinden schien, denn unter meinem leidenschaftlichen Schenkeldruck griff er auf einmal aus und flog — Bauch an der Erde — über die sandige Fläche. Es dauerte jedoch nicht lange; denn er war von der anstrengenden Tagereise sehr erschöpft und schon kam die Nacht heran, kühl und unangenehm. Die Räuber hatten mir mein Halstuch und meine Weste genommen, und der kalte Gebirgswind, der auf meinen entblößten Nacken blies, verursachte mir einen heftigen Nervenschmerz und Zahnweh, das mich mehr schmerzte, als der Verlust meines Geldes. Auch mein edles Roß war halb krank; Schenkeldruck fruchtete Nichts mehr und die Sporen waren mir abgeschnallt worden. Meine letzten Ermuntrungsversuche mußte ich demnach mit einem Stock machen, den ich mir am Wege brach. Ich hatte mir's einmal vorgenommen, Guadelajara um jeden Preis zu erreichen. In der Dämmrung passirte ich das Dorf Sepoja und das prächtige Kloster, welches daselbst steht. Hinter dem Dorfe überholte ich bei Mondenlicht die Familie eines Pflanzers, welche auf ihren Maulthieren dahin trottete und dabei ein Paternoster über das andere sprach, ob gegen Räuber oder die Cholera, weiß ich nicht. Nach anderthalb Stunden hatte ich Guadelajara erreicht und ritt nun auf's Gerademohl unter den dunklen Häusern herum, als ein alter Pater in schwarzem Talar und ungeheurem Schaufelhut mich ansprach. „Fremder?" fragte er. „Ja, Pater," sagte ich. „Aber," fuhr er fort, „wißt Ihr nicht, daß es sehr gefährlich ist, hier allein zu sein?" Mehrere Personen, die vorübergingen, blieben aus Neugierde stehen. „Macht, daß Ihr fortkommt!" sagte er, was habt Ihr da herum zu stehen und uns zu behorchen?" Alsdann, fügte er mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd hinzu: „Guadelajara ist voll von Räubern; Ihr müßt vorsichtig sein, wenn Ihr bei Nacht reisen wollt. Wißt ihr schon, wo Ihr bleiben wollt?" Ich verneinte die Frage. „Dann," sagte er, „geht in die Méson de la Mercéd. Es sind ordentliche Leute in dem Hause und Ihr seid dort sicher. Kommt mit mir, ich will Euch den Weg weisen." Ich folgte ihm eine Weile, bis wir dicht bei dem Hause waren, dann befahl er mich der Sorge der „Ave Maria Sanctissima" und verschwand. Ich fand die Leute im

Wirthshaus, wie der Pater sie beschrieben hatte. Sie bezeigten großes Mitleid mit meinem Unfall und wunderten sich nur darüber, daß man meines Lebens geschont hatte. Das war kein großer Trost, in der That! Ich legte mich bald nieder, aber die Nacht war ein neues Martyrium für mich. Die Flöhe und das Zahnweh griffen mich wechselseits, zuweilen zusammen an und in den Pausen hatte ich Zeit zum Nachdenken und Philosophiren. „Also nun bin ich in Guadelajara!“ sagte ich mir. „Um so größer ist meine Narrheit. Wenn ich zu Haus wäre, würde ich an einem besseren Platze sein. Aber Reisende müssen zufrieden sein!“

V.

Guadelajara und die mexicanische Post.

Nachdem ich in der Méson de la Mercéd vom Pferde gestiegen war, erzählte ich dem Wirth, daß ich beraubt worden sei, kein Geld habe und vor den nächsten zwei oder drei Tagen keines erwarten dürfe. „Macht Euch keine Sorgen darüber“, sagte der Wirth, „Ihr könnt bleiben, so lange es Euch bei uns gefällt.“ Darauf ließ er meinem Pferde ein Bündel Mais und mir selber Tortillas und Pferffersauce geben. Sein altes Weib war von halbcastilischem Blute; sie vereinte all die Höflichkeit ihrer weißen Vorfahren mit der Raschheit und Lebendigkeit der Indianer. Sie ward nicht müde, mir von den Fremden zu erzählen, die schon in diesem Hause gewohnt hatten, — namentlich von Einem, den sie Don Julio nannte und der, weil er wenig Spanisch verstand, sie häufig mit „Maulthier“ oder „Esel“ anredete, wenn er gerade kein anderes passenderes Wort finden konnte. Sie hatte drei Töchter: Feliza, Mariquita und Concepcion, von welchen die beiden ersteren sehr schön waren. Concepcion war verheirathet und hatte einen Sohn, Namens Zenobio, einen sehr hübschen, kleinen lebendigen Burschen mit schwarzen, feucht glänzenden Augen. Der Umstand, daß ich mir ihren Namen merkte und sie bei denselben rief, schien Allen höchlich zu gefallen und immer zur Essenszeit setzten sie sich rund um mich an den Tisch und thaten unzählige Fragen über mein Land und meine Reisen.

Mein erster Weg am andern Morgen war in das Diligencer-Office, eine Art von Postbüreau, um meinen Wechsel zu Geld zu machen, wenn es anging. „Er ist sehr gut“, sagte der Admini-

strator Don Lorenzo del Castano, dem ich meine Geschichte erzählte und meinen Wechsel zeigte. Ohne Mühe ward ein Kaufmann gefunden, der den Wechsel kaufte und mir den Betrag in lauter Viertel-Dollars und in mehreren kleineren Stücken auszahlte. Es dauerte eine volle Stunde, bis ich mit dem Nachzählen des Geldes fertig war, und ich hatte zwei große Säcke nöthig, um dasselbe zu transportiren. Da ich aber nach den gemachten Erfahrungen keineswegs glauben konnte, daß es sehr sicher sei, mit zwei großen Geldsäcken durch das Land Mexico zu reiten, so ging ich aufs Neue zu meinem Postadministrator, dem edlen Don, und klagte ihm mein Leid. Dieser wußte Rath. Er gab mir eine Art von Wechsel, auf welchen ich bei allen Agenten der ganzen Postlinie soviel bekommen konnte, als ich gebrauchte; die erhobene Summe würde von Jedem auf der Rückseite vermerkt werden, sagte er, und den Rest — wenn ein solcher bliebe — würde ich bei meiner Ankunft in Mexico erhalten. Mit neuem Muth und frischen Geldmitteln kehrte ich zu meiner Wirthsfrau und ihren drei Töchtern zurück.

Ich fand Guadelajara in einem Zustand voller Schrecken und Gebete. Denn schon einen ganzen Monat lang erwarteten die Einwohner die Ankunft der Cholera, und dieselbe war noch immer nicht gekommen, obschon sie in den nächsten Dörfern arg wüthete und hier auch schon Alles zu ihrem Empfang gethan und vorbereitet worden war. Abgesehen davon, wird Guadelajara für eine der schönsten Städte in Mexico gehalten. An einem Abhang des Tafellandes gelegen, zwischen drei- und viertausend Fuß über der See, genießt sie eines milderen Klimas als die Hauptstadt und während ihre Gebäude denen der letzteren wenig nachgeben, sind ihre Straßen ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Aber ein bischen klein bürgerlich ging es doch in der guten Stadt her. Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Guadelajara war ich fast allen Einwohnern als der „beraubte Fremdling" bekannt. Dies sowie mein schon etwas zerreißender und staubiger Anzug (so viel mir nämlich nach jenem Raubanfall davon verblieben), erhöhte das Interesse, das man an mir nahm. Wenn ich die Straße entlang ging, so ward ich oft mit dem Worte „uistli" von einigen Leuten aus den niederen Klassen begrüßt. Nach dem Klange zu urtheilen, glaubte ich, daß dies wahrscheinlich ein Aztekengruß sei; aber eines Tages begegnete mir ein Mann, der mit diesem vermeintlichen Gruß zugleich eine Flasche erhob. Nun merkte ich, daß die Leute „Whisky" meinten, daß sie mich für einen Amerikaner hielten; und daß nach ihrem Begriff „Schnaps" und „ein Amerikaner" sinnverwandte Dinge sind.

Die Post sollte am Montag abfahren. Am Sonntag Nachmittag schied ich von meinem „Nußbraunen", nicht ohne daß die

Trennung beiderseits wehmüthig empfunden ward. Am Wehmüthigsten sah freilich mein „Nußbrauner" selber aus; er sah so wehmüthig aus, daß der Mann, dem ich ihm verkaufte, mir unter keiner Bedingung mehr als sieben Dollars dafür geben wollte. Noch schwerer ward mir der Abschied von meinen guten Wirthsleuten am andern Tage, und ich mußte aufs Bestimmteste versprechen, innerhalb der nächsten drei Jahre wieder zu kommen, ehe sie mich entlassen wollten. Nachdem ich ihnen die Rechnung bezahlt und die alte Frau den Betrag nicht ohne Zufriedenheit eingestrichen hatte, schwur sie bei Allem, was ihr heilig, sie wolle dann, wenn ich wieder käme, nur den halben Preis für jede Mahlzeit nehmen. Das war in der That verlockend genug, und wohl eine Reise in die Räuberregionen werth. Am Sonntag Abend rollte ich meine fahrende Habe in meine Decke und ging, um die Nacht in der Nähe des Posthauses zu verbringen. Die alte Wirthin umarmte mich aufs Zärtlichste und küßte mich; desgleichen Vater und drei Töchter, und ich hatte nichts gegen diese Beweise der Freundschaft einzuwenden, namentlich nicht bei den Töchtern, die in der That ganz reizend waren. Die Stimme der Mutter folgte mir: „Geht mit Ave Maria Purissima!" sagte sie, „vergeßt Maria de la Ascension Hidalgo nicht!"

Am andern Morgen nach drei Uhr ward ich geweckt. Der einzige Passagier außer mir war ein Studiosus von Tepic, der ins Colleg nach Mexico zurückkehren wollte. Die Postkutsche wartete bereits auf uns, und wir hatten nicht sobald unsern Sitz auf dem Lederkissen eingenommen, als der Kutscher „Vamonos!" rief, und die Räder donnerten bei Peitschenknallen über die stillen, mondderhellten Straßen. Der Morgen war kalt, und es war nicht viel Sehenswerthes in der grauen Dämmerung umher. So legten wir uns in die Ecke zurück und holten den versäumten Schlaf nach.

Die Art der Postwagenreise in Mexico ist vorzüglich. Der Passagier wird des Morgens um drei Uhr geweckt, bekommt eine Tasse Chokolade (und wer nicht in Mexico Chokolade getrunken hatte, der kennt sie nicht!), nimmt seinen Sitz ein und hat das Ende der zweiten Station bei Sonnenaufgang erreicht. Die schwere Kutsche wird von sechs Pferden gezogen, welche in sausendem Galopp dahinfliegen, so lange der Weg eben ist. Gegen elf Uhr wird ein Frühstück von sechs oder acht Gängen aufgetragen und der Kutscher wartet, bis Alle gemächlich fertig sind. Da giebt es keine störende Hornsignale und kein Geschrei: „Einsteigen!" wie bei uns, wo man in der Regel nur zum Hinsetzen und Bezahlen, aber keine Zeit zum Essen hat. Wenn man wieder sitzt, so gehts ohne Unterbrechung bis die Tagereise zu Ende ist, gewöhnlich gegen vier

Uhr Nachmittags, so daß man vor dem Mittagsfeste Zeit zum Spazierengehen und zum Besuche der Sehenswürdigkeiten hat.

Die zweite Station war in der Nähe des Rio Santiago, den ich schon einmal zwischen Mazatlan und Tepic gekreuzt hatte. Unser Weg lag quer über breite, steinige Striche mit einigen Cactusgruppen hier und dort. In der Entfernung war die Gebirgskante eines noch höheren Tafellandes zu sehen. Die dritte Poststation, dreißig Meilen von Guadelajara, war im Dörfchen Zapotlanejo, wo die Cholera stark wüthete. Der Stallknecht, der die Pferde umschirrte, erzählte uns mit höchst gelassener Miene, daß heut zwanzig Personen daran gestorben seien. Der Ort sah ruhig und halbverlassen aus; manche der Häuser waren mit kleinen Holzkreuzen besteckt. Auch in dem folgenden Dorfe herrschte die Krankheit. Wir galoppirten durch seine einsamen Straßen dahin und rollten ein dürres, bleiches Hochland empor, viele Meilen breit, in dessen Mitte die Rancho de la Tierra Colorado stand, woselbst wir frühstückten.

Am andern Tage ging unser Weg über das traurige Tafelland neben tiefen Abgründen und Steinschluchten, zuweilen auf einem engen Bergrücken, mit einem gähnenden Loch zu beiden Seiten. Die Rancheros pflügten an einigen Stellen, aber der größere Theil des Bodens schien Weideland zu sein. Die Felder waren durch Steinwälle getrennt, aber häufig, in den kleinen Dorfschaften, war eine Art von Cactus so gepflanzt worden, daß sie zugleich Garteneinfassung und Pferdestall bildete. Ihre schlanken Säulen standen dicht nebeneinander, bis zu zehn Fuß Höhe, mit kaum einer Spalte dazwischen. Die Leute, die wir hier sahen, waren kräftiger und rauher als die aus der Terra Caliente. Wenn sie so neben der Postkutsche dahin galoppirten und die Hüte abziehend, mit dem Fuhrmann sprachen, glaubte ich nie elegantere und stärkere Körperformen gesehen zu haben. Wenn sie lachten, so schien ihr Mund von den beiden Reihen blendend weißer Zähne zu funkeln. Gegen Mittag sahen wir plötzlich weit in der Ferne zwei Thürme, wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Sie gehörten der Kirche von San Juan de Los Lagos an, dem Platz, wo der große Jahrmarkt von Mexico abgehalten wird, eine Stadt von 5000 Einwohnern, in der Tiefe eines runden Tafelbeckens erbaut, dessen Rand nur auf einer Seite von einem Riß durchbrochen ist, welcher das Wasser, das sich dort in der Regenzeit sammelt, hinunterläßt. Wenn man die Stadt von dem Rande dieses Beckens aus, gerade ehe man die Hinabfahrt beginnt, betrachtet, so giebt es wohl kaum ein phantastischeres Gemälde. Die Thürme der genannten Kirche gehören zu den höchsten, die man in Mexico sehen kann. Während des Marktes ist das Thalbecken voll Lebens bis an den Rand und eine Zeltstadt, welche von dreimalhunderttausend bis zu einer halben Million Ein-

wohner enthält, ist alsdann darin aufgepflanzt. Von Sonora bis Oajaca ist das ganze Land Mexico daselbst versammelt, und auch Santa Fé, Texas und Californien schicken ihre Vertreter. Wir fuhren auf einem Zickzack-Weg, der prächtig ausgemauert war, hinunter, kreuzten die Wasserschlucht in der Tiefe auf einer stattlichen Brücke und hielten am Posthotel, um zu frühstücken. Die Stadt war wegen der Cholera in sehr frommer Stimmung. Fünfhundert Menschen waren schon gestorben. Ich sah mehrere von der abergläubischen Bevölkerung auf den Knien aus ihren Hütten kommen und so unter einem Paternoster nach dem andern ihren schmerzlichen Weg zu dem Hügel, woselbst die Cathedrale stand, emporklimmen. Zwei Männer gingen vorher, legte Decken auf die Steine, um ihre Knie zu schonen, und nahmen sie auf, wenn sie vorbei waren.

Nachmittags hatten wir Lagos erreicht und fuhren im Mondschein zu sieben in der Kutsche weiter. In der Nacht passirten wir die letzten Ausläufer des Tafellandes und als der Morgen sanft über uns aufgegangen war, hatte sich auf einmal die Gegend um uns vollständig verändert. Ueberall waren die Menschen auf üppigen Feldern beschäftigt und begossen Bäume und Gemüsepflanzen aus zahlreich vorhandenen Quellen. So erreichten wir die Grubenwerke von Guanojuato. Von allen Orten in Mexico ist die Lage dieser Stadt die malerischste. Sie liegt, wie eine verzauberte Stadt, in dem Herzen der Gebirge vergraben. Sobald man den felsigen Eingang passirt hat, dessen Tiefe eben Raum für den Weg läßt, fährt man durch hohe Mauern dahin, über welchen, den Abhang empor, sich Reihe nach Reihe von weißen, fensterlosen, sonneverbrannten Häusern erhebt, welche aussehen, als ob sie aus der Erde gewachsen wären. Man könnte sie für eine Art von viereckigen Crystallisationen des Bodens halten. Jeder Winkel in den Windungen des Weges ist mit den Gebäuden der Bergwerks-Gesellschaften ausgefüllt, riesige Steinfestungen mit Wällen, als ob man sie in Vertheidigungszustand gesetzt hätte. Die Scene wechselt mit jedem Moment: bald sieht man zu einer Kirche mit blauem Dom und bemalten Thürmen empor; bald erheben sich mit einer pyramidenförmigen Cypresse oder graciösen Palme hier und dort zwischen ihnen, die Mauern, hoch oben, längs der steilen Bergwand; und bald ist das Gebirge selbst, mit seiner Wüstenei von Fels und Cactus, Alles, was man sieht. Endlich scheint die Schlucht zu Ende zu sein. Ein Felsabhang, aus dessen Spalte der Strom fließt, schließt die Passage ab. Wenn man ihn auf dem gewundenen Weg hinabgestiegen ist, so befindet man sich in dem Herzen der Stadt. Die Straßen sind eng, winkelig und laufen nach allen Richtungen auf und nieder; für Marktplätze und dergl. ist kein Raum. Eine dreieckige Stelle jedoch, der Cathedrale gegenüber, macht Anspruch auf den Titel eines solchen.

Ich mußte lebhaft an die Beschreibungen der alten maurischen Städte in Spanien denken, nicht wie sie heutzutage sind, sondern wie sie im 14. Jahrhundert waren.

Am Nachmittag machte ich einen Gang durch die Stadt und klomm einen der Hügel bis zu einem Kreuz hinan, welches auf einem schmalen Fels unter dem Fort San Miguel aufgepflanzt ist. Von da konnte ich auf die gewundenen Straßen und die platten Häuserdächer und die geschäftige Fluth des Lebens niedersehen, welche sich durch Alles hindurchdrängte. Die Kirche mit ihren bemalten Thürmen und Kuppeln gaben dem Anblick etwas bizarr Malerisches. Gegen Norden, an den Gebirgsabhängen, konnte ich die Eingänge zu den Silberminen und die Dörfer der Bergwerksgemeinde unterscheiden. Um Guanajuato sind mehr als hundert Bergwerke, die ungefähr 75000 Arbeiter beschäftigen. Der Arbeitslohn wechselt von 4 Realen bis zu 2 Dollars den Tag.

Vor Einbruch der Nacht besuchte ich die Cathedralen und die Kirchen von San Diego und San Felipe, letztere ein düstres altes Gebäude, das mit seltsamen halbgothischen Zierrathen bedeckt und dessen Portal von mehreren hohen Cypressen beschattet ist. Als ich nach dem Essen noch eine Weile umherwanderte und nach den Fruchtläden sah, welche von rauchenden Fackeln mit einem glührothen Schein übergossen waren, war ich Zeuge einer eigenthümlichen Procession. Ein Räuber, der gefangen und verurtheilt worden war, sollte am andern Morgen erschossen werden. Alle Glocken der Stadt fingen bei Sonnenuntergang zu läuten an und der unaufhörliche Kling-Klang, den sie zwei Stunden lang unterhielten, reichte hin, um Einen wahnsinnig zu machen. Auf einmal ließ sich Musik vernehmen, und man sah das Blinken von Wachskerzen; ich drängte mich daher durch den Haufen in die Mitte des dreieckigen Platzes, um eine gute Ansicht von der Procession zu gewinnen. Zuerst kam eine Compagnie Soldaten mit Militair-Musik, welche Todtenmärsche spielte; hierauf der Bischof der Stadt mit der Hostie, unter einem Baldachin von Weiß und Silber, welchen Priester mit Laternen von blauem Glas in der Hand trugen. Eine zweite Compagnie Soldaten folgte und hinter derselben eine lange doppelte Reihe von Bürgern, deren jeder eine ungeheure brennende Fackel in der Hand hatte. Unter dem Klang der Glocken und der Trauermelodie der Blasinstrumente nahten sie sich uns. Die Tausende, die auf dem kleinen Platz zusammengedrückt standen, fielen auf die Knie und ließen mich allein in der Mitte aufrecht stehen. Ich fühlte rasch, daß her keine Zeit zum Besinnen sei und ließ mich auch auf's Knie nieder zwischen einem Weibe mit einer sehr schmutzigen Rebosa und einem schwarzbärtigen Gesellen, der der Kamrad des verurtheilten Räubers hätte sein können.

Die Procession bewegte sich in einem langsamen und gemessenen Schritt nach dem Gefängniß, wo das Sacrament der letzten Oelung dem Schuldigen gereicht ward. Darauf kehrte sie zur Cathedrale zurück, die glänzend erleuchtet und dicht von Volkshaufen gefüllt war. Die Militairmusik war in der Mitte aufgestellt, unter der Domkuppel, und mischte ihre Harmonien mit denen der mächtigen Orgel. Ich konnte nicht weiter als bis zum Portal gelangen, von wo das ganze Innere wie ein erleuchtetes Gemälde erschien, welches in den dunklen Bogen, unter welchem ich stand, eingerahmt sei. Die Hebung und Senkung der Choralstimmen, das tiefe, erschütternde Dröhnen der Glocken im Thurm, die feierliche Haltung der Menge und der Schimmer des Lichts, unter welchem all' diese imposanten Ceremonien gesehen wurden, machten einen mächtigen Eindruck auf mich. Das Volk um mich herum wiederholte unermüdlich seine Paternosters und schien tiefes Mitleid mit dem Verurtheilten zu fühlen. Ich erinnerte mich, daß ich am Nachmittag einen schon etwas bejahrten Mann in der Cathedrale mit einer Innigkeit des Kummers und der Zerknirschung beten sah, die ihn für Alles außer ihm unempfindlich gemacht hatte. Sein Seufzen und Stöhnen war so heftig gewesen, daß es seine ganze Gestalt erschüttert hatte. Ich hatte nie einen heftigeren Ausdruck der Herzensangst gesehen. Da ich dachte, es könnte der Vater des Räubers sein, begann ich einiges Mitleid für ihn zu empfinden, obwohl dann und wann mich ein Gefühl der Befriedigung überkam, daß bald einer von diesem verruchten Geschlecht ausgerottet werden sollte. Der seltsamste Zug des ganzen Schauspiels war eine Schaar kleiner Knaben, welche Flugblätter umhertrugen, auf welchen die „letzten Worte und Bekenntnisse des Räubers" in Versen gedruckt waren. Diese Jungen waren in der Menge zerstreut und schrien: „Hier habt Ihr mein Todesurtheil, mein Bekenntniß, meinen Tod, mein Lebewohl von Guanajuato — Alles in Versen, Alles für eine Cuertilla!" (kleine Münze). Der Gottesdienst dauerte so lange, daß ich zuletzt müde ward und zu Bett ging, aber noch im Schlaf und Traum hörte ich die schauerlichen Todtenglocken läuten. —

Stamm halbnackter Wilden, welche in elenden Hütten leben und sich von dürftigem Maisanbau und der Jagd im Dickicht nähren.

Bei Sonnenuntergang hatten wir endlich die Seeküste erreicht. Ein kalter Nordwind blies und die Wogen donnerten über die Korallenriffe mit winterlichem Klang. Vera Cruz stand auf der grünen Küste, eine Meile weit vor uns, seine Dome und Kirchthürme malten sich auf dem dunkelnden Himmel. Die weißen Mauern von San Juan d'Ulloa stiegen vom Wasser, jenseits der ruhenden Schiffe, empor. Nicht ein Baum, nichts Grünes war auf Meilen weit rings um die Stadt zu sehen, und sie sah ganz so trostlos aus, als ob sie mitten in die Sahara gebaut sei. Nichtsdestoweniger segnete ich den Anblick derselben und fühlte eine kaum beschreibliche Freude, als unser Wagen in ihre Thore einrollte, denn die lange Reise von zwölfhundert Meilen quer durch den Continent von Amerika war nun mit Gottes Hülfe sicher beendet.

Die Cannibalen des Feuerlandes.

Vorbemerkung. Wir verdanken die nachfolgende Schilderung der bisher fast ganz unbekannten und noch nie beschriebenen Südspitze Amerikas, des durch seine wilden, menschenfressenden Bewohner berüchtigten Patagoniens, auch das Feuerland genannt, den Mittheilungen eines englischen Steuermannes, Namens Benjamin Franklin Bourne, welcher in die Gefangenschaft dieser schrecklichen Riesen gerieth und dadurch in die Lage kam, sie ganz in der Nähe zu beobachten. Er ist der Erste, der dies gethan; denn freiwillig würde sich Niemand, auch der kühnste und wißbegierigste Forscher nicht, unter ein Volk begeben, von dem es Zehn gegen Eins anzunehmen ist, daß es ihn nebst seiner Reisebeschreibung eines Tages — auffressen würde! — Doch wenden wir uns nunmehr zu unserem Gewährsmann, und geben wir ihm das Wort! —

I.

Landung und Gefangennahme.

Am 30. April 1849 segelten wir um das Cap Virgin und drehten das Steuer nach der Magellanstraße. In Gesellschaft mit uns fuhren die Barke Hebe von Baltimore und der Schooner J. B. Gager von New-York. Windstille hielt uns mehrere Stunden am Eingange der Straße auf und unser Capitain besuchte die Hebe. Er kehrte kurz vor Einbruch der Nacht zurück. Ein guter Wind kam von Osten und wir brachen wieder auf, der J. B. Gager, als mit der Schifffahrt in dieser Gegend am besten bekannt, segelte voran. Die drei Schiffe warfen gegen Mitternacht Anker, ungefähr zwölf (engl.) Meilen von dem Anfang der Meerenge.

Am nächsten Morgen, da es ruhiges Wetter war, gingen einige





Berlin Verlags-Comptoir A. Dominé

Druck b. Gebr. Delius

Schlafkameraden in der Tierra Caliente

von unsern Leuten auf dem kleinen Boot' an's Land, um zu schießen. Sie kehrten früh am Vormittag zurück mit einer reichen Beute von Seevögeln. Nicht lange darauf verkündete auch unser Capitain seine Absicht, gleichfalls an's Land zu gehen, und traf seine Vorbereitungen. Bald jedoch änderte er seinen Entschluß und bat mich, an seiner Stelle frische Vorräthe an Bord zu besorgen. Ich wußte durch die Wallfischfänger und andere Schiffer, wie wild der Charakter der Eingebornen sei, die diese Küste bewohnen, und weigerte mich. Allein auf wiederholtes Ansuchen des Capitains gab ich zuletzt nach.

Neun von uns brachen also, mit Flinte, einem Stock nebst Brod und etwas Taback beladen, auf. Als wir der Küste nahten, kam ein Haufe schwarz aussehender Riesen an die letztere, um uns anzustaunen. Wir erwiderten längere Zeit ihre Blicke nicht, sondern lagen um so eifriger auf unseren Ruder. Die Erinnerung an die vielen gräßlichen Geschichten, die wir von den Patagoniern, ihrem barbarischen und grausamen Charakter gehört hatten, erhöhte unser Vertrauen grade nicht sehr, noch machte sie den Wunsch nach einer persönlichen Bekanntschaft mit ihnen rege. Wir sprachen sie demgemäß, als wir nahe genug waren, aus unserem Boot an und fragten auf Spanisch, ob sie Eier, Vögel und Rindfleisch hätten. Sie erwiderten im gebrochenen Spanisch, sie hätten viel davon zu Haus. Ich sagte, sie sollten ihre Vorräthe hierher bringen und wir wollten ihnen viel Brod dafür geben. Wir parlamentirten mit ihnen so lange, bis unser Boot die Küste berührt hatte. Ich stand am Stern des Fahrzeugs, die Flinte in der Hand, hatte ein wachsames Auge, damit uns die Wilden nicht bestehlen möchten, und bat meine Begleiter, sich nicht von der Stelle zu rühren. Nichtsdestoweniger sprangen diese an's Land, versprachen mir aber, sich nicht zu entfernen. Die Eingebornen boten mir einige Felle zum Kauf an, und ich bezahlte sie ihnen mit Brod. Während meine Aufmerksamkeit dadurch ein wenig abgelenkt wurde, hatten die Indianer schon meine Leute fortgelockt. Ich sah mich um und fand nur noch einen Mann in meiner Nähe. Ich sandte ihn ab, um den Andern zu folgen und sie schleunigst zurückzurufen. Das Wasser steigt und fällt an dieser Küste beinahe 42 Fuß. Es war um Ebbezeit, das Boot saß fast auf dem Grund, und da es groß und schwer beladen war, so sah ich mich außer Stande, es fortzuschaffen. Der alte Häuptling und verschiedene andere Indianer drängten sich hinein, und da sie einmal darin waren, konnte ich sie nicht wieder los werden. Jede Bitte war fruchtlos und Gewalt hätte noch weniger genützt. Kurz ich war in ihren Händen, und war mir sogleich der Schwierigkeit und Gefahr meiner Lage bewußt. Das Boot saß nun ganz fest, ein Haufen Wilder stand

darin, während fast ein Tausend des Stammes auf der Küste versammelt war. Was ich zu erwarten hatte, konnte ich nach den Berichten anderer Reisende errathen. Es waren schreckliche Geschöpfe die mich, wie Teufel, umgaben.

Nach einer langen Zeit kam einer meiner Leute herunter und bat um die Erlaubniß, das Indianerdorf, das ganz in der Nähe liege, besuchen zu dürfen: man habe ihnen Fleisch, Eier und Vögel versprochen. Ich befahl ihm, sogleich in's Boot zurückzukommen und nicht in das Dorf zu gehen. Aber er bestand auf seine Bitte und sagte zuletzt, dann wolle er wenigstens seinen Kameraden meine abschlägliche Antwort mittheilen und dann sogleich zurückkehren. Er ging, und kam nicht zurück; auch von den Andern sah ich Nichts. Müde auf sie zu warten und nicht frei von Argwohn, bat ich einen der Indianer um sein Pferd, und ritt so rasch als möglich hinter den Flüchtlingen her. In der Eile ritt ich an ihnen vorbei und versuchte nun, mein Pferd umzulenken. Aber es war unmöglich, seine Neigung kämpfte gegen die meinige, und noch arbeitete ich mich mit ihm ab, als ich auf einmal meine drei Leute lustig mit den Wilden dahersprengen sah. Umsonst, daß ich ihnen noch einmal gebot, umzukehren; ihnen wässerte der Mund nach den verheißenen Eiern und Vögeln. So wollte ich allein gehen, sagte ich, und es gelang mir endlich, mein Pferd herumzuwerfen.

Nun aber warfen auch die Indianer ihre Masken ab. Sie fielen mir in die Zügel und hielten mich fest. Rasch sprangen wir vier von unsern Pferden, um so zu flüchten, aber schon hatten sie einen von uns seiner Flinte beraubt. Ich zog mein Pistol, aber ehe ich noch den Hahn gespannt hatte, fiel mir ein halb Dutzend dieser Ungeheuer in den Rücken. Ich drückte los, aber — Gott sei Dank! der Schuß versagte. Wäre er losgegangen, so würde ich den vordersten Angreifer getödtet, zugleich aber auch die ganze Bande entfesselt und auf uns selber losgehetzt haben.

Nun kam der alte Häuptling und erklärte mir, wir wären schlechte Menschen und Lügner; wir hätten versprochen, mit ihnen in ihr Dorf zu gehen und weigerten uns dessen nun. Ich wußte nichts zu erwidern, als: wir wollten mitgehn, wohin sie uns führen würden, wenn er seine Leute abhalten wollte, uns Gewalt zuzufügen. Sie unterdessen nahmen ihre Messer und stürzten auf mich, um mich zu plündern. Der Alte hatte Mühe sie zurückzutreiben, während ich um Freiheit und Leben bat. Ich versprach ihm so viel Rum, Taback, Brod, Mehl, Erz und Perlen, als er wünsche, wenn er uns nur wieder an das Boot bringen wolle. Er machte Miene, meinem Wunsche zu genügen, und befahl mir, hinter ihm aufs Pferd zu steigen. Ich gehorchte mit Bereitwilligkeit,a da ich

mir einbildete, es gehe nun auf den Weg zum Ufer und zur Rettung zurück.

Aber nur zu bald ward es klar, daß ich mich getäuscht hatte. Einer von den Grausamsten des Trupps fiel unserem Pferd in den Zügel, und sagte, ich sei der Capitain des großen Schiffs, welches im Meere liege, und wenn sie mich zurückgehen ließen, so würden sie um den versprochenen Rum und Taback betrogen. Der alte Häuptling ward von dieser Mittheilung betroffen und hielt an. Wir stiegen ab, er führte mich einen Hügel hinauf und hieß mich niedersitzen. Von hier aus sah ich das Boot und etwas ferner, aber in voller Sicht, unser Schiff vor Anker liegen. Und nun begann eine ernstlichere Unterhandlung. Wir — denn meine beiden Leidensgefährten waren inzwischen auch auf den Berg gebracht worden — boten ein großes Lösegeld an, und nach vielem Hin- und Herreden kamen sie darin überein, daß drei von uns abgesandt und Einer als Geißel zurückbehalten werden sollte. Und ich sollte die Geißel sein. Ich bat, daß noch ein Zweiter meiner Kameraden mit mir bleiben möge. Aber Keiner von den Dreien wollte, und auf den Pferden der Patagonier, Jeder mit einem Wilden vor sich, sah ich sie der Küste zueilen und bald entschwinden — ach! für eine lange, qualvolle Zeit die letzten europäischen Gesichter, die ich sehen sollte. — Wie ich viel später erfuhr, gelang es selbst diesen Dreien nur durch Gewalt, den hinterlistigen und wortbrüchigen Kannibalen zu entkommen; ich aber blieb in ihrer Hand und mit welchen Gefühlen — das kann sich Jeder wol selbst ausmalen. Sogleich wurden von unserem Schiff zwei Böte voll Rum und Taback zu meiner Auslösung abgesandt. Aber anstatt mir zu erlauben, an die Küste zu gehen, um die Güter in Empfang zu nehmen, gaben sie mir ein altes Fell, welches ich vom Hügel herunter den Ankommenden entgegenschwenken sollte. Es war offenbar darauf abgesehen, auch diese in ihre Gewalt zu bringen. Ich weigerte mich entschieden und zuletzt nahm der alte Häuptling mich auf sein Pferd, und wir ritten an die Küste. Hier wurden die Güter abgeladen und die Wilden fielen gierig darüber her. Aber der alte Schurke sagte, das wäre noch lange nicht genug, und hielt mich dabei mörderisch fest, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Ich bat die Männer im Boot, am andern Morgen wiederzukommen, und mich — bei allen Heiligen beschwor ich sie! — nicht zu verlassen. Sie versprachen es und fuhren ab.

Ich wurde nun fünf oder sechs Meilen weit in's Land hineingeschleppt, bis wir zuletzt ein Indianisches Dorf erreichten, wo ich in des alten Häuptlings Wigwam abgesetzt ward. Ich mußte mich dort auf die Erde setzen, und während meine Augen die seltsame Umgebung musterten, wurden sie plötzlich durch irgend Etwas angezogen,

was aus einer dunklen Ecke wie mehrere Paar unheimlich glänzender Augen hervorschien. Lange war ich ungewiß, ob sie menschlichen Wesen oder wilden Thieren angehörten. Endlich, nachdem sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, entdeckte ich, daß sie die Augen dreier riesiger Weiber seien. Nach weiteren Forschungen entdeckte ich noch eine Anzahl schwarzhäutiger Knaben und Mädchen von verschiedenem Alter und Gestalt, welche in einem Zustand völliger Nacktheit am Boden herumkrochen. Alsdann trat der Häuptling, der Patriarch des Stammes, in seine Wohnung und begann mit seinen drei Weibern eine Unterhaltung in ihrer wilden Sprache, von der ich natürlich nicht ein Wort verstand. Obendrein dämpfte er seine Stimme noch sehr, als fürchte er, daß ich Etwas davon erhasche.

Alsdann wurden ein paar trockene Reiser und ein Bündel trockenen Grases hereingebracht, mein Wirth nahm von einem Wandbrett eine metallene Zunderbüchse, schlug Feuer und bald loderte eine Flamme auf, welche den Raum glänzend erleuchtete. Bei dem Schimmer derselben ward ich in den Stand gesetzt, die ersten Proben Patagonischer Baukunst, mit denen mein Blick je beglückt worden, zu bewundern. Der Wigwam war in einem, freilich nicht sehr schulgerechten, Spitzbogenstyl ausgeführt; er bestand aus einer Reihe von etwa 8 Fuß hohen Pfählen, deren jeder oben in einer Gabel endigte, in welcher eine Stange zum folgenden lag. Zwei Parallelreihen solcher Pfähle auf jeder Seite, ungefähr zwei Fuß hoch, mit ähnlichen Spitzen und ähnlichen horizontalen Stangen, einer Bedeckung aus Guanacohäuten, mit Straußensehnen, dem einzigen Bindemittel, daß diese Wilden kennen, zusammengenäht, vollendeten den Hüttenbau. Diese Decke ist über dem Holzwerk befestigt, und zum Durchzug der Luft sind einige Löcher angebracht; diese aber sind halb wieder von Häuten bedeckt, welche die Außenseite des Daches bilden; so daß die Luft von Oben, und der Rauch von Unten viele Anstrengungen machen müssen, um durch diese Löcher zu kommen. In kurzer Zeit hatte ich ungefähr das Gefühl, welches ein Schinken haben muß, wenn er sich im ersten Stadium des Geräuchertwerdens befindet. So lange ich auch — leider! gezwungen war mich hier aufzuhalten: meine Augen, Nasenlöcher und Lungen konnten sich doch nie an diese Atmosphäre gewöhnen. Oft kam ich mir halb erstickt vor, und fühlte mich gezwungen, mich mit dem Gesicht auf die Erde zu legen, als dem einzigen Mittel, dem unerträglichen Rauch in Etwas zu entgehen. Der Häuptling und seine zahlreiche Weiber- und Kinderwirthschaft schienen eines ungeheuren Vergnügens zu genießen; und schwatzten, und lachten und tanzten und schnitten Grimassen so glückselig, als ob sie das göttlichste Klima von der Welt athmeten.

Vorbereitungen zur Mahlzeit unterbrachen meine Beobachtungen und Gedanken. Des Häuptlings bessere Hälfte — ich sollte eigentlich sagen: sein besseres Viertel, — denn er hatte vier Weiber — überwachte die Küchenoperation, welche so roh und einfach war, als die Hütte, in welcher sie in Scene gesetzt wurde. Und nun begann meine Phantasie Erscheinungen von Ochsenfleisch, Vögeln und Eiern heraufzubeschwören, jene schönen Dinge, deren Verheißung meine Leute von ihrem Boot fortgelockt und mich zum Gefangenen gemacht hatte. Aber diese Leckerbissen — wenn sie überhaupt irgendwo, soweit das Gebiet meines ehrsamen Wirthes reichte, vorhanden waren, wurden uns diesmal doch vorenthalten. Die alte Hexe warf von der Spitze eines der Pfähle, welche das Zelt trugen, das Viertel irgend eines Thieres herunter — ob Hund, Katze oder was sonst, lag außer der Grenze der Einbildungskraft. Sie schlitzte es rechts, links, oben und unten mit einem alten Kupfermesser auf, bis das Fleisch in mehrere Stücke zertheilt war. Dann nahm sie eine Anzahl gespitzter Stäbe, ungefähr zwei Fuß lang, spießte das Fleisch darauf, und befestigte die andern Enden in der Erde, dicht beim Feuer, welches — obwol hinreichend, um es zu verräuchern und höchstens etwas zu wärmen — doch bei Weitem zu schwach war, es zu braten. Auf alle Fälle war die Zeit zu kostbar oder ihr unsophistischer Appetit zu groß, um auf dergleichen civilisirte Operationen zu warten. So wurden denn die rohen Stücke schnell aus dem Rauch geholt, von ihren schmutzigen Fingern in Bissen zerrissen und auf die Erde vor einen Jeden der Mitspeisenden geworfen. Die Indianer griffen mit krampfhafter Schnelligkeit nach ihnen, und warfen auch mir einen Fetzen vor. Aber was sollte ich damit? In solch einer Stunde und solch einem Ort würde ich zu dem Mittagsmahl eines Epicur keinen Appetit gehabt haben; geschweige denn, daß ich meine Zähne bewegen konnte, nur die entfernteste Bekanntschaft mit einem Fleischstück zu machen, das in so räthselhafter Gestalt zu mir kam. Während ich es mit schlechtunterdrücktem Ekel ansah, bemerkte ich, daß die Wilden, gleich einer Horde halbverhungerter Wölfe, ihre Portionen mit dem größten Wohlbehagen verschlangen, wobei sie vor Freßgier stöhnten und schrien. Der alte Häuptling bemerkte die verächtliche Behandlung, die ich seinem Mittagstisch angedeihen ließ. „Warum frißt Du nicht?“ fragte er mich in schlechtem Spanisch. „Dieses Fleisch sehr gut — sehr gut! Friß, Mann, friß!“ Ich will hier bemerken, daß meine Kenntniß des Spanischen nicht viel besser war, als die des Alten; wir hatten sie beide von den Spanisch redenden Südamerikanern hier und da aufgegriffen. Da ich ihn so wüthend sah und nicht wußte, welche Handgreiflichkeiten folgen könnten, wenn ich ihn durch Verachtung seiner Speisen noch mehr

erzürnte, so glaubte ich, das Beste sei, den Versuch mit dem Fleisch zu machen. So zwang ich mich, einen Bissen zu versuchen. Sein Geschmack war bei Weitem nicht so schrecklich als sein Aussehen, und es ging mit dem Essen über Erwarten gut. Dies war meine erste Mahlzeit mit den Wilden und das Bild und Muster vieler andern, obgleich bessere Lebensmittel dann und wann ihre Eintönigkeit unterbrachen.

Nachdem das Essen verzehrt, ward ein großes Horn, welches den Kopf eines spanischen Bullochsen geschmückt hatte, in einen ledernen Eimer getaucht und ging alsdann von Hand zu Hand. Auf der Zwischenstation vom Eimer zum Horn hatte die Flüssigkeit einen Geruch angenommen, welchen Adam bei seinen ersten Brauversuchen nicht erfunden haben kann, denn er war in der That von erstickender Natur. Allein, gut oder übel — ich trank, als die Reihe an mich gekommen war, wie die Andern getrunken hatten, und dann waren die Ceremonien des Mahles geschlossen. Dankbar für dasselbe so wie für alle anderen Gnaden legte ich mich in meinen Winkel dicht am verlöschenden Feuer, und überließ mich meinen Gedanken. Die seltsame und plötzliche Wendung meines Schicksals, die Ungewißheit des Entkommens, die drohende Gefahr des Schlimmsten von Seiten meiner „Gastfreunde," — Alles das drängte auf meinen Geist ein und umgab ihn mit nie gefühlten Schrecken.

Diese peinlichen Vorstellungen wurden durch den Befehl, sich zur Nachtruhe anzuschicken, unterbrochen. Eine alte Haut, ungefähr zwei und einen halben Fuß im Geviert, ward über die kalte Erde gebreitet, in deren Hintergrund unsre Rauchanstalt, und mir zum Lager angewiesen. Ich nahm hierauf von demselben Besitz und die ganze Familie streckte sich neben mir hin. Die dicke Atmosphäre klang bald von ihrem Schnarchen. Mein Gehirn war zu thätig, um an Schlaf zu denken. Fieberphantasien hielten mich wach. Ich machte tausend Fluchtpläne. Konnte ich nicht unbemerkt mich aus der Hütte stehlen? Konnte ich meinen Weg zum Strande finden? Ich bezweifelte das Eine und noch mehr das Andere; und selbst wenn ich an's Wasser gekommen sein würde, so war doch kein Boot da, um mich von dem verwünschten Land fortzutragen. Und wie konnte ich mich vor den Indianern verbergen, bis ein Boot angekommen wäre? Sie würden mich sogleich vermißt haben, und ehe ich noch mit meinem Fahrzeug in die geringste Verbindung getreten sein konnte, würden sie mich mit ihren Pferden und Hunden gejagt haben. Kein Gehölz, kein Dickicht hatte mein Auge auf der traurigen Einöde, die ich Tags zuvor durchwandert, entdeckt. Ich versuchte, einen andern Plan zu machen; aber es bot sich keiner. Es gab keinen als diesen; und dieser war

so gut wie keiner. In meiner Verzweiflung beschloß ich zuletzt einen Versuch zu machen.

Nachdem ich eine Zeit lang gelegen, den schweren Athem der Schläfer belauscht, und mich überzeugt zu haben glaubte, daß Keiner von der Gesellschaft mehr wach sei, erhob ich mich so geräuschlos als möglich und stahl mich an die Oeffnung des Wigwams. Als ich von hier einen flüchtigen Blick zurückwarf, konnte ich sehen, daß der alte Häuptling munter sei; entweder hatte er sich nur so gestellt, als ob er schlafe, oder ein böser Geist hatte ihn grade zur unrechten Zeit wieder geweckt. Es würde mein Vorhaben nur zu bald verrathen haben, wenn ich nun sogleich wieder zurückgegangen wäre; so wandelte ich ganz ruhig und überlegt in's Freie, und stand, als ob ich die Sterne ansähe, während der Alte, wie ich sehr wol bemerken konnte, mich die ganze Zeit über von seinem Lager aus beobachten konnte. Kurz darauf schritt ich ruhig zu meiner Stätte zurück, und fand ihn, wo ich ihn verlassen hatte, still daliegend, als ob Nichts geschehen wäre, was seinen Schlummer nur im Mindesten hätte stören können. Ich streckte mich also wieder auf mein Schmerzenslager und lag zwei Stunden, immer dasselbe ungelöste Problem bei mir erwägend. Zuletzt, da Alles sich eines gesunden Schlafes zu erfreuen schien, beschloß ich einen zweiten Versuch zu machen; und für den Fall, daß ich wieder Unglück haben sollte, mich so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen. So leise ich nur konnte stahl ich mich daher fort, glitt aus der Thüre und kroch über das Gras. Konnte ich mich aber geirrt haben? Nein — diese teuflischen Augen hafteten auf mir wie zuvor. Es war unmöglich, ihre Wachsamkeit zu täuschen. In demselben Augenblick hörte man ein Geheul wie von hundert Wölfen sich nähern und ungefähr eine gleiche Anzahl von Hunden stürzte sich in wilder Menge auf mich. Ich eilte zum Wigwam so schnell als mich die Füße tragen wollten, zurück und stolperte auf meiner Flucht über einen etwa acht Fuß langen Stock. Ich ergriff diese mir in der äußersten Noth vom Schicksal dargebotenen Waffe und vertheidigte mich gegen die bellenden Ungeheuer damit, indem ich wüthend um mich schlug. So kam ich zum zweitenmal zu meinen Lager zurück und diesmal dankte ich Gott, daß ich unter den verhaßten Zeltbewohnern mich wenigstens für den Augenblick sicher befand. Der schlaue Alte — welcher von seinen Stammesgenossen Silberkopf genannt ward — hatte sich wieder auf die Erde neben seinen Weibern und schmutzigen Kindern hingestreckt und schien fest zu schlafen, wie vorher.

Das war mehr als ich ertragen konnte. Qual über meine vergeblichen Versuche, zu entkommen — Furcht über die unausgesetzte Wachsamkeit und ruhige Sicherheit des Häuptlings — mar-

ternde Zweifel über die am andern Tage verheißene Ankunft der Lösesumme — Alles spannte meinen Geist auf die Folter und trieb den Schlummer von meinen Augen bis zur Morgendämmerung, wo ich in einen unruhigen Halbschlaf fiel. Schreckliche Träume folterten mich, und als ich erwachte, glaubte ich immer noch zu träumen; aber das Lager, die Asche von dem Feuer der letzten Nacht, der Häuptling und seine buntscheckige Familie, die Thür, durch welche mir die entsetzlichen Augen des Alten gefolgt waren und in welche mich die zähnefletschenden Hunde zurückgetrieben hatten, zeigte meinen noch halbbefangenen Sinnen, daß Alles doch sei, wie es vor meinem Einschlafen gewesen — ach, ein Zustand den ich gern gegen die wildesten Schrecken meines Traumes vertauscht haben würde!

Mit dem Tageslicht kamen ruhigere Gedanken. Ich dachte aufs Neue an die Bewerkstelligung meiner Befreiung. Das Erste war, den Häuptling dazu zu bewegen, mit mir an den Strand zu gehen, um dort die Verhandlungen erneuern zu können. Da ich also sah, daß er wach sei, so versprach ich ihm das Menschenmögliche an Rum und Taback, wenn er mich freigeben wolle. Er erwiderte gelassen, daß er später mit mir an den Strand gehen wolle. Ich versuchte, sein Aufstehen zu beschleunigen; aber es half mir Nichts. Er nahm seinen kleinen Hirschfänger von der Wand herunter, zog ihn aus der ledernen Scheide und begann ihn auf einer rostigen Feile zu schärfen, wobei er, indem die Arbeit ihren Fortgang nahm, die Spitze mit dem Finger prüfte und Seitenblicke auf mich warf. Ob diese Ceremonie die Vorbereitung zu einem Act der Gewaltthätigkeit oder nur eine Effectscene war, um mich mit einem zuträglichen Schrecken vor seiner Macht zu erfüllen, konnte ich nicht errathen; aber mit dem Entschluß, keine thörichte Angst zu zeigen, hielt ich es für das Beste, ein dreistes Gesicht zu machen und meinen Muth und Geistesgegenwart auf eine gleich überzeugende Weise zu zeigen. Ich näherte mich ihm daher, untersuchte die Spitze der Waffe, pries ihre Schönheit und entwickelte ein warmes Interesse an der Schärfung derselben. Alsdann machte ich einen Angriff auf seine Eitelkeit, pries ihn als einen der besten Männer und versprach ihm, daß wenn er mit mir an die Küste gehen wolle, ich ihn reichlich für seine Freundlichkeit belohnen würde; versäumte auch nicht, ihm die Vortheile eines frühen Aufbruchs dahin recht lebhaft vor die Augen zu stellen. Diesen Punkt erläuterte ich ihm besonders dadurch, daß je weniger Leute mit an die Küste gingen, um so mehr von der Beute auf seinen Theil fallen würde.

Dies mußte ihm wohl einleuchten. Genug, er holte seinen alten Gaul hervor, ich stieg hinter ihm auf und wir ritten (lang-

sam genug!) vorwärts. Als wir an die Küste kamen, wehte ein förmlicher Sturm. Ein Boot konnte sich unter keinen Umständen in die Wellen wagen. Alle drei Schiffe hatten ihre Anker gelichtet und schienen mit Mühe aus der gefährlichen Gegend der seichten Felsgegend herauszukommen.

Ich machte meinem „Gastfreund" die Gründe klar, warum kein Boot gekommen war, und er sowohl wie die inzwischen hinzugekommenen Wilden schienen damit zufrieden. Wir kehrten zurück, wie wir gekommen waren. Vermittelst des gebrochenen Spanisch, welches sie von Matrosen und auf ihren Zügen nach den Niederlassungen in Chili aufgeschnappt hatten, sowie durch Zeichen, die zuweilen den Charakter einer Pantomime annahmen, war ich im Stande, ihre Fragen und Befehle zu verstehen und meine Wünsche meinen Wirthen zu erkennen zu geben.

Früh am andern Morgen besuchten wir das Gestade wieder und ängstlich schweifte mein Auge nach dem Ankerplatz, an welchem alle meine Hoffnungen auf Befreiung hingen. Nicht ein Schiff war in Sicht! Ob sie gescheitert oder auf den Sand getrieben und sitzen geblieben oder als Wracks in die See hinausgeschleudert worden waren; oder ob gar meine Schiffgenossen, nachdem die Stürme schwächer geworden, mit Vorbedacht ihre Reise fortgesetzt und mich den grausamen Wilden als Beute und allen Gefahren dieser unwirthlichen Küste zurückgelassen hatten — das konnte ich nicht enträthseln. Ich wußte nur, daß sie fort waren und daß ich mich auf Gnade und Ungnade in den Händen der Patagonier befand. Kein Mittel der Flucht bot sich dar! Die Zukunft, welche eine gütige Vorsehung mir verhüllt hatte, zeigte keines. Ich suchte meinen Kerkermeistern das Schlimmste einzureden, daß die Schiffe nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach im Sturme zu Grunde gegangen seien und daß sie die Schuld davon trügen. Ueber diese Nachricht schienen sie hocherfreut zu sein und lachten übermäßig, als ob solch ein Unglück das Einzige wäre, was sie über den Verlust ihres Lösegeldes trösten könnte. Ihr grausames Freudengeschrei konnte meine Trostlosigkeit kaum noch erhöhen. Mein vergangenes Leben schien vor einem neuen Zustand der Dinge gänzlich zu versinken. Ich sah ringsum auf eine dunkle, freudenlose Region und vorwärts auf ein Leben so leer an allem menschlichen Glück, so ganz zusammengesetzt aus Hunger, Frost, Ermüdung, Beschimpfung, Marter, so in jedem Augenblick der Laune meiner Quälgeister ausgesetzt, und so elend, daß der Tod selbst, und wäre er auch von aller cannibalischen Ungeheuerlichkeit begleitet gewesen, seine Schrecken im Vergleich verlor. Das Leben schien am Ende zu sein. Und dann wandten sich meine Gedanken zu weit verschiedenen Scenen — zu glücklichen Gesichtern in der Heimath, zu bekannten Stim-

men und trauten Familienkreisen — zu Herzen, die ohne Furcht vor dem nächsten Augenblick schlugen und Nichts von der Gefahr ahnten, in der ich verzweiflungsvoll schwebte, einst aber durch die Geschichte meiner Leiden jach aufgeschreckt werden würden . . . Gott helfe mir, denn ich bin jetzt hülflos! — —

II.

Hoffnung auf Hoffnung geht verloren.

So kehrte ich in mein Lager zurück und mir blieb Nichts übrig, als auf neue Mittel zur Flucht zu sinnen. Ein Marsch von vier, fünf Tagereisen westwärts würde uns nach Port Famine, an die Meerenge gebracht haben, eine Strafcolonie von Chili, und die einzige Ansiedlung in der Nähe, durch welche ich in die civilisirte Welt zurückzukehren hoffen durfte. Eine Reise dorthin beschrieb ich den Indianern als das beste Mittel, meine Gefangenschaft auf eine nützliche Weise auszubeuten; aber sie wollten Nichts davon wissen, waren vielmehr in ihrer Ablehnung von äußerster Entschiedenheit, die mir lange unerklärlich blieb, bis ich erfuhr, daß sie diesen Theil des Landes jüngst bei Gelegenheit einer großen Pferdediebstahl-Expedition besucht hatten, und daß ihr Erfolg ein zu guter gewesen sei, als daß es ihnen hätte wünschenswerth scheinen können, sich daselbst so bald wieder sehen zu lassen. Geld, Flinten, Pistolen, Hirschfänger, Erz, Perlen, Alles was ihre Habsucht nur reizen konnte, ward umsonst angeboten. Ich fühlte keine Versuchung, mit meinen Versprechungen zu geizen; aber umsonst. Nach Port Famine waren sie entschlossen nicht zu gehen; aber der alte Silberkopf versicherte mir, zum Ersatz dafür, daß er mich mit nach „Holland" nehmen wolle, welches „ein viel bessrer Ort" sei. In welcher Gegend der Erde dieses südamerikanische Holland gelegen sei, — wenn es überhaupt etwas dergleichen gab, denn meinem Gastfreund kam es auf eine Lüge mehr nicht an — konnte ich nicht einmal ahnen. Ich fragte nach der Entfernung. Er konnte es „so genau" nicht sagen. War es von Amerikanern oder Engländern bewohnt? Es wären „zwanzig oder dreißig weiße Männer da und viel Rum und Taback." Sie versprachen mir, am andern Tage mit mir nach „Holland" zu reisen. Nach welcher Richtung? Sie wiesen auf den atlantischen Ozean. Mir war es im Grunde einerlei, wo es war, und wer daselbst lebte, wenn es

nur keine Patagonier waren. Aber am folgenden Morgen ward die Abreise verschoben, denn es war eine unerwartete Zeitung angelangt.

Einer von dem Stamme, welcher an der Küste gewesen war, berichtete, daß mein Schiff zurückgekommen sei. Diese willkommene, aber unwahrscheinliche Nachricht, veranlaßte mich mit etwa einem Dutzend von meinen edlen Freunden aufzubrechen und an's Meer zu gehen. Als wir einen Ueberblick über das Gewässer hatten, war ein Schiff vollständig in Sicht, aber es war ein fremdes Segel. Es kam auf die Höhe der Bai und ankerte etwa 15 (engl.) Meilen von uns. Ich gab mir Mühe, meinen schmutzigen Gesellen begreiflich zu machen, daß sie, da die Ebbe eben eingetreten, nicht eher heran kommen könnten, bis die Fluth wieder eintrete, was erst gegen Abend geschehen werde. Sie warteten auch beinahe so lange; dann aber, als sie hungrig und durstig wurden, gaben sie den Befehl zum Aufbruch. Ich widersprach diesem unzeitigen Befehl heftig und inständig, und nach einigem Streit kamen wir dahin überein, daß der Häuptling mit mir hier übernachten solle. Der Rest kehrte zum Lager zurück, und wir zündeten ein gutes Feuer an, welches wir bis gegen Morgen unterhielten. Der alte Silberkopf legte sich unter ein Gebüsch nieder, während ich beim Feuer wachte. In der Dämmerung sah ich wie das Schiff die Segel hißte und die Bai hinauffuhr. Hierauf begann ich Feuerbrände in der Luft zu schwingen, um Aufmerksamkeit zu erregen, und ging stundenlang an der Küste auf und nieder. Das Schiff nahte langsam, bis seine weiße Leinwand durch die umgebende Dämmerung erkennbar ward. Frisches Reisig ward auf das Feuer gehäuft, eine helle Flamme stieg in die Höhe; ich stellte mich grade vor dasselbe, hielt meinen Rock empor und drehte mich häufig um, damit man meine Gestalt und Züge besser erkennen möge. Und nun durchzuckte mich ein Funken der Freude, da ich sah, daß man ein Licht auf Deck setzte, welches mir ein Zeichen zu sein schien. Es konnte nicht länger bezweifelt werden, daß das Schiff grade uns gegenüber Anker geworfen hatte. Wiewol hungrig und müde vom langen Wachen lief ich dennoch umher und sammelte Reiser und dürres Laub um das Signalfeuer noch heller in Brand zu setzen, und in dem Lichte und der Wärme desselben verwandelte sich die Angst in Hoffnung. Als mit Tagwerden der Horizont sich aufhellte, konnte ich sehen, daß das Schiff ungefähr eine Meile entfernt, ruhig wie ein Seevogel auf der glatten Fläche lag. Jetzt begann es auch sich auf dem Deck zu regen, der Anker ward gehoben, Vor- und Hauptsegel wurde gehißt und der Gegenstand, an welchem meine Hoffnung und heißen Gebete die lange kalte Nacht hindurch gehangen hatten, schwankte langsam fort, die Meerenge

hinunter, ohne Zweifel nach Californien bestimmt. Mit feuchten Augen folgte ich den rasch verschwindenden Segeln; und der alte Häuptling, als er endlich erwachte, stand auf, um sein Pferd zu holen, welches in der dürren Vegetation sein kümmerliches Futter suchte.

Ehe ich mich noch von meiner ersten Täuschung erholt hatte, erschien ein zweites Fahrzeug, ein Topsegel-Schooner, bei Cap Dungeneß. Im Vertrauen darauf, daß ich bemerkt werden würde, machte ich neue Signale. Keine Ruthe von hinreichender Länge war zu finden; aber nach vielem Suchen war eine Anzahl kurzer, gekrümmter Stöcke gefunden. Um sie zusammen zu binden, riß ich meine Hosenträger ab und nahm noch obendrein meine Schuhbänder zu Hülfe. Mein Flanellhemd ward als Flagge aufgehißt und nachdem ich auch das Feuer noch einmal geschürt hatte, schritt ich mit fliegender Fahne am Ufer auf und ab, aber mit immer mehr sinkendem Muthe, je näher das Schiff kam. Endlich war es mir gegenüber. Schwarze Gegenstände bewegten sich an Deck — die Einbildungskraft machte Männer aus ihnen. Werden sie mich nicht durch das Fernrohr erkennen und durch meine Nothsignale aufmerksam gemacht werden? Nein. Vorwärts schwamm das Schiff — die Meerenge war bald passirt und meine zweite Hoffnung verschwand in dem Dufte des Weltmeers.

Nach diesem letzten Todesstreich all' meiner gegenwärtigen Hoffnungen kehrte ich mich verzweiflungsvoll um. Von Hunger, Kälte und Mühsal erschöpft und von der stundenlangen Angst aufgerieben, sank ich hülflos zu Boden und weinte gleich einem Kinde. Zum ersten Male fühlte ich mich gänzlich verlassen und bejammerte mein Loos als ein unbegrenzt elendes. Jede Anstrengung schien nutzlos; ich hatte weder so viel Willenskraft, noch so vielen Seelenantrieb, um einen neuen Versuch zu machen. Mir blieb nichts, als Schweigen und Dulden. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht in's Wasser gestürzt und mein Leben wenigstens in einem Versuch, das Schiff durch Schwimmen zu erreichen, auf's Spiel gesetzt habe. Aber dieser Sturm in mir legte sich gemach. Eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß es unmännlich sei, dem Mißgeschicke solche Uebermacht über den Willen einzuräumen; und ein neuer Mann stand ich mit dem festen Entschluß auf, mit Gottes Hülfe dem Kommenden fest und muthig entgegenzugehen.

Die Hoffnung auf unmittelbare Erlösung war freilich zu Ende; es schien mir, als müsse ich meine wilden Kerkermeister für eine lange Zeit als meine Herren und Genossen anerkennen, und daß es daher zunächst das Beste sei, mich durch ein Studium ihres Charakters, ihrer Sitten und Gebräuche zu zerstreuen, um dadurch zugleich die Mittel meiner einstigen Befreiung um so rascher er-

kennen und anwenden zu können. Jetzt, da ich mich wieder der Freiheit und des Umgangs civilisirter Menschen erfreue, blicke ich mit Genugthuung auf jene „Studien“ zurück, und ich kann es mir nicht versagen, auch meinen Lesern das Interessanteste davon mitzutheilen.

Patagonien, so weit ich es kennen lernte, ist ein graues, nacktes, über alle Beschreibung trauriges Land. Von der Magellanstraße aus gesehen, erhebt es sich in sanften Terrassen. Gegen Westen wird es hügeliger und lange Bergketten trennen den westlichen von dem östlichen Strand. Niedriges Buschwerk und Unterholz und ein rauhes, drahtartiges Gras in den Thälern ist Alles, was daselbst wächst. Flüsse sind selten. Die Eingebornen nehmen ihr Trinkwasser aus kleinen Quellen und Sümpfen, und der Geschmack desselben ist höchst unangenehm. An Thieren ist ein ebenso großer Mangel als an Pflanzen. Das Guanaco ist das nützlichste Thier in Patagonien. Sein Fleisch wird gegessen, seine Haut zur Kleidung, zum Lager und zu allerlei Geräthschaften gebraucht. Aus den Hufen machen sie Schuhe. Der Feind des Guanacos ist der Congar, der sogenannte amerikanische Löwe, und die Jagd auf diesen ist ein Hauptvergnügen der Patagonier. Die hauptsächlichsten Vögel sind der Condor und der Cassawary, eine Straußenart.

Das Clima ist rauh; es war dort im Mai so kalt, wie bei uns im November. Plötzliche Winde, die oft orkanartig anschwellen, lassen eine Vegetation nicht aufkommen und fegen mit fürchterlicher Wuth über die Küste.

Die Lebensweise der Patagonier, oder wenigstens des Stammes, unter den ich geworfen worden war, ist nomadenhaft; sie wandern über das Land, um Wild zu suchen oder um sich eine Veränderung zu machen. Sie leben ausschließlich vom Fleische der Thiere und der Vögel, die sie erlegen. Ihre Kleidung besteht aus Guanacohäuten, welche mit Straußensehnen zusammengenäht sind; dies einem Mantel ähnliche Kleidungsstück, das einzige, dessen sie sich bedienen, außer im Winter, wo sie jene Guanacohufe als Schuhe anziehen, reicht vom Nacken bis auf die Knie.

Ihre Statur ist riesenhaft. Sie sind größer, als ich jemals Menschen gesehen habe. Meine Größe ist 5 Fuß 10 Zoll. Die Kleinsten von ihnen aber überragten mich um einen Kopf; und die Größten waren so viel länger als ich, daß ich bequem unter ihren Armen, wie unter einem Schlagbaum, hingehen konnte. Dickes, rauhes und steifes Haar umgiebt ihr Haupt in solcher Fülle, daß jede weitere Kopfbedeckung überflüssig ist. Ihre Augen sind schwarz oder dunkelbraun und insgemein sehr glänzend, obwohl ohne jeglichen Ausdruck. Nach hinten ist das Haar in zwei Flechten abgetheilt, welche ihnen gravitätisch um den Nacken tanzen. Ihre Zähne

sind weiß, gesund und von einer außerordentlichen Schönheit. Sie haben tiefe, schwere Stimmen und sprechen, als ob sie immer heißen Pudding im Munde hätten. Sie sind fast so nachahmungssüchtig, als die Affen; Falschheit ist ihnen allesammt, Männern, Weibern und Kindern, angeboren, und wenn man sie auf einer Lüge ertappt, so sind sie weit davon entfernt, sich zu schämen. Schmutzig sind sie bis zu einem unglaublichen Grade. Sie leiden alle an der Wasserscheu und waschen sich unter keiner Bedingung. Hände und Füße sind mit Schmutz bedeckt, so dick und alt, daß die natürliche Farbe derselben nur an einzelnen Flecken erscheint. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß solch ein Zustand der Haut dem Wachsthum und der Vermehrung jener hüpfenden Geschöpfe, von welchen ihr Körper buchstäblich wimmelt, sehr förderlich ist.

Die Weiber sind verhältnißmäßig kleiner als die Männer, aber sie haben Anlage zur Wohlbeleibtheit. Der alte Häuptling hatte vier Weiber, wiewohl er wahrscheinlich niemals Etwas von Mahomed und seinen häuslichen Gesetzen gehört hatte. Die übrigen Stammesmitglieder begnügten sich Jeder mit einem Weibe. Die Frauen bauen den Wigwam, suchen Brennholz und besorgen die Küche — wenn man ihre Wirthschaft so nennen kann; kurz, alle Mühe des Lebens fällt auf ihren Theil. Sie werden als Sklavinnen behandelt, aber in ihrer Dienstbarkeit können sie sich's sonst so bequem machen, als die Laune ihres respektiven Herrn und Gemahls es ihnen erlaubt. Die Männer malen und beschmieren Brust und Gesicht mit einer Art rother Erde. Auch Holzkohle wird als ein Verzierungsmittel gebraucht. Ihr Lieblingsstyl bei dieser Selbstdecoration besteht aus fantastischen Linien, wo eine rothe mit einer schwarzen abwechselt. Die Weiber machen sich womöglich noch häßlicher durch eine Schminke von Erde, Blut und Fett. Einige von ihnen würden gar nicht so übel sein, wenn sie ihr Aussehen durch diese widerlichen Schönheitsmittel nicht mit Gewalt verdürben.

Dieses Volk ist eben so sehr in seiner Moral, als in seiner Bildung zurück. Ihre Ausschweifungen halten mit ihrer Grausamkeit gleichen Schritt. Ich sah keine Person von beiden Geschlechtern, die ein hohes Alter erreicht hatte; der älteste Indianer, dessen ich mich erinnere, konnte nicht sechszig Jahr alt sein. Ihre grenzenlose Unmäßigkeit in jeder Art von Genuß tödtet sie rasch.

Ihr einziger Reichthum, außer ihren Hütten, besteht aus Pferden, von denen sie die meisten aus den benachbarten Spanischen und Chiliensischen Niederlassungen gestohlen haben. Es sind kleine, halbwilde Thiere, mit rauhem, zottigem Haar, mager und elend und rechtes Rabenfutter.

Der Stamm, unter welchem ich mich befand, zählte etwa

tausend Mitglieder; der Häuptling ist der anerkannte König des Volks. Ob seine Macht erblich ist oder von Wahl abhängt, konnte ich nicht erfahren. In allen wichtigen Fragen ist seine Stimme entscheidend; aber seine Unterthanen nehmen sich große Freiheiten gegen ihn heraus und thun oft gerade das Gegentheil von dem, was er ihnen befiehlt. Bei dem Auftreten solcher democratischer Gelüste muß er dann oft zur Peitsche und nicht selten sogar zum Messer greifen, um sie einzuschüchtern. Arbeit und Mühe scheuen sie, wie den Tod. Sie gehen erst auf die Jagd, wenn nichts mehr zu essen da ist, oft auch erst dann, wenn der Hunger sie zu quälen beginnt. Dann ereignet sich's nun gelegentlich bei einer solchen Krisis, daß ein Sturm es ihnen unmöglich macht, auszugehen; und es ist in solchen Fällen nicht ungewöhnlich, daß sie zwei oder drei Tage leben müssen, ohne das Geringste über die Lippen zu bringen. Sie lernen nichts durch die Erfahrung, und bleiben ihr Lebenlang so dumm, wie die Kinder. Dabei sind sie feig und hinterlistig, begegnen ihrem Feind ungern im offenen Felde, sondern erstechen ihn am Liebsten hinterrücks und in der Dunkelheit, wenn er sich nicht wehren kann. Obgleich sie sehr abergläubisch sind und große Furcht vor Zauberei, Zeichen und Vorbedeutungen haben, so konnte ich doch nicht die geringste Spur von einem Götzendienst oder einer Idee von einem höheren Wesen, vor dem sie sich beugten, entdecken.

Ich gerieth unter dies Volk nicht mit den besten Vorbereitungen, um das rauhe Clima und die Drangsale der Gefangenschaft zu ertragen. Ich ging an's Land in meinem gewöhnlichen Matrosenanzug: dickem Oberrock, Hose, Schuhen und glasirtem Hut. Aber nun zu leben, ohne je das Zeug zu wechseln, ohne andere Bedeckung als ein Stück Guanacohaut auf dem kalten Erdboden zu schlafen und dazu all' die anderen Entbehrungen eines Lebens unter Wilden — das war in der That ein herber Gegensatz zu dem Leben auf meinem guten Schiffe. Allein ich härtete mich nach und nach ab, bis ich Kälte, Nässe und Sturm mit derselben stoischen Gleichgültigkeit, wie meine schwarzen Gesellen, ertragen konnte.

III.

Leben unter den Wilden.

Nach jener doppelten Täuschung, die ich im vorhergehenden Capitel geschildert, erhob ich mich, noch sehr angegriffen. Mein erstes Verlangen war frisches Wasser, denn ich spürte einen brennenden Durst. Nach langem, fruchtlosem Suchen ging ich an die Küste nieder, und schöpfte einen Trunk aus den salzigen Wogen. Auf's Neue wandelte mich die Lust zu einem Fluchtversuch an, doch ich war noch nicht weit gelangt, als plötzlich — der alte Häuptling vor mir stand. Ich sagte ihm (Gott verzeih' mir die Sünde!) ich hätte mich gerade nach ihm umgesehen. Seine einzige Antwort war, ich sollte mich hinter ihm auf's Pferd setzen. Ich bat um die Erlaubniß, ein wenig länger hier verweilen zu dürfen, aber sie ward mir verweigert. Alsdann bat ich, man möge mich nach Port Famine bringen. Nein; ich sollte nach „Holland" gebracht werden. Ich stieg hinter ihm zu Pferde und wir ritten den ganzen Tag lang in der Richtung von Cap Virgin. Zweimal vierundzwanzig Stunden hatte ich nun schon Nichts gegessen und Nichts getrunken, als Seewasser. Wir langten mit anbrechender Nacht auf einer Anhöhe an, von wo wir einen Blick über den neuen Lagergrund des Stammes hatten. Hier hielten wir, um die neue Anlage zu überschauen. Für sie mußte der Anblick wohl sehr schön sein; mir that das Herz dabei weh, doch gab ich mir Mühe, fröhlicher auszusehen, als ich war. Unten in einem Thale oder vielmehr in einer tiefen, marschigen Niederung, die mit langem Gras und Binsen bedeckt war, weidete eine unabsehbare Pferdeheerde; und weiter hinaus, in geringer Entfernung, war der Erdboden dicht mit Hütten bedeckt, welche schon aufgerichtet waren oder erst von weiblichen Architekten aufgerichtet wurden. Kinder in Schwärmen, gleich Sommerfliegen, und mit nicht viel künstlicheren Bedeckungen, als diese Insekten tragen, tummelten sich schreiend umher. Endlich stiegen wir in das rohe Dorf hinab; nachdem wir hin- und herlavirt hatten, erst zur Rechten und dann zur Linken, wie ein Schiff gegen den Wind, liefen wir glücklich an und warfen vor des Häuptlings Quartier Anker. Ich war froh, vom Pferd herunterzukommen, denn dies Skelett von einem Thier hatte mich ganz wund gerieben.

Jetzt nahm ich mir auf's Neue die Freiheit, einen Ausflug nach Port Famine vorzuschlagen, wobei ich ihnen anbot, allein zu gehen, wenn Niemand mich begleiten wollte. Der Häuptling sagte mir mit ungemeiner Würde, ich solle darüber kein Wort mehr ver-

lieren. Er würde mich mit nach „Holland“ nehmen und dort Rum und Taback bekommen.

Am dritten Tage, nachdem wir unser Lager hier aufgeschlagen, wurde der Stamm getheilt, und ich wurde mit einem von den Unterbefehlshabern des Häuptlings fort gesandt. Ein blutdürstigerer Schurke konnte in dem Stamm nicht gefunden werden. Wahrscheinlich hatte der Häuptling mich ihm übergeben, um von meinen oft erneuten Vorschlägen, Port Famine zu besuchen, befreit zu werden. Mein neuer Wächter ergötzte meine Ohren von Zeit zu Zeit mit der Geschichte seiner bis dahin ausgeführten Mordthaten, wahrscheinlich, um mir eine heilsame Furcht vor seiner Macht einzuflößen und meinen Respect vor seiner Gewalt zu erhöhen. Die Einzelnheiten seiner blutigen Abenteuer sind zu schrecklich, als daß ich sie hier wiederholen möchte.

Mit diesem Schuft reiste ich ungefähr zehn Tage. Er war ein harter Herr, obgleich ich nicht sagen könnte, daß er mich persönlich grausam behandelt hätte. Unser Leben war einförmig genug. Den größten Theil der Zeit, wo wir Rast machten, verschliefen wir; tranken reines Wasser, wenn wir solches bekommen konnten, aßen, was uns in den Weg kam und hungerten, wenn wir Nichts zu essen fanden. Am Ende dieser zehn Tage versammelte sich der ganze Stamm wieder an einem zuvor bestimmten Orte. Hier blieben wir mehrere Tage. Die Eingebornen beschäftigten sich ausschließlich mit Spielen, denn das war zugleich ihre Arbeit und ihre Erholung. Wenn die Forderungen ihres Magens zu laut und zu dringend wurden, um länger hinten angesetzt werden zu können, so gingen sie auf die Jagd und begannen ihr Spiel auf's Neue, wenn sie zurückgekehrt waren.

Ihre Spielkarten bestehen aus Stücken von Guanacohäuten, auf welche Hunde und eine große Menge anderer Thiere nebst verschiedenen mystischen Zeichen und Kritzeleien gemalt sind, wobei ein Stock als Pinsel und ein Gemisch aus Thon, Blut und Fett als Farbe gebraucht wird. Verschieden von den Spielern in mehr erleuchteten Ländern wird blos auf einer Seite gesetzt; und auf diese Weise verspielen sie ihre Sättel, Zügel, Messer und was sie sonst an tragbaren Gegenständen zum Hazardiren bei der Hand haben. Ja, ich habe sie oft in solcher Leidenschaft gesehen, daß sie die Mäntel von den Schultern ihrer Weiber rissen, und ihnen sagten, sie möchten sich gegen die Kälte schützen, wie sie könnten.

Aber wo war nun „Holland“ geblieben? Sie sagten mir zuerst, daß wir es in vier Tagen erreicht haben würden, und schon waren mehr als zehn vergangen. Auf weitere Anfragen erwiderten sie, daß die Reise in sechs Tagen zu Ende sein würde. Wir brachen wirklich auf, aber wir waren sechzehn Tage unterwegs und noch

immer hatten wir es nicht erreicht. Je mehr wir vorwärts reisten, um so mehr schien es zurückzuweichen. Ich hatte längst bemerkt, daß kein wahres Wort daran sei; aber ich ward nicht müde, durch neue Fragen immer neue Lügen hervorzurufen, welche sie mit wunderbarer Leichtigkeit vorbrachten.

Nachdem der ganze Stamm sich vereinigt hatte, bat ich den alten Häuptling, mich wieder in seine Hütte und unter seine Obhut zu nehmen, worauf er einging. Ich fühlte mich bei ihm sicherer, als bei allen Anderen, und gab mir die größte Mühe, sein Wohlwollen zu erwerben. Zu diesem Ende machte ich ihm große Versprechungen von Dingen, die seine Begierde wecken oder seinen Appetit reizen konnten, ebenso verhieß ich ihm einen Ueberfluß von Zierrathen für seine Weiber und Kinder, wenn er mich nur zu irgend einem Orte, der von weißen Leuten bewohnt sei, bringen wolle. Auch auf seinen übrigen Haushalt dehnte ich diese Politik aus; unangenehm, wie mir die Arbeit auch war, zwang ich mich doch, seine schmutzigen Kinder zu liebkosen und ihnen zu erzählen, was für hübsche Sachen ich ihnen schenken wolle. Durch diese und ähnliche Demonstrationen schmeichelte ich mir, daß es möglich sei, mit dem alten Silberkopf auf friedlichem Fuße zu leben und seine Autorität für den Fall zu gewinnen, wo es vielleicht nöthig sein könne, sie anzurufen.

Und dieser Fall ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Es gab eine große Partei im Lager, die stets feindliche Gefühle gegen mich gehegt hatte; und ich fand es immer auf's Neue nothwendig, den Ausbruch ihrer Unzufriedenheit sowohl durch große Geschenke, „fällig und zahlbar" bei der Ankunft in irgend welcher weißen Ansiedelung, als auch durch die wunderbarsten Geschichten, gegen welche Münchhausen's Abenteuer harmlose Dinge waren, zu beschwichtigen. Man hatte ihnen bei unserer ersten Landung gesagt, daß ich der Capitain des Schiffes sei, und sie sahen mich demgemäß als eine um so werthvollere Bürgschaft an. Da ich ihnen die Capitains-Idee nicht aus dem Kopfe bringen konnte, so war es nothwendig, daß ich nicht aus der Rolle falle, meine eigene Wichtigkeit erhöhe und ihre Erwartungen steigere, so oft ich fand, daß ich in ihrer Gunst sank; kurz, daß ich ihnen begreiflich machte, welch' ein ungeheures Interesse sie hätten, mein Leben zu bewahren und mich nach „Holland" zu bringen. Außerdem aber mußte ich stets auf neue Unterhaltung für sie bedacht sein. Da ich gegen jede Entdeckung gesichert war, so erzählte ich ihnen die tollsten Geschichten aus Tausend und einer Nacht, als ob sie mir selber passirt seien, wodurch sie zuweilen einen großen Respect, ja etwas wie eine abergläubische Furcht vor mir bekamen. Sie saßen Stunden lang um mich herum, so aufmerksam wie die Kinder und hingen mit Ohr

und Auge an mir, während ich in gebrochenem Spanisch mit einigen aufgeschnappten indianischen Phrasen und ungeheuren Gesticulationen ihnen erzählte, wie ich durch die Luft geflogen sei, oder auf dem Meeresgrunde einige vergnügte Tage verlebte oder im feuerspeienden Berge Gold gesucht habe.

Aber das Alles war doch nicht von Dauer, ich hatte das feindselige Gefühl, welches gegen mich herrschte, wohl beschwichtigt, aber nicht vertilgt. Ich sollte dies leider bald gewahr werden.

Um die gewöhnliche Ruhestunde, als ich jeden Augenblick erwartete, daß man mir, gleich einem Hunde befehlen werde, mich in meinen kalten Winkel zu legen, erschien ein gigantischer, übelgelaunter Mann und tauschte, in einem gedämpften Tone, einige Worte mit dem Häuptling. Ohne ein Wort von ihrer Unterredung zu verstehen, konnte ich es doch an ihren Blicken sehen, daß sie mich betraf. Der Riese verschwand bald. Der Häuptling saß einen Augenblick schweigend, erhob sich dann und befahl mir, ihm zu folgen. Auf die Frage, wohin er mich denn führen wolle, gab er mir keine andere Antwort, als: „Komm mit!“ Wir hatten nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als ich eine Gruppe Indianer im Kreise herum sitzen sah. Der Anblick machte mein Blut gerinnen. Die schrecklichsten Ahnungen ergriffen mich. Es bedurfte keines Weisen, um mir die Bedeutung der Scene zu erklären. Der Todesring, von denen, welche an die Gestade der Wilden geworfen sind, so sehr gefürchtet, saß für mich. Das Unerwartete des Schlages machte ihn um so härter. Meine Gedanken schienen gelähmt und die Kräfte versagten mir. Während ich mich zu dem gefürchteten Ort hinschleppte, sandte ich ein stilles Gebet zum Himmel, mich zu beschützen, wenn es sein Wille sei, oder mir einen raschen Tod zu senden.

Als ich am Ring angekommen war, fand ich die Indianer niedergekauert auf dem Eis und Schnee; sie erwarteten uns mit ihren großen Messern und Hirschfängern unter ihren Tüchern — Waffen, welche sie nie tragen, außer wenn sie davon Gebrauch zu machen hoffen. Man hieß mich in den Ring treten und gab mir einen Platz in der Nähe des Häuptlings. Sogleich, als Alle sich gesetzt, begannen sie sich in ihrer Sprache zu unterhalten. Ihre Worte waren mir zum großen Theil unverständlich; aber der tödtliche Haß, der aus ihren Augen funkelte und sich in ihren Handbewegungen zu erkennen gab, ließ mir keinen Zweifel über den Sinn derselben. Ein Theil der Versammlung verlangte mein Leben; Andere schienen unentschlossen und sagten wenig; aber so viel ich unterscheiden konnte, ward kein Wort zu meinen Gunsten geäußert. Zuletzt begann der Häuptling seine Meinung zu entwickeln; ich hing an seinen Lippen und prüfte ängstlich sein Gesicht und seine Bewegungen.

Ich merkte, daß er dafür war, mich noch eine Weile länger am Leben zu lassen und mich als ein Mittel zu gebrauchen, um noch mehrere Andere meines Stammes in ihre Gewalt zu locken; er erinnerte sie an meine Versprechungen, an die Vorräthe von Rum und Taback, welche sie von mir erhalten würden, sowie an die Zierrathe für ihre Frauen und Kinder. Er war dafür, daß man erst die Beute zu erlangen suche, ehe man mich ein- für allemal abthue. Seine Bemerkungen waren anscheinend von vielem Gewicht für den Rath und übten einen besänftigenden Einfluß auf Alle. Jetzt, dachte ich, sei der Augenblick gekommen, wo ich ihnen begreiflich machen müsse, daß ich von einigem Gewicht in der Welt sei; ich bat darum, mir das Wort zu gestatten und bekam es. Darauf hielt ich eine Rede, welche, aus Spanisch, Englisch und Indianisch zusammengewürfelt, ihnen durch den Häuptling verdolmetscht ward, und deren Sinn war, daß ich eine Person sei, welche zu Haus nicht weniger bedeute, als ein Präsident, daß ich eine Menge von Dampf- und Segelschiffen, große und kleine Feuergewehre, Pistolen und Messer in beträchtlicher Anzahl besäße. Daß, wenn sie sich gut gegen mich benähmen, die Meinigen es gut vergelten; daß aber, wenn sie mir ein Leides thäten, so viel Männer aus Nordamerika kommen würden, als sie Haare auf dem Kopfe hätten, und einer jeden Mutter ihren Sohn tödten würden. Daß, wenn sie mich zu irgend einer weißen Niederlassung bringen wollten — ob es nun eine Amerikanische, Spanische, Englische oder Französische sei, — ich den Weißen befehlen würde, ihnen Rum, Taback, Mehl, Reis, Zucker und Thee zu geben. Alle weißen Männer müßten mir gehorchen und sie würden dadurch zu einem grenzenlosen Ueberfluß von schönen Dingen aller Art gelangen.

Es war auf einen Blick zu sehen, daß meine Rede einen großartigen Eindruck auf sie machte. Ihre Augen schienen sich vor Erstaunen zu vergrößern und die Grausamkeit ihrer Gesichtszüge verringerte sich. Sie beschlossen, mein Leben mir noch für einige Zeit zu lassen und sagten mir, sie wollten mich in einigen Tagen nach „Holland" bringen. Sie schmachteten nach den guten Dingen, die ich ihnen in Aussicht gestellt hatte; und ihre Gier konnte nicht anders befriedigt werden, als indem sie mich zu einer weißen Niederlassung brachten. Auf der andern Seite fürchteten sie, ich würde ihnen entlaufen, wenn sie das thäten, und obendrein beunruhigten die großen und die kleinen Feuergewehre ihre Einbildungskraft. Kurz, ich war ihnen ein lästiger Kunde, schlecht zu behalten und schlecht loszuwerden; sie zögerten daher, versprachen und schoben auf, und versprachen aufs Neue. Es half Nichts, sie zu drängen, und mir blieb Nichts übrig, als ihnen immer wieder zu sagen,

welch' ein mächtiger Mann ich sei, was sie durch schlechte Behandlung meiner Person wagten, durch gute Behandlung aber zu gewinnen vermöchten.

IV.

Patagonische Ehestandssachen und Tabacksmysterien.

Um diese Zeit sollte sich mir das Leben der Patagonier auch von einer neuen Seite zeigen. Eines Abends, da ich beim Dunkelwerden aus unserem Wigwam heraussah, bemerkte ich einen ungewöhnlichen Zusammenlauf von Indianern, ungefähr zweihundert Ellen weit entfernt. Es mochten ihrer fünfzig sein, die unter Anführung eines der größten Schurken vom ganzen Stamm sich befanden, und in der Richtung unserer Hütte vorwärts marschirten. Ich sprach mit dem Häuptling darüber, worauf er sich sogleich in den hintern Theil der Hütte begab und auf sein Bett niedersetzte, über welchem — an einem Holznagel — sein Hirschfänger hing. Er nahm diesen herunter, legte ihn quer über die Knie und faltete seine Arme. Ich sah, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. In Voraussicht des Schlimmsten, was mir begegnen könnte, hatte ich — kurz zuvor — den Griff eines alten Messers, den ich unter den weggeworfenen Sachen des Häuptlings gefunden, mit einer gleichfalls aufgelesenen Klinge zusammengefügt; und diese Waffe trug ich seitdem mit des Häuptlings Erlaubniß. Ich legte mich nun neben ihm auf die Knie, und beschloß und bereitete mich vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn der Haufe mit bösen Absichten gegen mich eintreten sollte. Inzwischen hatte sich die bunte Menge, von neuen Ankömmlingen vermehrt, der Hütte genähert, und umgab sie. Einige legten sich auf den Boden nieder, andere lugten durch die Ritzen der Wände. Alsdann redete Einer den Häuptling an und die Beiden unterhielten sich eine Zeit lang in einem gedämpften und unverständlichen, aber bestimmten und würdevollen Ton. Der Haufe da draußen schien sehr erregt und unterhielt ein fortwährendes Gesumme leiser aber rascher Unterhaltung. Ich fragte und sah um mich, mit einem aus Angst und Neugier gemischtem Gefühle, während der Häuptling einen einzigen Satz mehrmals in einem festen, befehlerischen, fast zornigem Tone wiederholte. Unruhig zu entdecken, um was es sich handle, ohne länger den Zweifel zu ertragen, der mich quälte, pochte ich

ihm vertraulich auf seine nackte Schulter, sagte, er habe ein gutes Herz und bat, er möge nicht leiden, daß die Indianer mir Böses thäten. „Geh Du schlafen," war seine Antwort, „kein Indianer kommt in dieses Haus heut Nacht!" Ich fragte, was sie denn wollten; aber keine Antwort erfolgte, er nahm seine geheimnißvolle Unterhaltung mit den Außenstehenden wieder auf. Der Gedanke an Schlaf war unter solchen Umständen eine Unmöglichkeit; ich lag mit offenen Augen, staunend über die seltsamen Vorgänge und nicht wenig erschreckt, aber die Hand an meine einzige Vertheidigungswaffe gelegt und eine günstige Gelegenheit abwartend, noch einmal eine Frage zu thun. Der Häuptling wandte sein Haupt, und da er meine Wachsamkeit bemerkte, wiederholte er in einem ärgerlichen Tone, ich solle schlafen. Das war zu viel; und indem ich meine Arme um seinen schmutzigen Nacken schlang, seine Brust streichelte und mit einem so unschuldigen Blicke, als möglich, ihm in die Augen sah, bat ich ihn, mir zu sagen, was diese Männer wollten? „Wollen sie mein Leben?"

„Die Männer wollen Dir Nichts zu Leide thun," sagte er. „Indianer will ein Mädchen zum Weibe; armer Indianer, sehr armer; hat keine Pferde, noch sonst Etwas. Ich will ihm nicht geben das Weib."

So rasch jedoch konnte ich meinen Argwohn nicht aufgeben; es war mir unmöglich, eine solche Schreckensscenen mir also zu erklären. Ich fürchtete, es sei eine reine Erdichtung, um mich zu beruhigen; aber da er jetzt mehr zur Mittheilung geneigt schien, so verschluckte ich meinen Zweifel und fragte ihn weiter. „Was sagt der arme Indianer?"

„Sagt, er will stehlen viele Pferde, wenn wir dahin kommen, wo Pferde sind; sagt, er will geben den Weibern viel Fett. Sagt, er ist ein guter Junge — guter Dieb."

Dieses hohe Selbstlob schien jedoch von den Andern nicht anerkannt zu werden; der Häuptling nannte ihn im Gegentheil einen schläfrigen Milchbart von einem Jungen — er sei durchaus kein Dieb; er sei Einer, der in seinem ganzen Leben kein Pferd stehlen würde. Diese Meinung, die der Häuptling mir mittheilte, wiederholte er den Andern, und schloß damit, daß der betreffende Indianer ein armer Taugenichts sei, der das Weib nicht haben solle. Nach einigem Hin- und Herreden und Murren zerstreute sich der Haufe und verlief sich.

Ich erfuhr, auf weitere Nachfrage, daß ohne die Einwilligung des Häuptlings keine Heirath gestattet sei; und daß, nach seiner Meinung kein Indianer, der nicht ein vollendeter Schuft, ausgelernter Pferdedieb und erfahrener Jäger sei, sich ein Weib nehmen dürfe. Er sagte, daß wenn überhaupt noch Etwas aus einem solch

verlorenen Sohne zu machen sei, die Verweigerung des Heiraths-consenses ihn dazu anfeuern würde, in kurzer Zeit ein Dieb ersten Ranges zu werden. Zwei Pferde, eines für sich und das andere für seine Auserwählte, waren das Wenigste, womit ein Heiraths-candidat den Anfang machen mußte.

Eines Abends lagerte der Häuptling, seine vier Weiber, zwei Töchter, eine Enkelin und ich selber in der Hütte, in einen Rauch von ungewöhnlicher Menge und Dichtigkeit eingehüllt. Während die Andern da saßen, als seien sie Schinken, die geräuchert werden sollen, lag ich platt mit meinem Angesicht auf der Erde; mein Kopf war mit einem Stück Guanacohaut bedeckt — die einzige Möglichkeit in dieser fürchterlichen Atmosphäre athmen und leben zu können. Während ich so lag, hörte ich auf einmal die Fußtritte vieler Menschen von draußen, und ein verwirrtes Gemurmel, als ob ein Haufe Indianer mit einander spreche. Sogleich erschallte auch ein heiserer Ruf, auf welchen der Häuptling antwortete. Ich verstand ein paar Worte; diese reichten hin, mich zu überzeugen, daß nicht ich der Gegenstand ihres Gespräches sei, sondern, daß es sich um ein Frauenzimmer handle. Die Unterhaltung wurde lebhaft, und ich warf — durch die Rauchschicht — einen spähenden Blick auf die Weiber in unserer Hütte, um zu sehen, ob eine davon bei der Verhandlung besonders interessirt wäre. Ein Blick war hinreichend: des Häuptlings Tochter (beiläufig eine Art von Wittwe, der bereits ein hoffnungsvolles Wesen an ihrer Seite erwuchs) lauschte auf die Unterhaltung mit großer Angst und Furcht, die sich sichtbar in ihren Zügen ausdrückte. Ihre Mutter saß neben ihr, das Kinn auf die Hand gestützt, mit einem ängstlichen und besorgten Gesichtsausdruck. Der unsichtbare Redner draußen war — wie sich bald herausstellte — ein unglücklicher Bewerber um die Hand dieser Mädchen-Wittwe und war mit seinen Freunden erschienen, um sein Glück noch einmal zu versuchen. Er machte seinen Antrag mit ernster, wenn auch nicht grade classischer Beredtsamkeit, aber mit einem Erfolg, dem die Bemühung nicht sehr entsprach. Der Häuptling sagte ihm, er sei ein armer Taugenichts (die Phrase schien sehr üblich bei dem Hochzeitsceremoniel der Patagonier) hätte keine Pferde und könne darum sein Schwiegersohn sowenig wie der eines Andern werden. Der außenstehende Bewerber jedoch ließ sich so rasch nicht abfertigen; er wiederholte seinen Antrag mit neuem Muthe, sagte, daß sein Mangel an Pferden nur dem Mangel an Gelegenheit zuzuschreiben sei, solche zu stehlen, und daß er dem bald genug abhelfen könne, da es ihm weder an gutem Willen, noch an Geschicklichkeit und Uebung fehle. Im Gegentheil, er sei ein so guter Dieb, als nur je einer den Fangstrick geworfen, und oben-

drein ein ausgezeichneter Jäger, dessen Weib niemals Fleisch zum Essen und Fett zur Bemalung des Leibes entbehren solle. Der unerbittliche Häuptling wurde jetzt ärgerlich und sagte ihm, er sei ein armer Teufel und sollte machen, daß er fortkomme. Er wollte Nichts mehr von der Sache hören.

Der Bittsteller, als ein letztes Mittel, wandte sich an die Schönen selbst und bat sie, ihn und seine Bewerbung anzulächeln unter Zusicherung einer großen Quantität von Fett, wenn er mit seinen Hoffnungen reussiren würde. Dieser letzten Aussicht war sie unfähig zu widerstehen; sie ersuchte nunmehr ihren Vater, ihre Verbindung zu segnen. Aber der hartherzige Cannibale ward sehr wüthend und schimpfte entsetzlich, sowohl auf den Bewerber als auf seine Tochter. Nun legte sich die Mutter in's Mittel und bat ihn, nicht so zornig gegen das junge Volk zu sein, sondern sich artiger und besonnener gegen sie zu benehmen. Sie ließ sogar ein Wort darüber fallen, daß er den jungen Mann Unrecht gethan habe. Er möchte vielleicht doch ein brauchbarerer Mensch sein, als man von ihm glaube. Er möchte — denn wer kann für die Zukunft bürgen? — vielleicht doch noch ein ganz guter Dieb werden, viele Pferde besitzen und sich als eine durchaus würdige Parthie für ihre Tochter zeigen. Der alte Häuptling hatte sich bis jetzt beherrscht, nun aber übermannte ihn die Wuth. Er stand auf, ergriff das Lager seiner Tochter und warf es nebst Allem, was ihr gehörte, zur Thür hinaus. Dann befahl er ihr, ihren Gütern auf der Stelle zu folgen, und mit diesem Segen schied sie von ihrer väterlichen Hütte, lächelnd, — wahrscheinlich im Vorgenuß des Fettes und der andern Luxusgegenstände, welche ihr Freier ihr in so verschwenderischer Fülle verheißen. — Nachdem sie aus der Hütte getreten war, las sie ihre Sachen auf und begleitet von der Mutter, verschwand der Brautzug.

Der Häuptling saß auf seinem Pferdehautlager mit untergeschlagenen Beinen, und sah wüthend genug aus. Alsbald kehrte die Braut mit ihrer Mutter zurück und nun begann die zweite Scene. Der Häuptling sah sie nicht so bald wieder, als ein Laut — Etwas zwischen einem Grunzen und einem Heulen, aber mehr das Letztere und in einem entschiedenen crescendo — einen frischen Wuthausbruch anzeigte. Als das Heulen des Häuptlings seine Höhe erreicht hatte, sprang er auf, und sein Weib an den Haaren ergreifend, schleuderte er sie heftig auf den Boden und schlug sie mit beiden Fäusten, bis ich glaubte, er würde jeden Knochen in ihrem Leibe zerbrochen und sie in eine Masse von Gallerte verwandelt haben. Die Prügelscene endete und sie erhob sich mit einem Gemurmel, das ihm nicht gefiel. Allsogleich hatte sie wieder einen Schlag an den Kopf, der sie taumelnd an das entgegengesetzte

Ende der Hütte warf. Dieser letztere Meinungsausdruck war entscheidend und sie hielt ihren großen Mund für den Rest der Nacht. Es folgte eine lange Pause, und ohne ein weiteres Wort legten wir uns nieder. Aber das Gewissen des alten Heiden schien ihm keine Ruhe zu lassen. Sein Schlaf war unruhig und früh am anderen Morgen begab er sich zu der Hütte des jungen Paares und hatte eine lange Unterredung mit ihnen, deren Ende war, daß dasselbe noch an demselben Tage mit Sack und Pack zu dem älterlichen Wigwam zurückkehrte und in demselben seinen Wohnsitz aufschlug.

Wie schon früher bemerkt, konnte ich nie wahrnehmen, daß die Indianer ein höheres Wesen anerkannten oder verehrten. Der einzige Gebrauch, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Religionsübung hatte, hing mit einem Ding zusammen, von welchem wir nicht denken sollten, daß man es für anbetungswürdig halten könnte, nämlich mit einer Tabackspfeife! Die einzige Gelegenheit, bei welcher die Indianer einen Anschein von Andacht entwickelten, war beim Rauchen. Es mag vielleicht eine Folge der Berauschung gewesen sein, die der Genuß von starkem Taback hervor bringt; aber der Leser mag selber urtheilen.

Eine Gruppe von einem Dutzend oder mehr versammelt sich, zuweilen in einem Wigwam, zuweilen in der freien Luft. Eine Steinpfeife wird mit den Abschnitzeln eines Holzes, welches gelbem Ebenholz gleicht, und etwas fein geschnittenem Taback gefüllt. Dann legt sich die Gesellschaft im Kreis herum, platt auf ihre Gesichter, wobei die Mäntel bis über den Kopf gezogen sind. Die Pfeife wird angezündet. Einer nimmt sie in den Mund und athmet so viel Rauch ein, als er schlucken kann. Dann nehmen sie die Andern nach der Reihe, bis Alle befriedigt sind. Während aber nun der zweite Raucher seinen Zug thut, beginnt der erste ein Grunzen und Stöhnen, welches eine Art von grauenhafter Melodie bildet, nickt dabei mit dem Haupte und läßt den Dampf langsam aus den Nasenlöchern wieder entweichen. Das Stöhnen wird, je weiter die Pfeife wandert, um so allgemeiner und lauter, bis es in ein schreckliches Geheul ausartet, welches Menschen und Vieh erschrecken könnte. Der Lärm stirbt allmählig dahin. Sie bleiben eine Weile still und Jeder thut einen Zug Wasser. Dann folgt eine andere Pause, welche mit dem tiefsten und ehrfurchtsvollsten Ernste eingehalten wird. Zuletzt stehen Alle auf und entfernen sich langsam. Ich fragte nie nach einer Erklärung dieser eigenthümlichen Scene. Das Geheimniß, mit welchem wilde Stämme ihre religiösen Gebräuche umgeben und ihr Unwille bei jeder unheiligen Neugier schreckte mich ab, Forschungen anzustellen; und so kann ich nur erzählen, was ich gesehen habe, nicht aber sagen, was es bedeutete, obgleich ich nicht zweifle, daß es eine religiöse Tendenz hatte.

V.

Lagerleben und Löwenjagd.

Bei unserem nächsten Halt lagerten wir in einem tiefen sumpfigen Thale. Das Wetter war kalt und stürmisch; Regen, Schnee, Schlossen und Hagel fielen wechselweis, aber ohne daß sie sich lange über der Erde hielten. Furchtbare Windstöße fegten zuweilen das Lager, so daß die Wigwam's zitterten. Unser altes Quartier hielt dem Sturme tapfer Stand; aber es regnete gewaltig durch. Ich ward mehrfach durch einen Strom kalten Wassers, welcher unter meinem Bette hinlief, aufgeweckt. Vergeblich schüttelte ich das Dach, um es von seiner Wasserbürde zu erleichtern, und die Haut, auf welcher ich lag; ehe ich mich noch wieder hingestreckt hatte, war schon eine neue Ueberschwemmung da. So ging die Nacht hin, naß, kalt und schlaflos. Nach Tagesanbruch stand ich auf und versuchte zwei Stunden lang mich durch Hin- und Hertraben wieder zu erwärmen. Alsdann wurde Feuer angezündet, und die Dinge bekamen ein freundlicheres Ansehen.

Gleich im Anfang meiner Gefangenschaft hatten sowohl der Häuptling, als verschiedene andere Indianer ein Auge auf meine Kleider geworfen und mich zu einer Theilung derselben zu veranlassen gesucht. Sie brauchten keinen Zwang, aber alle Arten von List. Es schien, als bildeten sie sich ein, ein weißer Mann könne ganz ohne Kleidung gehen. Ich erklärte ihnen, daß es für mich, der ich von Jugend auf gewohnt sei, Kleider zu tragen, ganz unmöglich sei, mein Zeug gegen ihre Felle zu vertauschen, ohne Gefahr für mein Leben. Wenn ich aber, ihren Wünschen nachgebend, mein Leben verlieren sollte, so würden sie zugleich ihr Lösegeld einbüßen. Dieser Grund erwies sich als schlagend; so sehr sie auch eine Neigung für meine Garderobe hatten, so war doch ihr Verlangen nach Rum und Taback noch größer und so ließ man mir den dürftigen Rest meiner, mit jedem Tage schlechter werdenden Kleidung.

Der Sturm hörte zwei Tage und zwei Nächte lang nicht auf; am dritten klärte sich der Himmel. Gegen Mittag nahm ich eine Versammlung von Indianern wahr, welche in ihrem Kauderwelsch lebhaft mit einander discursirten, und beim Nähergehen erfuhr ich, daß man ein Pferd tödten wolle, und das war jedesmal etwas Außerordentliches und erheischte viel Feierlichkeiten. Als ich den Platz erreicht hatte, stand ein armes, altes Vieh, dünn und lahm, mit einem Strick um den Hals, von fünfzig Indianern umgeben.

Die Indianerinnen sangen in einem tiefen Tone: „Ye! Ye! Yup! Yup! Lar lapuly, yapuly!“ mit Wiederholungen, die unerträglich wurden und mich in einige Ferne verscheuchten. Die Vorderbeine des Kleppers wurden fest zusammengebunden, ein gewaltiger Stoß warf ihn zu Boden, und mit einem Messer wurde er darauf rasch vom Leben zum Tode gebracht, von dem er, nach dem Gesetze der Natur, so wie so nicht mehr sehr weit entfernt gewesen. Bald nach unserer Rückkehr in den Wigwam wurde eine starke Portion des Leichnams in unser Quartier gesandt und aufgehängt, um unsere nächsten Mahlzeiten zu gewähren. Nachdem die Frauen, mit Hülfe der Zähne, es gehörig zugerichtet und gedörrt hatten, ward es aufgetragen — meine einzige Wahl, wenn ich nicht verhungern wollte.

Früh am anderen Morgen rissen wir unsere Zeltpflöcke aus dem Boden, machten uns auf den Marsch und schlugen, nach einer Tagereise unser Lager in einer Gegend auf, die nicht besser war, als die andere, welche wir verlassen hatten. Die Indianer verbrachten, wie immer, ihre Zeit mit Spielen und kämmten einander, zur Abwechselung, die Haare mit einem Instrumente, welches aus steifen, trockenen Wurzeln zusammen gebunden ist. Der Operateur bekam zur Belohnung das Wild, welches auf dieser Jagd gewonnen wurde.

Eines Abends saß unser Familienzirkel rund um ein Feuer, welches große Rauchwolken, von denen jede einzelne hingereicht hätte, einen civilisirten Menschen zu ersticken, entsendete, die mich in den hinteren Theil der Hütte trieben, wo ich — wie gewöhnlich — platt mit dem Gesicht auf dem Boden lag. Eine von des Häuptlings Frauen schimpfte auf mich, wie sie dies gewöhnlich that, wenn sie Nichts besseres zu thun hatte, und eine zweite stimmte als Chorus mit ein. Eine Dritte zerbrach die Knochen eines Guanaco, damit ihr Sohn Cohanaco das Mark essen könne. Die vierte und letzte von den Frauen bereitete ein Stück Fleisch für das Abendbrod zu, indem sie es auf eine Gabel in den Rauch pflanzte. Zwei Söhne waren, wie gewöhnlich, mit Nichtsthun beschäftigt, außer daß sie gelegentlich um ein Bischen Mark bettelten und ihre schmutzigen Beine, zur Zerstreuung, mit einem Messer schabten. Etliche Zwischenspiele und mancherlei Unfug füllte die Pausen aus. Der alte Häuptling, welcher schweigend bis dahin der Scene zugeschaut hatte, begann nun in einem leisen, murmelnden Tone mit einem seiner Weiber zu sprechen. Sie war eifrig mit der Röstgabel beschäftigt und studirte den Proceß des Durchräucherns; aber auf die Bitte ihres Gemahls verließ sie das Feuer und nahm aus ihren Geräthschaften einen scharfen Nagel, der gleich einer Schusterahle in einem hölzernen Griff befestigt war. Der

Häuptling streckte sich auf den Grund, das Gesicht niederwärts, — eine wundärztliche Operation war im Anzuge. Aber was sollte geschehen? War der Häuptling aufgeborsten, gleich einer reifen Frucht, und sollte nun zugenäht werden? Ich hob mich langsam in die Höhe, um besser sehen zu können. Das große, schwarze, von Fett glänzende Ungeheuer lag in voller Länge ausgestreckt, und sein Weib stach ihm mit dem Instrument in die Haut und durchbohrte ihn so lange, bis eine Anzahl von Löchern gemacht war, aus welche Blut tröpfelte. Ich fragte nach der Bedeutung dieser Operation, und der Häuptling erwiderte mir, daß er Rückenschmerzen habe, und daß dieses das beste Mittel dagegen sei. Blutlassen ist, wie es scheint, kein Monopol der Facultät. Ich sagte ihm, daß wir in unserm Lande eine Flüssigkeit anwendeten, die Opodeldoc heiße, und versprach ihm, solche zu geben, wenn wir nach „Holland" kämen. Dies ward sogleich auf die Liste meiner Reizmittel, um ihm zur Reise in jenes mysteriöse Land zu bewegen, gesetzt.

Auf dem nächsten Halteplatz wurden meine Dienste in einem mir bis dahin ganz neuen Departement verwendet. Eines Vormittages, als ich zwischen den Wigwams herumspazirte, rief der Häuptling mich bei dem Namen, welchen er mir mit schwachem Anklang an meinen wirklichen beigelegt hatte: „Arke-Bony!"

Beim Eintreten schien er sich in leisen, gurgelnden Tönen mit seiner jüngst verheiratheten Tochter zu unterhalten, welche während des Gesprächs mit ihrer Hand durch das zottige Haar ihrer jungen vorhochzeitlichen Hoffnung fuhr. Es mußte mit den Haaren dieses Jünglings nicht ganz richtig sein, und es ward mir augenblicklich klar, daß mir aus diesen Quartieren etwas Unangenehmes drohe. Der Häuptling löste meinen Zweifel auch sogleich durch den Befehl, einen Theil des Haarzottels abzuschneiden. Ich machte den Einwand, daß es mir an einem Instrumente fehle, worauf die Mutter eine alte Scheere zum Vorschein brachte, welche zuvörderst durch eine Pfeile geschärft werden mußte. Alsdann machte ich mich an meine Arbeit und verrichtete sie so rasch und mit so freundlichem Gesicht, als möglich; und so ward ich Friseur bei den Patagoniern und dachte darüber nach, welche Prüfung weiter kommen würde?

Bald darauf brachen wir die Lager wieder ab und zogen über den Gallego-Fluß, ein leichtes Gewässer, durch welches unsere Pferde wateten. Der Strom in der Mitte war reißend und führte viel Treibeis mit sich. Halbweges stutzte mein Pferd, stellte sich auf die Hinterbeine und warf mich ins Wasser. Das größte Unglück dabei war, daß das Glas meiner Uhr zerbrach. Diese hatte ich bis jetzt aufs Sorgfältigste verheimlicht, als mein letztes Mittel,

die Wilden zu amüsiren, wenn alles Andere erschöpft sein sollte und Erinnerung und Erfindung keine Geschichten mehr aufbieten konnten, wenn die Versprechungen fadenscheinig von Wiederholungen geworden seien, und die steten Befürchtungen von Größe und Macht in der Heimath ihren Zauber durch die factischen Beweise gegenwärtiger Schwäche und Demüthigung verloren haben würden.

Wir — d. h. ich und mein alter Gaul — strauchelten eine Weile im Wasser herum, bis das Pferd, welches auf mir lag, sich erhob und ich seinem Beispiel folgen konnte. Wir gingen von Wasser triefend und vom unbändigen Gelächter des ganzen Trupps empfangen, ans Land. Nachdem ich auf meiner Rosinante wieder festen Fuß gefaßt, ging die Reise weiter. Unser Weg ging den Fluß hinunter zum Atlantischen Ocean. Die Jagd fiel unglücklich aus und so mußten wir ohne Abendessen und ohne Hoffnung auf ein Frühstück schlafen gehen. Ein kleines Feuer ward angezündet, aber meine Kleider froren mir fast am Leibe fest. Der nächste Morgen war stürmisch. Erst gegen Nachmittag ward es heller, und nun zogen die Indianer aus, um etwas Nahrung zu suchen. Meine einzige Erfrischung, bis sie heimkamen, war ein bischen Fett, welches uns von den Weibern mit ihren schmutzigen Daumen aus einer Straußenhaut herausgekratzt wurde. Diese Haut war so schwarz, daß ihr Stammbaum — ob Strauß, Guanaco oder Pferd — ein unlösbares Räthsel für Den gewesen sein würde, der sie recht sehen gekonnt hätte; aber Hunger kennt wie Noth kein Gebot, und gierig verschlang ich, was ich vor ein paar Monate wohl noch für zu schlecht gehalten haben würde, um meine Schuh damit zu schmieren. Die Männer kamen mit einigen erlegten Straußen und Stinkthieren heim. Der Häuptling empfing als seinen Antheil am Jagdertrage eines von den letztgenannten Vierfüßlern. Die Eigenschaften, welche — durch den Namen des Thieres angedeutet — auf die Nase wirken, sind nicht geeignet, günstige Vorurtheile für dasselbe als Nahrung zu erwecken; aber ich war glücklich über meine Portion und ließ Nichts von derselben übrig.

Während der drei Tage, welche wir hier lagerten, brachte ich endlich die lang verheimlichte Uhr ans Licht. Ich sah, daß es nicht möglich sei, sie noch zu verbergen, und gab dem Häuptling die Uhr. Sein Vergnügen daran war sehr groß. Ich zog sie auf und hielt sie an sein Ohr. Er war bei dem unerwarteten Klang so entzückt, wie es bei uns die Kinder zu sein pflegen, wenn wir ihnen eine Uhr zeigen. Ich erklärte ihm den Gebrauch und Nutzen derselben, aber er hatte für nichts Sinn, als für ihren Tick-Tack. Das Zerbrechen des Glases ward erklärt und ich sagte, es solle ein neues darauf gemacht werden, sobald wir „Holland" erreicht hätten —

ein anderes Reizmittel, um unsere Reise dorthin zu beschleunigen.

Als der Häuptling endlich sein Vergnügen an dem tickenden Spielzeug gehabt hatte, gab er mir die Uhr zurück. Ich wickelte sie sorgfältig in die Haut eines Füllens, welche zu ihrer Aufnahme bereitet ward, nachdem ich sie meinem gütigen Gastfreunde zum Geschenk gemacht hatte, und so ward sie, neben andern Werthsachen an einen Pflock in der Hüttenwand aufgehängt, dicht bei dem Platz, wo seine Hoheit zu ruhen gewohnt ist. Sie sollte jedoch nicht lange daselbst verbleiben. Ich mußte sie wieder herunter langen und an die Ohren eines jeden Indianers halten, die unsere Wigwam beehrten. Vierzigmal jeden Tag mußte sie mindestens ihren Platz verlassen, bis ich meines Amtes als Taschenspieler und Guckkastenmann so überdrüssig ward, daß ich die Uhr auf den Grund der See wünschte. Die Indianer, während sie auf ihren Klang lauschten, nahmen jede Stellung schweigenden Erstaunens ein, ihre Augen erweiterten sich, ihre Gesichter klärten sich in jeglichem Zuge von Wundern des Entzückens auf, und dann brachen sie in ein Gebrüll heiseren Gelächters aus, dessen Ton seltsam mit der kindlichen Einfalt ihres Benehmens contrastirte. Das Geschäft war überaus langweilig, und doch ward es mir dabei klar, daß eine neue und fast unbegrenzte Macht über mein künftiges Schicksal in dieser kleinen Maschine verborgen sei. Es hatte den Häuptling ganz befangen gemacht und erfüllte den ganzen Stamm mit einem Grauen, als wäre es die Ruthe eines Zauberers. Ob es nun aber Gutes oder Schlimmes für mich bedeute, war noch die Frage. —

Unser nächster Marsch ging in einer west-nord-westlichen Richtung; und während desselben hatten wir nicht blos eine große Fülle von gewöhnlichem Wild, sondern begegneten auch einen jungen Löwen und erlegten ihn. Es war der erste lebendige, den ich in diesem Lande sah, obwohl ich Löwenhäute genug im Besitz der Indianer gesehen und viele Geschichten von der Löwenjagd gehört hatte. Dieser Löwe war noch ganz jung und von der Größe eines sechs Wochen alten Kalbes. Ich ritt an der Seite des Häuptlings über ein Stück niedrigen Buschlandes, als die Hunde ein Zeichen gaben, daß sie etwas Ungewöhnliches witterten. Wir machten Halt und der Häuptling rief den Hunden zu: „Tschju! Tschju!“ Sie waren wie der Wind fort, jagten durch die Büsche hin und her, bellten wüthend und jagten das Thier bald aus seinem Versteck. Andere Indianer, etwas entfernt, nachdem sie sich überzeugt hatten, was vorgehe, hetzten ihre Hunde gleichfalls auf das Wild. Die Jagd begann. Pferde, Reiter und Hunde von allen vier Weltgegenden eilten zu dem Schauplatz derselben heran mit einem Halloh,

Gebell und Geheul, das hingereicht hätte, jeden unsophistischen Löwen um seinen Verstand zu bringen. Einige jagten in gestrecktem Galopp dahin, um ihm den Rückweg abzuschneiden, während die Andern, baarhäuptig, in ihren Sätteln vorwärts gelehnt, die „Bolas" um ihren Kopf schwenkten und den Löwen dazu trieben, sich in Verzweiflung gegen die Hunde zu kehren. Einige von diesen ergriffen die Flucht, Andere aber — die Gelegenheit abpassend — sprangen ihm auf den Rücken und hauten ihre Zähne ihm ins Fleisch. Er fegte sie mit einem einzigen Streich seiner Tatze hinweg, als ob sie Fliegen seien, und begann aufs Neue seinen Rückweg zu versuchen. Ab und an ward die „Bolas" nach ihm geschleudert, ohne daß man ihn gefesselt oder seine Wildheit gebändigt hätte. Die Indianer drängten mittlerweile sich enger um ihn zusammen; die Schlacht ward heftiger; seine ganze Kraft mußte das Thier aufbieten. „Tschju! Tschju!" brüllten die Wilden; die zerstreuten Hunde und Pferde erneuten den Angriff, und nach einem harten und ungleichen Kampfe ward das Thier endlich bezwungen und durch die Masse der Indianer getödtet. Ich hatte mich in der Nähe gehalten und ritt nun zu dem erlegten Löwen, welcher unter dem Geheul der verwundeten Hunde und dem prahlerischen Gelächter der Indianer verendete. Es war ein schönes Thier, mit sanfter, glatter, silberhaariger und schwarzgesprenkelter Haut. Der Kopf hatte eine allgemeine Aehnlichkeit mit der einer Katze, das Auge war groß und voll und blitzte von Wildheit.

Nachdem die Indianer ihr Wild hinlänglich besehen, beschwatzt, belacht, sich selber Glück zu der Beute und dem raschen Siege gewünscht hatten, ward der Körper auf ein Pferd gebunden und die Jäger zerstreuten sich wieder über das Land. Auch einige Strauße wurden noch aufgetrieben. Der Häuptling zog seine Bolas hervor, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Sein Mantel fiel ihm von den Schultern; sein langes, schwarzes Haar (so steif, daß jedes für sich nach einer andern Richtung hin stand) rauschte im Winde, sein scheußlich bemaltes Gesicht sah dem eines Teufels nicht unähnlich, und rasend über seinem Haupte schwang er sein tödtliches Wurfgeschoß. Plötzlich schleuderte er es gegen einen der aufgeschreckten Vögel, wobei er aufrecht im Sattel sitzen blieb, um die Wirkung des Wurfes abzuwarten. — Plötzlich blieb sein Pferd stehen. Er stieg rasch herab, faßte den gefesselten Vogel an den Hals, und drehte ihn so lange um sich herum, bis derselbe todt war. Als ich herankam, legte er den großen Vogel auf mein Pferd, stieg wieder auf und machte auf einen zweiten Jagd. Auch dieser wurde erlegt und auf mein Pferd geworfen, während Andere Guanaco's verfolgten, bis wir Beute genug hatten. Dann ritten wir in ein Dickicht, machten ein Feuer und brieten und verzehrten einen

Theil des Raubes. Die Ueberbleibsel des Mahles und der Rest des Wildes wurden zusammengepackt und der ganze Trupp setzte sich auf's Neue in Bewegung.

VI.

Aerztliche Studien und der verhängnißvolle Ring.

Der Häuptling hielt gelegentlich von seiner Wigwamthür aus Reden an seine Unterthanen, in welchen er ihnen unveränderlich die Pflicht einschärft, zu jagen und ihren Frauen Fleisch und Fett zu verschaffen. Es war bei diesen Thronreden niemals ein Zuhörer sichtbar; denn seine Lieben und Getreuen betrachteten dieselben als eine entschieden langweilige und überflüssige Unterhaltung, und wenn Einer von ihnen zufällig vorbeiging, so versteckte er sich ganz gewiß in die nächste Hütte, bis die Plage vorbei war. Aber die lederartigen Lungen des Redners konnten nicht verfehlen, seine Stimme in den benachbarten Wigwams hörbar zu machen. Kurz, seine oratorische Vorstellung glich mehr den offiziellen Anreden republikanischer Präsidenten, als denen seiner königlichen Vettern in Europa; sie währte niemals unter einer Stunde. Im Styl glich sie den Straßenrufen eines Kärrners. In monotonem Gerassel brachte er seine langen Sätze zu Ende, um darauf jeden Widerspruch durch mehrfach wiederholtes: „Camole! Camole! Camole!“ herauszufordern, worauf er eine Pause machte. Aber Niemand dachte daran, ihm zu widersprechen, und so begann er seine Geschichte wieder von vorn in endlosen Wiederholungen. Nachdem ich einmal seinem Vortrage sehr geduldig gefolgt war, applaudirte ich in meiner Seele dem Geschmack seiner Unterthanen, so weit als möglich aus dem Bereich seiner Stimme zu entfliehen.

Eines Nachmittags, als ich mich sehr darnach sehnte, aufzubrechen — denn jede Vorwärtsbewegung fachte den glimmenden Funken der Erlösung an — benachrichtigte mich der Häuptling, daß wir heute liegen bleiben würden. Das Kind seiner Tochter war krank geworden, und sogleich ward ein Bote abgesandt, um einen Heilkundigen zu rufen. Der Arzt kam bald an, bewaffnet mit zwei kleinen Paqueten, welche in ein Stück Fell gewickelt waren, etwa einen Fuß lang und drei Zoll im Durchmesser. Ich dachte, es seien seine Medizinkasten. Er trat gravitätisch ein, legte die Paquete nieder, und kauerte neben der Mutter, welche den kleinen

Patienten auf dem Arme hatte, auf dem Boden nieder. Was seine Krankheit auch sein mochte, seine Lungen schienen nicht affizirt zu sein; er schnaufte wie ein junger Büffel. Eine Zeit lang ward kein Wort gesprochen, während der Doctor ihm immer ins Auge sah. Dann verordnete er eine Waschung — nicht mit heißem Wasser, sondern mit einem aus Lehm gemachten Mörtel. Der Lehm ward gebracht, die besorgte Mutter bereitete ihn mit beiden Händen zu, spuckte hinein, um ihm die erforderliche Feuchtigkeit zu geben; und nachdem er auf diese Weise zu einer Art dicker Farbe zugerichtet worden war, beschmierte sie den kleinen Kerl damit, der davon ein höchst originelles Ansehen bekam. Diese Salbung war offenbar nicht nach seinem Geschmack; denn er stieß ein so schrilles und anhaltendes Geschrei aus, daß er bald außer Athem war. Dann wurden die Medizinkästen geöffnet, aber an Stelle von Heilkräutern ward blos ein Bündel von Straußensehnen und eine Rassel darin gefunden, acht bis zehn Zoll lang. Der Arzt begann die Sehnen zu entwirren und murmelte dabei kaum hörbar. Dies währte ungefähr fünf Minuten, worauf er die Rassel ergriff, mit welchen er zwei Minuten einen Höllenlärm machte, um alsdann seinen Platz bei dem Patienten wieder einzunehmen, und ihn so eifrig anzusehn, wie vorher. Danach wandte er sich mit großer Wichtigkeit an den Häuptling, welcher mit gekreuzten Beinen auf seinem Lager gesessen und mit gefalteten Armen den Proceduren des Heilkünstlers gefolgt war. Dieser brach endlich das Schweigen und sagte: „Ich denke, es geht ihm besser — was denkst Du?“ Der Häuptling grunzte Beifall. Dieselbe Anrede ward an die Mutter gerichtet, und dieselbe Antwort erfolgte. Ein neues Pflaster von Lehm ward verordnet, eine Wiederholung jenes kaum hörbaren Gemurmels erfolgte, die mysteriösen Sehnen kamen wieder zum Vorschein und die Rassel machte ihren vorschriftsmäßigen Lärm. Die Mutter und die Großmutter stimmten aufs Neue der Ansicht bei, daß das Kind besser sei; der Häuptling nahm ein Stück Taback, schnitt davon für zwei Pfeifen voll ab und gab es dem Doctor als Honorar. Die Sehnen wurden wieder zusammengerollt und in ihren Behälter gelegt, und die Rassel ward noch einmal geschwungen, ob als Finale zu der großen Heilmethode, oder als eine Bezeigung der Dankbarkeit für das Honorar, oder aus Freude über den Erfolg, konnte ich nicht errathen. Aber kaum hatte der praktische Arzt den Wigwam verlassen, als das Kind noch viel heftiger schrie als zuvor. Ich fürchtete, daß dieses den Glauben an die Wunderkur Etwas erschüttern dürfte. Aber nein, ihr Zutrauen zu ihrem ärztlichen Rathgeber war so groß, daß es nicht einmal durch einen Sturm weggeblasen werden konnte. Sie betrachteten ihn als unfehlbar. Sein Heilmittel war zwar mehr auf die Einbildung

seiner Patienten, als auf ihre kranken Organe berechnet, aber es schien doch zu helfen. Der kleine Wechselbalg ward zu unserem großen Troste ruhig und schien bald ganz hergestellt zu sein.

Der Stamm setzte sich hierauf rasch in Bewegung, um den Zeitverlust wieder gut zu machen. Unser Marsch ging eigentlich nach keiner bestimmten Richtung, aber er ward mit der größten Eile betrieben. Dann kam wieder ein längeres Lagerleben, Feste wechselten mit Fasttagen, und Spiel mit Streit und Prügelei. Der Häuptling war in einer verdrießlichen Stimmung; ich heiterte ihn dadurch auf, daß ich ihm von der Art unserer Doctoren erzählte, die den Puls fühlten. Er hörte mir mit großem Interesse zu, und nachdem er über die Sache reiflich nachgedacht hatte, kam er zu einem unerwarteten und beunruhigenden Schlusse. Dies und meine Geschichte vom Opodeldoc zusammenreimend, fing er auf Einmal an zu glauben, daß ich selber ein Arzt sei! Ich protestirte gegen diese Annahme, aus Furcht, daß nichts Gutes aus der Verantwortung, die er mir auflegen könnte, folgen würde. Aber es war umsonst; er hielt seine Meinung fest. Und bald ward es im ganzen Stamme ruchbar, daß ich ein ausgezeichneter Doctor sei. —

Nun ereignete es sich in dieser kritischen Lage, daß eine gewisse Wittwe von ziemlich reifem Alter, plötzlich krank ward. Ihr Gemahl war vor langen Jahren von einem Mitglied des Stammes ermordet worden. Sie besaß mehrere Pferde und nahm, kraft dieses Reichthums, eine bevorzugte Stellung in der patagonischen Gesellschaft ein. Ein Bote brachte dem Häuptling die Nachricht von ihrer Krankheit; dieser befahl mir allsogleich, meine Uhr zu stellen, und mit ihm zur Wohnung besagter Wittwe zu gehen. Ich versicherte ihm noch einmal, daß ich Nichts von Krankheiten und Medizin verstände. Er sagte mir, er wisse das besser, ich sollte mich ohne Verzug aufmachen. Widerspruch war unnütz; ich bewaffnete mich daher mit der „tickenden Maschine“ und begab mich auf meinen ersten ärztlichen Besuch. Sobald wir der Hütte der Patientin näher kamen, wurden wir mit einem gräßlichen Hurrah begrüßt, das mit jedem Augenblick wuchs, jemehr wir vorschritten. Ein großer Haufen von Indianern, beiderlei Geschlechts, umgab den Wigwam, und machte einzeln und zusammen den grausamsten Lärm, den ich je gehört. Die Menge stand dicht, drinnen und draußen, aber sie machte Platz für den Häuptling und den großen fremden Arzt. Der erste Befehl, den ich gab, war, daß sie aufhören sollten zu singen, worauf sofort eine Stille erfolgte, daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Mit so großer Würde, als mir überhaupt zu Gebote stand, ging ich zu meiner Patientin. Sie lag auf einem Stücke Pferdehaut, so welk, so zusammengeschrumpft und contract, daß es schien, als könne ein Waschkorb sie

mit sammt ihrem Lager zudecken. Ich kniete an ihrer Seite nieder, zog die Uhr heraus, faßte die Kranke am Handgelenk und fühlte nach ihren Puls. Aber zu meinem Erstaunen konnte ich diesen nicht fühlen. Ich tappte und tastete eine Weile herum, bis ich denn zuletzt zu der beschämenden Ueberzeugung kam, daß ich nicht wußte, wo er eigentlich war. Die Patientin gerieth außer sich vor Schreck bei einer so ungewöhnlichen Procedur; aber es gelang mir, ihre Furcht zu beschwichtigen, nicht aber auch, ihren Puls zu finden. Indeß, da es zwar ganz gleichgültig, ob ich finde oder nicht, so fuhr ich fort, mit weiser Miene nach der Uhr zu sehen und dabei ihr Handgelenk in tiefem Schweigen zu halten. Als ich glaubte, daß der nothwendige Eindruck auf die furchtergriffenen Zuschauer hervorgebracht sei, verordnete ich — nicht ein Lehmpflaster, denn die Patientin war ohnehin schon schmutzig genug; auch keine Arzneien, denn ich hatte keine, und was Wurzeln und Kräuter anlangte, so wagte ich ihrem Magen keine Substanz von unbekannten Wirkungen zu geben — sondern nach einigem Nachdenken befahl ich einiges lauwarme Wasser zu besorgen und die Patientin damit von Kopf bis zu Fuß zu waschen und zu scheuern. Das Mittel war neu; die Patientin war von ihrem ersten Tage bis zu dem heutigen nicht so gründlich gewaschen worden. Außerdem ward sie auf eine strenge Diät gesetzt. Fett und alle andern Luxusartikel wurden ihr verboten, und langsam entfernten wir uns aus dem Krankenzimmer.

Meine Würde war behauptet. Ein Fortschritt vom Barbier zum Tausendkünstler und Arzt war ein Ding, das man nicht leicht behandeln durfte. Die Angst trieb den Schlaf aus meinen Augen, und inbrünstig betete ich für die Genesung der Wittwe, weil ich nach Allem, was ich von dem Aberglauben der Indianer wußte, fürchtete, man werde mich für ihren Tod verantwortlich machen. In diesem Falle jedoch, wie ich bald erfahren sollte, hatte ich mich geirrt.

Der Wittwe ging es besser; meine Verordnungen wirkten wie ein Zauber. Aber ihre Tage sollten dennoch bald zu Ende sein. Spät eines Nachts, nachdem wir uns Alle zur Ruhe begeben hatten, kam ein wild aussehender Mann in den Wigwam des Häuptlings und flüsterte diesem einige Worte zu, worauf er sich erhob und in Begleitung des Fremden vor die Thür ging. Mit gedämpfter Stimme unterhielten sie sich mehrere Minuten lang und trennten sich darauf, anscheinend mit gegenseitiger Befriedigung. Ich sondirte den Häuptling über das Vorgefallene mit Vorsicht. Ruhig und ohne Rückhalt, als ob es eine ganz gewöhnliche Verhandlung sei, sagte er, daß die Wilden die Wittwe zu tödten wünschten, um in den Besitz ihrer Pferde, die sie essen wollten, zu kommen. Ich fragte nicht

weiter, da ich vollständig überzeugt war, daß er gegen die schwarze That Nichts einzuwenden habe, welche denn auch unverzüglich vollbracht wurde.

Seltsames Fleisch ward um diese Zeit von den Indianern gegessen; man sagte mir, es sei Löwenfleisch, aber lud mich nicht ein, daran Theil zu nehmen. Dasselbe beobachtete ich mehrere Male, auch zu Zeiten, wo ich ganz genau wußte, daß sie kein wildes Thier, geschweige einen Löwen erlegt haben konnten. Die Beschaffenheit meiner Ahnungen kann leicht errathen werden; aber ich that keine Fragen, denn es war zu peinlich für mich, an die Grausamkeiten zu denken, die nur zu wahrscheinlich unter dem Geheimniß dieser Vorgänge verborgen waren. Bei einer Gelegenheit jedoch erzählte mir ein junger Indianer, der ein paar Worte Englisch und Spanisch sprechen konnte, daß sie drei Menschen getödtet und gefressen hätten. Ob er mir mittheilen wollte, daß dies ein Ausnahmefall oder die Regel sei, wußte ich nicht und hatte auch keine Neigung, es zu erforschen.

Auf's Neue setzten wir uns in nordwestlicher Richtung in Bewegung, erlegten eine ziemliche Menge Wild auf dem Wege und schlugen das Lager an einem elenden, sumpfigen Fleck auf. Der Wind war hoch und unsere Zelte zitterten, wie Schiffe in einem Orkan; Nachts wuchs er zu einem Sturm an, der die Dächer durchschlug und mich in einen halberfrorenen Zustand versetzte. Am Abend des zweiten Tages begegnete mir hier ein Zufall, welcher meinen Entschluß, der Arzneikunde zu entsagen, in schrecklicher Weise befestigte. — Als ich an den glimmenden Kohlen eines kleinen Feuers saß, von unserm buntscheckigen Haushalt umgeben, und mannhaft an einem Bissen halbrohen Fleisches nagend, welches mein Abendessen vorstellte, während ein größeres Stück über dem Feuer kochte, wurden wir auf einmal durch einen fürchterlichen Schrei: „Mord! Mord!" aufgeschreckt. Der Häuptling zog sich in den Hintergrund seines Wigwams zurück, nahm seinen Hirschfänger von der Wand und befahl mir, vom Feuer fortzugehen, das von zweien seiner Frauen sogleich ausgelöscht ward, während die beiden anderen vor die Thür rannten und ein lautes Klagegeschrei erhoben. Alle Frauen des Lagers kamen nach und nach zum Vorschein und erfüllten die Nacht mit ihrem gräßlichen Geheul, und eine Stunde oder länger wagte kein männlicher Indianer sich zu zeigen. Es war für mich eine Stunde furchtbaren Harrens, deren Qualen ich nicht beschreiben kann. Zuletzt kam ein Mann und erzählte dem Häuptling, daß ein Doctor ermordet worden sei. Er hatte einem Weibe seinen ärztlichen Besuch abgestattet, und sie mit Zauberei und Geheimsprüchen behandelt, aber seine Mittel schlugen nicht an; worauf der Mann jener kranken

Frau voll Grimm zu seinem Wigwam ging und ihn mit seinem Messer erstach. Es war ein sonderbarer Umstand, daß Leute, welche überlegter Mordthaten fähig waren und erst jüngst ein altes, krankes Weib getödtet hatten, um sie ihrer Pferde zu berauben, bei dieser Gelegenheit solchen Lärm bei dem Ruf: „Mord!" machten. Das Schlachtopfer war ein ungeheuer fetter Mann, der nach meiner Ansicht 400 Pfund wiegen mußte. Ein grauenhafter Anblick zeigte sich am andern Morgen: der Schnee rings um die Hütte des Doctors war mit seinem Blute ganz gesättigt. — Wir brachen gegen Mittag auf, ließen den Todten liegen, wo er lag, und zogen bis in die Nacht hinein.

Eine meiner Zerstreuungen war, die Kinder bei ihren Spielen zu beobachten. Das beliebteste Spiel derselben besteht darin, Straußenfüße, welche an Sehnen festgebunden sind, in die Luft zu werfen und zu fangen, während sie dahinfliegen. Cohanaco, des Häuptlings jüngster Sohn, übertraf alle andern in diesem Spiel, welches sie für das Werfen des Bolas vorbereitet; er ward als ein besonders kräftiger und tüchtiger Knabe angesehen, aber, obgleich er schon sechs bis acht Jahr zählte, war er doch noch nicht entwöhnt! Der ganze Schwarm schmeichelte ihm und verzog ihn; er tummelte sich mit den andern Jungen herum, oft ganz nackt in Sturm und Regen, bis er müde und hungrig war, dann lief er in die Hütte, legte sich an die Brust der Mutter, sog, bis er genug hatte, und kehrte zu seinen Spielkameraden zurück.

Während dieser Zeit ward „Holland" keineswegs vergessen, denn ich erinnerte den Häuptling und seine Unterthanen beständig an die dringenden Gründe, mich unverzüglich dorthin zu bringen, an die Geschenke, welche nur dort zu haben seien, an die fürchterlichen Folgen, wenn mir Etwas gethan würde, an die großen Schiffe mit den großen Feuerwaffen, die mich sicher an dem ganzen Stamm rächen würden. Aber trotz alledem wollte „Holland" noch immer nicht erscheinen, ja, meine Lage fing auf's Neue an, gefährlicher als je zu werden.

Wir waren nach einer Tagereise an einen Hügel, in der Nähe eines Sumpfes angekommen, welcher uns das Wasser lieferte — und schlecht genug war es. Die Frauen schlugen die Wigwams auf. Der Erdboden war gefroren, und eine große Eisenstange, ohne Zweifel von irgend einem Wrack, diente als eine Schaufel, um Löcher für die Zeltstäbe zu wühlen. Die Männer kehrten von der Jagd heim, welche so gut wie gar keine Ausbeute geliefert hatte, und mißvergnügt legten sich Alle nieder. Indianerhaufen lagen in murmelndem Gespräche zusammen, und ihre Blicke verriethen, worüber sie sich unterhielten. Sie waren meines Lebens auf's Neue überdrüssig geworden, und Schmeicheleien und Ver-

sprechungen konnten die wachsende Fluth nicht hemmen. So ging es mehrere Tage lang; am Abende des dritten endlich ward ich von dem Häuptling aus dem Wigwam gerufen. Ich folgte ihm schweigend mit einem zitternden Vorgefühl des nahenden Unheils. Er brachte mich nach einem Ort, wo zwanzig oder dreißig von den Leitern des Aufruhrs gegen mich in einem Kreis zusammen saßen. Das war wieder der verhängnißvolle Ring, dem ich schon einmal mit genauer Noth entgangen war. Ob ich ihm diesmal wieder entgehen würde, das war zweifelhaft. Denn Alles, was ihre Gier reizen, ihren Schrecken erregen, sie von dem Werth meiner Person überzeugen konnte, hatte ich gesagt und erschöpft. Ich konnte nichts Neues mehr erfinden und die wachsende Gefahr benahm mir obenein jeden Gedanken.

Nachdem ich mich in die Nähe des Häuptlings gesetzt hatte, begann der Rath und nahm denselben Gang an, wie das erste Mal, zeichnete sich aber durch größere Heftigkeit aus. Ihr Betragen war beunruhigend, aber zu meiner Freude äußerte der Häuptling dieselben Ansichten, wie in der früheren Versammlung. Seine Macht war groß, aber sie hatte doch auch ihre Grenzen, und ich fürchtete. Ich ließ es an neuen Versprechungen nicht fehlen; aber die Versammelten zauderten und waren offenbar unschlüssig. Alsdann begannen sie mich zu examiniren; meine Versprechungen waren nicht deutlich genug. Was beabsichtigte ich ihnen zu geben? Die Antwort befriedigte sie nicht; sie wollten mehr haben. Mehr oder weniger machte für mich keinen Unterschied, und ich verhieß ihnen alle und jede guten Dinge, die sie verlangten, sobald wir nur in „Holland“ angekommen sein würden. Eine neue Berathschlagung erfolgte und brachte sie zu dem einmüthigen Beschluß, daß sie erst die Geschenke haben und dann mein Schicksal weiter bestimmen wollten, eine Schurken-Politik, in der diese Wilden trefflich erfahren schienen.

Die Eingeborenen hatten keine Idee davon, daß ich ihr Gespräch ziemlich gut verstehen konnte, und ich hütete mich wohl, ihnen dies zu zeigen. Obgleich ich unfähig war, ihr Kauderwelsch zu sprechen, so hatte ich doch mein Ohr daran gewöhnt, es leidlich zu interpretiren, während meine halb spanischen Brocken mich in den Stand setzten, ohne Argwohn viel von ihrer Unterhaltung zu hören und zu merken. Ein englisches Wort, welches dem alten Häuptling ganz besonders gefiel, war der Titel „Old boy!“ (alter Junge), mit welchem ich ihn oft beehrt, und über welchen er sich mehr zu freuen schien, als wenn ich ihn „Eure Majestät“ genannt haben würde.

Der Rath brach zuletzt, zu meiner großen Erleichterung auf, und ich kehrte zu meinem elenden Lager zurück. Der Häuptling

wies mich zur Ruhe, und gebot mir, mich niederzulegen. Ich gehorchte, nicht um zu schlafen, sondern um die Vorsehung anzubeten, die mich zweimal schon aus den Klauen des Todes gerettet hatte; um über die Vergangenheit nachzudenken und für die Zukunft Pläne zu entwerfen. Die Aufregung des Abends hielt mich wach, die Nacht verging und der Morgen tagte, ohne daß Schlaf nur für einen Moment in meine Augen gekommen wäre.

VII.

Stromfahrten.

Von diesem Punkt aus bewegten wir uns in nordwestlicher Richtung, wobei wir viel Wild fanden, unter Andern eine Art von Fuchs, das erste Exemplar, welches ich in diesem Lande gesehen hatte. Das Lagergebiet war diesmal eine Wüste, trauriger als mein Auge je eine gesehen, selbst in Patagonien; eine niedrige Marsch, von Sandhügeln umgeben, die selbst von den Spuren einer vergangenen Vegetation gänzlich entblößt war. Die Pferde wurden losgelassen, um das Problem einer Existenz zu lösen, so gut sie könnten; während meine Wirthinnen, mit Beistand ihrer Hunde, aus einem Stinkthier und zwei Straußenbeinen das Abendbrod zubereiteten. Ich schätzte mich glücklich, ein so reiches Mahl in Aussicht zu haben, da ich die Tage vorher auf sehr knappe Diät gesetzt war.

Hier ward mir eine neue Tortur auferlegt. Es war im Stamm Haß genug gegen mich gewesen, wie ich meinen Lesern schon mehrfach zu erzählen Gelegenheit gehabt hatte; aber er trieb sein Wesen gewissermaßen hinter meinem Rücken. Nun aber, da man glaubte, ich verstände ihre Sprache nicht, begannen sie ihre blutdürstigen Gedanken in meiner Gegenwart zu äußern. Des Abends, bevor wir uns zur Ruhe legten, fingen die Frauen wie gewöhnlich gegen mich zu reden an; aber es machte mich nicht besonders ängstlich, da weibliche Ansichten in Staatsdingen niemals viel Gewicht gehabt haben. Zwei dieser Weiber schienen immer einen tödtlichen Haß gegen mich genährt zu haben, aus welchem Grunde, konnte ich nicht errathen, wenn es nicht deshalb war, weil sie dachten, ich nähme zu viel von Seiner Hoheit Zeit in Anspruch, oder übe einen zu großen Einfluß auf ihn aus. Aber bei der gegenwärtigen Gelegenheit ward die Conferenz durch den Eintritt von zwei oder drei Besucherinnen vermehrt, deren einziger Zweck zu

sein schien, dem Häuptling einen guten Rath in Bezug auf meine Person zu geben. Obgleich ich die Beschaffenheit ihrer Bemerkungen nur zu gut begriff, so sah ich so dumm wie möglich aus und bemühte mich dem alten Burschen mit mehr als gewöhnlicher Unterwürfigkeit zu schmeicheln, streichelte seine Brust, nannte ihn meinen „Gevatter“ und mich sein Kind, sein „piconine,“ sein „muchacho.“ So tief war meine Erniedrigung! Von der Güte eines Herzens zu sprechen, das voll Grausamkeit und schwarz von Verbrechen war! Dieses wilde, fettige, sittenlose Ungeheuer meinen Vater und mich seinen gehorsamen Sohn zu nennen! — Schlaf kam in jener Nacht wieder nicht in meine Augen, und das gesegnete Licht des Tages stahl sich durch die Spalten des Daches wie eine Wohlthat vom Himmel.

Ich erhob mich, eilte in die Luft, um mich durch Bewegung zu erwärmen, und setzte mich darauf an das Feuer, als es entzündet worden war. Aber der Tag war trübe und brachte die alten, blutdürstigen Klatschschwestern auf's Neue in den Wigwam. Sie ließen ihrem Haß gegen mich wiederum freien Lauf und drängten darauf, daß ich so rasch als möglich abgethan werden müsse. Stürmische Gedanken und schlaflose Nächte hatten meinen Körper gänzlich entkräftet. Ich kam dem Wahnsinn nahe; starke Leidenschaften, welche bisher geschlummert hatten, erhoben sich nun wild in mir. Ich sprang auf, warf meine Kappe heftig auf den Boden, stampfte, zeigte ihnen meine Zähne und fluchte ohne Rückhalt. Ich ballte meine Fäuste gegen sie, forderte ihren Zorn heraus und wüthete mehrere Minuten lang, ohne Rücksicht auf die Folgen. Was galt mir mein Leben noch? Sie tödteten mich zollweise. Der Häuptling war bei diesem Ausbruch zuerst erschreckt, und starrte mich mit einer dunklen, umwölkten Stirn lange an. Glücklicherweise war meine Wuth zu stürmisch, um sich in den Grenzen meines Indisch-Spanischen Wörterbuchs zu halten, sie äußerte sich vielmehr im reinsten Englisch, so daß die Sprache mich nicht verrathen konnte. Mit der zurückkehrenden Vernunft fiel mir auch sogleich das Mittel ein, mein Unrecht zu verbessern. Ohne erst auf Fragen zu warten, sah ich mit einem bemitleidenswürdigen Blick auf den Häuptling und zeigte alsdann auf meinen Kopf, als ob er mich furchtbar schmerze. Ich könne für meine Handlungen Nichts. Es thäte mir leid, daß ich mich so gezeigt hätte, aber mein armer Kopf sei an Allem Schuld; und indem ich ihn mit der einen Hand hielt, schlug ich ihn vorwurfsvoll mit der andern. Der alte Häuptling sah bei diesem Wechsel der Scene etwas zweifelhaft aus und fragte mich, ob ich meine Fäuste gegen sie geballt hätte? Gegen sie? Nein, nein! sie hätten mich gänzlich falsch verstanden. Mein Herz wäre gut, wie das seine, aber mein Kopf wäre an Allem Schuld, meine

arme, nichtswürdige „cabezza." Ein neuer Schlag gegen meinen Hirnschädel und eine zweite Auflage meines Schmerzensgeschreis reichte hin, ihn von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Ich athmete hoch auf, als ich mich wieder sicher fühlte, aber mir war immer noch, als ob Alles ein Traum gewesen. Traum oder nicht — es war vorüber und meine Lage hatte sich weder verbessert noch verschlechtert. Nur meine weiblichen Feinde waren noch nicht überzeugt und fügten diese letzte Handlung zu der ohnehin schon langen Liste meiner Missethaten.

Am nächsten Tage brachen wir in nördlicher Richtung auf und näherten uns dem Santa-Cruz-Fluß so, daß wir nur eine Achtelmeile von seinem marschigen Ufer lagerten, welches sich hier in eine breite hufeisenförmige Curve bog. Mit Ausnahme der Flußseite waren wir von hohen jähen Sandbänken, zum Theil mit niedrigem Unterholz bedeckt, umschlossen. Der Strom war eng, aber tief und reißend. Die Indianer sagten, es sei der Santa Cruz er führe direct nach „Holland"; aber ihre Lügen über dieses Land hatten schon lange jeglichen Glauben an ihre Worte bei mir zerstört. Daß es der Santa-Cruz sei, war allerdings wahrscheinlich, denn ich wußte von keinen anderen Strömen in dieser Gegend; wir hatten die Corny-Bucht und den Gallegos passirt. Den Rest der Geschichte konnte ich zu glauben nur versuchen. Ich gab mir Mühe, sie vorwärts zu bewegen; aber sie waren nicht von der Stelle zu bringen. Einige von ihnen murrten, ich hätte gar nicht die Absicht, ihnen Etwas zu geben, sondern wollte ihnen bei der ersten besten Gelegenheit nur entwischen. Kein Wunder, daß sie so dachten; sie hatten mir keine besonders große Pflichten der Dankbarkeit auferlegt. Was sie in aller Welt nur von mir wollten, außer mich zu mästen und dann zu verzehren, war mir unklar. Sie sagten, sie wollten von mir, ich solle ihnen beim Pferdestehlen helfen. Ihr Weg ginge nach dem Rio Negro, wo sie beabsichtigten, einige siebenhundert Pferde zu stehlen, von welcher Anzahl ich alsdann zwei als Provision erhalten solle. Gewiß, sagte ich, das sei nicht mehr als recht und billig, und ich wolle ihnen gern behülflich sein; und das sei die allerbeste Veranlassung, um nach „Holland" zu gehen. Sie würden sehen, daß ich ein ausgezeichneter Dieb sei; aber wie dem auch bei ihnen sei: ich, für meine Person, könne nicht stehlen, ohne vorher Rum und Taback genoßen zu haben.

Drei oder vier Tage waren auf diese Weise schwankend vergangen; zuletzt brachen wir wieder auf und zogen den Fluß entlang. Mittags machten wir an einem Punkte Halt, wo die Ufer sich sanft zum Wasser abdachten, das in der Mitte eng und tief dahinfloß. Es wurden Vorbereitungen gemacht, ihn zu kreuzen.

Ein Theil der Pferde wurde quer durch den Strom getrieben, während ein Theil des Stammes Böte für ihre Familien und Güter baute. Ihre Böte sind nach einem einfachen Muster construirt. Eine Anzahl von Büschen wird abgehauen und ans Wasser geschleppt, woselbst sie vier Zeltpfähle nehmen und so hinlegen, daß sie einen Raum von 8 Quadratfuß einschließen, und an den Ecken fest zusammenbinden. Dann heben vier Indianer die Pfähle vom Boden auf, während andere die Zeltdecke von Fell darüber breiten und mit ihren Zipfeln an den Pfählen befestigen. Die Büsche werden hineingelegt, mit den Spitzen nach unten und gleichfalls an den Pfählen festgemacht, bis das Boot ganz fertig ist. Ich legte keine Hand an bei der Modellirung dieses Wasserhexenwerks, sondern that, gleich einem Lehrling, was mir befohlen ward. So ward es zuletzt vollendet, gleich dem Tempel Salomo's, ohne den Schlag einer Axt, eines Hammers; weder Nägel, Bolzen noch Klammer waren dazu nothwendig. Wir trugen die Barke nieder und machten sie flott im Wasser. Zwei Ruder wurden verfertigt, indem zwei Guanaco-Schulterblätter an Stöcke gebunden wurden. Weiber, Kinder und Bagage wurden darauf gestapelt, bis das Boot zum Versinken tief ging. Mir ward befohlen, mich zur Familie und den Geräthschaften des Häuptlings zu halten, ich setzte mich in die Mitte des schwerbepackten Fahrzeugs. Das Ende eines Wurfseils ward an das Boot befestigt und das andere an den Schwanz eines Pferdes. Ein Wilder saß auf, zwei andere gingen aufs Schiff und ergriffen die Ruder, und ein Weib ward an die Back postirt, um durch Singen glückliche Ueberfahrt zu sichern. Alles war fertig. Das alte Pferd watet, bis das Wasser so tief ist, daß es schwimmen muß, und das Boot geht dahin. Der Reiter schwimmt über dem Rücken des Pferdes, stößt das Wasser mit seinen Füßen, hält das Seil mit der einen Hand und die Mähne mit der andern. „Tschju! Tschju!“ schreit er dabei. Der schwarze Schwarm auf der Bark öffnet seinen geräumigen Mund und singt:

Yek yah! youri miti!
Yek yah! youri miti!

Die beiden Ruderführer schlagen ins Wasser nach Leibeskräften, während die junge Brut den Chorus mit einem „Yah! Yah! Yah!“ schwellt. Das Boot legt sich einigemal auf die Windseite, dann auf die Leeseite, weil die beiden schwarzen Argonauten nicht zu steuern verstehen. Am Ende, nach mannigfachem Hin- und Herwerfen, erreichten wir das andere Ufer und wateten zum trocknen Land hinauf.

Mehrere andere Böte wurden nach dem gleichen Muster ver-

fertigt und kreuzten den Strom. Mehrere Pferde, welche sich auf das Schleppen besonders gut verstanden, wurden zurückgeschwemmt und auch unser Boot ward zweimal belastet. Ich beobachtete das Verfahren von der andern Küste und dachte über die möglichen Folgen eines Unfalls nach. So groß war ihr Aberglaube, daß wenn ihnen ein Unglück widerfahren sein sollte, sie mir die Schuld beigemessen und mich schlechter behandelt haben würden, als Jonas von seinen Schiffskameraden behandelt ward. Der reißende Strudel und die Rohheit ihrer Schiffahrt war so gefahrdrohend, daß es mir weise erschien, vorzubeugen. Ich machte mich demgemäß an zwei der allerübelsten Gesellen vom ganzen Stamm, und suchte mir ihr Wohlwollen zunächst dadurch zu erwerben, daß ich ihnen ganz besondere Geschenke bei unsrer Ankunft in „Holland" versprach. Während ich so beschäftigt war, und dabei ängstliche Blicke über das Wasser und die hin- und hertreibenden Kähne warf, bemerkte ich auf Einmal eine große Bewegung unter den Leuten, welche dichter am Wasser standen. Einige sprangen auf ihre Pferde, Andere, welche schon saßen, jagten wüthend am Ufer hinunter. Bei näherem Hinsehen bemerkte ich, daß ein Boot in Gefahr sei. Das Wurfseil, welches dasselbe zusammenhielt, war losgegangen, und der Druck von Innen, sowie der Zug von Außen, hatten den vordersten Pfahl zerbrochen. Das Pferd, von seiner Fracht erlöst, arbeitete sich nach der Küste hin, und konnte weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen zur Umkehr bewogen werden. Die Reiter am Ufer warfen sich in den Strom und schwammen nach dem Wrack, welches unter andern Passagieren ein kleines Kind trug. Das Boot war schon mit Wasser gefüllt, und lag bereits auf der Seite. Die Oberfläche des Flußes war mit schwarzen Gestalten bedeckt, welche mit der tollen Strömung kämpften; ein Reiter nach dem andern griff solch' ein schwimmendes Wesen und brachte es ans Land. Das Fahrzeug war fast eine halbe (engl.) Meile weit getrieben, und Nichts mehr, was auf demselben war oder mit ihm geschah, konnte deutlich bemerkt werden.

Die Weiber, als sie das Unglück zuerst sahen, beobachteten das Wrack und sangen eine laute klagende Weise, während welcher sie unfreundliche Blicke auf mich warfen, und sich allmälig dem Platze näherten, wo ich stand. Meine Befürchtungen wurden durch diese Bewegungen so weit bestätigt, daß ich John (diesen Namen gab ich einem von meinen gegenwärtigen besondern Freunden) bat, wenn er Rum und Taback liebe, so solle er mich nicht verlassen. John sah auf einen Blick, was in der Luft sei, und schätzte Beides, die nahende Gefahr und die außerordentliche Belohnung, wenn er sie abwehren würde, mit ruhigem Auge ab. Er sagte mir, ich solle in seine Hütte gehen, und zeigte mir den entlegensten Winkel

derselben als Zufluchtsstätte an; und als ich daselbst angelangt war, pflanzte er sich, mit dem Messer in der Hand, als Posten vor mir auf. Der Gesang ward lauter, und die Stimmen zahlreicher an der Thür; die Melodie war diejenige, welche unveränderlich bei ihnen der Tödtung eines Pferdes voraufzugehen pflegt. Die Indianer fingen an, in die Hütte einzutreten, und bald war der Wigwam mit ihnen gefüllt. Sie drängten sich bereits nach dem Orte hin, wo ich versteckt lag, als John ihnen eröffnete, sie sollten sich schämen, in solch einer Weise hereinzukommen. Sie wüßten ja noch gar nicht, was geschehe und ob ein einziges Leben verloren sei. Sie sagten, das Kind sei todt; aber John bedeutete sie, das könnten sie nicht wissen, sie sollten es abwarten, ehe sie einen solchen Aufruhr machten. In dieser Weise parlamentirte er eine Weile mit ihnen, bis sie beschlossen, sich zurückzuziehen, wobei sie die entsetzlichsten Laute ausstießen. Ich fühlte wenig Erleichterung durch ihren Abzug; hatte doch John selber darin mit ihnen übereingestimmt, daß wenn das Kind verloren sei, mein Leben dafür auch geopfert werden müsse. Zum Glück kam bald die Nachricht, daß das Boot zwar verloren, das Kind aber gerettet sei.

Sogleich veränderte sich die Scene. Das Feuer schien gedämpft zu sein; allein ich fürchtete jeden Augenblick, es möge auf's Neue losbrechen. Da ich ihre Verräthereien kannte, so bewachte ich jede ihrer Bewegungen aufs Aengstlichste; der Häuptling kam bald über den Strom, beschleunigt vielleicht durch die Gefahr, welche er von der andern Küste aus gesehen hatte. Nachdem er mit John gesprochen und ihm einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, schiffte er sich wieder ein, da er es zu seiner Pflicht machte, für die Sicherheit der Ueberfahrenden zu sorgen. Gegen Abend hörte die Stromfahrt auf; es war wahrscheinlich, daß der Häuptling auf der andern Seite des Wassers übernachten würde, da noch ein ganzes Tagewerk zu thun war, ehe Alle herübergeschifft waren. Ich hatte gehört, wie er Befehle gegeben hatte, mich während der Nacht nicht aus dem Auge zu lassen. Dennoch fühlte ich eine ängstliche Anwandlung bei dem Gedanken an seine Abwesenheit; er war mein mächtigster Beschützer gewesen, da er mich mindestens zweimal vom drohenden Tode errettet hatte.

Ich begann die Möglichkeit einer Flucht zu überlegen; der Gedanke kam mir, eins ihrer Böte zu stehlen und den Fluß hinunter zu treiben. Ich war der Gefangenschaft müde; meine Lage, besonders wenn ich als eine Geißel der Vorsehung für die glückliche Ueberfahrt dieser schlechten Schiffer betrachtet werden sollte, war ganz verzweifelt. Aber bei weiterem Nachdenken war ich noch keineswegs ganz sicher, daß das wirklich der Santa-Cruz sei; und wenn er es wirklich war, so wußte ich doch nicht, wie weit wir

noch von der See entfernt waren. Ich wußte von keiner weißen Ansiedlung an oder nahe dem Strom; keine war, so viel ich mich erinnerte, auf der Karte angezeichnet. Und wenn eine solche Ansiedlung nicht vorhanden, und „Holland“ blos das patagonische Wort für „Utopien“, so würde meine einzige Chance, wenn ich in meinem ledernen Sack ins Meer getrieben wäre, sein, an einer Insel zu landen. Und wovon sollte ich dann leben! Beeren hatte ich nie gesehen. Außerdem konnte ich bei dem Fahrzeug, wenn ich es nun wirklich glücklich gestohlen hätte, doch die Ruder nicht gebrauchen, da die Indianer dafür viel zu gute Ohren hatten. Ich hätte also dem Strom durch alle seine Windungen und Wirbel folgen müssen. Alles in Allem war es so zweifelhaft, daß ich irgend einen bestimmten Platz erreichen würde, und daß ich — wenn ich ihn erreicht haben würde — nicht vor Hunger umkommen müßte, daß ich den Plan für höchst gewagt halten mußte. Aber war mein Leben hier sicher? fragte ich mich. Und wer weiß, wiederholte ich mir, ob sich solch eine Gelegenheit so bald wieder einstellen wird — kurz, ich beschloß, den Versuch zu machen.

So geräuschlos als möglich kroch ich von meiner Lagerstelle, stahl mich fort und eilte nach dem Ufer. Ach! bei der Berechnung der Möglichkeiten hatte ich nicht an die vierfüßigen Feinde gedacht, und sie waren hinter mir her, ehe ich nur auf halbem Wege zum Ufer war, — ein halb Dutzend Hunde, welche laut genug bellten, um das ganze Lager zu wecken. Ich zog mich umgehend in meine Hütte zurück, und war glücklich, sie zu erreichen. Es war gewiß das Beste; aber ich konnte mich dennoch nicht gleich beruhigen; und nach einiger Zeit stahl ich mich daher aufs Neue aus der Hütte und versuchte das Ufer auf einem andern Wege zu gewinnen; aber auch hier waren die Hunde sogleich hinter mir her und bellten noch toller als zuvor. Ich fluchte den Hunden, ihren Herren und meiner eigenen Thorheit und gab den Versuch auf.

Die Ueberfahrt fing am nächsten Morgen wieder an; und vor dem Abend war der ganze Stamm auf unsrer Seite des Wassers, und ihre Wigwams waren alsbald aufgeschlagen. Unsre Provision ging auf die Neige; aber das war nichts Neues und ich hatte mich bereits daran gewöhnt. Ich bekam ein Stück Fett, gerade hinreichend, um den Hungertod abzuhalten; aber Unwohlsein, verbunden mit schlechter und unzureichender Nahrung, hatten mich abgezehrt, bis ich einem Skelette glich. Doch die Hoffnung in mir lebte noch; ich war fest entschlossen, nicht eher nachzugeben, bis Alles erschöpft sei. Am folgenden Tage setzten wir unsere Wanderung in westlicher Richtung fort, und erschlugen jedes Thier, das in unseren Bereich kam, vom Stinkthier bis zum Guanaco. Dies war eine große Enttäuschung für mich, da ich hoffte, wir

würden stromab gehen, der Richtung nach, in welcher, wie sie sagten, „Holland“ liege, und die einzige jedenfalls, in welcher eine weiße Ansiedlung zu erreichen war, wenn überhaupt eine an der atlantischen Küste existirte. Meine Gegenrede in Bezug auf diesen Punkt war unnütz; „sie wollten gehen, wohin es ihnen gefiele, und ich müsse mit ihnen gehen.“ Die Zeit verging langsam; Stunden schienen Tage, und Tage Wochen. Aber Ungeduld ist in allen Lagen des Lebens keine Tugend; und hier war sie es am wenigsten. —

Das Land hier umher war mehr gebrochen und gebirgig, als irgend eins, das wir zuvor durchwandert; auch waren mehr Gebüsche vorhanden und einige Gruppen stämmiger Bäume. Je weiter wir kamen, stets in nordwestlicher Richtung, um so mehr Wild begegnete uns. Wir kamen an zwei Sümpfe oder kleine Seen, der eine von nicht mehr als 4 Acres im Umfang, der andere bedeutend größer; der letztere war flach, wenigstens am Gestade, so daß die Indianer einigen Straußen, die hinein liefen, folgen konnten und sie fingen.

Hier bemerkte ich zufällig eine lange Schmarre in der Wade des Häuptlings — das Merkmal einer Wunde, die ihm schon vor langer Zeit beigebracht worden sein mußte. Als ich danach fragte, sagte mir der alte Knabe, daß er die Wunde einst von den Alanagros empfangen habe, einem Stamme, welcher nordwärts wohne. Der Name, den er ihnen gab, bedeutet „die Schwarzen,“ und nach der Art, in welcher er von ihnen sprach, schloß ich, daß sie den Patagoniern überlegen sein müßten. Er sagte mir, sie seien mit Hirschfängern und sehr langen Messern bewaffnet; hätten Taback und sehr viele Pferde, und ich vermuthete, daß sie vielleicht ein Theil spanischer Amerikaner oder eine von den gemischten Racen von spanischer Herkunft sein möchten.

Unsere Marschlinie ging von hier aus nördlich und bog sich demnächst gegen Norden — eine Bewegung, die meine sinkenden Hoffnungen wieder etwas aufrichtete. Es schien wieder einige Aussicht vorhanden, daß wir die atlantische Küste berühren und in den Bereich weißer Menschen kommen würden. Auf unserm Wege bemerkte ich die Spuren einiger Thiere, dergleichen ich bisher nicht gesehen. Der Häuptling sagte, es sei der „Limerer“, mit welcher glänzenden Erklärung ich mich begnügen mußte; und, da mir keine Beispiele vorkamen, so muß auch der Naturforscher, welcher diese Blätter liest, in Bezug auf das Uebrige sich an seine Phantasie wenden.

VIII.

Holland in Sicht und Abschied von Patagonien.

Meine Hoffnungen waren bald genug wieder niedergeworfen; denn die Bewegung des Stammes sprang plötzlich wieder nach Westen um. Jeder Schritt, ich wußte es nur zu gut, vermehrte die Entfernung zwischen mir und dem Flecke, auf dem meine heißesten Wünsche sich gipfelten; denn wiewohl ich von keiner Ansiedlung in dieser wüsten Gegend wußte, so war es doch ziemlich gewiß, daß, wenn ja eine vorhanden sein sollte, sie in der Richtung des Santa-Cruz liegen müsse. Von Länge und Breite unseres Aufenthaltes konnte ich mir allerdings keine genaue Vorstellung machen; aber mit Hülfe der Sonne, von der ich gelegentliche Strahlen erhaschte, konnte ich leicht die verschiedenen Richtungen unserer Marschbewegungen ausmitteln, und ich begab mich nie zur Ruhe, ohne mich nach den Landmarken umzusehen und mich über unseren jedesmaligen Aufenthaltspunkt so genau als möglich zu unterrichten. Am Abend wiederholten sich die Discussionen, welche mich vor Kurzem so sehr aufgebracht und beunruhigt hatten. Aber müde und elend, wie ich war, empfahl ich mich der Gnade des Himmels und sie errettete mich auch diesmal vor der Blutgier der Wilden.

Am andern Tage ging es nordwärts, und darauf wieder entschieden gegen Ost, wobei denn meine Hoffnungen, die jetzt ganz mit dem Compaß gingen, wieder auflebten. Wir schlugen unser Lager in einer Niederung, am Rande einer Gebirgsschlucht auf, und am Ende des folgenden Tages, da wir immer ostwärts gegangen waren, erreichten wir eine Anhöhe, von welcher der Häuptling in südwestlicher Richtung wies und dabei sagte, daß „Holland" dort liege. Ich strengte mein Auge in der angegebenen Richtung an, konnte aber Nichts entdecken und dachte, der alte Knabe habe mich zum Besten. Mit Dunkelwerden zogen wir einen stark gesenkten Abhang nieder und schlugen unsere Zelte an dem Rande einer ausgedehnten Marsch auf, die mit Eis bedeckt war. Hier erneuten sich meine Gründe zur Eile in das verheißene Land, und verweilte dabei so eindringlich bei den Eigenschaften des dort vorhandenen Rums, daß die Freunde und Beförderer der Mäßigkeitsvereine mich dafür wohl sehr ungnädig angesehen haben würden, wenn sie's hätten hören können. Meine Patagonischen Zuhörer aber waren davon im höchsten Grade entzückt; sie sahen und hörten mit offenem Munde und heiserem Gelächter zu und gaben mir alle möglichen Zeichen ihrer Zufriedenheit. So gewaltig war der Eindruck, den

ich auf sie gemacht hatte, daß eine Art von Enthusiasmus in ihnen erwachte, nach jenem Ort zu ziehen, wo alle diese guten Dinge zu haben seien. Ja, ich hatte die Genugthuung, schon am andern Abend zu einem feierlichen Concil geladen zu werden, welches dieserhalb abgehalten wurde.

Es war eine friedliche Versammlung — sie hatten ihre Waffen zu Hause gelassen — aber sie beschäftigte sich nur mit dem einleitenden Verfahren. Die Patagonier wußten ihre Verhandlungen grade so langweilig zu machen, als es nur unsere formellsten Gerichtshöfe verstehen. Sie examinirten mich hin und her, untersuchten meine Geschichte mit einer Weitläufigkeit, der man es wohl ansah, daß sie alles im Ernst meinten, aber dennoch das Mißtrauen nicht ganz überwunden hatten. Es war für mich nothwendig, auf meiner Hut zu sein, und wenn sie bessere Rechenmeister gewesen wären, und für Zahlen und Verhältnisse nur den geringsten Sinn gehabt hätten, so würde es in der That schwer genug gewesen sein, sie zu befriedigen.

Während wir uns an dieser Lagerstätte befanden, bemerkte ich an der Erde ungefähr ein Dutzend großer Austernschaalen, die erst kürzlich geöffnet worden zu sein schienen. Dies waren die ersten und einzigen Schaalen dieser Art, welche ich in dem Lande sah. Ich fragte, ob es deren viele in der Nähe gäbe. Sie sagten, nein. Kein Mensch schien zu wissen, woher sie kämen. Der Häuptling sagte mir, daß er und seine Leute Austern nicht liebten; andere Indianer äßen sie. Dies und mehrere fernere Unterhaltungen überzeugten mich, daß andere Indianerstämme in der Nähe sein müßten. Bei einer Gelegenheit hatte ich einige Plätze bemerkt, wo ein Stamm, dem Anscheine nach eben so zahlreich, als der unsere, campirt haben mußte. Ihre Lagerfeuer schienen erst ganz vor Kurzem ausgelöscht worden zu sein. Unser Stamm gerieth bei diesem Anblick in eine sichtbare Bestürzung. Es war gewiß, daß meine Kerkermeister schon harte Kämpfe mitgemacht hatten, von denen sie die Spuren an ihrem Leibe trugen. Einer von ihnen hatte eine tiefe Narbe auf der Brust, von welcher er sagte, sie rühre von einem Bogenschuß der Yamaschoner her, einem Indianerstamme, welcher Pfeil und Bogen gebraucht. Seine Beschreibung ließ mich vermuthen, daß er die Terra-del-Fuego-Indianer meine; die fragliche Schmarre war sehr tief, und während ich sie prüfte, bemerkte der Häuptling, daß der Pfeil durch seinen Körper gegangen und hinten beim Rücken wieder heraus gekommen wäre. Die einzige Erklärung für diese wunderbare Geschichte wäre allenfalls in dem Umstand zu finden gewesen, daß das Herz des durchschossenen Indianers härter gewesen sei, als die Pfeilspitze, und daß diese darum von ihm abgeglitten wäre. Ich hatte schon genug von diesen wilden Burschen gesehen

und gehört, um von der ungewöhnlichen Zähheit ihrer Herzen einen hohen Begriff zu haben und sie für Alles fähig zu halten, wozu eine undurchdringliche Masse nothwendig ist: aber die Geschichte von diesem wunderbaren Pfeilschuß erhöhte meine Meinung in jeder Beziehung und gab dem Helden derselben den Anspruch darauf, unter hartherzigen Wilden der hartherzigste zu sein. Ich gab vor, ihn wegen seiner früheren Leiden aufrichtig zu bedauern, und ging so weit, zu versprechen, daß — für den Fall wir des Feindes Gebiet betreten sollten — ich einige von ihnen bei lebendigem Leibe zerhacken, andere hängen und viertheilen wolle. Dieser Beweis von Sympathie und Großherzigkeit mußte für Alle, besonders aber für den Häuptling, sehr angenehm zu vernehmen sein; denn sie heulten vor Freude und der Alte schwang sein Messer.

Der Leser wird ohne Zweifel bis hierher schon bemerkt haben, daß der „Stamm" immer anonym geblieben ist. Die Erklärung kommt hier etwas spät, aber in der That hatte ich nie Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie überhaupt irgend einen Eigennamen hatten, sie brauchten niemals einen solchen. Selbst im Gespräch wendeten sie zur näheren Bezeichnung dritter Personen in der Regel nur Geberden und Winke an. Das Einzige, was einem Eigennamen glich, war das Wort „Silberkopf", mit welchem sie zuweilen ihren Häuptling bezeichneten.

Eines Tages, auf der Jagd, erreichten wir eine mäßige Anhöhe, welche eine Aussicht über eine weite Ebene gewährte. Plötzlich riß der Häuptling sein Pferd zurück und sah gespannt vorwärts. Ich richtete mein Auge gleichfalls dahin, und sah zwei oder drei Indianer, welche sich nach einem bestimmten Punkte hin bewegten. Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen, aber der alte Knabe schien Etwas zu entdecken. Ich fragte, was es sei. Er antwortete mir, sie wären dabei, ein wildes Pferd zu fangen, und sogleich galoppirte er fort und befahl mir, ihm zu folgen. Rasch nahten wir uns der Stelle, während die Beiden vor uns auf das einsame Pferd lossprengten, das hinter einem Gebüsch stand. Plötzlich rannte es vor seinen Verfolgern dahin, von zwei Füllen, welche ein oder zwei Jahre alt zu sein schienen, aus dem Dickicht gefolgt. Ein Indianer faßte sich die Stute und der andere das Füllen ins Auge. Der Häuptling und ich folgten im Gallopp nach, bei welchem jeder Fehltritt tödtlich gewesen sein würde. Aber die Stute war immer weit voran und gewaltig wühlte sie den Boden mit ihren Hufen auf. Plötzlich warf ein Indianer seinen Lariat über seinen Kopf; aber das Pferd machte eine Wendung in seinem Laufe und sprang aus der Tragweite des Strickes. Noch einmal nähert sich der Verfolger, noch einmal schwingt er den Lariat —

er wirft ihn durch die Luft, die Schlinge faßt den Nacken des Thieres. Des Jägers Pferd wendet sich jählings um, und das Seil, sicher an den Sattel befestigt, wirft das arme gefangene Geschöpf über Kopf zu Boden. Die Füllen theilten das Schicksal der Mutter, und mußten sich daran gewöhnen, dem Stamme nützlich zu werden.

Die Scenen und Vorfälle, welche ich geschildert habe, verhinderten mich nicht, an „Holland" zu denken und zu erinnern. Nach dem oben beschriebenen Rath kam der Häuptling voll davon nach Haus. Er war in einer wahrhaft königlichen Laune und sprach die halbe Nacht davon; aber verschiedene Einwände tauchten allmälig auf, die ich alle einzeln zu beseitigen hatte. Einer der ernsthaftesten war die Furcht, daß die weißen Männer die Ermordung des Capitäns Eaton an ihm rächen würden. Ich gab ihm die Versicherung, daß so lange ich bei ihm wäre, er in dieser Beziehung nichts zu fürchten haben solle; die Leute gehorchten mir alle sammt und sonders, und würden thun, was ich ihnen befähle. Sie würden nicht wagen, ihre Hand gegen ihn zu erheben, wenn es meinem Befehl zuwider liefe, noch würden sie Etwas von dem verweigern, was ich von ihnen verlangte. Ich sah, daß Nichts bei dem alten Häuptling einschlug, außer der Versicherung meiner unbeschränkten Oberherrschaft über alle weißen Männer auf der ganzen Erdoberfläche; weniger als das konnte das Zutrauen dieser Wilden mir nicht sichern, und ich war leider gezwungen, meine Worte nach der Noth, und nicht immer ganz genau nach der Wahrheit einzurichten. Der Häuptling fragte mich ein halbes Dutzend mal, was ich den weißen Männern denn nun sagen wollte, und ich mußte jedesmal eine ganze Adresse an eine fingirte Versammlung richten. Zuletzt schien seine Neugierde erschöpft zu sein und er schlief ein.

Früh am andern Morgen war er schon wieder wach, und nachdem er seine Toilette mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich gemacht hatte, ward ein gutes Frühstück bereitet. Nach der Einnahme desselben erhob sich Seine Hoheit und hielt von der Thür seines Wigwams aus eine offizielle Anrede an seinen Stamm, in welcher er die Vortheile einer Reise nach „Holland" auseinandersetzte und die vortheilhafteste Weise, wie sie zu unternehmen sei, angab. Er schlug vor, daß nur Einige vom Stamm — ihn selber eingeschlossen — mich begleiten und die Vorräthe von Rum, Taback, Reis, Thee, Butter, Perlen, Erz, Kupfer, so wie alle die künstlichen Dinge in Empfang nehmen sollten, welche meine Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme und ausgezeichnete Behandlung, die sie mir hätten angedeihen lassen, ihnen gewähren würde. Obwohl königliche Redner selten die Eifersucht des Plagiats erregten, und

es von mir ganz besonders eitel scheinen kann, daß ich solch eine Beschuldigung mache, so bin ich es doch der historischen Wahrheit schuldig zu erklären, daß der alte Silberkopf mit diesen Worten blos einen Rath wiederholte, den ich ihm selber gestern Abend gegeben. Ich hielt es nicht für nothwendig, Seiner Hoheit alle die Gründe anzugeben, welche mir eine so kleine Begleitung, als möglich, wünschenswerth machte. Im Gegentheil, der Regel treu, daß ein triftiger Grund so gut ist, als ein Dutzend fraglicher, rieth ich ihm, nach der Erfahrung, welche Capitän Eaton und Andere von der Brutalität der Patagonier gehabt hätten, daß der Anblick von zu vielen Wilden die Weißen wegschrecken und allen freundlichen Verkehr mit denselben unmöglich machen würden, während die Anwesenheit einer kleinen Deputation ein Pfand für ihre friedlichen Gesinnungen wäre. Diese Thronrede machte weniger Eindruck, als es die übrigen gethan hatten; seine Unterthanen lauschten mit großem Interesse, aber es folgte eine lange Debatte, und es bedurfte vieles Hin- und Herredens, bis man zu dem Schlusse kam, daß der Häuptling mit vier andern Indianern und deren Weibern meine Leibgarde sein und der Rest des Stammes in größerer Entfernung folgen sollte. Noch ein altes Weib bat, mit uns gehen zu dürfen, und man gab ihr die Erlaubniß. Das Pferd, welches ich bisher geritten, war lahm und dienstuntauglich; so erhielt ich ein anderes.

Unsre einfachen Vorbereitungen zur Abreise waren bald gemacht; und da wir nun endlich aufbrechen wollten, begannen sie alle ihre schmutzigen Kinder zu mir zu führen und mich zu bitten, daß ich ihnen Erz und Perlen mitbringen sollte. Zu ihrer großen Befriedigung gab ich ihnen mein Wort darauf. Die letzte Scene in der Comödie, in welcher ich so lange mitgespielt hatte, und von der ich noch immer nicht wußte, ob es nicht zuletzt doch noch eine Tragödie werden würde, blieb übrig. Schon früh war mir der Gedanke gekommen, daß es vielleicht von Vortheil für mich sein könne, wenn ich mir einen Gegenstand wählte, für welchen ich mich besonders anhänglich zeigte; die Indianer würden denselben alsdann vielleicht während meiner Abwesenheit als eine Bürgschaft für meine Wiederkehr betrachten. Eine Schönheit von den Weibern des Stammes würde vielleicht das sicherste Mittel gewesen sein; aber wenn mich auch keine strengen Tugendbegriffe von dieser Auskunft abgehalten hätten, so würde dies doch der Schmutz gethan haben, in denen sie Alle bis über die Ohren steckten. Ich wählte mir deshalb einen kleinen weißen Hund zum Favoriten — ein schmutziges, diebisches, kleines Vieh; aber ich liebkoste ihn, als ob ich nicht einen Tag mehr ohne ihn leben könnte. Es ist wahr, daß

wenn ich ihn an den Fleischstücken herumlecken sah, welche für unser Mahl bestimmt waren, ich mich schwer zurückhalten konnte, sein nichtswürdiges Gehirn einzuschlagen; aber dies war doch nur eine Kleinigkeit gegen alles Andere, was ich sonst zu ertragen hatte, und ich stellte mich deswegen so vernarrt in ihn, daß man an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung nicht zweifelte. Dann und wann allerdings hielt ich mich schadlos an ihm, indem ich ihm — wenn es Niemand merkte — einen tüchtigen Stoß für seine Missethaten versetzte, obgleich diese Züchtigung auf ihn gar keinen Eindruck machte. Da wir nun auf unsre Expedition ausziehen wollten, fragte man mich, ob ich meinen Hund mitnehmen wolle. Ich sagte, nein; er würde bei ihnen besser aufgehoben sein, und wenn ich zurückkäme, sollte er etwas Brod und andre Leckereien haben. Die List entsprach ihrem Zweck in einem ungeahnten Grade; jeder Argwohn schien beseitigt.

Endlich machten wir uns auf den Weg. Die große Krisis, auf welche meine ganze Diplomatie und meine äußerste Erfindungsgabe hingearbeitet hatte, näherte sich. Eine starke Hoffnung auf Befreiung belebte meinen Muth, obwohl es auch an Schatten nicht fehlte, wenn ich an das Fehlschlagen meines Planes und die Folgen, wenn dies geschehen sollte, dachte. Mit keinem großen Jubel also, sondern mit einer ernsten und strengen Zusammenfassung all meiner Energie, sagte ich der verfluchten Bande von Räubern, welche mich so manche traurige Woche lang gepeinigt hatte, mein Lebewohl. „Adieu Patagonien!" rief ich in Gedanken aus, und trabte mit den Uebrigen fort; aber wir hatten noch nicht eine Achtelmeile gemacht, als die Parthie sich umdrehte und mir befahl, wieder ins Lager zu folgen. Ich sprach dagegen, aber umsonst; und mit schwerem Herzen befand ich mich wieder in dem schmutzigen Winkel meines Wigwams. Die Pferde wurden abgeschirrt ohne ein Wort der Erklärung, und die Indianer setzten sich zum Kartenspiel, mit solcher Gleichgültigkeit für Alles, als ob die Verhandlungen der letzten achtundvierzig Stunden Nichts gewesen seien, als ein Fiebertraum. Was konnte das bedeuten? Ich fragte den Häuptling. Er antwortete gelassen, er würde später schon gehen. Später, das hieß, so weit ich ihn kannte, ungefähr so viel, als „wenn es ihm belieben würde", und diese glückliche Zeit konnte möglicherweise nie kommen. Nachdem ich ihm längere Zeit geschmeichelt hatte, führte er mich an die Thüre des Wigwams, und indem er auf den Fluß zeigte, sagte er, daß es dort „nicht gut" sei, daß es aber heut Abend „gut" sein würde. Was der Zustand des Stromes, welcher — ein Arm des Santa-Cruz — flach und halbtrocken war, mit unsrer Angelegenheit zu thun hatte, konnte

ich unmöglich errathen und glaubte schon beinahe, daß der alte Knabe mich zuletzt noch überlistet habe.

Der Tag — ach, er war endlos lang! — ging zuletzt doch zu Ende und mit dem Dunkelwerden setzten wir uns aufs Neue in Bewegung. Wir kreuzten die gefrorne Marsch, wateten durch den Strom und machten, nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt hatten, Halt. Wir hatten keine Lagerstücke mit uns genommen, mußten uns daher vor dem Winde in einem Gebüsche decken. Wir streckten unsere Füße in's Dickicht, während unsre Köpfe gleichsam vor der Thür lagerten. In dieser interessanten Stellung mußte ich das ermunternde Detail meiner Versprechungen wiederholen und meine beabsichtigte Rede an eine imaginäre Versammlung weißer Leute noch einmal hersagen, worauf wir dann glücklich einschliefen. Als ich früh am andern Morgen erwachte, fand ich meinen Kopf und meine Schultern mit einem Schneemantel bedeckt. Ich schüttelt ihn ab, zog meinen Rockkragen in die Höhe und meine arme, halb abgetragene Kappe über die Ohren, und so zum Theil von dem Sturm beschützt, drehte ich mich herum und schlief weiter. Mit Tagesanbruch hörte der Sturm auf. Ich erhob mich und suchte Brennholz, während meine schwarzen Genossen weiter schliefen. Eine oder zwei Stunden später erwachten sie und zündeten das Feuer an. Etwas Fleisch von unserm Reisevorrath wurde gekocht und zum Frühstück verzehrt, worauf wir unsere Rosse einfingen und weiter ritten. Nach drei Meilen wurde aufs Neue Halt gemacht, ein Feuer angelegt und die Pferde bekamen Wasser. Die weitere Ordnung der Reise ward berathen, eine neue Auflage der Versprechungen verlangt, und der bewußten Rede an die weißen Leute wieder einmal aufmerksam gelauscht. Wir änderten die Richtung unsrer Reise ein wenig nach Rechts und kamen bald an den Vera-Cruz. Die Indianer zeigten stromab und sagten: „Dort ist Holland!" Ich strengte mein Auge an und glaubte nun auch wirklich ein Eiland entdecken zu können, mit verschiedenen kleinen Hütten auf demselben. Eine Meile oder zwei weiter nordwärts brachte uns an die Mündung des Stromes, Angesichts des Atlantischen Oceans. Das Eiland war der Mündung gerade gegenüber und nur der niedrigere Theil desselben schien bewohnt zu sein. Wir hielten. Die Indianer wiesen darauf hin und riefen: „Das ist Holland! Viele Häuser, viele, viele Menschen, sehr vielen Rum, vielen Taback, Brod, Thee, Mehl, Reis!" Schweigend übersah ich den Ort, welcher ungefähr auf zwei Drittel Entfernung in der Mündung des Flusses lag, und dessen Oberfläche mit kleinen Erdhügeln besäet war. Sollten dies etwa die Wohnungen weißer Menschen sein?

Unsere Pferde wurden jetzt von der Küste abgelenkt und wir

ritten etwa eine Achtelmeile zurück zu einem dichten Buschwerk, sattelten unsere Pferde ab und erwarteten den Rest unserer Gesellschaft, welcher zurückgeblieben war. Sie kamen endlich; unsere Pferde wurden auf die Weide getrieben, ein Feuer ward angemacht, und da der Tag beinahe zu Ende war, so wurden die Vorkehrungen zum Abendessen getroffen. Dann folgte eine Wiederholung — die letzte, wie ich dachte — der großen Geschenke, welche von den „Holländern" erhoben werden sollten, und der Rede, mit welcher ich sie zu begrüßen hatte. Die Indianer beschlossen, daß ich die englische Fahne — welche sie von einem gestrandeten Schiffe hatten — hißen und dann an der Küste auf- und abgehen sollte, um die Aufmerksamkeit der Weißen zu erregen. Sollte sich nun ein Boot nähern, so würden sie mich zurückführen, damit ich nicht entwische; denn sie waren von meiner Glaubwürdigkeit und meinem guten Willen noch immer nicht recht überzeugt.

Nachdem wir bis tief in die Nacht hinein gesprochen hatten, legten sich die Indianer auf die Erde, streckten ihre Füße in's Gebüsch und schliefen bald tief und fest. Ich berieth mit dem Häuptling, ob wir diese Ordnung nicht verändern könnten, indem wir unsern Kopf lieber als unsere Füße in's Gebüsch steckten, wenn denn doch einmal beide zugleich nicht unterzubringen wären. Er lehnte entschieden alle Neuerungen ab und sagte, ich solle schlafen gehen. Ich legte mich deswegen auch nieder, aber an Schlafen war nicht zu denken. Wir hatten weder ein Boot, noch irgend welche Materialien, aus welchen ein Floß herzustellen gewesen wäre, und es war unmöglich, irgend einen Plan zu ersinnen, welcher Erfolg versprechen konnte; so daß, nachdem ich mir den Kopf vergeblich zerbrochen und die ganze lange Nacht tausend Qualen ausgestanden hatte, ich einzig den Entschluß fassen konnte, den Gang der Ereignisse abzuwarten und die erste Gelegenheit zu ergreifen, welche eine Hoffnung auf Erlösung aus dieser schmählichen Gefangenschaft gewähren möchte. Schnee, Schlossen und Regen fielen während der Nacht; und ich stand früh auf, durch und durch erfroren und mit den Zähnen klappernd. Ein Feuer ward angezündet und das letzte Stück Fleisch, welches uns geblieben, ward gekocht und verzehrt. Das Wetter blieb feucht bis zur Mitte des Nachmittags.

Nach dem Frühstück ging der Häuptling mit mir an die Küste, wobei ich die Flagge tragen mußte. Am Strande fand ich ein Stück von einem Brette, an welches ich die Flagge band und so in den Sand steckte. Die Büsche ringsum, welche eine Art von öligen Blättern haben, und leicht entzündbar sind, wurden in Brand gesteckt. Dann ging ich an der Küste auf und ab; aber kein Boot kam. Als es sich so weit aufgeklärt hatte, um in die Ferne sehen zu können, bemerkte ich kleine Gegenstände, die sich auf dem Eiland

hin- und herbewegten. Der Tag verging in nutzlosen Versuchen, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Mit bekümmertem Herzen kehrte ich beim Dunkelwerden zu der Lagerstätte zurück. Alle meine Hoffnungen hatten sich so lange auf dem Eiland concentrirt, daß ich es nicht hätte ertragen können, wenn sie sich nun als nichtig erwiesen hätten.

Die Indianer sprachen davon, sich mit dem Reste des Stammes am andern Tage wieder zu vereinigen. Ich widersetzte mich diesem Plane mit allen möglichen Mitteln der Beredsamkeit, indem ich ihnen auf das Eindringlichste vorstellte, daß die Insulaner sicher auf einem Boote kommen würden, sobald sie die Flagge gesehen, und daß — wenn sie sich nur eine Weile gedulden wollten — sie selber nach dem Eiland hinübergehen, sich dort nach Herzenslust an Allem laben könnten, was ihnen gefiele, daß es aber sehr lächerlich und thöricht wäre, wenn wir nach allen diesen Vorbereitnngen und Versprechungen am Ende mit leeren Händen zu unserm Stamme zurückkehrten. Sie sagten nicht Nein noch Ja. Unsere Unterhaltung zog sich bis spät in die Nacht hinein, wo wir uns hungrig und müde auf den Boden legten. Stundenlang war ich unfähig zu schlafen. Die Unsicherheit meiner Lage bedrückte mich, und ich lag ruhlos mit unaussprechlicher Angst — es waren Stunden voll tiefen, unterdrückten, schweigenden Elends, in welchen das Herz nur darin Erleichterung fand, daß es sich stumm an Den wandte, der allein fähig war, zu befreien. Gegen Morgen, erschöpft von der Aufregung, schlief ich ein wenig, erwachte aber mit dem Morgengrauen bereits zu dem frischen Bewußtsein meiner kritischen Lage.

Das Wetter war während der Nacht gut gewesen, aber jetzt kamen Anzeichen eines neuen Schneesturmes. Ich wartete lang und ungeduldig auf das Erwachen meiner Gefährten, und ging zuletzt aus, um Brennholz zu suchen; sie rührten sich erst, als ich damit zurückkam, und ein Feuer anmachte, welches unsere halberstarrten Gliedmaßen langsam wieder erwärmte. Da lag das kleine Eiland — schön für Augen, die gleich den meinen nach dem Wohnsitz gleichgesinnter Menschen schmachteten — ungefähr anderthalb Meilen (englische) entfernt. Es schien beinahe, als ob es zurückwiche, je mehr ich nach ihm hinsah; so tief waren meine Hoffnungen unter dem Druck von Enttäuschung und bitterer Ungewißheit gesunken. Ein heftiger Schneesturm, welcher jetzt losbrach, verhüllte es; Alles schien gegen mich zu sein. Langsam ließ das Gestöber nach und zuletzt klärte sich der Himmel wieder auf. Dann kam ein neues Unwetter, welches die Lüfte füllte und den Blick in die Ferne abschnitt. So ging es fort bis Mittag; in Zwischenräumen, wenn der Himmel klar war, nahm ich einen Feuerbrand, legte Feuer an die Büsche der Küste und hißte die Flagge wieder auf, wobei ich

traurig hin- und herging, bis der Sturm nachließ und der Himmel heiter ward. Der Häuptling verbarg sich in ein Gebüsch und saß dort, die Bewegungen der Insulaner mit der Gier einer Katze bewachend. Nach einiger Zeit sagte er, es käme ein Boot; ich wagte kaum in die angedeutete Richtung zu schauen, um nicht eine neue Täuschung zu erfahren. Aber zuletzt sah ich doch hin, und erblickte zu meiner unaussprechlichen Freude ein Boot, welches mit vier oder fünf Männern an Bord so eben von der Insel abstieß. Sie kamen heran; der Häuptling theilte den Anderen seine Entdeckung mit und diese kamen gleichfalls an die Küste, wo ich noch immer hin- und herging. Das Boot nahte sich, nicht direct dorthin, wo ich war, sondern etwa eine Achtelmeile weiter windwärts, und blieb dann auf seinen Rudern liegen.

Die Indianer befahlen mir hierauf, zum Lagergrund zurückzukehren; aber ohne mich um sie zu kümmern, lief ich so schnell ich konnte, nach der Richtung des Bootes vorwärts. „Halt! Halt!" kreischten sie. Ich aber sagte: „Nun, meine Beine, wenn ihr mir je geholfen habt, jetzt ist es Zeit!" Ich hatte einen Vortheil vor meinen Verfolgern voraus: meine Schuhe, obgleich schon abgetragen, schützten meine Füße gegen die scharfen Steine, welche die ihrigen auf jedem Schritt verletzten. Aber dennoch, trotz aller Nachtheile, fand ich, daß sie ziemlich so schnell liefen, als ich. Als ich einen Punkt, dem Boote gegenüber gewonnen hatte, verminderten die Indianer ihre Eile und sahen etwas unruhig auf mich. Der Mann im Sterne des Bootes grüßte mich mit lautem Zuruf und fragte mich, was für Indianer dies seien, wie stark sie seien und wie ich unter sie gerathen. Ich erwiderte in so wenig Worten als möglich und sagten ihm, wir wünschten zu dem Eiland zu gelangen. Er schüttelte seinen Kopf; sie wären schlechte Kerle, sagte er, er könne mich mit den Indianern nicht aufnehmen.

Sie begannen das Boot wieder abzustoßen! Ich machte Zeichen der Hülflosigkeit, winkte ihnen umzukehren und schriee ihnen in meiner Hand nach. Sie drehten das Boot wieder, so daß wir auf's Neue mit einander sprechen konnten. „Wollt Ihr mich aufnehmen, wenn ich allein komme?" „Ja!" war die umgehende Antwort.

Die Indianer hatten sich während dieser ganzen Zeit auf fünfzehn Schritte in meiner Nähe gehalten, mit ihren Händen an ihren Messern, und ihren Befehl, daß ich zurückkommen solle, von Minute zu Minute wiederholend, wobei sie die Messer gegen mich schwangen.

„Ja, ja!" rief ich, „in einem Augenblick!" Aber ich hielt mein Auge fest auf das Boot und suchte unbemerkt die Entfernung zwischen mir und meinen Verfolgern zu vergrößern. In dem Augen-

blick, wo ich die Zusicherung erhalten hatte, daß ich allein aufgenommen werden sollte, zog ich die Uhr heraus, welche ich laut Verabredung mit nach „Holland" genommen hatte, damit ein neues Glas drüber gemacht werde, und warf sie in's Gebüsch; das Salzwasser würde sie verderben, und wenn ich wieder eingefangen werden sollte, so würde das ein Verlust gewesen sein, den Nichts mehr hätte gut machen können. In demselben Moment warf ich mich kopfüber in's Wasser; meine Kleider und Schuhe belästigten mich, und die Brandung, von einem hohen Winde aufgewühlt, rollte in schweren Wogen gegen die Küste. Das Boot war vierzig oder fünfzig Ellen entfernt und trieb, da der Wind seitwärts herüberkam, noch mehr ab. Ich konnte nicht unterscheiden, ob es mir entgegenkam oder nicht; mein Kopf war eine Zeit lang unter Wasser gewesen, meine Augen waren von der Brandung geblendet, und die höchstmögliche Kraft war nothwendig, um in solch einer See sich nur oben zu halten. Als ich dem Boote nun endlich nahte, konnte ich mehrere Flinten sehen, welche gegen mich gerichtet waren. Vielleicht hatten wir einander falsch verstanden, vielleicht sahen sie mich als einen Feind an. In der That aber waren sie nur darauf berechnet, die Indianer davon abzuhalten, mich zu verfolgen; aber diese Feiglinge dachten nicht einmal daran! Meine Kraft verließ mich rasch; der Mann am Helm, welcher es bemerkte, streckte eine Flinte auf Armeslänge aus, mir entgegen. Der Lauf berührte das Wasser und hielt meine immer schwächer gewordenen Blicke fest. All' meine Lebenskraft rief ich noch einmal munter, griff danach und ward nach dem Boot gezogen — ein Gefühl der Erlösung rieselte durch meinen Körper und belebte mich, erweckte aber auch zugleich solch eine Furcht, daß die Indianer mich verfolgen und noch jetzt wieder einholen möchten, daß ich bat, sie möchten abstoßen, ich wolle mich an dem Flintenlauf festhalten. Aber der Mann langte hinunter, faßte mich am Kragen und befahl den Anderen, die Ruder rasch auszulegen. Sie hatten erst wenige Schläge gemacht, als ein einstimmiger Ruf von ihren Lippen kam: „Zieh' den Mann herein! Zieh' den Mann herein!" Sie ließen ihre Ruder fallen, faßten mich Alle zusammen und bei ihrer Anstrengung, mich über Bord ihres Bootes zu ziehen, erhielt ich einige Verletzungen. Ich bat sie, mich nur allein gewähren zu lassen, mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft kletterte ich an der Wand empor und lag im nächsten Augenblick halbtodt vor Ermattung im Kiel des Fahrzeugs. Sie boten mir sogleich auf's Freundlichste trockene Kleider an; aber ich sagte ihnen, sie sollten vor Allem das Boot weiter von der Küste abbringen; ich wolle selber für mich sorgen. So ruderten sie weiter, während ich vorwärts kroch, meinen Rock aus- und einen andern anzog, den mir einer

von der Mannschaft gab. Unterhaltung war unmöglich; mich fröstelte durch und durch, ich konnte Nichts hervorbringen, als unzusammenhängende Sylben. Etwas Getränk, Brod und Taback, welches zu meiner Auslösung mitgenommen worden war — denn man hatte geglaubt, daß dieses die Bedeutung des Signals gewesen sei — ward zu meiner Erfrischung hervorgebracht. Die See war schwer, mit einem starken Gegenwind, so daß, obwohl die Männer hart arbeiteten, unsere Fortschritte doch nur langsam waren. Ich war bald durch die Lebensmittel wieder erwärmt und erbot mich, Hand an die Ruder zu legen; aber meine Hülfe ward abgelehnt. Das Geschrei und Geheul der Indianer, welche mir in's Wasser gefolgt waren und das mir gräulich in den Ohren geklungen hatte, so lange ich in der Brandung um mein Leben gekämpft hatte, wurde so lange wiederholt, bis die Entfernung es unhörbar machte. Ob sie die Uhr fanden, und ob sie dieselbe an ihren Staatsplatz in den Wigwam zurückgebracht haben, oder ob sie im Sand an der Seeküste verrostet, weiß ich nicht zu sagen.

Endlich lief das Boot an der Nordküste des Eilandes an. Mr. Hall, der Mann, welcher das Boot commandirt hatte, unterstützte meinen wankenden Körper bei der Landung, und hieß mich auf dem Eiland willkommen, sobald mein Fuß es betreten. Ich ergriff seine Hand, stammelte meinen Dank für die Rettung und erhob mein thränenfeuchtes Auge zu schweigender Anbetung zum Himmel. Alsdann ward ich in eine Cabine geführt, woselbst ein helles Feuer zu meinem Empfang bereit war.

„Nun,“ hörte ich Mr. Hall sagen, „laßt uns für den Fremden einen Salutschuß abfeuern. Fertig — legt an — Feuer!“

Alle Musketen gingen los und ein herzliches Willkommen schien es mir. Er folgte mir alsbald und nahm mich in seine eigene Wohnung mit, gab mir trockene Kleider und vor Allem wärmte er mich an der Gluth eines so edlen Herzens, als je eines in einer menschlichen Brust schlug.

Ich ward von den Wilden gefangen am 1. Mai, und landete auf dem Eiland am 7. August.

IX.

Die Colonie.

Nachdem ich genügend aufgethaut war, gab ich einen kurzen Bericht von meinen Abenteuern. Der Koch bereitete die Tafel und brachte Abendbrod herein. Ich aß mit unbeschreiblicher Freude Brod und frisches Schweinefleisch und trank Thee dazu aus Brasilien. Der Vergleich mit dem gleichnamigen chinesischen Produkt mag nicht zum Vortheil des brasilianischen ausfallen, mir aber war es ein köstliches Getränk. Ich war, wie der Leser nachrechnen kann, 97 Tage in Gefangenschaft gewesen. Obgleich ich stark am Abendbrod Theil nahm — zu stark vielleicht für Einen in meinem angegriffenen Gesundheitszustand — so erhob ich mich doch von dem Mahle mit einem eben so großen Hunger, als mit dem ich mich zu demselben niedergesetzt hatte. Mr. Hall, mein neuer Gastfreund, erzählte mir, daß auch er einmal Gefangener unter den Patagoniern, wenngleich nur für einen Tag, gewesen sei; aber er habe in der kurzen Zeit genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß eine Gefangenschaft, wie ich sie durchgemacht, schrecklich sei über alle Beschreibung.

Nach dem Abendessen ward das Boot aufs Trockene gezogen. Pfeifen und Taback wurden gebracht und ich verbrachte in der Gesellschaft meiner Erlöser einen der glücklichsten Abende meines Lebens. Der Wechsel von dem elenden und fast hoffnungslosen Zustande, in welchem ich so lange geschmachtet hatte, war so groß, daß meine Freude alle Grenzen überstieg. Mein Herz floß von Dankbarkeit über. Worte konnten damals und können heut noch nicht meine Gefühle beschreiben — die Gefühle der Freiheit und der Freude, daß ich nun von Gefahren, Entbehrungen und Feinden befreit und in einem Augenblick in die Gesellschaft von Freunden, und zur Sicherheit und gutem Leben zurückgeführt worden sei. Es erschien mir Alles wie ein Traum, der Wechsel war so plötzlich und überraschend.

Das kleine Haus, das ich für den Augenblick meine Heimath nannte, und daß in der That mir die anmuthigste Wohnung schien, die ich jemals gesehen, war ungefähr 12—15 Fuß lang, aus Brettern gebaut und inwendig mit blauem Kentucky=Leinen als Tapete bekleidet. Der Feuerheerd war in der Mitte der einen Breiteseite, und die Thür befand sich in der andern gegenüber. Zwei geräumige Verschläge waren abgesondert, der eine als Garderobe und der andere als Vorrathskammer. Jede Seite hatte ein

Fenster mit kleinen Glasscheiben. Zwei bequeme Divans, wahrscheinlich von irgend einem Schiffswrack, standen an den Seiten und die Mitte nahm ein Holztisch ein. Das Schlafzimmer enthielt zwei kleine Hängematten, eine für Mr. Hall, die andere für Morrison, den Schottländer. Das Häuschen, oben mit Theerleinwand und Holz bedeckt, stand auf einem kleinen Guanohügel, etwa vier Fuß hoch. Eine Schiffsglocke war an der Vorderseite des Hauses aufgehängt, um den Arbeitern Signale damit zur Arbeit und zum Essen zu geben. Seelöwen-Insel, — so hieß das Eiland, und „Holland" war von den Indianern offenbar daraus gebildet, weil sie das Ganze nicht sprechen konnten — ist etwa 1¼ Meile (engl.) lang und auf seiner Oberfläche mit immergrünen Büschen bedeckt. Die Colonie war von einer englischen Gesellschaft angelegt, um Guano zu bereiten und diesen zur Ausfuhr fertig zu machen; sie lag am Südende der Insel.

Unser geselliger Abend dauerte bis spät in die Nacht. Einer von den Divans ward mir als Lagerstätte angewiesen. Bettzeug ward herbeigeschafft und ein Sack mit Schiffsfahnen ausgestopft diente mir als Kissen. Bevor wir uns jedoch zur Ruhe legten, erörterten wir die Möglichkeit eines Einfalls der Wilden vom Festland herüber, und kamen zu dem Schluß, daß vor Tagesanbruch in diesem Quartier Nichts zu fürchten sei. Der alte Häuptling und seine Gefährten mußten offenbar erst zu dem Hauptheer zurückkehren, um sich zu verstärken und Schiffsgeräth zu verlangen, bevor sie die Verfolgung wagen konnten. Wir ließen daher den Gegenstand ruhig fallen, und Mr. Hall und der Schottländer, nachdem sie für meine Bequemlichkeit mit der herzlichsten Güte gesorgt, verschwanden mit friedlichem „Gute Nacht!" hinter der Thür ihres Schlafgemachs. Die kleine Hütte war warm; mein Lager war die Vollendung aller Bequemlichkeit im Vergleich mit dem, welches 97 elende Nächte lang mein Loos gewesen. Vor Allem aber konnte ich, zum ersten Mal seit so vielen Wochen, mich ohne Furcht vor Verräthern und Gewaltthat niederlegen. Ich war sicher vor den Wilden. Ich schlief gesund, und wetteiferte förmlich mit jenen unsterblichen Sieben bis tief in den Morgen hinein. Tageslicht erhellte den Raum, als ich erwachte. Es war kein Traum. Ich war frei in der That. Rohe aber unverkennbare Zeichen der Civilisation umgaben mich. Die Abenteuer des vorhergehenden Tages brachen wie Lichtstrahlen durch mein verdunkeltes Gemüth — die Furcht, das Wagstück, der Kampf, die zeitige Rettung, das Willkommen, die herzliche Aufnahme, und ein warmes Empfinden der Dankbarkeit erfüllte meine innerste Seele. Ich sprang von meinem Lager, so gut wie neugeboren, und jünger als je. Ein helles Kohlenfeuer knisterte bald hinter dem Eisengitter des Heer-

des, das Zimmer ward gefegt, Frühstück bereitet, die Glocke läutete und die Männer gingen an ihre Arbeit, während ich mich anschickte, meinen neuen Aufenthalt anzusehen.

Das Eiland ist niedrig und flach, und bei Hochwasser steht es nur acht bis zehn Fuß über dem Wasser. Fünfundzwanzig Fuß von unserm Hause war ein kleines Vorrathshaus, ein Schober, ein Schweinestall und ein Backofen. Ungefähr ebenso weit von diesen Anlagen befand sich ein Haus für die Arbeiter, aus Zimmerholz gebaut und mit Buschwerk und Erdschichten. Fenster hatte es nicht; die Bewohner, und was an Licht und Luft ein- und ausging, nahm seinen Weg durch die Thüre. Das Haus war zum Gebrauch und nicht zum Luxus gebaut; innen aber fehlte es ihm nicht an allen Bequemlichkeiten, hatte Hängematten, Bänke, Tisch und Kochheerd. Seine Bewohner waren an Zahl acht; drei Franzosen, zwei Spanier, ein Engländer, ein Mann aus Wales und einer aus Irland.

Außer diesen menschlichen Wesen hatte die Colonie noch einen Hund, zwei Schweine und eine beträchtliche Anzahl von Ferkeln. In der Nähe des Hauses war ein großer Guanohaufen, welcher fertig zum Ausschiffen nach England und den Vereinigten Staaten lag. Das Geschäft ward vom Capitän Matthew S. White besorgt, einem Engländer, welcher seit einigen Monaten nach Monte Video gereist war, um Schiffe für den Export anzuschaffen. Die für seine Rückkehr bestimmte Zeit war seit einem Monat verstrichen, Mr. Hall war seinetwegen schon ängstlich geworden, und ängstlich wegen seiner und seiner Leute Sicherheit dazu, da die Vorräthe nur noch für kurze Zeit ausreichten. Das Eiland ward selten von Schiffen besucht, und ihr einziges Mittel, einen Hafen zu erreichen, wenn Alles fehl schlüge, waren zwei Böte, welche aber zu klein waren, um die lange Seereise mit einiger Hoffnung auf glückliche Ankunft, zu wagen.

Die Möglichkeit, daß meine ehemaligen Gastfreunde vom Festlande durch ihre Theilnahme an meinem Schicksal vielleicht dazu getrieben werden könnten, „Holland“ en masse zu besuchen, hielt uns den ganzen Tag lang in einiger Besorgniß. Mr. Hall, der in Abwesenheit des Eigenthümers die Sorge für die Colonie übernommen hatte, machte die Vorbereitungen, sie mit den schuldigen Ehren zu empfangen, wenn sie kommen sollten; denn er sagte mir, daß Capitän White oft seine Befürchtung darüber ausgedrückt habe, die Indianer möchten auf das Eiland kommen, wenn er fort sei, und alle Bewohner desselben ermorden. Meine Flucht von ihnen war nicht geeignet, sie von dem Versuche abzubringen, oder ihre Gründe, die sie dafür hatten, zu entkräften. Es waren zwei kleine Kanonen vorhanden, die wir auf Räder setzten, damit sie als flie-

gende Artillerie dienen könnten. Ich schliff eine alte Wallfisch-Harpune, machte einen Griff daran und hängte sie über mein Lager auf; ein langes Messer in einer Scheide legte ich unter mein Kissen. Die Indianer lungerten am andern Ufer herum, wahrscheinlich begierig, mich zurückkehren zu sehen mit dem Rum und Taback, dessenwegen sie gekommen waren und die sie auch wohl verdient hatten, da sie mir so lange Kost und Logis gegeben, auch mich mehrere Monate so äußerst liebenswürdig behandelt hatten.

Ehe wir uns am Abend zur Ruhe begaben, luden wir unsere Geschütze und feuerten sie ab, damit unsere Nachbarn erführen, daß sie in jedem Fall auf einen warmen Empfang zu rechnen haben würden, wenn sie uns ihren Besuch machen wollten. Dann luden wir die Stücke auf's Neue, jedes mit einem Dutzend oder mehr großen Flintenkugeln, stellten sie an der Thür in Bereitschaft und deckten sie zu, um das Pulver trocken zu halten. Auch sechs bis acht Musketen hatten wir fertig gemacht und an Schießmunition fehlte es uns nicht. Der Hund wurde an die Thür gebunden und diese dann sorgfältig verschlossen. Gerade als wir uns niederlegen wollten, fing der Hund an mächtig zu bellen, aber bei näherer Untersuchung war es nur ein blinder Lärm gewesen. Alles war ruhig und mit momentanem Zweifel an dem Scharfsinn und der Unterscheidungsfähigkeit unserer Schildwache, legten wir uns beruhigt nieder, und schliefen bald ein. Die Nacht verging ohne weitere Lärmsignale unseres Wächters, eines Hundes von englischer Race, der übrigens besser zum Aufspüren des Wildes, als für die verantwortliche Stellung, die er einnahm, befähigt war.

Nach dem Frühstück ging ich aus, und warf einen ängstlichen Blick durch das Fernrohr nach der nördlichen Küste des Festlandes, um zu sehen, ob die Indianer ihre Stellung noch einnähmen, und ob sie Böte bauten oder sonst eine Vorbereitung zur Invasion machten. Da waren sie noch — die geduldigen Creaturen! — unserm Eiland gegenüber, und die englische Flagge wehte an der Küste. Auch verschiedene Hunde trieben sich daselbst herum, und unter ihnen erkannte ich meinen eigenen; ich bildete mir fast ein, ich könnte ihr Bellen hören. Da wir ursprünglich keine Hunde mitgebracht hatten, so schloß ich, daß sie zum Hauptcorps zurückgezogen seien, eine Verstärkung nebst Material zum Bootbauen geholt und zugleich meinen Hund, zur besondern Freude seines wohl affectionirten Herrn mitgebracht hätten. Und nun bellte er am Ufer herum, als wollte er mich dadurch zurückrufen. Nachdem ich meine Neugier genugsam befriedigt hatte, drehte ich mein Glas seewärts, um ein sich nahendes Segel zu entdecken; aber die breite Fläche war klar, — kein Fahrzeug zu sehen. Auf den Strombänken nagten einige Guanacos an dem kümmerlichen, lan-

gen Gras, während andere mit ihren Jungen an den sonnigen Abhängen der Hügel lagen. Die Ruhe dieser Thiere versicherten mich, daß ihre abgesagten Feinde, die Indianer, nicht in der Nähe seien.

Ermüdet endlich von dieser Sorte von Fernsichten, kehrte ich in das Haus zurück und mit unsern Flinten bewaffnet, machten Mr. Hall und ich einen Gang auf das Eiland in der Hoffnung, einige Seevögel zu schießen; kamen aber gegen Mittag leer zurück. Den Nachmittag verbrachten wir mit zwecklosen Streifereien über das Eiland, um die Zeit zu tödten. Die Indianer waren am entgegengesetzten Ufer noch immer sichtbar; ich schlug meinem Wirthe, Mr. Hall, vor, hinüberzugehen, und ihnen eine Lection zu geben. Rache, ich weiß es, soll nur in kleinen Seelen wohnen; wenn dem so ist, so muß die meine während des Aufenthalts unter den Patagoniern zwerghaft zusammengeschrumpft sein, denn es dürstete sie nach Rache. Aber Mr. Hall, ohne den Antrieb dieser Leidenschaft, hielt die Expedition für ein großes Wagestück; er fürchtete sich, den Indianern näher zu kommen, als durchaus nothwendig war. Ich selber hätte mich lieber erschießen lassen, als zum zweiten Mal in ihre Hände zu fallen; aber ich konnte den Gedanken nicht los werden — trotzdem ich ihre Feigheit kannte — daß sie doch einen nächtlichen Ueberfall versuchen würden. Wir besprachen die Möglichkeit eines solchen bis tief in die Nacht und machten alsdann unsere Vorbereitung, wie am Abend vorher. Als wir nach unsrer Schildwache, unserm Hunde, dessen Platz, in treuer Erfüllung seiner Pflichten, an der Thüre hätte sein sollen, sahen, war der Schurke desertirt und hatte sein Nachtquartier bei den Schweinen aufgeschlagen. Er war bald aus seinem warmen Neste aufgejagt und an die Thür getrieben, wo er — wie gestern — an die Klinke gebunden ward. Während wir noch damit beschäftigt waren, sahen wir an der nördlichen Seite ein Licht; es sah aus, als ob es von Stelle zu Stelle getragen würde, und es befand sich in einiger Entfernung von den Wigwams der Indianer. Dies hatte den Anschein von Vorbereitungen für einen nächtlichen Besuch — es war ein Symptom, daß sie mit dem Bauen von Böten beschäftigt seien.

Nach den Beobachtungen, die ich während meines Aufenthalts unter ihnen gemacht hatte, sah ich sogleich, daß Etwas vorgehe; sie pflegten sich nach Dunkelwerden nicht viel zu bewegen, weder mit, noch ohne Licht, und nur eine ganz außergewöhnliche Veranlassung konnte es sein, die sie jetzt, so spät noch, auf den Beinen hielt. Wir nahmen die Decke von unseren Kanonen fort und schmierten ihre Mündungen, damit sie in einem lauteren Tone der Warnung und des Trotzes mit den Feinden reden möchten. Als-

dann wurden sie entladen, daß das Eiland dröhnte und das Echo weit hinüber zum feindlichen Strande donnerte. Hierauf wurden die Geschütze wieder geladen und an ihre gewöhnliche Stelle vor die Thür gefahren. Die Lichter, deretwegen wir diese Demonstration unternommen, verschwanden sogleich; die Indianer hatten, dem Anschein nach, den Wink verstanden und ihr Unternehmen entweder verschoben oder aufgegeben. Ich kannte ihre Furcht vor Schießgewehren. Als ich, während der ersten Zeit meiner Gefangenschaft, sie zu einer Reise nach Port Famine zu bereden versuchte, war des Häuptlings Hauptgrund dagegen, außer den größern Vorzügen von „Holland", daß dort große Gewehre seien, welche „nicht gut für Indianer" wären.

Die Nacht verging ohne Störung, und auch am andern Morgen, obgleich wir alle Schlupfwinkel und Verstecke der Insel durchsuchten, fanden wir noch Nichts, was uns hätte beunruhigen können. Auch auf der entgegengesetzten Küste bemerkten wir nichts Besonderes, außer daß die Indianer noch in ihren Quartieren waren, und daß ihre Anzahl sich außerordentlich vermehrt hatte.

Am Abend erschienen die Lichter nicht wieder; nachdem wir unsere gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, beschlossen wir, daß wenn die schwarzen Schurken nicht bald Miene machten, sich zu entfernen, wir unsern Kreuzzug gegen sie doch unternehmen müßten. Mr. Hall sah die Sache von der patriotischen Seite an. Er sagte, es sei zu viel für einen Engländer, unter solch' einem Gesindel die britische Flagge wehen zu sehen, welche ihn auf's Neue an die Ermordung seiner Landsleute gemahne. Ich bestärkte ihn in seinem Verlangen, den Cannibalen diese Trophäe zu entreißen, und das Unternehmen ward auf den folgenden Tag festgesetzt, wenn sie es bis dahin nicht vorgezogen haben sollten, zu verschwinden. Der Tag graute mit einem wolkigen Himmel und einer dicken Atmosphäre, welche es unmöglich machte, auf die geringste Entfernung deutlich zu sehen. Gegen Mittag klärte es sich auf und wir entdeckten, daß unsere unruhigen Nachbarn noch dort waren. Wir machten darauf die nöthigen Vorbereitungen zu der Expedition, welche gleich nach dem Essen unternommen werden sollte. Waffen und Munition wurden herbeigeschafft, Messer wurden geschliffen, Gewehre geputzt; die Glocke läutete zum Mittagsmahl und wir aßen mit einem durch Aufregung erhöhten Appetit. Aber als wir hinausgingen, um einen letzten Blick auf unsere Feinde, ehe wir sie angriffen, zu werfen, sahen wir, daß sie ihre Pferde einfingen. Sie bestiegen ihre Thiere in großer Hast und ritten davon. Es schien mir, als ob ihr Abmarsch blos eine List, und eine Vorbereitung zum heimlichen Ueberfall sei.





Druck b. Gebr. Delius

Der himmlische Wirth von Mazatlan

Aber sie waren aus unsern Blicken entschwunden, ehe wir noch Zeit hatten, dies Alles zu überlegen.

So verging die Zeit, und das Ausbleiben des sehnlichst erwarteten Capitän White machte, daß sie langsam genug verfloß. Ich hatte daran gedacht, in einem der Guanoschiffe nach Rio Janeiro oder irgend einem andern südamerikanischen Hafen zu gehen, um von dort weiter nach Californien zu reisen. Aber nun blieben die Schiffe aus, und es drohte uns eine Hungersnoth. Um unsere Leiden noch zu erhöhen, brach der Scorbut unter den Leuten der Colonie aus, da sie so lange Zeit von gesalzenem Fleisch ohne alle Vegetabilien gelebt hatten. Um dieselbe Zeit, um das Maß unserer Sorgen voll zu machen, ward Mr. Hall von dem Waliser unterrichtet, daß Morrison, der Schottländer, versuche, die Franzosen und die Spanier gegen ihn einzunehmen und sie zur Meuterei zu verleiten. Der Mann hatte in dem Hause gelebt und war auf's Anständigste behandelt worden, wofür er sich dann in der angegebenen Weise dankbar bezeigte. Mr. Hall aber machte kurzen Prozeß mit ihm, ließ seine Sachen zum Hause hinaus werfen und ihm befehlen, er solle fortan mit den Uebrigen essen und wohnen. Er nahm sich seine Erniedrigung sehr zu Herzen und ward auf meinen Rath, um ihn desto sicherer bewachen zu können, wieder ins Haus aufgenommen. Er versprach, seinem Herrn nicht wieder treulos zu werden und that ihm in der That bei einer späteren Gelegenheit, wo Unzufriedenheit der Leute auszubrechen drohte, wesentliche Dienste.

Die Indianer lungerten indessen nach wie vor in der Nachbarschaft herum, wie der Rauch ihrer Lagerfeuer anzeigte, und wir waren gezwungen, unsere Vorsichtsmaßregeln fortzusetzen. Uns schützte eigentlich Nichts, als ihre eigene Feigheit. Aber da ich ihr rachsüchtiges Gemüth kannte und wußte, wie zäh sie an ihren Plänen festhielten, so war es mir auf der andern Seite nicht unwahrscheinlich, daß sie aus Aerger über meine Flucht und die gescheiterten Hoffnungen in Bezug auf Rum und Taback doch ihre angeborene Feigheit überwinden möchten. Im Verfolg dieser Betrachtungen machte ich mir die schwersten Vorwürfe über einen Wink, den ich ihnen gegeben hatte, während wir auf den Weg nach „Holland" waren. Da wir uns nämlich vier Meilen von der Küste entfernt befanden, nahm ich ein Stück Planke auf und sagte den Indianern, daß wenn wir noch zwei oder drei ähnliche Stücke fänden, ich sie zusammenbinden und ein Fahrzeug daraus machen würde, auf welchem wir uns nach „Holland" hinüberrudern könnten. Obendrein belehrte ich sie noch über die passendste Zeit und den besten Wasserstand für das Unternehmen, sowie über die Art, wie man am Vortheilhaftesten landen könne. Damals fanden wir keine

weiteren Materialien zum Bau des angegebenen Floßes und glücklicherweise war auch, durch meine anderweitige Rettung, keine Gelegenheit dazu. Aber möglich war es doch, daß sie, was ich ihnen zu meiner eigenen Rettung vorgeschlagen, nun für sich selber und zur Rache gegen mich anwenden könnten, besonders da es nicht unwahrscheinlich war, daß solcher Holzstücke sich noch mehrere am Ufer fänden. Doch verschwand auch diese Furcht allmälig, und die Indianer ließen Nichts von sich hören.

Da, eines Nachmittages, als ich mich mit dem Ausbessern des Bootes beschäftigte, kam Mr. Hall eilends und mit frohem Lächeln zum Strand hernieder. „Seht hinaus in die See!" rief er, „Capitän White kommt!" Ich blickte in der angegebenen Richtung hinaus und sah deutlich zwei Segel sich nähern. Es war ein großes Schiff und ein Schooner. Je näher sie kamen, desto deutlicher sahen wir, daß es amerikanische Fahrzeuge waren. Ihr Einfahren in den Strom und die Unsicherheit, mit der sie Ankergrund suchten, zeigte, daß sie mit der Schifffahrt in dieser Gegend nicht bekannt seien. Der kleine Schooner gerieth auf den Sand und fuhr sich fest. Mr. Hall bemannte sein Boot, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Wir erfuhren, daß der Schooner Washington, und das Schiff Hudson, Capitän Clift, heiße, und daß sie Wallfischfänger seien, die eben von den Falklands-Inseln zurückkämen. Wir befreiten den Schooner aus seiner ungünstigen Lage und holten am andern Tage auch das große Schiff sicher herein.

Capitän Clift war durch den Steuermann und Mr. Hall von meinem Unglück und abenteuerlichen Leben unter den Patagoniern benachrichtigt worden, und sandte mir am andern Tage eine Botschaft, um mich am Bord seines Schiffes zu laden. Er empfing mich aufs Herzlichste und bestand darauf, daß sein Schiff meine Heimath sein solle, so lange ich wolle. Ich nahm dies freundliche Anerbieten an, nachdem auch Mr. Hall mich zugeredet hatte. Ich konnte ihn nicht ohne meinen innigsten, wärmsten Dank verlassen; er war mein Lebensretter gewesen, er hatte mir die Freiheit zurückgegeben. Er wollte auch nicht das geringste Zeichen meiner Dankbarkeit annehmen, ja er bestand darauf, daß ich auch die Kleider behalte, welche er mir gegeben hatte. Und so sagte ich diesem echten, treuherzigen englischen Mann unter Thränen Lebewohl und fuhr mit Capitän Clift in's offne Meer hinaus, das mich nach mehrmonatlicher glücklicher Reise in meine Heimath zurücktrug!

Eine Caravanenfahrt durch die Prairie.

I.

Die Ausrüstung.

Bevor ich den Leser einlade, mich auf dem langen Wege von Missouri nach Chihuahua zu begleiten, will ich versuchen, ihm einen allgemeinen Begriff von der Einrichtung und der Art der Fortbewegung einer Caravane auf einer Reise durch die Wildnisse im Westen des nordamerikanischen Continents zu geben.

Die Wagen, deren man sich bedient, tragen gewöhnlich zwischen fünf- und sechstausend Pfund, und sind, wenn sie wie die unsrigen durch Maulthiere gezogen werden, mit fünf Paar derselben bespannt. Ein einziger Fuhrmann lenkt sie, indem er bald auf einem gesattelten Maulthier sitzt, bald nebenher zu Fuß geht. An schwierigen Stellen kommen die Fuhrleute einander zu Hülfe, und das Gespann muß verdoppelt werden, d. h. die drei oder vier vordersten Paare des einen Wagens werden zu den andern gespannt, um die Wagen über irgend eine Höhe oder durch einen tiefen Morast zu schaffen. Bei solcher Gelegenheit sind manchmal acht bis zehn Menschen um einen einzigen Wagen beschäftigt. Da die Caravane beisammen bleiben muß, so kann sie unter solchen Umständen zuweilen nur wenige englische Meilen in einem Tage machen. Ich werde Gelegenheit haben, zu erzählen, wie es einmal voller vierzehn Tage bedurfte, um sechsundzwanzig Wagen über die kurze Strecke von zwölf englischen Meilen zu schaffen. An andern Stellen dagegen sind die Wege durch die Prairien so gut, daß man siebzig bis achtzig engl. Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegt, namentlich wenn, wie es hier oft der Fall ist, der Mangel an Wasser Eile gebietet.

Die Wagen sind sehr stark gebaut und von einer fast unbegreiflichen Dauerhaftigkeit. Am meisten leiden sie von der Trockenheit der Luft, wenn sie die höheren westlichen Regionen erreichen, und deshalb müssen die Räder begossen werden, so oft sich irgend eine Gelegenheit dazu darbietet. Ohne einen besonderen unglücklichen Zufall kann dagegen ein guter Fuhrmann seinen Wagen quer durch den Continent bringen, ohne daß ihm auch nur einmal etwas zerbricht. Demungeachtet führt eine Caravane die wichtigsten Artikel des Gespanns und die einzelnen Bestandtheile eines Wagens noch extra mit sich, so daß eine zerbrochene Achse, ein abgenutztes Kummet, eine zerrissene Kette oder dgl. augenblicklich ersetzt werden kann.

Ein Vorrath von Hufeisen für die Maulthiere, welche nicht immer beschlagen sind, wenigstens selten vollständig, muß ebenfalls mitgenommen werden; desgleichen sind Geräthschaften zum Radbeschlagen, Schaufeln und Hacken, Winden, Hebel, Aexte zum Holzschlagen u. s. w. unentbehrliche Gegenstände.

Der Mundvorrath besteht aus Mehl, Speck, getrockneten Bohnen, Kaffee und Zucker. Spirituosen giebt es niemals auf diesen Reisen, wenn nicht der Herr oder Conducteur der Caravane bei großen Beschwerden oder besonderen Entbehrungen sich veranlaßt fühlt, sein Allerheiligstes zu erschließen und seinen Leuten eine Portion zu ihrer Erfrischung zu lassen. Branntwein wird nur als Arznei gebraucht, wohingegen Kaffee ein unentbehrlicher Artikel ist und täglich zweimal in großer Menge genossen wird. Die erfrischende und stärkende Wirkung dieses Getränks bei großer Anstrengung, bei Hitze sowohl als bei Kälte ist außerordentlich. Die getrockneten Bohnen bilden ein Hauptnahrungsmittel — die unentbehrlichen Frijoles der Mexikaner und aller andern spanischen Amerikaner. Es kommt indessen sehr auf die Sorte der Bohnen und die Art der Zubereitung an. Man kocht sie in Wasser bis sie weich sind, gießt dann einen Theil desselben ab, setzt eine Pfanne mit Fett aufs Feuer, thut die Bohnen dazu, salzt sie, und nachdem sie noch ein Weilchen geschmort haben, ist die nahrhafteste und wohlschmeckendste Speise, die ein hungriger Reisender nur wünschen kann, fertig. Es ist bekannt, daß dieses Gericht niemals auf der Tafel selbst des reichsten Mexikaners fehlt, wo es stets das Mahl beschließt, ehe das Dessert aufgetragen wird. Brod wird täglich im Lager frisch gebacken und gewöhnlich warm verspeist.

Für den ersten Tisch unsrer Caravane, zu welchem zu gehören ich den Vortheil genoß, hatten wir eine Auswahl von Delikatessen bei uns — gepökeltes Fleisch, eingemachte feine Gemüse, Blumenkohl, Spargel, Austern und Hummern, Sardinen in Oel, köstlichen Schinken, eingekochte Früchte, Thee und Chokolade, Rothwein und

Champagner. Diesen Luxus verdankten wir einer Dame, die zu unsrer Caravane gehörte; aber auch die Herren einer solchen Reisegesellschaft sind in der Regel mit derartigen Artikeln versehen. Besonders Sardinen sind eine Lieblingsspeise, und ihr Verbrauch in den Prairien ist so groß, daß die Blechbüchsen, welche den Weg entlang zerstreut liegen, allein eine hinreichende Spur bilden, den Weg von Independence nach Santa Fé zu bezeichnen.

Die Caravane muß auch reichlich mit Waffen und Munition versehen werden. Jeder Fuhrmann und Maulthiertreiber ist darauf angewiesen, sich selbst mit einer Flinte, Büchse oder Muskete in bester Ordnung zu versorgen, die er stets zur Hand haben muß, und Manche führen außerdem noch Pistolen mit sich. Ich selbst hatte ein Paar sechsläufige Revolver und eine Doppelflinte, so daß mir immer vierzehn Schüsse zu Gebote standen. Mr. Mayer, der Eigenthümer unsrer Caravane, und unser Wagenmeister waren ebenso bewaffnet.

Auch mit einem Vorrath von Kleidern, Schuhen, Hüten, Messern, mit Taback und andern Artikeln des täglichen Bedarfs wird die Caravane ausgerüstet. Gewöhnlich übernimmt der Eigenthümer oder Conducteur die Herbeischaffung aller dieser Gegenstände, deren die Gesellschaft zu ihrer Equipirung benöthigt ist. Jedem Treiber und Diener wird dafür eine von seinem künftigen Lohn zu bezahlende Rechnung aufgesetzt. Die Preise sind sehr hoch, und mit Recht, weil Verluste unvermeidlich sind. Da nun während der Fahrt eine große Menge dieser Artikel verbraucht wird, so bleibt am Ende derselben einem Mann von seinem Lohn, (etwa zwölf bis zwanzig Dollars monatlich) selten mehr, als um sich ein paar lustige Tage damit zu machen, wie ein Matrose, wenn er am Lande ist. Nachher ist er genöthigt, einen andern Dienst zu suchen, und entweder auf demselben Wege zurück-, oder auf einem andern weiter zu reisen. So finden wir auf den Prairiepfaden und auf den Grenzstationen eine rege Bevölkerung von Fuhrleuten und Maulthiertreibern, die sich nur mit den Matrosen zur See und im Hafen vergleichen läßt, und immer, wenn man in diesen Gegenden reist, in Independence oder Westport am Missouri, in Santa Fé oder El Paso am Rio Grande, in Chihuahua in Nord-Mexiko, in San Antonio in Texas, in Los Angelos in Californien, oder in der Mormonenstadt am großen Salzsee — immer wird der Reisende von Zeit zu Zeit denselben Burschen wieder begegnen, wenn sie umherlungern wie müssige Matrosen am Landungsplatze eines Hafens.

Der Befehlshaber einer Caravane ist der Wagenmeister. Die Mexikaner geben ihm den Titel: „Mayor Domus“. Der Eigenthümer, wenn er nicht selber den Befehl übernimmt, verhält sich

(wenn er überhaupt die Reise mitmacht) wie der Supercargo zum Capitän eines Schiffes. Dies war bei unsrer Caravane der Fall, und Mr. Mayor, obwohl unzufrieden mit seinem Wagenmeister, vermied doch jede entschiedene Streitigkeit mit ihm. Der Erstere war von Geburt ein Anglo-Amerikaner; ich habe nie einen trägeren und weichlicheren Menschen gesehen. Obwohl er die Reise schon mehrmals gemacht, pflegte er gegen das Ende derselben, wo wir viel von kalten Nächten zu leiden hatten, des Morgens stets unter seinen acht oder zehn Decken hervorzukriechen, während ich unter einem einzigen Paar schlief; er ließ sich wenigstens dreimal rufen, ehe er sich erhob, um die Nachtwache zu übernehmen. Dennoch ist es ein gewöhnliches Vorurtheil, daß nur ein Anglo-Amerikaner zum Wagenmeister tauge. Die Wahrheit ist, daß wenn die Mannschaft aus Anglo-Amerikanern besteht, kaum ein Wagenmeister von irgend einer andern Nation mit ihr fertig werden wird. Besteht sie dagegen aus Mexikanern, so wird ein Deutscher, der die Sprache und sein Geschäft versteht, seinen Dienst vollkommen gut versehen. In einem aus Anglo-Amerikanern und Mexikanern gemischten Corps werden fortwährend Uneinigkeiten stattfinden, und die letzteren selten ohne Mißhandlung von Seiten der erstern davonkommen, weil in diesen die Idee eingewurzelt ist, ein Mensch von dunklerer Hautfarbe sei von gleichen Rechten mit ihnen ausgeschlossen. „Schieß ihn nieder!" „Häng' ihn!" „Hau' ihn!" das sind Ausrufungen, welche man aus dem Munde seiner Anglo-Amerikanischen Gefährten hört, so oft ein Mexikaner ein geringes Versehen macht; und „ich habe nie einen weißen Mann getödtet", gilt dem letzteren als eine vollständige Reinigung seines Charakters von jedem ungünstigen Verdacht. Bei Anglo-Amerikanern, die längere Zeit in Mexiko gelebt, ist dieses Vorurtheil indessen meist verwischt, und eine menschlichere Denkweise an seine Stelle getreten. Hierzu bildet der Umgang mit den mexikanischen Frauen in der Regel den ersten Schritt. So übt die moralische Corruption der mexikanischen Grenzstädte gewissermaßen einen kultivirenden Einfluß aus, und man kann dabei beobachten, durch welche seltsamen Kanäle die Civilisation der Menschheit oft rinnt.

Auch das Maulthier spielt in der Caravane seine originelle Rolle. Eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten desselben ist seine Abneigung gegen den Esel und der Stolz, den es dagegen in seine Verwandtschaft mit dem Pferde setzt. Wenn ein Esel, angestachelt durch die Eitelkeit, welche ihm die Verwandtschaft seiner Race mit dem Maulthier einflößt, sich unter eine Anzahl derselben begiebt, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach von seinen stolzen Anverwandten gemißhandelt und lahm geschlagen werden. Ein Pferd dagegen nimmt in einem Trupp von Maulthieren eine bevorzugte

Stelle ein; sie drängen sich um dasselbe, folgen seinen Bewegungen und zeigen eine heftige Eifersucht, indem jedes dem hochgebornen Verwandten am nächsten stehen will. Diesen Instinkt benutzt man, um die Maulthiere auf der Reise oder auf der Weide zusammenzuhalten; man giebt ihnen eine Stute bei, die von der Glocke, die sie um den Hals trägt, die „Bell-mare“, die Glockenstute heißt. Die Mexikaner nennen sie „la yegua madre“ — Mutterstute. Dieses Thier wird Tag und Nacht an einer Leine geführt, und der ganze Trupp auf diese Weise unter Controlle erhalten. Der Mann, der die Stute führt, ist angewiesen, sich im Fall eines Angriffs von Indianern augenblicklich auf den Rücken des Thieres zu schwingen und nach dem Lager der Wagen zu fliehen, wohin der ganze Trupp dann sicher nachfolgt. Selbst wenn es den Indianern gelingt, einige von dem Haufen abzuschneiden, wird es ihnen schwer, sie fortzuführen. Die Thiere versuchen unaufhörlich umzukehren, und die Reisenden sind dann oft im Stande, die Räuber einzuholen und die gestohlenen Thiere wieder zu bekommen. Die Indianer wenden daher jedes Mittel an, in Besitz der Stute zu gelangen, und wenn ihnen dies gelingt, so ist der ganze Trupp für den Eigenthümer verloren.

Unter einem großen Trupp von Maulthieren findet sich gewöhnlich das eine oder andere demokratische Individuum, welches zu dem Bewußtsein seiner natürlichen thierischen Würde und angebornen Rechte gelangt ist, und demnach eine Art von Unabhängigkeit anstrebt. Wir hatten z. B. unter unsrer Heerde ein weißes Maulthier, welches sich zur Zeit des Anschirrens regelmäßig von den andern trennte. Sobald die Thiere von der Weide in das Lager getrieben wurden, wo man sie mit dem „laso“ einfängt, begleitete das weiße die andern bis zum Eingang; hier aber machte es einen plötzlichen Sprung zur Seite, lief wohl eine halbe engl. Meile weit davon, und beobachtete von da das Lager mit gespannter Aufmerksamkeit, bis die Caravane in Bewegung war. Dann kehrte es ruhig zurück und schloß sich dem Relais an. Zuweilen, um ihm zu zeigen, wer der Herr sei, wurden zwei Mexikaner ausgesandt, um den Flüchtling einzufangen, und dann ward das Thier natürlich für diesen Tag angeschirrt. Der Zeitverlust jedoch und die Ermüdung der Sattelpferde ließen eine Wiederholung dieser Maßregeln vermeiden. Das Thier hatte einmal seine eigene Weise, und während seine Brüder hart mitgenommen wurden, machte es lediglich eine Vergnügungsreise vom Missouri nach Chihuahua.

Ein unterrichteter Mexikaner erzählte mir ein Seitenstück hierzu. In einem gewissen Kloster wurden sechs Maulthiere gehalten, und der Reihe nach täglich eins davon benutzt. Eines dieser Thiere kannte seinen Tag in der Woche so gut, daß es des Morgens

regelmäßig versuchte, das Hofthor zuzuhalten, indem es sich dagegen stämmte, um so den Knecht zu verhindern, es zur Arbeit abzuholen.

Es ist unmöglich, die Scene zu schildern, wenn ein paar hundert Maulthiere zum ersten Mal aufgeschirrt werden, die bis dahin ganz wild waren und niemals weder ein Gebiß im Maul, noch einen Sattel auf dem Rücken hatten. Die Wagen werden so aufgefahren, daß sie drei Viertel eines Kreises bezeichnen, während der offen gebliebene Raum den Eingang zu dem Hofe dieses Lagers bildet. Ueber die Zwischenräume zwischen den Wagen wird, um diese mit einander zu verbinden, ein Thau von Rad zu Rad geknüpft. Die Maulthiere werden in den Hof getrieben, und der Eingang gleichfalls durch ein quer vorgezogenes Tau geschlossen. Zwei mit Peitschen bewaffnete Männer werden an diesem Eingang aufgestellt, um jedes Maulthier zurückzujagen, welches den Versuch macht, das Tau zu überspringen, oder unter demselben fortzuschlüpfen. Die Mexikaner nennen diese Wagenumzäunung, welche ebensowohl als Hürde für das Vieh, wie als Zufluchtsort vor den Indianern dient, einen „corral", ein Wort, welches einen eingeschlossenen Platz bedeutet, wo man Vieh hält. Die Anglo-Amerikaner haben das Wort in „Carrel" umgewandelt.

Der Leser mag sich nun zwei- bis dreihundert wilde Maulthiere an diesem Ort zusammengedrängt vorstellen, und zehn bis funfzehn Mann darunter, die den Versuch machen, einem Thier nach dem andern den „laso" über den Kopf zu werfen, ihnen das Gebiß ins Maul zu zwängen. Die Maulthiere kennen den „laso" wohl, und suchen ihm auf alle nur mögliche Weise zu entgehen. Alle Kriegslist ist indessen unnütz. Während der ganze Haufen von einer Seite des „corral" zur andern stürmt, fühlt auch ein Maulthier nach dem andern den „laso" um seinen Nacken gewunden. Dann stürzt es sich wie toll in die Mitte seiner Gefährten und schleppt den Mann, welcher den Strick hält, von einer Seite des Hofes zur andern. Ein zweiter und dritter müssen ihm nun zu Hülfe kommen. Das laute Schnaufen des halb erstickten Thieres übertönt das Getöse und die Verwirrung dieser Scene. Endlich gelingt es den Männern, das Ende des Strickes durch die Speichen eines Rades zu ziehen, und so wird das Thier diesem Punkt allmälich näher und näher gebracht. Sobald es dicht am Rade ist, wird der Strick um seinen Körper geschlungen und abermals durch die Speichen gezogen, so daß der ganze Körper sich nun in einer Schlinge befindet. Hierauf versuchen die Männer, ihm das Gebiß zwischen die Zähne zu zwängen. Das verzweifelte Thier macht eine letzte Anstrengung; es wirft sich auf die Erde, befreit, indem es sich überschlägt, die Beine von dem Strick, springt auf,

und den Hals noch immer in der Schlinge, verschwindet es im dicksten Haufen. Die Jagd beginnt von Neuem, bis eine zweite Schlinge um den Hals des Thieres liegt; halb erwürgt wird es nun zu Boden geworfen und durch Gewaltmittel gebändigt, bis es das Gebiß ins Maul hat und eine zweite Schlinge um seine Nüstern befestigt ist. Jetzt führt man es aus dem „corral“ hinaus, sucht es vor den Wagen zu bringen und aufzuschirren. Das Thier macht wieder die heftigsten Anstrengungen, und wenn man bedenkt, daß in dieser Weise zehn Thiere vor jeden Wagen geschafft werden müssen, und daß diese Operation zur selben Zeit an verschiedenen Punkten des „corral“ und vor zwanzig bis dreißig Wagen vor sich geht, so kann sich der Leser eine Vorstellung von der Verwirrung der ganzen Scene machen.

Wenn endlich alle Wagen in Bereitschaft sind, so wird der „corral“ geöffnet, die überzähligen Thiere läßt man mit der Glockenstute hinaus, und die Caravane kann sich in Bewegung setzen. Zum ersten Mal sollen die Maulthiere nun ziehen, zum ersten Mal fühlen sie den Zügel und die Peitsche des Fuhrmanns, der seinen Platz auf dem gesattelten Thiere einnimmt.

Neue Verwirrung! Hier ist es unmöglich, das Gespann zum Ziehen zu bewegen, — dort versucht ein anderes, mit dem Wagen davon zu laufen. Hier macht das eine Paar eine verzweifelte Anstrengung vorzugehen, während ein anderes zurückhält — dort wenden die Leitthiere plötzlich um, reißen das nächste Paar mit fort, und drohen die Achse zu zerbrechen. Hier stürzt ein Thier, dort reißt eine Kette. Mitten unter dem Geknall der Peitschen, unter dem Rufen und Fluchen der Fuhrleute kommt endlich ein Gespann in regelmäßigem Schritt, bis es mit einem Mal von dem gebahnten Wege fortstürmt, den Wagen in einen Morast schleppt oder zwischen ein paar Bäumen festkeilt. Das beschädigte Geschirr muß ausgebessert, die Wagen aus dem Morast gezogen und die im Wege stehenden Bäume müssen gefällt werden. Ehe das Alles ausgeführt ist, befindet sich ein anderer Wagen schon in einer ähnlicher Lage. So geht der Tag in der höchsten Aufregung und Abmattung für Menschen und Vieh vorüber, bis Abends mit großer Mühe ein neuer „corral“ aufgestellt wird, vielleicht kaum tausend Schritt vom vorigen entfernt. Die Thiere werden ausgespannt, zur Weide und zur Tränke getrieben, und die Menschen setzen sich um ihr Feuer, ihren Hunger und Durst zu stillen.

Am nächsten Morgen stehen die Sachen schon etwas besser; in vielen der Thiere ist die widerspenstige Natur gebrochen, und die Menschen haben ihre Gemüthsart einigermaßen kennen gelernt. Das Anspannen und Aufschirren ist in drei oder vier Stunden vollbracht, und die Caravane rückt um einige Meilen vorwärts.

Die Wagen haben ihre bestimmte Ordnung im Lager sowohl als auf dem Wege. Die Gefahr eines Angriffs durch die Indianer nöthigt die Caravane, so viel als möglich zusammen zu halten, und aus diesem Grunde bildet sie zuweilen zwei Colonnen; auch hat ein großer Theil des Weges nach Santa Fé schon doppelte Spuren. Ich muß hier bemerken, daß die Wege durch die Prairien zum größten Theil vollkommen deutlich bezeichnet sind, und daß es ganz irrthümlich ist, zu glauben, man mache diese Reisen durch eine spurlose Wildniß. Ab und zu allerdings versucht ein kühner Caravanen-Conducteur einen neuen Weg, in der Absicht, einen Bogen abzuschneiden, einen Wasserplatz zu finden, oder einen Hügel zu umgehen, und in diesen Fällen muß er sich natürlich einen eigenen Pfad bahnen. Die Räderspuren einer Wagencaravane sind mehrere Jahre lang in der Prairie zu unterscheiden: eine andre Vegetation sproßt darauf — krautartige Pflanzen z. B. überwuchern die Gräser, und nicht selten kann man die Richtung, die eine Caravane manches Jahr zuvor verfolgte, an einer Linie von großen Sonnenblumen erkennen, die sich meilenweit über die grasige Fläche dahinzieht.

Die Caravane bewegt sich meist von früh des Morgens bis gegen elf Uhr; dann wird Rast gehalten, um zu kochen, zu speisen, die Maulthiere zu tränken und sie weiden zu lassen. Nachmittags wird eine zweite Strecke zurückgelegt; das Nachtlager wird womöglich vor Dunkelheit aufgeschlagen, und die Heerde zur Weide für die Nacht hinausgelassen. Bei der Auswahl eines Lagerplatzes muß man Rücksicht nehmen auf die verschiedenen Grasarten, ferner auf Nähe des Wassers, auf Sicherheit endlich vor den Indianern. Der Wagenmeister reitet voran, um die Gegend zu diesem Zwecke zu recognosciren, eine Aufgabe, die nicht selten mit Gefahr verknüpft ist. Die ganze Marschordnung ist jedoch auch häufig eine umgekehrte, indem man bei Nacht reist und am Tage ruht.

Sobald die Thiere abgeschirrt sind, wird die erste Wache bezogen, während die übrige Gesellschaft ihre Lagerfeuer anzündet, ihre Speisen zubereitet, ißt, raucht, plaudert und ruht bis die Reihe an sie kommt, die Wache abzulösen. Die Leute werden zu diesem Zweck in verschiedene Korps eingetheilt, jedes mit seinem Anführer, und sie lösen einander alle zwei Stunden ab. Unter dem Schutz dieser wohlbewaffneten Wache läßt man die Thiere die Nacht durch auf der Weide. Kurz vor Tagesanbruch jedoch wird die Heerde in den corral zurück getrieben, da die raublustigen Indianerbanden gern diese Zeit zu ihren Angriffen wählen; das Lager wird dann aufgehoben und die Anschirrung beginnt. Die einzige Schlafstelle des Lagers ist natürlich die Erde, auf der ein Tuch oder ein Fell ausgebreitet wird; der Sattel dient als Kopfkissen, und ein paar Decken geben dem Körper die nöthige Wärme. Seine Büchse,

seinen treuen Schlafgefährten, legt der Reisende unter seine Decke. Regnet es, so sucht man unter den Wagen Schutz, wenn man nicht vorzieht, in einer Pfütze oder einem Bach zu ruhen. Die Wagen sind mit einer doppelten Bedeckung von Segeltuch versehen, das über hölzerne Reife gespannt und lang genug ist, um bis zur Achse herunter gezogen zu werden.

Was mich persönlich betrifft, so war ich in Gemeinschaft mit einem Freunde mit einem Zelt ausgerüstet, das wir während der der ersten Nächte benutzten; aber da die Mühe des Aufstellens und Abschlagens gewöhnlich mich traf, und das Zelt den meisten Schutz gewährte, wenn wir dessen am wenigsten bedurften, bei schlechtem Wetter dagegen oft vom Winde umgeworfen ward, so leistete ich auf diesen sehr zweifelhaften Comfort bald Verzicht. Auch zwei Reisekutschen hatte unsre Caravane in ihrem Gefolge, die verschließbar waren, und deren Sitze sich in ein Lager umwandeln ließen. Die Hälfte einer dieser Kutschen stand mir zur Disposition; so hatte ich die Annehmlichkeit, abwechselnd fahren und reiten zu können; zur Nachtruhe pflegte ich mich aber lieber auf die Erde in die freie Luft zu legen, da es mir unangenehm war, nicht jeden Augenblick sehen zu können, was um mich her vorging. Ich schlief auf einer Büffelhaut, und bedeckte mich mit ein paar Tüchern, meine Kleider jedoch zog ich Nachts während der ganzen Reise niemals aus, und selbst die Schuhe während der hundert und fünf Nächte, die wir auf dem Wege nach Chihuahua zubrachten, nur drei oder vier mal.

Die Nachtwachen waren der schwierigste Theil dieser Reise, besonders nach angestrengten Märschen, wie sie der Wassermangel zuweilen nöthig machte. Selbst die beständige Furcht, von Indianern überfallen und skalpirt zu werden, hat mich zu Zeiten nicht verhindert, auf meinem Posten stehend einzuschlafen. Auf den Hochplateaus von Neu-Mexiko, fünf bis sieben tausend Fuß über dem Meeresspiegel, wurden in Folge der strengen Oktober- und November-kälte die Unbequemlichkeiten dieser nächtlichen militärischen Hirtenpflichten noch bedeutend vergrößert, mit denen kein Caravanen-Reisender verschont wird, er müßte denn, wie Mr. Mayor in Begleitung seiner Gemahlin sein. Da nämlich in den Vereinigten Staaten ein Theil der Privilegien, deren sich die Damen erfreuen, auf ihre Männer oder Cavaliere ausgedehnt wird, so hat die Höflichkeit der Fuhrleute auf den Prairiereisen die besondere Sitte eingeführt, einen Mann, der mit seiner Frau reist, von den Nachtwachen zu dispensiren. Mr. Mayor war somit in einer höchst beneidenswerthen Lage, und so oft sich mir auf der Reise ein Vergleich seines Looses mit dem meinigen aufdrängte, tönte mir Leporello's: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ im Ohr, und unwillkürlich fing ich an,

die Melodie zu summen. Meine Stimme weckte bald das Echo der Prairiewölfe, und ihr Heulen und Winseln dauerte bis zum Morgen.

Im Ganzen hat das strenge und rauhe Leben auf solch einer Reise durch die Wildniß seine großen Reize, welche eine blendende Gewalt über das Gemüth erlangen können; ja, im Augenblick, wo ich Dies schreibe, weiß ich kaum, ob sie nicht die des civilisirten Lebens übertreffen.

II.

In der Prairie.

Am 17. August verließ ich Independence in Gesellschaft des Mr. und der Mrs. M., um der bereits vorausgezogenen Caravane zu folgen. In wenig Stunden lagen Wälder und angebautes Land mit den letzten Spuren menschlicher Wohnungen hinter uns; wir standen am Saum jener weiten Steppen, welche sich von da aus westlich über den größten Theil des Amerikanischen Continents ausdehnen, bis sie, mit geringer Unterbrechung, an einigen Stellen sogar die Küste des Stillen Oceans erreichen.

Um dem Leser eine richtige Vorstellung von diesem Grenzlande zu geben, muß ich bemerken, daß vom Thal des Missouri an aufwärts, die Prairie auf einer Höhe liegt, während die Wälder, welche die Abhänge des Thales bekleiden, da abbrechen, wo diese Höhe eine ununterbrochene Ebene zu bilden beginnt, und, indem sie einigen steilen Thälern und Schluchten folgen, nur hie und da in die Steppen hereinragen. Vom Rande der Prairie hat man eine Aussicht nach allen Seiten hinunter in die tiefern Waldungen.

Die Farmen dieses Grenzlandes machen einen sehr angenehmen Eindruck. Felder, besetzt mit Schobern von Mais und Weizen, zeigten die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Wiesen, von Bächen bewässert, waren mit üppigem Grase bedeckt, und die scharlachrothen Blüthen der Asklepias, sowie die goldenen Sonnenblumen schmückten den Vordergrund mit den glänzendsten Farben.

Zur Nacht lagerten wir uns, und erreichten früh Morgens darauf die Caravane, um unsre Reise mit ihr fortzusetzen. Ein strahlender Himmel ruhte über der weiten Ebene vor uns, die hier und da noch parkartig von Baumgruppen und Waldstreifen unterbrochen wurde. Nahe am Wege auf einem Hügel standen drei

Pyramiden aus roh auf einander gethürmten Steinen, von denen die höchste zwölf bis funfzehn Fuß hoch sein mochte. Ich konnte über ihren Ursprung nichts erfahren. Weiter hin sah ich an verschiedenen Stellen der Prairie ähnliche, aber noch rohere Steinhaufen. Manchmal steckten grüne Büsche zwischen den Steinen, was mich vermuthen ließ, daß dies von Indianern verabredete Signale seien. Den größten Theil des Tages ritt ich der Caravane voraus; die ersten Prairienvögel zeigten sich, und die Jagd auf sie, sowie die Untersuchung einiger mir ganz neuer Pflanzen, füllten die Zeit aus, bis wir unser Nachtquartier erreichten. Dieser Ort trug den Namen der „einsamen Ulme." Eine Ulme hatte hier gestanden; aber irgend welche Reisenden, denen ein Trunk warmen Kaffee's mehr Vergnügen machte als der Anblick eines Baumes in der Steppe, hatten sie kürzlich umgehauen. Der Akt der Barbarei war einmal verübt, und wir konnten uns immerhin der umherliegenden Holzscheite zu unserm Lagerfeuer bedienen.

Unser Weg führte uns durch den langsam ansteigenden Landstrich zwischen den Flüssen Kansas und Osaga, von wo wir einer herrlichen Aussicht auf die Umgegend genossen. Nach Süden zu senkte sich der Boden allmählich in Thäler ab, und war im Ganzen flach, aber im Norden waren die Thalabhänge steil und jäh. Weithin nach beiden Richtungen sah man mit Bäumen eingefaßte Flüßchen sich durch Wiesengrund schlängeln.

An dem Rock-Creek stießen wir auf eine Indianergesellschaft, die mit Lanzen und Tomahawk's bewaffnet waren. Am andern Morgen fanden wir sie zur einen Seite unsres Lagers sitzend, während eine Heerde Wölfe auf der andern unsrer Abreise lauerte, um Nahrungsmittel oder sonstige zurückbleibende Gegenstände zu erbeuten.

Eines Nachts wurden wir von einem furchtbaren Sturm überfallen. Ich lag mit zweien meiner Gefährten unter dem Zelt, als der Wind dasselbe plötzlich über uns zusammenblies. Wir richteten es sofort wieder auf, aber vergeblich. Der Regen floß in Strömen; wir hatten keinen Schutz; es blieb uns also nichts übrig, als still zu liegen. Die nasse Leinwand lag kalt auf meinem Gesicht, und bald rieselte ein Wasserstrom meinen Hals hinab. Ich kroch unter meine Decke und schlief zuletzt ein.

Wenige Tage später kampirten wir an dem Fish-Creek, — ein sehr bezeichnender Name, denn wir fingen mit unsren Angeln eine Anzahl kleiner Barse, und während diese Fische an meiner Schnur glitzerten, zirpten rings um mich her glänzende Colibris.

Wir setzten unsre Reise diesmal bei Mondschein fort. Der lange Zug der Wagen mit ihrem weißen Plan, und die auf dem Wege in gleichmäßiger Entfernung sich fortbewegenden Schatten,

alle von derselben Gestalt und Größe, boten einen wundersamen Anblick dar. Kein Laut war zu hören außer dem Klingeln der Glocke, welche ein Pferd im Nachtrab der Caravane am Halse trug, und das zuweilen von einem Klagelied eines unsrer Mexikaner übertönt ward. Dasselbe Lied hörte ich später auf nächtlichen Reisen in Mexiko noch oft. Es muß von indianischem Ursprung sein. Vielleicht daß die Aztekischen Kriegsgefangenen, ehe sie dem großen Huitzilopochi geopfert wurden, solch ein Sterbelied sangen. Es beginnt mit einem lauten anhaltenden Angstgeschrei, modulirt in wenigen Moll-Intervallen, und drückt eher körperlichen als geistigen Schmerz aus. Als ich es zuerst hörte, hielt ich es in der Entfernung für das Geheul von Wölfen.

Auf unsrer Tagereise nach Council Grove vermißte ich die Schlüssel zu meinem Gepäck, und ritt deshalb zwölf bis funfzehn engl. Meilen zu unsrem Lagerplatz zurück, wo der erste Gegenstand, den ich im Grase liegen sah, mein Schlüsselbund war. Ich erreichte unsre Caravane wieder, noch ehe sie sich zur Nacht niederließ. Auf diesem Ritt rief mir die Stille und Verlassenheit der Prairie die Erinnerung ähnlicher Verlassenheits-Eindrücke zurück, die ich auf den Hochalpen empfangen hatte. Als ich auf der ebenen Fläche dahinritt, bemerkte ich einige Indianer, die mir entgegenkamen, aber wieder verschwanden, als seien sie in die Erde versunken. Da ich gut bewaffnet war, so ritt ich ruhig weiter, und gebrauchte nur die Vorsicht, ein wenig vom Pfade abzulenken, dem Punkte zu, wo die Figuren verschwunden waren. Plötzlich waren die Leute mit ihren Pferden wieder in meiner Nähe. Wahrscheinlich war eine Vertiefung im Boden, die meinem Auge verborgen blieb, denn das sehr gleichmäßig wachsende Gras macht es sehr schwer, eine Unebenheit zu bemerken. Es waren zwei Männer und eine Frau, mit einem Hunde, der wüthend auf mich los fuhr und nicht eher fortgerufen wurde, als bis ich meine Büchse gegen ihn erhob.

Der indianische Hund besitzt gleich seinem Herrn eine natürliche Abneigung gegen den weißen Mann — eine instinctive Feindschaft, die der Hund des letzteren in vollem Maße erwidert. Ein großer, zu unsrer Caravane gehöriger Hund konnte nicht zurückgehalten werden, so oft er einen Indianer erblickte, sondern sprang ihm sofort an die Kehle. Dieselbe Feindschaft bewies er schon gegen dunkelgefärbte Mexikaner aus der niederen Klasse, während er gegen alle Weißen vollkommen zahm war. Auch Pferde und Maulthiere fürchten sich zuerst beim Anblick von Indianern, bis sie sich daran gewöhnt haben; und sogar ein freundschaftlicher Besuch von den Indianern verursacht immer einen Aufruhr und Tumult durch die ganze Caravane.

Council Grove, wo wir am 27. August anlangten, wird ohne

Zweifel dereinst ein wichtiger Ort werden. Die Lage ist herrlich, und bietet manchen Vortheil dar. Zu der Zeit, wo wir ihn besuchten, bestand er aus ungefähr zehn Häusern, die von weißen Männern und indianischen Frauen bewohnt waren. Am Fluß ein wenig hinauf stand abgesondert das Missionshaus, ein ziemlich großes, von umzäunten Feldern umgebenes, steinernes Gebäude. Diese Mission, welche von Methodisten unter den Caw-Indianern eingesetzt worden, ist wie ich glaube, durch den gesetzlosen Zustand der letzten Jahre in jener Gegend gestört worden. Eine Meile stromabwärts war ein aus zwölf bis funfzehn Lederzelten bestehendes Lager, das den Caw's gehörte. Das Land ringsum ist reich an lieblicher Naturschöne; die Flüsse, mit Bäumen und Buschwerk besetzt, winden sich zwischen blühenden Thälern und grasbewachsenen Hügeln hindurch. Hier sind auch die Quellen des Neosho, der sich in den Arkansas ergießt.

Nicht weit vom Diamond Spring, wo sich auf einem Hügel ein indianischer Begräbnißplatz befindet, fing einer von unsern Leuten einen Ochsen, und schlachtete ihn Abends. Er hatte sich augenscheinlich von einer Caravane verloren, die vor uns hier gewesen war. Am Lost Spring, wo wir unsere Thiere tränkten, suchten wir unseren Aufenthalt möglichst abzukürzen, denn es wächst hier eine sehr gefürchtete Giftpflanze, welche die Mexikaner Yerba-loco, Tollkraut, nannten. Hier beginnt eine andere Erdart, und mit dem zunehmenden Sande am sogenannten Cotton-Wood-Creek zeigt sich zuerst die Pappel, während die Creek's bisher mit allerlei Busch- und Baumwerk besetzt waren, unter dem vorzüglich die Eiche zu nennen ist. Der Boden bildet hier eine weite ebne Fläche, und das tiefe Bett des erwähnten Flusses sieht aus wie eine gerade Linie von Baumgipfeln, die sich ein wenig über den Rand hinaus erheben. Das Gras war hier kurz und selbst zu jener Jahreszeit dürr. Myriaden von Heuschrecken hüpften umher, und Mosquito's von ungewöhnlicher Größe plagten Menschen und Vieh.

Am ersten September rasteten wir am kleinen Arkansas. Ich habe schon früher bemerkt, wie schwer jede Vertiefung im Boden wahrzunehmen ist. Die grasige Fläche zeigt nirgends bestimmte Linien, und da auch die Eigenthümlichkeit der Atmosphäre die Unterscheidung verschiedener Entfernungen durch verschiedene Grade von Deutlichkeit der gesehenen Gegenstände unmöglich macht, oder wenigstens durch die ungleiche Temperatur der Luftschichten verwirrt, so entstehen unvermeidlich allerlei optische Täuschungen. Ein Kaninchen in meiner Nähe schien mir ein entfernt stehender Hirsch zu sein, und ein paar Raben, die auf dem Wege spazierten, hielt ich für Menschen; einer der vordersten Wagen, der das Bett eines Flusses passirte, schien in die Erde zu versinken und die Ulmen

und Pappeln, die am kleinen Arkansas standen, sahen aus, als ob sie mit ihren Kronen unmittelbar aus der Erde wüchsen.

Sobald man zum Bett eines Flusses hinabsteigt, öffnet sich mitten in der unfruchtbaren Prairie dem Auge eine eigne kleine Welt: Bäume wachsen aus der Tiefe hervor, neben denen Sonnenblumen von der Höhe zweier oder dreier Menschen emporragen, und üppiges Weinlaub durchrankt das Unterholz.

In dieser Gegend sahen wir zuerst einige einzelne Büffel, deren Zahl zunahm, je weiter wir vorrückten. Schon zwei Tage zuvor hatte ich bei Sonnenaufgang eine große, gegen den rosigen Himmel schwarz abstechende Gestalt gesehen, die meine Aufmerksamkeit fesselte, und sich als ein vereinzelter Büffel auswies, der sich aus irgend einem Grunde von den weiter westlich weidenden Heerden entfernt hatte. Eines Abends aber, als unsre Wagen in der goldnen Gluth des Sonnenuntergangs dahinzogen, waren wir plötzlich von kleinen Büffeltrupps umgeben, die den Anfang einer ungeheuren Heerde bildeten. Eines der Thiere wurde sogleich verfolgt. Die Nacht war aber unterdessen angebrochen und wir suchten vergebens. Unser Apetit auf Büffelzunge und Markknochen sollte nicht lange ungestillt bleiben; ja schon wenig Tage später waren einige von uns krank, weil sie dem Fleisch unmäßig zugesprochen hatten. Als wir uns am Morgen umsahen, war die ganze Ebne mit zahllosen Büffeln wie besäet; die Heerde war endlos, aber in lauter einzelne Parthieen gesondert. Vom 1. bis zum 8. September reisten wir beständig unter ihnen. Sie hielten sich hauptsächlich am nördlichen Ufer des Arkansas, aber hier und da sahen wir sie auch an der entgegengesetzten Seite. Zuweilen kam ein Haufe unserer Caravane so nah, daß diese fast in Unordnung gerathen wäre. Nachts hörten wir das Brüllen dieser Thiere rings um unser Lager her, accompagnirt durch das Geheul der Wölfe, die immer den Büffelheerden nachziehen, um die Kälber, die Kranken und Alten zu erbeuten. Ich weiß nicht, ob der Büffelwolf eine besondere Species ist; diejenigen, die wir sahen, waren weiß und sehr groß. Einmal bildete eine Büffel-Heerde eine ununterbrochne Linie von wenigstens acht engl. Meilen Länge auf den nördlich liegenden Anhöhen. Diese Heerde, in deren Gesellschaft wir wohl eine Woche reisten, muß aus Millionen von Thieren bestanden haben; ich allein habe mit meinen Augen Hunderttausende gesehen. Wo sie geweidet hatten, war zum großen Schaden für unser Zugvieh das Gras rein abgefressen, und noch Hunderte von Meilen entlang, lagen die Ueberreste dieser Thiere in solcher Menge da, daß es auch nicht ein Plätzchen ohne die Spuren von ihren Knochen gab.

So lange wir unter den Büffelheerden reisten, fehlte es uns natürlich nie an frischem Fleisch. In weniger als einer halben

Stunde konnte ein Thier erlegt sein; und selbst nachdem wir jene Gegenden der Prairie verlassen hatten, wo sie sich aufhielten, reichte unser Vorrath noch über eine Woche aus, denn zu jener Jahreszeit, und in jenen hochgelegenen, trocknen Regionen erhält sich das Fleisch sehr lange frisch; zuletzt wird es an der Luft trocken, aber auch dann noch ohne zu verderben. Ehe aber noch unser Büffelfleisch verzehrt war, stießen wir schon auf Heerden von Antilopen. Noch weiter westlich bedeckten ungeheure Flüge von Enten jede Pfütze der Prairie, und am Rio Grande fanden wir noch obenein Gänse, Kraniche, Wachteln, Hasen und andres kleines Wild, so daß wir immer eine wohlbesetzte Tafel hatten. Zur Zeit des größten Fleischüberflusses schien uns nur das von Kälbern und jungen Kühen gut genug, ja von manchem abgeschlachteten Thier aßen wir nur die Zunge und die Markknochen. Auch die Leber von jungen Thieren ist köstlich; das Mark aber aus den Beinröhren geradezu der größte Leckerbissen.

Wünscht der Leser ein charakteristisches Bild des Wohllebens in der Prairie zu haben, so mag er sich eine Gesellschaft von Reisenden um ein Feuer von Büffeldünger sitzend vorstellen, auf dem Büffelknochen geröstet werden. Sobald man das Mark für hinreichend gar hält, wird der Knochen mit der Axt aufgeschlagen, und das Mark, das einen festen Kloß bildet, herausgenommen. Den Gegensatz zu dieser Delicatesse bildet das Fleisch von einem alten Stier, das durchaus ungenießbar, und hartnäckig allen Versuchen der Kochkunst widersteht, irgend etwas Verdaulicheres, als einen Weidenstrunk daraus zu bereiten. — Der Anblick eines Indianerstammes auf der Büffeljagd begriffen, mag wild und aufregend genug sein; Reisende haben ihn oft beschrieben; ich selbst hatte nie Gelegenheit, eine solche Scene zu beobachten. Bei uns ward die Büffeljagd nur in geringem Maaße, so zu sagen „en détail" betrieben. So oft wir Fleisch nöthig hatten, ritt ein Mann mit einem sechsläufigen Revolver mitten in eine Heerde hinein. Die große Masse der Büffel ist, wie schon bemerkt, in Heerden abgetheilt, und diese wiederum in einzelne Haufen, deren jeder unter der Anführung eines einzigen Stieres steht. Die Verbindung der ganzen Masse untereinander wird niemals ganz abgebrochen, wiewohl die einzelnen Haufen unabhängig von einander jeder nur seinem Führer folgt. Der Jäger wählt aus einem Trupp ein Thier aus und verfolgt es. Sogleich setzt dieser Theil der Heerde sich in Galopp, und alle verschiedene Trupps in der Nähe beginnen unmittelbar darauf, über die Ebne zu jagen, indem sie ihrem Leitstier immer in gerader Linie folgen, und die ausgetretenen Spuren nur verlassen, wenn sie dazu gezwungen werden. Es ist ein imposanter Anblick, eine Büffelheerde, verfolgt von den Jägern, dahin=

rasen und oft auch wohl, da sie immer die gerade Linie verfolgt, sich in einen Abgrund hinein stürzen zu sehen. Der Erfolg der Jagd hängt von dem Pferde und der Kunst des Reiters ab. Das Pferd wird immer auf der linken Seite des Büffels gehalten, und der Jäger kann sich, bevor er schießt, dem Thiere so weit nähern, daß er es mit der Pistole berührt. Nur ein sehr ungeschickter Jäger versendet seine sechs Kugeln, ohne das Thier zum Fallen zu bringen. Ich habe niemals Widerstand von Seiten des Büffels bemerkt, ebenso wenig eine gemeinschaftliche Vertheidigung eines angegriffenen Haufens. Auch habe ich beobachtet, daß die ganze Heerde nicht weiter von einem Feinde in ihrer Mitte Notiz nahm, als daß eben nur die nächsten Trupps zur Seite fliehen. Die zahlreichen Prairie-Murmelthiere machen diese Jagd einigermaßen gefahrvoll, und nur ein Pferd, das an diesen Boden gewöhnt und zur Büffeljagd abgerichtet, ist für den Neuling brauchbar.

Unter unsern Maulthiertreibern war ein Mexikaner, der acht Jahre lang als Sklave unter den Comanches gelebt hatte, und daher den Namen „Comanche“ in unsrer Caravane führte. Dieser Mann war sehr geschickt im Werfen des Laso, und fing damit nicht nur mehrere Büffelkälber, sondern eines Tages auch eine ausgewachsene Kuh. Da er allein und ohne Hülfe war, warf er das Thier zu Boden und band ihm die Füße. Als er uns im Lager die Kunde davon brachte, ritt ich mit ihm. Nachdem er dem noch immer widerstrebenden Thiere den Laso wieder um den Hals geknüpft, ritt er, den Strick immer festhaltend, mehrere Male um dasselbe herum, und wand ihm auf diese Weise den Strick immer enger und enger um die Beine, bis es zuletzt umstürzte. Jetzt sprang er geschwind vom Pferde und schnürte die Beine mit dem Ende des Strickes zusammen. Wir tödteten das Thier durch einen einzigen Schuß, und „Comanche“ fing sogleich an, soviel Fleisch herunter zu schneiden, als wir im Lager bedurften, ohne daß er sich auch nur Zeit genommen hätte, das Thier zu häuten oder zu reinigen. Während der Bursche dieser Aufgabe mit seiner unglaublichen Beweglichkeit oblag, bot er einen fast barbarischen Anblick dar; der Mensch ward in seiner Gier und Hast gleichsam selbst zum wilden Thier. Den größten Theil des Leichnams überließen wir den Wölfen und Geiern, die, als wir kaum den Rücken gewandt, sich über ihre Beute stürzten.

An dem Ort, wo die Kuh getödtet worden, befand sich ein großes Loch der gesellig beisammen lebenden Prairiemurmelthiere, die man sehr unrichtig Prairiehunde genannt hat. An gewissen Stellen des Bodens nämlich, wo die thonige Oberfläche so hart ist wie eine Dreschtenne, und wo alle Vegetation zerstört ist, erheben sich unzählige Erdhügel, jeder mit einer Oeffnung oben, ähn-

lich dem Krater eines Vulkans; dies ist der Eingang zur Wohnung der Murmelthier-Familie. Eine gewisse Anzahl solcher Familien bauen ihre Löcher nah bei einander, was ein „Prairienhundedorf“ genannt wird. In manchen Gegenden kommen diese Dörfer so häufig vor (zuweilen sind sie durch einen schmalen Raum von einander getrennt, zuweilen berühren sie sich fast), daß sie hunderte von Quadratmeilen bedecken. Nur eine dürftige Vegetation gedeiht in der Nähe dieser kleinen Geschöpfe, so daß das Zugvieh dadurch oft einem gefährlichen Futtermangel ausgesetzt wird.

Die Reisenden haben die Prairiemurmelthiere oft beschrieben. Es erschien mir immer sehr fabelhaft, daß diese Nagethiere ihre Wohnung mit Eulen und Klapperschlangen theilen sollten, bis ich das Faktum mit meinen eignen Augen sah. Es ist dies nicht nur wahr, sondern ohne Ausnahme immer der Fall. Wenn man sich einem Murmelthier-Dorf nähert, sieht man die wirklichen Eigenthümer und Erbauer der Wohnungen überall neugierig, aber vorsichtig ihre Köpfe aus den Löchern hervorstrecken, oder auf den Hügeln unweit der Oeffnung sitzen, diejenigen aber, die nicht in ihrem Bau sind, eiligst dahin zurückkehren. Plötzlich läßt sich ein pfeifender Ton hören, und die Thiere sind alle mit einem Mal verschwunden. Zu gleicher Zeit sieht man kleine graubraune und gelblichweiß gesprenkelte Eulen, mit weichem, geräuschlosen Gefieder von einem Loch zum andern flattern. Manche fliegen hinein zu ihren vierfüßigen Gefährten, andre lassen sich am Eingang nieder, und scheinen mit ehrbarer Haltung über die Wohnungen zu wachen. Der kleine Vogel, dessen Körper nicht größer ist, als der einer Turteltaube — nur ihr volles Gefieder läßt sie größer erscheinen — kann im hellsten Tageslicht vollkommen gut sehen. Erst später überzeugte ich mich von der Gegenwart auch des dritten Insassen, doch weiß ich nicht mit Bestimmtheit, ob die Klapperschlange ein ebenso regelmäßiger Mitbewohner der Murmelthierlöcher ist, wie jene kleine Eule. Sonderbar erschien mir die Art und Weise, mit welcher die Schlange die ihr erwiesene Gastfreundschaft lohnt. Sie übernimmt die Aufgabe, ihre freundlichen Wirthe von einer allzureichen Nachkommenschaft zu befreien — ein Faktum, von welchem ich mich selbst überzeugt habe, indem ich ein junges Murmelthier im Magen einer Klapperschlange fand, die ein solches Loch mit bewohnte. Ob sie in gleicher Weise mit den Eulen verfährt, oder ob diese letzteren vielleicht ihre Aufmerksamkeit den jungen Schlänglein zuwenden, kann ich nicht sagen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß das Erdeichhorn, welches in einigen Theilen der Californischen Staaten ganze Felder und Wiesen verwüstet, gleichfalls seine Wohnungen mit Eulen und Klapperschlangen theilt. Dort habe ich auch die Anwesenheit der

letzteren viel häufiger bemerkt, als unter den Murmelthieren. Die Eule ist entweder dieselbe, oder eine nah verwandte Species derjenigen, welche mit den Murmelthieren lebt.

Während der drei letzten Augusttage wehte ein heißer Südwind; in der Nacht zum 1. September aber waren Zeichen einer Windveränderung zu spüren: es blitzte im Norden unter einem wolkenlosen Himmel, gegen Morgen zeigte sich gebrochnes Gewölk, und Mittags setzte der Nordwind ein. Von nun an hatten wir einige sehr kalte Nächte. Während des Südwindes war kein Thau gefallen; aber sobald wir Nordwind hatten, war das Gras ganz naß am Morgen und meine Füße waren mir bei der Nachtwache oft gänzlich erstarrt. Später waren wir noch zu wiederholten Malen heißen Südwinden ausgesetzt, die unter unsern Leuten Krankheiten verursachten, und ich könnte von mehreren Fällen berichten, wo dieser amerikanische Sirocco plötzlich in einen eisigen Nordwind umschlug.

III.

Die Indianer.

In einer Nacht, während welcher wir am Arkansas campirten, den wir am äußersten Punkt seiner nördlichen Biegung erreicht hatten, war ich etwa tausend Schritt vom Lager entfernt auf der Wache. In meiner Nähe war jenes weiße Maulthier, das immer den Kopf von seinen Gefährten abgewendet, gras'te, als wäre es als Schildwache aufgestellt. Als ich ganz zufällig einmal meinen Blick auf das Thier richtete, sah ich, wie es plötzlich aufhörte zu grasen, und wachsam und vorsichtig in die Dunkelheit hinausschaute. Mit einem Male schnaufte es laut und sprang erschreckt zurück; der ganze Haufe, der aus etwa zweihundert Maulthieren bestand, ward sofort von panischem Schrecken ergriffen und stürmte in höchster Eile davon. All' dies geschah so schnell, daß, ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, der Schall der wilden Flucht über die Ebne schon mehr und mehr in der Ferne verhallte, und ich mich in der finstern Einsamkeit der Prairie allein befand. Die Feuer im Lager waren erloschen, so daß ich im ersten Augenblick nicht einmal wußte, wohin ich mich richten sollte. Bald jedoch hörte ich Schritte neben mir, und stolperte über einen meiner Wachtkameraden, dann über einen zweiten und dritten, bis das ganze Corps beisammen war, mit Ausnahme eines mexikanischen Burschen,

der die Glockenstute zu führen hatte. Auch er wurde bald darauf entdeckt. Fast hätte er die Vernachlässigung seiner Pflicht mit dem Leben büßen müssen. Um nämlich auf der Wache etwas schlafen zu können, hatte er das Seil der Stute um sein Bein geschlungen, so daß er, als die Heerde fortlief, ein Stück mitgeschleift wurde. Zum Glück hatte das Seil sich abgelöst, der Bursche war auf der Prairie liegen geblieben, und der einzige Schaden, den er erlitten, bestand in zerrissenen Kleidern und ein paar Beulen. Unterdessen war auch das Lager erwacht; die Leute hatten das Geräusch der fortlaufenden Thiere gehört, Einige warfen sich auf die Sattelpferde, die immer an die Wagen gebunden sind, und folgten den entflohenen Thieren nach. Glücklicher Weise waren diese in nicht zu großer Entfernung stehen geblieben, und ihre Spur war wegen der Bodenbeschaffenheit am Flußufer leicht zu erkennen. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle sicher im Corral geborgen.

Was für die griechischen Schäfer der Ausdruck „ein panischer Schrecken", das schließt für die amerikanischen Fuhrleute die Bezeichnung „stampede" in sich, und nächst einem Ueberfall von Indianern, oder einer Feuersbrunst in der Prairie, ist dies in der That eine der größten Gefahren, die einer Caravane in den nordamerikanischen Wildnissen zustoßen kann. Außer dem verhältnißmäßig noch geringen Unglück, daß dabei ein Mensch überrannt und von den Thieren zu Tode getreten werden kann, ist, wenn Indianer in der Nähe sind, der Verlust der ganzen Heerde zu fürchten. Aus diesem Grunde suchen räuberische Indianer gern eine „stampede" zu veranlassen. Der Verlust der Thiere zieht in der Regel den der Wagen und den Ruin des Besitzers nach sich, und oft genug verlieren auch einige von der Gesellschaft dabei ihr Leben.

Wir waren jetzt nur noch eine Tagereise weit vom Fort Atkinson entfernt, und hatten kaum einen Angriff durch die Indianer, von denen uns an dem Ufer des Arkansas allerdings zahlreiche Banden begegneten, zu befürchten. Es waren Comanches von friedlichem Ansehen, die auf die Büffeljagd zogen. Sie erkundigten sich eifrig bei uns, in welcher Richtung diese Thiere wohl zu finden seien; auch forschten sie nach ihren Feinden, den Pawnees, vor denen sie große Furcht hatten, und deren Jagdgebiete sie nicht zu betreten wagten.

Während des Sommers hatte in der Nachbarschaft des genannten Forts eine Versammlung von Indianerstämmen stattgefunden, die wohl einige tausend Mann zählte; sie hatten die Geschenke der Regierung in Empfang nehmen wollen, welche ihnen laut geschlossener Verträge zukommen. Der Agent der Regierung war nicht so rasch eingetroffen, als man ihn erwartet, und die Indianer hatten daher gedroht, die nächsten Caravanen zu plündern,

wenn nicht die Geschenke bald ankommen würden. Die jungen Krieger hatten sogar für unmittelbaren Beginn der Feindseligkeiten gestimmt, und nur die Dazwischenkunft eines alten und verständigern Häuptlings hatte einem Ausbruch vorgebeugt. Unter diesen Umständen war es ein Glück für uns, daß kurze Zeit, ehe wir diesen Weg passirten, die Geschenke eingetroffen und, nach den Ausdrücken der Häuptlinge zu urtheilen, die uns besuchten, zur Zufriedenheit der Indianer ausgefallen waren, ja zum Theil ihre Erwartungen noch übertroffen hatten. Die Vertheilung dieser Geschenke in dem indianischen Departement ist eine weise politische Maßregel der Regierung in Washington, da die Wilden hierdurch allmählich von den Bedürfnissen des civilisirten Lebens abhängig werden.

Am Nachmittage erspäheten wir am entgegengesetzten Ufer des Flusses ein großes indianisches Lager, grade dem Punkt gegenüber, wo wir unsern „corral" aufgestellt hatten, und bald kam eine Anzahl von Männern und Frauen durch den Fluß geritten, uns zu besuchen.

Auch von den anwesenden Oberhäuptlingen beehrten uns einige mit ihrer Gegenwart, alle mit geschriebenen Certificaten ihrer Namen und ihres Charakters versehen, die ihnen zum Theil von den Regierungs-Agenten, zum Theil von irgend einem Offizier der Armee der Vereinigten Staaten ausgestellt worden, der in dieser Gegend das Commando hatte. Diese Dokumente, die sie uns mit vieler Genugthuung vorlegten, sollen den Reisenden als Gewährleistung für den Charakter der eingebornen Häuptlinge dienen, und repräsentiren in der That ein komisches Widerspiel des Paßsystems der alten Welt, indem sie zugleich die einzigen Pässe sind, die man in den Vereinigten Staaten kennt. Der wörtliche Inhalt dieser Certificate klingt possierlich genug, wie z. B. in folgendem:

„Der Inhaber dieses Papiers ist der „Rothe Aermel", ein berühmter Häuptling der Apachen; er steht mit den Weißen auf dem besten Fuß, und die Reisenden werden wohlthun, ihm mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen, zu gleicher Zeit aber auf ihrer Hut zu sein." Hierunter befindet sich das Visa einiger Reisenden: „Der „Rothe Aermel" hat unser Lager aufgesucht und sich sammt seinen Gefährten anständig benommen." Weiter hieß es: „Traut diesem Kerl nicht — er ist ein indianischer Schuft." Wenn Einem ein solches Zeugniß mit der ganzen schweigsamen Gravität dargeboten wird, deren nur ein Indianer fähig ist, so muß man vor allen Dingen sein Gesicht zu beherrschen suchen, als wäre man gleichfalls ein Indianer, um nicht den Humor der Sache zu verrathen — eine Indiscretion, die sehr üble Folgen haben könnte.

Bei diesem Besuch der Comanches in unserm Lager bewiesen uns unter Andern auch die Häuptlinge To-ho-pe-te-ca-ne oder das „Weiße Zelt", und Way-ha-ba-tosh-a, oder der „Weiße Adler" ihre Ehrfurcht. Diese Namen und ihre Uebersetzung sind aus den Zeugnissen, welche diese hohen Personen uns vorlegten, unmittelbar abgeschrieben. Nach ihnen kam ein alter Mann, der sich ebenso durch seine edle Haltung, wie durch die Einfachheit seines Anzuges vor den übrigen auszeichnete. Der letztere bestand lediglich in einer baumwollenen Decke, die er um seinen Körper geschlungen trug. Sein Haar war nach Art der Weißen kurz abgeschnitten, er hatte keine Spur von Schmuck an sich. Ein mexikanischer Gefangener begleitete ihn, der als Dolmetscher diente, und dieser erzählte uns, es sei der große Häuptling Okh-akh-tzo-mo, und der Grund, weshalb er in so einfacher Kleidung und mit abgeschnittenem Haar erscheine, sei die Trauer um den Tod seines Sohnes, der von den Pawnees getödtet worden, und für den er noch nicht im Stande gewesen sei, die Blutrache zu üben. Zwei der jüngern Männer erschienen vor uns in dem vollen Putz der Commanche-Krieger; ihre Kleider waren von Leder, die Mocassins reich geschmückt, die Gesichter mit rother Farbe bemalt, und ihre Häupter mit Adlerfedern geziert; ihr starkes und langes Haar hing in Flechten auf den Rücken herab, und war mit Silber-Plättchen behängt, die nach unten zu kleiner wurden, so daß sie am Ende der Flechten noch die Größe eines halben Dollars hatten. Diese Silberplättchen werden in Mexiko expreß für die Comanches verfertigt, und sind ein wichtiger Artikel im Handel mit den Wilden, der besonders am Prasidio del Norte und in San Carlos betrieben wird. Zuletzt kam ein alter Mann in unser Lager, der über seinen indianischen ledernen Unterkleidern noch den blauen Wollenrock eines Amerikaners aus dem Westen trug. Ein Paar vergoldete Epaulettes waren an demselben befestigt, die eine vorn auf der Brust, die andere zwischen den Schultern auf den Rücken herabhängend. Dies bezeichnete ihn als Comanche-Fürsten — denn diesen Rang nahm unser Gast ein. Seine Indianische Hoheit waren indessen, gleich den andern Notabilitäten seines Stammes nicht zu stolz, uns ein Zeugniß über seinen Charakter von der Hand des Commandanten eines benachbarten Forts vorzulegen. Es lautete dahin, daß der Besitzer früherhin einer der gefährlichsten und grausamsten Feinde der Weißen gewesen; daß er neuerdings jedoch eine veränderte Gesinnung gezeigt hätte, und wegen seines Einflusses bei den Comanches mit Achtung, aber zugleich mit Vorsicht zu behandeln sei. Er schüttelte Allen von unsrer Gesellschaft, die er für Häuptlinge derselben hielt, mit besonderer Förmlichkeit die Hände und gab uns Versicherungen seiner Freundschaft. Wir rauchten mit ihm und

bewirtheten ihn mit Kaffee, wie wir es mit den Andern gemacht. Er hatte äußerst markirte Gesichtszüge, seine Stirn war mit tiefen Falten gefurcht, seine Nase groß und gekrümmt, und über sein kaffeefarbiges Gesicht hing in zahlreichen Flechten das straffe Haar, durchblitzt von dem charakteristischen Auge des Indianers. Er hatte seine Frau bei sich, eine wohlbeleibte, ältliche Dame, deren Gesicht noch die Spuren ehemaliger Schönheit und den Typus der bessern Klasse mexikanischer Familien trug. Wahrscheinlich war diese Person in ihrer Kindheit gestohlen worden; sie stieg, wie die übrigen indianischen Frauen, nicht von ihrem Pferde, und nahm an unserer Unterhaltung mit dem alten Häuptling keinen Antheil. Einige junge Frauenzimmer aus der niedern Klasse der Indianer — darunter ein sehr hübsches Mädchen — ließen sich jedoch mit unsern Fuhrleuten in ein lebhaftes Geplauder ein, und suchten offenbar aus ihrer Coquetterie Nutzen zu ziehen.

Unter dem indianischen Volk sahen wir viele geraubte mexikanische Knaben und Mädchen, die im Ganzen nicht übel behandelt zu werden scheinen. Ein blondhaariger, blauäugiger Junge von blühender Farbe und mit offener Stirn mußte wohl aus einer deutschen Ansiedelung im westlichen Texas stammen. Er konnte uns indessen nicht antworten, als wir ihn deutsch anredeten. Ein andrer Knabe erzählte uns in spanischer Sprache, daß er vor einigen Jahren mit seiner Schwester aus Mexiko geraubt worden, und daß es sein Geschäft sei, während seiner Gefangenschaft seines Herrn Pferde zu weiden.

Abends, gegen Dunkelheit machte Okh-akh-tzo-mo seine Autorität geltend, indem er unsern indianischen Gästen den Befehl gab, nach Hause zurückzukehren, und bei einigen, die nicht sogleich gehorchten, seine Peitsche in Anwendung brachte. Bald war unser Lager geräumt, und wir konnten uns der lang ersehnten Ruhe hingeben.

Diese Comanchen gehören zu dem Stamm, den die Mexikaner Cibuleros, d. h. Büffeljäger nennen; sie leben fast ausschließlich von Büffelfleisch. Mit den Kiowa's, die ein großes Lager in der Nähe des Forts haben, stehen sie in gutem Vernehmen, und Einige derselben begleiteten sie bei ihrem Besuch. Die Sprache beider Stämme scheint gänzlich verschieden; aber viele von ihnen verstanden beide.

Endlich erreichten wir Fort Atkinson. Das Wort „Fort" schließt in Amerika nicht immer die Idee der Befestigung ein: der Ausdruck bedeutet hier blos ein permanentes Lager von achtzig Fußsoldaten. Bei allen diesen Posten befindet sich ein reichhaltiges Magazin von Kleidern, Sattelzeug, Eisen- und Zinnwaaren, und ein Proviant vom unentbehrlichem Mehl und Speck bis hinauf zu Austern und Champagner. Die Caravanenreisenden nehmen hier

Vorräthe auf für ihren weiteren Weg; wir indessen, die wir mit allen Delicatessen sehr wohl versorgt waren, wir konnten verkaufen, anstatt zu kaufen.

Im Fort sah ich einen alten Kiowa, den häßlichsten Indianer, der mir je vorgekommen ist. Ich kann den Gesichtsausdruck dieses Menschen nur mit dem einer Hyäne vergleichen; sein Mund war auf einer Seite in die Höhe gezogen, das eine Auge schien durch das herabhängende Augenlid wie halb geschlossen, während das andere weit offen stand. Er hatte ein junges mexikanisches Frauenzimmer bei sich, deren ganzes Gesicht mit rother Farbe bemalt war. Sie bat uns, sie zu kaufen — ihr Mann fordere nur zwei Maulthiere für sie; wahrscheinlich also hatte er sie so schön bemalt, um ihren Werth zu erhöhen. Es ist ein charakteristischer Zug von indianischer Bestialität, daß das Hintertheil des Pferdes, welches der alte Bursche ritt, rings um den Schwanz mit derselben Sorgfalt wie das Antlitz seiner Frau bemalt war.

Einige Meilen jenseit des Forts machten wir wieder Halt, und zahlreiche Kiowa's besuchten hier unser Lager. Einer ließ sich durch seinen mexikanischen Dolmetscher als einen großen „Capitän" ankündigen, und legte auffallend viel Werth auf diesen seinen Rang. Als wir ihn eine kurze Zeit unberücksichtigt ließen, weil wir eben anderweitig beschäftigt waren, fragte sein Dolmetscher: „Warum spricht Euer Anführer nicht mit ihm?" Wir begrüßten ihn mit aller Förmlichkeit, und er ließ sich nieder. „Warum kommen nicht die andern weißen Männer und sprechen mit ihm?" sagte der Dolmetsch, indem er auf die Fuhrleute wies. „Weil sie keine Häuptlinge, sondern meine Sklaven sind," erwiderte Mr. Mayor mit bewundernswerther Geistesgegenwart, und diese schmeichelhafte Antwort brachte die günstigste Wirkung auf den Kiowa hervor. Er ward äußerst redselig, sogar herzlich, und erzählte uns mit Entzücken, an wie vielen Raubzügen, „Campana", wie er es nannte, nach Mexiko er Theil genommen, und wie viel diese Unternehmungen ihm eingebracht hätten. Er nannte mehrere mexikanische Orte, die er geplündert hatte. „Dort", sagte er, „Caballos, mulas, muchachos, muchachas, — muchio! — bueno!" (Pferde, Maulthiere, Knaben, Mädchen, — viel! — gut!) „Hier am Arkansas, nada!" — nichts. Er hatte drei Kinder bei sich, zwei von ihnen waren seine eigenen Söhne, das dritte ein gestohlener mexikanischer Knabe, der indessen eben so gut als seine eigenen Kinder gehalten zu werden schien. Wir gaben dem Kiowa Zwieback, den er gleichmäßig unter die drei Knaben vertheilte.

Dieses Volk spricht mit ziemlicher Geläufigkeit spanisch, und der Dolmetsch schien nur der Etiquette wegen gehalten zu wer-

den. Gruppen von Frauen und Kindern hörte ich spanisch zusammen plaudern.

Durch die Naturalisirung mexikanischer Gefangenen muß offenbar die indianische Race allmählich verwischt werden. Anglo-Amerikanische Taugenichtse der schlimmsten Art, Räuber und Mörder von Profession, schließen sich diesen plündernden Horden an, und erlangen einen großen Einfluß über sie. Dauert dieses System unbehindert fort, so werden, wenn auch die Racen sich verändern, doch ihre Beschäftigung und Lebensweise immer dieselbe bleiben, die indianischen Stämme werden sich nach und nach in bloße Räuberbanden verwandeln. Es ist bekannt, daß die Fremden von europäischem und halbeuropäischem Ursprung, wenn sie sich unter den Indianern der Wildniß naturalisiren, die schlimmsten und gefährlichsten Räuber werden.

Sehr irrthümlich ist es, zu glauben, die Indianer hätten einen angebornen und instinktiven Haß gegen die weiße Race. Wenn ein Weißer Geschmack daran findet, sich bei den Indianern einzubürgern, so wird er ihnen immer willkommen sein, und kann zu hohen Ehren bei ihnen gelangen. Was der Indianer haßt, ist die Civilisation, sowohl in seiner eigenen Race, wie unter den Weißen. In dieser Beziehung kennt er keinen Racenunterschied, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß zwischen den festwohnenden und civilisirten Indianern von Mexiko und den unkultivirten Stämmen der Wildniß nicht weniger Feindseligkeit besteht, als zwischen den letztern und den civilisirten Weißen. Selbst die Pimas, die am Gila wohnen und zur tapfren Avantgarde alter mexikanischer Cultur gegen die Apachen und andere räuberische Stämme des Nordens und Ostens dienen, sprachen von den letztern in ganz denselben Ausdrücken, wie civilisirte Völker von Barbaren. „Wilde sind Alle, die keinen Ackerbau treiben." Es ist somit keine Feindschaft der Race, sondern der Lebensweise, wie sie ebenso zwischen den civilisirten Staaten des alten Anahuac und den umwohnenden Wilden existirte.

Diese Kiowa's waren ebenfalls auf einer Expedition nach Osten begriffen, um Büffel zu jagen, und fragten uns über alle Einzelnheiten hinsichtlich der Jagdgründe aus. Mit den Pawnees lebten sie in derselben Feindschaft, wie die Comanches, schienen sich aber weniger vor ihnen zu fürchten. Eben so haßten sie die mexikanischen Apaches aufs Aeußerste, und sprachen nur mit dem heftigsten Abscheu von ihnen.

Weder die Comanches, noch die uns besuchenden Kiowas nahmen Branntwein an; aber Kaffee und Thee tranken sie unmäßig und sehr süß. Zucker essen sie in großen Quantitäten. Unsere Gäste waren sehr argwöhnisch, und von Allem, was wir ihnen vor-

setzten, mußten wir in ihrer Gegenwart erst selbst kosten, ehe sie es anrührten. Der alte Comanche mit den vergoldeten Epauletten rauchte selbst unsern Taback nur mit Zögern und fragte, ob er nicht mit Etwas gemischt sei, wonach er in Schlaf verfiele. Solche Befürchtungen sind nicht ungegründet; es ist ein Faktum, daß die Weißen versucht haben, ganze Indianerstämme zu vergiften, und ich selbst habe oft die Frage aufwerfen hören, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei. Ein Gerücht von einer beabsichtigten Verbreitung der Pocken unter einem entfernt wohnenden Indianerstamm circulirt im Westen, und wird mit vieler Ausführlichkeit erzählt.

Während wir in der Nähe des Forts campirten, machte ich Jagd auf einen Wolf, aber ohne ihn erlegen zu können. Als ich den Eingang zu seinem Bau untersuchte, bemerkte ich noch eine zweite Oeffnung, die nur locker mit Steinen ausgefüllt war. Nachdem ich diese fortgeräumt hatte, fand ich im Innern, eingebunden in ein halb vermodertes Tuch, eine Menge Menschenknochen — einen Theil von einem Gerippe. Der Schädel war noch wohl erhalten, und in den Kinnladen saß noch eine Reihe weißer Zähne, die jedoch sogleich ausfielen. Neben diesen menschlichen Gebeinen lag ein Lederbeutel mit rother Farbe, eine gegerbte Hirschhaut, ein lederner Riemen, der wohl als Zügel gedient hatte, und ein Haufen Büffeldünger. Die Knochen hatten ohne Zweifel dem Körper eines Indianers angehört und befanden sich hier nicht an ihrem ursprünglichen Begräbnißplatz. Das frühere Grab mochte zerstört worden sein, und die Freunde oder Stammverwandten hatten die Reste gesammelt und hier verborgen. Die Knochen waren weit älter, als das Tuch, worein sie gebunden waren, und das letztere hatte augenscheinlich nie etwas von dem Fleisch des Leichnams mit aufgenommen. Die dabei liegenden Opfergaben offenbarten die Ansichten, welche die Freunde des Verstorbenen sich über das künftige Leben gebildet hatten. Der todte Mann, so glaubten sie, würde in der andern Welt ein ledernes Kleid, einen Zügel für sein Pferd, rothe Farbe, um sich die Haut zu bemalen, und Büffeldünger, um ein Feuer anzuzünden, nöthig haben. Bemerkenswerth war der gänzliche Mangel an Waffen.

Als wir am nächsten Tage weiter reisten, begegnete uns in der Ebene ein Kiowa mit seiner Frau und seinem Sohn. Er ließ die letztere in einiger Entfernung warten, und erst, nachdem er sich uns genähert hatte, um zu sehen, ob nichts zu fürchten sei, holte er auch sie herbei. Mann und Frau hatten beide eine gutmüthige und angenehme Physiognomie; mit großem Interesse und augenscheinlichem Vergnügen betrachteten sie Mrs. M., die mit ihrem Mann voranritt. Dann kamen sie zu mir, untersuchten voll Neu-

gier meine Kutsche, und fragten, ob ich nicht auch eine Frau habe. Als ich es verneinte, erboten sie sich, mir aus ihrem Lager ein Mädchen zu holen, indem sie mir zugleich mit lebhaften Zeichen und Worten ihre Reize und ihre Schönheit schilderten. Zuletzt legte der Mann den Zeigefinger der einen Hand an den der andern und sagte: „Bueno!“ (Gut!) „Diese Frau,“ indem er auf seine Gefährtin deutete, „ist nur eine ganz gewöhnliche Frau“ — mujer car . . . a; „die andere, jung, brav — otra, chiquita, buena!“ Ich entgegnete, daß wir ohne Verzug weiter reisen, und daß ich nicht auf das Mädchen warten könne, worauf er mir den Vorschlag machte, seine Frau könne sie holen, sie würden uns in zwei Tagen wieder erreichen. Auf meine entschiedene Weigerung lachten sie Beide und ritten weiter. Wahrscheinlich wollten sie das Mädchen, eine gefangene Mexikanerin, verkaufen. Ich hätte sie sicherlich für ein paar Kannen süßen Kaffee's in Besitz nehmen können; denn die Kuppler brachten sie uns am nächsten Abend, reich bemalt mit rother Farbe, und nachdem sie ihr Glück vergebens bei den Herren unserer Gesellschaft versucht, sah ich sie zuletzt bei den Fuhrleuten am Lagerfeuer.

Unsere Passage über den Arkansas nahm drei Stunden in Anspruch. Der Boden des Flusses besteht aus leichtem Sand. Wenn ein Wagen darüber hinfährt, so knirscht es wie auf einem felsigen Weg, hält er aber nur für einen Augenblick an, so sinken die Räder ein, und er steht wie festgemauert; die Kunst des Fuhrmanns besteht also darin, den Wagen auf alle Fälle in Bewegung zu erhalten. Sechzehn Maulthiere mußten vor jeden unsrer Wagen gespannt werden, und wenigstens vier Leute gingen zur Seite des Gespanns, um die Thiere anzutreiben.

Wir ließen uns auf einer Wiese am andern Ufer nieder. Die Indianer, welche sich während unseres Ueberganges in großer Zahl eingefunden hatten, warteten bis unser Mittagessen fertig war und luden sich dann ohne Umstände bei uns zu Gaste.

Unter diesen Leuten war ein Mann, der sich als ein Häuptling der Kiowas bei uns einführte. Er trug den gewöhnlichen Lederanzug, mit einer blauen Decke darüber, und um seinen Kopf hatte er ein rothes Schnupftuch in Art eines Turbans geknüpft, das ihm ein ganz asiatisches Ansehen gab. Mir kam der Gedanke, ihm ein Paar alte schwarze Hosen und eine alte seidene Weste zu schenken. Ein Anderer fügte noch einen schäbigen Filzhut hinzu, und diese Geschenke wurden mit einer Wonne in Empfang genommen, die aus dem Gesicht des alten Mannes ganz jene Theilnahmslosigkeit vertrieb, welche die indianische Etiquette vorschreibt. Er legte ohne Umstände seinen Anzug ab, der durchaus nicht werthlos war, und verschenkte ihn sogleich. Als der alte Hut an Stelle

des rothen Turbans saß, wurde den Geschenken noch ein kleiner Spiegel hinzugefügt. Mit sprachlosem Erstaunen betrachtete sich der Mann eine Zeit lang darin, bis er zuletzt in den erst leisen, dann immer lauter und lauter werdenden Ausruf: „Bueno! Bueno!“ ausbrach. In seinem Entzücken wollte er mir seine ganze Kleidung schenken, dazu noch Bogen, Köcher und Pfeile, einen mit Perlen gestickten Beutel, das rothe Schnupftuch, kurz Alles, was er bei sich hatte. Als ich ihm verständlich machte, daß ich keinerlei Bezahlung annehmen würde, sondern ihm diese Präsente aus freien Stücken gemacht habe, breitete er seine Arme so weit aus, als wollte er irgend einen ungeheuern Gegenstand umarmen, und erklärte, daß ich ein „Capitan tan grande!“ ein sehr großer Kapitän sei.

Er befahl nun all seinem Volk, sich aus unserm Lager zurückzuziehen; er hatte genug bekommen und dachte, die Andern könnten auch zufrieden sein. Er schwang sich auf sein Roß und ritt ohne Abschied davon, sich noch immer in dem kleinen Spiegel besehend und mit den Händen befühlend.

IV.

Land und Leute von Neu-Mexiko.

Wir setzten unsern Weg in westsüdwestlicher Richtung fort, fast immer auf einem lockern Sandboden, der unsere Reise sehr beschwerlich machte. Die Gegend bot einen traurigen Anblick dar; kaum daß sich hier und da ein Grasbüschelchen, ein Cactus oder eine Sonnenblume zeigte. Wasser findet sich in dieser Wüste fast nur in zufälligen und unregelmäßigen Löchern im Boden, die bei den Fuhrleuten unter dem Namen „Sand-Pans“ bekannt sind und deren Flüssigkeit fast lediglich aus einem salzhaltigen Schlamm besteht. — Der Wind blies zuerst kalt aus Norden, plötzlich aber warf er sich nach Süden um, und wir bekamen so heißes Wetter, daß sich bei vielen unserer Leute Schwindel und Erbrechen einstellte, wie ich denn überhaupt auf der ganzen Reise beobachtete, daß Südwind ohne Ausnahme eine unangenehme und schädliche Wirkung auf den Körper ausübt. Einer unserer Fuhrleute, ein stark gebauter Kentuckier, fiel besinnungslos und in Krämpfen zu Boden, während ich eben noch an seiner Seite ging und mit ihm

plauderte. Nach einem schleunig angewandten Aderlaß kam er wieder zu sich.

Hier lernte ich auch zuerst jene großen, haarigen Spinnen, die sogenannten Taranteln kennen, die aber von den europäischen Taranteln verschieden sind. Man findet sie häufig in den dortigen Wüsten und Steppen; ebenso in einem großen Theile Mexiko's. Schon der bloße Anblick dieses häßlichen Insekts verursacht eine unangenehme Empfindung, und es ist weit mehr zu fürchten, als selbst die Klapperschlange; denn wenn sein Biß auch augenblicklich wenig gefährlich erscheint, so sind doch die Folgen oft schwerer zu heilen. Mir sind zwei Fälle bekannt, wo Leute von Klapperschlangen gebissen wurden; beide Male tranken sie Branntwein in großer Menge als Gegengift, und die Gefahr ging ohne alle weitere üble Folgen vorüber. Dagegen erzählte mir einer unserer Fuhrleute, daß sein Bruder durch den Biß einer Tarantel nahe an der Schläfe nicht nur zunächst ein Auge verloren, sondern auch bald darauf in Wahnsinn verfallen sei.

Eines Tages zeigten sich zur Zeit der Abenddämmerung die Vorboten eines Sturms, und um zehn Uhr, als wir eben den Platz erreicht hatten, wo wir unser Lager aufschlagen wollten, kam er zum Ausbruch. Es gab eine wilde Scene: die Fuhrleute, welche die Wagen auffuhren, um den corral zu bilden, das Ausspannen und Zusammentreiben der Thiere, das Durcheinanderrufen der Treiber, das eilige Fragen und Suchen von und nach jeder Seite, und das Alles beim heftigsten Donner und in der dichtesten Finsterniß, die nur durch zuckende Blitze unterbrochen ward.

Kaum waren wir einigermaßen in Ordnung, als der furchtbarste Orkan, den ich je in den nordamerikanischen Steppen erlebt, von Norden dahergefegt kam. Seine Gewalt war so groß, daß er die schwersten Wagen schüttelte und jeden Versuch vereitelte, sich durch wärmere Kleidung zu schützen. Ein gefütterter Rock vom dicksten Wollenzeug und zwei Friesdecken, in die ich mich einhüllte, wurden von der Kälte des Windes durchdrungen, als wären sie vom dünnsten Musselin. Die Maulthiere zitterten und drängten sich an einander, überall vergebens Schutz suchend, und als ich auf der Wache war, drückte sich immer das eine oder andere gegen mich an der dem Winde entgegengesetzten Seite, um eine Zuflucht zu finden. Zugleich fiel Schnee und Regen, und die Finsterniß war so groß, daß man gegen Wagen und Thiere anrannte, ohne sie zu sehen. Nach zwei Stunden verließ ich meinen Wachtposten, steif vor Kälte und gänzlich durchnäßt, und war genöthigt in diesem Zustande die Nacht zuzubringen, ohne ein anderes Obdach, als meine Reisekutsche. Aus eigener Erfahrung, wie aus dem Beispiel Anderer, habe ich mich überzeugt, daß man sich im civilisirten

Leben die lächerlichsten Vorurtheile darüber gebildet hat, was ein Mensch ertragen könne oder nicht, ohne seiner Gesundheit zu schaden.

Wir überschritten den Cimarone und gegen Ende des September hatten wir auch den Canadia zu passiren, der rasch in einem Bett von Sandstein dahinströmt. Er entspringt auf hohen Gebirgen, deren Thäler sich gegen uns öffneten. In dem Thal des Mora, eines schmalen Flüßchens, stießen wir nach einer Wildniß von Hunderten von Meilen zum ersten Male wieder auf die Wohnungen civilisirter Menschen. Dicht am Fuß einer Bergkette liegt hier die kleine neu-mexikanische Stadt Mora mit Barclay's Fort, einem befestigten Privathaus, das ein Mr. Waters mit seinen neu-mexikanischen Dienern bewohnt. Unfern dieses Hauses vereinigen sich zwei kleine Flüsse, der einer eben der Mora ist, und von diesem Umstande führt diese Stelle den Namen „Junta" — Zusammenfluß. Der Boden trägt hier ein üppiges Grün und ist zum Theil mit Maisfeldern bedeckt. Er gehört einer Gesellschaft, die eine Stadt zu gründen beabsichtigt, wozu die Localität sich besonders eignet. Wir verweilten hier einen ganzen Tag. Unsere Leute überließen sich einmal ganz dem Vergnügen, jeder in seiner Weise; Einige betranken sich und fingen Streit an; Andere verschwanden aus dem Lager und kehrten bis zum andern Morgen nicht zurück.

Höchst erfreulich war es, hier die Anfänge einer gesunden Kultur zu beobachten, ein Zeuge des Muthes zu sein, mit dem hier auch die schwerste Aufgabe unternommen wird.

Eine zweite kleine, elende Stadt, die wir wenige Tage später erreichten, ist Las Vegas. Die Bewohner sind meist Neu-Mexikaner, jedoch auch einige Anglo-Amerikanische Krämer, Gastwirthe und Spekulanten haben sich angesiedelt und die besseren Wohnungen eingenommen. Die Gebäude enthalten größten Theils nur ein einziges Zimmer und sind mit einem kleinen Loch statt des Fensters versehen. Ueber die rohen Lehmwände sind unbehauene Balken gelegt und der Art mit Lehm bedeckt, daß sie ein flaches Dach bilden; ein seltener Luxus ist schon eine Gypstafel, mit der die Fensteröffnung geschlossen werden kann. Schwer ist es, von dem armseligen Aussehen einer solchen Neu-Mexikanischen Stadt eine Vorstellung zu geben. Rechne man dazu noch eine Entfernung von der kultivirten Welt, die größer ist, als befände man sich auf einer Insel des Stillen Oceans, ferner die beständige Unsicherheit des Lebens und Eigenthums wegen der wilden Indianer, so kann man das Leben eines Menschen begreifen, der an die Bedürfnisse der Civilisation gewöhnt war. Dennoch bietet die Lage auf dem Wege nach Santa Fé große Vortheile dar, die von den Fremden nicht unbenutzt gelassen worden sind. Ein Deutscher, der hier

wohnte, hinterließ bei seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, das die Veranlassung zu einem langwierigen Erbschaftsprozeß ward.

Nachdem unsre Caravane sich wieder in Bewegung gesetzt und bereits eine Strecke von vierzig bis fünfzig Meilen zurückgelegt hatte, wurde eines Morgens ein werthvolles Pferd vermißt. Mit ihm zugleich war einer unsrer mexikanischen Maulthiertreiber aus dem corral verschwunden; offenbar hatte er das Thier gestohlen. Während der Nacht war jedoch ein heftiger Regen gefallen, wir konnten also ohne Mühe seine Spur verfolgen. Die Vorkehrungen waren bald getroffen; auch stellte es sich bei näherer Untersuchung heraus, daß er die Kiste eines seiner Gefährten erbrochen und einen Theil des Inhalts entwendet hatte. Die nächsten menschlichen Wohnungen waren nur eine Tagereise weit entfernt; der Dieb aber, um sich und seine Beute in Sicherheit zu bringen, hatte es vorgezogen, nach Las Vegas zurückzukehren, wo wir am nächsten Tage unser Pferd entdeckten, wiewohl halb todt durch einen ununterbrochenen Galopp von so vielen Meilen. Den Dieb fingen wir nicht; er hatte das Thier, das einige hundert Dollarts werth war, für fünf Dollars und eine Wollendecke verkauft, und sich dann auf und davon gemacht. Unsre Aufmerksamkeit richtete sich nun auf einen unserer Maulthiertreiber, denselben mexikanischen Burschen, der bei jenem nächtlichen „stampede“ eine Strecke fortgeschleift worden war. Wir hielten es für wahrscheinlich, daß er den Dieb unterstützt hatte, während er sich im corral auf der Wache befand. Dieser Verdacht war nach Anglo-Amerikanischer Art, mit Mexikanern umzugehen, hinreichend, eine inquisitorische Gewalt zu rechtfertigen. Mein Herz empörte sich, als sie den jungen Menschen an ein Wagenrad festbanden; und doch stand es außer meiner Macht, es zu verhindern; als aber ein kräftiger Amerikaner mit einer schweren Peitsche herbeikam, entfernte ich mich, um nicht ein Zeuge der weitern Maßregeln sein zu müssen. In der Ferne hörte ich noch die Aufforderung an ihn, zu bekennen, sowie die wiederholten Versicherungen seiner Unschuld. Dann schlug die Peitsche zu — „Um der Liebe Gottes willen, Sir, schlagen Sie mich nicht!“ — „Sprich! gesteh!“ — Ein zweites Mal fiel die Peitsche nieder. — „Beim Leben Ihrer Mutter, Sir, schonen Sie meiner!“ — „Sprich! gesteh!“ — Es erfolgte ein dritter Schlag. — „Bei den schönen Augen Ihrer Frau! Halten Sie ein! Ich will Alles sagen.“ Der Knabe bekannte nun, daß ihm der Dieb mit dem Tode gedroht, wenn er ihn verrathen würde, und daß er darauf das Pferd hinausgelassen hätte; weiter wisse er nichts, und weiter sei er nicht bei dem Diebstahl betheiligt.

Solcher Vorfälle ereignen sich in den nordamerikanischen Handelscaravanen, in deren Diensten Mexikaner eingestellt sind,

sehr häufig; diese Leute befinden sich unter Anglo-Amerikanern ganz außer dem Schutze der Gesetze. Die Caravanen-Conducteure legen ihnen Leibesstrafen auf, die weder durch die Gesetze der Vereinigten Staaten, noch der Mexikanischen Republik zugestanden werden, denn auch in Mexiko hat der Herr kein Recht, den Diener körperlich zu züchtigen. Dennoch steht dem mexikanischen Opfer anglo-amerikanischer Gewaltthätigkeit kein Gesetz bei: ja der entfernteste Versuch, es mit einem Anglo-Amerikaner aufzunehmen, der ihn als Arbeiter gedungen hat, würde wahrscheinlich den augenblicklichen Tod dessen herbeiführen, der das Wagniß unternähme. Nur wer sein Recht muthig mit seinem Leben zu vertheidigen entschlossen ist, wird von den Anglo-Amerikanern mit Rücksicht behandelt; aber wehe dem Schwachen, der unfähig, für sich selbst einzustehen! Mannesrechte erkennt die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten nur in Demjenigen an, der die Macht besitzt, sie zu beweisen. Welche lobenswerthen Eigenschaften den Anglo-Amerikaner sonst auch zieren mögen, es fehlt ihm eine der Haupttugenden des Mannes — Großmuth gegen den Schwachen.

Eines Abends näherte sich ein Mann, der uns schon den ganzen Tag über zu Fuß nachgefolgt war, unserm Lagerfeuer und bat um die Erlaubniß, die Nacht unter unserm Schutze zuzubringen, da er sich fürchte, für sich allein in der Wildniß ein Feuer anzuzünden. Die Nacht war sehr kalt und der Mann kaum ausreichend warm gekleidet. Dennoch erhoben sich in unserm Lager Einwendungen gegen die Aufnahme dieses Fremden: konnte er nicht mit irgend einer Räuberbande in Verbindung stehen, in der Absicht, unsre Karavane zu plündern? Oder konnte er sich nicht wenigstens im besten Fall in der Nacht mit einem unsrer Thiere davon machen? Um nun eine Garantie für unsre eigne Sicherheit zu haben, ohne ihm den erbetenen Schutz verweigern zu müssen, stellten wir ihm die Bedingung, sich für die Nacht an ein Wagenrad anbinden zu lassen, worein er gern willigte. Unsre Mexikaner brachten einen Strick herbei und banden unter Gelächter ihren Landsmann fest. Uebrigens wurden dem Gefangenen alle nur möglichen Bequemlichkeiten zugestanden. Er bekam ein warmes Lager, Speise und Trank, und dann überließen sie ihn der Ruhe bis zum Morgen, wo er erlöst ward.

Was auch der Mann von unsrer Gastfreundschaft denken mochte, er zeigte sich den folgenden Tag nicht wieder und nahm unsre Großmuth nicht zum zweiten Male in Anspruch. — In der nächsten Nacht lagerten wir auf einer Wiese, die hier und da mit Wachholderbüschen besetzt war. Ich stand im Mondlicht auf der Wache bei der Heerde und stützte mich auf meine Büchse, als plötzlich im Lager ein Schuß fiel, und das Geschrei: „Diebe! Diebe!"

sich hören ließ. Es wurden Nachforschungen angestellt, auch mehrere Schüsse abgefeuert, aber weder das Eine noch das Andere wollte sich als erfolgreich beweisen. Von der Seite eines unserer Fuhrleute waren nämlich ein paar Stiefel gestohlen worden, die sich am nächsten Morgen nicht weit ab im Grase wiederfanden. Alle kamen darin überein, Niemand anders sei der Dieb, als unser Gast von der vorhergehenden Nacht. Ich mag nicht entscheiden, ob vielleicht die Dankbarkeit für die ihm bewiesene sonderbare Gastfreundschaft ihn dazu getrieben, oder ob er, wie unsere Leute behaupteten — uns siebzig bis achtzig englische Meilen weit durch die Wildniß gefolgt war, in der Absicht, ein paar Stiefel zu stehlen.

Endlich erreichten wir das Thal des Rio Grande, eine lange und schmale Oase in einer sich auf beiden Seiten tausende von Quadratmeilen weit erstreckenden Wüste, die alljährlich mehr oder weniger von dem Flusse überschwemmt wird. Zwar erstrecken sich von den hohen und felsigen Gebirgen, die sich zu beiden Seiten des Thales erheben, Schluchten und Hohlwege herab, deren zerklüftetes Aussehen und zerbröckeltes Gestein ankündigen, daß sie zu Zeiten das Bett von Gebirgsströmen bilden; aber ausgenommen, wenn heftige Regengüsse im Gebirge fallen, liegen sie vollkommen trocken. Sobald die Zeit des hohen Wassers vorüber ist, fällt der Fluß tief unter das Niveau des Thales und die Ufer erscheinen dann als senkrechte Abhänge von Sand oder Thon. In diesem Punkt, ebenso wie in der schmutzigen Farbe seines Wassers gleicht der Rio Grande ganz dem Missouri, Arkansas, Ohio, dem untern Mississippi, dem Californischen Colorado und vielen andern Flüssen Nordamerika's. Auch am Rio Grande stürzen die vom Strom unterhöhlten Ufer zuweilen ein; die Pappeln und Weiden fallen hinab in das Wasser, während sich an der entgegengesetzten Seite neue, mit jungem Gehölz bekleidete Ufer bilden. Hier und da bahnt sich der Strom einen anderen Weg, der alte aber bleibt als stehendes Gewässer in den Pappelwäldern des Thales zurück. Wegen der steilen Ufer ist der Fluß oft meilenweit ganz unzugänglich; so daß eine Caravane in seiner unmittelbaren Nähe vom Wassermangel zu leiden haben kann. Empfinden die Thiere sehr heftigen Durst, so ist die Gefahr vorhanden, daß sie irgend einen Zugang zum Wasser entdecken, und wohl zu demselben hinab, aber nimmermehr wieder heraufklimmen können.

So viel auch das Thal des Rio Grande durch die fortwährenden Einfälle der wilden Indianer, besonders der Apachen, zu leiden hat, so sieht man doch zuweilen zwei oder drei Bewässerungskanäle, deren jeder im Stande ist, eine Mühle zu treiben, meilenlang in verschiedner Höhe den Boden durchschneiden, um das Wasser den vom Fluß entfernter und höher liegenden Ländereien

zuzuführen. Diese Art des Landbau's ist den Bewohnern der Vereinigten Staaten durchaus fremd, und ihrem Geist persönlicher Unabhängigkeit zuwider, indem ein Bewässerungssystem im großen Maaßstab die Einmischung der Regierung voraussetzt, und die freie Benutzung des Landes durch jedes Individuum beschränkt.

In unserm Lager bei Joyita sah ich zum ersten Mal einige Indianer von der gefürchteten Nation der Apachen von Angesicht zu Angesicht. Als wir unser Mittagsmahl einnahmen, kamen zwei derselben daher geritten, stiegen ab, schüttelten uns die Hände und luden sich mit großer Naivetät bei uns zu Gaste. Sie waren in Leder gekleidet und mit guten Büchsen versehen, die sie jedoch bei Seite legten. Sie erzählten, daß sie zu dem Stamme der Mescaleros gehörten, und Einer machte Ansprüche darauf, für einen Häuptling zu gelten, eine Aussage, die jedoch durch des Burschen schlechte Manieren hinreichend wiederlegt ward, denn in der Regel beobachten die Indianischen Häuptlinge eine würdevolle Haltung und strenge Etikette. Die Gesichtsbildung dieser beiden Menschen, denen sich nach kurzer Zeit noch eine Frau zugesellte, näherte sich dem gewöhnlichen chinesischen Typus, besonders in der breiten, flachen Nase. Man nimmt aber auch unter diesem Volk sehr verschiedene Physiognomien wahr, und ich sah später mehrmals scharf geschnittne Profile von edlen Verhältnissen. Da sie viele Kinder von geraubten mexikanischen Frauen haben, und auch beständig gefangene Knaben in den Stamm aufgenommen werden, so ist es schwerer, die ursprünglichen Gesichtsformen und die Farbe der Haut zu unterscheiden.

Ich wünschte mir diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um ein paar Worte aus der Sprache der Apachen zu sammeln, aber es kostete mir viel Mühe, meinen Zweck zu erreichen. Meine Fragen beleidigten sie zuerst und ich erhielt keine Antwort. Dann versuchte ich es mit List und war glücklicher. Ich erklärte, daß ich die Sprache der Apachen verstünde, und sagte die wenigen Worte, die ich von den Comanchen gelernt hatte. Ihr Haß gegen diesen Stamm erregte solchen Unmuth bei unsern Gästen, daß sie, um die Ueberlegenheit ihrer Sprache über die der Comanchen zu beweisen, eine Reihe von Worten nannten. — Im Uebrigen theilten sie mir mit, daß nicht alle Stämme der Apachen dieselbe Sprache reden; daß zum Beispiel die der Kupferminen- und Gila-Apachen von der ihrigen weit verschieden sei, und nicht von ihnen verstanden werde.

Am Abend nahmen unsere Gäste Abschied. Nachts lag ich am Rande unsres Lagers, das wir in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen hatten, und nicht weit von mir ab lag unser Koch. Plötzlich erwachten wir durch den Hufschlag von Pferden und das wüthende Gebell unseres Hundes. Kaum fünf Schritte von uns

entfernt sahen wir zwei reitende Indianer. Im Augenblick richtete sich meine Büchse auf den Einen, der Koch ergriff meine Pistole und zielte auf den Andern, während der Hund eins der Pferde bei der Kehle packte. „No tira, compadre!" — „Gieb kein Feuer, Kamerad!" rief einer der Männer. „Kennt ihr nicht eure Freunde, die Apachen, die gekommen sind, wieder Kaffee mit euch zu trinken?" Es erfolgte eine Erklärung, in der wir ihnen zu verstehen gaben, daß wir ihren Besuch in der Nacht nicht annehmen könnten, daß sie uns aber zum Frühstück willkommen sein würden. Langsam und nicht ohne lebhaftes Widerstreben zogen sie sich zurück, und als sie eine Strecke fort waren, rief der Eine mir zu: „Hörst Du, Kamerad! die Apachen sind gut — die Apachen sind eure Freunde — aber dort — indem sie auf das benachbarte Dorf Joyita wiesen — dort wohnen Schurken!" Am nächsten Morgen erwarteten wir unsere Gäste vergebens beim Frühstück; später jedoch sahen wir sie mit acht oder zehn Andern über einen Hügel reiten. Der Zweck ihres nächtlichen Besuchs war wahrscheinlich die Absicht gewesen, unsere Wachsamkeit zu prüfen; und da unsere gesammte Wache mit den Maulthieren eine halbe englische Meile weit ab lag, so hätten sich in unserem Lager leicht unangenehme Vorfälle ereignen können.

Unser nächstes Nachtquartier nahmen wir unterhalb Sabino. Einige von unsern Leuten baten um die Erlaubniß, in das Dorf zurückzugehen und sich einem Tanzvergnügen anzuschließen. Bei dieser Gelegenheit erregte ein Nordamerikaner so sehr die Eifersucht eines eingebornen Bauern, daß er umzingelt und ein allgemeiner Angriff auf ihn gemacht ward. Rasch zog er eine kleine Pistole aus der Tasche und feuerte wie Don Juan mitten unter die versammelte Menge; zum Glück endete die Sache ebenso harmlos wie in der Oper — Niemand ward getroffen und man ließ den Frevler unbehelligt. Ich habe schon früher bemerkt, wie viel die an der Genze wohnenden Mexikaner von der Unverschämtheit und Gewaltthätigkeit der Nordamerikaner dulden müssen. In der nächsten Nacht fand einer von unsern Nordamerikanischen Fuhrleuten einen Mexikanischen Maulthiertreiber auf seinem Posten eingeschlafen, um ihn zu wecken, brachte er ihm mit einem Schlag auf den Kopf eine Wunde von zwei Zoll Länge bei. Er hätte ihn beinahe getödtet, und rühmte sich offen, daß dies seine Absicht gewesen sei.

Eine der interessantesten Landschaftsscenen, die das Thal des Rio Grande dem Reisenden darbietet, ist die Aussicht von den Hügeln unterhalb Parida auf die entgegengesetzte Seite des Thales, wo am Fuße hoher Berge die Stadt Socorro liegt. Der Weg an den Hügeln zieht sich hart am Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe der Rio Grande — sein Bett ist hier halb mit grauen Sandbänken ausgefüllt — zwischen Pappeln und Weiden dahinfließt.

In der Ferne, deutlich bezeichnet durch die scharfe Linie eines Bewässerungskanals, liegt die Stadt mit ihren flachen Dächern. Dahinter steigen in Terrassen, eine über der andern, und baumleer vom Fuß bis zum Gipfel die Berge auf. Wie in allen Gebirgen, die das Thal des Rio Grande einschließen, besteht die charakteristische Vegetation der Landschaft, in Musquito-, Larrea- und Artemisiagebüsch, zuweilen auch einem Yucca, oder Cactus. Der Musquitostrauch und seine kleinen Sandhügel sind der Lieblingsschlupfwinkel von Klapperschlangen und Taranteln. In einigen Theilen Neu-Mexiko's stößt man alle paar hundert Schritt auf Klapperschlangen und ich habe auf der Reise zuweilen in wenig Stunden fünf oder sechs getödtet, die auf dem Wege lagen. Die Gefahr ist hier übrigens gering, wenigstens weit geringer, als im Prairiengrase, denn in Neu-Mexiko ist der Boden zwischen den einzelnen Hügeln gewöhnlich kahl, so daß man bei Tage wohl nicht leicht unversehens auf eine Schlange tritt.

Weiterhin lernte ich noch ein anderes Wunder der Pflanzenwelt kennen, den gigantischen Echinocactus, ein vollkommenes vegetabilisches Ungeheuer. Stelle sich der Leser eine tonnenförmige tiefgefurchte Masse vor, von drei bis vier Fuß Höhe, und zwei bis drei Fuß Dicke, mit Büscheln von Stacheln, lang und stark genug, um eine tödtliche Wunde zu verursachen; die mittelsten Stacheln jedes Büschels sind der Art gekrümmt, daß sie einen vollkommnen Haken bilden. In Bezug auf die nöthige Vorsicht selbst auf dem volkreichsten Wege in Neu-Mexiko empfing ich hier eine sehr praktische Warnung.

Ich hatte in Fletchers Rancho ungefähr eine halbe Stunde länger verweilt, als unsere Karavane; als ich ihr nachritt, begegneten mir zwei Nordamerikaner, mit denen ich einige Worte wechselte. Wenige Tage später erfuhr ich in El Paso, daß sie von Indianern ermordet worden, in geringer Entfernung von dem Punkt, wo ich mit ihnen gesprochen hatte.

Fort Fillmore, eine bloße Militair-Station, hatte zu dieser Zeit eine Besatzung von 200 Mann Infanterie und 200 Dragonern. Ein paar Meilen jenseit desselben schlugen wir unser Lager auf an einer Stelle, wo das Thal sich bedeutend erweitert, der Fluß sich theilt, und zwischen seinen beiden Armen eine Insel von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung einschließt. Hier gesellte sich ein deutscher Soldat aus dem Fort zu uns; er klagte über schlechte Behandlung, aber sein blühendes, wohlgenährtes Aussehen und seine gute Kleidung bildeten einen komischen Contrast zu seinen Worten. Er trug eine prächtige Jagdbüchse und gab vor, sein Mittagessen durch Erlegung eines Hasen oder eines wilden Truthahns verbessern zu wollen. Seine eigentliche Absicht war jedoch, zu desertiren, und

ich traf ihn in der That nach einiger Zeit auf Mexikanischem Territorium wieder, wohin er sich mit mehreren seiner Gefährten aus Fillmore begeben hatte, alle mit guten Büchsen und vortrefflichen Pferden. Ich fragte den Mann nach der Ursache seiner Unzufriedenheit, und erfuhr, daß sie durch die willkührliche Verminderung der Extrabezahlung herbeigeführt worden, die für Feld- und Bauarbeit bewilligt sei; — denn dergleichen Verrichtungen werden gelegentlich von der Garnison eines Forts verlangt. — Diese Extrabezahlung solle sich auf 18 Cents täglich belaufen, von denen jedoch immer ein Theil in die Taschen des Commandanten, des Quartiermeisters und anderer Offiziere wandere, die nicht nur in Ueppigkeit leben, sondern auch noch Geld zurücklegen könnten. So sagte der Soldat. Man kann sich in Europa unmöglich eine Vorstellung von der glänzenden Equipirung und Haltung der Armee in den Vereinigten Staaten machen; und wäre dies eine Hauptrücksicht vom militärischen Standpunkt aus, so müßte man das System in der That bewunderungswerth nennen. Der wahre Grund des häufigen Desertirens aus den Grenzforts ist einfach der: die Offiziere wenden sich mit hochmüthigem Stolz vom gemeinen Soldaten ab und verlieren so den Einfluß, den sie so leicht über diese Leute erlangen könnten. In den meist unbevölkerten Grenzforts wäre ein leichterer Verkehr zwischen dem Offizier und dem gemeinen Mann von der höchsten Wichtigkeit; die meisten Desertionen werden durch die unerträgliche Langeweile herbeigeführt.

Um unsere Vorkehrungen beim Zollamt in El Paso an der Mexikanischen Grenze zu treffen, entschloß sich Mr. Mayor, der Caravane vorauszureiten, und ich begleitete ihn.

Wir erreichten El Paso am Nachmittag, und kehrten zur Nacht in einem Gasthof ein, den ein Deutscher hier hielt. Der Mann hatte seine Muttersprache mehr als halb vergessen; ebenso, was er einst vom Englischen in den Vereinigten Staaten gelernt; das Französische, welches er früher mit Leichtigkeit gesprochen, war seinem Gedächtniß gänzlich entfallen, und vom Spanischen hatte er nur ein paar unvollkommene Phrasen begriffen, so daß er buchstäblich ohne Sprache war. Er hatte in seinem Hause ein Billard, und auch Branntweintrinker fanden die nöthigen Einrichtungen. In jeder andern Beziehung waren aber die Hülfsquellen sehr beschränkt. Gutes Brod, Kaffee und Milch waren jedoch vorhanden; auch schlief ich — endlich einmal wieder — in einem Bett, und erwachte so gesund, so erfrischt, daß ich der Nachlässigkeit unseres Wirths gern vergab, der mir am Morgen statt eines Handtuchs ein schmutziges Tischtuch brachte.

V.

El Paso.

El Paso ist eine unbedeutende, ärmlich aussehende Stadt. Wie es im spanischen Amerika so oft geschieht, wurde die Bevölkerung zuerst so vernachlässigt, daß sie allmälig durch Einwirkung fremder Elemente demoralisirt worden ist. Der Ort dehnt sich mit seinen zerstreut liegenden Wohnungen zwischen Feldern und Wiesen, Weinbergen und Obstgärten an den mit Pappeln besetzten Ufern des Flusses entlang, wohl acht bis zehn englische Meilen weit aus, und umfaßt im Ganzen eine Bevölkerung von 14 oder 15,000 Seelen. Der Markt bietet dem Fremden einen höchst auffallenden Anblick dar. Auf diesem Platze sitzen nur Frauen und halten Zwiebeln, Bohnen, frische und getrocknete Früchte u. s. w. feil. Alles ist theuer, was als ein seltsamer Kontrast gegen die Armuth des Ortes erscheint. Aber jede Familie zieht ihren eignen Bedarf selbst, und da oft der ganze Tag vergehen mag, ehe ein Reisender kommt und das halbe Dutzend Eier oder die einzige Melone kauft, aus denen der ganze Vorrath der armen Frau besteht, so muß der Werth der Zeit dem der Waaren hinzugerechnet werden. Dies ist fast überall so in Spanisch-Amerika.

Die große Unsicherheit der Gegend ist allen naturwissenschaftlichen Untersuchungen ein Hinderniß. Ich war im Mindesten nicht furchtsam, aber die größte Vorsicht wurde mir von allen Seiten so streng anbefohlen, daß es thöricht gewesen wäre, sie außer Acht zu lassen. „Wie geht es mit den Indianern?“ war Mr. Mayor's erste Frage bei unserer Ankunft in El Paso. „Son malisimos ahora!“ — „schlimmer als je,“ lautete die Antwort. Erst kurze Zeit zuvor hatten sie die Niederlassungen an der Nordamerikanischen Seite des Flusses überfallen und das Vieh fortgetrieben. Auch Caravanen unweit El Paso waren geplündert worden. Ich lernte hier den Oberst L. kennen, der von Geburt ein Däne, in Deutschland erzogen und später in die Dienste der mexikanischen Republik getreten war, über deren Grenztruppen er den Oberbefehl führte. Er rieth mir in den bestimmtesten Ausdrücken, niemals die Straße auch nur zwanzig Schritt weit allein zu verlassen.

Diese gefürchteten Indianer sind zum größten Theil die Apachen, welche die Gebirgsdistrikte von Neu-Mexiko, Chihuahua und dem westlichen Texas bewohnen. Die zum Christenthum bekehrten sogenannten Pueblo-Indianer aus dem Thal des Rio Grande dagegen sind friedliche Ackerbauer und befinden sich im vollen Genuß

der bürgerlichen Rechte. Sie besitzen in der Gegend El Paso's ein Dorf Namens Sinecú, und man sieht sie täglich in der Stadt, die Männer mit langem geflochtenem Haar, die Frauen mit bemalten Gesichtern. Wenn das Land auch zuweilen von den Comanchen beunruhigt wird, so liegt das nur noch an der Feindschaft, in der auch sie mit den Apachen leben. Ich muß hier noch eines Vertrages erwähnen, den der Oberst L. zwischen dem Staate Chihuahua und den Comanchen gegen die Apachen zu Stande gebracht hat, und der nicht ohne guten Erfolg geblieben ist. Dieser Offizier besuchte auf einer ausgedehnten Inspectionsreise an der Ostgrenze einen mächtigen Stamm der Comanchen in ihren eignen Wohnungen. Er zeigte mir einige herrlich ausgeführte topographische Zeichnungen, die sich auf diese Reise bezogen, und von einem jungen unter ihm dienenden polnischen Edelmann angefertigt waren.

Unsere Besorgungen in El Paso hielten uns hier vom 3. bis zum 9. November auf. Sie bestanden hauptsächlich in Unterhandlungen mit dem Zollamt. Es entspinnt sich bei solchen Gelegenheiten stets für einige Tage ein Scheingefecht, bis der Beamte und der Reisende zuletzt über eine Summe im Ganzen und Großen einig werden, die selten die Hälfte oder ein Drittel der gesetzlichen Gebühren übersteigt. Dennoch belief sich die von uns gezahlte Summe bis auf 10,000 Dollars. Die Einführung einiger Artikel ist gänzlich verboten, unter andern auch die fertiger Kleider. Wir hatten ein paar Kisten solcher Artikel bei uns, und sie waren von Mr. Mayor offen deklarirt. Als wir aber in Chihuahua ankamen, ergab es sich, daß der Zöllner sie als Contrebande denuncirt hatte, ein Akt der Treulosigkeit, der alle Zollhausbeamten in Chihuahua auf unsere Kosten mit einer reichen und eleganten Garderobe versorgte.

Auf der Weiterreise begegnete uns eine Abtheilung mexikanischer Cavallerie, die mit Carabinern, Pistolen, Lanzen, Säbeln und Schilden an uns vorüberzogen. Oberst L. war mit diesen Truppen ausgesandt worden, um in einer Militair-Kolonie unfern Guadalupe einen Aufstand zu unterdrücken, zu dem die armen Leute durch den Hunger getrieben waren, und dem der Oberst daher Milde und Großmuth entgegensetzte. Das Volk hatte seinen Commandanten fortgejagt, einiges Vieh genommen, um seinen Hunger zu stillen, und den rückständigen Sold verlangt.

Die mexikanischen Militair-Kolonien sind Dörfer für verheirathete Soldaten, die verpflichtet sind, das Land ebensowohl zu bebauen, als zu vertheidigen; aber der Plan entspricht dem Zweck nicht. Obwohl die genannte Colonie nur wenig Meilen von Guadalupe entfernt ist, so hatten doch die Apachen an dem Abend, bevor wir dort eintrafen, dreißig Kühe unmittelbar aus der Nachbar-

schaft der Häuser fortgetrieben. Ein achtungswerther Einwohner bemerkte gegen mich: „Die Soldaten müssen darben; es fehlt ihnen an Pferden und an Kleidung; wie sollen sie uns vor den Indianern schützen?"

In Guadalupe fanden wir nur wenig Männer anwesend; achtzig waren in der Verfolgung der Indianer begriffen. Solche Expeditionen finden im ganzen nördlichen Mexico sehr häufig statt, und es ist sehr irrthümlich, zu glauben, daß es dem Volk an Muth und Tapferkeit fehle. Die Bevölkerung besteht hier zum großen Theil aus Eingewanderten aus Neu-Mexiko, die ihre früheren Wohnsitze seit dem Anschluß an die Vereinigten Staaten aufgegeben haben. Diese Eingewanderten machten den besten Theil der Bevölkerung auf jenem Territorium aus.

Um die Mitte des Monats erreichten wir Carrizal, das wiewohl einst ein wichtiger Ort, jetzt nur noch ein wüstes Dorf ist. Früher war hier ein Militairposten zum Schutz des Landes gegen die Apachen. Diese Feinde aller Civilisation haben auf einem benachbarten Berge ihr Lager, von wo aus sie fortwährend die zahlreichen Viehheerden im Auge behalten können, die früher oder später ihre Beute werden. Die Dorfbewohner sind hier buchstäblich die Hirten der Apachen, allerdings unfreiwillige, denn Jedermann trägt seine Büchse. Dies fortwährende Kriegführen hat die Leute in Carrizal selbst auch wild und roh gemacht, so daß die Reisenden auch vor ihnen auf ihrer Hut sein müssen. Vor zwanzig Jahren weideten hier Heerden, die wohl Hunderttausende zählten; jetzt sind sie zum Schatten ihrer frühern Zahl zusammen geschmolzen. Vergleicht man den jetzigen Zustand dieses Ortes mit dem Reichthum, der sonst dort herrschte, so kommt man unwiderstehlich zu dem Schluß, daß von allen reißenden Thieren der Mensch das schlimmste sei.

VI.

Chihuahua.

Die Stadt Chihuahua, in der ich, für ein halbes Jahr, meinen Aufenthalt nahm, liegt in einer von kahlen, felsigen Gebirgen eingeschlossenen Ebene. Dennoch besitzt die Gegend ihre Schönheiten. Es befinden sich hier große Schmelzhütten, welche das Silbererz behandeln, das in St. Eulalia, etwa zwölf bis fünfzehn engl. Meilen von Chihuahua entfernt, zum Theil in neu angelegten, zum Theil in den alten, wieder eröffneten Bergwerken gewonnen wird. Als

diese Bergwerke noch in voller Blüthe standen, belief sich die Einwohnerzahl der Stadt wohl auf 76,000 Seelen; seit ihrem Verfall aber, und seit der Lostrennung des Landes von Spanien, ist sie bis auf 12,000 herabgesunken. Auch hat, mit Ausnahme weniger Familien, in denen der alte Wohlstand noch besteht, oder durch neu erwachten Unternehmungsgeist wieder hergestellt ist, die Armuth, und mit ihr die Demoralisation um sich gegriffen. — Der Aufenthalt in der Stadt ist mehr oder weniger unsicher. Als ich eines Abends, bald nach meiner Ankunft, in den Hof gehen wollte, war ich verwundert, Mr. M.'s Warnung zu vernehmen, meine Pistole zu mir zu stecken. Auf meine Erwiderung, daß ja der Hof von allen Seiten unzugänglich sei, ward ich zu meinem noch größeren Erstaunen auf die Fenster eines anstoßenden Hauses aufmerksam gemacht, die auf unsern Hof hinauslagen. Und dies war eines der ersten Häuser in dem besten Theil der Stadt! So lange ich hier verweilte, durfte ich nie schlafen gehen, ohne eine geladne Pistole unter dem Kopfkissen liegen zu haben.

Der Anblick der Stadt mit ihren schönen Straßen und manchem edeln Gebäude, erinnert noch an die ehemalige Zeit des Glanzes; ja selbst in ihrem jetzigen Verfall ist sie noch immer schöner als manche Stadt von ähnlicher Bedeutung in den Vereinigten Staaten. — Von den ungeheuern Massen Silbererzes, das früherhin hier eingeschmolzen ward, kann sich der Leser eine Vorstellung machen, wenn ich erwähne, daß hunderte von Häusern und die Mauern aller Gärten und Felder in der Umgegend aus den Schlacken erbaut sind, die, wie man versichert, noch immer Silber genug enthalten, um bei einer bessern uud gründlichern Behandlung eine reiche Ausbeute liefern zu können. Dreiundvierzig Millionen Mark Silber sind der Ertrag der Bergwerke in 130 Jahren gewesen!

Wegen der tiefen Lage des Flußbettes würden die höher gelegenen Gegenden an Dürre leiden, wenn nicht eine steinerne Wasserleitung, die sich viele Meilen lang auf prächtigen Bogen dahinzieht, die Gärten und Felder mit Nahrung versorgte und auch den Straßen der Stadt ein köstliches Wasser spendete. Dieser edle Bau, welcher der größten Stadt Ehre machen könnte, ward auf Kosten eines einzigen Privatmannes erbaut. Er bringt eine imposante Wirkung in der Landschaft hervor, und wenn auch vielleicht für Weizen und andere Feldfrüchte der Sommerregen zur Noth ausreichte, so würde sich die Ernte ohne jene künstliche Bewässerung doch um mehrere Monate verspäten, da der Regen nie vor Ende Mai eintritt, und nur Pflanzen von besonderer Beschaffenheit vor dieser Zeit hervorsprießen. Die Atmosphäre zeichnet sich durch Klarheit und Trockenheit aus, und das Klima übt den günstigsten Einfluß auf Gesundheit und Thätigkeit des Körpers.

Meinen Ausflügen in die Umgegend war die große Unsicherheit des Landes oft ein Hinderniß. Kein Spaziergang, selbst unmittelbar vor der Stadt, konnte ohne Waffen unternommen werden. Nicht hundert Schritt von den Häusern entfernt standen hier und da Kreuze errichtet, welche die Stellen bezeichneten, wo Mordthaten durch die Indianer begangen worden waren. Dennoch ist es höchst ungerecht, den Mexikanern in ihren Beziehungen zu den Indianern Feigheit vorzuwerfen. Feig und nachlässig ist nur die Regierung, welche dem Volke nicht die Mittel zu seiner Vertheidigung gewährt. Den Bewohnern eines Dorfes waren kürzlich von einer Bande der Apachen das Vieh gestohlen, Frauen und Kinder fortgeschleppt und mehrere Männer getödtet worden; sie riefen die benachbarten Dörfer um Hülfe an und unternahmen einen Zug gegen die Räuber in die Gebirge. Dafür erhielten sie einen Verweis von der Regierung und die Warnung, sich nicht wieder in die militärischen Angelegenheiten des Staates zu mischen.

Gabriel Guzman, ein Hirt, widerstand, um seines Herrn Vieh zu vertheidigen, einmal mit noch acht seiner Genossen sieben und sechszig Comanchen neun Stunden lang; alle blieben in dem Kampf, nachdem sie eine weit größere Zahl von Wilden theils verwundet, theils getödtet hatten.

Ein anderer Mann aus derselben Volksklasse, Namens Dominguez, den ich auf mehreren meiner Ausflüge zum Gefährten hatte, war nicht nur wegen seines Muthes, nein wegen seiner Waghalsigkeit bekannt. Oftmals hatte er schon Wunden erhalten, aber nichts schreckte ihn von der Verfolgung der Feinde ab. Um einige seinem Herrn gestohlene Pferde wieder zu bekommen, schlich er mit noch ein paar Andern den Dieben bis in ihre Schlupfwinkel in den Bergen nach. Als die Nacht anbrach, konnten sie die Räuber in einiger Entfernung beobachten. Dominguez, der als Knabe eine Zeit lang unter den Apachen gefangen gewesen war, legte seine Kleider ab und gab sich das Ansehen eines Kriegers der Comanchen. Auf einem näheren Wege gewann er einen Vorsprung vor den Apachen, und als diese mit den Pferden herankamen, sprang er mit dem Kriegsgeschrei der Comanchen hinter einem Felsen hervor, schoß zwei der Apachen nieder, und erschreckte die ganze Bande so sehr, daß sie in der Verwirrung nicht nur die gestohlenen Pferde, sondern auch ihre eignen zurückließ.

Diese heroische Pflichterfüllung wird den Leuten oft mit Undankbarkeit belohnt. Bei einer ähnlichen Gelegenheit verlor Dominguez sein Pferd — es wurde unter ihm niedergeschossen — aber es fiel seinem Herrn, einem sehr reichen Mann, nicht ein, es ihm zu ersetzen.

Viele vornehme Familien in Nordmexiko beweinen den Verlust

von Kindern, die von Indianern gestohlen sind. Die folgende Erzählung ward mir in Chihuahua durch ein Mitglied der betreffenden Familie selbst mitgetheilt.

Zwei Damen, Schwestern, lebten jede mit einem Kinde — einem Knaben und einem Mädchen — zwei Meilen von der Stadt entfernt. In der Nachbarschaft hatten sich indianische Räuberbanden blicken lassen, und die Damen, deren Männer gerade abwesend waren, wollten in der Stadt mit ihren Kindern Schutz suchen, wurden aber unterwegs angefallen und ergriffen. Gerade als dies geschah, war einer der Herren zurückgekommen; er sah seine Frau in den Händen eines der Wilden, feuerte sogleich aus beiden Läufen seiner Büchse nach ihm, aber leider ohne ihn zu treffen, und ward augenblicklich von den Indianern durchbohrt. Die unglückliche Dame fiel in Ohnmacht, und die Räuber ließen sie, da sie sich vor weiterer Verfolgung nicht sicher wähnen konnten, als todt zurück. Auch die andere Dame entkam durch einen glücklichen Zufall. Die Indianer hielten nach einem raschen Ritt mit ihr an einem Flusse still. Während sie hier badeten, waren die gestohlenen Pferde davon gelaufen, und mit ihnen die der Räuber; diese eilten ihnen nach und vergaßen darüber die Dame mitzunehmen. — So waren sie denn nur noch in Besitz der beiden Kinder. Das Mädchen war gewitzt, und wußte dem alten Comanchen, der sie vor sich auf dem Pferde hielt, so lange zu schmeicheln, bis er sie gehen ließ. Nur der Knabe hatte sich, wie seine Verwandten später erfuhren, widersetzt und den Indianer, der ihn führte, ins Gesicht geschlagen. Zur Strafe zogen sie ihm seine schönen Kleider aus, und vertauschten sie mit denen eines armen Burschen, der mit ihm zugleich geraubt worden, und späterhin seinen Weg nach Hause wiederfand. So blieb der Kleine allein in der Gefangenschaft, und obwohl seine Familie demjenigen, der ihn zurückbringen würde, 4000 Dollars zusicherte, hat doch nie wieder etwas von ihm verlautet. Ich ließ den Umstand und den Betrag der Belohnung in Texas und andern an die Vereinigten Staaten grenzenden Ländern bekannt machen, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg, da schon Jahre seitdem vergangen waren. Sollte der Knabe noch leben, so mag er ein Räuber geworden sein und bereits als solcher seine ersten Lorbeern errungen haben; wenn auch nicht in der Nähe seiner Heimath, so doch mit derselben Befriedigung, wie ein wirklicher Apache; denn es ist festgestellt, daß die von Indianern erzogenen Knaben aus einer civilisirten Race oft gefährlichere Räuber und größere Feinde der Civilisation werden, als jene selbst.

Die Regierung von Chihuahua hat mancherlei Pläne zur Bekämpfung und Vertreibung dieser zerstörungslustigen Wilden entworfen. Vor ungefähr funfzehn Jahren kam, ich weiß nicht, auf

welche Veranlassung, ein irischer Abenteurer, Namens James Kirker, der Anführer einer Indianerbande geworden war, nach Chihuahua und schloß mit diesem Staat einen Vertrag zur Ausrottung der Apachen ab. Er hielt Wort, bis die verringerte Anzahl seiner untergebenen Truppen den weitern Kampf unmöglich machte.

Zu demselben Zweck nahm die Regierung 1850 einen gefährlichen Waghals aus Texas, Namens Glaton, in ihre Dienste, der mit einer ähnlichen Bande auf seinem Wege nach Californien nach Chihuahua kam. Diese Bösewichter, denen für jeden indianischen Scalp eine gewisse Summe zugesagt war, fanden es leichter, der Regierung die Scalpe ihrer eigenen Bürger zu verkaufen, die sie niederschossen, so oft es ihnen praktisch schien. Mit Ausnahme des schmachvollen Antheils, den sie am Verrath und an der Ermordung eines ganzen Stammes nahmen, der zu einer friedlichen Conferenz eingeladen war, thaten sie den Apachen wenig zu Leide. Desto gefährlicher wurden sie dem Staate Chihuahua selbst, und Alles hier war froh, als sie endlich ihre Reise nach Californien fortsetzten. Am Colorado, wo sie den Uebergang über den Fluß versperrten, um von den Reisenden einen hohen Zoll zu erpressen, wurden sie Alle in einem Kampf mit den Yuma-Indianern getödtet.

Zu Anfang des Jahres 1852 kam der Oberst L. auf der oben erwähnten Inspectionsreise mit dem Häuptling der Seminolen, der „wilden Katze" zusammen, der sich in den Indianerkriegen in Florida einen berühmten Namen erworben. Er warb ihn mit seiner ganzen Gesellschaft an, und führte sie nach Chihuahua, um gegen die Apachen und andere gefährliche Indianerstämme gebraucht zu werden. Aber die Regierung — entweder aus Furcht vor diesen Seminolen, oder aus Eifersucht gegen den Oberst L., vielleicht auch aus Mangel an Geld — verweigerte, den Vertrag zu bestätigen, und der Held mit dem klassischen Namen verließ Chihuahua voll Entrüstung, indem er erklärte, daß bei dieser ganzen Regierung auch nicht ein „Gentleman" zu finden sei. — So waren in dieser Sache des Obersten Bemühungen gescheitert; desto segensreicher war der Vertrag, den er zwischen dem Staate und den Comanchen gegen die Apachen zum Abschluß brachte. Die Geschichte dieser Kriege ist voll interessanter Episoden, die der Feder eines Cooper das reichste Material liefern würden. Als der Oberst einmal einen in den Steppen wohnenden südlichen Stamm der Comanchen aufsuchte, stand dieser unter dem Oberbefehl einer alten Frau, die den Titel „Generalin aller Comanchen" führte. Ihr ältester Sohn, der unter dem Namen „Bajo-el-Sol" — „Unter der Sonne" — bekannt war, betrachtete das der Regierung gegebene Versprechen als ein heiliges Gelübde, und focht gegen die Apachen, wo er sie nur

fand. Einst stieß er auf einen Stamm, der nicht direkt in den Vertrag mit einbegriffen war, und seine Gefährten riethen ihm daher, zu unterhandeln. Aber dies lag nicht in seinen Sinn. „Ich habe," sagte er, „mein Wort gegeben, die Apachen zu vernichten, und Bajo-el-Sol bricht nie sein Wort." Dann erhob er das Kriegsgeschrei und stürzte vorwärts mit seinen Genossen, Tod und Schrecken verbreitend, bis sie selbst gefallen waren. Solche Begebenheiten gehen schnell von Mund zu Mund, und die Mexikaner sind ihres eigenen indianischen Ursprungs noch zu wohl eingedenk, um nicht auf alle Thaten indianischer Tapferkeit stolz zu sein.

Um meine Aufzählung der Regierungsmaßregeln zu vervollständigen, muß ich nochmals der Militair-Colonie erwähnen, deren Nutzlosigkeit ich schon früher dargethan. Nur ein ganz entgegengesetztes System — die Einführung einer wohlbewaffneten Landwehr, die Bewaffnung der ganzen Bevölkerung, mit zugestandener Freiheit der Bewegung, könnte die Wilden in Schach erhalten. In einer Weise ist allerdings die Unternehmungslust der Einzelnen schon erregt; die Regierung hat eine hohe Belohnung für jeden gefangenen oder getödteten Indianer ausgesetzt. Sie zahlt 200 Dollars für jeden erwachsenen Indianer, sei er lebend oder todt. Eine lebende Frau ist 150 Dollars werth, ein lebender Knabe eben so viel, während ein todter nur 100 Dollars gilt. Die gefangenen Kinder werden in guten Familien untergebracht und aufgezogen. Einige derselben sind vollständig civilisirt worden. Die Mädchen wachsen zu tüchtigen Dienerinnen heran; aber die Knaben laufen in der Regel wieder davon, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben.

Nach diesen Abschweifungen will ich Einiges über meine Ausflüge berichten. Mein gütiger Wirth hatte mir zu denselben ein Pferd überlassen, das nicht Jedermann hätte reiten können, und das auch meine ganze Kunst in Anspruch nahm. Aber wenn ich auch mitunter nahe daran war, abgeworfen zu werden, so lief doch der wilde Ritt über den unebenen Boden, der manchmal von tiefen Wasserströmen durchschnitten war, ohne jeden ernstlichen Unfall ab.

Einst befanden wir uns in ziemlicher Entfernung von der Stadt, als wir uns erinnerten, daß wir unbewaffnet seien, und daß unsere Sicherheit, wenn wir auf Indianer stoßen sollten, lediglich von der Geschwindigkeit und Geschicklichkeit unserer Pferde abhinge. Dieser Gedanke war hinreichend, uns zur Eile anzutreiben, und ich werde diesen genußreichen Heimweg nie vergessen. Wir ließen den Pferden die Zügel schießen, und an dem tiefen Bett des Stromes, zwischen steilen Felsen vorbei, und unter dem magi-

schen Glanz des mexikanischen Vollmondes, flogen wir dahin, während mir mein Freund die herrlichsten Verse spanischer Dichtungen recitirte. Auch dies war charakteristisch. Es war in der That ein echt mexikanischer Ritt, der sich ohne mexikanische Scenerie und Bodenbeschaffenheit, ohne mexikanischen Himmel und mexikanische Gefahren, und vor Allem, ohne mexikanische Pferde gar nicht denken läßt. Die Leichtfüßigkeit und Sicherheit dieser Thiere auf solchem Grund und Boden ist ohne Gleichen. Mein Freund legte einmal auf seinem Pferde 90 Leguas oder 270 englische Meilen in zwei Tagen zurück.

Zu Anfang des Februar bot sich mir eine höchst willkommene Gelegenheit dar, die mir noch unbekannten Regionen im äußersten Westen des Staates Chihuahua zu besuchen. Ein mir befreundeter Kaufmann aus der Stadt, den ich Don Guillermo nennen will, hatte nämlich in jener entfernten Gegend Schulden einzutreiben, und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Die Einladung geschah wohl halb in eigenem Interesse, denn die Reise war nicht ohne Gefahr, und ein zuverlässiger Begleiter ist immer zu gebrauchen. Der Weg führte nicht nur durch die berüchtigsten Schlupfwinkel der Apachen, sondern auch durch Distrikte, die von andern Räuberbanden beunruhigt wurden; denn wo in Mexiko die Indianer aufhören, fangen die civilisirten Räuber an, und mancher Punkt ist sogar den Anfällen beider ausgesetzt. Don Guillermo's Absicht, Geld einzustreichen, war ohne dies sehr geeignet, die Aufmerksamkeit gewisser Cavaliere von alter Sitte auf uns zu ziehen, welche die Gewohnheit hatten, ihre Heldenthaten in der Gegend von „Villa de la Concepcion“ und der Bergwerke von „Jesus Maria“ zu verrichten, vielleicht um ganz einfach die Ungerechtigkeit der Dame Fortuna am Spieltisch wieder gut zu machen. — Ein Reisewagen mit zwei vorzüglichen Pferden nahm uns auf. Don Guillermo fuhr, während ich an gefährlichen Stellen neben ihm saß, immer die Büchse auf dem Knie, und bereit Feuer zu geben. Jeder von uns hatte außerdem noch ein Paar sechsläufige Revolver vom schwersten Caliber. Ein Diener, derselbe Dominguez, den ich schon früher auf eine ehrenvolle Weise erwähnte, ritt vor unserm Wagen her, und war mit einer Büchse und zwei einläufigen Pistolen bewaffnet. Zusammen hatten wir jeden Augenblick zweiunddreißig Schüsse in Bereitschaft.

Dominguez allein war für uns mehr werth, als zehn gewöhnliche Diener. Muthige Leute ziehen in diesem Lande eine kleine aber zuverlässige Reisegesellschaft einer großen Caravane vor. Unser Diener hätte sich eher lebendig scalpiren lassen, als daß er uns untreu geworden wäre. Dabei war er so sanft wie ein Kind, was ihm bei seinem großen, mächtigen Körperbau einen eigenthümlichen

Reiz verlieh. Sein Temperament war zwar heiß, aber er wußte es auf's Strengste zu beherrschen, und ließ sich nie verführen, Spirituosen zu trinken. Er war in seiner Art zugleich ein Humorist und ein Philosoph, der es liebte, über Alles seine Bemerkungen zu machen. Ferner war er ein vortrefflicher Schauspieler: er verstand, die Indianer in den verschiedensten Eigenthümlichkeiten ihres wilden Lebens nachzuahmen, im Ton ihrer Stimmen, in ihren Bewegungen und Ausdrücken. Diese vollkommene Kenntniß des indianischen Charakters hatte er als Knabe, während seiner Gefangenschaft, und durch seinen spätern häufigen Verkehr mit ihnen gewonnen. Sein Vater und seine Mutter waren beide von Indianern ermordet worden; er aber hatte das Glück, Gomez, dem damals gefürchtetsten Häuptling der nordamerikanischen Wilden, zu gefallen. Dieser schenkte ihm nach einiger Zeit die Freiheit und brachte ihn selbst bis dicht vor seine Vaterstadt Chihuahua, wo er ihm beim Abschied noch den Rath ertheilte, sich in Zukunft vor den Apachen zu hüten. „Wenn du auf der Reise bist," hatte der alte Häuptling gesagt, „so vermeide die große Straße; denn da liegen die Apachen im Hinterhalt und werden dich tödten. Suche dir lieber ein paar hundert Schritt seitwärts deinen Pfad." Dominguez hatte indessen selbst ganz augenscheinlich indianisches Blut in den Adern; seine Farbe war tief braun, und das schwarze Haar hing straff und glatt über sein breites Gesicht herab.

Eine der gefährlichsten Stellen im ganzen Staate, die wir zu durchreisen hatten, ist das Thal „Canada del Fresno." Es ist etwa vier Meilen lang, aber man kann buchstäblich nicht hundert Schritt weit gehen, auf denen nicht das Blut irgend eines unglücklichen Reisenden vergossen worden wäre. Ein Regierungsbeamter aus Chihuahua, der hier einst reiste, fand den Weg mit so vielen Kreuzen besetzt, daß er einem Kirchhof glich. Er gab den Befehl, sie fortzunehmen und zu verbrennen, weil ihr Anblick die Menschen feige mache. Seit jener Zeit ist die Zahl dieser Memento Mori indessen wieder so angewachsen, daß der Reisende sich in der That mit dem Gedanken an den Tod vertraut machen kann.

Der Weg durch die Prairie, die wir zu durchschneiden hatten, war so eben wie ein Tisch, und Don Guillermo machte den Versuch, wie rasch, im Fall der Noth, unsere Pferde laufen könnten. Er trieb sie zur höchsten Eile an, und unser Wagen sauste mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges über die grasige Fläche. Bald lag diese hinter uns, und wir befanden uns am Eingang in das Thal Santa Isabel. Wir verweilten hier einen ganzen Tag, und ich kann die gastliche Aufnahme nicht genug rühmen, die uns Don Felipe und seine Familie angedeihen ließen. In der That, nichts übersteigt die Freundlichkeit und das unverstellte Wohlwollen des

mexikanischen Landvolks. Unsern deutschen Bauern sind sie in dieser Beziehung weit überlegen; denn wenn man die niemals ungraziöse Naivetät ihrer natürlichen Gewohnheiten von der rohen Unanständigkeit zu unterscheiden weiß, die unter den ersteren oft angetroffen wird, so muß man anerkennen, daß die mexikanischen Farmer auch die Gebildeteren von beiden sind. Puritanische Sprödigkeit ist hier allerdings nicht zu Hause. — Unsere Betten hatte man uns in dem großen Saal hergerichtet, und ich bemerkte gegen Don Guillermo, ich sei müde und wünschte, daß die Familie uns bald verließe, um mich zur Ruhe begeben zu können. „Da dürften Sie lange warten,“ entgegnete er, „denn sie bleiben expreß hier, um unserer Entkleidung beizuwohnen.“ Und in der That waren wir genöthigt, diese Ceremonie in Gegenwart der Sennorita's durchzugehen, die mit der größten Aufmerksamkeit und mit der ruhigsten Miene jede unserer Bewegungen und jedes unserer Kleidungsstücke beobachteten, bis wir uns niedergelegt hatten, worauf sie uns „Gute Nacht“ wünschten.

Am folgenden Abend versammelten sich die Leute der Nachbarschaft im Hause unseres Wirthes, und wie gewöhnlich wurden Indianer-Abenteuer erzählt. Eines derselben war so merkwürdig charakteristisch in Bezug auf die wilde Romantik nordamerikanischen Lebens, daß es mich aufs Höchste interessirte, und so will ich es hier mittheilen.

Vor einigen Jahren verbreitete ein Häuptling der Apachen, der in seiner Jugend als Gefangener im Hause eines Priesters gelebt hatte, und von diesem erzogen und zum Christenthum bekehrt worden war, in dieser Gegend überall Tod und Schrecken. Von seiner Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, wußte er so gut Gebrauch zu machen, wie nur immer ein civilisirter Räuberhauptmann es gekonnt hätte. Er hielt die Post an, die aus der Gegend der Bergwerke kam, öffnete und las die Briefe, um zu erfahren, wann Waaren oder Silber versandt würden, und war so im Stande, seine stets erfolgreichen Pläne danach anzuordnen. Zuletzt fiel er mit seiner ganzen Bande in einen Hinterhalt, der ihm von mexikanischen Truppen gelegt worden war, und Alle fanden dabei ihren Tod. Dieser Häuptling lebte mit einem mexikanischen Mädchen, das er aus ihrer Eltern Hause geraubt hatte. Sie nahm am Kampf mit den Truppen Theil, wie die andern Frauen der Indianer. Ihre Landsleute, die sie erkannten, riefen ihr zu, sich zu ergeben; es solle ihr nichts geschehen. Aber sie verwarf diesen Vorschlag, und fiel als eine der Letzten, nachdem sie mehrere Soldaten mit ihren Pfeilen getödtet hatte. — Auf einer spätern Reise hörte ich in Mesilla am Rio Grande von einer ähnlichen Begebenheit. Einem Mann war durch die Indianer seine Nichte geraubt

worden. Er sah sie wieder als Weib eines Häuptlings der Kupferminen-Apachen, die damals mit den Nordamerikanern in Frieden lebten. Dieser versicherte ihm, es sei kein Hinderniß vorhanden, daß sie zu ihren Freunden zurückkehre. Die Frau aber lehnte den Vorschlag ab, und als ihr Onkel weiter in sie drang, weigerte sie sich, mit ihm zu sprechen. „Und das war ein christliches Mädchen," fügte dieser hinzu, als er mir die Geschichte erzählt; „aber sie hatte sich in eine Indianerin, in ein Apachenweib verwandelt!"

Wir fanden eine freundliche Aufnahme im Hause eines der ersten Männer in Villa de la Concepcion. Als ich Don Rafael meinen Wunsch bemerkte, Etwas über die Tarumare-Indianer zu erfahren, theilte er mir mancherlei Thatsachen mit, die weiter bekannt zu werden verdienen.

Zuerst muß ich bemerken, daß im ganzen Staate Chihuahua alle civilisirten Indianer Tarumaren genannt werden, obwohl sie keineswegs alle zu derselben Race gehören. Die größere Anzahl allerdings ist von einem Stamm und redet eine Sprache, deren Grammatik in der dortigen Gegend wohl bekannt ist, da eine ausführliche Abhandlung darüber im Druck existirt. Diese Indianer bilden einen Theil der Bevölkerung der Villa, wie vieler anderer Orte in der Nachbarschaft, und genießen gleiche Rechte mit den „gente de razon", dem „vernünftigen Volk", wie sich die spanischen Mexikaner zum Unterschied von den Indianern noch immer gern nennen. Obwohl die Tarumaren ihre eigene Sprache beibehalten, so haben sie doch ihre alten Sitten zum großen Theil aufgegeben. In den entfernteren Bergregionen findet man aber auch noch Reste dieser Nation, die, obschon sie sich Christen nennen, und einigermaßen zum politischen Verband des Staates gehören, doch ihr eigenes sociales System bewahrt haben. Sie besitzen ihre Ländereien in Gemeinschaft, und treffen von Zeit zu Zeit eine neue Eintheilung derselben, je nach den Bedürfnissen und Arbeitskräften jeder Familie. Ein gewisser Antheil wird stets zu Gunsten der Alten, Kranken und Hülflosen zurückbehalten und von den vereinigten Kräften des Stammes bearbeitet; der Ertrag aber in einem öffentlichen Magazin niedergelegt. Diese Vorräthe sowohl als Diejenigen, für die sie bestimmt sind, stehen unter der besondern Obhut eigens dazu ernannter Beamter beiderlei Geschlechts. — Ferner giebt es noch in einigen Thälern einen Stamm der Tarumaren, der unverändert an seiner alten Religion und seinen socialen Gewohnheiten festhält. Obgleich dies Volk nicht gerade in feindlichem Verhältniß zu der spanisch-mexikanischen Race steht, so verweigern sie doch hartnäckig jeden Verkehr mit Fremden. Wenn ein Reisender ihre Wohnungen betritt, so gehen sie hinaus; sehen sie ihn kommen, so suchen sie ihn zu vermeiden; redet er sie an, so ant-

worten sie nicht, selbst wenn sie ihn verstehen, und die größte Summe könnte sie nicht verführen, ihm etwas zu verkaufen. Ein Fremder würde in einem ihrer Dörfer eher Hungers sterben, ehe sie sich entschlössen, ihm das Nöthigste zu reichen. Die charakteristische Halsstarrigkeit und Zurückhaltung der indianischen Race überhaupt erscheint in diesen Leuten in ihrer rohsten, wiewohl passiven Form.

Ich hörte viel von gewissen Nationalspielen der Tarumaren reden. Ganze Stämme halten nämlich zuweilen Wettrennen, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauern, und deren Zweck nur darin besteht, zu sehen, wer es am längsten aushält. Jede Partei rollt dabei eine Kugel vor sich her über Berg und Thal. Wenn sie erschöpft umsinken, öffnen sie sich die Adern ihrer Beine; auch stellen sich Frauen an gewissen Punkten des Weges auf, um diejenigen mit Wasser zu begießen, die ermatten.

In der Nähe von Temosachic kehrten wir bei einem Freunde Don Guillermo's ein. Wir fanden den alten Don Blas in einem jämmerlichen Zustand; ein Apache hatte ihn die Woche zuvor mit einer Lanze durchbohrt; dennoch schien es mir, als würde er von der gefährlichen Wunde wieder genesen. — Bei unserer Rückkehr übernachteten wir an demselben Ort, es fiel mir auf, wie bald, wenn die Indianer einige der Einwohner umgebracht haben, deren Stelle von den Zurückbleibenden wieder ausgefüllt sein muß. „Was für ein Haus voll Frauenzimmer!“ rief Dominguez aus, als wir bei unserer Ankunft gleich von einem Dutzend junger Personen umringt waren, während der Hof von Kindern gleichsam schwärmte, deren Mütter jene waren. Ich konnte nicht die entsprechende Anzahl Väter entdecken; aber wie dem auch sein mag, große Familien sind hier zu Lande gewöhnlich.

Temosachic war das äußerste Ziel unserer Reise. Ich fand hier mehrfache Gelegenheit, wahrzunehmen, welchen Einfluß auf die Existenz der Mexikaner das gebräuchliche System des „Schulddienstes“ ausübt.

Ein achtungswerther Mann aus Temosachic hatte von Zeit zu Zeit bei Don Guillermo in Chihuahua Waaren gekauft, und dieser hatte sich nie geweigert, ihm für ein paar hundert Dollars Credit zu geben, da die Schuld stets bei Ablauf des Termines getilgt wurde. Der Mann starb und sein Sohn kam mit einem Brief nach Chihuahua, der, scheinbar noch von dem verstorbenen Vater geschrieben, den Kaufmann ersuchte, auch dem Sohn dieselbe Freundlichkeit zu erweisen. Don Guillermo war gern bereit dazu, und der junge Mann nahm für ein paar hundert Dollars Waaren: Drei Jahre waren seitdem verflossen; der junge Mann hatte keine Zahlung geleistet, auch nichts wieder von sich hören lassen, als

der Gläubiger plötzlich in Temosachic erschien. „Wo wohnt Natividad Andrada?“ fragte Don Guillermo die erste beste Person, der wir begegneten. „Dort steht das Haus seiner Mutter!“ war die Antwort. Wir ritten vor die offene Thür, in der sogleich eine achtbar aussehende alte Frau erschien. „Ist Natividad zu Hause?“ „Nein, Sir.“ „Ist er in der Nachbarschaft?“ „Er ist im Dorfe.“ „Laßt ihn rufen; ich muß ihn sprechen.“ In zwei Minuten war er da. Es war ein junger Mann von mehr als mittlerer Größe, wohlgebaut und mit hübschen, regelmäßigen Gesichtszügen, auf welche eine ausschweifende Lebensweise so eben ihre ersten Spuren zu zeichnen begann. „Natividad,“ sagte Don Guillermo zu ihm, „da du nicht zu mir gekommen bist, so muß ich zu dir kommen. Warum habe ich dich nicht in Chihuahua wiedergesehen?“ „Ich war nicht im Stande, Euer Gnaden zu bezahlen.“ “Kannst du mich nun bezahlen?“ „Nein, ich bin arm; ich habe nichts.“ „Weißt du, wie viel du mir schuldig bist?“ „Nicht genau.“ „Dreihundert Dollars.“ „Wenn Euer Gnaden so sagen, ist es so.“ Kannst du mir nicht wenigstens einen Theil davon bezahlen?“ „Ich habe nichts.“ „Dann mußt du mit mir kommen, und für mich arbeiten.“ „Ich bin bereit; ich glaube, Euer Gnaden Forderung ist gerecht.“ „Mach' dich fertig: ich kann nicht warten.“ „Ich bin fertig; ich trage Alles, was ich besitze, an mir.“ Dies bestand in einem alten Strohhut, einem groben baumwollenen Hemde, weiten ungebleichten Beinkleidern, Sandalen, und einem buntfarbigen zerrissenen Tuch, womit der arme Bursche anmuthig seine Lumpen bedeckte.

Während dieser Unterhaltung, die tief in das Schicksal mehrerer Personen eingriff, waren wir nicht von unsern Pferden gestiegen, und die alte Frau hatte kein Wort gesprochen. Jetzt brach sie in Thränen aus, und indem sie sich an Don Guillermo wandte, sagte sie: „Euer Gnaden fordern Ihr Recht; aber wie elend bin ich auf meine alten Tage! Er ist mein einziges Kind. Ich habe es längst eingesehen, daß er nicht der Trost meiner letzten Jahre sein wird; er hat seines Vaters Beispiel nicht befolgt. — Aber wollen die Herren nicht absteigen und in mein armes Haus treten?“ fügte sie mit der Höflichkeit hinzu, welche der geringste Mensch von spanischer Race nie vergißt. „Ja,“ sagte Don Guillermo, als wir in die enge Hütte traten, „Euer Mann war ein braver Mensch. Wie ist der Sohn in eine so elende Lage gekommen?“ „Ach, Sir, er hat Alles verspielt.“ „Ohne den Brief des Vaters würde ich ihm keinen Kredit gegeben haben; wie konnte er einen Sohn empfehlen, dessen üblen Charakter er gekannt haben muß?“ „Ach, Sir, mein Mann hat nie einen solchen Brief geschrieben; mein Sohn hat ihn auf Anstiften seiner schlechten Freunde gefälscht.“ „Dann mußt

Du bestraft werden," sagte Don Guillermo zu dem jungen Mann, „und Ihr, Sennora," fuhr er fort, „müßt Euch trösten. So wie der Bursch nun einmal ist, kann er Euch doch nichts helfen. Ich will mich seiner annehmen; er soll arbeiten lernen, und es wird eine Zeit kommen, wo er als rechtschaffener Mann zu Euch zurückkehrt. Du sollst mit mir nach Texas gehen," wandte er sich wieder an den Sohn. „Wohin Euer Gnaden befehlen." Und nach kurzem Verweilen, während dessen Natividad von einer jungen Frau Abschied nahm und ein Kind küßte, verließen wir den Ort, und traten unsern Rückweg an.

Es verdient besonderer Erwähnung, daß diese ganze Unterhandlung, welche keine halbe Stunde dauerte, ohne jede Vermittelung irgend einer gerichtlichen Autorität abgemacht wurde.

Ein ähnlicher Fall, in Bezug auf einen andern Schuldner Don Guillermo's, trug sich auf unserer Rückreise nach Villa de la Concepcion zu. Vargas war ein schlauer, sathrischer, aber sorgloser und gutmüthiger Bursche. Später gestand er mir, daß er eine Zeit lang unter einer Räuberbande gewesen sei. Don Guillermo wußte wahrscheinlich von diesem Umstand nichts, als er ihm Waaren von ein paar hundert Dollars Werth anvertraute, um ein Geschäft als Hausirer damit anzufangen. Die Waaren hatte er bald verkauft, das Geld verspielt, und um seine Schulden kümmerte sich Vargas nicht, bis Don Guillermo ihn plötzlich überraschte, wie er es mit Natividad gethan. In wenig Worten erklärte sich Vargas eben so bereit, wie sein Schuld-College, dem Gläubiger als Dienstmann zu folgen; er nahm die Sache in der That ziemlich gleichgültig auf. Als er hörte, daß er mit seinem Herrn nach Texas gehen sollte, bat er um Erlaubniß, seine alte Mutter noch einmal in einem benachbarten Dorfe zu besuchen. „Ich wünsche meiner Mutter Segen mit auf diese lange und gefährliche Reise in ein fremdes Land zu nehmen;" sagte er mit einem Gemisch von salbungsvollem Ernst und sorglosem Geschwätz. Natividad, der bei all' seinen Lastern ein tieferes und innigeres Gemüth besaß, seufzte schwer: „Meine Mutter," sagte er mit dem Ausdruck aufrichtiger Reue, „wird mich nicht segnen." „Wozu seufzest Du, Bursche," rief sein Gefährte. „Reue nützt gar nichts. Fang ein neues Leben an. Oeffnet Dir Don Guillermo nicht die Thore der Welt? Was hast Du bis jetzt von der Welt gesehen? Nichts! Jetzt wirst Du sie kennen lernen; Du wirst die Vereinigten Staaten sehen; wirst ein Mann werden, Deine Schulden bezahlen und in Deine Heimath zurückkehren. Deine Mutter wird dann zwar todt sein; aber Deine Kinder werden dafür hübsch heranwachsen, und wer weiß, ob ihr Vater dann nicht noch Alcade von Temosachic wird?" — Das Alles ist echt mexikanisch; diese beiden jungen Männer sind Bei-

spiele der guten und schlimmen Eigenschaften des Nationalcharakters. Auf ihrer weiteren Laufbahn zeichneten sich indessen beide durch vollkommen guten Willen, und vorwurfsfreie Redlichkeit aus.

Auf unserer weiteren Fahrt berührten wir auch noch Cerro Prieto, wo Don Guillermo unter Andern auch den Räuberhauptmann besuchte. Wär' es recht ausführbar gewesen, so hätten wir ihn gleichfalls mit uns nehmen müssen, denn auch er war ein Schuldner meines Freundes. Aber mit großen Leuten kann man nicht verfahren, wie mit geringen; und da er überdies der Anführer einer tapfern Bande war, so zählte er unter die ersten Einwohner des Ortes. Er empfing Don Guillermo mit großer Höflichkeit, und das Geschäft ward mit vielen artigen Worten von beiden Seiten abgemacht. Bezahlung ward natürlich nicht geleistet; denn wenn dies auch geschehen wäre, so hätten wir sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach unterwegs wieder herausgeben müssen.

Als wir bei dem berüchtigten Bajo del Chato vorüberkamen, erhob sich plötzlich ein Flug Gänse und Kraniche in einiger Entfernung vor uns; wir glaubten nicht anders, als daß sie von Apachen aufgejagt worden seien. Rasch ward unsere Infanterie, die aus Natividad und Vargas bestand, bewaffnet, und unsere Cavallerie in der Person Dominguez' zur Recognoscirung ausgesandt. Dieser war nun einmal ganz in seinem Element. Er warf uns seinen Hut in den Wagen, band ein rothes Tuch um den Kopf, gab dem Pferde die Sporen, und mit der Büchse in der Hand galoppirte er gerade auf den verdächtigen Punkt los. Eine Abschüssigkeit im Boden verbarg ihn unseren Augen, als wir plötzlich seitwärts in einiger Entfernung einen Reiter erblickten, der uns mit heftigen Geberden alle möglichen unverständlichen Zeichen gab. Da er von seinem Punkt aus unsern Diener sehen konnte, so zweifelten wir keinen Augenblick, daß dieser in die Hände der Indianer gefallen sei. Verlassen konnten wir ihn nicht. Don Guillermo fuhr wüthend darauf los, und unsere Fußsoldaten folgten uns so schnell, als sie nur konnten. Als wir aber unsern Mann erreichten, stand dieser ruhig neben einem Fremden, der ihn auf dem Wege angeredet und der auch die Gänse und Kraniche aufgescheucht hatte. Selbst dergleichen an sich unbedeutende Vorfälle sind auf einer Reise in Nordmexiko charakteristisch.

Tags darauf trafen wir nach einer Abwesenheit von siebzehn Tagen sicher und wohlbehalten in Chihuahua wieder ein.

Fahrten in Westindien.

I.

Die Insel Jamaica.

Um die Mitte des November verließ ich auf dem Schiff „Atrato" den Hafen von Southampton und langte zu Anfang December auf der Insel St. Thomas an. Ich verweilte hier nur wenige Stunden, und begab mich mit dem nächsten Schiff nach Kingston, der bedeutendsten Stadt der Insel Jamaica.

Hätte mich das Schicksal dazu bestimmt, mein Leben hier zuzubringen, ich würde am liebsten eine Feldmaus sein; denn den Stadtmäusen muß es nach meiner Meinung an diesem Ort zu schlimm ergehen. Kingston ist von allen Städten, die ich kenne, die am wenigsten anziehende. Sie liegt dicht an der See, hat ein ganz südliches Aussehen und ist heiß selbst im Winter. Mitten im December und im Schatten habe ich den Thermometer weit über 80° F. zeigen sehen, und auch der Seewind ist nicht der Art, um die Sonnenhitze zu mildern. Daher sieht man die Bewohner von Kingston äußerst wenig gehen. Selbst die jüngsten Leute, deren Wohnung vielleicht nur eine halbe englische Meile von ihrem Geschäftslokal entfernt ist, reiten oder fahren dahin.

Auf dem Plan — denn es giebt einen Plan von Kingston — sieht die Stadt bewunderungswürdig schön aus; alle Straßen durchschneiden einander rechtwinkelig; es ist ein großer Platz da, eine Menge von öffentlichen Gebäuden, Kirchen in Ueberfülle und jedes Ding trägt einen hochtrabenden Namen. Kurz, es giebt keinen schönern Ort, als Kingston auf dem Papier. Sieht man sie aber in der Wirklichkeit an, so nimmt sich die Sache ganz anders aus.

Mehr als die Hälfte der Straßen sind nicht mit Häusern besetzt; aber auch diejenigen, die es sind, sehen nicht weniger widrig, holprig, und heruntergekommen aus, als jene. Die Häuser sind meist von Holz, unbemalt, unzusammenhängend und halb verfallen; die von Stein erbauten machen den Eindruck, als ob der Mörtel geflissentlich aus den Zwischenräumen herausgebrochen wäre. Die Häßlichkeit der Gebäude ist auffallend; man hat vielleicht kein Recht, überall guten Geschmack zu fordern; aber es ist sonderbar, daß Jemand, der überhaupt Bausteine aufeinander legen und mit einander verbinden kann, sie gerade zu so scheußlichen Formen fügte, wie man hier sieht. — Das Schrecklichste ist jedoch der Weg; die Straßen sind nicht gepflastert, noch sonst irgend wie für den Verkehr bearbeitet, und so watet man denn bei trocknem Wetter in einem Sandmeer, bei Regen in einem Wasserpfuhl.

Nirgends findet man eine größere Gastfreundschaft, als in Jamaica; dennoch, obwohl ich leider eine geraume Zeit in Kingston lebte, habe ich in keinem andern Hause, als in meinem Hotel, weder gegessen noch getrunken, da ich keines außer in Geschäfts-Angelegenheiten betrat. Die Sache ist die, daß kaum ein Europäer oder weißer Kreole in der Stadt wohnt; sie haben alle ihre Landsitze in geringer Entfernung und hassen den Aufenthalt in der Stadt. Hauptsächlich trägt zur Verödung Kingstons noch der Umstand bei, daß der Sitz der Regierung nicht hier ist, sondern in Spanish-Town. Hier lebt der Gouverneur, so wie all jene Satelliten oder Monde, die sich um das größere Licht bewegen. Aber auch dieser Ort ist wie eine Stadt der Todten. In den endlos langen Straßen zeigt sich kaum ein lebendes Wesen, höchstens sitzt einmal eine alte Negerin in einer offenen Thür, oder ein vereinzeltes Kind spielt im Staube. Das Haus des Gouverneurs nimmt die eine Seite eines Platzes ein, gegenüber steht das Gebäude, in denen die Versammlungen gehalten werden, links befindet sich das Rathhaus und rechts ein paar andere öffentliche Gebäude; der Platz könnte schön genannt werden, wenn nicht ein ewiges Schweigen herrschte; aber Niemand läßt sich blicken, als nur die Sonnenstrahlen, und zwar Sonnenstrahlen, deren blendender Glanz an den schmutzig-gelben Mauern der Menschheit hier den Zutritt wohl verleiden muß.

Dennoch ist der Platz nicht ganz verlassen. Man hat in Jamaica die häßlichste Race von Schweinen, die je den Menschen erröthen machte, ein speckessender Zweifüßler zu sein. Ich glaubte immer, die Grazie der Schweine läge in ihrer Plumpheit; aber die von Spanish-Town sind niemals plump; es sind wahre Schweinegespenster, die aus nichts als Knochen und Borsten bestehen, lange, dürre Thiere, mit langen Beinen und entsetzlich langen Köpfen und Rüsseln. Diese Unholde wälzen sich hier in der Sonne und starren

den seltnen Vorübergehenden aus ihren eingefallenen Augen an, als wären sie mit sich selbst nicht einig, ob sie sich nicht plötzlich in reißende Thiere verwandeln sollen.

Ich will meinen ersten Besuch in der Stadt beschreiben. Sie liegt etwa dreizehn englische Meilen von Kingston entfernt, und diese Strecke wird auf der Eisenbahn in einer Stunde zurückgelegt. Ein öffentliches Fuhrwerk brachte mich von hier nach dem Hause des Gouverneurs, dem sogenannten „Königshause.“ Schon beim Einsteigen begannen meine Sorgen. „Wo soll ich Sie wieder abholen?“ fragte der Kutscher, „der Zug fährt in drei Stunden zurück.“ — Wo sollte er mich wieder abholen, und was sollte ich während der ganzen Zeit beginnen? „Hier auf dieser Stelle,“ sagte ich endlich. Welchen andern Ort sollte ich nennen? Ich kannte keinen in Spanish-Town.

Der Gouverneur war sehr verbindlich — wie es Gouverneure heut zu Tage immer sind — er schlug mir vor, am nächsten Tage wieder zu kommen, und Dies und Jenes mit ihm in Augenschein zu nehmen, was heute nicht zu sehen sei. So vergingen etwa zwanzig Minuten, und mir blieben, nachdem ich mich verabschiedet, noch zwei Stunden und vierzig Minuten übrig.

Was sollte ich thun? Wohin sollte ich gehen? Da stand ich auf den Stufen des Hauses, bis mir von der Arbeit des Stehens der Schweiß von der Stirn lief; dann schritt ich langsam hinunter auf den Platz.

Wenn ein Engländer nichts zu thun hat und eine bestimmte Zeit hindurch warten muß, so ist das „Umhergehen“ seine Zuflucht. Ein Franzose setzt sich nieder und zündet eine Cigarre an, ein Italiener schläft ein, ein Deutscher stellt Betrachtungen an, ein Amerikaner erfindet irgend eine neue, möglichst unnatürliche Stellung für seine Beine. Selbst unter dem vollen Grimm des Sonnenscheins ist dies noch immer besser, als still zu stehen. Noch ehe ich um die nächste Ecke gebogen, waren alle meine Kleider von Schweiß durchnäßt; aber ich ging weiter; es mußte doch ein Wirthshaus im Orte sein; ich befand mich doch nicht in der Sahara. Ich sah nach meiner Uhr; es waren zehn Minuten vergangen, seit ich mich auf die Beine gemacht; ich glaubte wenigstens eine Stunde umhergewandert zu sein. Jetzt erblickte ich eine alte Frau — das erste menschliche Wesen, seit ich nicht mehr im Lichte des Antlitzes des Gouverneurs stand; ich sollte eigentlich sagen im Schatten, um den schmeichelhaftesten Ausdruck zu gebrauchen. — „Madame,“ rief ich, „wo finde ich ein Gasthaus?“ „Gasthaus?“ wiederholte die alte Negerin, indem sie mich verblüfft ansah, „weiß nix, Massa.“ So ging sie weiter.

Mit einem schwarzen Burschen wäre es mir nicht besser ge-

gangen, hätte ich ihm nicht durch ein Trinkgeld die Zunge gelöst, und wenig Augenblicke später befand ich mich in der „Wellington Tavern.“ Ich fand hier unter Andern einen Neger von so glänzend schwarzer Farbe, wie ich noch nie einen gesehen. Er unterhielt sich lebhaft mit seinen Freunden und nach einer Weile hörte ich ihn mit Würde sagen: „Morgen werde ich dem Hause meinen Antrag stellen.“ Jetzt erst bemerkte ich, daß ich durchaus nicht in schlechte Gesellschaft gerathen war.

Viel Gutes läßt sich von westindischen Hotels nicht sagen. Man liebt besonders die englischen Gerichte, und verachtet, oder thut, als verachtete man die eigenen Erzeugnisse. In den Gasthäusern sowohl, als Privathäusern besteht das Dienstpersonal meist aus Schwarzen. Das Benehmen dieser Menschen erscheint dem Fremden sehr seltsam. Sie sind nicht geradezu unhöflich, wenigstens nicht bei jeder Gelegenheit, aber sie zeigen stets eine freie, hochmüthige, selbstbewußte Miene, und wenn man sie tadelt, so haben sie stets das letzte Wort. Geldgierig scheinen sie nicht zu sein; fordern werden sie selten, aber sie sind auch wenig dankbar, wenn man ihnen Etwas giebt. In Westindien wollen diese Leute mit Würde behandelt sein, und es ist nicht immer leicht, den richtigen Grad zu treffen. Vertraulichkeit lieben sie im Ganzen, aber sie werden sehr empfindlich, wo sie ans Lächerliche grenzt, und obgleich sie mit der Herrschaft auf gutem Fuße stehen, so soll man ihnen doch bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen.

„Heda, Bursche! Wie steht es mit meinem Bad?“ sagte ich eines Morgens zu einem Diener, den ich beauftragt hatte, mir ein Bad zu besorgen. Er putzte gerade Stiefeln, und fuhr in dieser Arbeit fort, so eifrig, als hätte er kein Wort gehört.

„Ich frage, wie es mit dem Bade steht?“ fuhr ich fort. Aber er rührte kein Glied. „Setzen Sie die Stiefel hin, Sir,“ sagte ich, indem ich an ihn heran trat, „und thun Sie, was ich Ihnen sage.“

„Wen nennen Sie Bursche? Sprechen Sie mit einem Gentleman, wie sich's gehört, dann wird er das Bad besorgen.“

„James,“ sagte ich nun mit einer tiefen Verbeugung, „dürfte ich Sie ersuchen, nach meinem Bade zu sehen?“

„Ja wohl, Sir,“ antwortete er gleichfalls mit einer Verbeugung, „ich gehe schon.“ Und er ging, vollkommen zufrieden gestellt. Hätte er indessen gemerkt, daß ich mich über ihn lustig machte, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht gegangen sein.

Man findet in Kingston sehr gute Kaufläden, und ich glaube, daß beim Handel dort viel Geld zu verdienen ist. Wie sich indessen die Preise zu den unsrigen verhalten, darüber kann ich nicht recht Auskunft geben. Einige Artikel sind auffallend billiger,

andere bedeutend theurer. Ein Paar vorzüglich gute Beinkleider, wenn ich mir erlauben darf, sie zu nennen, kosteten mich fix und fertig achtzehn Schilling, wogegen man ein Paar weiße Handschuh nicht unter fünf Schilling haben kann. „So viel für ein Paar Handschuh?“ fragte ich; „ist das nicht zu hoch?“ „Durchaus nicht, Sir; wir finden es hier sehr billig. Aber in Kingston, Sir, muß man in dergleichen Kleinigkeiten nicht sparen wollen.“

Wenn ich den Aufenthalt in der Stadt Kingston nicht preisen konnte, so muß ich mit desto größerm Lobe von dem Landleben auf Jamaica sprechen. Man findet hier eine Naturschönheit, die sich mit der Schweiz und Throl messen kann, und was das Wesentlichste ist, man findet in den Gebirgen eine Temperatur, in der ein Europäer auszuhalten vermag. Ich habe den größten Theil des Landes durchreist, und einen hohen Genuß davon gehabt. Ist auch die Gastfreundschaft nicht mehr so groß wie in frühern Zeiten, wo Niemand reicher sein konnte, als ein Pflanzer in Jamaica, und man nicht nur seine Freunde mit ihren Freunden, sondern auch deren Freunden gern bei sich aufnahm, so ist doch ein allzeit offenes Haus noch immer Lebensregel. Ich mußte auf meinen Reisen stets vier Pferde mit mir führen, eines für den Diener, eines zu meinem Gepäck, und zwei, der schlechten Wege halber, für mich; nur mit einem solchen Gefolge muß ein Reisender an eines Fremden Thür erscheinen.

Hier lernte ich auch zuerst die volle Pracht der tropischen Vegetation kennen, die herrlichen Gruppen des Bambusrohrs, die üppig kräftigen Baumwollenbäume, vor allen aber die Parasitenpflanzen, von welchen jene oft vom Boden bis in die Krone umstrickt sind. Unter diesen ist die Feige die beharrlichste; sie umschlingt den Baum zuweilen dergestalt mit ihren Zweigen und Aesten, daß er dem Auge gänzlich versteckt wird, und der Baumwollenbaum dann ein Feigenbaum genannt wird.

Das Landleben auf Jamaica genoß ich bei einem kurzen Aufenthalt im Hause eines mir befreundeten Zuckerplantagen-Besitzers. Ich glaube, es giebt kein angenehmeres Dasein, als das eines solchen Herrn. Der Tag beginnt um sechs Uhr Morgens, wo der schwarze Diener den Kaffee bringt, den man gewöhnlich im Bett genießt. Ehe man die Morgentoilette mit Behaglichkeit beendet hat, ist es indessen wohl halb acht geworden. Um diese Stunde reiten die Herren aus, zuweilen auch die Damen; doch pflegen diese Morgenunternehmungen der letztern, von denen in Westindien immer viel die Rede ist, nicht gar so streng eingehalten zu werden. Um zehn wird ein reichliches und köstliches Frühstück eingenommen, bei dem alle Delicatessen der alten und neuen Welt vertreten sind. Bis sechs Uhr, wo man sich zum Mittagessen ver-

sammelt, kann dann ein Jeder seinen Geschäften nachgehen. Die Damen, so hört man behaupten, sündigen nicht aus zu großer Anstrengung, der Mann aber, der den Sonnenschein weniger fürchtet, besteigt sein Pferd, und sieht nach seinen Pflanzungen, seinen Gärten, jagt und fischt. Die Toilette für's Diner erfordert wohl eine Stunde; nichts läßt sich der großen Hitze wegen mit derselben Geschwindigkeit ausführen, mit der es bei uns geschieht. Man trocknet das Gesicht, man bürstet das Haar mit behaglichster Muße, und doch muß man sich niedersetzen nnd von dieser Anstrengung ausruhen, ehe man den schwarzen, den unerläßlichen schwarzen Frack anzieht, den man bei jedem Gast beansprucht, weil man glaubt, die englische Mode erfordere es so.

Nach Tisch schlendert man hinaus in den Garten. Welch ein Genuß beim tropischen Mond- und Sternenglanz! Wie schön erscheinen in diesem Licht die Frauen, wie duftet die Luft, wie leserlich ist die Sternenschrift des Himmels! Zuweilen aber auch giebt es einen Tanz, der in Jamaica das wahre Lebenselixir ist. Nicht nur die Mädchen und Knaben, nein, Matronen im reifen Alter von fünfundvierzig Jahren, Herren mit kahlem Haupt und halb ergrautem Bart schwärmen noch für den Tanz. „Madame, die vierte Polka," sagt ein solcher zu einer starken Dame im rothen Turban, die sich gestern vor Rheumatismus nicht rühren konnte. „Ich bin versagt bis zur fünften," erwidert sie; „aber wenn Ihnen die sechste gefällig ist?" Nach kurzer Verhandlung ist die Sache abgemacht.

Nun aber habe ich eine grauenvolle Begebenheit zu erzählen. Ich hatte den Plan gefaßt, die sogenannten Blauen Berge zu ersteigen, die, wie man behauptet, eine Höhe von 8000 Fuß erreichen. Ich verschaffte mir einen Begleiter, der für alles Nöthige zu sorgen übernahm, d. h. für fünf Neger, einen hinreichenden Vorrath Brot und Fleisch, Wein, Branntwein und etwa zehn Gallonen Rum, denn wir mußten eine Nacht auf dem Gipfel der Blauen Berge zubringen, um am andern Morgen der aufgehenden Sonne unsre Verehrung darbringen zu können.

Wir hatten eine tüchtige Strecke zu reiten, bis wir an das höchste bewohnte Haus auf der ganzen Insel gelangten. Es ist das Eigenthum eines Kaffee-Pflanzers, der hier lebt und seine Kräfte zwischen dem Kaffeebau und der Bewirthung der Reisenden theilt, welche diese Berge besteigen. Einen so gastfreundlichen, aber auch zugleich so drolligen alten Herrn findet man nicht wieder. Seine Mittheilungen über die Schicksale vieler anderer Reisender machten mich zittern bei dem Gedanken, was auch mir noch Alles bevorstehen würde.

Als wir mit ihm gefrühstückt, getrunken und geraucht, und ihm

außerdem noch einen zweiten Besuch für den nächsten Tag angekündigt hatten, falls wir mit dem Leben davon kommen sollten, setzten wir unseren Weg zu Fuß fort. Die fünf Neger trugen unsre Vorräthe auf ihren Köpfen und Hirschfänger in der Hand, wir selbst aber hatten keine andere Bürde, als feste Stöcke.

Beim Hinansteigen ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Wir kamen bald in eine dicke Wolke, aus der wir gar nicht wieder herauskamen; aber das versteht sich auf einer Gebirgspartie von selbst; auch daß wir bald naß bis auf die Haut waren, ist nur natürlich. Dann und wann erquickten wir unsere Neger mit Rum, und je mehr wir ihnen gaben, je größer ward ihr Durst; mein Freund und ich labten uns zuweilen an Branntwein und Wasser, und je öfter wir uns labten, je öfter waren wir dieser Labung bedürftig. Alles ganz alltägliche Dinge, die ein Jeder kennt. So kamen wir auf der Spitze der Blauen Berge an.

Rasch ward eine Hütte aufgeschlagen und ein Feuer angezündet: einen andern Genuß konnten wir uns für diesen Abend nicht mehr versprechen; denn es war so dunkel, daß man nicht zehn Schritt weit sah. Der Rum durfte indessen wieder nicht gespart werden; ohne diese Herzstärkung weigerten sich die Neger überhaupt Hand anzulegen. Sobald ein Schwarzer weiß, daß man seiner bedarf, wird er der unverschämteste Mensch, besonders wenn der Rum dabei eine Rolle spielt. Daß man sie aber durch verminderte Löhnung strafen könnte, scheinen diese Leute bei solcher Gelegenheit gänzlich zu vergessen.

Langsam und verdrießlich setzten wir uns an's Feuer, um uns zu trocknen, oder vielmehr, um bei dem vergeblichen Versuch unsere Kleider zu versengen und unsere Stiefel zu verbrennen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wenn ein Mensch völlig durchnäßt ist, er sich allenfalls die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen herunterbrennen kann, ohne daß weder diese, noch er selbst trocken werden. Dann krochen wir in unsere Hütte und hielten unsere kärgliche Abendmahlzeit.

Noch einmal wurde nach dem Feuer gesehen, noch eine Cigarre geraucht, dann gingen wir zu Bett, d. h. wir hüllten uns in alle Kleidungsstücke ein, die uns zu Gebote standen; trotzdem ließ uns die Kälte nicht schlafen. Die feuchte Nebelluft drang durch zwei Hemden, zwei Röcke und zwei Paar Beinkleider hindurch; es war unglaublich, daß wir uns zwischen den Wendekreisen befanden. Zuletzt wurden unsere Diener betrunken, wollten kein Holz mehr schlagen und zankten sich, bis der Morgen kam. Daß es Morgen war, sagten uns unsere Uhren und auch ein gewisser matter Dämmerschein, der den fortdauernden Nebel durchdrang — aber ein

Sonnenaufgang —? Die Sonne mag aufgehen für die, die unten in der Ebene zeitig ihr Bett verlassen, aber hier oben giebt es keinen Sonnenaufgang.

So packten wir denn unsere sieben Sachen auf, und stiegen wieder bergab. Es gab noch allerlei Wortwechsel zwischen uns und den fünf schwarzen Gesellen; dann aber war Alles stumm, wie der Tod. Wir dachten an unsere verwundeten Hände und Füße, ärgerten uns über den Schmutz, der an uns klebte, und über den Dunst, der uns einhüllte; ein wenig auch nebenbei über die verdorbenen Kleider und den verdorbenen Spaß. Ein zweites Frühstück bei dem Mann des Berges und ein frisches Bad stellten unsere Laune indessen wieder her, und als wir erst wieder auf unsern Pferden saßen, war das Elend des letzten Tages vergessen.

Für einen Europäer, der nie in einem Sklavenstaat oder in einem Lande gelebt hat, wo die Sklaverei früherhin herrschte, ist die Negerbevölkerung der seltsamste Anblick. Das Auge gewöhnt sich indessen bald an die schwarze Haut und die dicken Lippen, und das Ohr an die gebrochene Rede, durch welche die Neger sich auszeichnen. Die Neger sind der härtesten und angestrengtesten körperlichen Arbeit fähig; aber sie sind faul, träge und ohne Ehrgefühl. Auf ihre, allem Anschein nach, schwachen Verstandeskräfte bilden sie sich jedoch viel ein; sie möchten gern für Gelehrte gelten, drücken sich am liebsten in gewählten Worten aus, und äffen die civilisirten Menschen in den unbedeutendsten Kleinigkeiten nach. Eigentliche Selbstachtung fehlt dem Neger ganz; er würde einen Monat hungern, wenn er nur e i n e n Tag lang als ein weißer Mensch erscheinen könnte. Dennoch läßt er sich gern mit Respekt begegnen, und thut sich etwas auf seine Würde zu Gute. Um ihm den unterwürfigsten Gehorsam und die tiefste Demuth einzuflößen, braucht man ihm indessen nur zu sagen, er sei ein ungeschlachter Neger, und sein Vater und seine Mutter hätten Schwänze gehabt, wie die Affen. — Die Erziehung vermag nicht viel über ihn; er lernt beobachten, lernt oft lesen, aber sehr selten lernt er, vernünftig zu sein; ja selbst die Uebung der Religion ist bei ihm nur äußerlich. Die Neger fragen nie nach dem morgenden Tag, wenn sie nur heute lustig sein können; eine Kleinigkeit macht sie glücklich, aber nichts auf der Welt könnte sie dauernd betrüben. Wie die Kinder singen, lachen und schlafen sie durchs Leben. Auch der Sinn für Eigenthum fehlt ihm ganz. Um heute Speise und Kleidung zu haben, wird er sich vielleicht anstrengen, aber weiter sorgt er auch nicht, sondern zieht es vor, in der Sonne zu liegen. „Nein, danke, Massa, müde nun; nicht mehr Geld verdienen.“ Dies ist

die Antwort, die der Pflanzer erhält, wenn er nach zehn Uhr Morgens den unter dem Baumwollenbaum hingestreckten Neger auffordert, noch einmal in die Felder zu gehen, und sich noch einen zweiten Schilling zu verdienen. Früherhin erging es hier den Negern freilich nicht so gut; denn auch Jamaica war sonst ein Sklavenstaat; seit dem Jahre 1838 leben die Neger dort als freie Arbeiter; sie sind frei, zu arbeiten oder nicht zu arbeiten, und da sie äußerst geringe Bedürfnisse haben, so ziehen sie meist das letztere vor. Für den Zustand des Landes, für das Gedeihen der Pflanzungen, für Handel und Gewerbe ist das freilich schlimm; denn es fehlt dort an weißen Arbeitern, und keine andere Race als die der Neger ist im Stande, den schädlichen Einflüssen des heißen Klima's bei angestrengter Arbeit zu trotzen. So ist Jamaica, das sonst für ein Land des Ueberflusses galt, welches mit Ostindien an Erwerbsquellen wetteifern konnte, ja dieses fast noch übertraf, zu allmäliger Verarmung verurtheilt. Besitzungen, die früherhin einen Ertrag von fünftausend Pfund lieferten, bringen jetzt kaum fünfhundert mehr; weit über die Hälfte der Kaffeeplantagen liegen unbearbeitet da.

In dem Temperament der Neger liegt viel Angenehmes; sie sind von einer unerschütterlichen guten Laune, und besitzen durchaus Geschmack für das Malerische. Die Frauen findet man trotz ihrer wolligen Locken bald hübsch, und den Klang ihres heitern Gelächters gewinnt man bald genug lieb. Wenn man sie anredet, sind sie niemals schüchtern, und haben auch ihre Antworten nicht eben viel Witz, so liegt doch, sei es im Sinn, sei es im Ausdruck der Worte, stets etwas Drolliges. Nichts ist spaßhafter, als der Luxus. Auch bei uns in Europa sind unter den Dienstmädchen die Crinolinen, die künstlichen Blumen, die flatternden Aermel längst allgemein geworden; aber sie verstehen diese Sachen nicht zu tragen, als ob sie sich darin behaglich fühlten. Anders ist es mit den Negerinnen; sie sind meist gut gewachsen, und das Leibchen sitzt ihnen, als wäre es expreß für sie in Paris bestellt. — Eines Sonntag Abends ritt ich mit einem Herrn meiner Bekanntschaft, dem Besitzer bedeutender Ländereien, spazieren. Es begegnete uns ein junges Negermädchen, die von der Kirche nach Hause kam. Von Kopf bis zu Fuß war sie in jungfräuliches Weiß gekleidet; auch trug sie Handschuh, einen offenen Sonnenschirm und einen weißen Hut mit Spitzen und Schleifen von derselben Farbe. In stattlichster Haltung, wie sie zu einem solchen Costüm paßt, ging sie einher; weit hinter ihr folgte eine dienstthuende Nymphe, die auf dem Kopfe (denn da trägt die Negerin jede Last, vom schwersten Wasserkübel bis hinab zur Arzneiflasche) das Gebetbuch trug.

Als sie in unserer Nähe war, wandte sie sich gegen uns und verbeugte sich, denn sie erkannte ihren „Massa"; aber sie verbeugte sich mit großer Würde, denn sie kannte auch ihren eigenen Putz. Das Mädchen mit dem Gebetbuch grüßte in der gewöhnlichen Weise.

„Wer in aller Welt ist jene Prinzessin?" fragte ich.

„Es sind zwei Schwestern," erwiderte mein Freund, „die in meiner Mühle arbeiten. Nächsten Sonntag werden sie die Rollen vertauschen. Dann wird Polly den Hut und Parasol, und Jenny das Gebetbuch auf dem Kopfe tragen."

Einst war ich in einem Schuhmacherladen, um mir ein Paar Stiefeln zu kaufen, als ein Neger eintrat und mit lauter Stimme verkündigte, daß er ein Paar Tanzschuh gebrauchte. Es war ein Arbeitsmann, wie er frisch von der Arbeit kommt, mit einem alten abgetragenen Hut, in Hemdärmeln und barfuß. Da nur ein Verkäufer im Laden war, und dieser eben nach meinen Stiefeln suchte, so mußte der Neger einen Augenblick warten.

„Brauche Tanzschuh, ein Paar — gleich!" schrie er mit gebieterischer Stimme. „Setzen Sie sich einen Augenblick," sagte der Verkäufer, „ich werde Ihnen gleich aufwarten."

Er setzte sich nieder, aber in der sonderbarsten Weise. Er warf sich rasch in einen Stuhl, erhob in demselben Augenblick seine Beine vom Boden und faltete die Hände dicht unter dem Knie in einander, so daß seine Beine, von den Armen gehalten, in der Schwebe hingen. Er that dies mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Füße den Boden verließen, in demselben Augenblick, wo der Körper den Stuhl berührte. Voll Erstaunen sah ich ihm zu, und dachte, der Mann sei toll.

„Gieb Teppich mir ein Stück!" schrie er wieder, indem er seine Füße noch immer emporhielt, wiewohl mit großer Anstrengung.

„Ja, ja," sagte der Verkäufer, der noch immer nach meinen Stiefeln suchte.

„Gieb Teppich mir ein Stück — gleich!" rief der Neger wieder. Der Sitz des Stuhles war schmal, die Lehne gerade, und die Stellung, wie der Leser sich vorstellen kann, nicht eben bequem. Er erstickte fast vor Aerger und Verdruß.

Der Verkäufer gab ihm ein Stück Teppich, wie dergleichen in Schuhmacherläden für sehr elegante Leute gebräuchlich ist, die ihre Strümpfe nicht auf dem Fußboden beschmutzen wollen. Obgleich nun dieser Tanzschuhe begehrende Gentleman weder Strümpfe noch Schuhe an den Füße trug, so wollte er doch seinen Comfort für sein Geld haben.





Die Patagonier.

Neben den Negern ziehen auch die farbigen Bewohner der Insel, die Mulatten und Quadronen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind dies die Abkömmlinge zugleich der schwarzen und weißen Menschenrace, und vereinigen in sich einen Theil der Eigenthümlichkeiten Beider. Besitzen sie auch nicht die unerschöpfliche Körperkraft des Negers, der z. B. als Sklave auf der Insel Cuba täglich sechszehn Stunden lang in den Zuckerplantagen zu arbeiten vermag, so haben sie doch hierin eine große Ueberlegenheit über die Weißen; auch sind sie dem gelben Fieber nicht unterworfen, so wie denn überhaupt das heiße Klima, selbst bei körperlicher Anstrengung, nicht ungünstig auf sie wirkt. An geistigen Fähigkeiten übertreffen sie die Neger bei Weitem; sie nähern sich an Intelligenz und Strebsamkeit ihren weißen Voraltern, und wer einen Gang durch die Kaufläden und Magazine Kingston's unternimmt, kann sich überzeugen, wie viel Industrie und Handel ihnen schon jetzt zu verdanken haben. Eben so zeigen sie sich brauchbar und tüchtig als Staatsbeamte, als Gerichtsbeamte und Aerzte. Ihre Zahl auf der Insel Jamaica soll gegen 70,000 betragen, während die Zahl der Weißen sich nur auf 15,000 beläuft. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie allmälich die Herrschaft und das Uebergewicht auf der Insel erobern werden, daß ihre Bedeutung im Wachsen ist, während die der Weißen sich mehr und mehr vermindert. Noch immer ist indessen das Vorurtheil der Letzteren gegen farbige Leute nicht ganz verschwunden; man weigert sich noch immer, sie als ebenbürtig anzuerkennen, sie zu den höheren geselligen Kreisen zuzulassen, und besonders sind es die weißen Damen von Jamaica, welche die Abneigung gegen ihre farbigen Nebenbuhlerinnen noch immer nicht zu überwinden vermögen. — Aber auch bei den eigentlichen Negern ist diese Mischrace nicht beliebt. Der Neger wird nicht gern einem Mulatten dienen, wenn er einen weißen Herrn finden kann; er fühlt sich jenem noch zu sehr verwandt, um ihn als des Respektes würdig zu erachten; ja, er schimpft ihn in der Leidenschaft wohl selbst einen Neger. Auch gilt der farbige Mann unter den Schwarzen für falsch und listig, für tyrannisch und hochmüthig, ein Vorwurf, der nicht immer ganz ungegründet sein mag.

Wenige Tage vor meiner Abreise von Jamaica wurde mir noch das Vergnügen zu Theil, Seine Hoheit, den schwarzen Exkaiser von Haiti, Soulouque, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Jedermann weiß, wie dieser sich vor einem Dutzend Jahren vom Präsidenten jenes Staates zum Kaiser aufwarf, ein Beispiel, das in unserer nächsten Nähe nicht ohne die verdiente Nachahmung geblieben ist. Seine Regierung zeichnete sich durch despotische Strenge aus; dennoch war Soulouque mit seiner Stellung nicht zufrieden; ein höherer Ehrgeiz flammte in seinem schwarzen Busen. Haiti

umfaßt, wie bekannt, zwei Königreiche, zwei Republiken, wie man heute sagen kann. Der kleinere, westliche Theil war das Eigenthum Soulouque's; er trachtete auch nach dem Erwerb des Nachbarstaates, nicht um ihn großmüthig andern Fürsten zu überweisen, sondern schlechthin zu eignem Nutz und Frommen. Aber sein Plan fand wenig Anklang in seinem Lande, die Armee weigerte sich, einen Angriff zu unternehmen. Der erzürnte Kaiser wußte sich zu rächen; er sperrte viele der Widerstrebenden in finstere Löcher, ließ sie hungern, und wußte mit einem Wort, ein solches Melodrama autokratischer Gewaltthätigkeiten aufzuführen, daß es selbst einem weißen Nero alle Ehre gemacht haben würde. Endlich ward es zu viel für die schwarze menschliche Natur; eine offene Empörung brach aus, und Seine Majestät mußte fliehen. Er rief den Befehlshaber eines englischen Dampfers, der gerade von Haiti nach Jamaica fuhr, um Hülfe an, und unter dessen Schutz landete er mit seiner Gemahlin, seiner Tochter, dem Premierminister und einer Anzahl schwarzer Ehrendamen am 22. Januar 1859 in Kingston. Hier unter englischem Schutz war er sicher; dennoch hatte er sich nicht auf Rosen gebettet. Es befanden sich in Kingston eine Menge seiner ehemaligen Unterthanen, die er zum Theil, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, aus seinem Reiche verbannt hatte, oder die vor ihm geflohen waren, wie er jetzt vor der Rache des beleidigten Volkes entfloh. Für sie war jener Tag ein Tag des Triumphes. Es waren zum großen Theil farbige Leute, die schon als solche nie in seiner Gunst gestanden, und die er von je her auf alle Weise los zu werden gesucht hatte.

Kingston hat an öffentlichen Fuhrwerken keinen Ueberfluß, noch zeichnet das wenige vorhandene sich durch Eleganz und Sauberkeit aus. Zwei kleine, elende Wagen nahmen die Flüchtigen auf. In dem einen saßen Soulouque mit seiner Gemahlin, vorn neben dem Kutscher ein brittischer Offizier, während hinten auf zwei schwarze Polizeidiener standen. In ähnlicher Weise bewacht, befand sich im andern Wagen des Exkaiser's Tochter mit ihren Damen. Schon hatte man der Wirthin meines Hotels, Mrs. Seacale, einer dunkelfarbigen Quadrone, die Ehre zugedacht, die Majestäten aufzunehmen, die dieselbe jedoch ablehnte. „Ich halte kein Gasthaus für schwarze Leute," sagte sie. „Ich würde mich selbst verachten, einen schwarzen König zu haben. Pfui über jenen schwarzen Neger und sein schwarzes Weib! Mein König ist die Königin Victoria!

Ich muß gestehen, daß ich mich mehr bemühte, sie in ihrem patriotischen Sinn zu bestärken, als ihr Mitleid zu erregen. Ich hatte ein paar Freunde zu mir zu Mittag geladen, und wo würde meine Schildkrötensuppe geblieben sein, wenn Soulouque mit seinem Gefolge sich im Hotel festgesetzt hätte?

Der entthronte Tyrann veröffentlichte, als er Haiti verließ, ein kurzes Manifest, in dem er darthat, daß er, Faustin I., seitdem er durch die freie Wahl seiner Mitbürger zu ihrem Oberhaupt ernannt worden sei, sich bemüht habe, sie weise zu regieren, daß ihn nur die reinste Liebe zu seinem Vaterlande beseelt, und daß er auf seinem Posten geblieben sei, so lange dies dem Wunsche seiner Bürger gemäß gewesen, daß er aber jetzt, wo untrügliche Zeichen ihm kund gethan, daß seine Bürger ihn nicht mehr auf dem Throne wünschten, augenblicklich und freiwillig seine Krone niederlege. Er fahre fort, die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl Haiti's zu hegen.

Soulouque ist ein großer, kräftiger Mann, von etwa fünf bis achtundsechszig Jahren. Es ist schwer, den Gesichtsausdruck eines schwarzen Menschen zu beurtheilen, wenn man ihn nicht ganz nah und deutlich sieht. Mir schien er keineswegs etwas Abschreckendes in seinem Wesen zu besitzen. — Er war ungefähr zwölf Jahre lang Kaiser von Haiti, und da er sich als ein reicher Mann von den Geschäften zurückgezogen hat, der 400,000 Pfund in Europäischen Fonds angelegt haben soll, so hat man eben keinen Grund, ihn zu bedauern.

II.

Auf Cuba.

Meine Reise von Jamaica nach Cien Fuegos auf der Insel Cuba war nicht die angenehmste; ich hatte das schlechteste Schiff getroffen, das nur zu finden war, und statt drei Tage nahm unsre Fahrt neun volle Tage in Anspruch. Es trat zu Zeiten eine solche Windstille ein, daß die Segel schlaff an den Masten herabhingen; dazu schien mir die tropische Sonne den ganzen Tag in das elende Loch hinein, das man mir unter dem stolzen Namen einer „ersten Cajüte" angewiesen hatte. Der Kapitän und seine Satelliten waren verpflichtet, mich zu beköstigen, aber es war nichts an Bord, als Yamawurzeln, Pökelfleisch, Schiffszwieback und abscheulicher Kaffee. Ohne einen kleinen Schinken — o, daß es ein großer gewesen wäre! — den ich mir vorsichtiger Weise in Kingston verschafft, und ohne eine Büchse Sardinen, die mir ein ärztlicher Freund beim Abschied noch zusteckte, würde ich auf dieser Fahrt verhungert sein.

„Wir sind sehr arm," sagte der blaunasige Kapitän, als er eines Tages zu mir trat. „Armuth schändet nicht," entgegnete ich, wie man zu thun pflegt, um einen armen Mann zu trösten. „Wir sind wirklich sehr arm," fuhr er fort, „ich kann Ihnen nicht einmal eine Cigarre anbieten." Meine Cigarrenbüchse kam sofort aus meiner Tasche, und bald dampfte ein Havannablatt in seinem Munde.

„Wir sind wirklich sehr arm," sagte der blaunasige Kapitän wieder, als ich einst mein einsames Liqueurfläschchen, zu dem ich mich allerdings ebenso, wie zu jenem kleinen Schinken bekennen muß, hervorzog. „Wir haben auch nicht einen Tropfen Spirituosen irgend welcher Art an Bord." — Jetzt war ich anderer Meinung als vorher, ich begann zu fühlen, daß Armuth in der That ein Unglück ist. Aber warum mußte mich der Mann in sein stinkendes Schiff locken, indem er mir vorspiegelte, mich rasch und sicher nach Cien Fuegos führen und unterwegs beköstigen zu wollen, wenn er nicht einen Bissen Eßbares, noch einen Tropfen zu trinken an Bord hatte, wenn er nicht einmal einen Hauch von Wind herbeischaffen konnte, um seine Segel zu füllen? „Sir," entgegnete ich ihm, „Branntwein ist gefährlich in diesem Klima; er darf nur als Medicin genossen werden; ich selbst nehme nie eine andere Arznei."

Endlich kam ein sanftes, frisches, kühles Lüftchen heran gesäuselt; die Segel klappten wieder lauter gegen die Masten, als ob noch einiges Leben in ihnen sei, und begannen endlich, sich zu füllen. Unsere drei oder vier Matrosen erhoben sich vom Deck, wo sie schnarchend ausgestreckt lagen, und der Kapitän sagte zu mir: „Wir werden nun eine schöne Fahrt haben, Sir." In der That, wir hatten eine so schöne Fahrt, daß wir in einiger Zeit über unser Ziel hinaus gesegelt waren; um wie viel aber, wußte kein Mensch. Weder der Kapitän, noch einer seiner Matrosen, so stellte es sich heraus, waren je in Cien Fuegos gewesen, und ich fing an zu zweifeln, ob sie es je sein würden. Niemand wußte, wo wir waren. Man hatte, so schien es, einen alten eisernen Ofen gerade unterhalb des Compasses verpackt, und dadurch der Magnetnadel eine falsche Richtung gegeben, so daß unser einziger Führer uns irre leitete. Ein Telescop befand sich nicht an Bord, auch traute ich dem Kapitän nicht die Fähigkeit zu, irgend eine Beobachtung anzustellen. Auf Niemandes Gesicht zeigte sich mehr ein Lächeln, auch mein Liqueur und meine Cigarren waren längst verbraucht. Hätten wir nur wenigstens die Romantik und spannende Aufregung einer wirklichen Gefahr empfunden! Aber das Land lag wenig Meilen von uns entfernt, und der einzige Nutzen bestand darin, daß ich begreifen lernte, wie ein komisches Elend ebenso tief niederzudrücken vermag, als eines von ernster Art.

Als wir trotz aller dieser Hindernisse endlich in den Hafen von Cien Fuegos einzulaufen im Begriff standen, fuhr uns ein Cubanischer Lootse fest und ließ uns liegen; es war eine Unmöglichkeit, zu entrinnen, obwohl das Ufer dicht vor uns lag. Dazu waren zwei Leute von unserm kleinen Schiffsvolk erkrankt, so daß auch noch die Freuden einer langen Quarantäne unserm geängstigten Gemüth vorschwebten. — Ein Mann, besonders ein Schriftsteller, ist dem Schicksal für alles Unheil dankbar, wenn es nur eine tragische Färbung hat. Es wäre mir viel werth gewesen, wenn ich auch nur drei Tage lang ohne Speise und ohne Wasser auf einem unbekannten Meer bei finster tobendem Unwetter in einer Nußschale hätte umherschwimmen können. Aber ein solches Glück war mir nicht beschieden. Wir thaten, was wir konnten, um wenigstens eine Catastrophe durch die Haifische herbeizuführen, indem wir zur Seite des Schiffes badeten. Aber auch dies war vergeblich. Nur ein kleiner Hai ließ sich sehen, und diesen aßen wir, statt daß er uns verspeisen sollte. Trotz des allgemeinen Vorurtheils muß ich gestehen, daß er prächtig schmeckte.

Endlich, endlich befand ich mich denn aber doch in Cien Fuegos. Es ist eine kleine neue Stadt an der Süd-Küste von Cuba; der Zuckerhandel hat sie erschaffen, sie blüht rasch empor, und hat ein sauberes, behäbiges Aussehen. Die Straßen werden mit Gas erleuchtet, während man in Havanna noch Oellampen brennt, und Kingston jeder Erleuchtung entbehrt. Cien Fuegos hat seine Oper, sein militairisches und öffentliches Hospital, seinen Marktplatz und Eisenbahnhof; ja, es besitzt zum Entzücken der Reisenden ein gutes reinliches Gasthaus.

Mein erstes Verlangen nach meiner Ankunft war, eine Zuckerplantage zu besuchen. Man hatte mir in Jamaica gesagt, dies sei mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Sklavenhalter ließen höchst ungern Fremde zu und hielten die Zuckerfabrikation vor jedem profanen Auge geheim. Mir erschien dies Alles nicht so schwierig; ich trug meinen Wunsch einem englischen Kaufmann in Cien Fuegos vor, und dieser gab mir einen Empfehlungsbrief an einen Plantagenbesitzer etwa fünfzehn englische Meilen von der Stadt entfernt, durch dessen Güte ich Alles sah, was ich nur wünschen konnte.

In dieser Plantage arbeiteten einhundert und fünfzig Neger, die im Durchschnitt jeder einen Werth von dreihundert und fünfzig Pfund hatten. Die meisten von ihnen waren verheirathet. Mein Besuch fiel in die Erntezeit, die vom November bis in den Mai dauert, und während welcher den Negern täglich nur sechs Stunden zum Schlaf und zwei Stunden zu ihren Mahlzeiten bewilligt werden. Die übrigen sechszehn Stunden sind sie an der Arbeit,

wobei auch der Sonntag keinen Unterschied macht. Sie waren alle gesund und fett, wie die Pferde eines Brauers, und ganz wie bei diesen schien man auch zu berechnen, wie ihre Arbeit am besten zu verwerthen sei. Außer der Erntezeit arbeiten die Neger nur zwölf Stunden täglich, und einen Tag in der Woche pflegt man ihnen dann auch zur Ruhe zu bewilligen.

Ich war natürlich sehr begierig, auch die Natur der angewandten Zwangsmaßregeln kennen zu lernen. Aber in dieser Beziehung blieb meine Neugier unbefriedigt. Ich kann nur sagen, daß ich nichts dergleichen bemerkte, auch nicht die geringsten Zeichen oder Spuren. Die Peitsche mag wohl ohne Zweifel gebräuchlich sein, aber ich sah nichts davon. Der Herr, dessen Besitzung ich in Augenschein nahm, hatte keine Vorkenntniß von meinem Besuch, und es trug auch nicht das Ansehen, als ob irgend etwas vor mir verborgen gehalten würde. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, ihn über die Art der Bestrafungen zu befragen.

Nach Allem was ich sah und hörte, habe ich Grund zu glauben, daß man die Sklaven gleichsam wie das Vieh betrachtet, und in Rücksicht darauf möglichst gut hält. Ihre Arbeitszeit ist allerdings sehr lang — so lang, wie kein europäischer Arbeiter es aushalten würde. Aber in der Art, wie das nun einmal ist, scheint die Gesundheit der Leute nicht darunter zu leiden, obwohl sie zeitig altern und zum Theil früh sterben. Dem Besitzer ist die Hauptsache, daß sein Eigenthum sich bezahlt macht; es ist zu kostbar, um vernachlässigt oder übel behandelt zu werden; ein langes Leben aber kommt dabei weniger in Betracht. Genau ebenso verfährt man mit den Pferden in diesem Lande.

Der Besitzer der Plantage forderte mich schließlich auf, ein Frühstück mit ihm einzunehmen. „Sie haben mich," sagte er, „so überrascht, daß ich Ihnen kaum mehr, als mein freundliches Willkommen darzubieten habe." Der Tisch war nicht überreich besetzt — d. h. nach der Sitte in Cuba. Eine köstliche, meist aus Eiern bereitete Suppe, eine Flasche des trefflichsten Rothweines, eine Gänseleberpastete, herrlicher Wildbraten und ein halbes Dutzend Gemüse; das war Alles.

Hätte man sich nur überzeugen können, daß jene schwarzen, feisten, lächelnden Zweifüßler wirklich nichts seien, als zweifüßige Lastthiere, so würde man in dieser Zuckerplantage, die ich besuchte, Alles in bester Ordnung haben finden müssen.

Von Cien Fuegos begab ich mich nach Havanna, der Hauptstadt der Insel. Zum Ruhm ihrer Hotels weiß ich nicht viel zu sagen. Es war unmöglich, mir den Luxus eines Schlafzimmers für mich allein zu verschaffen. Man sagte mir, es sei dies nicht Sitte des Landes, wenn ich jedoch fünf Dollars täglich bezahlen

wolle, gerade das Doppelte des gewöhnlichen Preises, so wolle man mir, sobald es die Umstände erlaubten, jene Bequemlichkeit gewähren. — Und erst der Schmutz dieses Schlafzimmers! In meinem Kummer hierüber, so wie über die allzu nahe Nachbarschaft meines spanischen Schlafgenossen, beklagte ich mich bitter gegen einen amerikanischen Bekannten, der, wie ich glaubte, in der Wahl seines Hotels glücklicher gewesen sei. Er aber rief verwundert: „Wie, nur einen Stubengefährten? Ich habe deren drei! Der eine läuft die ganze Nacht im Schlafzimmer umher, der zweite schnarcht, und der dritte liegt im Sterben!"

Ein anderer Freund, ein Englischer Offizier, wohnte in einem noch anderen Hotel; auch er war einer von Vieren, und es ereignete sich, daß ihm aus seinem Nachtsack eine Summe von dreißig Pfund entwendet ward. So konnte ich mich im Ganzen noch immer glücklich schätzen.

Außer dem Hafen von Havanna ist an diesem Ort nicht viel Anziehendes; die Straßen sind eng und schmutzig. Ihren größten Stolz setzen die Einwohner in den „Paseo," die öffentliche Promenade. Für den Paseo legen die Damen ihren Putz und die Herren ihre Juwelen an. Es ist ein mit Baumalleen und Sitzen geschmückter Weg von der Länge einer halben engl. Meile, ähnlich den Boulevards in Paris. Hier erscheinen Nachmittags die Damen in ihren Volanten, d. h. in sonderbaren, kleinen, zweiräderigen Kutschen von allerdings graciöser Form. Sie werden in der Regel nur von einem Pferde gezogen, auf dem der Diener seinen Platz hat. Die Damen erscheinen darin mit unbedecktem Kopf; ja, trotz ihres spanischen Ursprungs fehlt ihnen die Mantilla. Es fehlt ihnen außerdem aber auch der stolze, majestätische Gang der Andalusierin, und die verführerische Schönheit der Dame von Sevilla. Sie haben in der Regel nur schöne Augen; Stirn und Kinn treten weit zurück, so daß die Nase in unangenehmer Weise vorspringt.

In allen Städten Cuba's ist es für Familien Sitte, Abends, wenn sie zu Hause sind, in der Nähe des großen, tief herabreichenden, offenen Fensters zu sitzen, das stets nach der Straße hinausliegt und die Vorübergehenden die ganze innere Einrichtung des Zimmers sehen läßt. Es stehen meist zwei Reihen von je vier Stühlen einander gegenüber, zwischen denen ein Teppich liegt. Fast immer sind es Wiegestühle, und die Creolinnen schaukeln sich fortwährend darin; ja sie machen dieselbe Körperbewegung, auch wenn sie auf einem Stuhl mit feststehenden Beinen sitzen. Niemals bemerkte ich eine Dame mit einem Buche in der Hand, und als ich darüber einen dort wohnenden Engländer befragte, antwortete er:

„Ein Buch? In unserm Sinne des Wort's können diese Mädchen gar nicht einmal lesen!"

Die jungen, unverheiratheten Männer bringen den Abend und einen großen Theil des Tages damit zu, Eis zu essen und Billard zu spielen.

In den sonstigen Vergnügungen der Cubaner findet wenig Abwechselung statt, aber sie sind von unschuldiger Art; das Spiel, wie es hier betrieben wird, kann man mehr als ein Geschäft, denn ein Vergnügen ansehen. Den Tanz lieben sie in hohem Grade, und ihre Tänze, so wie ihre Musik sind eigenthümlich und für den Fremden schwer verständlich. Ihre Lieder aber erschienen mir sehr hübsch. Jeden Abend von acht bis neun Uhr spielt ein Militair-Corps auf der sogenannten „Pláza," dem Platz vor dem Hause des Kapitän-Generals, der dann gedrängt voll Menschen ist.

III.

Brtish Guyana.

Sollte ich je meiner Heimath für immer den Rücken kehren und mich in den Colonien ansiedeln, so würde British Guyana das Land meiner Wahl sein. In Europa hegt man gegen diese Besitzung die ungerechtesten Vorurtheile. Man sagt, es sei ein tiefliegendes, sumpfiges, angeschwemmtes Land, das von Klapperschlangen wimmle; man könne nicht zehn Schritt weit vom Wege abbiegen, ohne gebissen zu werden; die Musquito's seien so groß, wie bei uns die Puterhähne, das gelbe Fieber wüthe Jahr ein, Jahr aus, und die Hitze sei so unerträglich, daß die Menschen stürben, so wie sie landeten. — Ich habe nur vierzehn Tage dort zugebracht, aber ich wünschte, es wäre ein Monat, es wäre ein Jahr gewesen! Nie gab es ein Land, das all' jene Verläumdungen so wenig verdiente. Das Leben verfließt dort in einem ununterbrochenen Strom der Liebe, des Lächelns, des Champagners, des anmuthigen Geplauders. Die Männer sind dort niemals zornig, die Frauen niemals eigensinnig. Jedermann hat von Allem, so viel als er braucht, und nur die Aerzte würden nicht gedeihen, weil ihnen das Land so wenig zu thun bietet, wenn nicht die Regierung durch großmüthige Pensionen für sie sorgte.

Es ist eine herrliche Sitte, die hier herrschende, an jeden Neuangekommenen eine Deputation mit Einladungen zum Diner für die ganze Zeit seines Aufenthaltes abzusenden. Sie erspart uns eine Menge Zeit und die ganze Unbequemlichkeit, uns durch Empfehlungsbriefe einzuführen. — Findet sich in Georgetown — denn ich brauche wohl kaum hinzu zu fügen, daß ich hier vorzüglich von dieser Hauptstadt Guyana's rede, — ein Mangel, so ist es vielleicht der an Droschken. Die Stadt ist umfangreich, und wenn ich auch nicht so undankbar bin, zu behaupten, das Wetter sei immer heiß, so muß ich doch bekennen, daß sich Nachmittags die Lust zum Gehen vermindert. Dieser Mangel ist jedoch weniger empfindlich, als man vermuthen sollte, denn jede Einladung zum Diner schließt selbstverständlich die Benutzung der Equipage des Wirthes in sich. Ohne eine solche in Britisch Guyana zu existiren, fällt den Leuten nicht ein.

Guyana ist durchaus flach; aber wozu hier auch Berge, diese hohen, finsteren, unnützen Auswüchse der Erde, auf denen man keinen Zucker bauen kann? Denn Zucker, und nochmals Zucker ist hier ein für alle Mal das Losungswort! „Zucker?" sagte ein unternehmungslustiger Plantagenbesitzer zu mir, „reden Sie von Zucker? Geben Sie mir Kuli's nach meines Herzens Begehr, und ich will Ihnen Zucker liefern, Millionen von Centnern, ohne einen Fuß aus unserer Colonie zu setzen! Aber ach, die Kuli's!"

Kuli's — zur Belehrung des Lesers — sind Einwanderer aus Indien, die sich als freie Arbeiter für die Zuckerplantagen anwerben lassen. Der Gouverneuer läßt sie aus ihrer Heimath kommen und vertheilt sie unter die Pflanzer, je nach den Bedürfnissen und Mitteln derselben, die Kosten der Einführung in jährlichen Terminen abzutragen. Diese Kuli's werden außerordentlich gut gehalten; sie werden nicht eher an den Ort ihrer Bestimmung geführt, bevor nicht ein Regierungsbeamter untersucht hat, ob dort Wohnungen, ein Hospital und ein Arzt mit ausreichendem Gehalt für sie vorhanden sind. Die Höhe ihres Wochenlohns und die Zahl ihrer Arbeitsstunden ist festgesetzt. Sie verdingen sich ihrem Herrn für fünf Jahr, nach Verlauf welcher Zeit sie auf ihren Wunsch frei in ihr Vaterland zurück geschafft werden.

Die Einführung dieser tüchtigen und ausdauernden Arbeiter kann, wenn sie unter diesen selbst mehr und mehr Anklang findet, ein großer Segen für Guyana werden, das dann nicht mehr von der Arbeitslust oder Unlust der trägen, lässigen Neger abhängig sein wird, die auch hier am liebsten in der Sonne liegen und Yamwurzeln kauen.

Den Prozeß des Zuckerkochens habe ich zu wiederholten Malen in Augenschein genommen. Nachdem die reifen Rohrstengel abge-

schnitten sind, schafft man sie, am besten sogleich, in die Mühle, wo zwischen fest auf einander drückenden Walzen der Saft herausgepreßt wird. Dieser läuft auf einer langen Rinne nach der Siederei, und wird hier unter beständigem Abschöpfen des Schaumes in ungeheuren Kesseln so lange und so oft gekocht, bis er dick genug ist, um Krystalle anzusetzen. Dann kommt er in die Kühltröge und endlich in die Zuckerfässer, die auf wohl einen Fuß breit auseinander liegenden Balken stehen. Durch die Zwischenräume fallen die noch flüssigen unreinen Theile des Zuckers in einen tiefen, finsteren Behälter. Ich konnte mich nie von der Idee los machen, daß auch gelegentlich einige Negerkinder, die hier zu Dutzenden umherlaufen, mit hinab fallen, ersticken und zu Rum destillirt werden. Auf die Zubereitung dieses so beliebten Getränks will ich hier nicht näher eingehen. Es ist bekannt, daß es aus jenem Zuckerdicksaft gemacht wird, und — aus jenen Negerkindern, wie ich vermuthe. — Die Maschinerien werden alle mit Dampf getrieben und die Arbeit geht so schnell vor sich, daß, wie mir ein Plantagenbesitzer versicherte, wenn die Rohre des Morgens geschnitten seien, der Zucker schon Abends zur Stadt geschafft werden könnte.

Um mich über den Gesundheitszustand Guyana's zu belehren, besuchte ich in Begleitung eines Arztes das Hospital. „Welches ist die herrschende Krankheit in der Colonie?" fragte ich. „Unter den Schwarzen," entgegnete er, „die Wassersucht, unter den Weißen der Branntwein."

„Wie aber steht es mit dem gelben Fieber?"

„O," erwiderte er, „das hat nicht viel auf sich. Es kommt alle sechs bis sieben Jahr einmal, und fordert dann, wie in Europa die Cholera, seine Opfer. Aber was will das sagen? Wir lieben hier sicherlich nicht das gelbe Fieber; aber es ist nicht halb so schlimm, als die Branntweinflasche."

Die Angelegenheiten ihrer Regierung interessiren die Bewohner von Guyana wenig. „Es kommt uns nicht auf einen Schatten an," sagen die Pflanzer sehr weise, ob wir so oder so regiert werden. Hat der Gouverneur seine eigenen Ansichten über dies oder jenes, so mag er ihnen getrost leben. Selbst wenn er ein wenig Geld mehr gebraucht, so mag er es in Gottes Namen nehmen. Unser Geschäft ist der Zucker. Er gebe uns Kuli's genug, und wir werden uns in alles Andere finden. Wir sind eine ehrgeizige Colonie; eine große Zukunft schwebt uns vor — eine Million Centner Zucker!

Nie habe ich ein glücklicheres Völkchen gesehen, als ich in Guyana fand, und nie meine Tage heiterer verlebt, als hier!

Reisen und Abenteuer in Chili und Peru.

I.

Chili.

Wir waren auf dem Wallfischfang gewesen und durchschifften, um nach Europa zurückzukehren, jetzt die unermeßliche Wüste des Stillen Oceans, dieses gewaltige Meer, das fast ein Drittel des Umfangs unseres Erdballs mit seinen Wassern bespült, und auf dem man von Neuseeland bis Chili fahren kann, ohne ein Stückchen Landes, außer Juan Fernandez, anzutreffen, an dem seine Wellen sich brächen.

Es war unserm Schiff nicht mehr anzusehen, daß wir vom Wallfischfang kamen. Die Oefen waren abgebrochen, die Fischerboote abgetakelt, das neue Segelwerk befestigt; das Deck war weiß angestrichen, die Wände in lebhaften Farben bemalt, Alles war gesäubert. Aber immer und immer Schiffszwieback, Speck und Rinderpökelfleisch, und niemals Wein, niemals Grog, niemals einen Tropfen Spirituosa! O strenges Gesetz des Mäßigkeitsvereines!

Wir verließen Neuseeland im September; ein herrlicher Wind trieb uns gen Osten; aber keine Insel, nicht ein Felsen zeigte sich, nachdem wir am zweiten Tage die bläulichen Umrisse der Chatanoinseln hatten verschwinden sehen. Endlich eines Abends erschallte es: „Land! Land!“ Zwei bläuliche Hügel erschienen, die bald von der Nacht eingehüllt wurden: es war die Inselgruppe von Juan-Fernandez. Wir näherten uns der Küste Chili's. Die größere der beiden Inseln würde man aus der Ferne für einen ungeheuren, an vielen Stellen gespaltenen Felsen halten; in der Nähe aber weichen die düstern Farben ihrer Thäler und Schluchten einem dichten grünen Laubgewand, das die terrassenförmige Küste umwogt.

Nie hat ein Ort zu so widersprechenden Schilderungen Veranlassung gegeben. Die Einen nannten ihn ein Eldorado, die Andern eine Hölle. Die englischen Corsaren des siebzehnten Jahrhunderts suchten diese Insel auf als das gelobte Land; die Verbannten des neunzehnten Jahrhunderts verfluchen sie. Die Insel ist heute noch was sie damals war, nur die Zeiten haben sich geändert. Jenen Abenteurern, die von der englischen Regierung aus Haß gegen Spanien, mit dem sie Krieg führte, geduldet wurden, boten ihre Häfen einen sichern Zufluchtsort. — Einst ließen sie, weil ein spanisches Geschwader sie zu schleuniger Flucht drängte, einen zu ihrer Gesellschaft gehörigen Indianer, Namens Will, hier zurück, und dieser brachte auf der unbewohnten Insel drei volle Jahre in menschenleerer Einsamkeit zu, ehe seine Freunde erschienen, ihn wieder abzuholen. Die Spanier, die von seinem Aufenthalt Kunde erhalten, landeten mehrmals, um ihn als Gefangenen fortzuführen; sie riefen ihn mit lauter Stimme, verfolgten ihn aus einem Schlupfwinkel in den andern, doch ohne seiner habhaft zu werden; man stellte förmliche Jagden auf ihn an; aber er blieb unsichtbar, und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis er nach langem Harren seine Freunde, jene Abenteurer erkannte. Er fürchtete die Grausamkeit der Spanier mehr, als Einsamkeit und Hunger. — Aus seiner Flinte, die er bei sich hatte, wußte er sich die nöthigsten Werkzeuge herzustellen, um sich die Erzeugnisse der Insel, wilde Ziegen, Fische ꝛc. zu verschaffen. — Der Anführer jener Corsaren schildert uns in seinem Tagebuche das Wiedersehen. „Er bemerkte,“ so schreibt der Anführer, „unser Schiff schon am Tage, ehe wir unsern Anker auswarfen, und da er nicht zweifelte, daß wir Freunde und Engländer seien, so erlegte er drei Ziegen, die er zu unserer Bewirthung mit Kohl zubereitete. — Als wir landeten, sprang zuerst Robin, ein anderer Indianer unsrer Gesellschaft, ans Ufer, lief auf seinen Freund zu, warf sich in seiner ganzen Länge und das Gesicht zur Erde gekehrt vor ihm nieder, bis jener ihn aufhob und umarmte. Dann warf Will sich in gleicher Weise vor Robin nieder, bis auch dieser die Arme nach ihm ausstreckte. Mit Freude und Rührung wohnten wir Alle der Ceremonie eines so zärtlichen und unverhofften Wiedersehens bei.

Wer erkennt nicht in diesem Indianer das Urbild des berühmten „Robinson“? In der That hat aller Wahrscheinlichkeit nach der englische Verfasser dieses Buches Kunde von jenem Vorfall erhalten und ihn seiner Erzählung zu Grunde gelegt. Uebrigens führt die Geschichte mehrere Beispiele von solchen einsam auf Juan-Fernandez Zurückgelassenen auf.

Um die englischen Corsaren von der Insel zu vertreiben, wo ihnen die zahlreichen Heerden wilder Ziegen immer einen Vorrath

wilden Fleisches lieferten, beschlossen die Spanier, diese gänzlich zu vertilgen. Sie setzten zu wiederholten Malen ganze Rudel Jagdhunde hier aus, die den armen Ziegen den Garaus machen sollten. Da die Seeräuber sich nun nicht mehr hier verproviantiren konnten, so gewöhnten sie sich in der That von der Insel fort. Ein oder zwei Paar Ziegen mochten sich indessen doch auf dem Gipfel des unzugänglichsten Felsens vor den Nachstellungen der Hunde gerettet haben; sie vermehrten sich bald wieder so sehr, daß schon nach einigen Jahren die Heerden zahlreicher waren, als zuvor. Da die Corsaren den Weg zur Insel aber schon vergessen, so gönnte man den Ziegen nun das Leben. Auch die Zahl der Hunde, die mit den Ziegen endlich Waffenstillstand schlossen, vergrößerte sich bald ins Unendliche; man sah dichte Schaaren an den Küsten umherschweifen, wo sie sich von Fischen nährten. Ihre edle Race hatte sich indessen vermischt; sie waren zum gemeinen patagonischen Hund herabgesunken und hatten die Fähigkeit zu bellen verloren.

Ich habe auf meinen Reisen sehr viel Hunde gesehen, theile aber nicht die Meinung einiger Reisenden, die behaupten, daß sie im südlichen Amerika immer stumm seien, und daß aus der Vermischung europäischer Racen mit jenen amerikanischen schon in der zweiten und dritten Generation nur vollkommen stumme Thiere hervorgingen. Ich habe beobachtet, daß diese Ohnmacht der Stimmorgane des Hundes nur eine vorübergehende ist. In Neuseeland schweiften an den Küsten Tausende dieser Thiere umher, deren Geheul und Gebell uns monatelang des Nachts nicht ruhen ließ. So oft aber die Wellen einen todten Wallfisch, der seines Fettes beraubt worden war, ans Land gespült, und die Hunde diese ungeheure Fleischmasse zuweilen in vierundzwanzig Stunden verzehrt hatten, blieben sie für eine geraume Zeit stumm, und ließen uns ruhig schlafen. Es schien, daß die von der langen Anstrengung des Schluckens ermüdeten Halsorgane dann eine Zeit der Ruhe bedurften.

Am Morgen, nachdem Juan Fernandez uns zuerst am Horizont erschienen, lag diese Inselgruppe schon weit hinter uns. Es war der 18. November; das Meer war unruhig, und wir hatten das große Segel eingezogen. Plötzlich stand unser Schiff still; es erbebte bis in seine Rippen, als ob es gegen eine Klippe gestoßen oder auf einer Sandbank festgefahren sei, denn nach einigen Sekunden setzte es seinen Lauf fort. Wir Alle hatten diese seltsame Erschütterung empfunden. Man ließ die Pumpen arbeiten, aber es zeigte sich kein Tropfen Wasser im Schiffsraum, und doch war der Stoß heftig genug gewesen, um eine Planke zu öffnen, wenn das Schiff gegen eine Felsenspitze gerathen wäre. Das

Meer hatte seine Farbe nicht verändert, und wir schrieben den Vorfall endlich der Begegnung einer Untiefe zu.

Was war es gewesen? Unser alter Segelmeister, der Vater Marsouin, den ich um seine Meinung fragte, gab mir mit schlauem Lächeln seine gewöhnliche Antwort: „Es ist das und das gewesen, und weiter sage ich nichts." Späterhin, als es sich herausstellte, daß wir am 18. November, Morgens um sieben Uhr, auf hoher See die Erschütterungen eines Erdbebens gespürt hatten, welches die Küste von Chili an diesem Tage verheerte, flüsterte mir der gute alte Marsouin ins Ohr: „Doktor, hab' ich's Ihnen nicht gesagt?"

Endlich nach einer ununterbrochenen Fahrt von einundfünfzig Tagen, meldete unsere Wache, die unsere Annäherung mit um so größerer Aufmerksamkeit beobachten mußte, als wir keinen Sonnenschein hatten, die Küsten Südamerika's. Wir befanden uns indessen nicht vor der Bucht Concepcion, in die wir einfahren wollten, sondern unfern des bei Weitem südlicher gelegenen Hafens von Valdivia.

II.

Die Araucanier.

Das Land, dem wir uns genähert hatten, dieses üppig grüne Land, auf das die schneeigen Häupter der Anden herabschauen, ist ein Land der Freiheit, Araucanien. Seine Eingebornen sind nie der Herrschaft Spaniens unterworfen worden, ja sie verschmähen selbst ein Bündniß mit der jungen Republik Chili. Sie leben allerdings mit dieser in Frieden, aber es ist ein bewaffneter Frieden, der oft genug mit blutigen Scharmützeln befleckt wird. Es dauert einen Tag, eine Woche, einen Monat, niemals ein Jahr; sie wissen immer einen Vorwand zu finden, um den eben geschlossenen Waffenstillstand wieder zu brechen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Clima's und das sichre Vorhandensein von Goldminen würden gewiß zahlreiche Einwanderer in dieses Land ziehen. Auf der ganzen Erde könnte man keinen Ort finden, der so geeignet wäre zur Gründung einer Colonie, als Araucanien. Aber ein uraltes Gelübde, das aus der Zeit der ersten Verträge mit den Spaniern datirt, widersetzt sich jedem Colonisationsversuch. Die Indianer schwuren, daß sie niemals eine fremde Niederlassung auf ihren Küsten dulden würden,

und sie haben ihren Schwur gehalten. Die Trümmer einiger holländischen Gehöfte beweisen es; und als einst eine französische Brigg an ihren Küsten scheiterte, ward ein großer Theil der Schiffsmannschaft niedergemetzelt, weil die Indianer glaubten, es befänden sich Colonisten darunter.

Alles was uns über den politischen und religiösen Zustand Araucaniens vor dem sechzehnten Jahrhundert Aufklärung verschaffen könnte, ist von den ersten spanischen Missionären, die hier Eingang fanden, zertrümmert worden. In ihren Berichten findet sich jedoch die Behauptung, daß in diesem Lande schon früher einmal das Evangelium gepredigt worden sei, daß in unvordenklichen Zeiten Civilisation und Christenthum den Ocean schon einmal überschritten habe. Alte Apostelstatuen, die man fand, so wie mancher religiöse Gebrauch der Araucanier, haben diese interessante Vermuthung entstehen lassen.

Die Araucanier, ebenso wie fast alle Australier, tragen niemals den Namen ihres Vaters, sondern immer den ihrer Mutter. Die Vererbung eines berühmten Namens findet nur durch die Töchter statt, ohne Zweifel, weil hierin eine größere Bürgschaft für die Echtheit der Nachkommenschaft liegt. Man ist gewiß, daß das Blut der Mutter in den Adern ihres Kindes rinnt, man hat nicht immer dieselbe Gewißheit in Bezug auf das Blut des gesetzlichen Gatten. Auch bei den wilden Canadiern ist der Adel in dieser Weise erblich; indessen diese Sitte verschwindet mehr und mehr, je nachdem die christliche Religion und die Civilisation sich bei jenen Naturkindern einbürgern.

Die Araucanier lassen die Vielweiberei zu; sie bauen sich Hütten, so viel als sie Frauen haben. Dennoch hält sich der Mann für beleidigt, den man nach der Zahl seiner Frauen fragt; man muß sich, um eine solche Frage zu thun, einer Umschreibung bedienen, indem man z. B. fragt, wie viel Wohnungen er besitze. — Die Araucanier sind in der Regel kräftige und wohlgebaute Leute, ihre Haut ist kupferroth, ihr Wuchs von mittlerer Höhe und ihre Glieder muskulös. Das Gesicht ist breiter und runder als das unsrige. Ihre Augen sind klein, schwarz, tiefliegend und von den Wimpern verschleiert; aber funkelnd von Wuth und Energie, von List und Klugheit, Ueberlegung und Ausdauer. Die Frauen sind in der Jugend hübsch, aber ihr Loos ist die härteste Arbeit. Am besten sind die daran, die von Europäern zur Ehe gewählt werden. Diese Verbindungen waren sonst häufig, werden aber immer seltener. Aus dieser Kreuzung beider Racen ist der vollendetste Typus menschlicher Schönheit hervorgegangen. Nirgends auf der Welt findet man schönere Männer und Frauen, als in Chili.

Auf den Araucanischen Frauen ruht die schwerste Arbeitslast;

sie müssen Lasten tragen, die von den Männern gepflügten Felder bestellen, auf den Fischfang gehen, die Wolle der Lama's sammeln und spinnen, Kleider und Decken weben und färben; sie müssen mit einem Wort Alles thun. Der Mann dagegen, wenn er sein Feld gepflügt hat, bringt sein Leben als Cavalier und wahrer Landedelmann auf dem Pferde und auf der Jagd zu. Von Natur ist dieses Volk mäßig, nur bei Nationalfesten, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen pflegen sie sich zu berauschen mit einem Getränk, dem „Chicha," das sie aus dem Saft des Maises bereiten; ehe sie in den Kampf gehen, vermischen sie es sogar noch mit dem Blut eines Pferdes, um sich eine größere Kraft dadurch zu geben. Wenn eine Gesellschaft von Indianern bei einer Festlichkeit zusammenkommt, so bemächtigen sich die Frauen zuvor der Lanzen, Messer und übrigen Waffen, und verstecken sie in den Wäldern.

III.

Männer und Frauen in Chili.

Endlich erhob sich der Wind, ein günstiger Wind; wir segelten dem Norden zu und liefen nach einer Fahrt von wenigen Tagen in die Bai von Concepcion ein, eine der schönsten und sichersten an der ganzen Westküste Südamerika's. Vom Ankergrund aus gesehen, erscheint sie unermeßlich. Ein leichter aber fortwährender Nebelduft hüllt ihre nördlichen und östlichen Ufer in einen geheimnißvollen Schleier ein, durch den ihre Verhältnisse sich zu erweitern und in's Unbestimmte zu verlieren scheinen.

Ein kleines Boot, dessen Kanonen aus Myrtenbüschen hervorragen, schützt die Bucht, und tiefe, frische Erdspalten, die vom Gipfel der Dünen bis an's Ufer reichten, bewiesen die kürzlich statt gehabten Erschütterungen des Bodens. Im Südosten liegen die Häuser Talcahuana's auf einem Hügel von röthlicher Erdart zerstreut, und im Norden oder Nordwesten lagert sich die Insel Quiriquina vor dem Eingang der Bucht und schützt sie vor der Wuth der Stürme.

Es giebt nichts Heitreres, Lebendigeres, als die äußerste Spitze dieser obwohl furchtbaren, doch fast unbewohnten Insel. Die gefiederten Wesen, die sich auf ihr niedergelassen haben, lassen einen Lärm erschallen, den die Seeleute schon in einer Entfernung von drei Millien hören können, und die graue Farbe der Felsen ist seit Jahrhunderten unter einem Gewande von Vogelmist verschwunden.

Der große Seerabe sitzt auf ihrem Gipfel und verspeist die Goldfische, die er mit seinem Schnabel auf den Wellen erwischt hat; der Geier ruht auf der Spitze des Vorgebirges, bereit auf Leichname von Menschen und Thieren herabzustürzen, die von den Wellen angespült werden; tausend und abertausend andere Vögel von verschiedenen Namen, verschiedener Größe, Farbe und Gestalt, wiegen sich in den Bäumen, spazieren am Ufer und durchschneiden die Lüfte; hoch aber über allen schwebt, herabgekommen von den benachbarten Anden, der gewaltige Condor. — Als wir bei jenem Vorgebirge vorbeisegelten, bedeckte der Wind unser Schiff mit Dunen und Federn.

Die Stadt Talcahuana besteht aus einer langen Reihe leicht gebauter einstöckiger Häuser mit etwa 3000 Einwohnern. Sie ist so oft von Erdbeben zerstört worden, daß das Volk in seinem Aberglauben behauptete, Gott selbst widersetze sich ihrer Existenz, und daß es der strengsten Maßregeln von Seiten der Regierung bedurfte, es am Auswandern zu verhindern. So ist die Stadt bereits neun Mal von Grund aus zerstört und neu erbaut worden. Die Unsicherheit des Bodens ist nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bewohner geblieben; da sie nicht wissen, ob sie morgen noch wohnen werden, wo sie heute wohnen, so leben sie leichtsinnig in den Tag hinein. Das oft schnell und leicht erworbene Vermögen wird ebenso schnell wieder verschwendet, und der Kaufmann verthut gewöhnlich an seinem Geburtstag, was ihm das ganze Jahr eingebracht hat.

Man findet aber auch zuweilen Rentiers, wahre Originale von Phlegma, deren Dasein in Schlummer und Stillschweigen verfließt. Ich entwerfe hier ein kleines Gemälde ihres häuslichen Lebens, wie man es täglich bei ihnen sehen kann. Vorher muß ich aber noch bemerken, daß es in Chili keine Schande ist, Läuse zu haben; alle Welt hat deren mehr oder weniger, die Reichen, wie die Bettler, die Stutzer so gut wie die Philosophen; die Laus ist hier einheimisch, sie besitzt das Bürgerrecht und gleicht in nichts dem bescheidenen Parasiten der alten Welt.

Die Hauptleidenschaft des Chilianers ist das Spiel; ich habe einigen solchen Sitzungen beigewohnt; ich habe in den elendesten Löchern, auf wurmstichigen Tischen, die der qualmende Docht einer verrosteten Lampe erhellte, Haufen Goldes flüssig werden, verschwinden und wiedererscheinen sehen. Die schmutzigen Hände streckten sich gierig danach aus, verbargen sich dann unter Lumpen, während der Banquier die mit Schmutz befleckten Karten mischte, und der zerstoßne Becher die Trunkenheit unter den Spielern verbreitete.

Wir hatten an Bord als Chef der dritten Pirogue einen

jungen braven Yanki, Mr. Lewis, mit kupfrigem Teint und gelbem Haar. Er war sehr gesetzt, sparsam und mäßig, und hatte seit unserer Ankunft in Talcahuana acht Tage hinter einander zum Besten des Schiffes gearbeitet, ohne auch nur den Wunsch zu zeigen, die Vergnügungen der Stadt kennen zu lernen. An einem Sonntag Abend jedoch, in der Dämmerstunde, nahm er Urlaub für vierundzwanzig Stunden. Wie schön er war! Er trug nicht mehr das wollene Hemd, das leinene Beinkleid, die Schuhe ohne Strümpfe, nicht mehr die Mütze von Seehundsfell. An ihre Stelle waren die himmelblaue Weste mit vergoldeten Knöpfen, die weiten Pantalons, das modische Halstuch, das steifgestärkte Hemd und der funkelnagelneue Pariser Hut getreten. Die Uhrkette trug einen dicken Anker als Berloque, die Börse war mit klingenden Piastern gefüllt; den Regenschirm, nein, zwei Regenschirme, einen gewöhnlichen und einen Stockschirm, trug er unter dem Arm. — Er ging. — Am nächsten Morgen, als ich vom Zollamt komme, um mich an Bord führen zu lassen, wo ein paar Kameraden meiner bedurften, gehe ich an einer jener Spielspelunken vorüber; ich höre meinen Namen rufen und sehe einen Kreolen in der Thür stehen, der auf mich zueilte. „Kommen Sie, Sennor, sagte er, „kommen Sie, der Lieutenant erwartet Sie." Wir treten ein. Drei oder vier Spieler kämpfen noch miteinander. Ich suche meinen Lieutenant, aber kein Lieutenant ist da. — „Ihr habt mich betrogen," rufe ich jenem Spanier zu, der mich herein geführt hatte. Aber dieser, meine Gedanken errathend, nimmt mich beim Arm und führt mich zur Estrade, weist auf eine unbewegliche, mit einer schlechten wollenen Decke verhängte Masse, bückt sich, hebt an einer Ecke die Decke empor und flüstert: „Der Lieutenant!"

Ja, da war mein Lieutenant, nackt wie ein Wurm und in sich selbst zusammengekauert; er hielt das Gesicht auf's Knie gestützt, und wagte vor Schaam nicht, das Auge zu mir zu erheben.

„Aber Lieutenant," rief ich, „warum ziehen Sie sich nicht an?" Er gab keine Antwort.

„Sind Sie krank?" Er stieß einen Seufzer aus; und die Spanier fingen an zu lachen.

„Erklären Sie sich! Kann ich Ihnen nützlich sein?"

„Ach," schrie er nun, indem er sich in seiner ganzen Länge im Kostüm des Vaters Adam aufrichtete und die Fäuste gegen die Spieler ballte, „die Räuber haben mir alles genommen, Alles gestohlen! Meine Regenschirme, meine Uhr, meine Ohrringe, meinen Hut, Hemd und Beinkleid, Geld und Börse, Alles! Wie soll ich nun an Bord zurückkehren?"

„Geduld, Mr. Lewis," sagte ich, indem ich mich entfernte, „in einer Viertelstunde sollen Sie andere Kleider haben."

Die Chilianerin ist in allen Stücken ihres Gefährten würdig; die Reiche verbringt den Tag mit Nichtsthun; die Arme ahmt sie darin nach. Ihre Sitten, ihre Moral sind die leichtfertigsten von der Welt; die Heiligkeit der Ehe gilt ihr nichts! Der Mann versagt ihr vielleicht einen Putz, einen Schmuck, eine Kleinigkeit; es ist ihr Grund genug, sich mit der gröbsten Untreue an ihm zu rächen. Nun sollte man meinen, daß Frauen, die so wenig einer aufrichtigen, tieferen Neigung fähig sind, die ihre Ehre dem ersten besten Fremden zum Opfer bringen, auch kein Gefühl der Eifersucht kennen. Aber im Gegentheil, nirgends in der Welt vielleicht zeigt sich die Eifersucht in solcher Wuth und Bosheit. Gewisse conventionelle Zeichen in einer Gesellschaft, auf einem Ball, gelten für einen Liebeseid. Der Cavalier z. B., der mit einer Dame Blumen tauscht, leistet einen stummen Schwur, diese Dame zu lieben, und hält er ihn nicht, so wird er es zu bereuen haben.

In Europa verachtet der gefallene Engel den Mann, der ihn verlassen hat; verachtet, verzeiht und vergißt. In Chili vergißt die verlassene Frau niemals, verzeiht niemals. Sie rächt sich; sie tödtet, oder sie läßt tödten; sie kauft das Gift einer alten Zauberin, oder sie dingt das Stilet eines Mörders. Ein Freund theilte mir eine Begebenheit der Art mit, deren Held er selbst war. — Ich lasse ihn erzählen:

„Du weißt," sagte er, „daß in diesem schönen Lande rasch ein Liebesversprechen geleistet wird. Eines Tages stattete ich einer jungen Dame, die durch meine ärztliche Hülfe von einer Krankheit genesen war, einen Besuch ab, und fand sie mit ihrer Mutter bei der Toilette. Ihr schwarzes aufgelöstes Haar fiel in langen dicken Locken über die weißen Schultern bis auf den Teppich herab, und sie war im Begriff, es in zwei Flechten abzutheilen, die ihr zum Entzücken standen. Mein Eintritt in den Salon verursachte keine Störung; die großen Augen der Genesenden verließen nicht den kleinen Spiegel, und als ich nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie mir mit halbgeschlossenen Lippen, die eine Haarnadel hielten, ganz leise: „Danke, Sennor!"

„Die Mutter, erfreut über die rasche Heilung der Tochter, bot mir ein reiches Honorar; und ich wollte mich eben empfehlen, als das Fräulein sich plötzlich erhob, um auch ihrerseits der Bezahlung noch ein Geschenk hinzuzufügen. Wie schön sie war! Sie lächelte süß; ihr glänzendes Haar war aus der Stirn gestrichen; eine rothe Rose glühte an einer ihrer Schläfen, eine andere rothe Rose neigte sich auf der andern Seite auf ihre Wange herab. Ich betrachtete dies Bild idealer Schönheit mit zitternder Bewunderung, und meine Augen sagten ihr, wie reizend sie sei. Die Zauberin errieth meine Gedanken und, wie sie glaubte, meinen Wunsch; sie

löste eine der Rosen ab und gab sie mir. Ich führte sie an meine Lippen und rief: „Sie soll mich nie verlassen!" „Ja, so lange sie frisch sein wird," sagte sie. „Frisch oder verwelkt," erwiderte ich in schlechtem Spanisch, aber in ritterlichem Tone, „frisch oder verwelkt, sie soll mich nie verlassen, ich werde sie ewig auf meinem Herzen tragen! Ich schwöre es!" Diese Betheuerung schmeichelte dem Fräulein auf's Höchste; sie nahm meinen Schwur mit einem triumphirenden Lächeln auf. In demselben Augenblick erinnerte ich mich, daß eine lustige Gesellschaft von Freunden mich erwartete, und die Damen ehrfurchtsvoll grüßend, entfernte ich mich mit dem Vorsatz, diesen schönen Tag zu genießen. War ich nicht reich? Hatte ich nicht eine Rose und war ich nicht geliebt?

„Als ich fünf Minuten später um eine Straßenecke bog, hielt mich ein Mann an und bat mich dringend, ihm in das nächste Haus zu folgen, wo man für ein krankes Kind meiner bedürfe. Nachdem ich dem sterbenden Knaben Hoffnung zugesprochen, wollte ich mich entfernen; da hielt mich die Schwester am Arm zurück und bat mich, ihr die Rose zu schenken, die ich im Knopfloch trug. Sie bat so süß, und es war so augenscheinlich, daß auch sie den Liebesschwur mit mir tauschen wollte. Ich gab sie hin, ich konnte nicht widerstehen. Thor, der ich das abergläubische Gemüth der Chilianerin hinreichend hätte kennen sollen, um zu errathen, daß sie die Rose auf das Kopfkissen des Kindes legen wollte, in der Meinung, Alles was von einem Doktor komme, müsse seine Schmerzen lindern."

„Am andern Tage wollte ich wieder vorsprechen; zuvor aber trat ich in die Wohnung meiner ersten Klientin. Sie saß allein auf der Estrade und sang zur Guitarre. Meinen Gruß erwiderte sie mit einer leichten Neigung des Kopfes; ich küßte ihr knieend die Hand, aber mit einer unerklärlichen, geheimnißvollen Bangigkeit, denn ich fühlte, daß ich sie betrog; auch fühlte ich, daß sie es wußte. Ihre Augen blitzten wirr und unstät, ihre Stimme zitterte, ihr Gesicht war bleich, und ihr Lied traurig und düster.

„Mein Fräulein," sagte ich, „sollte das Fieber zurückgekehrt sein? Warum so ernst und traurig?"

„Weil ich Sie erwartete, mein Herr. Wo ist meine Rose?"

„Ihre Rose?" erwiderte ich, „nun, an Bord meines Schiffes, wo sie auf seidenem Kissen neben meinem Lager ruht, damit ich sie beim Schlafengehen und beim Erwachen vor mir sehe!"

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie; „ich weiß, daß die Herren Europäer nie einen Schwur vergessen." Dabei erhob sie sich und fragte kalt, ob ich durstig sei, ob ich trinken wolle?

„Diese unzeitige Frage überraschte mich; aber schon stand die Zauberin, die Flasche in der Hand, vor mir.

„Gießen Sie ein!" Ich leerte das Glas in einem Zuge.

„Dann bat ich sie zu singen; aber das Lied war so trüb und schwermüthig, daß ich in Mitten meiner Wonne schauderte."

„Warum ein solches Lied, Sennora; es klingt fast wie ein Sterbelied."

„Weil ein Sterbender im Zimmer ist. Ja, für Dich singe ich dies Lied!" Und mit zitternder Wuth wies sie auf ein Wasserglas, in dem eine verwelkte Rose schwamm. „Erkennst Du diese Rose, von der Du sagtest, sie solle ewig auf Deinem Herzen liegen, und die Du einer Andern gabst? — Deine letzte Stunde ist gekommen, — war der Wein gut?"

„Die Unversöhnliche beobachtete mit finsterer Aufmerksamkeit die ersten Zeichen meines Todeskampfes. Ich aber sprang entsetzt empor, stieß eine fürchterliche Drohung aus, die sie mit einem Lächeln der Verachtung empfing, und stürzte fort, dem Hotel zu, wo meine Kameraden wohnten, von denen ich schleunige Hülfe erwartete."

„Meine Erinnerungen aber folgen mir nur bis zur Schwelle ihrer Thür; später erfuhr ich, daß ich sofort niedergefallen sei und daß ein Freund mich aufgehoben; seiner ärztlichen Kunst hatt' ich's zu danken, daß ich nach vierzehn Tagen außer Gefahr war. Man hatte mich auf mein Schiff zurückgebracht, und als ich mein Bewußtsein wieder gewann, war ich schon viele Meilen weit von Talcahuana entfernt."

IV.

Der Schleichhändler von Penco-Viejo.

Trotz der strengen Strafen blüht in Chili der Schleichhandel, sowohl was die Einführung, als Ausführung der verbotenen Waaren betrifft. Die Nordamerikaner überschwemmen das Land zum Nachtheil seines eigenen Productes mit Taback, und die Europäer bringen Leinewand, Seidenwebereien und andere Stoffe in Concurrenz mit einer Gesellschaft, die von der Regierung das Monopol zur Einführung solcher Waaren besitzt. Das Salz, der Wein, die Spirituosen müssen eine sehr hohe Steuer zahlen; aber es wird hundert Mal mehr davon verbraucht, als der Zollverwaltung bekannt ist.

Auch unser Schiff, die „Asia", auf die Gefahr hin, mit Beschlag belegt zu werden, wie es vor Kurzem erst einem anderen

Wallfischfahrer ergangen war, führte sein Drama des Schleichhandels auf. Unser Kapitän hatte seine Baumwollenwaaren schon in Neuseeland verkauft; aber es blieben ihm noch Seidenzeuge, die er in Talcahuana abzusetzen gedachte. Ohne meinen Willen ward ich ein Zeuge der besonderen Umstände, unter denen dies geschah.

Ich war zu einer „Chinganas," einer heiteren Tanzgesellschaft eingeladen worden, die ein reicher Kaufmann zu Ehren der Fremden veranstaltet hatte. Im Augenblick aber, als ich mich an den bestimmten Ort begeben wollte, überfiel mich eine so tiefe Traurigkeit, ein Anfall von Heimweh, daß ich an Bord zurück zu kehren vorzog, und mir deshalb ein Fischerboot miethete. Es lagen deren in großer Menge am Strande, so daß mir nur die Mühe der Auswahl blieb. Es schlug elf Uhr, der Mond war noch nicht aufgegangen, und die Nacht so finster, daß ohne die Laterne, die am großen Mast der „Asia" aufgezogen war, mich mein Barkenführer niemals an den gewünschten Ort hätte bringen können. Wir kamen nur langsam vorwärts, eine schwache Brise füllte unser Segel nur zur Hälfte, und ich hatte Muße, meinen trüben Gedanken nachzuhängen. Die Hunde schlugen an auf der Küste; ich hörte die Brandung der Wellen, aber sie brachen sich nicht am heimathlichen Strande, und nicht von den Gestaden des Vaterlandes strömten mir alle diese süßen Wohlgerüche der Bäume, Kräuter und Blumen entgegen.

„Singe mir ein paar heitere Lieder, Chilianer," sagte ich zum Schiffer, „ich bezahle Dir für jedes einen Real."

Auf dieses Versprechen antwortete er mir zuerst mit einem munteren Lachen; dann stimmte er mit lautem Ton ein Spottlied an, das im ganzen spanischen Amerika bekannt ist, und oft den Zorn unserer Matrosen erregt und zu mancher blutigen Scene Veranlassung gegeben hat.

„Singe ein anderes Lied," rief ich. Er gehorchte, aber ich unterbrach ihn nochmals, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er genau die Laterne im Auge behalten und gerade darauf zufahren solle.

In demselben Augenblick glitt die Laterne, die eben noch unbeweglich wie ein Stern geglänzt, vom Mast auf das Deck herab. Eine Minute später war sie wieder oben, aber nur um nochmals hinabzufahren, hinaufzusteigen und endlich ganz zu verschwinden. „Das ist seltsam," dachte ich bei mir selbst; „diese Bewegungen der Laterne müssen einen Grund haben; es sind Signale; wem gelten sie?" Weder der Kapitän, noch die Offiziere waren an Bord; um so mehr trieb mich die Neugier, zu sehen, was es gäbe.

Das Boot fuhr äußerst langsam, der Wind hatte sich vollends

gelegt und die steigende Fluth fing bald an, uns gegen den Strand zurückzutreiben. Ich griff zum zweiten Ruder, aber auch dies fruchtete nichts; es war vergebens, gegen die Fluth anzukämpfen. So blieb mir nichts übrig, als an's Land zurückzukehren, und entweder in einer der elenden Hütten eines kleinen Stranddorfes zu übernachten, oder mich noch jetzt zur Chinganas zu begeben. Ich wählte das letztere und befahl dem Schiffer zu wenden und auf's Zollamt los zu steuern. Kaum hatten wir in dieser Weise eine kurze Strecke zurückgelegt, als ich ein leises, aber regel- und taktmäßiges Geräusch vernahm. Es waren offenbar Ruderschläge, die mit Eile und Geschicklichkeit die Wellen theilten, nicht allzuweit von uns entfernt. Ich horchte aufmerksam, und glaubte am Klange ein Wallfischfahrerboot zu erkennen, das jenen elenden Hütten zuzurudern schien. Ich rief das Fahrzeug an, es hielt einen Augenblick still, gab aber keine Antwort und setzte seinen Weg dann fort.

Plötzlich wich nun auch von meinem Schiffer die gewohnte Trägheit; er zog das Segel an, aber statt dem von mir bezeichneten Ziel zuzusteuern, schlug er dieselbe Richtung wie jenes geheimnißvolle Fahrzeug ein. Ich kannte die Umgegend Talcahuana's nicht, aber ich hatte gehört, daß die Bewohner jener Hütten nicht im besten Rufe ständen, und es schien mir durchaus nicht räthlich, ihnen zu dieser Zeit einen Besuch abzustatten. Dennoch schien der Schiffer meines wiederholten Befehles gar nicht zu achten.

„Ich bezahle Dich," rief ich, „damit Du mich hinführst, wohin ich will, und wenn Du nicht gehorchst, so werde ich nicht bezahlen!" Er hielt nicht an. „Wenn Du so fortfährst, so schlage ich Dich mit dem Ruder todt." Er fuhr fort. „Wenn Du nicht anhältst, so werfe ich Dich in's Wasser, so zerschmettere ich Dich mit einem Pistolenschuß!" rief ich nun im höchsten Zorn, aber vergebens. Jetzt kam mir der Gedanke, jenes Boot noch einmal anzurufen:

„Ohoi! Hierher zu mir, wenn ihr von der „Asia" seid!"

Ersticktes Lachen ließ sich jetzt vernehmen, und eine wohlbekannte Stimme antwortete ganz in meiner Nähe, aber gedämpft, leise und vorsichtig: Sie sind es, Doktor? Was machen Sie da?

„Zum Teufel!" entgegnete ich in demselben Ton, da ich errieth, daß es sich um eine geheimnißvolle Sache handle, und daß fremde Ohren zu fürchten seien, „ich will nach der Stadt zurückkehren, aber der Schurke von Schiffer besteht darauf, mich nach jenem Stranddorf zu führen. Legt an, und befreit mich!"

„Sennor," sagte jetzt der Schiffer, „ich wollte Sie nur an die Schaluppe Ihrer Fregatte bringen.

„So nimm denn," rief ich, indem ich in unser Boot sprang, und ihm drei Realen reichte, „und nun fahre wohin Du willst."

„Was haben Sie uns mit Ihrer Nußschale für einen Schrecken eingejagt," sagte der Offizier, der das Boot befehligte.

„Aber warum nur?"

„Weil ich glaubte, die Zollwächter seien mir auf den Fersen."

„Die Zollwächter? Gehen Sie denn jetzt nicht zur Chinganas?"

„Ach was, Chinganas? Ich führe hier Contrebande. Setzen Sie sich auf diesen Ballen; es sind Seidenzeuge von Lyon, première qualité; der General L. hat sie unserm Kapitän abgekauft. Wir werden dort im Dorf von einem Mann erwartet, dem wir mit unserer Laterne das Signal gegeben haben. Morgen werden diese Ballen in Talcahuana sein, und die reizenden Töchter des Generals werden sich Kleider, Schleier und Shawls zuschneiden, mit denen sie sich über acht Tage auf einem großen Fest zu putzen gedenken, bei dem auch wir sein werden. Meiner Treu, wär' es nicht für die reizenden Mädchen, so hätt' ich mich wahrlich nicht auf den Spaß eingelassen." So sagte Rivallon, einer der Lieutenants der „Asia." „Gebt Acht, Jungens," fuhr er fort, indem er aufhorchte, „ob des Doktors Nußschale nach der Stadt zurückkehrt!

Rivallon war wegen der Schärfe seines Gehörs bekannt, eine Eigenschaft, die bei einem Seemann viel werth ist. Wir nannten ihn stets bei dem Namen jenes Riesen, der das Gras wachsen hörte, „Feinohr." Wir horchten Alle, aber wir hörten nichts.

„Der Kahn rührt sich nicht," sagte der Lieutenant, „und doch kann er noch nicht weit sein! Kennen Sie den Mann, Doktor?"

„Es ist ein Fischer, und ich habe ihn am Strande mit seinem Boot gemiethet. Weiter weiß ich nichts."

„Was hat er gesagt, als Sie uns zuerst anriefen, und wir keine Antwort gaben?"

„Er ist auf dieses Schiff los gefahren mit einer eben so großen Geschwindigkeit, als er vorher Trägheit zeigte."

„Ich habe ihn nicht genau beobachtet," erwiderte der Lieutenant, „aber sein Benehmen gefällt mir nicht; es schmeckt nach dem Zollwächter."

Wir kehrten jetzt zum Schein langsam nach dem Ankerplatz der „Asia" zurück, und schlugen die Richtung auf das Stranddorf zu, wo man jetzt in einer der Hütten ein helles Feuer brennen sah, nicht eher wieder ein, als bis mein Barkenführer, wenn er uns wirklich beobachtet hätte, uns längst an Bord der „Asia" angekommen wähnen mußte.

Jetzt waren wir dem Stranddorf wieder nah. „Alles geht gut," sagte der Lieutenant; „die Zollwächter haben den Mann nicht ausspionirt, der uns am Ufer erwartet und dieses Feuer als Signal für uns unterhält."

Einige Minuten später waren wir am Ufer, der hell erleuchteten Hütte gegenüber; menschliche Gestalten zeichneten sich in schwarzen Silhouetten auf dem Feuerschein ab, und ein Unbekannter fragte uns auf Spanisch:

„Sind Sie die französischen Seeleute?

„Yes, Mylord," antwortete Rivallon.

Die Ballen wurden nun abgeladen und gegen ein paar Rollen Goldstücke eingetauscht.

„Jetzt, good morning, oder wenn Sie das besser verstehen, fare wel, Mylord," rief Rivallon. „Zurück nun an Bord! Wenn die Töchter des Generals mit ihren Kleidern nicht zufrieden sind, so will ich ihnen auf meiner nächsten Reise andere mitbringen."

Ich hatte inzwischen Zeit genug gehabt, die ganze seltsame Scene näher zu betrachten. Die Hütte war der elendeste Zufluchtsort, in dem jemals Menschen gelebt haben. Die Hütten der Pescherä's, der Seeländer, selbst der Hottentotten sind Paläste im Vergleich damit. Den auffallendsten Contrast bot hiegegen der Schleichhändler, ein junger, kräftiger, gewandter Mann. Das bronzefarbene Gesicht, die energische Beweglichkeit seiner Züge, sein kühner und doch beobachtender Blick, seine bündige Rede, Alles dies verwirklichte für mich den vollendetsten Typus jener schönen spanischen und italienischen Räuber, deren Bildnisse wir an den Schaufenstern unserer Kunsthändler bewundern. Wir hatten eben wieder unser Boot betreten und der Schleichhändler den Fuß in den Steigbügel gesetzt, als plötzlich aus einem Gebüsch ein Mann hervor sprang, jenen anhielt und mit lauter Stimme rief:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch!

„Rudert drauf los, Jungens," flüsterte Rivallon; „da sind die Zollwächter! Vorwärts! Vorwärts!"

Was ging am Ufer vor? Ich weiß es nicht. Rivallon, um es zu erfahren, gebot nach einigen Minuten Halt. Er konnte nicht mehr für uns fürchten, da das Corpus delicti nicht mehr in unsern Händen war. Wir horchten und vernahmen ersticktes Geschrei, Pferdestampfen, Ausrufungen der Wuth und den wirren Lärm eines verzweifelten Kampfes; dann den Galopp eines einzigen Pferdes, und endlich ein immer leiser und schmerzlicher werdendes Gewimmer.

„Sollten sich die Messer in die Angelegenheit gemischt haben?" flüsterte der Lieutenant. Dieselben Seufzer wiederholten sich — dann hörten sie auf.

„Meiner Treu," sagte Rivallon, „sollte hier ein Mord geschehen sein, so mag Gott uns verzeihen. Hätte ich Das voraussehen können, ich hätte des Kapitäns Seidenstoffe lieber in's Wasser geworfen, als sie für den Preis eines Menschenlebens zu verkaufen,

und wär' auch dieser Mensch ein Zollwächter. Kinder, laßt uns an's Ufer zurückkehren; vielleicht ist der Mann noch nicht todt, und wir haben einen Arzt bei uns."

Kaum landeten wir, als eine Stimme uns zurief:

„Ohe! kommt mir zu Hülfe; ich stecke hier wie ein Fuchs in der Falle! Hierher!"

Der Klang der Stimme, die nur einem gesunden Menschen angehören konnte, machte uns Allen wieder Muth. Hingestreckt auf den Sand, und den einen Schenkel unter sein blutendes und unbeweglich liegendes Pferd gequetscht, fanden wir den Schleichhändler.

„Alle Teufel," rief er, als unsere Leute ihm wieder auf die Beine geholfen hatten; „ich wußte wohl, daß Ihr nicht taub seid, und mir zu Hülfe kommen würdet!

„Warum habt Ihr nicht eher gerufen?"

„Mir war bange, er möchte noch nicht todt sein!"

„Wer? Euer Hengst?"

„O nein, der Zollwächter, der sich erlauben wollte, mich im Namen des Gesetzes zu arretiren. Ich fürchtete, daß wenn Ihr zu meiner Hülfe gekommen wäret, er Euch noch erkennen würde. Drum wartete ich mit meinem Ruf, bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht."

Hätte der Tag in diesem Augenblick geschienen, so hätte er alle unsere Gesichter bleich vor Entsetzen über die rohe Kaltblütigkeit des Schleichhändlers gefunden.

„Halt ein," rief Rivallon, indem er ihn beim Arm ergriff; „führe uns hin, wo der Unglückliche liegt, und wenn er noch nicht todt ist, so werden wir uns seiner annehmen."

„Nein," erwiderte er, „ich sehe dergleichen Arbeit von meinen Händen nicht gern an. Es war nicht meine Schuld, warum hat er mein treues Pferd getödtet? Laßt mich jetzt gehen!"

Aber Rivallon mit seiner Eisenfaust hielt ihn fest; er mußte uns folgen.

„Todt!" sagte ich, als ich bei dem Leichnam niederkniete, um mit der Hand nach seinem Herzschlag zu fühlen.

Als ich aber noch einen letzten Blick des Mitleids auf den Leichnam warf, erkannte ich plötzlich den Fischer, der mich vorher gefahren hatte.

„Unglücklicher!" schrie ich; „was habt Ihr gethan! Es ist kein Zollwächter, es ist ein Fischer, den Ihr getödtet habt."

„Es ist ein Zollwächter," entgegnete er; „die Fischer sind fast alle unsere Freunde, und nur die Zollwächter tragen solche Säbel, wie der, welcher mein treues Thier getödtet hat."

„Aber seht ihn doch an; es ist mein Schiffer!“

Da sich der Schleichhändler noch immer weigerte, so faßte ihn Rivallon beim Genick und beugte ihn zum Leichnam hinunter; jener blickte ihn an, dann warf er sich plötzlich auf den Todten und stieß einen lauten Schrei der Verzweiflung aus. Er erkannte den Todten — es war sein Bruder.

„Thomas!“ schluchzte er; „Thomas, mein armer Bruder. Sieh mich an; sage mir, daß ich Dich nicht getödtet habe! Thomas, Thomas, erwache!

Er öffnete ihm die geschlossenen Augenlider; er küßte sein Gesicht, die Hände, die Wunde.

„Mutter Gottes!“ rief er plötzlich, „er hat geathmet, ich habe es gehört, er lebt!“

Wir horchten, vernahmen jedoch nichts. Der Schleichhändler aber wiederholte seine Behauptung mit einer so bestimmten Festigkeit, daß wir ihm halb und halb Glauben schenkten und den Ermordeten mit uns nahmen. Er erwachte wirklich; er ward verbunden und auf der „Asia“ untergebracht; denn auf die Verschwiegenheit unseres Schiffsvolks konnten wir uns verlassen.

Nach einigen Tagen lebte Thomas noch; sein Bruder hatte ihn nicht verlassen wollen; ich hörte sie eines Abends mit einander reden.

„Bruder,“ sagte der Sterbende, „ich glaubte, Du seiest Soldat und im Kriege gegen Peru?“

„Bruder,“ entgegnete der Andere, „ich bin desertirt und bin Schleichhändler geworden, um Reichthümer zu erwerben.“

„Ich, ich war Zollwächter geworden, um unsere alte Mutter zu ernähren, die noch immer in Penco-Viejo lebt, und ich hatte die Kleidung eines Fischers angenommen, um die französischen Schiffe besser beobachten zu können . . . O! ich erstickе . . . ich kann nicht mehr reden . . . Deine Hand . . . Leb' wohl! Denke an unsere Mutter. . . . Sie hat nun Niemand mehr, als Dich!“

„Wenn Du willst, daß ich lebe, so sage, daß Du mir verzeihst.“

„Ja, ja, ich verzeihe Dir. Leb' wohl.“

Thomas war verschieden.

Der Charakter des Chilianers ist eigenthümlicher Art, eine sonderbare Mischung von Empfindung und Kaltblütigkeit. So lange das Unheil, das ihn bedroht, noch nicht geschehen ist, so lange ihm noch ein wenig Hoffnung bleibt, klagt und weint er wie ein Kind. Energie und Willen zeigt er nur im Kampfe mit dem Leben. So wie das Unglück über ihn hereingebrochen ist, erhebt er sich, anstatt zerschmettert zu sein, und die Thränen und die Klagen weichen den Berechnungen der Vernunft.

„Kapitän," sagte der Schleichhändler wenige Minuten nach dem Tode seines Bruders, und nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet hatte, „Kapitän, ich habe meinen Bruder getödtet, und er ist bei Ihnen gestorben. Aber fürchten Sie nichts; Niemand an der Küste soll etwas davon erfahren, wenn Sie mir ein Boot und fünf Matrosen leihen wollen. Ich will den Leichnam meines Bruders diesen Abend nach Penco-Viejo bringen, wo ein Priester ihn segnen und begraben soll. Ich werde dann meine Frau und meine Kinder holen, und wir wollen zusammen bei der alten Mutter leben. Dieser aber werde ich sagen, Thomas sei unter die Soldaten nach Peru gegangen. Stirbt die alte Frau, ehe er zurück ist, so braucht sie ihn wenigstens nicht als Opfer eines Brudermordes zu beweinen. Und da ich Deserteur bin, so werde ich dann den Schleichhandel wieder beginnen; ich kann keine andere Arbeit unternehmen, ohne die Gefahr, aufgegriffen zu werden. Wenn Sie einmal wieder mit verbotenen Waaren in den Hafen Concepcion kommen, so denken Sie an mich. Wollen Sie mir ein Boot und fünf Matrosen leihen?"

Die Seeleute leben in einem Zustand der Gnade: sie besitzen die Fähigkeit, rasch zu vergessen. Ohne dies würde ihr gefahrvolles, von mancher schrecklichen Episode verdüstertes Leben nur eine lange Kette von Schmerzen und Sorgen sein. Ein Sonnenstrahl muß sie über einen Sturm trösten. Der Befehlshaber unseres Schiffes dachte nicht mehr an die beiden Brüder von Penco-Viejo, als er wenige Tage nach Thomas' Tode in den festlichen Salon des Generals trat. Es war in der That ein herrlicher Abend; Tanz, Musik und Schönheit vereinigten sich, die flüchtigen Stunden wie ein Traum vorüberziehen zu lassen. Die Herren sowohl, wie die Damen waren nach europäischer Mode gekleidet; Alles trug gelbe Handschuhe, außer Freund Rivallon, der seine betheerten Hände unter seinen Kleidern zu verstecken suchte. Einige Augenblicke nach unserer Ankunft, flüsterte er mir traurig zu:

„Das ist eine nüchterne Versammlung; ich glaube gar, sie gehören zum Mäßigkeitsverein; da bringen sie Tassen mit Milch."

In der That, große Präsentirteller, auf denen Tassen mit jener unschuldigen Flüssigkeit gefüllt, standen, wurden in der Gesellschaft umhergereicht; dreimal ließ er sie an sich vorübergehen, indem er mit Schauder die Augen abwandte und mir zuflüsterte:

„Ich bin schon vor dreißig Jahren entwöhnt worden!"

„Rivallon," sagte ich ganz leise, nachdem ich meine Tasse unberührt bei Seite geschoben, „die Milch schmeckt sehr gut; man hat Ihnen schon mehrmals davon angeboten; es würde eine grobe Unhöflichkeit sein, sie nochmals vorübergehen zu lassen."

Der brave Junge zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit meiner Worte, und als der Präsentirteller wieder erschien, bemächtigte er sich einer Tasse, warf einen schmerzlichen Blick zum Himmel und trank mit dem Muth der Verzweiflung die ganze Flüssigkeit in einem Zuge. Dann nahm er eine zweite Tasse, dann eine dritte und vierte, später wieder eine, kurz er trank während des ganzen Abends davon.

„Wie?" sagte ich, „schmeckt Ihnen jetzt die Milch?"

„Ja," erwiderte er, „die Milch ist gut; ich werde noch viel davon trinken, denn ich möchte gern recht höflich sein."

Ich verstand seinen Gedankengang nicht; aber einige Minuten später, als ich mit einem Chilianer plauderte, und die Milchtassen wieder an mir vorübergehen ließ, fragte mich dieser:

„Lieben Sie den Eierpunsch nicht?"

„Ist das Punsch?"

„Nun allerdings."

Ah! Jetzt ward mir die außerordentliche Höflichkeit Rivallons klar, der den Präsentirteller mit solcher Ausdauer verfolgte, daß er am nächsten Morgen taumelnd an Bord erschien.

Dennoch blieb ihm während des Abends Scharfsinn genug übrig, um mich auf die seidenen Kleider der jungen Damen aufmerksam zu machen.

„Es sind die Kleider von jener Nacht her. Erkennen Sie sie?"

Ich schauderte vor Entsetzen bei der Erinnerung an den armen Thomas, als die Reihe an mir war, mit einer der Damen zu tanzen, die in die Seide gekleidet war, welche das Leben eines Menschen gekostet hatte.

„Man findet," begann ich meine Unterhaltung, „im Hause des Generals die Salons von Paris wieder. Sie haben eine Toilette gemacht, mein Fräulein, die Ihnen zum Entzücken steht!"

„O wir empfangen oft „Nouveautés aus Frankreich."

„Und wie empfangen Sie dieselben? Ich glaubte, es stände eine Strafe auf ihrer Einführung."

„Das ist ein Geheimniß," sagte sie, indem sie einen der niedlichen Finger auf die Lippen legte. „Erst in den letzten Tagen ist uns ein Ballen Seidenwaaren wie vom Himmel herabgefallen. — Mein Herr, was kostet wohl in Paris die Elle von diesem Stoff?"

„Je nachdem," antwortete ich, „wir haben ihn zu verschiedenen Preisen. Aber mögen Sie, mein Fräulein," fügte ich düster hinzu, „nie erfahren, wie viel ein solches Kleid in Chili kosten kann."

Sie verstand mich nicht; aber wenn sie mich auch verstanden hätte, ich glaube, das hätte sie nicht gehindert, die Nacht mit ungetrübter Heiterkeit zu vertanzen.

V.

Ein Besuch in Concepcion.

Wir hatten als Neuling im Seewesen an Bord unseres Schiffes einen armen jungen Mann von achtzehn Jahren, einen Bretagner, den die Anstrengungen der Reise, die mancherlei Entbehrungen und eine natürliche Anlage zur Schwindsucht fast in ein Skelett verwandelt hatten. Es blieb ihm nur noch ein Hauch von Leben, und der Consular-Agent in Talcahuana erlaubte uns, ihn dem Hospital in Concepcion zu übergeben. Ich übernahm dies.

Ich ritt auf einem feurigen Adalusier bei Sonnenaufgang nach dieser Hauptstadt der Provinz ab, während der Kranke auf einem von Ochsen gezogenen Wagen mir langsam nachgeführt wurde. Ich hätte die kurze Strecke zwar lieber mit der Jagdflinte zu Fuß zurückgelegt, aber die allgemeine Sitte widersetzte sich dem; ich würde mir die Verachtung aller Damen zugezogen haben; denn nur die Hunde reisen in Chili zu Fuß.

Vor nicht allzulanger Zeit hätte man allerdings diese Reise nicht allein unternehmen können, ohne Gefahr zu laufen, bestohlen, beraubt, ermordet zu werden; Dank der polizeilichen Ueberwachung aber ist jetzt der Weg vollkommen sicher. Ich empfand also nicht die mindeste Furcht, obwohl man mir noch am Abend zuvor mancherlei Geschichten erzählt von Personen, die an der Seite des Weges unter Hügeln verscharrt liegen, auf denen ein hohes hölzernes Kreuz als Denkmal ihres jähen Todes steht.

Schon lag die Hälfte des Weges hinter mir, als mein Pferd, das bisher leicht und graciös einhergetanzt war, plötzlich stutzte, schnuppirte und laut wieherte. Zwar setzte es sich sogleich wieder in Bewegung, aber schon nach ein paar Augenblicken wiederholte es dieselben Zeichen des Schreckens oder der Furcht.

„Holla!" dacht' ich, „es wittert irgend etwas Ungewöhnliches."

Ich liebkoste das Thier mit Wort und Hand, gab aber genau Achtung, ob sich irgend etwas zeigte. Wir galoppirten jetzt an einem dichten hohen Zaun entlang, dessen äußerstes Ende sich an einer Biegung des Weges verlor.

Noch zwanzig Schritt von dieser Biegung entfernt, springt mein Andalusier plötzlich zur Seite; ein Peitschenhieb bringt ihn auf den Pfad zurück, und nun erst bemerke ich einen Mann zu Pferde, gleich mir, der in gestrecktem Galopp, indem er unverständliche Worte murmelt und anscheinend mit einer Pistole droht, auf mich zueilt.

Ich erschrak, denn ich war unbewaffnet und konnte mich nicht vertheidigen. Dennoch verlor ich nicht den Kopf; ich sah ein, es blieb mir nur ein Weg der Rettung, die schleunigste Flucht. Mein Andalusier war ein rasches Thier; die Kugel, die mir Jener nachsenden würde, ging vielleicht fehl, und konnte ich nicht bald genug andern Reisenden begegnen, die mir Beistand leisteten? Ich wandte um und flog wie ein Pfeil zurück auf dem Wege nach Talcahuana. Der Räuber jedoch war noch schneller, als ich; mit einer unerhörten Geschwindigkeit war er mir auf den Fersen; ein kühner Sprung brachte ihn unmittelbar vor mich. Da stand er unbeweglich, mit ausgestrecktem Arm und einem Ausruf, der in meinen Ohren klang etwa: „la bourse ou la vie!" (die Börse oder das Leben).

Ich griff in meine Tasche, um ihm mein Geld zu reichen, und mich dann glücklich zu schätzen, daß ich wenigstens noch das nackte Leben gerettet habe. — Da plötzlich überraschte mich der Ton seiner Stimme, die jetzt bittend und demüthig klang, nicht stolz und gebieterisch, wie die eines Straßenräubers. Ich horche und glaube zu begreifen, daß die Worte: „Feuer gefällig, Sennor!" die er von Neuem ausspricht, wohl nicht „la bourse ou la vie!" bedeuten.

Nun erst betrachte ich mir meinen Peiniger näher und erkenne einen armen Bettler, der, zu stolz, zu Fuß zu gehen, sein Handwerk zu Pferde betreibt; die fürchterliche Pistole aber, die mich so sehr erschreckt, war ein Stück Holz, ein Span vom „Zunderbaum", das sehr lange glimmt, ohne Flammen zu geben oder zu verlöschen. Mit einem Wort, dieser Bettler, zu stolz, um zu fordern, ohne ein Gegendienst zu leisten, dieser ritterliche Bettler hielt Feuer in Bereitschaft für diejenigen Raucher unter den Reisenden, denen es an Streichhölzchen fehlen möchte.

Ich zündete also eine Cigarre an und gab ihm einen Real. Er dankte und grüßte auf's Höflichste, und ich steckte, etwas beschämt über meine Furchtsamkeit, die Börse wieder zu mir.

Nachdem ich in Concepcion meine Geschäftsangelegenheiten besorgt, kehrte ich in einem Gasthause ein, das ein alter Franzose dort hielt. Er war seit 1817 in Südamerika, wo er, wie so viele Andere, dem Freiheitshelden Columbia's, Bolivar, seinen Säbel und seinen Muth zur Disposition gestellt hatte. Sein lächelndes, blühendes Gesicht, seine joviale Beredtsamkeit, seine schlaue Gutmüthigkeit und sein noch immer echt französisches Wesen machten mir den alternden Herrn bald lieb, und ich verlebte einen sehr heitern Tag in seinem Hause.

Bei meinem Eintritt durch den Hof ward ich von einem großen storchähnlichen Vogel mit einer lärmenden Fanfare begrüßt. Es war ein Trompetenvogel oder Agami, wie in Chili fast in jedem

Hause einer zu finden ist; er schließt sich dem Menschen sehr vertraulich an und spielt eine wichtige Rolle. Tritt z. B. ein Fremder in ein Zimmer, wo er sich allein befindet, so nimmt er diesen ohne Weiteres für einen Dieb, stürzt hinaus und ruft mit kreischender Stimme um Hülfe.

Derjenige im Hause meines Wirthes, Don Gaspardo's, hatte das Amt, dessen kleinen Sohn Emilio jeden Morgen nach der Schule zu führen und Abends wieder einzuholen, und wenn der Knabe die Schule einmal schwänzen wollte, so wußte der Agami ihn durch Beißen zur Ordnung anzuhalten. Dafür genoß er aber auch gewisse Vorrechte; er wohnte allen Mahlzeiten unter dem Tisch bei, und empfing aus der Hand des Hausherrn oder der Hausfrau stets die erste Portion. Als mir beim Diner der Wirth ein Stück Wildpret auf den Teller legte, fuhr ich plötzlich mit einem Schrei des Schmerzes vom Stuhl empor. Alle Anwesenden lachten; ich aber ward fast ärgerlich, denn schon empfand ich einen zweiten Angriff auf mein Bein.

„Ah, Verzeihung!" sagte jetzt Gaspardo, „ich vergaß . . ."

Bei diesen Worten ergriff er ein Stück Braten, warf es unter den Tisch und beruhigte auf diese Weise den Zorn des Agami, der neidisch, daß er nicht zuerst bedient worden war, sich durch Beißen zu rächen suchte. Das hochmüthige Thier! Ich nahm mir vor, bei jedem neuen Gericht, das man mir reichen würde, zuvor zu fragen: „Ist der gnädige Herr Agami schon bedient?" Dennoch fühlte ich nicht lange darauf wieder einen heftigen Angriff auf mein Bein. „Das ist Unrecht, Don Gaspardo," sagte ich nun; „Sie sind mit dem Vogel im Einverständniß." Der Wirth versicherte, ihm von der Speise gegeben zu haben, ehe er mir angeboten. „Warum beißt er mich denn aber?" Don Gaspardo überlegte einen Augenblick, dann sagte er: Ich begreife jetzt, was er gegen Sie hat. Haben Sie nicht zu mir gesagt: „Ist der gnädige Herr Agami schon bedient?" Nun wohl, er hat es gehört und begriffen, daß Sie seiner spotten, indem Sie ihn als gnädigen Herrn behandeln." Ich war entwaffnet, und fing mit den übrigen Gästen an zu lachen über das vorgebliche Zartgefühl des Vogels und die scharfsinnige Erklärung seines Herrn.

VI.

Erzählungen eines alten Freiheitshelden.

Als die Tafel abgeräumt war und die dampfenden Kaffeetassen vor uns standen, gab uns Don Gaspardo manche Probe seines herrlichen Erzählungstalentes. Er war noch jetzt ein ebenso eifriger Jäger, als er früherhin Soldat gewesen, und wenn er auch bei seinen Jagdgeschichten wohl zuweilen seiner regen Phantasie die Zügel schießen ließ, so wußte er doch dafür aus den glorreichen Tagen der Befreiungskämpfe manchen wirklich merkwürdigen und interessanten Vorfall zu berichten.

„Bolivar," so erzählte er unter Anderm, „hatte den Schwur gethan, nicht den Degen in die Scheide zu stecken, so lange noch ein Soldat der spanisch-royalistischen Armee von Columbia bis an's Kap Horn zu finden sei, und er verfolgte sein Ziel, indem er auch zur Befreiung Peru's, Chili's und des Archipels von Chiloé seinen Arm bot. Mich beehrte er mit seinem besonderen Vertrauen, und einmal beauftragte er mich mit einer sehr wichtigen Sendung: Wir hatten die Royalisten bei Vargas geschlagen, und Bolivar erwartete, um nach Bogota, der Hauptstadt Neu-Granada's, zu marschiren, nur noch sichere Nachrichten über die Streitkräfte der Spanier, Nachrichten, die eine junge Dame aus Bogota ihm durch einen zuverlässigen Boten senden wollte. Bolivar beauftragte mich, dem Boten entgegen zu gehen, und falls ich ihn nicht zur bestimmten Stunde und am bestimmten Ort treffen würde, meinen Weg nach Bogota fortzusetzen und mit Pola, der schönen Donna Apolinaria Zalabarriata eine mündliche Besprechung zu suchen.

„Ich traf den Boten nicht, schlich mich daher als Bettelmönch verkleidet durch die spanische Armee und war mit Anbruch des Tages in Bogota. Hier herrschte eine allgemeine Bestürzung. Der Vicekönig, von der Niederlage der Spanier bei Vargas und von der Annäherung der Freiheitsschaaren unterrichtet, suchte den Widerstand zu organisiren, und sandte Boten über Boten nach den zerstreuten Truppen aus, die er rings um die Stadt zu vereinigen gedacht. Da er einen Aufstand der Bevölkerung fürchtete, so suchte er dieselbe durch Androhung der grausamsten Strafen einzuschüchtern.

„Den Fenstern seines Palastes gegenüber auf einem offenen Platz, hatte man einen Galgen errichtet, der von Stufen umgeben war; auf diese Stufen führte man, an Händen und Füßen gebunden, Alle, die von den Spionen des Patriotismus verdächtigt

worden waren; dann ging die Hinrichtung vor sich, und die Unglücklichen hatten noch die Qual, die vor ihnen angekommenen Opfer hinmorden zu sehen. Der Vicekönig sah von seinem Balkon aus zu, wie die Henker den Verdächtigen rasch den Garaus machten. Um zehn Uhr Morgens verließ er seinen Platz; denn es fehlte nun an Opfern.

„Ich erfuhr, daß er jetzt einem Kriegsgericht beiwohnen würde, das er über einige Personen zu urtheilen habe, die der Verbindung mit Bolivar angeklagt worden. Ich konnte nicht erfahren, wer die Unglücklichen seien, denn fast alle Bewohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen und wagten nicht, von den Angelegenheiten des Tages zu reden. Ich entschloß mich daher, auch meinerseits die Versammlung zu besuchen, in der Hoffnung, unter der Menge der Zuschauer einen der Mönche des Ordens zu treffen, dessen Kleidung ich trug; er würde mir, so glaubt' ich, Auskunft geben können über die neuesten Vorfälle. Wie groß aber war mein Entsetzen, als ich auf der Bank der Angeklagten Donna Apolinaria, sie selbst, die schöne Pola, erblickte, Arm an Arm gefesselt mit einem jungen Mann, den die Anklage als ihren Verlobten bezeichnete. Der Bote, dessen ich vergeblich geharrt, war in die Hände der Spione gefallen, und, mit dem Tode bedroht, hatte er das Geheimniß seiner Herrin preisgegeben.

„Der Prozeß dauerte nicht lange. Man klagte das junge Mädchen an, Bolivar schon seit längerer Zeit Notizen über die Stärke der spanischen Garnisonen in Neugranada, über die Bewegungen der Truppen und die Operationspläne zugesandt zu haben. Man klagte sie an, eine große Anzahl spanischer Offiziere zu ihren Gesellschaften geladen, durch Tanz, durch Lächeln und Galanterien berauscht und dann die nöthigen Nachrichten aus ihnen herausgelockt zu haben. Man klagte sie an, eine große Zahl Mitschuldiger zu besitzen und forderte deren Namen von ihr.

„Ich habe keinen Mitschuldigen," antwortete sie mit fester Stimme.

„Warum habt Ihr nicht von dem Verbrechen des Mädchens Anzeige gemacht?" wandte sich der Präsident an den Bräutigam.

„Er wußte nichts davon!" sagte sie eilig; „er ist nicht schuldig."

„Ich wußte Alles!" rief dieser.

„Pola hob die Augen zu ihm empor und dankte ihm mit einem langen, zärtlichen Blick. Nachdem das Urtheil gefällt, führte man beide in die Kapelle, und hielt sie hier bis zum andern Morgen gefangen, in der Hoffnung, daß sie Enthüllungen machen würden. Das Volk war durch die Grausamkeit des Vicekönigs auf's Aeußerste entrüstet; wäre nur die Armee Bolivar's nicht so weit entfernt ge-

wesen, so hätten wir wohl noch Zeit gehabt, die unglückliche Pola zu retten. So allein aber, was sollte ich beginnen? Ich verließ bei Anbruch des Tages das Kloster, in dem ich die Nacht zugebracht hatte, und beschloß, mich alsbald zu Bolivar zurück zu begeben. Ich hoffte, daß man die Hinrichtung Pola's und ihres Verlobten vielleicht noch verschiebe.

„Aber ich kannte den wilden Charakter des Vicekönigs nicht. Als ich jenen Platz überschritt, war ich erstaunt, ihn mit Soldaten und Menschengruppen angefüllt zu finden. Der Galgen stand noch immer da, und vor ihm eine Kompagnie Grenadiere mit erhobener Waffe. Ich hielt an, ich hörte die Menge von der Hinrichtung Pola's und ihres Verlobten reden. Nie werde ich die Schreckensscene vergessen. Der König erschien mit seinem ganzen Hof auf den Balkon in dem Augenblick, wo die beiden Verlobten auf einen Sitz, den Grenadieren gegenüber, geführt wurden. Sie trugen beide den Kopf hoch und frei; die Mönche bestürmten sie mit Ermahnungen und versprachen ihnen sogar volle Begnadigung, wenn sie Geständnisse machen würden.

„Pola blieb unerschütterlich. Ihr Bräutigam wollte reden, aber sie bat ihn, zu schweigen, und er schwieg. Endlich gab der Vicekönig ein Signal, die Grenadiere schulterten das Gewehr. Einen Augenblick ward Pola von Todesangst ergriffen.

„Henker!“ rief sie, „habt Ihr den Muth, ein Weib zu ermorden?“

„Muth, Geliebte!“ entgegnete mit lauter Stimme der Bräutigam; „wir sterben für das Vaterland und wir sterben zusammen!“

„Sie bedeckte sich mit der Mantille das Gesicht, und als sie dieselbe erhob und die tödtlichen Kugeln geflogen kamen, konnte man auf ihrem Corset die goldgestickten Worte lesen: „Es lebe das Vaterland!“

Trotz der strengen Strafe, die alle Verdächtigen traf, trotz der Grausamkeit selbst gegen die eigenen Soldaten, war zuletzt unter diesen eine wahre Epidemie der Desertion eingerissen, um sich den Freiheitsschaaren anzuschließen. Der spanische General Valdez ließ jeden fahnenflüchtigen Soldaten, der ins Lager zurückgebracht ward, standrechtlich erschießen. Täglich kamen solche Hinrichtungen in der spanischen Armee vor. Zuweilen erlaubte Valdez zwei Verurtheilten, um ihr Leben zu würfeln; wer die meisten Augen warf, war gerettet, der andere starb. Hatte der General eine Anwandlung von guter Laune, so begnadigte er wohl die beiden Spieler für den Fall, daß nur eine Kleinigkeit an der Gleichheit ihres Wurfs fehlte.

„Einst waren ein paar Zwillingsbrüder wegen Desertion zum Tode verdammt; man gestattete ihnen, um die Strafe zu würfeln; aber sie waren beide so heftig bewegt und zitterten so sehr an allen

Gliedern, daß es ihnen unmöglich war, den Schicksalsbecher zu schütteln. Zwei Offiziere derselben Compagnie thaten es daher an ihrer Statt. Aber seltsames Ereigniß! Beide Spieler warfen 18. Sie fingen noch einmal an: 21 für den ersten. Schon senden sie sich Abschiedsblicke zu; da leert sich der Becher des zweiten, und siehe, dieselbe Zahl 21 kommt zum Vorschein. Man beginnt noch ein drittes Mal; wiederum dasselbe Resultat. Als der General von dieser Beharrlichkeit des Schicksals zu Gunsten der Brüder benachrichtigt ward, schenkte er beiden das Leben." —

„Der General Sucre," so begann Don Gaspardo nach einer Pause eine neue Erzählung, „der General Sucre hatte Befehl erhalten, seine Division nach Angustara zu führen, dem Hauptquartier der Patrioten-Armee, die Bolivar in eigener Person befehligte.

„Die Division verließ Guyana la Vieja und fuhr in flachen Booten den Orinoco hinauf. Die Fahrt war mühevoll und langsam; aber es gab in diesem, von Wäldern, Savannen, Seen und Sümpfen bedeckten Lande keinen andern Weg, der auch nur für Indianer zu betreten gewesen wäre.

„Sucre schickte mich als Avantgarde mit einer Anzahl Soldaten voraus — denn ich war sein Vertrauensoffizier, sein erster Adjutant — um Bolivar schleunig eine wichtige Depesche zu überbringen. Später habe ich erfahren, daß er darin den Befreier von einer Verschwörung in Kenntniß setzte, welche die Damen von Angustara, lauter royalistische Megären, gegen sein Leben angezettelt. Ich kam noch zur rechten Zeit, und Bolivar war gerettet.

„Ich fuhr also mit meinen Soldaten den Strom hinauf, dessen hohe Wasser die Ufer überschwemmt hatten, so daß die Kronen der Bäume auf beiden Seiten nur wie Reihen von Buschwerk daraus hervorsahen.

„Für unsere erste Nachtruhe war es unmöglich, das Land zu betreten. Bei einer solchen Sündfluth hätten höchstens Tauben die Arche verlassen können.

„Am andern Tage jedoch war das Wasser schon etwas gefallen; die Stämme der Bäume sahen wieder daraus hervor; dann erschienen die Mangobäume, und endlich das Strauchwerk des Ufers mit seinen dichten Schlinggewächsen; aber Alles war mit einem dicken Schlamm überzogen. Am Mittag hatte die Sonne auch diesen getrocknet, und der Wind trug ihn als Staub von dannen; Leben und Geräusch erwachten wieder in der unermeßlichen Einöde: das Summen der Insekten, das Quaken der Frösche, das Klappern der Störche, der Reiher, der Pelikane.

„Noch immer indessen war der Strom sehr heftig, und es be-

durfte aller Kraft der Ruderer, um ihn zu besiegen. Wie freuten wir uns, zur Nacht an einer günstigen Stelle ein Lager aufzuschlagen, ein Feuer anzuzünden und einmal wieder auszuschlafen! Der Indianer, der uns als Pilot diente, aber versprach, uns in ein Dorf an einer Bucht des linken Flußufers zu führen.

„Diese Bucht war bald erreicht, eine Felsenbank jedoch lagerte sich davor. Dennoch landeten die vier ersten unserer Boote, Dank der Geschicklichkeit des Piloten, glücklich; das fünfte und letzte aber, das alle unsere Vorräthe trug, schlug um und war verloren. Ich befahl den anwesenden Indianern unter zu tauchen und Einiges von unserm Vorrath zu retten; aber sie weigerten sich, denn es zeigte sich hier und da der ungestaltene Kopf eines Alligators.

„Wir zündeten nun ein Feuer an, und die Soldaten begannen, am Ufer nach Schildkröten- und Kaiman-Eiern zu suchen. Ich hatte meinen Hunger durch einen Schluck Branntwein getäuscht, und begann nachzudenken, woher ich Lebensmittel für meine Soldaten nehmen solle. Ein Neger, den wir bei uns hatten, war am besten daran; er riß ein langes Bambusrohr aus und fing an demselben zu kauen. Ich bewunderte die gütige Vorsehung, als ich sein Wohlgefallen an dieser sonderbaren Speise bemerkte.

„Plötzlich erinnerte ich mich, daß der Pilot uns in ein Dorf zu führen versprochen hatte, wo wir sicherlich Mais und Yamwurzeln finden würden.

„Warum gehen wir nicht in das Dorf?“ fragte ich ihn.

„Weil wir mitten darin sind, Master.“

„Wir sind darin? Wo sind denn die Hütten und die Bewohner?“

„Die Bewohner sind auf Reisen, auf dem Fischfang oder auf der Jagd. Aber die Hütten sind da!“

„Da? . . . Wo denn?“

„Da, über Ihnen! Heben Sie den Kopf in die Höhe; sehen Sie sie nicht in den Bäumen? Sie sind auf den Gabeln der stärksten Aeste errichtet. Wenn die Indianer ihre Hütten auf der Erde bauen wollten, so würden sie ja bei jeder Ueberschwemmung fortgerissen werden; da oben aber hat es keine Gefahr.“

„In der That unterschied ich auf den stärksten Zweigen wohl dreißig ziemlich fest gebaute Häuschen in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß über dem Boden. Zahlreiche Einschnitte in den Stamm der Bäume machten es leichter, zu diesen Storchnestern hinaufzuklettern. Die Idee war bewundernswerth; aber ich hatte jetzt mehr zu thun, als über den erfinderischen Geist jener Naturkinder zu philosophiren.

„Diejenigen meiner Soldaten, die auf die Jagd ausgezogen waren, kehrten noch immer nicht wieder, und die zurückgebliebe-

nen fingen an, gegen mich, als den Urheber ihres Unglücks, zu murren.

„Warum waren wir nicht in Caycara gelandet, wo der Admiral Diaz mit einer Flotille residirte; warum kehrten wir nicht noch jetzt dahin zurück?“ Fast war ich schon entschlossen, ihnen den Willen zu thun, als ich, o Wunder! am Fuß eines kleinen Hohlweges, der zum Wasser hinabführte, einen Baum bemerkte, der mit Austern über und über beladen war; nicht anders, als ob sie statt der Früchte darauf gewachsen seien. Sie mußten sich, als der Fluß ausgetreten war, daran festgesetzt haben, wie sie es zur Zeit der Fluth wohl an Felsen thun, und mußten da hängen geblieben sein, nachdem das Wasser sich wieder verlaufen hatte. Die Austern reichten indessen nur hin, unsern ersten Hunger zu stillen, und bald fing das Murren von Neuem an.

„Mit einem Male kamen einige der Soldaten über den Sand dahergelaufen und verfolgten mit Stockschlägen eine ganze Heerde kleiner Thiere, etwa in der Größe von jungen Hunden, die sich so rasch sie konnten, dem Fluß zu nähern suchten. Es waren junge Alligatoren, deren die Soldaten ein ganzes Nest voll aufgefunden hatten. Einige derselben wurden bald erlegt und ihrer harten Schale beraubt, an einem Degen aufgespießt und gebraten.

„Ich weigerte mich zuerst, davon zu essen, weil ich den Soldaten ein Beispiel der Enthaltsamkeit zu geben wünschte; da sie aber in mich drangen, so kostete ich aus Höflichkeit. Schmeckte das prächtig! Zart, weiß und weich, wie das Fleisch von jungen Hühnchen.

„Schon machten die Soldaten Anstalt, sich von Neuem auf die Alligatorenjagd zu begeben, als sich plötzlich in einiger Entfernung vom Ufer das ruhige, grüne Wasser des Flusses mit Schaum bedeckte, und ein dunkler, beweglicher Gegenstand bemerkbar ward, der sich dem Lande näherte, und in dem wir bald einen ungeheuren Alligator, vermuthlich die Mutter jener von uns verspeisten Jungen, erkannten. Wohin er sich wendete, ließ er einen langen Streifen einer öligen Fettigkeit hinter sich zurück, die das Wasser trübte.

„Jetzt war das Unthier nur noch wenige Schritte weit vom Ufer entfernt; wir hatten unsere Mahlzeit unterbrochen; Schrecken hatte Alles ergriffen; es war einer der kolossalsten Alligatoren, die ich je gesehen, und er schien nur noch zu warten, um die Zeit zu berechnen, in der er uns Alle würde verschlungen haben. Schon streckte er den weit geöffneten Rachen zum Wasser heraus.

„Master,“ sagte der Indianer ganz leise zu mir, — denn wir Alle wagten, kein lautes Wort zu reden — „dieser Alligator hat schon Menschenfleisch gefressen.“

„Warum?"

„Weil er uns so gierig betrachtet. Wenn diese Thiere einmal Menschenfleisch gekostet, so vergessen sie es nie mehr und trachten immer wieder danach. Sie würden ein Pferd, einen Stier, nein zehn Stiere verschmähen, um einen Menschen zu fressen."

„Master," fing der Indianer von Neuem an; „was würden Sie mir geben, wenn ich den Alligator tödtete?"

„Was möchtest Du haben?"

„Dieses Messer," erwiderte er, indem er einen Dolch von feinem Stahl liebkoste, den ich im Gürtel trug.

„Nein, nein, Yanis; ich will nicht, daß Du um einer elenden Waffe willen Dein Leben aufs Spiel setzest, Du armer Yanis."

„Fürchten Sie Nichts, Master; es ist nicht der erste Alligator, den ich getödtet habe. Soll ich das Messer haben?"

„Er näherte sich nun dem Saum des Waldes und schnitt den Zweig eines Baumes ab. Dabei zeigte er so viel Sicherheit und Ruhe, daß ich ihn endlich gewähren ließ. Die beiden Enden des Zweiges spitzte er scharf zu, härtete sie im Feuer, warf dann seine Kleider ab, watete in den Strom und ging mit ausgestrecktem Arm und mit jenem Pfahl bewaffnet, auf den Alligator los.

„Dieser tauchte von Zeit zu Zeit unter, kam aber bald wieder zum Vorschein mit noch immer weit geöffnetem Rachen. Kaum ward er den Indianer gewahr, so wandte er sich um und schritt langsam gegen ihn vorwärts. — Schon verengt sich der Raum, der die Feinde noch trennt, mehr und mehr; der Indianer zielt scharf auf den Rachen des Ungeheuers — wir sehen mit athemloser Spannung dem Moment entgegen, wo sie einander erreichen werden — jetzt stößt er zu; sein Arm dringt weit vor in den Rachen des Thieres, aber eben so schnell zieht er ihn auch zurück, und der Pfahl sitzt tief im Fleisch des Opfers. Dieses überschlägt sich und zappelt vor Schmerz; sein Blut färbt das Wasser weithin roth; es arbeitet gewaltig, den Kopf auf den Sand gekehrt und mit dem Schwanz in der Luft, um die tödtliche Waffe aus seinem Rachen zu entfernen; statt dessen stößt es sie aber nur tiefer und tiefer hinein.

„Jetzt war Yanis wieder bei uns. „Rasch mit dem „laso" herbei!" rief er aus. Es befanden sich nämlich unter den Soldaten einige Llanos, Prairienbewohner, welche die Pferde und Büffel mit einer Schlinge, dem „laso" einzufangen pflegen. Einer dieser Llanos sprang sogleich hinzu, und, das rechte Bein rückwärts, den linken Fuß fest auf den Boden gestemmt, warf er dem Alligator den laso über den Kopf. Er konnte uns jetzt nicht mehr entgegen. Der Indianer empfing als Belohnung den Dolch, den er sogleich einweihte, indem er ihn dem Unthier tief in's Herz

stieß. Ohne dies würde der Alligator, der ein äußerst zähes Leben besitzt, wohl noch vierundzwanzig Stunden gelebt haben.

„Meine Leute schnitten sich aus seinem Fleisch nun Rostbeafs, und wenn diese auch etwas zäh und in keiner Weise mit dem zarten Leckerbissen eines jungen Alligators zu vergleichen waren, so stillten sie doch den Hunger, und wir konnten am andern Morgen frischgestärkt unsere Reise fortsetzen. Das Thier war 18 Fuß lang, und hatte einen Leibesumfang von 10 Fuß; auch verbreitete es rings um sich her einen starken Moschusgeruch." —

Wie gern wäre ich noch einen zweiten Tag in Concepcion geblieben, um den Erzählungen meines interessanten Wirthes zuzuhören! Schon am nächsten Mittag aber mußte ich in Talcahuana sein, wo der Kapitän das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Er ward indeß für seine Voreiligkeit bestraft; denn wir bekamen bald einen so heftigen Sturm, daß unser armes Fahrzeug schwer beschädigt ward, und wir zu seiner Wiederherstellung in die Bucht von San Carlos de Chiloé flüchten mußten.

VII.

Wie man Bürger von San Carlos werden kann.

Wer je einem Wallfischfahrer begegnet, der spreche mit ihm von San Carlos; die Stadt ist einem Jeden unter ihnen bekannt, und wie wenig redselig er auch sonst sein möge, von ihr weiß er viel zu erzählen, so viel, daß man mit ihm übereinkommen wird, San Carlos könne das Paradies der Muhamedaner auf Erden sein.

Ich habe einige Andeutungen über die Verwilderung der Sitten in Talcahuana gegeben; nachdem ich aber die Zügellosigkeit Chiloé's kennen gelernt, ertheile ich den Chilianerinnen des Nordens Absolution, erkläre sie für tugendhaft und schweige.

In San Carlos sind die Frauen für den Reisenden die Hauptsache. Ich habe für sie meinen Ausflügen ins Land entsagt; habe mein Herbarium, mein Museum, habe Regierung, Finanzen, Industrie und Handel vergessen; ich kenne nichts dort, habe nichts dort gesehen, als sie allein. Auch sind sie in solcher Ueberzahl vorhanden, daß dies dem Fremden sofort in die Augen fällt. Auf allen Booten, welche die Bucht durchschneiden, um Holz oder andere Vorräthe nach der Stadt zu bringen, erblickt man nur Frauen; sie führen das Ruder, und es ist selten, daß sie von einem Mann

oder gar zweien darin unterstützt werden. Und wo sieht man Männer, sobald man die Stadt betreten hat? Ein oder zwei Zollbeamte, der Chirurgus, ein europäischer Krämer, der in den Straßen unechte Schmucksachen feil hält, die Schildwache vor dem Rathhaus, der Indianer, der von den Bergen herabgekommen ist, und die Matrosen von der Rhede, die im Schmutz waten — das ist Alles. Aber über den Kopf geworfene, unter dem Kinn zusammengeknüpfte Schleier, unter deren Spitzen ein Paar schwarze Augen blitzen; aber Röckchen, kurze Röckchen; aber schlanke bewegliche Gestalten, die an Euch vorübertänzeln, so nah, daß sie Euch berühren, daß sie Euch in Feuer setzen, die einen in seidenen Stiefelchen, die andern in Holzschuhen oder barfuß — diese sieht man in großer, großer Menge. — Unter 25,000 Seelen, so hoch beläuft sich die Bevölkerung Chiloé's, befinden sich 20,000 Frauen. Dieser Mangel an Männern ist ein Uebelstand für das Land, und die Regierung benutzt daher die schönen Augen der Kreolinnen, um die Zahl ihrer Bürger aus den Reihen der Fremden nach Möglichkeit zu vergrößern. Eine Heirath kann dort in weniger als vierundzwanzig Stunden projectirt, beschlossen, eingesegnet und gerichtlich bescheinigt sein. Da bedarf es keines öffentlichen Aufgebotes, keiner Gutheißungen und Contracte, keiner aller jener Vorbereitungen, wie in Europa, wo das Mißtrauen auf beiden Seiten herrscht, wo die Ehe wie ein Handelsgeschäft abgeschlossen wird, bei dem beide Parteien gegenseitige Bürgschaft fordern, als ob Jeder fürchtete, eine Thorheit zu begehen.

In Chili, in San Carlos ist es hinreichend, einander zu gestehen, daß man sich liebt; dann kniet man nieder zu den Füßen eines Priesters, welcher die Eheformel spricht, das Bündniß segnet, und für eine billige Entschädigung von zwei Piastern es in die Pfarrregister einträgt. Mit einem Wort: eine Heirath in Chili vollzieht sich mit der größten Leichtigkeit, und jedes Schiff, das in San Carlos Anker wirft, pflegt die schönsten Burschen seiner Mannschaft hier zurückzulassen.

Aber die Sache hat auch ihre Schattenseiten. Das Gesetz, die Verwaltung, die keinen Einspruch erheben in der Hochzeitsstunde, melden sich später; und wehe dem Unglücklichen, der vielleicht nördlich vom Aequator schon eine Gattin sein nennt! Ihn wird kein europäisches Gesetz beschützen; er wird, der Doppelehe überführt, zum Tode oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt.

Gesetzt aber auch den Fall, daß man dieses Verbrechens nicht schuldig ist, daß man ein Recht hat, sich zu vermählen, daß man selbst in dieser Ehe glücklich lebt; eines Morgens erwacht die Erinnerung an die Heimath; sie läßt dem Herzen keine Ruhe mehr;

man will das Vaterland, das Vaterhaus wiedersehen, den Zurückgebliebenen erzählen, wie man jetzt Familienvater geworden und Reichthümer erworben; man will mit einem Wort eine Reise nach Europa machen: da erscheint der Scherge, der Richter, selbst der Oberrichter, und führen Euch gewaltsam zurück unter das eheliche Dach und halten Euch da fest, wenn nicht die gnädige Frau Gemahlin in aller Form Rechtens Euch selbst den Erlaubnißschein ausstellt, das Kap Horn zu umsegeln.

Ein Landsmann und Schiffsarzt erzählte mir folgende Geschichte, wonach auch er nahe daran war, sich fesseln zu lassen. Hier die kurze Geschichte seiner Heirath:

„Ich war," erzählte er, „zwei Tage vor unserer Abreise mit meinem Kapitän zu einer Abendgesellschaft geladen, die von einer Dame der Aristokratie, einer Wittwe und deren schöner heirathsfähiger Tochter veranstaltet worden war. Das Fräulein, Namens Transita, war längere Zeit hindurch leidend gewesen, und hatte ihre Gesundheit erst seit den Besuchen eines französischen Arztes wiedergewonnen. Dieser Arzt war ich.

„Ich war der Gefeierte aller geladenen Damen; ihre kleinen Aufmerksamkeiten, ihr Lächeln, ihr Geplauder galten mir; ja sie wußten mich selbst noch zurückzuhalten, nachdem die übrigen Gäste sich bereits zurückgezogen hatten. Als ich bei Anbruch des Tages endlich an Bord landete, verfolgte mich noch immer das Andenken Transita's, ihrer zärtlichen Blicke, ihrer weißen Zähne, ihrer weichen Hand. Ich schlief nur ein, um von ihr zu träumen.

„Da unsere Abreise unwiderruflich auf den nächsten Morgen festgesetzt war, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, den Damen gegen Abend noch einen kurzen Abschiedsbesuch zu machen. Schon auf dem Wege indessen begegnete mir ein Bote, der mich schleunig zu ihnen beschied, weil eine schwer Kranke meiner bedürfe. Es war dies eine Anverwandte Transita's, ein schönes junges Mädchen, das bleich und regungslos wie ein Marmorbild auf einem Ruhebette lag. Erst heute hatte man sie vom Landsitz ihrer Eltern nach San Carlos gebracht, um meinen Rath zu hören.

„Transita führte mich an ihrer weichen Hand vor das Lager der Kranken, und empfahl sie mit ihrer süßen, zärtlichen Stimme meiner Sorge. Auch ließ sie mit ihren dringenden und rührenden Bitten nicht eher nach, als bis ich noch diese Nacht mit ihr bei der Kranken zu wachen versprach. Transita's Mutter, die der Kranken, und noch eine befreundete Dame, welche zugegen blieb, waren bald im offenen Nebenzimmer eingeschlafen; nur wir saßen wachend dicht neben einander und flüsterten mit leiser Stimme, sie immer in castilianischer Sprache, ich immer französisch; aber wir verstanden einander zum Entzücken, so sehr ist der Ausdruck der

Liebe die wahre Universalsprache. Der Zufall wollte, daß ich bei dieser Unthaltung, ohne irgend welche Bedeutung hineinzulegen, das Wort „Ehe" aussprach.

„Bei diesem Wort erwachte plötzlich eine der Tanten; sie weckte die andern Damen, und ehe ich mich dessen versah, erklärten sie mir im Namen von Transita's Mutter, daß, da ich Transita zur Ehe wünsche, mir ihre Hand bewilligt sei. Ich wollte eine Ausrede, eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber schon lag das süße, tief erröthende Mädchen in meinem Arm, und die Hand der gütigen Mutter ruhte segnend auf unsern Häuptern.

So war ich denn gefangen, war besiegt, unterjocht! Mein wirkliches Wohlgefallen indessen an dem schönen Mädchen gab mir bald die Fassung wieder, und sie noch immer umschlungen haltend, rief ich: „Ja, Transita und San Carlos auf ewig!"

„Die Kranke war inzwischen nicht vergessen, aber man sah doch ihrem unabwendbar nahen Tode mit Fassung entgegen. Sie ward, als der Tag dämmerte, einer Dienerin überlassen, und die Damen kündigten mir an, daß es Zeit sei, uns zu dem wichtigen Akt der Trauung in die Kirche zu begeben. Schon hörten wir die Glocke läuten. Ich machte keine Widerrede; ich war entschlossen, mich zu verheirathen und das Schiff ohne mich absegeln zu lassen.

Wir gingen durch den Garten und schlugen dann einen ländlichen Pfad ein, der zu dem Hügel führte, wo die Kirche stand. Mutter und Tante gingen voraus; die Geliebte stützte sich auf meinen Arm; wir waren glücklich. Als wir die Höhe erstiegen, lag die Bucht im Morgenglanz vor uns; ich erkannte unser Schiff mit seinen flatternden Wimpeln; es lag noch unbeweglich. O Macht der Liebe! Ich blieb kalt und fühllos beim Anblick dieses Schiffes, das mir so lange ein schwimmendes Vaterland gewesen!

„Der Priester erschien mit zwei Kirchendienern, von denen der eine die Kerzen anzündete, der andere das große Kirchenbuch herbeibrachte. Der feierliche Augenblick nahte. Schon hatte ich meinen Namen, Zunamen und Stand, den Namen und Zunamen meiner Eltern, mein Alter, meinen Geburtsort ꝛc. angegeben, als der Priester ungeduldig fragte: „Werden die Zeugen erscheinen oder nicht?"

„Wir sahen uns Alle bestürzt an; Transita hatte die nöthigen Zeugen in ihrer Mutter und Tante bei sich; daß aber auch ich deren mitbringen mußte, daran hatte Niemand gedacht. Die Damen waren in Verzweiflung; endlich fielen ihnen zwei in der Nähe wohnende befreundete Kaufleute, zwei Brüder, ein, die mir den Dienst gern leisten würden; ich küßte meiner Braut die Hand und eilte fort, die Herren herbeizurufen. Als ich in die Nähe der Bucht kam, wo sie wohnten, hörte ich plötzlich das Geräusch einer Anker-

kette, die aus dem Wasser gezogen ward und sich um ihre Winde rollte. Es wirkte magnetisch auf mich, wie auf den verbannten Schweizer das Kuhhorn seiner Heimath. Dort lag mein theures Schiff, die „Asia", bereit hinauszusegeln nach dem geliebten Vaterland! Ich konnte es nicht allein ziehen lassen; ich stand . . . ich zögerte . . .

„Da legte sich eine kräftige Hand auf meine Schulter, es war die des Kapitäns, der sich soeben an Bord begeben wollte.

„Ah," sagte er lächelnd, „da sind Sie endlich, Umhertreiber!"

„Ich war bestürzt, zerstreut, ich sah ihn verwirrt an, und wußte nichts zu antworten. Er aber nahm mich mit sich fort, und ich folgte willenlos.

„Als ich aber erst das Schaukeln des raschen Bootes empfand, als der frische, schwellende Seewind mir die Stirn fächelte und kühlte, da kehrte mir die Besinnung zurück; ich war glücklich, der Freiheit und dem regen Seeleben wiedergegeben zu sein. Zwar sandte ich zuweilen noch einen Seufzer nach der schönen betrogenen Transita hinüber; aber es war nicht der bittere Seufzer der Reue.

„Was ist aus ihr geworden? Hat sie mich beweint, mir geflucht oder mir verziehen?" —

VII.

Peru.

Mit einer gewissen historischen Ehrfurcht betrat ich, von S. Jago kommend, den peruanischen Boden. Befand ich mich doch jetzt in dem Lande, von welchem aus, als es durch den im Jahre 1531 hier landenden Franz Pizarro erobert wurde, die Kunde von einem Goldparadiese über die ganze Welt strömte, das Tausende und Abertausende von gewinnsüchtigen Abenteurern unter der spanischen Flagge hieher trug. War ich doch in dem Lande der uns jetzt zur Sage gewordenen Incas, jener die Sonne anbetenden Könige von Peru, aus deren Schatzkammern die Spanier zahllose Schiffsladungen von Gold- und Edelsteinen in das heimathliche Mutterland schleppten; in dem Lande, daß meine Kindesphantasie erhitzte, wenn ich die von Gold, Silber und Diamanten durchblitzte Geschichte jener spanischen Eroberungskriege las. Wie viel Strafen

und Verweise meiner Lehrer verdanke ich diesem Peru, wenn ich nach jener Lectüre keinen Sinn für Mathematik und Religion hatte, weil meine Gedanken noch in jenem Sagenreiche der dreizehn Incas verweilten, für das ich zu spät geboren worden, da ja die Spanier all das schöne Gold seit Jahrhunderten bis auf den letzten Dukaten herausgeschleppt hatten!

O über die nüchterne Prosa unserer Zeit! Schon mein erster Eintritt in dieses Land zerschlug alle meine Illusionen, überzeugte mich, daß seit der Zeit der spanischen Conquistadores oder Entdecker und unserer Gegenwart die Herrschaft jener glücklichen Spanier, die hier im Golde wühlten, längst untergegangen; denn Peru gehört seit lange nicht mehr den Allerkatholischsten Majestäten von Spanien; es ist Republik geworden seit 1821 und Alles, was ich von jenen glänzenden Eroberern noch sah, war der armselige Schädel des erschlagenen Helden Pizarro, der aber ebenso gut jedem Andern gehört haben konnte, als ihm.

Der Reisende, welcher Lima, die Hauptstadt von Peru, durch die prächtige Callao-Allee betritt, macht sich auf ganze Reihen von Palästen, paradiesische Gärten und eitel Eleganz und Blumenduft gefaßt, kaum aber hat er die Portada hinter sich, so schwindet alle Illusion. Er sieht sich zwischen verfallenen Häusern mit Bambusdächern und zwischen einer Bevölkerung, die Schmutz und Elend athmet; sieht sich von ekelhaften Geiern (gallinazos) umflogen, die mit wildem Geschrei sich den auf die Straße geworfenen Unrath streitig machen und laut Befehl der Obrigkeit geschützt werden, weil diese gefälligen Thiere das Geschäft der Straßenreinigung besorgen. Nur inmitten der Stadt beginnt einiger Luxus, und zwar mit der Straße der Mercaderes oder Kaufleute, welche in die plaza mayor endet und den Glanzpunkt der Stadt bildet. In Lima ist mit Ausschluß einiger eleganten französischen Läden Alles Ruine, und seit dem Erdbeben von 1746 scheint es sich nicht wieder erholt zu haben. Die einzige Originalität der Stadt ist das weibliche Publikum. „Gott schütze Sie vor den Frauen Lima's," sagte mir ein Bekannter, als ich Chili verließ, mit warnender Stimme; und doch hatte ich bisher so viel Reisende von diesen Frauen schwärmen gehört. — Die Frauen von Lima tragen den unverkennbar spanischen Typus, sie sind schön, aber dabei verschwenderisch, dumm und leichtsinnig; glücklich diejenigen von ihnen, welche lesen und schreiben können. Es giebt in Lima Pensions-Anstalten, aber hier herrscht der Unterschied, daß nicht die Lehrerinnen, sondern die Schülerinnen befehlen und Alles nach ihrer Caprice gehen muß. Was brauchen die Mädchen von Lima; sind sie nicht schön und haben sie nicht das Recht, bewundert zu werden? Was braucht man da zu lesen oder zu schreiben, zu sticken oder zu weben, oder Bil-

dung zu besitzen? Geographie und Geschichte sind für sie böhmische Dörfer; die Mode ist für sie Alles, Alles. In ihren Shwal oder Mantille gehüllt, sitzt die Dame in ihrem Stuhl; tritt ein Gast herein, so ladet sie ihn ein, Platz zu nehmen, richtet einige sehr gewöhnliche Worte an ihn, und da ihr nichts weiter einfällt, so schweigt sie. Die Conversation beschränkt sich auf ein Si oder ein No, oder auf ein ay Sennor! und nur die Chronique scandaleuse ist im Stande, sie in Fluß zu bringen. Draußen aber auf der Promenade ist ihre Welt. Mit ihrem schwarzen Haar, ihren Augen, die alle Heiligen des Paradieses in Versuchung führen könnten, ihren zierlichen Händen und Füßen stolzirt sie dahin. Die Corrida, das Stiergefecht, ist ihre Welt; wenn sie kein Geld hat, verkauft sie ihrem Gatten die Matratze unter dem Leibe, um sich ein Fläschchen eau de Cologne und einen Platz in der Arena zu kaufen. Auch bei Festlichkeiten trinkt sie den Männern zum Trotz; ihr Gesicht illuminirt sich, ihre Unterhaltung wird wild und confus, und am andern Morgen hört man sie nicht selten ausrufen: Me he mereado! Ich habe mich gestern betrunken. Die Liebe, das Glück der Ehe, und alle übrigen inneren Glückseligkeiten existiren für sie nicht; sie kennt nur den Luxus, das Vergnügen und leider die Ausschweifung.

Die hauptsächliche Bevölkerung von Peru besteht so zu sagen aus Räubern, und die Salteadores spielen daher eine erste Rolle. Drei Ursachen befördern die Vervielfältigung dieser Klasse: die Faulheit, der Mangel jeder Kenntniß von Moral und die Gleichgültigkeit der Behörden. Viele der Schwarzen, der cholos und zambos, ziehen das Vagabondiren einer ruhigen Thätigkeit vor, und keiner wird deshalb minder geachtet. Früher wurden die Mörder unbarmherzig auf der plaza mayor erschossen, jetzt bringt man sie ins Gefängniß, wenn man sie überhaupt ergreift und verurtheilt. Ein Artikel der Verfassung selbst erlaubt nicht mehr als fünf tödtliche Bestrafungen im Laufe des Jahres; hat man noch einige Hallunken darüber hinaus, so spart man sie bis zum nächsten Jahr.

Die Unzulänglichkeit der Legislation, die Schwäche der Behörden und die Bestechlichkeit der Kerkermeister erklären die Unzahl der Salteadores, welche Peru und die Umgegend der Hauptstadt verwüsten. Sie bilden gut organisirte, armirte und equipirte Banden mit einem Generalstab und einem Hauptquartier in irgend einer Höhle der Gebirge, wohin sie ihre Beute schleppen; die unteren Beamten der Polizei sind nicht selten ihre guten Freunde, sie belagern daher die Landstraßen und dringen auch wohl in die Vorstädte der Hauptstadt. Erst wenn ihre Verwüstungen überhand nehmen und die Journale die Behörden zu energischen Schritten

drängen, schickt man die Husaren oder Gensdarmen zu einem Treibjagen aus; nicht selten bleiben in solchen Gefechten die Räuber Herren des Schauplatzes; werden sie aber besiegt, so binden die Gensdarmen die Todten und Verwundeten auf ihre Pferde, schleppen sie zur Stadt und werfen sie auf den Inquisitionsplatz in den Staub, wo sie mit Blut besudelt, tagelang eine Augenweide des Volkes bilden. — Eines Abends, als ich über diesen Platz schritt, sah ich zwei solcher verwundeten Salteadores dort liegen, umgeben von einer Anzahl Neger. Einer von ihnen, ein schöner kräftiger Zambo, hatte drei Kugeln im Kopf und eine in der rechten Seite; sein Antlitz trug noch die Spuren der Wuth, mit welcher er sich vertheidigt. Der andere, ein Indianer, hatte eine klaffende Säbelwunde in der Stirn. Er athmete noch und bewegte sich, während ich ihn betrachtete. Die Masse schaute ihn neugierig an; ein Kind lief zu der gegenüberliegenden Kaserne und erzählte der Schildwache, einer der Räuber sei noch nicht todt. Die Schildwache kam, um sich zu überzeugen, und setzte dem sterbenden Banditen die Mündung der Muskete an's Ohr, um ihm den Schädel zu zerschmettern; die Menge jedoch fiel ihm in den Arm, und entrüstet wandte ich mich ab von diesem Schauspiel.

Da Peru keine eigentlichen Landstraßen und also auch keine Wagen besitzt, ist man genöthigt, zu Pferde oder auf einem Maulthier mit einem Arriero zu reisen, der als Führer und Wärter dient. Als ich die Ruinen von Pachacamac besuchen wollte, ließ ich mir von einem Freunde den zuverlässigsten Arriero, einen Indianer, Namens Vicenta, nachweisen, der als der gewissenhaftigste Führer bekannt war. Unterwegs fragte ich Vicenta, ob es in dieser Richtung Salteadores gäbe. „Hay bastantes“ (es giebt genug), antwortete er mir; „man hat erst gestern einen französischen Uhrmacher ausgeplündert.“ Kaum hatte Vicenta diese Antwort mit einem lauten Gelächter begleitet, als ich das Geschrei: „Alto ahi“ (Halt) neben mir hörte. Vicenta sprang im Sattel auf und ich ebenfalls. Aus einem Gebüsch sahen wir zwei weite Gewehrmündungen und dahinter zwei braune Köpfe herausschauen. Ein dritter Kopf stieg über ein Felsenstück hervor und der Räuber sprang auf uns zu.

„Sie sehen, Caballeros,“ sagte er mit impertinentem Scherz, „daß hier keine Vertheidigung nothwendig; meine beiden Advokaten dort werden meine Sache unterstützen.“

Ohne zu überlegen, suchte ich die Geldstücke hervor, welche ich besaß, während Vicenta keine Miene verzog. Plötzlich kroch einer der Räuber aus dem Gebüsch hervor, und während ich dem Andern mein Geld reichte, rief der Erstere Vicenta zu:

„Wie, seid Ihr es, amigo? Wir haben uns lange nicht gesehen!“

Vicenta's Gesicht strahlte vor Freude.

„Ich führe diesen braven Caballero nach Pachacamac und ich hoffe, daß Ihr so artig sein werdet, sein Geld nicht anzunehmen.“

„Ihr wißt,“ antwortete der Bandit, „daß ich Euch nichts abschlage, was in der Möglichkeit liegt; aber das Geschäft geht schlecht und wir haben keinen Pito in der Tasche.“

„Aber der Herr ist mein Schützling,“ rief Vicenta; „er ist nicht reich, und ich dulde nicht, daß Ihr ihn rupft.“

„Por dios,“ antwortete der Räuber, „so wollen wir die Sache arrangiren! Wie viel hat der Herr gegeben?“

„Zehn Piaster und drei Realen!“

„Theilen wir also! Seid Ihr zufrieden, Sennor extrangero?“

„Mit Vergnügen,“ antwortete ich, sehr zufrieden mit diesem Arrangement, zog höflich meinen Hut, empfing meine fünf Piaster zurück und trollte mich weiter.

Unterwegs suchte sich Vicenta von meinem Verdacht zu reinigen, als spiele er mit den Spitzbuben unter einer Decke, er erklärte mir seinen Einfluß auf dieselben folgendermaßen:

„Ich habe ein unfehlbares Mittel, mich mit ihnen auf guten Fuß zu stellen. Am Donnerstage, wenn ich in Lima bin, besuche ich die Gefängnisse und vertheile Taback und andere kleine Geschenke an die Gefangenen; deshalb ist mein Name bei allen diesen armen Teufeln gesegnet, und da drei Viertel von ihnen wieder zu ihrem alten Gewerbe zurückkehren, so bleiben sie mir dankbar.“

Obgleich die Beispiele von Menschlichkeit bei den Salteadores nicht selten sind, giebt es unter ihnen doch finstere Charactere blutdürstiger Natur, welche in ihrem scheußlichen Handwerk zu Allem fähig sind. Wenn zu ihrer angebornen Brutalität sich noch ein Trieb zur Grausamkeit oder zur Rache gesellt, so sind sie wahre Teufel, und man erzählt von ihnen die entsetzlichsten Dinge. Vor einem Jahre hatten sich eine Modistin und zwei Kaufleute von Lima nach Chorillos begeben. Sechs bewaffnete Räuber überfielen sie, plünderten sie und zwangen die Kaufleute bei Todesstrafe, ihres Weges zu gehen, ohne zurückzublicken. Die zitternde Modistin wurde trotz ihres herzzerreißenden Geschrei's nackt an einen Palmbaum gebunden und auf's Scheußlichste mißhandelt, und erst am Abend wurde sie durch Vorübergehende, geschunden und halbtodt, erlöst. Das blutigste Drama dieser Art war jedenfalls folgendes: Vor wenigen Jahren lebte in Lima eine junge Pariserin, an einen französischen Kaufmann verheirathet, den wir X. nennen wollen. Sie war ebenso ausgezeichnet durch Charakter, wie durch Geschmack und Schönheit, war von ihrem Gatten geliebt, von den Männern

verehrt, von Allen geachtet und ein Gegenstand der Eifersucht der Weiber! Ihr Gatte hatte im Weichbilde von Lima ein Haus und einen Garten gemiethet, in welchem er oft tagelang mit seiner Gattin und seinem Bruder Eduard sich aufhielt. Eines Abends, nachdem man den Thee getrunken, zog sich Eduard in sein an der Thür des Hauses belegenes Zimmer zurück, während das Ehepaar das seinige suchte. Um Mitternacht erwachte Eduard durch ein seltsames Geräusch. Unbekannte Männer waren im Begriff, die Thür zu sprengen, und stürzten herein. Eduard war tapfer, aber ehe er noch sein Gewehr ergreifen konnte, hatten ihn die Salteadores auf das Bett gebunden und geknebelt. Kaum hatte er Zeit gehabt, die Seinigen durch lautes Rufen zu warnen. Die Räuber, Schwarze, cholos und zambos, waren ihrer fünfzehn, alle mit Dolchen und Gewehren bewaffnet; ein Theil der Bande umzingelte das Haus, während die Andern hineindrangen. Sie wußten aus guter Quelle, daß X. eine Summe von hundert Unzen bei sich hatte, und daß seine Frau Schmucksachen besaß. Nachdem sie Eduards Zimmer geplündert, eilten sie in das der Gatten. Die letzteren hatten sich auf Eduards Geschrei erhoben und eilig das Zimmer verbarrikadirt. X. hatte seinen Karabiner geladen und seine muthige Frau ihm beim Barrikadiren geholfen.

„Wer seid Ihr?“ rief X., als die Räuber sein Zimmer erreichten. In demselben Augenblick stürzten sich diese auf die Thür, dieselbe mit Kolbenschlägen überhäufend. X., der jetzt einsah, daß er nichts gegen die Uebermacht ausrichten werde, baute auf die Festigkeit der Thür, und überzeugt, daß die Räuber nur kamen, um zu plündern, eilte er, seine Frau zurücklassend, durch eine geheime Hintertreppe hinab, durch den hintern Theil des Gartens und zu einer Kaserne, um Hülfe herbei zu holen. Die Soldaten hatten hiezu keine Lust. Inzwischen war es den Räubern gelungen, die Thür zu sprengen; sie stürzten sich auf die junge Frau, die ihnen entschlossen entgegentrat und ihnen eine Handvoll Unzen aushändigte. Ein lautes Freudengeheul erfolgte; aber die Räuber, nicht zufrieden hiermit, verlangten auch den letzten Cuartillo und namentlich ihre Schmucksachen. Während Alles in ihre Hände wanderte, kehrte der Muth der jungen Frau zurück. Sie glaubte in einem der Räuber eine bekannte Stimme entdeckt zu haben; derselbe trug eine schwarze Larve vor dem Gesicht, und mußte also Ursache haben, sich unkenntlich zu machen. Entschlossen riß ihm das junge Weib die Larve vom Gesicht. „Du bist's, Antonio?“ rief sie, ihren eigenen Diener, einen Menschen von indianischer Race, erkennend. „Was habt Ihr gethan, Wahnsinnige!“ rief dieser. „Ich dachte Euch zu schonen, aber Ihr wollt es nicht anders!“ Er zog sein Messer und bohrte es dreimal in den Hals der Unglücklichen. Zwei an-

dere Salteadores folgten seinem Beispiel, und als X. zurückkehrte, fand er seine Gattin im Blute schwimmend und von sechs Dolchstichen durchbohrt. Sie athmete noch, hauchte aber nach wenigen Minuten ihren letzten Seufzer aus.

Ein Schrei des Unwillens erhob sich in ganz Lima, als dies entsetzliche Ereigniß bekannt wurde; nur die Obrigkeit nahm die Sache mit der gewohnten Gleichgültigkeit hin. Es bedurfte erst der energischen Reclamationen des französischen Consuls, um die Behörden zu ihrer Schuldigkeit zu zwingen, und so gelang es denn wirklich, einen der Mörder zu ergreifen, der denn auch erschossen wurde.

So wüst das Land an sich, ebenso verwüstet ist die Hauptstadt desselben, denn Alles, was sie an Glanz besaß, ist von den Bürgerkriegen zertrümmert worden. Die Paläste sind zerfallen, die Kirchen ihres Schmuckes beraubt, und trauernd denken ihre Diener noch an die schönen Tage der Vicekönige und der Inquisition. Es gab eine Zeit, wo der Reisende noch die Cathedrale besuchte, um das glorreiche Banner Franz Pizarro's zu besehen, die großen Säulen von massivem Silber zu bewundern und die Schätze anzustaunen, welche durch mehrere Generationen im Schiff der Kirche aufgehäuft waren. Alles Das ist verschwunden, und die ewigen Bürgerkriege haben Lima auch des letzten Schmuckes beraubt; selbst der Körper Pizarro's, welchen man sorgfältig drei Jahrhunderte lang in den Gewölben der Kirche aufbewahrte, ist bis auf den Kopf abhanden gekommen. Pizarro, diese Heldenseele, hütete bekanntlich als Kind die Rinder, aber von feurigem Geist und voll Ehrgeiz, wußte er mit Diego d'Almagro eine der fabelhaftesten Expeditionen zu unternehmen, welche zur Entdeckung und Eroberung immenser Länderstriche führte. Unglücklicher Weise aber wurden diese Abenteurer ein Opfer ihrer Habsucht, als es galt, die Beute zu theilen. Pizarro und Almagro, beide herrschsüchtig, trennten sich; der Eine nahm Lima, das er im Jahre 1533 gegründet, der Andere nahm Cuzco. Blutige Kämpfe entwickelten sich zwischen ihnen, trotz der Intervention der spanischen Krone. Almagro wurde besiegt und Pizarro vertheilte seine Ländereien an seine Günstlinge unter den Soldaten. Verschiedene von den Soldaten Almagro's, darunter Abenteurer, deren Muth Pizarro einen großen Theil seiner Siege verdankte, waren leer ausgegangen und litten Hunger. In der Noth dieser alten Offiziere entschlossen sich dieselben zu einem Attentat gegen Pizarro, an dessen Spitze Juan de Herrada stand. Eines Sonntags drangen achtzehn Verschworene, bis an die Zähne in Eisen, in den Palast des Gouverneurs mit dem Ruf: Es lebe der König! Tod dem Tyrannen! Pizarro hatte sich eben von der Tafel erhoben und plauderte im Saal mit

einigen Gästen, als ein Page Lärm machte. Pizarro hatte kaum Zeit, nach seinem Degen zu greifen, als die Verschworenen hereindrangen. Von seinen Getreuen umgeben, schlug er sich wie ein Löwe, die Verschworenen aber, mit Helmen und Kürassen bedeckt, waren stichfest, und durch die Brust getroffen brach der Held zusammen, indem er das Kreuz seines Schwertgriffes küßte. Der Palast wurde geplündert, ein Haufe Neger drang herein, mißhandelte den blutigen Körper Pizarro's und schleppte ihn zur Kirche. Ein alter Diener Pizarro's wagte die Leiche zu reclamiren und begrub sie auf seine Kosten. Nach Beendigung des Bürgerkrieges wieder ausgegraben, wurde sie in die Gewölbe der Cathedrale gebracht, von wo sie vor dreißig Jahren wieder fortgeschafft wurde.

Als ich in der Cathedrale die Reste Pizarro's zu sehen verlangte, zeigte man mir einen halben Schädel. Es war früher ein ganzer Kopf gewesen, aber die Curiositätensucht der reisenden Engländer hatte so lange daran gebröckelt, bis nur noch der Rest dieser Hirnschale übrig geblieben.

So wie diesem Schädel seines großen Eroberers, geht es dem ganzen Lande, das er einst entdeckte. Alles hier ist herabgekommen und verdorben. Die Bürgerkriege haben Peru in einen Zustand der Anarchie, der moralischen Verkommenheit, der Verwilderung und Entvölkerung versetzt, aus welchem es sich schwerlich ohne fremden Impuls so bald erheben wird.

Auch in Lima, wie in Rio de Janeiro, ist das gelbe Fieber sehr einheimisch, dieses unsichtbare Ungeheuer, das die Natur in einer Stunde des Zorns geschaffen, dessen Annäherung selbst die Muthigsten entsetzt und das Blut in ihren Adern erstarren macht. Nichts verschont dieses Ungeheuer; Jugend, Schönheit, Liebe, Tugend, Alles stirbt unter seinem giftigen Athem. Launenhaft wie ein Weib wählt es seine Opfer in Hütten, in Palästen, in der Wiege wie im Brautbette, es greift den Herrn wie den Sklaven an, den Jüngling, der hoffnungsvoll in die Zukunft, den Greis, der trauernd auf die Vergangenheit blickt.

Unersättlich wie es ist, verbreitet die Nachricht von seiner Ankunft Schrecken auf allen Gesichtern. Man fragt sich mit leiser Stimme und zitternd, ob es nur vorübergehend sein werde, oder ob es seinen dauernden Aufenthalt in der unglücklichen Stadt nehmen zu wollen scheine. Man zählt mit Beben die Opfer, welche es in die Grube schleppt. Die Reichen und Wohlhabenden fliehen eiligst aus ihren Wohnungen in der Stadt und suchen die frische Landluft; die Uebrigen, an ihre Häuser gebannt, versuchen allerlei Präservative, in der Regel aber nur, um desto gewissere Opfer zu werden.

Aber seltsam! Anstatt mit der Plage zu wachsen, mindert

sich die Angst, der Schreck allmälig und wird weniger merkbar. Neben den Unheilbaren gewöhnen sich die Gesunden, dem Ungeheuer muthig ins Auge zu sehen. Die Heiterkeit gewinnt nach und nach wieder Raum, die Vergnügungen beginnen wieder. Während die Einen jammern und weinen, überlassen sich die Andern der tollsten Ausgelassenheit, die durch das Bewußtsein der Gefahr nur gestachelt wird. Zwischen zwei Orgien hindurch begleitet man einen Kameraden zum Friedhof; zwischen zwei Quadrillen oder vor einer dampfenden Punschbowle liest man die vom vomito negro zu Boden geschmetterten Unglücklichen auf. Man trennt sich am Abend mit dem Bewußtsein, am Morgen einander nicht wieder zu sehen; jeden Tag schließen sich einzelne Magazine, die über Nacht ausgestorben sind; bis Morgens 10 Uhr sind die Straßen mit Karren bedeckt, welche die mit schwarzem Blut befleckten, halb nackten Leichen zur Stadt hinausbringen. Die Todtengräber reichen nicht aus; man muß die Sträflinge des Bagno zu Hülfe nehmen; die „Brüder vom guten Tode" wagen es nicht mehr, himmlischen Trost spendend sich an die Krankenbetten zu setzen. Namentlich die Fremden sind dieser Epidemie sehr ausgesetzt, und unter denselben vorzugsweise kräftige Constitutionen. Alles wird in eine gemeinschaftliche, kaum zwei Fuß tiefe Grube geworfen, aus der vielleicht die Beine der Leichen herausschauen.

Ich selbst hatte Gelegenheit, die Verwüstungen dieser Seuche mit anzusehen. Es war zur Carnevalszeit; eine dichte Menge drängte sich im Theater-Saal. Dort sah ich einen Tänzer mitten in einem Walzer von der Krankheit ergriffen zusammensinken. Man trug ihn hinaus und der Tanz wurde fortgesetzt. An einem andern Abend sah ich eine als Bayadere costumirte reizende Tänzerin, die am Buffet auf das Wohl ihres Geliebten ein schäumendes Glas leerte, plötzlich zu Boden sinken. Der vomito negro hatte sich zwischen den Becher und ihre rothen Lippen gedrängt, und noch in derselben Nacht verschied sie unter den unsäglichsten Schmerzen.

Aus den charakteristischen Gestalten des Volkslebens der peruanischen Hauptstadt suchen wir uns schließlich hier noch den Aguador oder Wasserträger heraus. Man kann in Lima keine zehn Schritte thun, ohne einem kleinen, mageren, zottigen, mit Wunden und Narben bedeckten Esel zu begegnen, der mit einer Glocke am Hals und einem Wasserfäßchen an jeder Seite in chronometrischer Regelmäßigkeit dahertrabt. Hinter ihm her geht oder auf seinem Rücken sitzt der Aguador, fortwährend mit der Zunge schnalzend, oder ihn mit den größten Verwünschungen überhäufend. Der Aguador ist der Henker dieses armen Esels, denn unaufhörlich maltraitirt er das Thier mit seinem langen und schweren Stock. In der Regel ist es ein Schwarzer, aber ein Freier; er ist hoch und kräftig

gewachsen, trägt Schuhe mit dicken Sohlen, ein blaues baumwollenes Pantalon, eine Lederschürze, ein grobes Hemde mit zurückgeschlagenen Aermeln und einen Strohhut mit breiter Krempe. Er ist leidenschaftlich, muthig, rachsüchtig, grausam und liebt das Geld, wie die Frauen und den Branntwein. Er steht Jedem zu Diensten, der ihn bezahlt, und diese Dienste betreffen in der Regel seine Beine, seine Arme, seine Schlauheit oder sein Messer. Eine seiner Hauptbeschäftigungen, bei welcher er auch seine Grausamkeit zeigt, ist folgende: Geht man des Morgens um 11 Uhr über die **plaza mayor**, so bietet sich uns eins der abscheulichsten Schauspiele dar. Voltaire sagte, der Hund sei das treuste Thier und der beste Freund des Menschen. Die Bewohner von Lima aber verachten ihn. In Folge dessen sind die meisten Hunde sich selbst überlassen, und irren im Zustande vollständigster Wildheit in den Straßen umher. Der Aguador unternimmt zweimal im Monat seine Razzia gegen diese Thiere; er fängt sie ein und schleppt sie auf die **plaza mayor**, expedirt diejenigen, welche ein Halsband mit dem Namen ihres Herrn tragen, an die Polizei, die Uebrigen sind ein Opfer der grausamsten Executionen der sich hier versammelnden Aguadores. Ihr Stock ist das Todesinstrument; je mehr die Opfer heulen, desto blutdürstiger werden die Henker. Unbarmherzig fallen die Schläge auf die Köpfe der Hunde, die sich vor ihnen im Blute wälzen, bis auch der letzte verendet ist.

Der Aguador spielt auch in den Bürgerkriegen eine große Rolle, und ist bei den Präsidentenwahlen von wichtigem Einfluß. Man weiß bei diesen Wahlen, wie entschlossen er ist, daß es ihm nicht darauf ankommt, seinem Gegner die Knochen entzwei zu schlagen, und die Candidaten zur Präsidentur wissen ihn leicht zu erkaufen. Ist dies geschehen, so schicken sie ihn wie eine Dogge hinaus, um Stimmen zu sammeln. Ihm ist es gleich, ob er: es lebe der König! oder: es lebe die Republik! schreit, aber für die Sache, für welche er erkauft ist, giebt er den Ton an. Bei gewissen Wahlen stellt er sich als Schildwache auf und controllirt genau die Farbe der Wahlzettel, welche in die Urne fallen; jeder Wähler hat Respect vor seinem Dolch, und hütet sich, sein Gegner zu sein. Auch den Maitre de Plaisir spielt der Aguador gern; er ist der Vermittler in allen Liebeshändeln, bei Festen weiß er seine Guitarre zu spielen, und als Troubadour die größten Galanterien an die Frauen zu richten. Im Tanze steht er oben an, und die Stiergefechte sind ein Gegenstand seiner Passion. Die Banderilleros und Espadas, wenn sie den Stier geschickt bekämpfen, finden in ihm den enthusiastischsten Verehrer. Mit starrem Auge, offnem Munde verliert er keine Bewegung des Kampfes. Er ermuthigt die Torreros durch Zurufe und applaudirt, wenn sie ihre

Sache gut gemacht haben. In gewissen Augenblicken kennt der Aguador sich selbst nicht mehr; er jubelt mit Mund und Armen, wirft Blumen und Geldstücke in den Circus, und zuweilen auch seinen Hut und seine Börse. Ein ebenso großer Verehrer für die Hahnenkämpfe ist der Aguador. Wenn zwei mit tödtlichen Sporen bewaffnete Hähne in die Schranke treten, studirt und vergleicht er sie aufmerksam, erkennt ihre Stärke und Schwäche, und unterstützt die Wetten auf Beide. Wenn er gewinnt, stößt er ein Triumphgeheul aus; er überspringt die Barriere, eilt in den Circus und küßt den siegenden Hahn. Er verwettet in solchen Angelegenheiten seinen letzten Real, sein Beinkleid, sein Hemde, seine Geliebte, seine Frau, sein einziges Kind, sogar seine Seele. Ein ebenso fleißiger Kirchengänger ist er. Unbekümmert um seine Laster und Schandthaten nimmt er fromm seinen Hut ab und murmelt einige Ave's, wenn das Glöckchen läutet; er wirft sich vor den Prozessionen in den Staub und winselt die inbrünstigsten Gebete.

Eine andere interessante Gestalt dieses Volkslebens ist die Rabona. Man findet sie vor den Thüren der Kasernen und an ihren Mauern entlang. Ganze Reihen von Indianerinnen sieht man hier melancholisch den versengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. In einem rothen oder blauen baumwollenen Röckchen, einem Spenzer von demselben Stoff, mit kupfernen, vergoldeten Ohrgehängen und Ringen, und einem Strohhut auf dem Kopf, unter welchem herab auf den Rücken zwei große schwarze Haarflechten fallen, so sitzen sie da. Die Rabonas, die Frauen oder Geliebten der Soldaten, sind die geduldigsten, bescheidensten Wesen der Welt.

Sie sprechen wenig, ihre ruhige Physiognomie, ihre sanften Augen zeugen von Ergebenheit. Mögen sie nun an die Soldaten verheirathet sein oder nicht, die Rabonas gehören ihnen mit Leib und Seele. Schweigsam und gelehrig, glücklich ihrem „Cholo" zu gehorchen, sind sie ganz ihren Gebietern anheimgestellt; es ist ihnen ein moralisches Gesetz, dem Mann zu gefallen, sich ihm ganz zu widmen, und dafür verlangt sie von ihm Nichts, als ein ganz klein wenig Nahrung und Zuneigung. Die Zufriedenheit ihres Geliebten ist für die Rabona die größte Belohnung.

In der Garnison führt sie ein erträgliches Leben; sie hat häufig keine regelmäßige Beschäftigung und ißt von der Ration des Soldaten, oder sie betreibt ein kleines Geschäft, oder auch sie vermiethet sich als Dienerin in einem Hause. Im Felde ist dies anders. Auf sie fallen die Beschwerden des Marsches und die Sorgen des Bivouac. Sie zieht mit ihrem Regiment und folgt demselben überall zu Fuß und schwer beladen durch Wüsten und Schluchten. Der Soldat seinerseits mißbraucht die Aufopferung dieses armen Geschöpfes nach Möglichkeit. Nicht zufrieden, sie mit einem Berg

von Geräthschaften zu beladen, übergiebt er ihr auch noch seinen Brodsack und seine Muskete, und behält nur seine Guitarre. Die unglückliche Rabona erträgt Alles mit Bereitwilligkeit, und wenn sie unter der Last zusammensänke, kein Seufzer würde ihrem Munde entschlüpfen. Sie kennt die Bedürfnisse des Soldaten, erräth seine Wünsche und sorgt für Alles. Im Bivouac angekommen, plaudert der Soldat mit seinen Kameraden, spielt Guitarre, singt Romanzen, oder streckt sich auf seine Decke und schläft ein. Inzwischen sammelt die Rabona Holz, zündet ein Feuer an und kocht ihm sein Mahl; ihr Cholo hat Hunger, er muß also essen. Auf Posten und im Kampfe weicht die Rabona nicht von der Stelle, und fällt sie, nun so stirbt sie den Soldatentod. Auf dem Schlachtfelde verbindet sie die Blessirten, und stirbt einer unter ihren Händen, so kniet sie neben ihm nieder, murmelt ein halb katholisches, halb heidnisches Gebet, gräbt eine Grube und legt ihn hinein. Fällt ihr Geliebter, tödtlich getroffen, so weint sie einen Moment und rauft sich verzweifelt die Haare aus, wenn sie nicht wüthend seine Muskete nimmt, um seinen Tod zu rächen.

Zu Anfang März 1858 belagerte der Marschall Castilla, Präsident der peruanischen Republik, in Avaquica den General Vivanco, welcher gegen ihn die Fahne der Insurrection erhoben hatte. Der Marschall sah sich gegenüber einen energischen und gut hinter schnell aufgeworfenen Befestigungen verwahrten Feind. Verschiedene Scharmützel hatten bereits fruchtlos stattgefunden; Castilla suchte dem Kampfe ein Ende zu machen, und ließ einen allgemeinen Angriff stattfinden. Die besten Offiziere Vivanco's fielen, Castilla aber fand einen so verzweifelten Widerstand, daß er nach großem Verlust sich zurückgezogen haben würde, wenn ein Eliteregiment nicht geschworen hätte, zu siegen oder zu fallen. Dieses stürzte sich vor, als eine Kanonenkugel einen Soldaten, neben welchem seine Rabona focht, zu Boden riß. Die Rabona stieß ein Wuthgeschrei aus, bemächtigte sich eines Bajonets, stürmte vor, drang als eine der ersten in das befestigte Kloster Sta. Maria, tödtete hier fünf oder sechs Insurgenten und nahm ihnen unter dem Jubel der Soldaten ihre Fahne weg. Sie hatte ihren Geliebten retten wollen und hatte mehr gethan als das.

Die La Plata-Staaten.

I.

Buenos-Ayres und die Pampas.

Wir betreten jetzt jene südamerikanische Conföderation von vierzehn Staaten, welche wir unter dem Namen Argentinische Republik oder die vereinigten Staaten des La Plata-Stromes kennen und die von Chili durch die Hauptkette der Anden geschieden ist. Die Gegenden des La Plata-Stromes wurden im Jahre 1515 durch den spanischen Conquistador Diaz de Solis entdeckt, welcher hier die ersten Niederlassungen gründete und durch die hartnäckigsten Kämpfe das Land den eingebornen Indianern streitig machte. Gegenwärtig besteht dieser Staat aus der Republik Buenos Ayres und der sogenannten Conföderation. Lange Jahre, nachdem man die spanische Oberherrschaft abgeschüttelt, war das Land der Schauplatz der blutigsten Bürgerkriege und es ist noch heute selbst, seit die verschiedenen Parteien ihre Streitigkeiten durch die Scheidung in zwei Staaten geschlichtet.

Da ich hier nicht Geschichte schreibe und dem Leser die Unruhen der letzten Jahre, welche bisher in diesem gesegneten Lande das Gedeihen der Colonisation unmöglich machten, bekannt sein werden, so beschränke ich mich auf eine Schilderung der Zustände des Landes und zwar auf die Stadt Buenos Ayres und das flache Land oder die Pampas.

Schon die Einfahrt in den La Plata, an dessen Mündung die Stadt Buenos Ayres liegt, ist in der Regel eine sehr schwierige, immer aber eine lästige. Wohl Dem, der nicht von dem hier tobenden Südwestwind, dem sogenannten Pampero überrascht wird, einem Orkan, der von den schneebedeckten Anden über die Pampas herab-

tobend, so gewaltige Staubmassen zusammenballt und über Städte und Ebenen dahinjagt, daß sich die Luft verfinstert. Oft wird durch diese Orkane der Tag in dunkle Nacht verwandelt und folgt ihm dann ein heftiger Regen, so besteht dieser durch die niedergeschlagenen Staubwolken in einem wahren Schlammregen, der wie Dintentropfen auf uns herabfällt. Die äußersten Punkte des Stromes sind Cap Santa Maria und das gegenüberliegende Cap San Antonio. Bei einer Breite von 170 englischen Meilen glaubt man sich noch immer in einem See zu befinden; die große Anzahl von Schiffstrümmern jedoch, die sich stets hier vorfinden, zeugt von der Gefährlichkeit seiner Passage. Auch der Landungsplatz ist sehr unbequem; da das Wasser selbst für die Schiffsböte zu seicht ist, wird man etwa 50 Schritte vom Ufer auf colossale zweiräderige Karren geladen, deren halbnackte Führer uns zum Ufer schleppten. Die Stadt Buenos Ayres selbst bietet einen ziemlich einförmigen Anblick. Die Straßen durchschneiden sich stets in rechten Winkeln, so daß die Stadt einem Schachbrett ähnlich sieht. Die öffentlichen Gebäude bieten durch ihr Aeußeres kein Interesse, und selbst die Außenseite der Kirchen entspricht nicht dem pomphaften Luxus, mit welchem der katholische Glaube das Innere ausgestattet. Die Häuser entbehren innerlich alles Comforts, und erst in neuerer Zeit hat man begonnen, Häuser mit zwei Stockwerken zu errichten. Nur die Hauptstraßen sind gepflastert, und auch diese erst seit neuerer Zeit, da früher der Vicekönig behauptete, die Häuser würden einstürzen durch die Erschütterung, wenn ein schwerer Karren über das Pflaster rolle. In Folge dessen ist der Staub namentlich bei heftigem Winde unerträglich. Früher waren auch die Trottoirs, wo sich deren befanden, so schmal, daß nur eine Person darauf Platz hatte und also eine Familie, wenn sie zur Kirche ging, einen Gänsemarsch machen mußte. Einen freundlichen Anblick gewährt das rankige Grün, welches sich an den vergitterten Fenstern hinauf zieht. Einen großen Uebelstand bildet der Mangel an Trinkwasser, da das der Brunnen fast ungenießbar ist, und was man aus dem Flusse holt, ist in der Regel so schlammig, daß man es 24 Stunden lang stehen lassen muß.

Desto angenehmer ist der Aufenthalt in der Umgegend der Stadt in den sogenannten Quintas, den Landhäusern der Wohlhabenden, welche mit ihren schönen Baumgruppen, Gärten und dem Blumenflor, welchen die Damen von Buenos Ayres außerordentlich lieben, uns in ein Paradies versetzen. Zahllos sind die Colibri's, welche in diesen Gärten den kleinen Insecten nachjagen und die Luft mit ihrem glänzenden Gefieder durchkreuzen. Ganz im Gegensatz zu den Frauen von Chili führen die Frauen hier eine höchst sittsame bescheidene Existenz und namentlich die Mädchen sind oft

von blendender Schönheit. Das männliche Geschlecht, die Portennos, wie sich der Stadtbewohner von Buenos Ayres nennt, lieben dahingegen die Anstrengung nicht und überlassen, da sie meist wohlhabend sind, den Großhandel und die Industrie den Ausländern. Der Portenno ist faul und muß er durchaus eine Arbeit unternehmen, so antwortet er: moiana, moiana! d. h. morgen, morgen. Deshalb gedeihen hier die fremden Kaufleute und Handwerker und befinden sich durchschnittlich im Wohlstande. Der Eingeborne ist selbst zu bequem, sich auf seinen eigenen Füßen fortzubewegen; der Kaufmann reitet zu seinem Geschäftsmann, der Advocat reitet zu Gericht, der Arzt reitet zu seinen Kranken und selbst der Arme bittet uns reitend um ein Almosen. Daß der Ackerbau, als eine anstrengende Beschäftigung, namentlich den Fremden überlassen ist, versteht sich von selbst. Das Clima ist gesund, nur der oft wehende Nordwind bewirkt bei Manchen eine solche Reizbarkeit, daß sie kaum für ihre eigenen Handlungen zurechnungsfähig sind, und selbst die Polizei entschuldigt gern die Umstände, wenn zur Zeit des Nordwindes mehr Zank und blutige Raufereien vorkommen, als sonst. Viele Bewohner halten sich deshalb zur Zeit des Nordwindes in ihren Häusern, um sich ihre Besonnenheit zu bewahren.

Da ich die patagonischen Wilden, welche fortwährend die Pampa's, d. h. die unendlichen Ebenen der La Plata-Staaten durchstreifen, bereits geschildert habe, so beschränke ich mich hier auf den eingebornen Bewohner derselben, nämlich auf den sogenannten Gaucho, den Abkömmling der Spanier. In den weiten argentinischen Regionen findet man, namentlich nach den Grenzen hin, selten eine ansässige Bevölkerung, ja, auf manchen schiffbaren Flüssen ist noch nie ein Boot zu sehen gewesen. Unabsehbare Ebenen und dichte Wälder sind der Charakter des Inneren; selbst der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde, so daß man nicht weiß, wo der erstere beginnt und die letztere aufhört. Im Norden wie im Süden liegen die Indianer auf der Lauer, stürmen in Mondscheinnächten über die Ebene, und überfallen den Hyänen gleich die Heerden und Hirten. Oft zieht eine Wagen-Caravane über die Pampas; sie rastet mit Sonnenuntergang, lagert sich um ein Feuer und stellt die Wachen aus, die stets des Ueberfalls einer Indianerhorde gewärtig ist. Dieselbe Vorsicht muß die Caravane vor den Tigern und Schlangen beobachten. Bei der Unsicherheit und der Nothwendigkeit, jeden Augenblick sein Leben zu vertheidigen, besitzt der Argentiner beim Anblick der Todesgefahr eine Kaltblütigkeit, die sich durch nichts beirren läßt. Der Gaucho, dem ausschließlich diese Pampas gehören, kennt in seinem Verkehr nur das Recht des Stärkeren. Er kennt keine Familiengemeinschaft und ist deshalb

den Indianerstämmen in den Pampas unterlegen, weil diese sich stets in Gemeinschaft halten. Der Gaucho ist eine kräftige Gestalt und verachtet Jeden, der sich in den Städten mit irgend welcher Beschäftigung plagt, und weder einen Stier einzufangen, noch ein wildes Pferd zu reiten versteht, noch je den Kampf mit einem Tiger bestanden hat. Seine Bedürfnisse sind gering, seine Heerde giebt ihm Kleider und Nahrung, die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Mühe, die Guitarre, das Lieblings-Instrument aller Spanier, giebt auch ihm Zerstreuung, ja, der Gaucho macht sogar Verse und improvisirt sich zu seinem Instrument die schönsten Lieder. Wird er in den Pampas von irgend einem Tiger oder einer andern Bestie aufgehalten, so geht er, der gewohnt ist, allen Widerstand zu besiegen, dem Thier gradeswegs zu Leibe. Er wickelt seinen Poncho, das Universalkleidungsstück, nämlich eine als Mantel dienende Decke, um den linken Arm, steckt diesen der Bestie in den Rachen, und rennt ihr sein Messer in den Leib.

Der argentinische Pampasbewohner ist ein Wesen durch und durch origineller Art. Droht ihm ein Prairienbrand, so weiß er sich zu helfen, indem er, ehe der Brand seinem Fleck naht, sämmtliches Gras in seiner Nähe abbrennt. Seine Hauptwaffe und sein Universalwerkzeug ist das Messer. Beim geringsten Anlaß schwingt er die blitzende Klinge in der Luft, und oft wandelt ihn die Lust an, sich unter irgend einem nichtigen Vorwande mit einem Unbekannten zu messen. Er spielt um Messerstiche, wie er Würfel spielt. Dabei gilt es als Ehrenpunkt beim Messerfechten, daß man des Gegners Leben schone. Der Gaucho muß schon stark betrunken sein, oder seinen Gegner grimmig hassen, wenn er ihm wirklich nach dem Leben trachtet. Seine Absicht ist nur, ihn zu zeichnen, ihm einen Schnitt in's Gesicht zu geben. Ein Messergefecht ist ein großes Schauspiel für alle Umstehenden; aller Augen folgen den Blitzen der Messer, und erst, wenn reichlich Blut fließt, bringt man die Gegner auseinander. Geschieht dabei eine desgracia, ein Unglück, d. h. ein Mord, so sammelt sich die Theilnahme nicht um den Todten, sondern um den Ueberlebenden. Einen Menschen tödten, gilt eben nur als Mißgeschick, und Niemand wird den Thäter als einen Mörder betrachten. Der Gaucho ist frei, wie der Vogel in der Luft, und wer soll in den Pampas über ihn zu Gerichte sitzen?

Der Gaucho theilt sich, seiner Beschäftigung nach, in folgenden Klassen. Da ist zuerst der Rastreador. Rastrear heißt aufspüren, rastrero, ein Spürhund, und der Rastreador ist daher die interessanteste Erscheinung in den Pampas. Mehr oder weniger ist jeder Gaucho eine Art von Rastreador. Auf den unermeßlichen Ebenen laufen Fußpfade, Reitwege und Fahrstraßen nach allen

Himmelsrichtungen durch einander. Die Weide ist für jede Heerde da, daher kommt viel darauf an, daß der Viehzüchter und sein Hund die Spuren eines Thieres verfolgen und unter tausend Andern herausfinden können. Er weiß, ob ein Thier langsam oder rasch ging, ob es allein oder mit einem andern eingeschirrt war, ob beladen oder unbeladen. So geschieht es denn oft, daß ein Gaucho, uns in den Pampas begleitend, zur Erde blickt und sagt: Dorthin ist eine hübsche schwarze Maulthierstute gegangen; sie gehört dem Don X., läßt sich bequem reiten, war unter Sattel und ist gestern hier vorübergekommen.

Der Rastreador ist ein ernster umsichtiger Mann, dessen Aussagen auch stets von den Untergerichten als glaubwürdig angenommen werden. Ist in der Stadt des Nachts ein Diebstahl begangen worden, und findet man eine Fußspur, so deckt man sie sorgfältig zu, damit der Wind sie nicht verwehe. Der Rastreador wird geholt. Er betrachtet die Spur genau und verfolgt sie unverwandt. Gewiß sieht er Dinge, von denen kein Anderer etwas ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt plötzlich in ein Haus ein, zeigt auf einen Menschen und sagt: „Der ist es!" Nur in seltenen Fällen leugnet ein auf solche Weise Ueberführter die That, denn der Rastreador gilt für einen zuverlässigeren Richter, als der am Tribunal, und lächerlich wäre es, ihm gegenüber etwas in Abrede zu stellen. Der Rastreador ist ein Finger Gottes. Einer der berühmtesten seines Faches war der Rastreador Calibar. Als einmal in Buenos-Ayres ein zum Tode Verurtheilter aus dem Gefängniß entsprungen war, wandte man sich an Calibar. Der Entflohene hatte alle mögliche Fürsorge aufgeboten, um seine Spur zu verwischen, war an ganzen Häuserquadraten entlang auf den Zehen geschlichen, über Mauern geklettert, hatte die Füße bald rück-, bald vorwärts gesetzt. Calibar wußte, daß es seinen Ruf galt und blieb dem Verbrecher auf der Fährte, bis er an einen mit Wasser gefüllten Kanal in einer Vorstadt gelangte, in welchen der Verbrecher hineingesprungen war. Calibar ließ sich nicht irre machen; er ging den Kanal entlang, bis er wieder Spuren im Grase fand. „Hier ist er herausgekommen; Fußtapfen sehe ich nicht, aber das Gras ist naß gewesen," sagte Calibar. Er ging weiter, sah, daß an der Mauer, welche einen Weingarten umgab, etwas Lehm frisch abgebröckelt war, und rief: „Dort ist er!" Die ihn begleitenden Soldaten drangen ein, suchten, aber fanden nichts. „Er ist wieder hinausgegangen!" sagte Calibar ganz ruhig; man suchte noch einmal, und am andern Tage hatte der Verbrecher aufgehört zu leben. — Als Calibar fünfzig Jahr als Rastreador dem Gerichte gedient hatte, und schon achtzig Jahr alt war, sagte er: „Jetzt tauge ich nicht mehr, aber hier sind meine Söhne!"

Eine andere Art von Gauchos ist der Vaqueano, d. h. ein Kuhtreiber oder Rindviehhirt. Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung der Argentiner; sie trieben ihre Heerde über weite Strecken, in welchen sie jeden Weg und Steg kannten. So kam es, daß sowohl die Wagenkaravanen, als die Soldatenzüge sich Vaqueanos als Führer nahmen, und in der That ist der Vaqueano der eigentliche Pilot der Pampas. Für die operirenden Generale war in den Bürgerkriegen der Vaqueano die eigentliche Landkarte. Er ritt ihm stets zur Seite, denn der Vaqueano kennt alle Geheimnisse des Generals, er ist verschwiegen, und von ihm hängt nicht selten Sieg oder Niederlage, Verlust oder Eroberung einer Provinz ab. Er weiß, wohin der Pfad führt, ob zu einem Wasserplatz oder nicht, und ob zu einer Stelle, wo sich der Fluß durchwaten läßt; er kennt die Moräste und weiß, in welcher Jahreszeit sie zu passiren sind. In dunkler Nacht, in den dichtesten Wäldern weiß er Bescheid und steigt im Nothfall vom Pferde, um die Bäume oder Pflanzen zu untersuchen. Ist die Dunkelheit in den Pampas so undurchdringlich, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann, so rauft der Vaqueano an verschiedenen Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln und Erde, kaut beide und weiß dann, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist, wonach er sich zurechtfindet. Der bekannte General Rosas, ein Gaucho von Geburt, der sich vom Vaqueano zum Dictator der Republik aufschwang, kannte alle Gräser südlich von Buenos-Ayres am Geschmack.

Ebenso sicher wittert der Vaqueano, wenn er Truppen führt, auf zehn Stunden Weges die Ankunft des Feindes; er weiß sogar, in welcher Richtung derselbe sich bewegt, und erkennt dies an der Art und Weise, in welcher er Strauße, Hirsche und Alpacas durch die Steppe fliehen sieht. Sobald der Feind sich nähert, beobachtet er den Staub, und berechnet nach der Dichtigkeit desselben, wie stark er ist. Er weiß, ob tausend, fünfzehnhundert oder zweitausend Reiter nahen, und danach kann der General seine Maßregeln treffen. Aus dem Fluge der Condore und Raben erkennt er, ob sich irgendwo Leute versteckt halten, oder ob ein Aas in der Nähe liegt; er kennt jeden Richt- und Nebenweg, auf welchem die Montoneros (von denen wir weiter unten sprechen) sich in die Nähe von Wohnplätzen schleichen, um dieselben zu überrumpeln.

Auch der General Rivera, ein Parteiführer Uruguay's, der sich in den Kriegen sehr bemerkbar machte, war ein gewöhnlicher Vaqueano; er kannte jeden Baum im Lande, und war deshalb den eindringenden Brasilianern bei Besetzung des Landes von großem Vortheil. Rivera hatte das Land als Schleichhändler zu studiren begonnen, ward dann spanischer Beamter und diente gegen die Schleichhändler; focht darauf als Patriot gegen die Königlichen

Truppen, als Montonero wieder gegen die Patrioten, als Verbündeter der Brasilianer wieder gegen die Argentiner u. s. w. Dergleichen ist in diesem Lande durchaus kein Widerspruch.

Diese Montoneros nennen sich nach dem Worte Monton d. h. Haufen. Sie sind Schaaren unregelmäßiger, davongelaufener Truppen, die in den Pampas umherschwärmen, die Nachzügler der regelmäßigen Armee, oder gar diese selbst belästigen und angreifen, und plündern, was ihnen in die Hände fällt. Eine Truppe solcher Leute heißt Montonera, und besteht aus Gauchos. Diese Montoneras besitzen oft eine scheußliche Brutalität. Einer ihrer Anführer ließ z. B. gefangene Feinde in nasse Ochsenhäute nähen und auf der Steppe liegen; die Sonne trocknete die Haut, und der Unglückliche mußte allmälig ersticken. Dem Obersten Maciel z. B. ward ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe geschnitten, und der nachmalige Dictator Rosas band mit diesem Riemen aus Menschenhaut sein Pferd an einen Pfahl. Während der langen inneren Kriege dieses Landes pflegten die Montoneros ihre Kriegsgefangenen nicht zu erschießen, sondern ihnen den Hals abzuschneiden. Welche Begriffe man von dieser Art Menschen in diesem Lande im Allgemeinen hegt, beweist unter anderm der Umstand, daß Don Manuel de Rosas, der später fast zwanzig Jahre lang Buenos-Ayres als Dictator beherrschte, auf seinen Estancias in der Steppe förmliche Asyle für Mörder hatte, niemals aber nahm er einen Dieb in seinen Dienst.

In den südlichen Theilen der Provinz Buenos-Ayres bedarf man der Vaqueanos nicht, dahingegen lebt in den wenigen Niederlassungen jener Striche eine Klasse von Menschen, welche dieselben Dienste thun, und deren der fremde Reisende nicht entbehren kann, nämlich die Bomberos. Diese sind zuverlässige Führer, auf die man sich verlassen kann. Das Land dort ist ohne Flüsse und Bäche, und man sammelt deshalb in Entfernungen das Regenwasser in Löchern, welches natürlich nicht ohne Filtrirung zu genießen ist. Bei diesen „Pozos" wird Halt gemacht, doch muß man auf der Hut sein, um nicht von Indianern überfallen zu werden. Die Bomberos, deren Beruf mit vielen Gefahren verknüpft ist, liegen stets auf der Lauer, um nach dem Feinde auszuspähen, und stellen sich namentlich als verlorene Posten an solchen Punkten auf, welche die Indianer zu passiren pflegen. Alles was den leisesten Verdacht erregt, rapportiren sie sofort. Sie existiren von den Erträgen ihrer Jagd, sind immer zu Pferde, und die leiseste Spur im Grase zeigt ihnen, ob Jemand vor ihnen dort geritten. Abends versammeln sie sich an bestimmten Plätzen, wagen aber nicht ein Feuer anzuzünden, um den Indianern ihren Lagerplatz nicht zu verrathen, den sie oft wohl auch mitten in der Nacht wechseln, wenn es ihnen an der

Stelle nicht geheuer scheint. Vier Bomberos bilden gewöhnlich eine Partie. Bei den Indianern, deren gefürchtete Gegner sie sind, finden sie keine Schonung; wer ihnen in die Hände fällt, ist ein Kind des Todes. Eine solche Lebensweise prägt natürlich den Leuten einen eigenthümlichen Charakter auf, und so legt denn der Bombero bei unbegrenztem Muth keinen Werth auf sein Leben. Fällt einer seiner Kameraden neben ihm, so kümmert ihn das wenig, er sagt von ihm, er habe eine desgracia oder eine mala suerte gehabt, ein Unglück oder ein schlechtes Ende gehabt. In ewiger Fehde mit den Wilden sind sie selber Halbwilde geworden.

Es giebt unter den Gauchos auch Männer, welche als geächtet gelten, die sich mit der irdischen Gerechtigkeit überworfen und also Ursach haben, derselben aus dem Wege zu gehen. Diese Leute suchen die bewohnteren Gegenden zu meiden, die Gerichte verfolgen sie, die Bewohner der Steppe fürchten sie und nennen ihren Namen nur leise, aber stets mit einer unverkennbaren Achtung. Solch ein Malo Gaucho ist eine geheimnißvolle Person; er wohnt in den Pampas, jagt in den weiten, oft unübersehbaren Distelfedern und lebt von Rebhühnern, Igeln oder Armadillen. Wandelt ihn zuweilen der Appetit nach einer Rindszunge an, so nimmt er seine Fangschnur, reißt damit das erste Rind nieder, das ihm begegnet, schneidet sich das beste Stück aus dem Fleisch heraus und läßt das Uebrige liegen. Zuweilen erscheint er plötzlich in irgend einer Ortschaft, aus welcher vielleicht gerade Soldaten abziehen; er tritt mitten unter die Leute, und der böse Gaucho (unter welchem Prädikat durchaus nichts Ehrenrühriges gemeint ist) plaudert ganz gemüthlich mit den guten Gauchos, die ihn mit sichtbarem Interesse und sogar Bewunderung umdrängen. Ganz gemächlich versieht er sich mit Taback, Cigarren und mate (Paraguay-Thee), und sollten die Soldaten Miene machen, von ihm Notiz zu nehmen, so sprengt er auf seinem schnellen Pferde in die Steppe hinein, wohin ihn Niemand verfolgt, da sein flüchtiges Pferd nicht einzuholen ist. Wird er einmal von den Dienern der Justiz überrascht und umzingelt, so geht er muthig auf sie los, versetzt einem halben Dutzend von ihnen blitzschnell einen Schnitt über's Gesicht und bahnt sich so seinen Weg. Dann wirft er sich flach auf den Rücken seines Pferdes, damit ihn keine Kugel treffe, und jagt in die Steppe. Eine solche That macht ihn nur noch gefeierter in der Campanna; Alles erzählt von ihm, und die Poeten der Pampas besingen ihn. Zuweilen auch wohl erscheint der böse Gaucho ganz plötzlich auf einem ländlichen Tanzfest, raubt sich ein Mädchen und bringt dasselbe einige Tage später zurück.

Dabei muß man nicht glauben, daß dieser vom Gesetz geächtete Mann schlechter sei, als die andern, welche sorglos unter

ihrem Dache schlafen. Da er weder Straßenräuber noch Bandit ist und nicht an Mord denkt, so läßt er den Reisenden ungeschoren; freilich treibt er den Viehdiebstahl, aber das ist ja sein Beruf. Anderer Leute Pferde betrachtet er als sein Eigenthum und treibt mit ihnen Handel; wünscht man ein Pferd von irgend einer Farbe oder Größe zu kaufen, so wendet man sich an den Malo Gaucho, und darf überzeugt sein, daß man bekommt, was man wünscht; er hält stets, was er einmal versprochen hat.

Die Pampas haben auch ihre Sänger und Troubadoure, welche in den Estancias und Ortschaften umherziehen. Ihre Lieder besingen die Helden der Steppe, welche vor der Gerechtigkeit fliehen, den Schmerz der Wittwe, welcher die Indianer ihr Kind geraubt, die Niederlage eines Häuptlings, den Sieg oder den Tod eines Generals des Bürgerkrieges. Diese Sänger haben kein Domizil, sie legen ihr Haupt nieder, wo die Nacht sie überrascht, und sei es unter freiem Himmel. Sie sind überall willkommen, wo getanzt und getrunken wird, und bei jedem Feste wird ihnen ein Platz reservirt. Wenn der Gaucho trinkt, muß er Sang und Klang hören; in jeder Schenke hängt eine Guitarre, und der wandernde Sänger sieht schon von Weitem, ob er Zuhörer haben wird, aus der Zahl der vor der Thür angebundenen Pferde.

Zuweilen auch trägt der Sänger seine eigenen Thaten oder Erlebnisse vor. Wie der böse Gaucho steht auch er wohl mit der Justiz auf gespanntem Fuß, die von ihm Rechenschaft für gewisse Messerstiche und diese oder jene desgracia d. h. Mordthat, verlangt. Vielleicht hat er da und dort einmal Pferde oder ein hübsches Mädchen geraubt. So saß einmal während des Bürgerkrieges am Ufer des breiten Paranaflusses ein Sänger mit übereinandergeschlagenen Beinen und sang seinen Zuhörern von seinen Leiden und Erlebnissen, wie er seine Geliebte entführt, welche Qualen er erlitten, und wie er durch einen Streit zu einer desgracia gekommen. Endlich schilderte er sein Zusammentreffen mit Soldaten, und wie er sich mit Messerschnitten von ihnen befreit habe. Da plötzlich schrie man: „Die Soldaten kommen!" Der Sänger war von einer starken Uebermacht umzingelt, und sah nur nach dem tief unten fließenden Parana hin noch den Weg frei. Der Sänger der Pampas behielt seine Ruhe, sein Entschluß war gefaßt. Schnell sprang er auf sein Pferd, warf den Soldaten noch einen Blick zu, die eben auf ihn anschlagen wollten, zog seinem Pferde den Poncho über die Augen, stieß dem Roß die Sporen in die Seiten und warf sich mit ihm in den Parana hinab. Wenige Sekunden darauf tauchte der Kopf des Pferdes aus dem Wasser, gleich darauf auch der des Sängers, der sich an den Schweif geklammert hatte und rückwärts zu dem hohen Ufer hinaufschaute. Einige





Büffeljagd in den Prairien.

Kugeln pfiffen ihm nach, keine traf ihn und wohlbehalten erreichte er die nächste Insel.

Was den bewohnten Theil des großen Landes der argentinischen Staaten betrifft, dessen Clima sehr verschieden ist, zerfällt es in drei Regionen, deren Bevölkerungen natürlich auch ihr eigenthümliches Gepräge tragen. In der nördlichen Region nehmen undurchdringliche Gestrüppwälder eine unendliche Fläche ein. Die Region in der Mitte bildet einen mit jener nördlichen parallel laufenden Gürtel, in welchem die baumlosen Ebenen oder Pampas mit Gehölzen abwechseln.

An manchen Stellen überwiegt der Wald, welcher zuletzt in langes stacheliches Haidekraut ausläuft, dann aber wieder erscheint, wo die Flüsse den Baumwuchs begünstigen. Zuletzt jedoch bleibt nach Süden hin den Pampas der Sieg, und von da an ist Alles freie, unabsehbare Fläche, wie ein Ocean mitten im Festlande.

Trotz den vielen schiffbaren Flüssen, welche von allen Seiten dem La Plata zuströmen, haben alle diese von der Natur geschaffenen schönen Verbindungswege dem Lande bis jetzt keinen Nutzen gewährt. Die Bevölkerung, überwiegenden Theils Nachkommen der Spanier, welche dieses Land eroberten, hegen einen merkwürdigen Abscheu gegen jede Schiffahrt, und selbst ein Canot erscheint ihnen wie ein Gefängniß. Anstatt eine Fähre oder ein Boot zu benutzen, treiben sie ihr Pferd in den Fluß und bringen sich, entweder auf dem Rücken desselben sitzend oder sich am Schweif des Thieres haltend, bis zur nächsten Insel; dort ruhen sie aus, gelangen ebenso auf die nächste Insel u. s. f. bis zum andern Ufer. Der Gaucho, weit entfernt, in diesen Flüssen einen Segen zu sehen, betrachtet sie wie ein ärgerliches Hinderniß für seine freie Bewegung. Erst wenn die Ansiedelung die germanischen Stämme herübergerufen haben wird, können diese herrlichen Ströme zu Lebensadern des Staates werden, und Santa Fé, Entre Rios, Corrientes, Cordova, Salta, Tucuman und Jujuy werden eine Stelle unter den reichsten Ländern der Welt einnehmen, wie Buenos-Ayres und Montevideo unter den Handelsstädten.

Landwege giebt es, wie wir geschildert haben, eben so wenig, indeß können auf der weiten Fläche, die in einer Ausdehnung von mehr als 400 Stunden von Salta (an der Grenze Bolivia's) bis nach Buenos-Ayres und von da nach Mendoza (an der Grenze Chili's) reicht, beladene Wagen ohne Hinderniß fahren, wenn sie sich nur hie und da durch Bäume und Gestrüpp Bahn brechen. Aehneln diese weiten Strecken den asiatischen Wüsten, so erinnern auch die großen Wagenkaravanen an jenes Land. Man befördert die Waaren auf plumpen zweirädrigen Karren, die meist in Tucuman verfertigt sind, weil dort das härteste Holz wächst. Sie sind

fest und hoch, denn sie müssen durch Sümpfe und Moräste, durch Dick und Dünn. Die Ochsen werden paarweise, aber weit von einander gespannt. Eine Karavane besteht gewöhnlich aus vierzehn solcher Karren und macht selten mehr als fünf Leguas täglich. Die Hin- und Herreise von Salta nach Buenos-Ayres erfordert zehn bis zwölf Monate. Die Leitung der Karavane hat der Capataz, der zwanzig bis fünfundzwanzig Peones oder Knechte unter seinem Befehl hat. Dieser Capataz gleicht dem Führer der afrikanischen Karavane; er ist von eisernem Willen und grenzenloser Unerschrockenheit, um sich gegen alle Freibeuter zu wehren. Er duldet keine Widerspenstigkeit; bei dem geringsten Ungehorsam seiner Peones, der Treiber, greift er zu seiner mit Eisen beschlagenen Peitsche und haut unbarmherzig auf sie los. Zu seiner Pistole greift er dem Widerspenstigen gegenüber nur ungern, lieber zieht er sein Messer, das er meisterhaft zu führen versteht, und weiß sich damit sein Ansehen zu erhalten. Niemanden fällt es ein, wegen eines von der Hand des Capataz gefallenen Menschen zu reclamiren; man betrachtet dessen Handlung wie eine von der Obrigkeit geschehene. Die Wagenkaravane ist stets bewaffnet, man rechnet auf jeden Karren ein Schießgewehr, auch wohl zwei; oft auch steht auf dem vordersten Wagen ein Feldgeschütz auf einer beweglichen Lafette. Wird die Karavane von Indianern angegriffen, so stellt man die Karren in einen Kreis, bildet eine Wagenburg und leistet den Angreifenden einen erfolgreichen Widerstand.

In diesem weiten Lande sind vierzehn Provinzial-Hauptstädte zerstreut; Buenos-Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes am Parana; Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca, Tucuman und Jujuy, die beinahe mit den chilenischen Anden parallel liegen; San Jago, San Luis und Cordova im Innern. Leider ist es von keinem Interesse, diese Städte zu schildern; sie sind alle nach einem einzigen Plan gebaut, die Straßen rechtwinklig, die ganze Stadt von weiten Einöden umgeben. Die Bevölkerung hat ihre eigene südamerikanische Tracht und sieht mit Verachtung auf die Kleidung der Großstädter herab.

Ein spanischer Schriftsteller schildert uns die Städte im Innern, wie sie allmälig durch die Bürgerkriege zu Grunde gerichtet wurden, so daß sie nur noch für Städtegerippe gelten konnten. In einer von ihnen befand sich im Jahre 1840 nur ein einziger Geistlicher; kein einziger Einwohner trug europäische Kleidung, eine Schule war nicht vorhanden. San Juan, das sonst 40,000 Einwohner zählte, hatte keinen Advokaten oder wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten; eine einzige öffentliche Unterrichtsanstalt für junge Mädchen wurde aufgehoben, und ebenso die drei Schulen für Knaben. Nur ein einziger Arzt war vorhanden; unter sämmt-

lichen Einwohnern waren kaum zehn, die das Lesen und Schreiben verstanden. Aus diesem elenden Zustande haben sich die Städte freilich wieder erholt, und die Civilisation hat auch Fortschritte zu machen versucht. Den Gaucho aber hat sie in seiner Lebensweise nicht beirrt, und wie er früher war, so lebt er heute noch.

Es bleiben uns von den Bewohnern der Pampas noch die Indianer oder Indianos bravos, auf deren Lebensweise die Erzählung eines jungen, in Buenos-Ayres angesiedelten Mechanikers das beste Licht werfen wird. Derselbe schilderte mir die Art und Weise, wie er in die Hände dieser Indianer gerathen, folgendermaßen:

Ich hatte in Cordova einige wichtige Geschäfte abzumachen, und begab mich dorthin, begleitet von vier Peones. Wir waren bereits mehrere Tage geritten, und der Abend des vierten dunkelte schon, als plötzlich einer meiner Begleiter auf eine Staubwolke am fernen Horizont zeigte, welche sich auf uns zu bewegte. Der unfehlbare Instinkt des Gaucho errieth die Ursache dieser Wolke, nämlich die Indianer. „Fliehen wir schnell,“ rief er ängstlich, „oder diese Malvados stürzen sich auf uns!“ Wir waren gut beritten und drückten unsern Pferden die Sporen in die Seite. Unser Vorsprung war bereits bedeutend, als mein Colorado, ein ausgezeichnetes Pferd, in eine viscachera mit dem einen Fuß hineingerieth. Diese viscacheras sind Löcher in der Erde, welche durch eine Art von Kaninchen mit langem Schweif, viscacha genannt, gegraben werden und am La Plata sehr häufig sind. Mit einer schmalen Erdkruste bedeckt, so daß sie nicht zu bemerken sind, werden diese Höhlen oft sehr gefährlich. Der Fuß meines Colorado war durch diesen Fall so verstaucht, daß er ihn nicht aus der viscachera herauszuziehen vermochte. Ich rief meine Peones zu Hülfe und schrie ihnen zu, sie sollten mir ein anderes Pferd geben; aber die Bestürzung dieser Leute war so groß, daß sie davonjagten, ohne mich zu hören. Die Wolke kam immer näher; ich zerriß mit meinen Sporen die Flanken des armen Colorado, daß das Blut herabfloß. Das arme Thier ahnte die Gefahr und versuchte wenigstens zu traben, aber seine Kräfte entsprachen nicht seinem guten Willen, und mühsam schleppte es sich fort. Die Pampa lag vor mir, unendlich und nackt, wie der Ocean; kein Baum, kein Strauch, worin ich mich hätte vor den Indianern verbergen können. Die Verzeiflung machte mich grausam; ich riß das Gaucho-Messer aus dem Gürtel und versetzte dem Thier damit einige Stöße. Röchelnd brach es zusammen; ich lag neben seinem Cadaver und erwartete in dumpfer Resignation die Indianer.

Diese kamen mit verhängtem Zügel; drei von ihnen eilten

der Truppe voran, stürzten sich mit geschwungener Lanze auf mich und schrien mich wüthend an. Ihre Absichten waren offenbar feindlich, und ich hatte nicht einmal die Möglichkeit, mich in ihrer Sprache verständlich zu machen, da ich von dem Huarali kein Wort verstand. Ich richtete also in spanischer Sprache eine Rede an sie und unterstützte diese durch Handbewegungen. Ich deutete ihnen an, daß ich weit fort jenseits des Meeres geboren und den politischen Vorgängen des Landes durchaus fremd sei. Die Indianer, beinahe nach der Façon unseres Erzvaters Adam gekleidet, untersuchten mich sorgfältig, und einer von den Dreien, ein großer hübscher junger Mann, Namens Uaka, ließ sich herab, ein paar ermuthigende Worte in schlechtem Spanisch zu mir zu sprechen. Darauf kehrte er zu der Truppe zurück und diese berathschlagten.

Natürlich betrachtete ich diese Berathung mit ängstlichem Auge; es kam mir vor, als sei dieselbe mir nicht günstig. Ich fürchtete namentlich den Kaziken, einen riesigen Greis, dessen wilde Blicke und Pantomimen mich schaudern machten. Ich verbrachte eine entsetzliche Minute, und würde unfehlbar massacrirt worden sein, wenn nicht Uaka mich so energisch vertheidigt hätte. Er war der Sohn des Kaziken, und hatte beim ersten Anblick schon eine merkwürdige Sympathie für mich empfunden. Es gelang ihm, den Haß und das Mißtrauen seines Vaters zu besiegen, und man beschloß, ich solle als Freund behandelt werden. Während des Wortwechsels steifte sich Uaka darauf, daß ich keinen Bart hätte, und dieses Argument besiegte den Widerstand der Uebrigen.

Die Indianos bravos, schmutzige und faullenzende Wilde, bilden eine Gesellschaft, die wenig Anziehendes hat; haben sie den Fremden aber als Freund aufgenommen, so sind sie zuverlässig. So wild sie im Kampfe sind, ebenso sehr sind sie dem Fremden ergeben, der friedlich von ihnen Gastfreundschaft begehrt. Wider meinen Willen in ihre Gesellschaft aufgenommen, erzeigten sie mir tausend Aufmerksamkeiten. Uaka gab mir ein prächtiges Pferd und zeigte mir an, daß die Truppe sich wieder zur Tolderia zurückbegeben werde, welche hundert Stunden von hier nach der Seite des Paraguay zu lag. Ich dankte ihm für seine guten Absichten in Bezug auf meine Person, und beschwor ihn, mich nach Cordova ziehen zu lassen, wo für mich die wichtigsten Dinge auf dem Spiel standen. Er aber wollte nie hiervon etwas wissen, umgab mich mit der zärtlichsten Sorgfalt, und wollte von keiner Trennung hören.

Der Indianerkreis, in welchen Uaka's Sympathien mich hineinschleuderten, bestand etwa aus hundert Köpfen. Sie waren von hohem, schlankem und kräftigem Wuchs, ihr Gesicht war flach, ihre Augen schräg wie die der Chinesen, ihre Backenknochen hervor-

stehend, ihre Stirn niedrig, ihre Nase kurz, ihr Haar schwarz und glatt, und ihre Haut braun. Ihre primitive Nacktheit war mit einem Fett überzogen, oder mit seltsamen Malereien bedeckt; sie waren mit langen Lanzen bewaffnet, einige trugen auch Lazos, Alle aber Pfeile und Messer. Wir reisten fünf Tage und Nächte, und erreichten endlich die Tolderia, am Saume eines Urwaldes, wo ich erschöpft niedersank.

Diese Tolderias bestehen aus hundert viereckigen für Schnee und Regen undurchdringlichen Lederzelten oder Toldos, in welchen die Indianer wohnen, wenn die Jahreszeit ihnen nicht erlaubt, sich sorglos in dem zwischen den grünen Zweigen aufgehängten Hamac zu wiegen. Uaka, der sich auf der langen Reise meiner mit großer Liebe angenommen, bestimmte mir einen Ehren-Toldo zwischen seinem Toldo und dem seines Vaters. Er installirte mich hier und stellte mir drei Indianerinnen zur Disposition. Die Eine sollte mir die Wirthschaft führen, die Andere ihr hierin zur Hand gehen, die Dritte sollte mich unterhalten. Die Letztere, etwa 15 bis 16 Jahre alt und eine der Perlen des Stammes, hatte für einen Civilisirten nichts Verführerisches; nichtsdestoweniger hatten ihre Frische, die kräftige Eleganz ihrer Formen und die feurigen Blicke ihrer Augen doch etwas Anziehendes. Uaka verfolgte mich mit seiner naiven Freundschaft auf eine wirklich lästige Weise; er war stets bei mir, suchte seinen Stolz darin, mich den Indianern zu zeigen und ihnen zu beweisen, wie sehr intime Freunde wir seien; ja er schlief sogar neben mir auf einer Büffelhaut. So ging dies täglich während meiner Gefangenschaft, also einen Monat hindurch.

Weder die Achtung des Kaziken, noch die Liebenswürdigkeit seines Sohnes konnten mir indessen für meine neue Existenz Geschmack beibringen, und die Unthätigkeit ward mir zur Qual. Ich muß Uaka die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alles Mögliche that, um mich zu zerstreuen. Ich begleitete ihn auf der Jagd und das beste Wild wurde für mich reservirt. Wir speisten zusammen in meinem Taldo oder in seinem, und die Gefräßigkeit, mit welcher er das halbgeröstete Fleisch verschlang, amüsirte mich anfangs oft. Die Spiele und Feste der Indianer hatten einigen Reiz für mich. Weder die Leistungen eines Circus, noch die Fantasia der Araber ist mit den Reiterkunststücken dieser Naturkinder zu vergleichen; das wildeste Pferd gehorcht ihnen wie eine Marionette und sie entfalten auf dem Rücken dieser Thiere eine Gewandtheit, die an's Fabelhafte grenzt.

Dahingegen empörten mich die barbarischen religiösen Ceremonien dieser Indianer. Eines Morgens vereinigten sich die Häupter der Familien, welche allein das Recht haben, den Schutz des großen Geistes anzurufen, vor dem Toldo des Kaziken. Ihre Köpfe

waren mit Federn und Bändern, die Brust mit Amuletts und geheiligten Kugeln geschmückt; in der Hand hielten sie ein großes Büffelhorn, gefüllt mit einem dem Meth ähnlichen, spirituösen Getränk. Nachdem sie den Inhalt des Horns geleert, stachen sie sich in das Fleisch der Arme, Beine und Schenkel, dann durchbohrten sie es mit zugespitztem Holz, langen Dornen und Fischgräten. Die übrigen Angehörigen des Stammes saßen im Kreise um diese Andächtigen und suchten sie anzustacheln. Die Fanatischsten zerfleischten sich die Zunge mit ihrem Barbot (einem Stück Holz, das durch die untere Lippe gestochen ist) und rieben sich das Gesicht mit dem herausfließenden Blut. Empört wandte ich mich von diesem entsetzlichen Schauspiel ab.

Am andern Morgen ereignete sich eine Scene anderer, aber nicht minder abschreckender Art. Ein junger schwindsüchtiger Indianer war von dem Zauberarzt oder Arzneimann (eine Sorte, auf welche wir später noch kommen) der Tolderia als unheilbar erklärt; man transportirte ihn in eine entfernte Grube, auf deren Rand man einen Krug Wasser und Lebensmittel stellte. Dieser Unglückliche lebte drei Tage, verlassen von Allen. Als er geendet hatte, kamen seine Verwandten und Freunde täglich, um ihn anzuschauen, warfen seine Waffen in die Grube und füllten dieselbe mit Erde. Die Indianer, so unerschrocken sie im Kampfe sind, fürchten den ruhigen Tod.

Meine Indianer verarbeiteten auch das Gold und das Silber in sehr grober Weise; sie webten sonderbare Stoffe mit sehr feinen Lederriemchen und vertauschten dieselben gegen Branntwein und Quincaillerie-Waaren, oder fabricirten sich davon halbe Kleidungsstücke, die sie bei festlichen Gelegenheiten anlegten. Wenn ich auch einen großen Theil des Tages verbrachte, die originellen Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen meiner Gastfreunde zu studiren, so packte mich die Langeweile endlich doch dermaßen, daß ich in Schwermuth verfiel. Ich dachte an meine Geschäfte und an meine Braut, die um mich in Sorgen leben mußte; gern hätte ich zehn Jahre meines Lebens hingegeben, wenn ich die Tolderia hätte verlassen können. Uaka mußte meine Laune oft fühlen; er beschuldigte mich der Undankbarkeit, beschwor mich, ihm nicht seinen theuersten Freund zu nehmen, nannte mich in poetischen Ausdrücken seinen Engel, seinen schönen Jaguar, seinen geliebten Tapir u. s. w. Endlich versicherte er mich, daß sein Vater meine Abreise nie zugeben werde. Eines Tages, als ich in der Abwesenheit des Kaziken mit Uaka in dessen Zelt war, fielen meine Augen zufällig auf eine Art schlechter Spieldosen, wie man sie wohl den Kindern zu Weihnacht schenkt. Auf meine Frage belehrte mich Uaka, daß sein

Vater dieses Kästchen vor langer, langer Zeit von einer Expedition mitgebracht.

„Es war darin,“ sagte er, „ein kleines unsichtbares Thier, das sang, wenn man das kleine Stückchen Eisen bewegte, das Du da siehst. Wenn mein Vater traurig oder unzufrieden war, berührte er das Eisen und das kleine Thier sang wie der schönste Vogel. Eines Abends kam er von der Jagd, nahm es in die Hand und war so ungeschickt, es fallen zu lassen. Das arme kleine Thier ist davon gestorben, denn es hat nie wieder gesungen. Mein Vater weinte sehr und hat sich noch heute nicht getröstet.“

Ich nahm das Kästchen. Uaka sprang erschreckt auf und rief: „Rühre es nicht an! Mein Vater bewahrt es wie ein Heiligthum; er hofft noch immer, daß das Thier wieder erwachen wird.“ Ich mußte laut lachen und versicherte Uaka, daß ich vielleicht im Stande sei, daß Thierchen wieder zu erwecken. Uaka schaute mich groß an und ließ mir nach vielem Widerstreben meinen Willen. Ich untersuchte die Dose, fand den Mechanismus sehr einfach und sah, daß der Schaden auf die einfachste Weise wieder zu repariren sei. Schon im nächsten Augenblick erfreute ich Uaka mit einem Walzer aus dem „Kalifen von Bagdad“. Uaka war sprachlos vor Erstaunen; wie versteinert stand er da. Inzwischen trat der Kazike ein und gerieth außer sich vor Freuden. Er lachte aus vollem Halse, machte die seltsamsten Sprünge, rollte sich auf der Erde, indem er kluckte wie eine Henne, umarmte mich, und rieb als Zeichen der Freude und Dankbarkeit seine Nase an der meinigen. Als der Kazike wieder zu sich gekommen war, sagte er mir, ich müsse mit den großen Geistern in Verbindung stehen; er beschwor mich, irgend eine Gnade von ihm zu erbitten, und gelobte mir bei seiner Lanze, daß sie mir sofort bewilligt sein werde.

Ich verlangte, wieder in meine Heimath zurückkehren zu dürfen. Der Kazike zitterte, Uaka sprang vor Schrecken auf. Beide versuchten, mich von meiner Absicht zurückzubringen, ich aber blieb unerbittlich. Endlich sagte der Kazike: „Da Du unerschütterlich bist, nun so geh! Ich werde meinen Eid nicht verletzen, indem ich Dich wider Deinen Willen zurückhalte, aber wenn das Unglück Dich inmitten der Leute Deiner Race trifft, wenn Neid und Verrath Dich ihrer überdrüssig machen, so kehre hieher zurück. Du findest bei uns einen Toldo, Deine Unabhängigkeit und treue Freunde.“

Der alte Kazike war, während er sprach, tief bewegt; ich hatte Mitleid mit ihm und namentlich mit Uaka, der in tiefem Schmerz dasaß, und versprach ihnen, eines Tages zurückzukehren. Am andern Morgen umarmte ich Uaka, der mir sein schönstes Pferd zum Geschenk machte, und mich mit der Boussole orientirend, welche nie den Reisenden in den Pampas verläßt, brach ich auf. Ich hatte

Eile, Cordova zu erreichen, und legte 16 Stunden zurück, ohne aus dem Sattel zu steigen. Die Sonne war im Untergehen begriffen und mein Pferd schnappte nach Athem. Während ich es, an einem Bache sitzend, in dem dichten Kraut weiden ließ, verzehrte ich das geröstete Fleisch, welches ich mit mir genommen, und streckte mich unter einer Platane nieder. Als ich mich wieder erhob, um mein Pferd zu satteln, hörte ich eine laute Stimme durch die Ruhe der Ebene, und gleich darauf sah ich den braven Uaka mit sechs Indianern erscheinen.

„Dein Aufbruch aus der Tolderia war so schnell und so traurig," sagte Uaka, „daß ich Dir nicht einmal die Geschenke der Freundschaft geboten habe. Zum Glück habe ich noch Zeit, nachzuholen, was ich vergessen. Diese zwölf Pferde und was sie tragen gehören Dir. Nimm sie und denke zuweilen an den armen Uaka, der, Dich vermissend, die Hälfte seiner Seele verliert."

Dies Geschenk war nicht zurückzuweisen. Ich nahm die zwölf Pferde und die zwölf Büffelhäute, und dankte dem Sohn des Kaziken so innig, daß er überglücklich war. Unsere Trennung war so pathetisch wie die Scene eines Trauerspiels, und als Uaka mir den Rücken wandte, sah ich, wie große Thränen über seine Wangen rannen.

II.

Der Bürgerkrieg.

Ein treffendes Licht auf den Bürgerkrieg um Einigung oder Nichteinigung sämmtlicher argentinischen Staaten, wirft die Schilderung, welche mir derselbe junge Mechaniker, der Freund Uaka's, machte. Diese betrifft namentlich den Dictator Rosas und sein empörendes Treiben. „Mißbräuchlich," sagte er, „hat man in Europa den General Rosas mit dem Doctor Francia verglichen, ich aber bin Zeuge der Scheußlichkeiten gewesen, welche dieser Mensch verübt hat. Rosas ist ein unwissender, roher, rachsüchtiger und ehrgeiziger Gaucho, und würde eine ganze Welt opfern, um seinen Ehrgeiz zu sättigen; der Dictator Paraguay's aber war ein unterrichteter, arbeitsamer und nur für das Wohl seines Landes besorgter Mann. Paraguay wuchs unter seiner eisernen Leitung, und wenn er auch unversöhnlich war, so verdankt ihm doch das Land die vortrefflichsten Institutionen. Was Rosas betrifft, ist er halb Tiger, halb Schlange und die

Geißel der Völker, welche in seine Krallen fielen. Seine verwüstenden Horden sind mit dem Säbel, dem Dolch und der Fackel in der Hand von dem einen Ende der Conföderation zur andern gezogen und haben geraubt, gebrannt und gemordet im Namen ihres Herrn.

Im Monat October 1840 verheerten die Mitglieder der Mas-horca, der wiederherstellenden Gesellschaft, welche aus den Creaturen Rosas bestand, 24 Stunden lang Buenos-Ayres mit Feuer und Blut. Unter den Mitgliedern der Mas-horca figurirten Magistratspersonen, Offiziere, Fleischer und selbst ein Geistlicher aus Chili, Namens Luis Solis, der sich durch seine Wildheit auszeichnete. Der Präsident Salomon theilte ihnen die wörtlichen Befehle des Dictators mit, denn Rosas hütete sich wohl, schriftliche Befehle zu ertheilen, seit, als er die Mörder des Generals Quiroga füsiliren lassen wollte, diese den von Rosas unterzeichneten Befehl vorbrachten, in dessen Auftrage sie gehandelt hatten. Von Zeit zu Zeit zogen die Henker eine verstümmelte Leiche vor Rosas Palast, und dieser lächelte zufrieden von seinem Mirador herab. Die unglücklichen Argentiner flehten die Hülfe der diplomatischen Agenten an und die Intervention der auf der Höhe liegenden französischen Escadre. Diese Agenten, geblendet durch die Festlichkeiten von Palermo (einem reizenden Landhaus, welche Rosas vor dem Thore von Buenos-Ayres besaß), rührten sich eben so wenig, wie die französischen Schiffe. Man erzählte, daß Rosas' Tochter Manuelita, schön wie eine Göttin, aber falsch wie ihr Vater, Krokodilthränen vor dem Grafen L. und dem Chevalier M. geweint, und diese durch ihre Reize bestochen habe. Man fügte hinzu, daß diese Herren zwei Millionen Franks bekommen hätten, um die entsetzliche Lage der Hauptstadt zu verschweigen, günstige Rapports an ihre Gouvernements zu richten und Rosas von der edelsten Seite zu schildern; ja man behauptete selbst, daß Manuelita der Preis ihrer Freundschaft gewesen.

Das erste Opfer der Mas-horca wurde der Bruder des Generals La Madrid. Man drängte sich um ein Uhr Morgens in sein Haus unter irgend einem Vorwand und tödtete ihn, ohne daß er einen Schrei hatte ausstoßen können. Sein Kopf wurde auf dem Gitter der Pyramide des Victoria-Platzes aufgestellt. Drei Nächte hindurch erwürgten die Emissäre der Mas-horca die auf den von Manuelita entworfenen Listen verzeichneten Bürger, während ihre vom Wein berauschten Collegen in den Straßen die Einheits-Anhänger mißhandelten und die Häuser plünderten. Eines Abends rief der Präsident sie zusammen und befahl ihnen, sich in der Stadt zu zerstreuen, und Jedem, der einen Rock oder Mantel trage, fünfzig Stockschläge zu geben. Die Räuber durchzogen die Straßen und

warfen sich auf die ihnen bezeichneten Personen; sie rissen ihnen die europäischen Kleidungsstücke vom Leibe, um daraus Föderaljacken zu machen, und verwandelten die Mäntel in Ponchos, indem sie mit den Messern ein Loch in dieselben stießen, durch welches man beim Poncho den Kopf steckt. Am andern Morgen erging der Befehl an die Helden der Mas-horca Alle durchzuprügeln, welche ihnen ohne rothe Weste oder Schnurrbart begegneten, oder die Roth und Blau trügen, und zwar ohne Aussehen des Alters, des Geschlechtes und des Standes. Ferner die Ordre, die Besitzer von ganzen Bärten zu rasiren, die blauen Devisen auf den Parteikleidern mit Theer zu beschmieren, und alle verdächtigen Unitarier oder Anhänger des Einheitsstaats zu tödten. Die Henker Salomons stürzten sich in die Michelskirche, überfielen die Andächtigen, schlugen den Einen, versuchten den Andern zu rasiren, zerrissen den Weibern die Kleidungsstücke und jagten sie dann auf die Straße. Angefeuert durch dieses Beispiel suchten 5—6000 Individuen des Pöbels ihnen nachzuahmen und verübten den scheußlichsten Unfug. Die Geistlichkeit murrte, die Soldaten selbst, von Unwillen über diesen Vandalismus ergriffen, begannen sich laut zu beklagen. Rosas fürchtete eine Militair-Revolte und decretirte die Todesstrafe für Jeden, den man auf der Straße finden werde, ausgenommen die Adjutanten des Gouvernements und des Militairs, sowie die Commissäre der Polizei. Die Straßen verödeten sofort, die Stadt war wie ausgestorben.

Der gegen die Farben gerichtete Krieg war indeß noch nicht beendet; man sah den Bischof Escalada von einer Bande unter dem Befehl des Obersten Parra angefallen und auf den Platz geschleppt, wo er mit seinem Leben die Unvorsichtigkeit, an seinem Hut ein braunes Futter behalten zu haben, bezahlen sollte. Die Angreifer wollten ihm eben das Messer in die Seite stoßen, als eine Menge von Frauen und Kindern herbeilief und um Gnade für ihn flehte. Man begnügte sich also damit, dem Bischof einen rothen Hut aufzusetzen und den seinigen in Stücke zu zerreißen.

Am 23. October begannen die Creaturen der Mas-horca die Bewohner von Häusern, deren Thüren, Fenster und innere Ausmalung nicht roth waren, mit Stockschlägen zu tractiren, und alles, was sie an grünen oder blauen Gegenständen fanden, zu zertrümmern; ja sie untersuchten die Magazine der Kaufleute aufs Genaueste und verbrannten alle derartigen Stoffe. Selbst die Statuen der Heiligen mußten sich dem Gesetz dieser Vandalen fügen; man steckte sie in rothe Kleider. Es fehlte nur noch, daß Rosas sich heilig sprechen ließ; seine Büste wurde in alle Kirchen getragen, und wenn diese Profanation auch das Gefühl der ganzen Bevölkerung empörte, Niemand wagte zu protestiren. Nur die Jesuiten stießen das Bild

des Tyrannen von ihrem Altar, und sie entgingen dem Tode nur, indem sie sich in ihrem Etablissement derart verbarrikadirten, daß man dasselbe durch eine Belagerung hätte erobern müssen. Die Creaturen der Mas-horca, geführt von dem Geistlichen Solis, langten vor dem Etablissement an, und dieser Elende beschwor, indem er seine Stimme verstellte, die Jesuiten zu öffnen, im Namen eines Sterbenden, der sie erwarte. Die Jesuiten durchschauten den Plan und öffneten nicht. Am andern Morgen wurden sie durch ein Decret von dem Boden der Conföderation verbannt.

Vom 25. bis zum 28. October wurde das Uebel noch schlimmer. Der Pöbel, flattirt und ermuthigt durch Rosas, war Herr von Buenos-Ayres und schreckte vor keiner Schandthat zurück. Die anständigen Leute verließen ihre Häuser nicht mehr und hörten zitternd das Geheul der Banditen, die in einzelnen Trupps, betrunken, mit Trommelschlag in den Straßen tanzten. Diese Teufel hörten endlich auch nicht mehr auf die Stimme ihrer Führer, und begannen die Häuser der höchsten Gouvernementsbeamten anzugreifen. Die Mitglieder der Mas-horca vereinigten sich, um dem Strom einen Damm entgegen zu setzen; unnütze Anstrengung! Der Strom durchbrach Alles; ein Trauerflor breitete sich über die von Ruinen und Leichen bedeckte Stadt. Rosas, der von der Höhe seines Mirador (ein Pavillon auf den Dächern der Häuser) die Großthaten seiner Freunde sah, entschloß sich gegen diese das Regiment der serenos (der Nachtwächter) zu schleudern, mit der Ordre, Jeden zu erschießen, der sich, natürlich mit Ausnahme der Adjutanten und Commissäre, in den Straßen bewege. Die Haltung der serenos und einige summarische Exekutionen erschreckten die Bösewichter, und das Schweigen der Bestürzung folgte dem Tumult der vorigen Tage. Bei Sonnenaufgang bot Buenos-Ayres einen traurigen Anblick dar. Während die Karren der Polizei die Leichen fortschleppten, mit welchen man die Fische des Flusses nährte, strömten die Weiber zu den Kirchen, um die Hülfe des Himmels anzuflehen. Andere, mit wildem Blick und von Thränen genetztem Antlitz, suchten die Reste eines Sohnes, eines Bruders oder eines Gatten, der am Abend vorher gemordet worden. Der Jammerschrei der Wittwen und Waisen mischten sich mit den erstickten Seufzern Anderer, die bleich und vernichtet sich in die Ecken geschlichen und in ihrem eigenen Blut zusammengebrochen waren. Da geschah es, daß der an Rosas verkaufte Senat die Todesstrafe gegen alle gefühlvollen Seelen decretirte, welche ihren Schmerz über geschehene Dinge zu äußern wagen. Das Vaterland über Alles! sagte der argentinische Senat. Jeder setze blindes Vertrauen in die Maßnahmen der Regierung!

Der Mann, welcher mit einer satanischen Freude dem blutigen October-Drama von 1840 zusah und eine Million seiner Mitbürger unter dem Messer hielt, hätte von der Civilisation in Acht erklärt und wie ein wildes Thier verfolgt werden müssen. Aber Rosas hatte die Geschichte Jugurtha's, seines Musters, gelesen; er handelte so schlau, daß Europa kaum ein Zehntel seiner Schandthaten erfuhr, und fand eine wirksame Vertheidigerin und Lobrednerin in der französischen Presse, ja sogar in den Räthen des Gouvernements. Daher kam es, daß der Held der Wüste, der Wiederhersteller der Gesetze, wie er sich selbst zu nennen wagte, sich Alles erlaubte und daß die Octoberscenen im April 1842 eine noch weit ärgere Wiederholung fanden. Ich habe den ersteren wie den letzteren beigewohnt und werde sie niemals vergessen.

Am 6. April nämlich verkündete ein Bando, daß die Polizei die Hunde in den Straßen und in den Häusern tödten werde. Salomon erklärte der Mas-horca, daß mit dem Worte Hunde die „wilden Unitarier" gemeint seien. Die Friedensrichter und Alkaden hatten zahlreiche Proscriptionslisten entworfen, welche den Vertrauten vorgelesen wurden. Salomon befahl ihnen bei Todesstrafe das tiefste Schweigen. Er forderte sie auf, sobald die Nacht hereingebrochen, ans Werk zu gehen, d. h. die Verdächtigen geheimnißvoll in die einsamen Stadtviertel zu locken und sie dort zu vernichten. Da man nichts ahnte, so gelang es den Bösewichtern sehr leicht, die Unitarier unter allerlei Vorwänden zu verlocken, sie luden den Einen zum Ball, den Andern zum Abendessen ein; sie lockten den Einen durch einen wichtigen Auftrag, den Andern zwangen sie durch Befehle des Gouvernements. Die Unglücklichen nahmen ein fürchterliches Ende. Die Henker erstatteten Salomon sofort Bericht von ihren Großthaten und dieser beeilte sich, dem bene merito General Rosas Mittheilung zu machen. Der Letztere billigte das Geschehene vollkommen, indem er der Mas-horca ein glänzendes Banket gab, bei welchem Manuelita ihre Reize entfaltete. Noch an demselben Abend nahmen die vom Wein berauschten Gäste ihr Werk wieder auf und dies Mal verhüllte die Finsterniß nur halb die begangenen Verbrechen. Die Bürger wußten jetzt, wohin man so viel Unglückliche gelockt, die nicht wieder zum Vorschein kamen; einmal den Dolchen des Dictators verfallen, sobald sie Erziehung oder Vermögen besaßen, zogen sie sich jetzt in ihre Häuser zurück und erwarteten mit der Entsagung eines Schlachtthiers ihr Schicksal. Viele Fremde nahmen die Flucht, Andere bewaffneten sich.

Auf diese Sicherheitsmaßregel antwortete der Polizei-Intendant in dem Wunsch, daß kein einziger „Hund" in der Stadt bleibe, durch ein Bando, welches seine Agenten ermächtigte, die Hunde zu ver-

folgen, wo man sie finde. Salomon erklärte dieses Bando den Verbündeten der Mas-horca dahin: daß der Wille des erhabenen Wiederherstellers der Gesetze ihnen die Sorge anvertraue, die wilden Unitarier zu classificiren und sie mit Knitteln, Steinen, Dolchen, Lanzen oder Blei zu vertilgen. Er fügte hinzu, daß man die Besitzer oder Miether der verschlossenen Häuser und Alles, was sich nicht öffentlich zeige, als Feinde der amerikanischen Sache betrachten müsse. Die Werkzeuge des Dictators vertilgten im Saale der Mas-horca eine ungeheure Quantität von Weinen und Liqueuren, dann verbreiteten sie sich in der Stadt, schaarten den Abschaum der Bevölkerung um sich, und das Blutbad begann von Neuem beim Klange der Musik, beim Zerplatzen der Petarden und mit dem Geschrei: Es lebe der General Rosas! Es lebe der Held der Wüste! Nieder mit den wilden Unitariern!

Das Schauspiel, welches Buenos-Ayres am 15. und 16. April 1842 darbot, glich dem Einzuge der Gallier des Brennus in Rom. Die Mörder, gewaltsam in die Häuser eindringend, plünderten, erwürgten und schändeten Alles. Die verständigen Leute, in der Ueberzeugung, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, übergaben sich der Verzweiflung; mit wilden Blicken und angstverzerrten Gesichtern, halb wahnsinnig vor Schreck, suchten sie sich zu verbergen, oder sie betranken sich, um die Gefahr zu vergessen, oder sie stürzten sich in blinder Verzweiflung auf die Straßen hinaus. Die Einen eilten, um dem Gouvernement immense Summen anzubieten für den Krieg, mit welchem England und Frankreich drohten; Andere ließen sich in die Armee enrolliren, oder gegen theure Zahlung in die Register der Mas-horca einschreiben; noch Andere erkauften den Schutz der einflußreichsten Mitglieder dieser Kannibalengesellschaft für hohe Summen. Die Franzosen und Engländer erwarben sich unter diesen entsetzlichen Umständen ein Anrecht von Dankbarkeit von Seiten der Argentiner. Sie gewährten Hunderten von Unglücklichen ein Asyl in ihren Häusern bis der Sturm vorüber sein werde.

Die Anarchie hatte ihren Höhepunkt erreicht, und die Kinder selbst freuten sich über die von den Kannibalen begangenen Grausamkeiten. Man sah Kinder mit noch nicht erkalteten Leichen spielen, sie mit Kanonenschlägen bewerfen und sie an Stricken zu den Fenstern hinaufziehen. Einige föderale Schurken hatten eine ganz neue Zerstreuung erfunden. Sie beluden einen Wagen mit frisch abgeschnittenen Köpfen und fuhren durch die Straßen mit dem Geschrei: A los buenos melones! (Schöne Melonen!). Rosas setzte die künstliche Politik fort, welche ihm 1840 so vortrefflich gelungen war; er hielt die fremden Consuln in seinem Landhause von rauschenden Festlichkeiten umgeben zurück, um ihnen den Anblick seiner

Schandthaten zu entziehen. Nur der brasilianische Gesandte machte eine Ausnahme, denn entsetzt durch die Greuel, die er täglich vor Augen hatte, war er Nachts heimlich aus der Stadt entflohen. Als endlich die französischen und englischen Agenten dem Dictator sanfte Vorstellungen machten, antwortete er mit Seelenruhe: „Es ist der Nationalgeist, der sich entwickelt; ein einfaches Vergnügen, das Niemandem Schaden zufügt, und sollte ein solcher einem Ihrer Landesangehörigen geschehen, so bin ich zu jeder Genugthuung bereit!"

Als es den Agenten endlich zu bunt wurde, ließ Rosas in seiner Kaserne einen Lieutenant, Namens Moreira, erschießen, der überwiesenermaßen 110 Personen ermordet hatte. Moreira war der Stolz der Mas-horca, und Rosas würde ihn den Agenten zum Trotz geschont haben, wenn derselbe nicht die Verwegenheit gehabt hätte, den Barbier des Dictators als mit in die Metzeleien verwickelt zu compromittiren. Man kennt ja die traditionelle Liebe der Tyrannen für ihre Barbiere.

Wie entsetzlich und bluttriefend auch die Scheußlichkeiten der Verbündeten waren, für Rosas genügten sie nicht, und in seinem unersättlichen Blutdurst entwarf er einen Plan, der des Caligula würdig. Am 21. April sollte im Victoriatheater eine Tragödie aufgeführt werden; er ließ erklären, daß alle Diejenigen, welche sich fern halten würden, als wilde Unitarier zu betrachten seien, da die Einnahme zur Bestreitung der Kriegskosten bestimmt sei. Die Zuschauer eilten natürlich in Menge herbei. Manuelita, die stete Genossin ihres Vaters, erschien beim Aufrollen des Vorhanges, begleitet vom Kapitän Carpintero. Am Ende des zweiten Aktes stimmte der Kapitän ein Vivat auf Rosas an und gab das verabredete Zeichen. Der ganze Saal hallte wieder von den Rufen: Tod den wilden Unitariern und allen Feinden der Conföderation! Der Dolch blitzte in den Händen der bravi der Mas-horca und mit funkelnden Augen suchten sie ihre Opfer. Eine ungeheure Verwirrung entstand im Saal; Alles, was nicht vom Schreck gelähmt war, stürzte zu den Thüren. Ein Seufzen und Jammern erfüllte den Saal; der Stahl glänzte, das Blut floß, und wer weiß, wie viel Unglückliche am Platze geblieben sein würden, hätte nicht Einer den glücklichen Gedanken gehabt, die Lichter zu löschen, während ein Anderer die Wache mit Orangen bewarf und sie zwang, die Eingänge des Theaters zu verlassen, um sich zur Vertheidigung zu setzen. Die Banditen, durch die Dunkelheit gestört, vereinigten sich in der Vorhalle, um ihr Werk fortzusetzen. Als der Saal leer war, hatten sie eine Menge von Personen getödtet oder schwer verletzt. Um sich zu erholen, traten sie in's benachbarte Kaffeehaus.

Die Tage des 22. und 23. April gaben dem 21. in Nichts

nach. Die Elite der Mas-horca und ihr sauberer Anhang begnügten sich nicht mehr, die Unitarier zu erwürgen und ihre Frauen zu mißhandeln, sie verbrannten sie lebendig in großen Theertonnen. Ein sehr achtbarer Spanier, Namens Martinez, welcher in der Calle de las Torres wohnte, wurde um 6 Uhr Abends vor meinen Augen gebraten. Ich höre noch heute seinen Schmerzensschrei, welchen ihm die Todesqualen entrissen, und sehe noch den Polizei-Intendanten, einige Beamte und ein Dutzend Offiziere, wie sie kaltblütig dieser scheußlichen Scene zuschauten. Auch der Doctor Zorilla ward ein trauriges Opfer der Kannibalen. Er hatte das Unglück, Donna Manuelita zu gefallen, welche die Absicht hegte, ihn zu heirathen, und ihren Vater um seine Einwilligung bat. Rosas aber war eifersüchtig auf seine Tochter, wie auf eine Geliebte, und Zorilla's Tod war also schnell beschlossen. Die Liebe oder die Laune ließ in dem Herzen Manuelita's die einzige Regung von Menschlichkeit erwachen, deren sie jemals fähig gewesen. Als sie die Absicht ihres Vaters durchschaute, bat sie Zorilla dringend, sich zu verstecken. Der Doctor aber hatte die Unklugheit, diesen Rath zu vernachlässigen, und um 2 Uhr Nachmittags ward er Angesichts des Polizei-Intendanten und des Victoria-Postens enthauptet.

Die Mas-horca hatte so gut gearbeitet, daß alle wirklichen oder vermuthlichen Feinde des Dictators im Grabe oder in der Verbannung waren. Sie richtete sich daher gegen die Fremden, namentlich gegen die Franzosen, und es bedurfte der größten Energie, um die Gefahren von diesen abzuwenden. Ja die Agenten der Mas-horca scheuten sich nicht, die fremden Diplomaten auf offner Straßen anzufallen. Jetzt gingen diesen die Augen auf. Sie redigirten eine gemeinschaftliche Note, in welcher sie den Dictator aufforderten, den Mördern Zügel anzulegen. Rosas entschuldigte sich, wie immer: er wisse gar nicht, wovon die Rede sei, wenn aber wirklich Unordnungen vorgefallen seien, so werde er die Schuldigen ergreifen und exemplarisch bestrafen lassen. Es geschah natürlich Nichts der Art, aber die entschiedene Sprache der Agenten überzeugte ihn, daß er innehalten müsse, und die Ruhe kehrte also wieder zurück.

So unwahrscheinlich diese Thatsachen lauten mögen, so wird man sie doch begreifen, wenn man bedenkt, daß der Held der Wüste seine politischen Freunde wie seine Gegner opferte und sich beeilte, die Werkzeuge seines Blutdurstes zu vernichten, sobald er sie nicht mehr gebrauchte.

Unter seinen Helfershelfern verdiente der General Oribe den ersten Platz. Während Rosas der Bevölkerung von Buenos-Ayres zu Ader ließ, führte Oribe im Innern von La Plata das Vorspiel

zu den unerhörten Schandthaten auf, welche er später in Uruguay beging. Oribe's Genie übertraf sogar in der Grausamkeit das seines Herrn; die Provinzen, die er entvölkerte, die Städte, welche er in Kirchhöfe verwandelte, werden sich ewig seiner Greuelthaten erinnern. Man erzählte mir Züge seiner Grausamkeit, welche in der ganzen Geschichte kaum ihres Gleichen finden.

Im Jahre 1840 wanderte ein reicher Grundbesitzer von Tucuman, Namens Domingo Tegerina, nach Bolivien aus, als die Banden Oribe's hereinbrachen. Nachdem seine Furcht sich allmälig gelegt hatte, bat er Oribe um die Erlaubniß, in den Schooß seiner Familie zurückkehren zu dürfen, mit dem Hinzufügen, er habe sich nur von Tucuman entfernt, um den Gefahren der ersten Stunde aus dem Wege zu gehen, und sei als friedlicher Bürger niemals den Absichten des föderalen Gouvernements entgegen gewesen. Oribe sandte ihm einen Paß und schrieb ihm, er könne in aller Sicherheit zurückkehren. Als Tegerina in Tucuman eintraf, beeilte er sich, dem General seine Aufwartung zu machen. Oribe sagte zu ihm im Tone beißender Ironie:

„Wie ich sehe, ist es sehr leicht, die wilden Unitarier zu beruhigen! Sagen Sie mir, Sennor Tegerina, was suchen Sie hier, da Sie zu den Wilden gehören?“

„Zu den Wilden?“ antwortete Tegerina; „ich gehörte nie zu ihnen und werde nie zu ihnen gehören, excelentissimo Sennor! Ich bin bekannt als ein Freund der Ruhe um jeden Preis!“

„Aber wie kommt es denn, daß man Sie denuncirt hat? Wie geht es zu, daß Sie in vorigem Jahr ein blaues Beinkleid trugen und daß man Sie rufen hörte: Tod den Tyrannen?“

„Ich kaufte das Beinkleid, ehe die himmelblaue Farbe verboten ward; das Uebrige ist falsch; nur Einer hat es wagen können, mich anzuklagen, und dies ist mein Feind Jose Arteaga.“

„Das heißt mit andern Worten,“ sagte Oribe, „die Männer, welche mit der Classification beauftragt, sind Schurken, welche die Unschuld verläumden? Gut denn, ich werde Sie vor Ihren Verleumdern sicher stellen, denn auch ich halte Sie für einen friedlichen Mann. Gehen Sie, amiguito (lieber Freund), Pedraza wird die Güte haben, sich Ihres Kopfes anzunehmen, damit Sie gegen fernere böswillige Verleumdungen geschützt sind.“

Oribe, dessen Gesicht eine teuflische Bosheit verrieth, erhob sich von seinem Platz, indem er Tegerina freundlich auf die Schulter klopfte. Darauf rief er Pedraza, der sich, stets bereit die Befehle seines Herrn zu vollziehen, im Vorzimmer hielt. Beim Anblick Pedraza's, der mit eben solcher teuflischen Freude hereinsprang, fiel Tegerina vernichtet zurück.

„Sennor, sennor!“ rief er mit einer Stimme, die einen Felsen

erweicht haben würde; „ich bin verheirathet und habe ein neugebornes Kind. Bei dem Allmächtigen schwöre ich, daß ich nie Jemanden etwas zu Leide gethan und nie daran gedacht habe, das Föderalsystem zu tadeln!“

„Machen Sie sich keinen Kummer,“ antwortete Oribe mit dem Lächeln eines Panthers. „Ihre Frau ist hübsch und meine Offiziere werden sich ihrer annehmen. Gehen Sie also ohne Besorgniß in die Ewigkeit.“

Noch einmal versuchte Tegerina diesen Satan zu erweichen, Pedraza aber hatte ihn bereits am Nacken gefaßt und legte ihm den Kopf vor die Füße. Doch hiermit nicht genug: Oribe wickelte den Kopf in ein Taschentuch und sandte ihn der Frau des Unglücklichen, die bei diesem Anblick bewußtlos zu Boden fiel.

Ein würdiges Seitenstück hierzu leisteten zwei Offiziere Oribe's. Unter tausend andern Schandthaten, welche Cordova in Angst und Schrecken versetzte, hatten sich die beiden Offiziere Manuel Barena und Pablo Allegre dreier Kinder von guter Familie bemächtigt und erklärt, sie würden dieselben ermorden, wenn ihnen nicht die Eltern in vierundzwanzig Stunden 200,000 Piaster überbrächten. Barena und Allegre waren Leute, denen man ansah, daß sie ihr Versprechen halten würden, und die Eltern versuchten Alles, um diese Summe zusammen zu bringen. Mit Mühe gelang es ihnen 24,000 Piaster aufzutreiben. Die Mütter der drei Kinder brachten das Geld selbst in das Quartier der Offiziere und beschworen sie um Mitleid, da es ihnen unmöglich gewesen sei, mehr herbeizuschaffen. Barena und Allegre empfingen sie sehr artig, boten ihnen Stühle, und waren so galant, auf ihr Wohl zu trinken. Als die sehnsüchtig ihre Kinder erwartenden Mütter endlich die vom Wein erhitzten Offiziere um Auslieferung derselben ersuchten, wurden sie von ihnen derart gemißhandelt, daß sie in Ohnmacht fielen. Als sie erwachten, fanden sie die Köpfe der unglücklichen Kinder an den Flechten ihres Haares befestigt. — Dies sind die Streiflichter, welche wir auf den Bürgerkrieg zu werfen hatten, durch den man dieses schöne Land verwüstete.

III.

Die Mulattin.

Derselbe junge Mechaniker erzählte mir die ferneren Abenteuer, die ihm aufgespart waren, als er der Freundschaft Uaka's Valet gesagt, und die hier den Schluß meiner Schilderungen aus den argentinischen Staaten bilden mögen. In Cordova anlangend, fand er, daß man ihn für todt gehalten. Die Peones, seine Begleiter, hatten ausgesagt, die Pfeile der Indianer hätten ihn wie ein Sieb durchlöchert, er sei scalpirt worden und sein Haupthaar als Trophäe bei den Indianern aufgehängt. Doch ich lasse ihn hier selbst sprechen:

„Meine Freunde, die mich für todt gehalten, empfingen mich auf's Wärmste, unter diesen namentlich ein gewisser Gelas, mit dem ich auf intimem Fuße stand. Fanny, eine junge Waise, die mir zur Ehe bestimmt war, und unter der Vormundschaft ihrer Tanten lebte, hatten mich beweint, und die Tanten veranstalteten mir zu Ehren einen Ball. Meine Geschäfte gingen vorzüglich und nöthigten mich, auf längere Zeit in Cordova zu bleiben. Plötzlich aber machte der Bürgerkrieg einen Strich durch alle meine Hoffnungen. Das Verhältniß des Dictator Rosas und der europäischen Mächte war ein sehr mißliches geworden und man sah einen entschiedenen Bruch voraus. Die Provinzial-Behörden, ohne genügende Instructionen, zwischen den Rosisten und Anti-Rosisten schwankend, wußten nicht, woran sie waren. Plötzlich brachte ein Courier die Nachricht, daß die alliirten Escadren Buenos-Ayres blokirten und dem Despotismus Rosas ein Ende zu machen drohten. Diese Nachricht erschreckte die Behörden und die niedere Klasse. Wir, die in Cordova lebenden gebornen Franzosen wurden ein Gegenstand ihres Hasses. Die Gauchos verehrten Rosas, weil er aus ihren Reihen hervorgegangen war und er ihnen schmeichelte; sie auch hielten ihn jet, bis Urquiza ihn entfernt.

Man setzte alsbald einen Preis auf unsere Köpfe. Ich flüchtete mich zu der Tante Fanny's, einer reichen Dame, und diese schickte mich nach ihrer Estancia, ihrer Besitzung, wo ich das Weitere abwarten sollte. Aus Furcht vor Verrath hatte sie mich ihren Bedienten auf der Estancia als einen kürzlich aus den Vereinigten Staaten gekommenen Neffen bezeichnet. Ein junges, speziell mit meiner Bedienung beauftragtes Mädchen allein kannte meine Geschichte. Dieselbe verehrte ihre Herrin wie eine Mutter; sie war also zuverlässig. Cruz, kaum 18 Jahre alt, war die reizendste Mulattin, welche ich gesehen; groß, schlank, und gebaut wie eine Göttin, verrieth ihre edle Physiognomie zugleich Herz und Gefühl; alle

ihre Bewegungen zeigten Grazie, ihr Blick war feurig, ihre Stimme wohlklingend, mit einem Wort, Cruz war das Ideal einer Mulattin.

Ich gestehe, daß alle ihre Reize mich vollständig kalt ließen, und daß ich in der Besorgniß um mein Schicksal ihr nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit widmete, während sie mich mit all' der Sorgfalt umgab, welche nur das höchste Interesse ihr dictiren konnte. Selten spazierte ich in den Weingärten oder im Walde, ohne ihr zu begegnen; als ich einmal zu ungewöhnlich früher Stunde mein Zimmer verließ, fand ich Cruz schlafend auf der Schwelle desselben. Ich machte ihr einen leisen Vorwurf. Sie erhob sich verwirrt, gedemüthigt, und verschwand wie ein aus seinem Lager verscheuchtes Reh.

Eines Sonntags übergab sie mir einen Brief von Fanny's Tante. Diese schrieb mir, die Blokade von Buenos-Ayres und das Seegefecht von Obligado, hätten den Dictator dermaßen aufgebracht, daß er an allen Franzosen Rache nehmen werde; die Provinzial-Gouverneure hätten bereits Ordre zur Verfolgung aller bezeichneten Opfer, und unter diesen stehe ich mit obenan; ich solle also fliehen, wenn mich nicht die rosistischen Partidas auffinden sollten.

Wohin sollte ich gehen? Die Frage war schwierig, denn nach allen Richtungen mußte ich einen weiten Weg zurücklegen, um die Grenze zu erreichen. Ein Seufzer störte mich in meinem Nachdenken; Cruz stand unbeweglich an einem Pfeiler des Patio oder Binnenhofes; ich sah, wie mühsam sie ihre Aufregung bemeisterte.

„Wie, bist Du es, Cruz?" fragte ich überrascht.

„Verzeihung, Sennor," antwortete sie furchtsam, „ich fürchtete, der Brief der Donna P. habe Ihnen schlimme Nachrichten gebracht, es drohe Ihnen Gefahr."

„Leider ist es so; Donna P. räth mir, keine Nacht mehr unter ihrem Dache zu bleiben; die Föderalen schweifen in der Umgegend, um mich todt oder lebendig zu überliefern."

„Ich ahnte es; mein Herz sagte es mir, und das trügt mich niemals!" versetzte sie mit matter Stimme.

„Tröste Dich; ich habe noch Zeit, mich zu retten," antwortete ich ihr. „Laß mir das beste Pferd im Stalle satteln."

„Sie wollen fort, allein und ohne Führer?" fragte sie zitternd.

„Allerdings; wer sollte mich begleiten?"

„Ich!" rief Cruz mit einer Stimme, die mich erbeben machte.

„Pobrecita!" sagte ich zu der Mulattin, die bebend auf eine Antwort wartete. „Ich danke Dir für eine Aufopferung, die Dir

allzu theuer würde. „Wenn sie mich fänden, würdest auch Du verloren sein.“

„O, ich werde den Tod segnen, wenn er mich an Ihrer Seite trifft! Ich bin gut und treu; nehmen Sie mich mit.“

„Unmöglich!“

„O welch' ein Unglück ist es, nur eine Mulattin zu sein!“ murmelte Cruz. „Wenn Sie mich zurückstoßen, so werde ich toll oder ich tödte mich!“ setzte sie wild hinzu.

„Du bist schon wahnsinnig!“

„Ja,“ rief Cruz fanatisch, „ich will das Geheimniß entschleiern, das mich erstickt, und sollte meine Aufrichtigkeit auch mit Verachtung belohnt werden! Ich weiß nicht, wie es geschah, aber das erste Mal, wo ich Sie sah, loderte es in mir auf wie eine Flamme. Ich suchte sie zu ersticken, aber unmöglich; mein Herz bebte, und Alles um mich her schien ebenfalls in Flammen zu stehen. Ich hätte das Paradies hingegeben für ein einziges sanftes Wort von Ihnen. Ich erröthete vor mir selbst, aber ich gehörte nicht mehr mir; ich war Ihre Sklavin, Ihr Eigenthum; Sie waren meine Sonne, Sie waren mir nothwendig wie das Licht. Ich bitte ja nicht um Ihre Liebe, nur um Ihr Mitleid, oder ich sterbe!“

Dieses naive Bekenntniß einer ungeahnten Leidenschaft verwirrte mich selbst. Ueberwältigt von dieser Aufopferung, schloß ich die zitternde Mulattin schweigend in meine Arme.

„Ach,“ fuhr sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit fort, „heute erst beginne ich zu leben. Nehmen Sie mich mit sich, und Sie werden sehen, was Cruz vermag! Ich werde die Büffel und die Schafe zerlegen, werde kochen und Ihnen das Bett aus dürren Blättern bereiten; ich werde Ihr Spion und Ihre Schildwache sein; die Nacht hindurch werde ich über Sie wachen, und ich werde glücklich sein, wenn Sie mir ein Lächeln dafür spenden.“

Die Mulattin kannte in ihrer jungfräulichen Hingebung die Kriegskunst der erfahrenen Frauen nicht, welche dem Siege des Mannes erst eine Reihe von Scharmützeln vorangehen lassen. Sie gehorchte unwillkürlich ihrer Leidenschaft, ohne jene Zurückhaltung, welche die frostige Civilisation uns auferlegt hat.

Unsere Vorbereitungen waren in zehn Minuten beendet; wir bestiegen zwei tüchtige Pferde und eilten in die Pampa. Wir hatten erst einige Stunden zurückgelegt und ritten eben an einem öden Flußufer dahin, als ich plötzlich eine mir bekannte Stimme meinen Namen rufen hörte. Ich schaute zurück und erblickte meinen Freund Gelas auf einem schaumbedeckten Maulthier.

Gelas erzählte, daß er sich bereits eine Stunde lang abquäle, um uns zu folgen, daß er von einem Freunde in Cordova in dessen Quinta versteckt und dort zwei Monate verlebt habe, bis endlich

auch dieses Asyl nicht mehr sicher erschienen und er sich auf gut Glück in die Pampa hinausgewagt habe. Gelas trug noch den Sombrero, den grünen Talma, die Gamaschen und das Pantalon von Buenos-Ayres, und mit Jagdtasche, Messer und Flinte beladen, sah er aus wie ein Räuber in der komischen Oper.

Gelas war bald über mein Verhältniß zu Cruz aufgeklärt und näherte sich ihr ehrfürchtig und mit drolliger Pantomime.

„Servidor à la hermosura, meinen Gruß der Schönheit!" sagte er, seinen Schnurrbart streichend. „Ich gratulire meinem Freunde zu einer so reizenden Gefährtin, die er gewiß nicht gegen alle Schätze der Welt vertauschen möchte."

„O," antwortete Cruz zitternd und verlegen durch diese Galanterie, „ich bin nur die niedere Sklavin des Sennor! Don Arthur hatte die Güte, mir zu erlauben, ihn in sein Exil zu begleiten, und ich werde die madre purissima segnen, wenn ich ihm dies erleichtern kann."

Gelas erzählte mir jetzt, daß er noch zwei Kameraden nicht weit davon in einem Barranco versteckt habe. Da er allein bewaffnet, war er auf Entdeckung ausgegangen, während jene von ihren Strapazen ausruhten. Gelas führte uns dorthin, und ich fand zwei Bekannte, Boireau und Danfloux, in einem Graben beschäftigt, eine hinsichts ihres Ursprungs sehr verdächtige Gans zu rupfen. Sie waren zwei brave, muthige Kameraden, die mich überglücklich umarmten. Der Barranco war gut gelegen, wir beschlossen die Nacht hier zuzubringen und erst am andern Morgen wieder aufzubrechen. Unser karges Abendmahl wurde von Cruz auf eine so delikate und ansprechende Weise servirt, daß unsere Kameraden ganz entzückt waren. Wir lachten und sangen, und Niemand würde uns angesehen haben, daß wir Leute waren, welche in jedem Augenblick dem blutigsten Tode entgegensehen konnten. Cruz entfaltete einen Eifer und eine Industrie, welche Alle überraschte; sie improvisirte aus unsern Sätteln, unsern Ponchos und einigen Armen voll Laubwerk einige Feldbetten, die uns wie ein Lager von Eiderdaunen erschienen.

So weit war Alles gut. Aber der Herbst ging zu Ende, der Winter brachte uns ein Uebermaß von Entbehrungen und Schmerzen, welche den Stärksten erschüttern mußten. Da wir nur im äußersten Nothfall in die Pueblos (Dörfer) einzutreten wagten, so schliefen wir im Koth oder auf dem Schnee, und verbrachten oft zwei, drei Tage ohne die geringste Nahrung. Cruz zeigte sich erhaben unter den schwierigsten Verhältnissen. Ohne ein Murren, ohne eine Klage ertrug sie Hunger und Durst, Kälte und Anstrengung. Wenn ich auf unsern langen Märschen, oder in dem eisigen Bivouac einen mitleidsvollen Blick auf sie warf, antwortete sie mit dem Lächeln

eines Engels. Einmal, als wir vom Hunger erschöpft, Lust hatten, uns den Behörden von La Rioja auszuliefern, weil wir den sicheren Tod dieser langsamen Todesqual vorzogen, rieth ich Cruz, unsere traurige Gesellschaft zu verlassen und in die Stadt zu gehen, wo sie eine Beschäftigung finden würde.

„Du siehst," sagte ich zu ihr, „Dein Opfer ist nutzlos, und Deine Leiden vermehren nur die unsrigen. So jung und schön wie Du, darf man nicht sterben. Geh' nach La Rioja, und wenn ein Wunder uns retten sollte . . ."

„Du liebst mich also nicht mehr!" rief die Mulattin, mich mit Seufzern unterbrechend, „Du bist meiner überdrüssig! O habe Mitleid mit Deiner Ninna und jage sie nicht von Dir, sie ist so glücklich, mit Dir leiden zu können!"

So viel Muth und Liebe entwaffneten mich. Auch meine Kameraden fühlten eine abgöttische Verehrung für sie; ihre Schlauheit und Wachsamkeit hatte uns oft vor unbesonnenen Unternehmungen bewahrt; wenn der Hunger uns hinstreckte, schlich Cruz davon, und selten kehrte sie ohne Früchte, Geflügel, nahrhafte Wurzeln oder Mais zurück. Cruz war unsere Vorsehung. In den Trümmern eines alten Tambo gelagert, inmitten eines Oceans von Schnee, ausgehungert und erstarrt bei 12° Kälte, beriethen wir eben nutzlos, als plötzlich Stimmen an unser Ohr schlugen, die uns wie Seraphsklang erschienen. Die Fremden waren zwei Franzosen, welche zu der Silbermine von Santa Maria zurückkehrten, wo sie beschäftigt waren. Sie nahmen uns mit sich in die Mine, wo etwa zwanzig französische und deutsche Arbeiter Alles, was sie besaßen, zu unserer Disposition stellten. Drei Wochen lebten wir in diesem Paradiese, und würden hier vielleicht den Sturz des Dictators abgewartet haben, wenn die Nachbarschaft einer Rosistischen Bande unsere Wirthe nicht erschreckt hätte. Wir mußten auch hier fort, um unsern Wirthen nicht zu schaden, und diese nannten uns eine verlassene Mine, wo wir wahrscheinlich ein Obdach würden finden können. Wir gingen und vertieften uns in dieses dunkle Grab. Als unsere Lebensmittel erschöpft waren, begann der Hunger abermals an uns zu nagen. Mit philosophischer Ruhe ließen wir ihn anfangs herantreten, in der Hoffnung, der Zufall werde uns zu Hülfe kommen. Der Taback, welcher bisher unsern leeren Magen noch getäuscht hatte, ging zu Ende; auch unser Humor versiegte allmälig.

„Meine Herren," sagte der unermüdliche Gelas eines Morgens, „der status quo kann nicht länger dauern; seit vier Tagen haben wir nichts mehr zu essen; meine Geduld ist zu Ende, es muß ein Entschluß gefaßt werden."

„Wir sind hierin einig," antwortete ich ihm; „wir sind nahe

daran, uns unter einander zu verspeisen, wie die Schiffbrüchigen der „Medusa". Für mich hat das Fleisch eines Christen nichts Verlockendes; wir sind so abgemagert, daß uns ein Neuseeländer verschmähen würde, und nur Gelas hat noch sein respectables Embonpoint bewahrt."

„Ich bin gern bereit, mich dem öffentlichen Wohle zu opfern," antwortete Gelas, „halte es aber für gut, wenn Einer von uns die Umgegend durchstreift und trotz aller Gefahren Erkundigungen oder Lebensmittel bringt."

Es wurde beschlossen, mit vier Strohhalmen das Loos zu ziehen; Cruz sollte dieselben halten. Ich weckte das Mädchen aus dem Halbschlummer und theilte ihr unsern Entschluß mit.

„Que Candidez! Welche Thorheit!" rief sie. „Die Föderalen schweifen um die Mine umher; Ihr wäret Alle verloren, wenn sie Einen von Euch erwischten. Ich werde ausgehen und Nahrungsmittel suchen; ich kenne die Indianer und Niemand wird mir mißtrauen."

Vergebens opponirten wir gegen diese Idee. Unsere Einwürfe befestigten das Mädchen nur noch mehr in ihrem Entschluß.

„Adios, amigos!" sagte sie, „heute Abend bin ich zurück und wir werden uns froh und gesättigt schlafen legen."

Mit diesen Worten schritt sie zum Ausgang der Miene. Hier wandte sie sich noch einmal zurück; unsere Blicke kreuzten sich, sie flog in meine Arme.

„Einen Kuß noch!" murmelte sie, mich fest an ihren Busen drückend. „Das wird mir Glück bringen!"

Cruz ging. Die Nacht kam und sie war noch nicht zurück. Jeder von uns fühlte, wie innig die Zuneigung war, welche sie uns Allen eingeflößt hatte; dieses seltene Mädchen war unsere Seele, unser Leben, und ihre Abwesenheit versetzte uns in die tiefste Trauer. Bis zum Morgen blieben wir schlaflos; jetzt begannen wir zu fürchten, und wir beschlossen, unser Asyl zu verlassen. Gleichgültig gegen Alles, was uns drohen mochte, marschirten wir auf die Mine von Santa Maria zu. Hier fragten wir nach Cruz; Einer von den Arbeitern schaute uns wehmüthig an, während eine Thräne in seinem Auge glänzte.

„Ich wollte es Euch nicht sagen," sprach er endlich; „Cruz ist todt!"

„Todt!" rief ich entsetzt und versteinert.

„Ja, ermordet! — Die Bande, welche Euch suchte, dreißig Mann stark, traf sie gestern, ich weiß nicht wo; man führte sie gebunden bis hier in die Nähe. Der Anführer der Bande erkannte sie an dem Signalement, das ihm von Cordova geschickt war."

„Du bist mit Don Arthur von der Estancia geflohen!" sagte

er in drohendem Tone zu ihr. Sag' mir, wo er ist, und ich gebe Dir die Freiheit. Wo nicht, wehe Dir!"

„Ich weiß nichts," antwortete Cruz. „Ich habe Don Arthur sechs Stunden hinter der Estancia verlassen."

„Du lügst!" schrie er. „Man hat Dich mit ihm und drei andern Gringos (Franzosen) gesehen! Bekennst Du nicht, so lasse ich Dich schlagen, bis Du den Mund öffnest."

„Und wenn Ihr mich in Stücke zerhaut, ich kann nichts sagen!" antwortete Cruz.

„Der Bandit ließ sie in höchster Wuth an einen Baum binden und verurtheilte sie zu fünfhundert Stockschlägen. Cruz nahm die Strafe mit der größten Resignation hin; keine Klage kam über ihre Lippen; ihr Antlitz verzog keine Miene. Endlich krönten die Henker ihr Werk, indem sie das Mädchen ermordeten. Sie kamen dann hieher und erzählten uns ihre Schandthat. Die heldenmüthige Mulattin würde ein Raub der Geier geworden sein, wenn wir sie nicht in die Erde gescharrt hätten."

Diese Erzählung machte auf uns Alle den entsetzlichsten Eindruck. Wir waren vernichtet; wir hatten unsern Schutzengel verloren. Gelas verlangte wüthend, sie zu rächen; wir Alle schäumten vor Wuth und beschlossen, Rache zu nehmen. Die Minen-Arbeiter verschafften uns Pferde (denn die unsrigen waren seit lange todt). Wir irrten fünf Tage suchend umher; dann erreichten wir ein Pueblo, ein Dorf, dessen Alkade, ein Anti-Rosist, uns als Freunde aufnahm. Die Ruhe, welche wir in seinem Schutze genossen, brachte uns allmälig wieder zu uns; wir gaben friedlicheren und besonneren Gedanken Raum und beschlossen, mit mehr Vorsicht zu reisen.

Nach einer Reihe von Abenteuern, deren Aufzählung den Leser ermüden würde, erreichten wir Mendoza, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, am Fuße der Anden-Cordillere, an der Grenze Chili's. Von hier aus gelang es, uns endlich den Verfolgungen des blutdürstigen Dictators zu entziehen, indem wir fremden Boden betreten. — Noch heute gedenke ich der armen, treuen Cruz, und ihr Andenken lockt mir noch oft eine Thräne in's Auge.

Skizzen aus Brasilien.

I.

Rio de Janeiro.

Nach Aussage aller Reisenden ist die Bucht von Rio de Janeiro die schönste der Welt. Ich für meinen Theil werde nie die tiefe Bewegung vergessen, welche mich ergriff an dem Tage, wo ich auf die Schanzverkleidung des Schiffes gelehnt, diesen wunderbaren Anblick erlebte. Die Sonne der Tropen übergoß unsere Scheitel mit blendendem Licht und beglänzte die schäumenden Wellen und die rosigen Büschel der ippomaea, mit welchem das Ufer besetzt ist. Eine leichte Landbrise trug uns den Duft der Orangen, gemischt mit den würzigen Ausdünstungen der benachbarten Wälder entgegen. Auf dem Gipfel, auf den Abhängen und in den Tiefen der vor uns liegenden Berge, welche die Bucht umgeben, wachsen die poetischsten Bäume, die zierlichsten Gesträucher der Schöpfung. Dort zur Linken liegt der Crocovado, das Lieblingsziel der brasilianischen Promenaden; hinter ihnen die Tijuca mit den reizenden Cascaden, bedeckt mit den üppigsten Pflanzungen. Am Horizont, hinter den Inseln, welche aus den grünen Wellen hervorragen, streckt das Gebirge seine Spitzen in den Azur des Himmels.

Doch wozu eine Beschreibung der Wunder versuchen, für welche eine Feder nicht ausreicht!

Rio de Janeiro schließt so zu sagen zwei Städte in sich, nämlich die alte und die neue. Die Letztere, die sich hinter dem Campo Santa Anna ausdehnt, ist schöner gebaut, als die andere; die Straßen sind lang und grade, ihre Häuser äußerlich hübsch; aber es fehlt das Leben, und die Bevölkerung hier ist elend genug. Die Ciganos wohnen hier in solcher Menge, daß eine Straße ihren

Namen trägt. Diese Zigeuner, Nachkommen der von Portugal ausgewanderten, sind die originellste Race, die es giebt.

In der alten Stadt muß man die brasilianischen Sitten und Civilisation studiren, dort findet man den Handel, die Arbeit, den Luxus, mit einem Wort die gesellschaftliche Thätigkeit. Von fern bietet die Hauptstadt Brasiliens einen Anblick, dem es nicht an Reiz und Großartigkeit fehlt. Uebersieht man vom Ankerplatz das Castello, auf welchem die Flaggen wehen, welche das Ein= und Auslaufen der Schiffe signalisiren, die schöne Terrasse des Passeyo publico, das Kloster S. Bento, die Morros, bedeckt mit Häusern und Gärten, und zu ihren Füßen diese Menge von Kirchen, welche ihre Spitzen in die Luft strecken, so ergreift uns eine fieberhafte Eile zur Einschiffung, um die blühendste Stadt von Süd=Amerika in der Nähe zu studiren.

Wir betreten den largo do Paço oder den Platz des Palastes. Vor uns erhebt sich die frühere Residenz der Gouverneure, heute die des Kaisers, ein niedriges, massives, charakterloses, mit Oker getünchtes Gebäude, das innerlich schlecht eingetheilt, mit einem Wort, seines Gastes unwürdig ist, aber einen reizenden Blick über die Bai und ihre schönen Ufer gewährt. Neben diesem Palast, welchen man niederzureißen beabsichtigt, erheben sich die Metro=politan=Kirche und die kaiserliche Kapelle. Auf demselben Platze, nicht weit von einer Fontaine in Pyramidenform, öffnet sich das Thor des Hauptmarktes. Hier findet man alle Arten von Gesichtern und Waaren, hört man alle Arten von Sprachen. Ohne die vier=eckige Einschließung zu verlassen, wo sich Weiße, Schwarze, Mulatten und Indianer durcheinander drängen, deklamiren und demonstriren, sich Artigkeiten und Beleidigungen sagen, kann man eine ganze Ladung der verschiedenartigsten Produkte einkaufen. Seid Ihr Lieb=haber von Fischen, so giebt es Tausende von frischen Sardinen, garupas, rodobabos, anchovas und Riesenbarben, welche die Schwarzen uns mit großem Geräusch zum Kauf anbieten. Nie=mand wird uns Austern offeriren, obgleich die Austern von Rio excellent sind, weil man unerschöpfliche Felsen ein paar Schritt in die Bucht hinein findet; verlangt man aber ein Krokodil, dort amü=sirt sich eins in dem Bassin der Fontaine. Seid Ihr Liebhaber von Affen, Papageien, Uistitis, kolossalen Eidechsen und Schlangen, Ihr braucht nur auf der für diese Thiere reservirten Seite zu wählen. Sucht Ihr Früchte — prächtige Negerinnen auf Mauleseln, Arme und Brust hübsch geformt, den Hals mit Corallen behängt, den Turban stolz auf dem Haupt, die Schärpe bis auf die Erde hinabreichend, streiten sich um die Ehre, Euch riesige Orangen, Pistazien, Bananen, Ananas, Caju=Aepfel oder die Früchte vom Brod=baum zu verkaufen.

Die Straßen von Rio sind in der Regel lang, eng, schmutzig und schlecht gepflastert; in einem Wagen darf man sich nicht hinausbegeben, ohne Contusionen davonzutragen, und ohne die Trottoirs würde der Fußgänger oft bis an die Knie versinken. Promeniren wir die Straßen Uvidor, da Quitanda, da Alfandega, Ajuda mit Muße hinab. Jener Herr dort, der im schwarzen Frack und buttergelben Handschuhen so wichtig an uns vorbeistreift, ist ein Brasilianer, der von carne seca (gedörrtem Fleisch), feijons und Manioc-Mehl lebt, um seine Extra-Ausgaben bezahlen zu können. Jener Andere dort mit dem Pantalon und Rock von weißer Baumwolle, großem Strohhut und ohne Weste und Cravatte, ist nichts minder als ein junger, von den Azoren „importirter" Millionär. Schon mit zwölf Jahren trieb er Wucher, bestahl seinen Prinzipal, bestahl die Neger, und hat die schmutzigen Gewohnheiten jener Tage des Elends noch so treu bewahrt, daß er es nicht wagen würde, täglich eine mille reis (3 Francs) auszugeben, weil er fürchtet, sich zu ruiniren. Jener große magere Herr dort, der es so eilig hat, um rechtzeitig zur Börse zu kommen, ist mit mehreren Orden bedeckt. Er ist Kammerherr des Kaisers, Commendador, und Mitglied philantropischer Vereine; aber er setzt den Handel fort, und mindestens tausend arme Neger (ohne diejenigen zu rechnen, welche auf der Ueberfahrt von Afrika umgekommen sind) haben mit ihrer Freiheit den Palast bezahlt, welchen er sich bauen ließ.

In der Thür jener dunkeln Höhle, aus welcher ein widriger Geruch dringt, kocht ein Schwarzer sein Mittagsmahl, aus pipocas oder grünen Maiskörnern bestehend, in den Scherben einer Schüssel. Etwas weiter hin, auf den Stufen einer Kirche, rührt eine alte zahnlose Negerin, mit Runzeln wie die Hexen Macbeths, in einer Kasserolle, ich weiß nicht was für eine schmutzige Sauce, in welche alle Sklaven ihres afrikanischen Stammes, die vorbeikommen, ihren Finger tauchen. Dort, jene halbnackte Dame, deren Gazellenauge hinter den Jalousien hervorlugt, ist eine Brasilianerin vom reinsten Blut; ganze Stunden wird sie dasitzen und mechanisch vor sich hinschauend ihre Stellung nicht verändern, an einer Zuckerstange oder an einer Schnitte Melancia (Wassermelone) lutschend. Welch' ein Unterschied zwischen diesem träumerischen Geschöpf und der robusten Quitandera (Verkäuferin), welche einen Korb Orangen auf ihrem Kopf und einen Negerknaben auf dem Rücken trägt, dem sie in vollem Trabe die Brust giebt!

Platz da für die glänzende Reihe von Trauerwagen, welche sich zum Kirchhof bewegt! Nach dem Gepränge zu schließen, begräbt man einen Prinzen oder wenigstens einen Senator. Aber weit gefehlt, der Todte ist ein Mensch von ziemlich obscurem Ursprunge.

Seine Familie wirft sich in Schulden, um auf seiner Leiche Schätze aufzuhäufen und sie mit königlichem Pompe zu begraben. Vielleicht ist es abgeschmackt, aber es ist einmal so Sitte, und diese Sitte tröstet die Angehörigen. — Wenn es Euch gefällt, treten wir zu einem brasilianischen Restaurant (casa de pasto) ein. Servietten existiren hier nicht, die Wände sind nackt, die Stühle hart, aber man wird Euch einen caldo de substancia, eine Bouillon mit aromatischen Kräutern, Schinken und Fische vorsetzen und vorausgesetzt, daß Euer Mund mit Kupfer ausgeschlagen, auch einen molho, eine pikante Sauce aus Weinessig und Piment.

Was den Fremden in Rio am unangenehmsten berührt, das ist die Masse von Schwarzen, welche nach allen Richtungen hin ihre Lumpen schleppen. Wohin man den Schritt wendet, stößt man auf diese unglücklichen, der Sklaverei verfallenen Geschöpfe. Gerade diese Sklaverei ist die offene Wunde Brasiliens, seine Schmach, sein Verbrechen in den Augen der Civilisation; doppelte Schmach, doppeltes Verbrechen, da alle früheren spanischen Colonien Südamerika's endlich das geheiligte Recht der Menschheit anerkannt und die Schwarzen befreit. Sophisten, welche ihr Interesse daran haben, eine schlechte Sache zu vertheidigen, wagen es zu behaupten, man müsse es der Zeit überlassen, diese Wunde zu heilen, aber ich bezweifle, daß sie auf diese Weise jemals sich schließen wird.

Schon am ersten Abend meiner Ankunft in Rio war ich Zeuge einer eigenthümlichen Scene. Nachdem ich mein Gepäck den Händen des Douaniers entrissen, begab ich mich in das von einem jungen Franzosen gehaltene Hôtel de la bourse und setzte mich an die Mittagstafel. Ich war eben mit einem gebratenen Ignabu beschäftigt, dem schönsten Vogel, welchen man auf einer Tafel serviren kann, als mich ein entsetzlicher Lärm hiebei störte. Auf das von der obern Etage herabdringende Geschrei erhoben sich alle an der Tafel speisenden Gäste, und Madame R., die Wirthin, stürzte aus ihrem Comtoir. Ich eilte ihr nach in das Zimmer, wo sich mir ein originelles Schauspiel darbot. Der Wirth hatte sich vor einem Bett niedergehockt, unter welchem ein heiseres Geschrei hervordrang; ein halbes Dutzend in portugiesischer Sprache discurirende Personen umgab ihn. Ich fragte einen Kellner nach der Ursache dieses Lärms.

„Es ist nichts," antwortete mir dieser; „der Herr hat eben einen **neuen***) Schwarzen bekommen, und dieses Vieh glaubt, wir wollen ihn fressen; deshalb hat er sich unter dem Bett versteckt und Niemand kann ihn wieder herausbringen. Wir haben

---

*) Man nennt in Rio die eben von den Sklavenschiffen gebrachten Neger aus Afrika **neue**.

ihm schon zehnmal versichert, daß die Weißen keine Menschenfresser seien, aber er heult, als wollten wir ihn schon heute Mittag auf die Tafel bringen."

„Aber haben denn die Schwarzen, wenn sie von Afrika kommen, immer diese Furcht?" fragte ich.

„In der Regel, wenigstens wenn sie jung sind; es scheint, als erzähle man ihnen dies dort, um ihnen einen Haß vor der Sklaverei einzuflößen. Aber es genügt, sie einige Zeit auf die Pflanzung zu schicken, wo es schon gewohnte Neger giebt, um ihnen diese Angst zu nehmen."

Es gelang endlich, den Schwarzen aus seinem Versteck hervorzuziehen, er aber wehrte sich noch immer und zitterte an allen Gliedern. Ich setzte mich wieder an die Tafel, aber diese Scene hatte mir allen Appetit genommen.

Am Abend, als ich mich zu Bette begeben hatte, ward ich ein Opfer der Qualen, denen kein Neuangekommener entrinnt. Rio de Janeiro ist von entsetzlichen Insekten angefüllt, welche das Menschengeschlecht mit einem wahren Blutdurst verfolgen; die Eumeniden selbst können nicht so entsetzlich sein, wie diese Scorpione, Tausendfüßler, Muskito's und anderes Ungeziefer, das sich gegen unser Wohlsein verschworen hat. Wie müde ich war und wie sehr mich der Schlaf drückte, mußte ich erst einen hartnäckigen Kampf mit den blutdürstigen Muskito's liefern, welche wie die Pfeile an meinem Ohr vorbeizischten. Kaum war ich eingeschlafen, als ein fürchterlicher Lärm mich im Bett aufschreckte. Unheimliche Lichter drangen durch die Barren meines Fensters herein und erhellten mein Zimmer. Ich vernahm von der Straße herauf einen Lärm, von Ketten untermischt, mit anderen wirren Lauten und ohrzerreißenden Lamentationen. Von Zeit zu Zeit heulte ein fürchterlicher Chor ebenso unheimliche Worte, welche ich nicht verstand.

Was gab es? Eilig kleidete ich mich an und lief durch das Hotel, um zu fragen. Niemand begegnete mir, denn Alles war schon auf der Straße. Auf der Schwelle traf ich endlich Madame R., die mit einem sonderbaren Lächeln eine dem Mittelalter angehörende Ceremonie betrachtete. Reihen von Mönchen mit Capuzen über dem Kopf, mit Kreuzen, Bannern, Reliquen und einer Unzahl anderer religiöser Symbole bewaffnet, führten mit langsamem Schritt eine unzählbare Menge von Brasilianern und Portugiesen, Mitgliedern verschiedener Congregationen. Diese Leute, von denen Manche der höheren Gesellschaft angehörten, waren nackt bis zur Hüfte; sie trugen brennende Fackeln in den Händen und zogen ein bedeutendes Kettengewicht auf dem Pflaster nach sich, indem sie mit dumpfer Stimme Bußpsalmen sangen. Auf ein bestimmtes Zeichen wurden diese Psalmen unterbrochen, und Andere, mit Ruthen

bewaffnet, fielen peitschend über den Rücken dieser Büßenden her. Eine ungeheure, heulende Masse folgte der Prozession. Ich rieb mir die Augen und glaubte zu träumen.

„Würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wo ich bin und was das Alles bedeutet?“ fragte ich Madame R., die über mein Erstaunen lachte. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich schlafe oder wache. Um Gotteswillen sagen Sie mir, wo ich bin!“

„Ei,“ erwiderte Madame R., „Sie sind in Rio de Janeiro, der Hauptstadt von Brasilien, einer sehr civilisirten Stadt, wie man sagt.“

„Aber ich bitte Sie . . .!“

„Nun so hören Sie: das gelbe Fieber herrscht seit zwei Monaten in der Stadt und fordert zahlreiche Opfer. Erschreckt durch die Zahl der letzteren und die Ohnmacht der Aerzte hat man diese Promenade erfunden, in der Hoffnung, den Himmel zu versöhnen und dem Vomito negro Einhalt zu thun. Ich versichere Sie, daß alle diese Menschen, vielleicht mit Ausnahme der Mönche, sich dieser Ceremonie aus freien Stücken unterwerfen, denn sie sind unwissend, abergläubisch und lieben den Spectakel bis zur Narrheit.“

Diese letzte Bemerkung war treffend; zugleich leicht und leidenschaftlich, entnervt durch das Klima, Feinde der Arbeit, den Annehmlichkeiten einer traditionellen Verweichlichung nachhängend, laufen die Eingebornen von Rio mit einem fieberhaften Eifer Allem nach, was glänzt, und Allem, was die Einbildungskraft oder die Sinne anregt. Ihr Leben läßt sich als eine nur durch Festlichkeiten unterbrochene Siesta bezeichnen. Da diese Feste das Brod der Bewohner von Rio sind, haben diese ihre Maßregeln getroffen, um nicht vor Entkräftung zu sterben. Ohne die nationalen Feierlichkeiten zu zählen, so wie die großen und kleinen Galas, den Carneval, die Pfingstfestlichkeiten und das neuntägige St. Antonius-Fest, feiern sie auch das Fest einer Litanei von Heiligen, die so unbekannt, daß selbst der Kalender nichts von ihnen weiß.

Mögen sie nun kirchliche oder weltliche sein, die Feste werden immer am Abend vorher durch Glockengeläute und chinesische Petarden annoncirt. Handelt es sich um ein höheres Fest, so dauert das Glockengebimmel und das Zerplatzen der Petarden die ganze Nacht hindurch und stört die friedlichen Leute im Schlummer. Man zündet in den Straßen Freudenfeuer an, um welche die Moleques, junge Schwarze, und die portugiesischen Commis umherspringen und ein abscheuliches Geschrei veranstalten. Dies ließe sich noch ertragen, wenn die Ruhestörer sich nicht damit amüsirten, Raketen und Kanonenschüsse, Busca-pes genannt, nach allen Seiten hinzuwerfen, welche den Vorübergehenden verfolgen, zwischen seinen

Füßen zerplatzen und ihnen Beinkleid und Rock verbrennen, wenn sie ihm nicht gar in die Augen springen. Die Tyrannei der Gewohnheit ist in Brasilien so stark, daß man diesen Unfug gutmüthig duldet und die Polizei sich vergeblich bemühen würde, den Gebrauch der Busca-pes und der intrudes zu verhindern.

Die intrudes (ein Name, welchen man den Freuden des Carnevals giebt) sind eine getreue Nachahmung der Saturnalien des alten Rom. Bilden sie die Freude der Brasilianer und namentlich der Brasilianerinnen, so sind sie das größte Aergerniß der Fremden, der sich um ihretwillen drei Tage hindurch einschließen muß, wenn er nicht seine Toilette verwüstet sehen will, sobald er seinen Fuß auf die Straße setzt. Vom Sonntag bis Fastnacht ist es unmöglich, die Straße zu betreten, ohne ein Wurfgeschoß von Wachs (limoes de cher) in das Gesicht, auf den Kopf, auf den Magen oder auf den Rücken zu bekommen; ja man kann froh sein, wenn man nicht einen ganzen Hagel davon bekommt. Diese Wurfgeschosse in Form von Citronen kommen aus allen Thüren, aus allen Fenstern und speien, indem sie zerbrechen, Schneewasser aus. Ist dieses parfümirt und kommt es von einer schönen Senhora, so tröstet man sich im Nothfall, indem man von dem unbestrittenen Recht Gebrauch macht, in das Haus einzudringen, seinen Feind zu umarmen und zu küssen. Im entgegengesetzten Fall aber und namentlich, wenn man anstatt leichter Citronen ganze Krüge Wasser auf den Kopf bekommt, ist man versucht, diesen Angriff vom Balkon herab mit Steinwürfen zu erwidern. Hierdurch würde man sich jedoch Dem aussetzen, massacrirt zu werden, nicht zu sprechen von der Strafe, zu welcher die Gerichte das Opfer der intrudes verurtheilen würden. Von der andern Seite haben diese intrudes, verachtet von der brasilianischen Aristokratie und gemieden von den Europäern, das Gute, daß sie die Schwarzen erheitern und ihr trauriges Schicksal für einen Augenblick versüßen. Die drei Tage des Carnevals nämlich sind für die Sklaven die schönsten des Jahres, und sie wissen dieselben zu profitiren. Welch' eine Freude, welch' ein ungeheures Gelächter, wenn sie das Gesicht eines Kameraden mit Mehl bewerfen oder seine Kleider damit einhüllen, wenn sie ihn unvorbereitet erwischt haben! Mit welcher Wonne werfen sie sich ganze Eimer voll Wasser in's Gesicht, mag dieses rein oder schmutzig sein! Dieses Spiel ist grob und ungeschliffen, aber die armen schwarzen Teufel finden daran ein so großes Vergnügen, daß man es ihnen gestattet.

Die Pfingstfestlichkeiten sind die lebhaftesten in Rio de Janeiro und dauern eine ganze Woche hindurch. Allerlei Schaustellungen bedecken den großen Platz; mit Einbruch des Abends ist das Campo festlich beleuchtet; kein Wirthshaus, keine Schenke, die nicht ihre

Guirlande von Flammen hätte; man bringt die Lampen und Laternen bis hoch in die Bäume hinauf. Die Straßen sind angefüllt von Spaziergängern, welche die Illumination betrachten und den Spielen eines Herkules oder den frivolen Quadrillen der Tänzer zuschauen. Von zehn bis eilf Uhr ziehen sich die anständigen Familien zurück, es bleiben nur übermüthige junge Leute, das vulgum pecus der Schwarzen, Negerinnen, Mulatten, freie und liederliche Mulattinnen auf dem Schauplatz, welche die Königinnen des Festes sind. Jetzt gestaltet sich dieses zur Orgie. Man schreit, man umarmt und küßt sich, man trinkt Limonade, Wein und caixaça und fällt sternbetrunken zusammen. Das Corpusfest wird hier bei weitem wilder gefeiert, als wir es bereits früher beschrieben haben, und kennt in seiner Ausgelassenheit keine Grenzen.

Ohne die Theater untergeordneten Ranges zu zählen, besitzt Rio de Janeiro deren drei, in welchen eine italienische, portugiesische und französische Gesellschaft spielen. Die Brasilianer, welche alle Schaustellungen lieben, sind fanatische Theatergänger und die ersten Celebritäten der Kunst haben bei ihnen bereits reiche Ernte gefunden. Handel, Industrie, Künste und Wissenschaften haben sich seit Beginn des Jahrhunderts in Rio sehr entwickelt. Dies Resultat verdanken sie zum großen Theil den Bemühungen Johann VI., Königs von Portugal. Als dieser Monarch durch die verbündete spanische und französische Armee aus seinem Reiche verjagt wurde, suchte er ein Asyl in Brasilien, dieser Perle seiner Colonien, und ließ sich lieber in Rio als in Bahia nieder, trotz den Vortheilen, welche ihm das letztere als frühere Hauptstadt des Landes bot. Man empfing ihn mit offenen Armen. Der exilirte Monarch beeilte sich die Häfen frei zu erklären, und andere vortheilhafte Maßregeln zu ergreifen, welche für das Land von immensem Vortheil wurden. Don Pedro I. und sein Sohn, der jetzige Kaiser, vollendeten dies Werk, und so gerieth Rio allmälig in Blüthe. Der Handel ist in Flor, die Straße Uvidor, welche den Mittelpunkt Rio's durchschneidet, giebt mit ihren glänzenden Magazinen hiervon ein Zeugniß. Die Presse ist durch viele Journale vertreten, und genießt eine Freiheit, wie kaum in einem andern Lande. Die Journale greifen das Gouvernement rücksichtslos an und führen offene Anklagen gegen Beamte, welche ihre Stellung mißbrauchen. Wehe dem betrügerischen Kaufmann, dem käuflichen Richter, dem unfähigen Verwaltungsbeamten, die Presse zieht sie rücksichtslos vor Gericht. Gewisse Bettler flehen in den Journalen öffentlich das Mitleid ihrer Nächsten an; zahlreiche Epitaphe und Elegien in schwarzer Einfassung finden wir in jeder Nummer der Blätter; Jeder, der in Rio stirbt, jung oder alt, Mann, Weib oder Kind,

erhält durch irgend eine unerschrockene Feder einen öffentlichen Nachruf.

Der Viracao oder die Seebrise, die sich täglich viermal erhebt, und die sündfluthlichen Regengüsse, welche die Straßen der Stadt in Kanäle verwandeln, reichen nicht hin, um das Uebermaß der trocknen Hitze zu mildern; eben deshalb haben viele Fremde ihr Domizil in den Vorstädten oder in der Bannmeile in Cattete, Botafago, Catumbi, Matacavallos, San Christovan oder auch in Praja-Grande und Santo Domingo auf der andern Seite der Bai gewählt. Diese Oerter sind wahre Paradiese. Eine großartige Vegetation giebt hier ewigen Schatten und zu jeder Jahreszeit die schönsten Früchte. Man glaubt sich in ein Land der Träume versetzt, wenn man in diesen bezauberten Gärten und Hainen spaziert; hier giebt es dichte Hecken von gelben, violetten und weißen Mimosen, Bromelias mit dem Korallen-Kelch, Calyptranten, deren Knospen den Geruch des Veilchens haben, aromatische Lantanas, aus denen man ein angenehmes Getränk zieht, Chorisias mit den Purpurblüthen, Orangen, Tamarinden, Magnolien, Cocusbäume und tausend andere, von mit Blüthen übersäeten Parasiten und Lianen umschlungen. Der graziöseste Vogel der Schöpfung, welchem die Indianer den poetischen Namen Sonnenstrahl oder Sonnenhaar (guaimumbi, guaracinga) gegeben und den die Brasilianer mit dem süßen Namen beja-flor bezeichnen, der Fliegenvogel schwirrt von Blüthe zu Blüthe und macht diese den bunten tausendfarbigen Schmetterlingen streitig. Selbst die Nacht giebt dieser Natur keine Ruhe, denn während die Vögel schlafen, erwachen Tausende von phantastischen Insekten beim ersten Sternenschein; sie überglänzen die Rasen mit goldenen Pünktchen und ziehen ihre glänzenden Kreise durch die Atmosphäre.

Am Sonntage bietet Rio einen stillen und schweigsamen Anblick. An diesem Tage leisten die Brasilianer ihren Frauen Gesellschaft, die nur ausgehen, um sich zur Kirche zu begeben; oder sie folgen den Fremden zur Stadt hinaus. Alles sehnt sich nach der frischen Landluft; zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß oder in Booten begiebt man sich hinaus. In den Wirthshäusern der Umgegend sieht man alle Nationen fraternisiren. Ganze Familien, gefolgt von den die Lebensmittel tragenden Schwarzen, steigen langsam den Crocavado hinauf, der sich 2500 Fuß hoch erhebt, und bei dessen Besteigung man Panoramen von überirdischer Schönheit genießt. Unterwegs wird angehalten, man kramt die Eßkörbe aus und restaurirt sich; endlich aber oben angekommen, sieht man die Wunder einer Natur zu seinen Füßen, welche an Schönheit und Großartigkeit durch Nichts übertroffen wird.

Wie bekannt war Brasilien ein ganzes Decennium hindurch das Eldorado unserer deutschen Europamüden. Tausende und Abertausende suchten mit jedem Frühjahr eine neue Heimath jenseits des Oceans, und die Volkspoesie dichtete das bekannte „Brasilien ist nicht weit von hier.“

In der That erschien es zuerst, als hätten diese Auswanderer die Heimath gefunden, welche sie suchten; indeß fehlte es bald nicht an Klageliedern, und wie es in der Regel der Fall ist, fand sich die Mehrzahl in ihren Erwartungen getäuscht, namentlich aber derjenige Theil, welcher mit der schönen Absicht hinübergegangen war, drüben die Hände in den Schooß zu legen und das Brod von den Bäumen zu pflücken. Nur die Arbeitstüchtigen und Fleißigen fanden ihr Gedeihen, und auch diese nur dann erst, als sie mit der Axt in der Hand dem Urwald den Boden abgefordert, auf welchen sie ihre Hütte erbauen, ihre Saaten ausstreuen konnten.

Die Regierung wies den Einwanderern freigebig das nöthige Land an; aber wenn der Kolonist an die Stätte kam, die ihm bestimmt war, und für deren Urbarmachung das Gouvernement ihn mit Geld und längerer Steuerfreiheit unterstützte, fand er einen Urwald, dessen Anblick ihm die Haare zu Berge sträubte. Es galt muthig Axt und Feuer anzulegen, und denen, welche die Courage nicht verloren, gelang das Werk. Aber selbst die Niederbrennung des Urwaldes war nicht das einzige überwundene Hinderniß zum Beginn der Civilisation. Der Boden ist von einer so wilden und ausschweifenden Fruchtbarkeit, daß, während der Colonist vorn mit der Hacke den Boden bearbeitete, ihm hinten die Schlinggewächse um die Beine wuchsen. Auch die von den vordringenden Kolonisten verscheuchten Eingebornen, die Indianer, waren nicht Willens, ihre bisherigen Schlupfwinkel so gutmüthig aufzugeben; es fielen oft blutige Kämpfe vor, und erst nach langen, langen Jahren gelang es der Colonisation, unbestritten festen Fuß zu fassen.

Auch ein anderes Hinderniß hemmte, wenn auch nicht das physische Gedeihen der Kolonisten, so doch das moralische. Die brasilianische Regierung war zwar geneigt und ist es auch heute noch, ihre eingegangenen Verpflichtungen zu halten, aber die Intoleranz der brasilianischen Kirche mischte sich in's Spiel, und was die eine gut machte, das verdarb die andere. Ferner ward das von der Regierung eingeführte System der Halbpacht von so hemmenden und abschreckenden Folgen, daß für den Augenblick die Einwanderung in Brasilien, wenn auch nicht gehemmt, so doch so in Verruf gekommen ist, daß sie vollständig darniederliegt, und die deutschen Regierungen nicht den Muth haben, dieselbe zu fördern.

Wir geben hier nach der Schilderung des Dr. Avé Lallemant

das Bild des Wohlbefindens einer der älteren deutschen Colonien in Brasilien, das zwar Manchem sehr verlockend erscheinen mag, aber eben nur verlockend *erscheint*, weil demselben die im Hintergrunde befindliche politische Seite fehlt.

Wir lassen diese Schilderung hier im Auszuge folgen.

II.

Eine deutsche Colonie.

Das kleine Dampfboot, das zwei- bis dreimal in der Woche von Porto Alegre nach der deutschen Kolonie S. Leopoldo fährt, lag am Sonnabend Morgen bereit im Dock, einem kleinen aus Sandstein aufgeführten und recht zweckmäßigen Bassin, um seine Passagiere an Bord zu nehmen. In ganz gemüthlicher deutscher Langsamkeit zog das deutsche Dampfschiff bald dahin über den stillen, breiten Fluß im nördlichen Curs; bald lag uns die freundliche Hügelstadt im Rücken und wir fuhren den Waldstrom grade aufwärts.

Der Ausdruck eines Waldstroms, eines stillen Waldstroms ist aber der rechte für den Rio-dos-Sinos! Still ist es, lieblich auf dem grünen Wasser, welches anfangs einem schmalen Landsee gleicht und nur langsam sich verengt. Kaum hier und da kommt ein Fahrzeug dahergezogen, kaum einige Mal begegnet man auf den etwa 11 deutsche Meilen langen Krümmungen des Flusses bis S. Leopoldo einem Canot mit einem Fischer. Nur hier und dort ist, wenigstens dem Anscheine nach, am Ufer die Waldung gelichtet, und man entdeckt ein auf Pfählen stehendes Haus, oder an etwas höhern Stellen ein kleines Gehöft, eine Ziegelei u. s. w. Oefters öffnet sich ein noch halbverwachsenes Weideland, wo Pferde und Rinder zusammen weiden, während wohl der mächtige Stier am Rande des kühlen Wassers halb im Schlamm vergraben liegt und beim Kommen des Dampfboots den Kopf trotzig in die Höhe wirft, sich erhebt und langsam fortschreitet.

Sonst ist alles Naturlaut auf dem Ufer des Flusses. In langem schwimmenden Schichten und fast in ununterbrochener Kette treiben vor allen prächtige Pontedarien ihre saftigen Triebe. Wenig erhoben über der Wasserfläche machen die auf röthlichen Stielen stehenden hellgrünen, fast umgekehrt herzförmigen Blätter eine schöne Wirkung auf der dunkelgrünen Fläche des Flusses, während

die schönen blauen Blüthentrauben, fast einer großen Hyacinthenblüthe ähnlich, sich etwas höher erheben. Der Wellenschlag des Dampfboots setzt die Pflanzendecke in Bewegung und anmuthig tanzt die blaue Wasserblume auf glänzend grünem Laube. Dann schwirrt wohl eine kleine fliegende Schaar aus dem Pontedarienteppich, libellenartig mit schwarzen Flügeln und blutrothem Fleck darauf, um nach kurzem hüpfenden Flug immer wieder zur Pflanze zurückzukehren.

Das Colorit der hohen Waldbäume, aus denen als die höchsten die Myrten mit ihrem dunkeln Laube hervorragen, contrastirt anmuthig mit dem dichtbelaubten, ganz hellgrünen Bambusrohr, dessen mächtige Schafte in eleganter Bogenform weit über niedriges Gebüsch hinwegragen und ihre Spitzen bald bis in die Fluth tauchen, bald sie wieder in neckendem Spiel zwölf bis sechzehn Fuß in die Höhe schnellen. Weiterhin aber auf den Weideplätzen stehen nur vereinzelte Palmen, in trauriger Verlassenheit. Um so enger an einander gefesselt und verbunden aber sind die Uferbäume durch Schlinggewächse und Schmarotzerpflanzen, bis sie ausgesogen und ihrer Lebenskraft beraubt, zuletzt, halb mit der Wurzel hängend am Uferrand, ins Wasser stürzen und so einer kleinen Süßwasserschildkröte zum Lager und sonnigen Aufenthalt dienen. Ich sah ihrer eine ganze Menge so auf den Baumstämmen liegen; manche schwammen zappelnd im Fluß, um dem Dampfboot in ungeschickter Flucht auszuweichen.

Um die luftigen Kronen flattert das leichte Heer buntfarbiger Schmetterlinge, und auch zahlreiche Eisvögel, größer als unsere im Norden, aber sonst ihnen frappant ähnlich, eilen im Flug von Ast zu Ast.

Beinahe sieben Stunden fuhren wir so dahin. Dicht vor S. Leopoldo macht der enger werdende Fluß bedeutende Biegungen mit einigen Sandbänken, so daß wir bald am Gebüsch, bald auf dem Sand, bald an großen, mitten im Fluß liegenden Bäumen hängen blieben. Dennoch kamen wir wohlbehalten an und eine deutsche Schaar erwartete uns am Ufer.

S. Leopoldo beginnt am Ufer des Rio-dos-Sinos mit einem großen grünen Platze, gegen welchen einige ordentliche Straßen ausmünden. Eine von ihnen bildet die Hauptstraße, in welcher die Häuser in ununterbrochener Reihe zusammenhängen, viele von ihnen mit einem Stockwerk und bis zu sechs Fenster breit, meistens aber nur Erdgeschosse von massivem Bau mit Ziegeldächern, wodurch der Ort ein wohlhabendes und selbst reiches Ansehen gewinnt. Doch ist die Straße, wenn auch längs der Häuser Trottoirs gelegt sind, dennoch gegen die Mitte ohne Pflasterung und sandig, wodurch sie ihren ländlichen Anstrich vollkommen bewahrt.

Vollkommen ländlich ist aber ihr Anstrich auch durch die Leute. Sie saßen in traulichem Gespräch auf Stühlen oder Schemeln vor der Hausthür, und blondhaarige Kinder spielten im Sande bei ihnen. Aus einzelnen Häusern hörte ich sogar die Töne eines Klaviers. Ueberall ging das Leben und Treiben vor sich in deutscher Weise, in deutscher Zunge, so echt, so urdeutsch, daß ich mich in mein Vaterland versetzt glaubte.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, erschien das liebe Deutschland im saubern Festtagsschmuck, die Buben sorglich gescheitelt, die Mädchen mit blauen, kurzen Kleidchen, weißen Beinkleidern und blanken Schuhen — ein reizender Anblick!

Ich ging zum Orte hinaus durch unregelmäßiges Weideland, besetzt mit kleinen Myrthenbüschen, zwischen denen sich das weithin weidende Vieh ungemein gut ausnahm. Wo bei solchen weidenden Heerden ein Hirtenknabe ist, da vermißt man gleich dessen Hund. Nicht doch! Der Junge reitet darauf: sein Pferd, und solch' ein Hirtenbursche ist immer beritten, ist sein Hirtenhund! Wo ein Thier zu weit geht, da umgaloppirt es der Knabe sogleich und bringt es im Nu zurück zur allgemeinen Weide. So lernen die riograndenser Deutschen schon als Kinder das Reiten, und wie Centauren tummeln sich selbst kleine Kerle umher auf der Fläche.

Aber auch Sonntagsleute kamen aus fernen Kolonie-Distrikten; schmucke, junge Reiter mit gestreiften Ponchos, mit silbernen Sporen und silberbeschlagenem Sattelzeug. Auch junge Frauen kamen geritten, ebenso sicher seitlich im Sattel sitzend, wie die Männer, auch mit Silberschmuck am Zaumzeug, aber ohne lange Reitkleider, und eben deswegen viel graziöser und naturwüchsiger, als unsere hektischen Amazonen. Sogar ganz allein ritten einzelne junge Mädchen. Es thut ihnen Niemand etwas. Und am Ende wäre es ja auch noch die Frage, ob ein frecher Räuber die flüchtige Centaurin einzuholen vermöchte!

In südöstlicher Richtung führte mich meine Wanderung. Weideplätze wechselten mit einzelnen Anpflanzungen, wo Mais, Maniac, Bohnen u. s. w. angebaut werden. Hier und dort kommt man bei einer Kolonistenwohnung vorbei und vernimmt mit Wohlgefallen zwischen brasilianischen Urwaldsresten den Laut einer beginnenden deutschen Bevölkerung und das so wohltönende: „Schönen guten Tag!"

Solch ein Urwaldsrest nahm mich bald auf. Tiefes Schweigen liegt dort überall; kein Mensch wandert hier umher, kein Thierlaut läßt sich hören, nichts unterbricht die Sonntagsruhe. Kaum hier und da fliegt ein scheuer Vogel tiefer ins Dickicht hinein und auf Sekunden rauscht es dann in den dunkeln Laubkronen. Selbst den eigenen Tritt hört man nicht auf dem weichen Boden des

schmalen Pfades. Der prachtvolle Tagfalter, der bläulich weiße Laertes, der hellstahlblaue Morpho ziehen lautlos ihren Weg.

Die kräftigen, meist rindenlosen Stämme der Myrthen- und Feigenbäume gewähren durch ihre eigenthümlichen Verdrehungen und Verwachsungen, eng verschlungen durch das unentwirrbare Strangwerk der blattlosen Lianen einen eigenthümlich wilden Anblick.

Eine neue Lichtung des Waldes that sich mir auf. Ueber einer Maniocpflanzung lag auf einem Hügel ein kleines Gehöft. Eine herrliche Aussicht von der Bergeshöhe belohnt für die mühsame Ersteigung der Steinmassen. Hügelketten und leicht erhabene Weideplätze wechseln mit ganz flachen Ebenen, Anbau mit wilder Natur, freundliche auf viele Meilen hin verstreute Kolonistenhäuschen stechen seltsam ab auf schwarzgrünem Urwald. Während nun nach allen Seiten hin eine ferne blaue Serra das herrliche Bild einschließt, eilt das Auge von Süden weiter hinab und entdeckt das ganz klar auf seinem Hügel mitten im Wasser liegende Porto Alegre und die schöne Fläche des Guaiba.

Selbst am dürren Gestein hört die Vegetation nicht auf. Ich sah einen Riesencactus; ein gewaltiger Trieb hatte wohl 16 Fuß Höhe.

Nach meiner Rückkehr wandelte ich gegen Sonnenuntergang noch etwas am Fluß entlang. Auf dem grünen Platze gingen sauber gekleidete, ja zum Theil selbst elegant angezogene San-Leopoldenserinnen spazieren, und am leise dahinrauschenden Fluß trieben die Kinder ihr Wesen, oft übermüthig, tollkühn auf dem Wasser schaukelnd, daß mich selbst Angst und Schrecken ergriff. Aber Niemandem fiel dies auf. Es kommt mir vor, als ob sich bei unsern guten Landsleuten in dieser freien südamerikanischen Natur viel größere Bestimmtheit im Entschluß und im Handeln entwickelte. Unter Schwierigkeiten fingen sie an, aber sie eroberten sich den Boden, und die in Deutschland Knechte waren, sind durch das Recht der Arbeit Herren geworden. Sie fühlen sich frei, weil sie sich kennen gelernt! —

In der Nacht entlud sich ein starkes Gewitter; der Regen floß in Strömen, und noch am folgenden Morgen war die Physiognomie des Wetters sehr grämlich und feucht. Dennoch stieg ich auf's Pferd und ging mit der Fähre über den Fluß, um eine tüchtige Tour zu den ferner wohnenden Kolonisten zu machen.

Kaum hat man die wenigen Häuser und Gärten am Ufer des Flusses hinter sich, so gelangt man auf eine tiefliegende Ebene, hier und dort mit einigen Teichen besetzt. Weiterhin erhebt sich der Boden. Weit ausgedehnte Hügel kurzen Grases nehmen die Gegend ein; zwischen ihnen erscheint im Grunde da und dort ein kleiner Wald.

Am Fuße eines Höhenzuges, der wegen zwei hervorragender

Spitzen das Gebirge der Beiden Brüder heißt, liegt der kleine liebliche Kolonieort Hamburger Berg oder Stadt Hamburg, mit einer Kirche auf der Höhe und freundlichen Häusern in der Tiefe.

Ein ganz neuer Charakter der Kolonie beginnt hier. Während bei den Kolonisten auf dem flachen Lande, denen „auf dem Camp" eine Einmischung des brasilianischen Elements immer noch zu erkennen ist, hört dies am Hamburger Berg ganz auf. Ein deutsches Element in seiner vollsten Integrität beginnt und folgt dem Wanderer viele Meilen weit durch ferne Gebirgswinkel und einsame Waldthäler.

Gleich hinter den freundlichen Gärten und Anpflanzungen des Hamburger Bergs beginnt der Gebirgswald. Nirgend wie in solchem Wald sieht man das zügellose Aufwuchern, Ersticken und Vergehen der Pflanzenwelt! Je tiefer sich aber der Beschauende in diese wunderbare Werkstatt der Natur hineinversenkt, desto betroffener wird er, wenn plötzlich der Wald aufhört. Wir stehen am Rande eines weiten Schlachtfeldes. Hunderte, tausende von verkohlten Stämmen liegen den tiefen Abhang hinunter, oder stehen einzeln noch aufrecht, geröstet vom Waldbrand, und strecken schwarze, blattlose Aeste, wie flehende Arme, racheschreiend gen Himmel, bis die Axt sich hinzugesellt zum vernichtenden Feuer, wie sie ja demselben schon voraufging, und den Stamm, vom Eisen gefällt, prasselnd hinabstürzt in die Tiefe. Und zwischen diesem Chaos der Vernichtung wogen ganze Felder der üppigen Maispflanzen und Bohnen; prachtvolle Orangengärten stehen umher; auf grünem Abhang weidet das Rind, Pferde wiehern am Waldesrand; ein paar Hunde schlagen an, man kommt an ein wohlgefugtes Kolonistenhaus. Liebes, blondes Kindergesindel tummelt sich vor der Thür zwischen Hühnern, Gänsen und Schweinen und staunt mit blauen Kornblumaugen den Kommenden an.

So folgen sich verschiedene Kolonien nach einander. Dann herrscht wieder das ernste Todesschweigen des tiefen Waldes. Oefter begegnet man auch Kolonisten, die mit ihren Produkten durch den Wald ziehen. Der Führer des Trupps ist eben so oft ein Bauermädchen wie ein Mann. Auf dem Camp unten reiten die Mädchen querwärts; hier oben im Wald aber alle wie die Männer, denn die Wege sind schlecht, schroff und schlüpfrig und verlangen einen guten, an den Gaul anschließenden Reiter. Nichts ist naiver, nichts ländlich anmuthiger, als solch ein Kolonistenmädchen aus dem Wald, wenn sie reitet. Von Schuhen und Strümpfen ist keine Rede, die Wege sind zu schmutzig zu solchem Stadtluxus. Nackt steht der Fuß, oft nur die große Zehe, nach Art der echten rio-grandenser Reiter in kleinen Steigbügeln, und die kräftige, oft

bis zum Knie ganz nackte Wade schließt sich fest an das Reitthier.

So traben diese meistens schon „im Wald" gebornen Mädchen, oft wirkliche prächtige Erscheinungen, ganz allein durch den Wald. Innig befreundet mit der Natur kennen sie keine Furcht, weder vor den Schauern der Wildniß, noch vor den schlechten Wegen, noch gar vor dem Kunststück des Reitens! Ich sah einmal eine Frau, die ihr Kind während des Reitens stillte. Ein kleiner Bach war zu überspringen, das Pferd setzte hinüber, das Kind ward nicht gestört; mit gleichem Geschick beobachtete die junge Frau Pferd und Säugling. Solche Situationen trifft man überall im Wald!

Und das Alles redet nur Deutsch, zumal die im Wald Geborenen. Wie fröhlich klopft dem deutschen Reisenden das Herz, wenn ihm, mag er auch meilenweit das Gebirge durchreisen, meilenweit als gastliche Parole das „Guten Morgen!" entgegentönt von Jung und Alt, von Mann und Weib.

Wie schön der deutsche Gruß auf brasilianischem Gebiete! Muth, Kraft, Arbeit, Europa, Gegenwart, Zukunft, alles, alles enthält er, bringt er mit sich! Wo sonst meilenweit der Urwald schwieg, oder nur Papageien schrieen und Affen heulten, da haben jetzt nach hartem Kampf die muthigen Streiter für sich, ihre Kinder und Enkel fruchtbaren Boden und wohlhabendes Besitzthum erobert; dieselben Leute, die, wie sie mir überall selbst gestanden, in Deutschland als Gutsknechte und Tagelöhner ergraut wären.

Um Mittag hielt ich vor einem freundlichen Wirthshause still. Die Wirthsleute, ein junges nettes Ehepaar, saßen mit ihren Knechten und einer Magd, wenn man solchen Unterschied machen darf, gemeinschaftlich um den Mittagstisch.

„Essen Sie mit uns, was wir haben," war die freundliche Einladung des Mannes. Und ich setzte mich zu Herrschaft, Magd und Tagelöhner, und aß mit ihnen ausgesuchtes Fleisch, Kartoffeln und einen wohlschmeckenden Fruchtbrei. Nachher gab's Kaffee, und die Leute hätten mich gern den ganzen Tag hier behalten. Sie erzählten mir von ihrem Leben und der vollsten Zufriedenheit, in der sie sich befanden. Dennoch aber mußte ich weiter. Es ward mir schwer, ihnen für mein Mittagsessen etwas Geld aufzudrängen. Für die Maisration des Thieres, für Wein, Bier u. s. w. kann man wohl bezahlen, nicht aber die Theilnahme am Mittagessen selbst. Die Leute hatten mich eingeladen, ich war ihr Gast gewesen, wie jeder Reisende, der gerade um Mittag an der Thür erscheint.

Reitend und rutschend, je nach Umständen, gelangte ich in's Thal. Einige Regenschauer machten den Weg, wenn möglich, noch schlechter. Doch kamen zu Zeiten auch wieder hübsche Sonnen-

blicke, und hell glänzte dann der Wald an seinem Rande; auf dürren Aesten saßen ganze Schaaren von Papageien und putzten sich ihre bunten Federkleider, flogen aber mit mörderischem Geschrei von dannen, wenn man sich ihnen näherte. Denn diese Erzfeinde der Maisfelder sind dem Jäger ein willkommenes Wild, und liefern einen guten Braten, obgleich auch Rehe und Waldschweine viel zu finden sind.

Ueber einen schäumenden Fluß führte mich eine neue, aus Quadersandsteinen aufgeführte Brücke, an einer reizend gelegenen Mühle vorüber das terrassenförmige Land hinauf. Je höher man kommt, desto üppiger wird es. Vor mir lag bald ein freundlicher kleiner Ort mit zwei Kirchen, einer katholischen älteren und einer neueren evangelischen, S. Michael oder häufiger „die Judengaß" genannt, weil sich ehemals viel hausirende Juden hier herumtrieben.

Bald gings über harten Felsboden, bald durch sumpfige, aber dennoch fruchtbare Gegenden zum Kamme des Gebirgs. Eine sehr schmale, kaum bemerkbare Bresche bezeichnet den Punkt, wo allein der Uebergang durch die wilde Partie möglich ist. Dicht unter ihr liegt ein Venda, ein Wirthshaus, das aber nie daran gedacht hat, Reisenden ein einigermaßen schickliches Nachtquartier zu gewähren, weil es in diesen Gegenden keine Reisenden giebt.

Ein Deutscher, Joseph Andres, war der Besitzer der Venda. Der Eintritt in's Haus war höchst unerfreulich; eine große Bretterdiele, hinten mit einem Schenkladen und einem kleinen Depot von Baumwollenzeugen, daneben ein großes Ehebett, links zwei Kammern, Bohnen in einer Ecke ausgeschüttet, in der andern ein Haufen Maissäcke, ein langer Tisch mit Holzbänken, das war der Raum, Wirthshaus genannt, wo ich bleiben sollte.

Ich bekam Maisbrot, Butter, carne secca oder gedörrtes Fleisch, dazu ein Glas Portwein. Der Zufall wollte es, daß ich mit der augenblicklich abwesenden Frau des Wirthes aus Rio de Janeiro her bekannt war und mit dem herzlichsten Fluch, worin sich der liebe Herrgott und der Teufel ohne Umstände theilen mußten, begrüßte der Wirth diese freudige Entdeckung.

Die Kinder wurden mitten im gemeinschaftlichen Lokale von der Magd gewaschen, abgefüttert und in eine Kammer gebracht, während eine andere den Abendtisch besorgte, ein ungemein gutgewachsenes, jugendliches Mädchen, dessen schöner Körperentwicklung der wollene rothe Friesrock in hartnäckigem Widerstreben nicht hatte folgen wollen. Unten am Knie war er viel zu kurz, oben am Mieder viel zu eng; Schuhe und Strümpfe trug das schlanke Mädchen nicht. Sichtlich schämte sie sich vor dem Fremden und doch sah das so kümmerlich drapirte Waldkind so gut aus!

Milch, Brod, Fleisch, Kaffee war zum Abendbrod auf den Tisch gesetzt, das wieder alle gemeinschaftlich beim Schein einer Oellampe versammelte.

Die Nacht kam und brachte einige Discussionen wegen der Schlafangelegenheit. Ich wollte, da nur zwei Betten vorhanden waren, weder den Joseph aus seinem Ehebett, noch die Mägde aus ihrem Bett in der einen Kammer vertreiben, und so machte ich mir denn auf zwei Bänken ein Lager und legte mich mit den nassen Kleidern darauf. Bald schnarchte Joseph in tiefem Schlafe und ich that, als ob ich schliefe.

Leise schlich sich die ältere Magd in die Kammer und ging zu Bett. Die jüngste setzte sich, mich im tiefen Schlaf wähnend, ganz leise neben den Eimer, woran die Kinder gewaschen waren, und wusch sich geräuschlos die Füße, so vorsichtig, so züchtig, daß mich ihre Lieblichkeit im höchsten Grade entzückte.

Ein rasselnder Regen weckte mich am andern Morgen, und nur ein dünner heißer Kaffee, den mir der kurze Friesrock aus der getrennt liegenden Küche durch den dicken Regen brachte, und das bald sich aufklärende Wetter, konnte meine gute Laune wieder herstellen.

Ich mußte einen kleinen Fußsteig rechts einschlagen, um zu dem Wasserfall des Rio-de-Cadêa zu gelangen. Der Hauptweg führt zu Thal in die „Walachei“ und das „Jammerthal“, zwei Kolonien, die ihren Namen dem ursprünglichen wüsten und wilden Zustande dieses Landstrichs verdanken. Großartig ist der Einblick in diese Orte. Kaum kann man wildere Waldpartien sehen, kaum entdeckt man den Anbau in der dunkeln Tiefe der Schluchten. Allerdings gehörte Muth dazu, von dieser Höhe hinabzudringen in's tiefe Thal, den ehemaligen Schlupfwinkeln von wilden Indianern, Unzen und Tapiren, und es hat viele blutige Kämpfe gekostet, um namentlich erstere zu vertreiben.

Die Bugres oder wilden Indianer hatten zur Zeit der Gründung von S. Leopoldo auf dem rechten Ufer des Rio-dos-Sinos ihr Wesen getrieben, zogen sich zwar in die Gebirge zurück, überfielen aber seitdem die einzelnen Picaden und Kolonien. Da sind denn blutige Zusammentreffen vorgekommen. Viele Kolonisten wurden erschlagen, Frauen und Kinder gestohlen, und glücklichen Falls erst nach Jahren erst zurückerobert. Ja, einer jungen schwangern Frau haben sie, als das Kind, das sie unter ihnen gebar, gleich laut aufschrie, dasselbe vor ihren Augen mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm geschleudert und so zerschmettert, weil sie keine schreienden Kinder unter sich leiden wollen, die ihre Waldesschlupfwinkel verrathen könnten. Mit den eigenen Kindern sollen sie es oft ebenso gemacht haben.

Daher bestand denn auch kein Verkehr zwischen den Ansiedlern und den Bugres. Wo sich ein nackter Wilder sehen ließ — denn sie gehen alle völlig nackt, und so mußten auch ihre Gefangenen, selbst Frauen, unter ihnen umhergehen — da schoß man ihm ohne Weiteres die Kugel in das Fleisch. Und diese ultima rerum ratio hat denn auch angeschlagen; seit drei Jahren ist nichts mehr von Bugres in der Kolonie gehört worden. Einige „zahme Indianer" sind von der Regierung in der Kolonie angesiedelt worden, sie halten sich aber ganz für sich, und man meint auch, sie könnten doch noch einmal ihre Kleider abwerfen und das Urwaldsleben von Neuem beginnen.

Ich ließ also die wilden Schluchten der Wallachei und des Jammerthals links unter mir liegen und schlug den Weg auf der Höhe rechts ein, welche Gegend Boa-Vista heißt.

Da ich auf meinem Weitermarsch im dichten Wald keinen Fußsteig, kaum die Spur eines Weges fand, war ich, in der Ueberzeugung irre zu gehen, schon im Begriff wieder umzukehren, als plötzlich ein Urtypus der Kolonien im Wald, ein hübsches, blondes, ungefähr achtzehnjähriges Mädchen vom vollständigsten Wuchse, sauber in hellrothem Kleide, mit Schuhen und Strümpfen in der Hand, mir entgegentrat. Ich fragte sie nach dem Weg und erhielt eine unerschrockene Antwort. Sie kam aus der Wallachei und wollte ihren Bruder in der Nähe besuchen.

„Sind Sie gar nicht bange, wenn Sie so allein hier im Walde gehen?" fragte ich.

„Ich bange?" sagte sie, „hier thut mir ja Niemand etwas; ich bin hier schon Nachts gegangen, ganz allein, und kenne jeden Baum und Weg."

Plötzlich ergoß sich ein heftiger Regenstrom, sie fing an, rasch zu laufen, und verabschiedete sich bald, indem sie einen Seitenpfad einschlug, der sie zur Wohnung ihres Bruders führte, und so entschwand mir dieses liebliche Kind der Wildniß.

Hier im freien, urkräftigen riograndenser Hochwald, ungekränkt und ungedemüthigt von Standesverschiedenheiten, unbedrückt von Nahrungssorgen, von keinem rauhen Winter abgehärtet, gedeiht auf den luftigen Höhen eine elastischere Jugend, eine frischere, freiere Menschennatur!

Oft stieß ich beim weiteren Vordringen auf einzelne quer über den Pfad liegende riesige Stämme, aus denen zuweilen, da man sie nicht fortschaffen konnte, in der Mitte ein Stück herausgesägt ist, um einen Durchgang zu haben, oder es liegt hoch über dem Weg ein langer Stamm mit Farrnkräutern aller Art bewachsen, so daß man wie durch ein grünes Thor unter ihm fortreiten muß.

Nach langem Ritt kam ich wieder zu einzelnen Kolonien, wo aus dem Chaos der Waldvernichtung wieder frisches fröhliches Leben heraussproßt. Mein Gaul war matt und ich ließ ihn bei einem Kolonisten zurück, indem ich meine Wanderung zu Fuß fortsetzte.

Bergab ging's durch Maisfelder, über einen kleinen Waldbach, dann wieder aufwärts längs des schönen Waldes. Der Himmel war klar geworden; die Sonne brach durch die Wolken; in herrlichem Glanze strahlte Wald und Feld. Ueberall schrieen Papageien, der Ferrados ließ seinen durchdringenden Eisenruf ertönen, den man gut eine halbe Meile weit vernehmen kann.

Ein markdurchdringender Schrei ist der Ruf dieses Vogels. Er stößt, nur so groß wie eine kleine Taube, in der Jugend mit grauweißem, im Alter mit ganz weißem Gefieder, grasgrünem Gesicht und kurzem Schnabel, erst einen Ton aus, ähnlich dem Schlag des Hammers auf den Ambos, dann folgt ein Ton, als wenn der Schmied mit der Feile über den Rand von dickem Eisenblech hinstreicht.

Bei einer kleinen Kolonistenwohnung nahm ich mir den Mann als Führer mit, und nun schritten wir durch einen feuchten Wald in ein aus Felsen bestehendes Thal, das ursprünglich wohl ein Flußbett war, in dem jetzt aber nur ein kleiner Waldbach rauschte. Nach links hin endet es urplötzlich wie abgeschnitten und man hört aus weiter Tiefe ein dumpfes Brausen.

Vorsichtig mit bloßen Füßen watete ich von Stein zu Stein durch das Flußbett, setzte mich auf einen äußersten Vorsprung und schaute in die Tiefe hinab.

Eine schneeweiße zitternde Säule Wassers schwebte am Abgrund. Lothrecht abgeschnitten, ja fast etwas überragend ist die Felswand. Beide Seiten des Schlundes, mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt, sind fast ebenso schroff und bilden tief unten ein langes, gewundenes Thal, in dessen Grunde nackte Felsmassen durcheinander geworfen sind.

Doch steht man so unmittelbar über und neben dem Fall, daß man ihn nicht übersehen kann. Mit Händen und Füßen vorsichtig kletternd, wobei dicke Schlingpflanzen vortreffliche Dienste leisten, stiegen wir am Abgrund hinab, zweimal mußte eine Leiter helfen. Es war eine unendlich mühsame und gefahrvolle Niederfahrt, denn man schaut hunderte von Fuß neben sich hinab und zwischen Schlingpflanzen und Felsblöcken hindurch. Von letzteren sind die größeren hinuntergestürzt, und bilden unten ein Felsenthor, durch welches man durchkriechen muß.

Im Felsenchaos des untern Flußbettes klettert man mit allen Hülfsmitteln der Gymnastik vorwärts, in Gefahr, beim Ausgleiten

am Stein zu zerschellen oder im Wasser zu ertrinken, und gelangt so in die nächste Nähe des Falles, bis dicht vor die Felswand, über welcher der Rio-de-Cadêa 281 Fuß in einem einzigen schneeweißen Schaumbogen herunterstürzt. In ewigem Tosen und Brausen überschlägt sich die Wassermasse, die ewig bewegte, ewig stürzende, ein dunkelschwarzer, tiefer Wasserbehälter nimmt sie auf.

Neben dem ewig bewegten Wogensturze steht ringsher die starre, reglose Felswand. Dichte Vegetation drängt sich bis in die nächste Nähe des Falles. Bunte Blumen hängen weit hinüber über dem Bilde des ewigen Lebens, des ewigen Todes. Ein feiner Wasserduft schwimmt im ganzen Raudal und kühlt Wald und Felsschlucht. Leichte Schaaren von Tagfaltern gaukeln darüber hinweg und vollenden das herrliche Naturbild, über welchem oben, wie durch einen Einriß, der blaue Himmel in einem schmalen Streifen hingelagert ist.

Weniger mühsam, aber auch kraftanstrengender war das Heraufklettern; dennoch zitterte ich an Händen und Füßen, und es war mir eine große Erquickung, im obern Flußbett auf glattem Felsen, umrauscht vom klarsten Bergwasser, hingestreckt zu liegen und mich in behaglicher Ruhe dem glücklichen Moment ganz hinzugeben.

Der Nachmittag war prachtvoll geworden, und freudig machte ich mich auf den Rückweg, blickte noch einmal von der Höhe hinab auf das liebliche Bild und kam bald zurück in mein Nachtquartier. Ich verließ es jedoch bald und ritt nach S. Michael, wo ich für die Nacht ein eigenes Zimmer erhielt. Leider weckte mich am andern Morgen wieder der Regen und ich mußte, da ich trotzdem fortritt, mich in die Venda hineinflüchten. Hier fand ich eine ganze Schaar junger Deutscher im heitersten Humor. Dieser wurde unterbrochen, als plötzlich ein kräftiges Mädchen geritten kam und zwei Sack Bohnen verkaufte. Aber die Arme war schlimm daran. Offenbar hatte sie außer dem Hemd kein Unterzeug unter dem Kleid; sie war bis auf die Haut naß und schämte sich vor den vielen jungen Leuten, daß das anklebende Kleid ihre kühnen Formen verrieth. Doch ward kein Laut irgend welcher Neckerei aus dem Munde der jungen Leute gehört, und so ritt sie unbeirrt wieder fort durch den Regen.

Bald brach auch ich auf. Als ich im Walde war, erhob sich plötzlich ein grausiges Geheul, als ob eine ganze Heerde von Schweinen anfinge zu schreien. Es war eine Schaar Brüllaffen, die versteckt in den Zweigen lag und durch unsere Ankunft gestört wurde. Gesehen habe ich indeß keinen.

Durch die Ebene ritten wir einen kürzeren Weg, mußten aber viel durch Wasser reiten.

Gerade schlug die Bergglocke in der Villa von S. Leopoldo Mittag an, als ich über den Rio-dos-Sinos setzte und wohlbehalten in mein freundliches Standquartier zurückkam. Am folgenden Morgen fuhr ich wieder mit dem Dampfboot den Fluß hinunter.

III.

Die Stadt Blumenau.

Gott segne das liebe, deutsche Volk im fremden Lande! Das war mein herzlicher Wunsch, als ich nach langem, mühsamem Ritt am Sonntagmorgen in der Kolonie S. Pedro de Alcantara, in der Provinz S. Catarina vom Pferde stieg. Dieselbe wurde im Jahre 1829 gegründet. Obgleich man die ersten Kolonisten schändlich im Stich ließ, so sind doch die Verhältnisse besser geworden. Ein Geistlicher, ein Schullehrer, ein Arzt fehlt zwar der ungefähr 200 Familien starken Kolonie immer noch, übrigens aber sind die Leute seelenvergnügt und kennen Nahrungssorgen nur vom Hörensagen. Neben die alte Generation ist schon eine neue getreten, aber echt deutsch aufgewachsen, flachsköpfig mit blauen Augen und rothen Backen. Ein Mann schleppte mich mit Gewalt zu sich in's Haus. Ich mußte durchaus zu Mittag essen und den nie versiegenden Kaffee trinken, wozu den Leuten die Bohnen im Garten wachsen. Zuletzt sattelte er noch ein Pferd und wir ritten zusammen durch die Kolonie. Ueberall jener Wohlstand, überall jene Behaglichkeit, überall jenes vollkommene Dorfleben, wie wir es in den Schwarzwald-Dörfern finden. Wir besuchten mehrere Landleute. Da kamen wir zu einem freundlichen Alten, den ich malen möchte mit seinem silbergrauen, sorgsam gekämmten Haar, dem fröhlichen, frischen Gesicht und dem saubern Landmannsanzug. Wie nett sah die Stube aus! Die niedlichen Holzverzierungen, die bunten Heiligenbilder, die Schwarzwalder Uhr, das hübsche Porzellan! Die Kinder waren auf dem Felde. Der Alte braucht nicht mehr mitzugehen, er besitzt außer seiner schönen großen Kolonie 20,000 Thlr. wohlerworbenes Geld; er, der mit gar Nichts angefangen hatte.

Nicht weit davon hatten wir denn auch ein ernsteres Bild. In einer ganz neuen Colonie und dem noch nicht fertigen Hause war ein junges Ehepaar. Vor wenigen Stunden war die hübsche junge Frau eines Kindleins genesen, aber Gott hatte es ihr schon

wieder genommen; unter bittern Thränen machte der Vater selbst einen kleinen Sarg, um sein Kind darin zu begraben, und die junge Frau sah von ihrem Lager aus traurig danach hin. Das ist auch eine Dorfgeschichte, gewiß eine wehmüthige!

So besuchten wir eine ganze Reihe Kolonien. Die meisten Häuser standen ganz leer, alle Welt arbeitete an den Bergabhängen. Vor Dieben scheint man sich nicht zu fürchten. Die Leute garantiren sich gegenseitig ihr Eigenthum; man sieht keinen hindernden Zaun, kein schützendes Schloß, und doch stiehlt Niemand ein Blatt und kein Stück Vieh wird entwendet. Mais, Maniocmehl, Kartoffeln und gute Butter sind die Hauptprodukte der Kolonie, deren Waaren selbst bis nach Rio de Janeiro gehen, und ist dies ein mächtiger Hebel für den stattgehabten Aufschwung der Colonie.

Wir kamen zur Mittagszeit heim und nach der Mahlzeit verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Wirth, der mich noch bis tief in den Hochwald hinein begleitete. In nördlicher Richtung ritten wir eine Waldschlucht hinab. Alles war Tropenvegetation. Man konnte keine schlankeren Palmen, keine höheren Myrthen, keine üppigeren Strelitzien, keine kräftigere Farrenkräuter sehen; eine große Anzahl Blumen standen in voller Pracht, obgleich im Kalender Winter stand. An einem kleinen Bach, dem Rio-de-Lauro, begrüßte uns eine kleine Kapelle und einige deutsche Kolonien, die ebenfalls zu S. Pedro gehören.

Am andern Morgen befanden wir uns wieder im Walde auf herzlich schlechten Wegen, die uns oft längs des Biruassu hinführten, dessen anmuthige Wildniß durch hübschen Anbau, hin und wieder durch romantisch gelegene Gehöfte unterbrochen ward. Je weiter wir kamen, um so breiter wurde die Fläche zwischen den Bergen, durch welchen der Biruassu fließt, und bildet zuletzt eine wirkliche Ebene, welche wir von einer Anhöhe übersehen konnten. Zugleich thaten wir einen Blick über die schöne Bucht und die fernen Inselbildungen hinaus. Ein Anblick seltener Pracht! Dann gingen wir über eine hübsche Brücke des Biruassu und gelangten nach wenigen Minuten an den Strand des breiten Seebeckens, welches sich nördlich von Estraito und Desterro zwischen der Insel und dem Festlande ausdehnt. Mitten in diesem Becken von abgerundeter Form, nur an einer Seite zum Meere geöffnet, von den luftigsten Gebirgen umgeben, liegt die Insel Ratoneira. Ihr schräg gegenüber deckt ein kleines Fort, Santa Cruz, die Einfahrt.

Eine Kirche auf einer Anhöhe am Ufer und eine kleine Ortschaft daneben, bilden die Villa von S. Miguel. Viele hübsche Landwohnungen liegen zerstreut längs des Ufers. Die ganze Küste hat den Anstrich einer saubern Nettigkeit und bildet ein liebliches

Fischer-Idyll. Spiegelglatt war die runde Lagune; eine Menge kleiner Fischercanots lagen zerstreut auf dem Wasser umher, in welchem sich die Ufer scharf und rein abspiegelten.

Auch hier verbrachte ich einen angenehmen Abend in einer reichen Familie, und bekam zum Schlaflokal seit langer Zeit wieder einmal ein zierliches, europäisch elegantes Zimmer mit gestickten und schönen weichen Betten.

Nach einer angenehmen und erquickenden Nachtruhe trabten wir am andern Morgen in der prachtvollen Scenerie, die uns diese Gegend nach allen Seiten hin bot, weiter. Man möchte jene Küste fast einen ununterbrochenen Park nennen. Ueberall Anbau, kleine Landwohnungen, luftige Höhen, rieselnde Bäche! Im Sumpflande unten passirten wir den Rio-Inferninho, wörtlich „Kleinhöllenfluß", der seinen Namen wohl den jämmerlich schlechten Wegen an seinen Ufern verdankt. Langsam und oft bis zum Knie in Morast versinkend, erreichten wir bald einen breiten, ruhig, aber doch schnell fließenden Strom, den Rio-das-Tejuras-Grandes, den Fluß „der großen Drecke!" Und wirklich, nie hat ein geographischer Name den Nagel so auf den Kopf getroffen, wie dieser. Von einem sandigen Vorland kamen wir in den Wald, und hier war alles ein Dreck, doch ist dieses Wort noch nicht bezeichnend genug, man hat gar keinen Ausdruck dafür. Der ganze Weg am Fluß entlang ist Sumpf und Morast. An vielen Stellen geräth man in die augenscheinlichste Gefahr hinabzurutschen, ohne Aussicht mit dem Leben davonzukommen. Nach meiner Meinung müßte dieser Weg bei Todesstrafe verboten werden; sein Passiren ist ein Attentat auf das eigene Leben. Isto ho para matar agente, „das ist, um die Leute todt zu machen," sagte eine blasse Frau, die sich durch den Schlamm hindurchwühlte. Sie hatte ein eigenes Costüm an. Ihre Unterröcke waren hoch zurückgeschlagen, um die Waden und Schenkel hatte sie ein graues Tricot; hätte ich genau hingesehen, wäre es vielleicht ein geschmeidiger Lehmüberzug gewesen. Doch wollte ich die arme verlegene Frau nicht fragen, ob solche Beinkleider vielleicht die Nationaltracht von Rio-das-Tejuras-Grandes wäre.

Vom Flusse aus abwendend, trafen wir nach einiger Zeit auch wieder etwas bessern Boden und auf diesem niedliche Häuschen in dichten Orangenwäldern und Pisanggebüschen. In einem derselben fanden wir wieder einen wackeren Deutschen, bei dem wir für die Nacht unsere Herberge aufschlugen.

Gleich nach unserm Aufbruch am andern Morgen kamen einzelne Regenschauer, unter deren Einfluß der Weg keineswegs gewann und die Reise etwas unangenehm ward. Wir erreichten aber glücklich eine hübsche Besitzung mit einem freundlichen weißen Hause, an welches sich eine Reihe kleiner Wirthschaftshäuser anreihte.

Diese Besitzung gehörte dem ersten der Ansiedler, einem schon bejahrten, aber dennoch rüstigen Mann, der für die ganze Gegend von entschiedener Bedeutung ist und den man den Rio-das-Tejucas nennen möchte. Nach vieler Arbeit und unsäglichen Mühen brachte er sie bis zu dem jetzigen Zustande ihrer Wohlhabenheit und Größe. Wir trafen den Alten, der uns herzlich empfing, in seiner Zuckermühle. Langsam wanderten zwei Ochsen umher und setzten drei horizontal nebeneinander stehende Walzen in Bewegung, zwischen denen das Zuckerrohr zermalmt wird.

Am andern Morgen beabsichtigte ich, in einem Canot den Fluß hinunter zu fahren. Hätte ich aber vorher das Traurige einer solchen Fahrt bedacht, ich hätte es gern unterlassen. Solch ein Canot aus einem ausgehöhlten Baumstamm, wie das meinige, hat 16″ Durchmesser und 3″ Bord, außerdem ein kleines Leck und zog einiges Wasser. Da man in solchem Duodezschiffchen platt auf dem Boden sitzen, oder vielmehr liegen muß, wie ein Todter in seinem Sarge, um nicht umzuschlagen, aus demselben Grunde aber kein Glied regen darf (denn wenn ich nur den Kopf drehte, so wackelte das sonderbare Fahrzeug), so wurde mir die vierstündige Fahrt bis zum Passe von Tejuras zu einer qualvollen Ewigkeit. Hier angekommen setzte ich daher den Weg bis zu Frequezia-das-Tejuras, dicht am Strande des Meeres zu Fuß fort.

Das kleine Nest hat ganz das Ansehen eines Fisch- und Handelsdorfs. Die Häuser liegen ziemlich unregelmäßig am Wege. Man sieht kleine zweimastige, verdeckte Seeschiffe hier liegen, von denen Tejuras über dreißig besitzt, die weit den Fluß hinaufgehen, so daß die kleine Frequesie einen wirklichen Seehafen bildet. Am obern Tejuras findet sich noch die Colonia da Nova Italia, indeß wollte dieselbe nicht recht gedeihen, gebildet von den durch die Stürme des Jahres 1848 aus Italien vertriebenen Sardiniern.

Der Weg, den wir von hier nahmen, trennt sich vom Meer und bietet hübsche Parthien von Flachland und Gebirgsabhängen, so daß der Ritt dazwischen viel Interessantes darbietet. Nach einigen Stunden kommt man an die Bucht von Porto-Bello, an deren Südrand die kleine unbedeutende Stadt gleiches Namens liegt, dann zu einem kleinen, romantisch gelegenen Kirchdörfchen Bom-Successa, am Cambiru-Açu. Der Ort ist offenbar nur ärmlich, und bei einer freundlichen brasilianischen Familie machten wir einen kleinen Mittagshalt. Die Töchter vom Hause machten den allerangenehmsten Eindruck, erregten mir aber auch ein gewisses Bedauern. Sie waren gebildet, schön, die eine sogar auffallend schön; sie leben hier wie in einer Verbannung, woraus sie im besten Falle einmal von einem ungeschliffenen Mann erlöst werden. Bald gelangten wir an die Barre des Itajahy, und befanden uns somit

in einer Gegend der Provinz, die in neuerer Zeit wegen der dorthin sich richtenden deutschen Einwanderung klassisch geworden ist. Nach einem kaum halbstündigen Ritt landeinwärts längs des Flusses erreichten wir eine kleine Ansiedelung, aus zwei freundlichen Wohnhäusern bestehend und von Deutschen bewohnt.

Der Itajahy ist ein herrlicher Strom. Ruhig in überreicher Wasserfülle trägt er sicher die aus der See einlaufenden Handelsschiffe bis weit hinauf, kleinere Seeschiffe können sogar bis zur Kolonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Anbauer von unberechenbarem Vortheil ist. Der flüchtigste Blick selbst ist hinreichend, um allem Kolonietreiben am Ufer des Itajahy das glücklichste Prognostikon zu stellen.

Auf einem alten, schmutzigen, geflickten Canot, dessen Lecke mit alten Lappen verstopft waren, fuhr ich den Fluß hinauf, der in langem Zuge, breit, tief, mächtig und lautlos dahinfließt. Ueppiger Urwald spiegelte sich in dem Wasser, schlanke Palmen hingen weit hinüber über die dunkle Fluth und schwankten leise hin und her. Aber neben dem Bilde des tiefsten Friedens lag auch oft das Bild wilder Zerstörung. An manchen Stellen sind die Wände des Flusses mit dem auf ihnen wuchernden Urwald eingestürzt. Dieselben gewaltigen Kronen, die hoch hinaufragten gen Himmel, sind jählings hinabgestürzt in das reißende Element und liegen nun dort fest im Grunde, umbraust vom schäumenden Wasser, bis sie entweder verfault sind oder vollends im Sande sich vergraben. Selbst die Baumleichen zeigen noch ein Bild wilder Zerstörung. Wer kennt nicht den verruchten Cipo matados, jenen mächtigen Schlingpflanzenstamm, der sich an dicken Waldstämmen in die Höhe schleicht, seine sehnigen Klammern in dieselben hineintreibt und sie so erwürgt? So sah ich sie beide, den Mörder und den Ermordeten, fest in einander geklammert und herabgestürzt von dem Barranco des Flusses, im Wasser als Leichen liegen.

Je weiter man den Fluß hinauffährt, desto mehr stellt sich der Anbau auf beiden Ufern heraus. Zunächst traf ich auf eine belgische Kolonie, oder vielmehr einzelne Ansiedelungen, in der ich aber auch einige Deutsche, und von diesen wieder eine sehr freundliche Aufnahme für die Nacht fand, da ich nämlich keineswegs Lust hatte, eine Nacht schreiend und in wirklicher Sträflingslage im Canot zuzubringen.

Auf dem weiteren Wege floß der Itajahy rascher und rauschte an manchen Stellen ziemlich heftig, so daß die Bootsmänner tüchtig arbeiten mußten. Im Jahre 1855 war der Fluß um circa 40 Fuß geschwollen, so daß die Anwohner kaum Zeit hatten, sich aus den Häusern auf nahe Waldhöhen zu flüchten, um so ihr Leben zu retten.

Eher als man es erwartet, legt das Canot an, man steigt den Barranco des Flusses hinauf und steht vor der Stadt Blumenau. Stadt Blumenau! Wenn Du, geneigter Leser, wie ich, einige Stunden des Morgens und den ganzen vorhergehenden Tag im Prokrustesbett eines Itajahy-Canots eingezwängt gewesen wärest, Du würdest mit unendlicher Liebe und Nachsicht dem vor Dir liegenden Etablissement die Qualität einer Stadt und der Stadt den Namen Blumenau von Herzen geschenkt haben. Sie hat zwar den besten Willen, eine Stadt zu werden, vorläufig fehlt ihr aber Alles, was eine Stadt constituirt. Von Kirche, Administrationshaus und sonstigen öffentlichen Bauten ist noch keine Spur zu sehen, auch stehen so wenige Häuser am Wege, daß man unwillkürlich fragt: Wo ist nun aber die Stadt?

Ein Empfangsschuppen gleich links ist in seiner einen Hälfte fertig, die andere ist ein von Pfeilern getragenes Dach. In der ersten Hälfte ist ein Raum für eine provisorische Schule und für einen provisorischen Betsaal, und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche unbedingt nicht freundlich überrascht werden.

Zu beiden Seiten des ziemlich schlecht gehaltenen Weges stehen nur einige ganz hübsche Häuschen bis eine Höhe hinwärts, wo ein sehr gutes Pastorenhaus gebaut wird und eine Kirche projectirt ist; irgend welche Spur ist noch nicht davon zu sehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, besonders wenn sich der Neuankommende erst an den Euphemismus „Stadt" Blumenau gewöhnt hat.

Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etablissement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man steht, überall sieht man, daß es absolut an Geldmitteln fehlt, um die Kolonie als eine Gesammtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg. Was an Wegen und Stegen gut gewesen sein soll, ist von der Ueberschwemmung vernichtet worden. Obgleich Dr. Blumenau, der Gründer der Kolonie, alles Mögliche thut, um die Entwickelung seiner Kolonie zu beschleunigen, so findet er bei der Regierung nicht die Unterstützung, die dazu erforderlich. Trotzdem aber sehen wir zu unserer Freude, daß die Hand der Vorsehung auch den deutschen Fleiß der Einwanderer am Itajahy reichlich segnet. Das Land ist ausgezeichnet, Alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich ist der Zuckerrohrbau im schönsten Beginnen und verheißt eine glänzende Zukunft.

Gleich am folgenden Tage machte ich in Begleitung eines Herrn Freudenreich und Herrn von Gilza, früher Artillerieoffizier, jetzt Lehrer der Kolonie, einen Spaziergang durch den größern Theil

der Kolonie am kleinen Flüßchen Garvia hin. Auch hier am Itajahy und an der Garvia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, gerade wie in Rio-Grande und seinen Kolonien, ein Schlachtfeld an das andere an; tief hinein in den Wald hat sich die Axt gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war; aber die echten Waldriesen sind feuerfest: Zweige und Aeste sind verbrannt, aber die Stämme sind nicht verkohlt, kaum etwas angebrannt, und mögen noch manches Jahrzehend liegen, ehe sie vermodert sind. Und zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war, und deshalb weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und des Landbaues rede.

Geht man nun von einem Koloniehäuschen in's andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen. Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Knechte, Tagelöhner, Gärtner gedeihen glänzend; weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Uebergang vom Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderten. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer noch Trost, häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Kolonistenhäuschen wohnen, gedenken mit heißer Sehnsucht der kleinen und armseligen, aber doch saubern Heimath, in der ihnen dieser oder jener Lebensgenuß, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden vergönnt war. Nicht so in den entlegenen Picaden an der Garvia! Ich traf eine Familie aus Hamburg inmitten einer sich eben entwickelnden Kolonie. Der Mann war leidlich zufrieden und muthig. Die Frau aber war gedrückt! Das Haus ist noch gewaltig offen an allen Ecken und Enden; zwischen den schlanken Palmenstämmen, die meistens noch die Wände bilden, weht der Wind noch recht lebhaft durch, und der Verschlag, worin die Frau mit ihren drei Töchtern wohnt, ist noch lange, lange keine Wohnstube. Am allerwenigsten aber passen die Kinder, wie sie jetzt noch aussehen, da hinein. Ein hübsches erwachsenes Mädchen zeigt Zoll für Zoll, daß sie nicht für Axt und Hacke aufgewachsen ist. Eine zweite Tochter, die kürzlich krank gewesen, strahlt in den lieblichsten Farben und einer reizend kindlichen Verschämtheit, und noch eine dritte kleinere Tochter, fein und zart: was will das im Urwald? Alle leben in einer Art von Ver-

bannung! Ja wenn die Mädchen tüchtige Bauermädchen wären und die Axt schwingen könnten! Da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann. Das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber wie sie beschaffen sind, leiden sie an der Auswanderung nach Blumenau, von dem man in deutschen Zeitungen soviel Schönes gesagt hat.

Auch Krankheit schlägt tief hinein in das Kolonistenleben. Das Leben hier ist nur für gesunde Leute. Im Hause des Anbauers ist kein Krankenlager, auch fehlt es an einem wirklichen Arzt. Tief im Walde trafen wir u. A. eine eben gehauene Roça. Zwischen den umgeschlagenen Bäumen stand ein sehr armseliges Häuschen, eine echte Palmitenhütte. In ihr saß eine eben vom Typhus aufgestandene Frau, die sich einen Waldvogel zum Essen abrupfte; ein kleines Kind spielte um sie; der Mann war abwesend. Das Ganze machte einen düstern Eindruck auf mich. Wer nur von der Romantik des Urwaldes und des Kolonistenlebens träumte, mag sich solche Scenerien einmal recht ausmalen; besonders aber diejenigen, welche im Begriff sind, leichtsinnig auszuwandern.

Im Allgemeinen war der Eindruck, den mir mein erster Besuch in Blumenau verschaffte, ein ziemlich günstiger, wenn man aber einzelne Glanzpunkte kennen lernen will, muß man ein Endchen weiter den Fluß hinauffahren, und bei einem mecklenburgischen Landmann, Namens Prestien, einkehren, der aus seiner großen Kolonie ein nettes, sauberes Gehöft gemacht hat, wie ich in deutschen Kolonien auf brasilianischem Boden kein besseres gesehen habe. Außer diesem muß man noch den „alten Herbst“ besuchen, einen ehemaligen preußischen Beamten, der auf seinem Grundstück die anmuthigste Gartenromantik mit prächtigem Feldbau vereint, und so ein herrliches Ganze geschaffen hat.

An einem folgenden Tage machten wir eine herrliche Fahrt den Itajahy hinauf, um weiter durch den Wald bis zum Salto, dem Wasserfall des Itajahy zu gelangen. Der Fluß ist hier schon so reißend, daß wer nicht ganz geschickte Canotführer hat, die Fahrt lieber unterlassen mag. Herrlich gestalten sich die Ufer, um welche trotz der ausruhenden Jahreszeit oft ein ganzer Frühling zu blühen scheint.

Bei einer der letzten Ansiedlungen hielten wir, weil wir trotz unserer sicheren Führer ein unfreiwilliges Bad jeden Augenblick fürchten mußten, so stark ist hier die Strömung. Ein köstliches junges Ehepaar fanden wir hier, Auswanderer, wie sie Alle sein sollten, beide blutjung, gesund bis zum Platzen und bis über die Ohren in einander verliebt. Sie haben sich aus Palmenstämmen das Häuschen recht zierlich zurechtgezimmert. Die Wohnzimmer-Abtheilung

allerliebst mit kleinen Bildchen, bunten Tukanfellen und anderen farbigen Waldgeschichten geschmückt; ein kleiner fester Tisch, eine Bank dahinter, ein kleines Gärtchen vor dem Hause mit hübschen Blumen, dazu das Feld hinterm Hause köstlich bestellt mit wucherndem Zuckerrohr. Wie mit diesen geht es am Ende mit den meisten jungen Ehepaaren in einer Kolonie. Das junge Volk wandert aus, weil es heirathen möchte und unter dem Drucke der Verhältnisse nicht heirathen darf. Oder sie verlieben sich unterwegs. Auf einem so engen Schiff kann man sich nicht ausweichen. Ist gerade ein Pastor an Bord, so kommen unterwegs Trauungen genug vor. Wo nicht, so müssen sie Hüon und Rezia spielen. Glücklicherweise geht aber das Schiff nicht deswegen zu Grunde; wieviel Kolonistenschiffe würden sonst ankommen? Angekommen, übernimmt das junge Paar ein Stück Land; beide machen sich eine provisorische Hütte, beide schlagen ihre Roça; der Mann geht tageweise auf Tagelohn, damit sie etwas zu essen haben, und so dauert es, bis sie ihr Palmenhäuschen fertig haben und ihre kleine Kolonie in Ordnung ist.

Wir gingen in den Wald hinein und kletterten meistens längs des Flusses über alle Hindernisse hinweg, welche die Natur dem Wanderer im Urwalde entgegenstellt. Baumstämme sind umgeworfen und liegen zu den bizarrsten Barrikaden umher, Schlingpflanzen versperren den Weg, Felsblöcke müssen umklettert werden, oder man voltigirt mit Händen und Füßen längs einer jungen Palme, die gerade über einen Bach hinüberhängt. Es ist eine wahre Turnfahrt solch Wandern.

Wir kamen wieder zum Fluß zurück und mußten die Canots besteigen, obschon mir die Fahrt höchst riskant zu sein schien, und arbeiteten neben kleinen Wasserfällen vorbei, zwischen Felsen durch die schäumende und wirbelnde Flut glücklich zum andern Ufer hinüber. Hier begann wieder die alte Kletterei, nur noch etwas mühsamer und gefährlicher. Von Block zu Block muß man längs der schroffen Wand hinklettern, ja manchmal hängt man im eigentlichsten Sinne des Wortes über dem Wasser, und muß sich mit den Händen aufwärts ziehen. So gelangt man an den eigentlichen Salto.

Hier hat des Wassers Gewalt eine mächtige Bresche gerissen durch die hemmenden Felsmassen. Mit rasender Gewalt stürzt der Strom gegen das schwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann vollends den Weg zurück zwischen den zerhackten Wänden des Kanals und tritt endlich heraus aus der wilden Sturzpartie. Auf dem kahlen Felsen des Salto hielten wir unser Frühstück. Hoch über uns hingen die schwingenden Wald-

kronen, neben uns donnerte der Strom hinunter; keine Menschenspur, kein Kulturversuch hatte hier die wilde Natur beleidigt.

Noch einmal das junge Ehepaar besuchend, kehrten wir auf demselben Wege, auf den wir gekommen waren, zurück und legten unten am „Stadtplatz“ an.

IV.

Die Sklaven Brasiliens.

Die größte Schattenseite dieses Landes, ja sogar ein Schandfleck desselben ist die Sklaverei. In den Augen der Sklaven haltenden Bevölkerung sind die Schwarzen nichts als eine untergeordnete Race, Thiere, welche dem Instinct gehorchen, aber jedes Urtheils, jedes Willens, jeder Moralität entbehren, welche den Menschen charakterisiren. Ewig wird es zur Ehre Englands gereichen, ein bereitwilliges Ohr den Bemühungen des unsterblichen Wilberforce geliehen und Nichts versäumt zu haben, um seine Anstrengungen zu unterstützen. Während der Katholicismus sich so weit verirrte, die Rechtlichkeit der Sklaverei zu vertheidigen, schreckte das protestantische England von keinem Opfer zurück, um diese schmachvolle Wunde vernarben zu lassen. Im Jahre 1815 zahlte England der portugiesischen Regierung mehr als 1,500,000 Francs unter der Bedingung, daß es seinen Unterthanen den Negerhandel nördlich vom Aequator untersage. Im Jahre 1817 zahlte es 2,000,000 Francs an Spanien zu demselben Zweck. Es that noch mehr im Jahre 1834, denn es schaffte die Sklaverei in seinen Kolonien ab und zahlte an die Besitzer der Schwarzen 500 Millionen Entschädigung. In fortdauerndem Eifer unterhielt es auf dem Ocean zahlreiche Kreuzer zur Unterdrückung des Menschenhandels und unterzeichnete Verträge, in welchen sich verschiedene Länder verpflichteten, ihm beizustehen.

Leider müssen wir gestehen, daß der gute Wille Englands und die löbliche Thätigkeit seiner Seeoffiziere nicht den verdienten Erfolg gehabt haben. Gewiß ist dieser Handel etwas beeinträchtigt durch die ihm gestellten Hindernisse, aber aufgehoben ist er nicht. Leichte Fahrzeuge bringen noch alljährlich Tausende von Schwarzen von Guinea oder Mozambique nach Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco. Dies liegt auf der einen Seite an der Unaufmerksamkeit der französischen Kreuzer und der Betheiligung der Bra-

silianer an diesen Handel, welche kein Negerschiff fangen, wenn sie nicht gradezu gezwungen sind; auf der andern Seite an dem enormen Gewinn, welchen dieser Handel bringt. In der Wirklichkeit sind die englischen Dampfer die einzigen, welche gewissenhaft an den Küsten wachen und auf dem Meere eine nachdrückliche Jagd auf die „Ebenholzhändler" machen; ja sie fühlen ihre Pflicht so sehr, daß sie zuweilen sogar im Innern der brasilianischen Häfen, Angesichts der kaiserlichen Kanonen, Fahrzeuge ergreifen, welche die schuldige Toleranz der Lokalbehörden durchschlüpfen ließ. Was Frankreich betrifft, haben uns leider die letzten Jahre Beispiele geliefert, welche uns zu dem Verdacht führen, daß es selber diesen einträglichen Handel nicht verschmäht, gegen welchen es sich doch mit England durch Verträge alliirt hat.

Die Negerschiffe haben sich trotzdem an Zahl nicht vermindert, die Händler sammeln schnell große Reichthümer, welche ihnen in Ländern, wo der Sklavenhandel als eine Nothwendigkeit betrachtet wird, den Weg zu Ehren und Auszeichnungen öffnen. Die Rechnung ist sehr einfach: Wenn von fünf Schiffen nur eins seine Bestimmung erreicht, so ist der Gewinn schon beträchtlich. Außerdem ist die Sache derart arrangirt, daß alle persönliche Gefahr auf einen geliehenen Namen fällt, dessen Besitzer einen unbedeutenden Antheil an dem Gewinn erhält. Als ein Beispiel führen wir hier einen Vorfall an, den wir im Coreio mercantil von Rio de Janeiro im Jahre 1850 gelesen. Dort heißt es wörtlich:

Der Duanenkutter Narceja bemerkte, als er außerhalb der Barre von Rio kreuzte, im Norden des Cap Frio, nahe der Praja von Piro ein kleines Schiff, welches ganz den Anschein hatte, als wolle es von der afrikanischen Küste gebrachte Schwarze an's Land setzen. Der Kommandant des Kutters wandte sich an die Provinzialbehörde und bat sie, eiligst das verdächtige Schiff zu verfolgen. Die Behörde zögerte, und erst am andern Morgen stieg man mit einigen Soldaten an Bord des Negerschiffes. Aber während der Nacht hatte man die Schwarzen verschwinden lassen. Die Einen hatte man ersäuft, die Andern nackt und ohne Hülfsmittel an's Land geworfen. Man fing von diesen zehn auf und führte sie nach Cap Frio, wo die Behörde Lebensmittel und Kleidungsstücke an sie vertheilen ließ. Drei Tage später wurden acht Andere am Meeresufer gefunden; die Unglücklichen waren so vom Hunger gequält, daß sie Sand aßen und sich gegenseitig zu Leibe gingen.

Ein andres Beispiel aus der allerneuesten Zeit lesen wir im Morning chronicle vom Februar 1858: Wir hören vom Cap der guten Hoffnung, daß das Dampfboot Sappho, an der westlichen Küste von Afrika kreuzend, ein großes Schiff von verdächtigem

Aeußern bemerkt, Jagd auf dasselbe gemacht und es gezwungen hat, an der Küste auf den Strand zu gehen. Die Sappho konnte sich nicht ganz nähern, weil sie nicht Wasser genug hatte und setzte ihre Böte aus. Das Negerschiff sah dieß, und warf circa 800 Neger in's Meer, worauf sich seine Mannschaft ebenfalls in die Böte warf. Als die Böte des Dampfers das Schiff erreichten, dessen Equipage bereits das Land erreicht hatte, fand man noch 400 Neger an Bord, die man nach Sierra Leone führte. Das Schiff selbst wurde verbrannt, und während die Leute von der Sappho dasselbe anzündeten, gab die Besatzung des Negerschiffes vom Lande aus Feuer auf sie. Der Hälfte der über Bord geworfenen Neger war es gelungen, das Ufer zu erreichen, die übrigen sind in den Wellen umgekommen."

Brasilien ist das einzige Land von Süd-Amerika, welches eine monarchische Regierung besitzt, aber auch das einzige, welches die Sklaven beibehalten hat. Die Brasilianer sind der Meinung, daß die Aufrechthaltung der Sklaverei für sie eine Lebensfrage sei; die Bodenbesitzer haben die Ueberzeugung, daß wenn man die Schwarzen emanzipirt, ihre Felder unbebaut bleiben würden und ein allgemeines Elend dem Reichthum folgen müsse. Die Mittelklasse der Städte, gewohnt an die Süßigkeiten des sorglosen Müßigganges, existirt von der Arbeit der Sklaven; sie benutzt einen Theil von ihnen zum Dienst des Hauses und schickt die andern hinaus, um gegen einen bestimmten Tagelohn zu arbeiten, welchen sie Abends bei Vermeidung von Prügeln abliefern müssen. Oft auch vermiethet man sie auf einen Monat: die Männer als Köche, Handwerker, Kellner u. s. w.; die Weiber als Ammen, Wäscherinnen ꝛc. Viele Negerinnen haben auch die Erlaubniß, außerhalb des Hauses zu schlafen, unter der Bedingung, daß sie dafür einen doppelten Lohn abliefern. Ihre Gebieter also stoßen sie selbst dem Laster in die Arme. — Dies sind die moralischen Lehren, welche man den armen Creaturen giebt.

Trotz dem allgemeinen Vorurtheil gegen die Schwarzen würde sich die Zahl der Sklaven allmählich vermindern, und die ganze Sklaverei schließlich eines Tages ihr Ende finden, wenn das Gouvernement die bestehenden Gesetze richtig handhabte. Anstatt die neuen Schwarzen zu beschützen, überläßt man dieselben allen Schrecken ihres elenden Schicksals; ja noch mehr: eine Menge dieser Unglücklichen, von den kaiserlichen Behörden an Bord der Negerschiffe ergriffen und als Domestiken in die öffentlichen Anstalten der fazendas der Nation gebracht, werden eines schönen Morgens durch falsche Todtenscheine für todt erklärt und heimlich in die Negerschaar gewisser hoher Beamter oder der Freunde der Minister gesteckt. Das Jornal do Comercio in Rio erzählte 1857 selbst: das Hospital de la misericordia, welches enorme Einkünfte

hat, errichtete ein Gebäude, um die verwaisten Kinder aufzunehmen. Diese Kinder, von welcher Farbe sie auch seien, sind frei. Aber wie handelt man? Gehören sie der weißen privilegirten Raçe an, so werden sie von den hier angestellten Ammen gewissenhaft gepflegt, sind sie aber Schwarze und also in der Acht der Menschheit, so schämen sich dieselben Ammen nicht, sie als gestorben zu erklären und zu ihrem eigenen Vortheil zu verkaufen. Um dergleichen Schandthaten aber kümmert sich in Brasilien kein Mensch. Leider ist es eine traurige Wahrheit, daß selbst die Europäer, wenn sie hieher kommen, sich sehr schnell daran gewöhnen, die Schwarzen wie ihre Hunde zu behandeln.

Wer die Sklaverei in ihrer scheußlichsten Gestalt kennen lernen will, muß sie in Brasilien studiren. Nach den neuesten Berechnungen zählen Stadt und Bannmeile von Rio de Janeiro gegen 111,000 Sklaven beiderlei Geschlechts auf circa 267,000 Einw. Nimmt man hierzu noch die befreiten Schwarzen und Mulatten, so ist die afrikanische Race der weißen und brasilianischen überlegen. Dieses Mißverhältniß bietet denn auch den in Rio anlangenden Fremden einen merkwürdigenden Anblick. Legionen von Schwarzen mit nacktem Kopf und nackten Füßen, vielfach mit tätowirten Gesichtern, in schmutzigen Lumpen, bevölkern die Straßen, die Märkte und die Ufer des Meeres; großentheils den tropischen Gegenden Afrika's entstammend, sind sie von verschiedenen Typen und verschiedenen Stämmen angehörend.

Unter diesen möchten wir die Minas als den schönsten Stamm hervorheben. Groß und schlank, vereinigen sie Eleganz der Bewegung mit herkulischer Kraft, und man verwendet sie daher zu den schwersten Arbeiten, namentlich zum Tragen der schweren Kaffeesäcke aus den Magazinen zu den Schiffen. Der Mina besitzt Intelligenz und Stolz; ein Schüler des Koran, fügt er sich der Sklaverei als einem göttlichen Gesetz, läßt sich aber nicht durch dieselbe moralisch verderben; er betrachtet sich nicht als den Weißen untergeordnet, demüthigt sich nicht vor ihnen, bittet niemals um Gnade unter der Peitsche und sieht sein Blut fließen mit einem Auge, stoisch oder funkelnd vor Wuth. Wie sehr man sie auch zu isoliren sucht, halten die Minas doch eng zusammen im Unglück; sie sprechen untereinander ihre Muttersprache und lieben die Frauen ihres Landes mit Aufrichtigkeit. Ihre unbeugsame Energie, gepaart mit ihrer Liebe zur Freiheit, beunruhigt die Herren nicht selten, läßt sie eine Revolte ahnen und führt ihnen das Schicksal der Weißen auf S. Domingo in's Gedächtniß. In der That, wären sie nicht so streng bewacht, die Minas, welche bereits in fürchterlichen Emeuten die höchste Todesverachtung gezeigt, würden nicht zögern, ihre Ketten zu brechen; inzwischen aber rächen sich viele

durch das Messer oder durch Gift für die scheußliche Behandlung, der sie unterworfen sind.

Auch die Frauen der Minas sind nicht minder interessant. Mit Intelligenz begabt, treiben sie den Handel mit Früchten, Geflügeln und Fischen auf den Märkten und in den Straßen; sie haben die Augen des Ebers, eine gequetschte Nase, dicke Lippen und eine rauhe Haut, dafür aber ist ihr Wuchs untadelhaft. Ihr Costüm ist malerisch: ein Turban, ein rothes Mieder, farbiges Röckchen, eine lange Schärpe, die sie kokett um die Hüften schlingen — so lieben die weiblichen Minas Luxus und Reinlichkeit; sie erscheinen nicht ohne ein Halsband von Korallen, Ohrgehänge, ein kupfernes, vergoldetes Armband und auch wohl die orientalischen Ringe (Crolcrals) an den Fußgelenken.

Man erstaunt darüber, daß die Sklaven faul, dem Trunk und Diebstahl ergeben, ausschweifend, mit einem Wort allen Lastern zugängig sind. Aber ist dies anders möglich? Anstatt die Fähigkeiten und Gefühle, welche die Natur in sie gelegt, zu entwickeln, sucht man dieselben zu ersticken; anstatt sie zu bilden, würdigt man sie zum Vieh herab. Vor allen Dingen verlangt man, daß sie nicht nachdenken (denn dies würde sie zu einer Betrachtung ihres Schicksals führen) und daß sie die Weißen wie Halbgötter verehren. Jeden Morgen, wenn er sich erhebt, eilt der Sklave, um mit einer tiefen Verbeugung und einer bizarren Pantomine seinen Herren zu begrüßen und ihm, zu seinen Füßen fallend, die Hand zu küssen. Wenn er, und sei es mit der rührendsten Demüthigkeit, bei einem Befehl oder einer Laune seines Herrn zaudert, so schlägt man ihn; wenn seine Lippen ein einziges Wort der Muttersprache murmeln — so schlägt man ihn. Man prägt ihm die Liebe zur Familie ein, indem man ihn von Weib und Kind trennt, das eine hier hin, das andre dort hin verkauft. Man lehrt ihn Gerechtigkeit, indem man ihn mit Ungerechtigkeiten überhäuft; man lehrt ihn die Würde, indem man ihm ohne Unterlaß wiederholt, daß er ein Vieh, kein Mensch sei. Man lehrt ihn die Güte, indem man ihn für eine einzige Silbe, für eine unwillkürliche Nachlässigkeit mit Schlägen bedeckt. Man zeigt ihm die Lehre vom Eigenthum, indem man ihn verkauft, oder wie einen alten Kessel verpfändet.

Wie oft war ich empört beim Anblick dieser schwarzen Männer, Weiber und Kinder, die in einer Ecke des Saales des Leilao zwischen Fässern, Mobilien und Säcken hockten und gezwungen waren, wie die Pferde ihre Zähne, ihre Glieder, ihre Füße von den Kauflustigen untersuchen zu lassen. Welch ein Schauspiel, trotz ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit, sie unterdrückte Klagen ausstoßen zu hören, während aus ihren Augen ein Schmerz spricht, der das Herz zerreißt. Welch ein Gemüth gehört dazu, wie es die Sklavenbesitzer hier oft thun, dem Unglücklichen ein Papier in die Hand

zu stecken, ihm zu sagen: Geh und verkaufe dich an wen du willst! worauf man denn diese Armen suchend in der Stadt umherirren sieht.

Das Sklavengesetz in Brasilien ist von drakonischer Strenge und die Richter, überzeugt, daß es nothwendig, der gefährlichen Sklavenrace eine Lehre zu geben, wenden diese mit Güte an; der Tod steht auf jeder Seite, und Nichts kann ihn abwenden. Wenn ein Schwarzer ein oder zweimal zur Strafe verurtheilt ist, rettet ihn nichts. In der Regel schickt man ihn in die casa de correccao, das Correctionshaus, um dort 600 Schläge mit der Chicote zu empfangen. Erwiesener Maßen ist bei 300 Schlägen dieser mit großen Knoten versehenen Peitsche selbst der stärkste Körper in Fetzen zerhauen und leblos!

Diese casa de correccao liegt in Matacavallo, in der Bannmeile von Rio. Groß, geräumig und weiß, umgeben von der üppigsten Vegetation und eine reiche Landschaft beherrschend, erscheint dieses Etablissement äußerlich wie ein Palast; im Innern aber ist es eine Hölle. Dort in den von der Sonne übergossenen Höfen und in den finsteren Gewölben hört man das Schreien der Opfer und das Fluchen der Henker! Dort trinkt die Erde Blut und die Mauern triefen von Thränen! Wenn ein Sklave einen Fehler begangen hat und sein Eigenthümer ihn ungelehrig findet, so schickt er ihn zur correccao, indem er die Tage seines Aufenthalts in dieser Hölle und die Zahl der Hiebe, welche er empfangen soll, bestimmt. Vom Staate besoldete Knechte, verwildert in diesem Handwerk, ergreifen die Sklaven, scheeren ihnen den Kopf und appliciren ihm die verlangte Züchtigung mit einem Eifer, der ihres Handwerks würdig ist. Ein polizeiliches Reglement verbietet, dem Sklaven mehr als 25 Schläge täglich zu geben, dieselben aber werden von einer so kräftigen Hand geführt, daß schon beim dritten die Haut davonfliegt. Wenn ihre Wunden es nicht verhindern, werden die Schwarzen im Correctionshause beschäftigt, wie unsre Sträflinge, namentlich beim Straßenbau, bei der Straßenreinigung u. s. w. Man läßt sie wieder los bei der ersten Requisition ihrer Herren, und diese müssen eben so viel mal zweihundert reis (6 Silbergr.) bezahlen, als sie Tage in dem Hause benutzt haben. Wenn die Furcht vor der correccao und die Strenge der verdienten oder unverdienten Züchtigung die Schwarzen zähmt, so erzeugt dieselbe in ihnen doch auch das Bedürfniß nach Rache; die Herren entledigen sich daher ihrer gern, oder wenn sie Ursache haben, sie länger zu behalten, so verkaufen sie dieselben nach Rio Grande. Solche Verkäufe schließen immer die Bedingung des Rückkaufs in sich. Die Sklaven werden in die südliche Estancias geführt, wo die halbwilden Feitors oder Intendanten sie zur schwie-

rigsten Arbeit und bei dem leisesten Vorwand zu den unerhörtesten Strafen verurtheilen.

Der Zweck der casa de correccao ist von Hause aus ein ganz löblicher. Man wollte, so sagte man, die Sklaven der Willkür grausamer Gebieter entziehen, welche die Strafe nicht nach dem Maße des Vergehens zu messen pflegen und die Unschuldigen oft schlagen, nur um „sich zu zerstreuen." Seit Gründung dieses Corrections-Institutes hatte Niemand das Recht seinen Sklaven zu schlagen; es wurde ein Gesetz in diesem Sinne erlassen, das gut angewendet, dem grausamen Mißbrauch ein Ende gemacht haben würde. Aber dieses Gesetz ist ein leeres Wort, um welches sich Niemand kümmert. Noch heute sieht man bei manchen Gebietern, namentlich bei den Portugiesen ein ganzes Arsenal von Folterwerkzeugen für die Schwarzen. Man erlasse es mir, hier alle die Beispiele von unglaublicher Grausamkeit aufzuzählen, deren Zeuge ich selbst gewesen und zu deren Erfindung das Genie eines Teufels gehört. Seit jener Zeit begreife ich es, wenn die Sklaven ihren Herren Haß mit Haß vergelten, begreife ich es, daß sie diesen Martern zu entfliehen suchen. Groß ist die Zahl derjenigen, welche in der Wildniß als Flüchtlinge Hunger und Elend jener Existenz vorziehen; und in den entferntesten Winkeln der Wälder wimmelt es von sogenannten Marrons, deren Feinde, die Pedestres (Feldhüter) ihnen unaufhörlich nachstellen. Ist es erstaunlich, wenn unter solchen Umständen der Schwarze, anstatt den Weißen wie einen Protector zu lieben, in ihm seinen natürlichen Feind sieht? Kann es befremden, wenn diese durch Mißhandlung verhärteten Gemüther seit Jahren sich zu Aeußerungen der Rache hinreißen lassen, welche schließlich und nothwendig in ein allgemeines Blutvergießen übergehen müssen?

Eines Abends, gegen 10 Uhr, sah ich einen Neger bei einem Krämer eintreten, wo er ein Glas Caixaca (Branntwein aus Zuckerrohr) verlangte. Der Gehülfe verweigerte ihm dies, der Schwarze beharrte und der Gehülfe versetzte ihm einen Schlag. Der Schwarze hatte von diesem Commis unter verschiedenen Umständen bereits Schläge mit der Chicote bekommen und ihm bei der nächsten Gelegenheit heimlich den Tod geschworen. Er zog ein Küchenmesser und stieß es bis ans Heft seinem Gegner in die Brust.

Der Mörder wurde gehenkt. Ich wohnte der Execution bei, deren entsetzliche Details nie meinem Gedächtniß entschwinden werden. Der Galgen, aus drei eisernen Stangen bestehend, welche drei horizontale, einen Triangel bildende Streben trugen, war wie gewöhnlich auf dem Largo do Muro nahe dem Meere, einer Kaserne gegenüber, errichtet. Um 9 Uhr Morgens, nachdem der Ver-

urtheilte der Messe gehört, begann er mit auf den Rücken gebundenen Händen den Marsch durch die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt ein Detachement Cavalerie, dann folgten zwei Reihen Mönche, ein Mann, welcher die Glocke läutete, ein Chorknabe mit einem großen Kreuz, die Henker in leinenen Pantalons und einer violetten Jacke, endlich kam der Verurtheilte selbst, begleitet von einem „Bruder des guten Todes," der ihn ein Crucifix küssen ließ und ihn fortwährend ermahnte. Zu Fuß mußte er in alle Hauptstraßen gehen, in alle Kirchen eintreten und, vor den Altären niederknieend, eine Strafformel unter den unheimlichen Gesängen der Uebrigen herbeten.

Erst am Mittag verkündeten die Trompeten, daß der Zug den Richtplatz erreicht habe. Die Luft war rein und klar, die Tropensonne flammte auf eine Menge herab, welche von allen Seiten herbeigeströmt war, dem Feste beizuwohnen, denn der Todeskampf eines Schwarzen ist für viele Weiße in der That ein Fest. Hier sah ich Brasilianer, Portugiesen, Deutsche, Schweizer und Franzosen ungeduldig der Execution harren. Sie gehörten nicht, wie bei uns die Zuschauer solcher Schauspiele, zum niederen Volke — es waren reiche Kaufleute, wohlhabende Industrielle mit zierlichen Handschuhen und goldenen Uhrketten, welche lieber ein Börsengeschäft, als ein so amüsantes Schauspiel versäumen wollten.

Lautes Gelächter erschallte überall, man machte schlechte Witze und trieb allerlei Unfug. Der Anblick des Verurtheilten entlockte dieser unmenschlichen Gesellschaft ein cynisches Murmeln der Zufriedenheit, untermischt mit grobem Gespött. Ruhig, mit festem Schritt, trotz der Hitze und der Ermüdung, sah ich den Unglücklichen an mir vorbeigehen; seine ruhige kalte Miene verrieth weder Furcht noch Reue. Mit der äußersten Resignation hörte er die Rede des Beichtvaters an, der ihn erst verließ, als man ihm die Schlinge über den Kopf warf, und selbst bei dieser letzten Operation verzog er keine Miene. Mit instinctmäßigem Abscheu wandte ich mich fort — es war ein Unglücklicher weniger auf dieser Erde.

In Folge der Erniedrigung, in welcher man sie hält, geben sich die Schwarzen oft dem Trunk anheim, in welchem sie Vergessenheit für ihre Leiden finden. Auch Spieler sind sie; ihr Lieblingsspiel besteht darin, vier gleichmäßig geschnittene Stücke von Orangenschale in die Luft zu werfen. Wenn zwei oder vier Stücke die gelbe Seite nach oben zeigen, so hat der Werfende gewonnen. Nicht minder lieben sie den Tanz. Sie versammeln sich in elenden Hütten, wo man ihnen zu essen und zu trinken reicht; dort executiren stets ein Mann und ein Weib die lascivesten Gliederverrenkungen, welche die Gesellschaft dadurch begleitet, daß sie sich in die Hände schlägt oder ein monotones Geheul ausstößt. Zu-

weilen auch treiben sie dieses Vergnügen auf den öffentlichen Plätzen oder am Ufer des Meeres, wo aber nicht selten die Pedestres ihrem Amüsement ein Ende machen und sie mit Peitschenhieben auseinander treiben.

Der bei diesen Unglücklichen eingewurzelte Aberglauben zerstört jede Möglichkeit, sie der katholischen Religion zuzuführen; ebenso aber bewahren sie auch mit gleicher Treue die edleren Regungen, welche sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Den Greisen oder denjenigen, welche in ihrem Stamme eine Würde bekleideten, erzeigen sie den tiefsten Respect; um sie zu ehren, setzen sie die Gleichheit in der Sklaverei aus den Augen und erzeigen ihnen ihre Ehrfurcht, indem sie ihnen die Hände küssen oder das Knie vor ihnen beugen. Dies geschieht sogar auf offener Straße und mit einer unstörbaren Gemessenheit. So z. B. kannte ich einen alten Neger, der als Lastträger vermiethet wurde und in Afrika König gewesen war; der Schmutz seiner Lumpen beeinträchtigte in Nichts die Liebe seiner Unterthanen, welche ihm nie begegneten, ohne ihm die größte Unterwürfigkeit zu zeigen und um seinen Segen zu bitten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß man in Brasilien Schwarze von untadelhafter Moralität findet, welche sehr geschickte Künstler geworden sind; mehrere Mulatten haben sich sogar zu sehr ausgezeichneten Männern aufgeschwungen, welche dem Lande zur sehr großen Ehre gereichen. Der beste Arzt in Lima ist z. B. ein alter Schwarzer, welcher sich ein beträchtliches Vermögen erworben und mit Erfolg gegen die englischen, französischen, italienischen und spanischen Aerzte kämpft, die aus der europäischen Schule hervorgegangen.

V.

Bei den Botokuden.

Eine der interessantesten Erscheinungen ist der Mascate oder Tabuletkrämer, welcher eine Menge von Gegenständen, meist europäischen Fabrikats in den Häusern verkauft. Das Sortiment eines Mascate besteht hauptsächlich aus echten und unechten Bijouterien, Quincaillerien, Wäsche und Parfümerien. Das Geschäft ist einträglich, wenn der Mascate es versteht und neben großer Geduld eine robuste Constitution besitzt. Die koquetten und launenhaften Brasilianerinnen verehren jeden Schmuck, aber sie sind so träge,

daß sie lieber auf ihn verzichten, als sich in irgend einen Laden bemühen. Zum Glück läßt der Mascate es ihnen an Nichts fehlen. Er geht am Morgen aus, begleitet von einem oder zwei Negern, welche seine Waarenkästen auf dem Kopfe tragen. Er tritt in alle Häuser; man führt ihn zu der Herrin, welche Alles untersucht und durcheinander wirft, um Alles feilscht und Alles anprobirt, während sie an einer Orange saugt.

Das Leben des Mascate in den Städten besteht in einer schlichten bürgerlichen Existenz, zieht er aber in den Provinzen umher, so ist es mit großen Mühen und Gefahren verknüpft. Der umherziehende Mascate bereist, weder den Pfeil der Indianer noch die Zähne der wilden Thiere fürchtend, die weiten Ebenen; bewaffnet mit einer guten Flinte und einem Jagdmesser, versehen mit Maniocmehl und einem ungeheuren Büffelhorn voll Branntwein, zieht er zu Pferde durch die Wüsten, über Flüsse und Gebirge. Seine Rast hält er unter den Dächern der Pflanzer und Bauern, die er mit seinen Waaren versieht, oder unter freiem Himmel. Seine Ankunft in der reichen Facenda ist ein Signal zu wahrhaft patriarchalischen Festen. Man räumt ihm das beste Zimmer, bringt ihm das Beste, was man hat, und tanzt bei Gesang und Guitarre bis in die Nacht hinein.

Oft vergehen ganze Wochen, ohne daß er ein gastfreies Dach findet. Er übernachtet, wo ihn der Untergang der Sonne überrascht, am Saum eines Waldes, in einer Savanne oder am Ufer eines Flusses. Er nimmt seinen Thieren die Last ab, zündet ein Feuer an, ißt, trinkt, raucht, singt eine Romanze und streckt sich dann auf die Erde oder in einen zwischen den Bäumen aufgehängten Hamac. Dort schnarcht er bis zum Morgen, wenn der indiscrete Besuch einer Schlange, das Geheul eines wilden Thieres, oder der Pfeil eines verdächtigen, Gott weiß wo versteckten Indianers ihn nicht stören, vielleicht auch zwingen, eiligst sein Lager abzubrechen.

Ein französischer Reisender F. Dabadie, dem wir höchst interessante Schilderungen aus Süd-Amerika verdanken, zeichnet uns in sehr rasselnder Weise das Leben eines herumziehenden Mascate deutschen Ursprungs, wie er sich dies von ihm selbst hat erzählen lassen. Dieser Mascate wurde in Dresden geboren, und der französische Reisende schmeichelt sich und seiner Nation mit der Bemerkung, daß er an diesem Abenteurer nichts von der bekannten deutschen Schwerfälligkeit, vielmehr verschiedene Charakterzüge gefunden habe, die eines F r a n z o s e n würdig seien. Er war lebhaft, witzig, originell und kannte nur drei Dinge, welche einen Mann begeistern können, nämlich das Studium, der Soldatenruhm und das Reisen. Unser Sachse war etwa 25 Jahr alt, er hatte seine Stu-





Druck v. Gebr. Delius

Urwald.

dien an der Universität Leipzig beendet, als sich eben der kurze und sehr unerquickliche Kampf in Schleswig-Holstein entwickelte. Fritz, so nennen wir ihn hier, trat unter die Freiwilligen und zeigte die größte Bravour. Der Krieg war beendet, Fritz, der ein Element für seine Thätigkeit suchte, nahm den Grad eines Lieutenants in einem Bataillon an, das am Rhein für Rechnung Brasiliens geworben wurde, welches letztere eine Expedition gegen die argentinische Republik und den Dictator Rosas organisirte. Er schiffte sich gegen Ende des Jahres 1850 nach Rio de Janeiro ein, in der Hoffnung, in den La Plata-Staaten eine große Lorbeer-Ernte zu halten.

Drei Monate wartete er, während welcher die Expedition von einem Tage zum andern aufgeschoben wurde, und als dieselbe endlich durch die Bemühungen der Diplomatie ganz unwahrscheinlich ward, ekelte ihn das Kasernenleben an; er hing seinen Degen an den Nagel. Er war im Besitz einer kleinen Summe, und ein spekulativer Kopf wie er, beschloß dieselbe zu verwerthen. Seinem unruhigen Temperament entsprach das Leben eines Mascate am besten.

Vier Monate hatten ihm genügt, um das Portugiesische zu erlernen; er hatte seine Gedächtnißkammer sogar mit einer Menge Phrasen des Guarany-Dialekts meublirt, welche ihm auf seinen Streifzügen gute Dienste leisten sollten; im Uebrigen hatte er sich von dem Charakter, den Sitten, dem Aberglauben und der Geschichte der Stämme unterrichtet, welche er auf seinen Zügen zu besuchen und zu studiren vorhatte. Entschlossen, zuvörderst eine Versuchsreise zu machen, kaufte er sich zwei Maulthiere, belud das eine mit Waaren, setzte sich auf das andere und ritt in's Land hinein. Zwei Monate später kehrte er nach Rio zurück, braun wie ein Abyssinier, zufrieden mit seinen Geschäften, aber angeekelt von den Caboclos, den einzigen Indianern, welche er gesehen hatte.

Diese Caboclos sind in der That wenig interessant. Faul und dem Trunk ergeben, verschleppen sie ihr Leben in der traurigsten Weise, einer Menge von Krankheiten ausgesetzt, welche sie mit brahminischer Resignation ertragen. Sie könnten aus der Fischerei, aus der Manioc-Kultur und dem Bogen Nutzen ziehen, welchen letzteren sie vorzüglich zu handhaben wissen; aber die geringste Arbeit entsetzt sie, und nur der Hunger treibt sie an. Fritz beschloß eine zweite Reise, welche ihn mit den wirklichen Wilden in Berührung bringen und ihn bis zu den Guaycurus, sehr ritterlichen und intelligenten Indianern führen sollte, mit welchen Brasilien im Jahre 1791 eine Allianz schloß. Diese wilden Indianer sind den kriegerischen Araukanern ähnlich; sie tätowiren sich durch Einschnitte, ihr Costüm ist einfach und nicht ohne Eleganz; sie tragen den Poncho,

und wie die Gaucho's fabriciren sie sich große Lederstiefeln. Den Franziskanern ähnlich scheeren sie sich das Haar um den Kopf; sie führen Pfeil und Bogen und eine enorme Lanze von 12 Fuß Länge. Alle ihre Unternehmungen geschehen zu Pferde. Ihre Zügel bestehen aus den Fasern der wilden Ananas. In der Regel tragen sie einen Gürtel um den Leib, an welchem ein Jagdmesser hängt. Ihre Taktik im Kriege mit andern indianischen Stämmen, besteht darin, eine Heerde wilder Pferde ohne Reiter voranzuschicken, welchen sie folgen, indem jeder Krieger nur mit einem Fuß in dem Steigbügel, mit der linken Hand die Mähne seines Pferdes erfaßt, sich so an die Seite desselben hängt, bis er auf Lanzenweite an den Feind herangekommen. Dann erhebt er sich im Sattel und kämpft mit Vortheil in der durch diesen Angriff verursachten Unordnung.

Die zweite Reise unseres Abenteurers begann unter schlechten Vorbedeutungen. Fritz stürzte mit dem Pferde und verletzte sich den Fuß; ein Römer würde umgekehrt sein, unser Sachse aber öffnete eine kleine Blechdose, seine Reiseapotheke, mit Hülfe deren er sich wieder flott machte. Sechs Tage später wurde sein Führer, ein Indianer, der alle Dialekte kannte, von einem Jararak gestochen, indem er Reisig sammelte. Nach einer halben Stunde verschied der Unglückliche. Fritz grub ihm ein Grab, legte ihn hinein, murmelte ein Gebet und ritt weiter, fest Willens, sich von seinem Programm auch nicht ein Jota zu streichen. Wenige Tage darauf fiel er den Puris, einer aussterbenden und sehr schmutzigen Negerrace, in die Hände. Diese nahmen ihn sehr gastfrei auf, brachten ihn in eine ganz leidliche, aber von Ungeziefer wimmelnde Hütte und gaben ihm Früchte, Eier und Geflügel. Um ihrem Gast ein Vergnügen zu bereiten, veranstalteten die Puris einen höchst seltsamen Tanz um eine große Flamme. Fritz schilderte die nackten, von häßlichen Gesichtern überragten Körper, wie sie sich gleich Wahnsinnigen mit ohrzerreißendem Geschrei im Lichte der Flamme umhertaumelten, als ein Schauspiel, das der Hölle würdig.

Nach Beendigung des Balles dankte ihnen Fritz, ging in seine Hütte und legte sich auf sein von Blättern bereitetes Bett. Am Morgen, als er seine Bagage wieder auf das Maulthier laden wollte, überzeugte ihn ein flüchtiger Blick, daß ihm drei Scheeren, ein Päckchen Nadeln, ein Dutzend Messer, zwei Armbänder und zwanzig Ohrgehänge fehlten. Wüthend stürzte sich Fritz in das Zeltdorf, durchsuchte nutzlos alle Hütten und erklärte den versammelten Puris, er werde nächstens mit großer Macht zurückkehren, um sich zu rächen, wenn man ihm die gestohlenen Gegenstände nicht zurückbringe. Seine Wuth erschreckte die armen Teufel, namentlich den alten gebrechlichen Häuptling, der an allen Gliedern zitterte

und ihn bat, sich nur zu besänftigen. Fritz packte ihn beim Haar, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum und schrie wüthend:

„Höre, Du alter Schelm, wenn ich nicht in einer Stunde wiederhabe, was man mir gestohlen, so wird vor dem nächsten Monde Dein Stamm massacrirt, Deine Pflanzungen werden verwüstet und Deine Hütten werden den Flammen übergeben!"

Der Häuptling hatte Mühe, sich von dem wüthenden Mascate loszumachen; er bat ihn flehentlich, in seine Hütte zurückzukehren und versprach all seinen Einfluß aufzubieten, um ihm zu seinem Eigenthum zu verhelfen. Wenige Minuten darauf hatte Fritz sein Eigenthum wieder, und um zu zeigen, daß er nicht so böse sei wie er aussehe, machte er dem alten Puri einige Geschenke davon. Dies erregte den höchsten Enthusiasmus und mit großem Tumult gab man ihm ein kurzes Geleit.

Eine Woche darauf traf er nicht weit vom Mucury einen elenden aber gastfreien Stamm, dessen Gebräuche höchst seltsam. Am Tage seiner Ankunft feierten die Naknemukes eine Hochzeit, begleitet von kriegerischen Tänzen und großen Libationen. Der Bräutigam selbst lud Fritz zur Theilnahme an dem Fest ein. Es war dies ein hübscher junger Mann von 18 Jahren, schön gewachsen und von stolzer Haltung. Er schien entzückt von der ihm bestimmten Gattin, einer fast 60jährigen Wittwe, deren Haut von Regen und Sonne förmlich gegerbt und die mit einem Wort ein Ungeheuer von Häßlichkeit war. Fritz äußerte sein Erstaunen über diese seltsame Ehe und erfuhr, daß nach einer alten Sitte bei den Naknemukes die Greise junge Mädchen und die alten Weiber junge Männer heiratheten. Diese Ehe ist sehr vernünftig, sagte ihm einer der Indianer; unsre Existenz ist mitunter sehr schwer, unsre Familien sind oft getrennt, sie passiren auf ihren Zügen oft unfruchtbare Gegenden, wo sie nur auf sich selbst angewiesen sind. Jagen und Fischen ist schwer; die Hauptsache besteht darin, zu wissen und zu errathen, wo das Wild lagert, wo der Fisch schwimmt, wo die nahrhaften Wurzeln wachsen. Man würde vor Hunger sterben, wenn nicht Einer des Paares dieses Geheimniß, eine Frucht langer Erfahrung, besäße. Der ganze Stamm würde umkommen, wenn nicht Einer der Gatten die Weisheit, der Andere die Stärke repräsentirte. Die Liebe ist eine sehr schöne Sache, aber Essen und Trinken ist noch sehr viel angenehmer. Die bejahrte Wittwe, welche Du da siehst, wird ihrem Gatten freilich keine sehr große Freuden bereiten, aber sie wird ihn sicher durch's Leben führen.

Durchaus nicht ganz einverstanden mit diesen eigenthümlichen Lebensanschauungen vertheilte der Mascate doch von seinen kleinen Glassachen unter dem Stamm und trennte sich von ihm, begleitet mit tausend Segenssprüchen. Drei Tage hindurch folgte Fritz

seinem Instinkt durch die majestätische Natur, durch Jahrtausende alte Wälder, beschäftigt durch das Geschrei der über ihm in den Zweigen trillernden Vögel, der auf denselben umhertanzenden Affen, der in der Ferne brüllenden Jaguars, der Tapire und der Pecaris. Alles besaß für Fritz den größten Reiz. So erreichte er S. Francisco. Der Eigenthümer dieser Domäne, ein Portugiese, war ein liebenswürdiger Mann; er kannte das Land, in welches er sich vor 25 Jahren zurückgezogen, aufs Genaueste, und war also im Stande, dem Abenteurer die sichersten Nachrichten über die verschiedenen Indianerstämme zu geben. Unter diesen reizten den Letzteren am meisten die Botucuden, die Abkommen jener Aymores, deren Wildheit in Brasilien sprichwörtlich geblieben, und die so heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit gekämpft. Wir geben hier ein Resumé dessen, was der alte Pflanzer eines Abends, als sie bei Kaffee und Limonade saßen, eine Bahia-Cigarre rauchend, dem Mascate erzählte: Man hat die Botocuden verleumdet. Man wirft sie mit ihren Vorfahren, den Aymores, zusammen, und diese waren allerdings niederträchtige Schurken. Größer, stärker und muthiger, überhaupt grausamer als alle übrigen Wilden, verübten sie im 16. Jahrhundert Räubereien und Schandthaten, deren Erzählung uns schaudern macht. Sie suchten damals die Capitanerien von Porto-Seguro und Ilheos oft heim. Sie verachteten jeden Körperschmuck, schliefen in Wind und Regen unter einem Baum und errichteten sich niemals Hütten. Mit mörderischen Bogen bewaffnet und stets im Felde, überfielen sie die Zuckerpflanzungen, massacrirten die Eingebornen ohne Unterschied, die schwarzen und die weißen, und schonten nicht Greise, Weiber und Kinder. Die Opfer, welche sie fortgeschleppt hatten, wurden von ihnen halbgebraten verspeist. Den Kolonisten flößten sie einen solchen Schreck ein, daß diese Alles zurücklassend flohen, wo sich die Wilden zeigten. Während 25 Jahren erwürgten sie am Ufer des Oceans, wo sie stets auf der Lauer lagen, mehr als 300 Portugiesen und 3000 Sklaven. Man entschloß sich endlich, diesen Wilden Soldaten entgegen zu schicken, welche ihnen einen nachdrücklichen Krieg lieferten und sie in's Innere Brasiliens zurückjagten. Die Aymores vertheidigten sich mit der größten Zähigkeit, die Regierung aber hatte sich vorgenommen, sie bis auf den letzten Mann zu vernichten.

Noch heute giebt es Aymores unter den Botocuden. Die Letzteren verabscheuen jede Disciplin und die Wohlthaten der Civilisation sind ihnen nicht verlockend. Der Botocude ist schweigsam, der geringste Widerstand reizt ihn, er braucht nur Luft und Raum, die Freiheit der Wüste. Alle Botocuden, welche man in den Städten zu zähmen versucht, und diejenigen, welche man als Gefangene zurückbehalten hat, sind sehr bald unterlegen. Wind und

Wetter haben auf sie keinen Einfluß; wenn Jagd- und Fischfang fehlschlagen, wenn die Bäume keine Früchte liefern, so suchten sie Eidechsen, Ratten und Ameisen. Wenn sie bei einem fremden Stamme Vorräthe wittern, so überfallen sie ihn; in der Noth wagen sie sich auch in die Niederlassungen und stehlen, was ihnen erreichbar ist. Die Botocuden mißtrauen den Weißen zu sehr, um sie zu lieben, indessen zeigen sie ihnen doch nicht mehr jenen glühenden Haß, welcher ehedem zu dem Plane Veranlassung gab, sie bis auf den letzten Mann zu vernichten. Indessen haben die Weißen ihnen auch viel Unrecht gethan. Anstatt sie durch Güte und eine weise Großmuth an sich zu ziehen, bestanden sie darauf, sie durch Gewalt zu unterwerfen. Soldaten, welche an diesem Krieg, der nur aus Hinterhalten und Ueberfällen besteht, gewöhnt waren, machten in den Wäldern und Ufern der Flüsse Jagd auf sie und schossen sie ohne Mitleid nieder. Ja einzelne Kolonisten haben die Barbarei so weit getrieben, daß sie Höllenmaschinen erfanden, welche auf den zu den Lagern der Botocuden führenden Steigen explodirten und sie tödteten; Andere schickten diesen Unglücklichen von den Pocken inficirte Geschenke, welche Tod und Verderben unter ihnen verbreiteten. Natürlich suchten sich die Botocuden zu rächen. Der Soldado da Conquista, der in ihre Hände fiel, hatte keine Gnade zu hoffen; sie tödteten ihn unter großen Qualen, und wenn sie Appetit hatten, verzehrten sie ihn in Familie. Heute freilich behandelt man sie besser; die Behörde hetzt nicht mehr die Soldaten gegen sie, sondern sucht sie durch Freundschaftsverträge zu fesseln, welche ihre Unabhängigkeit sichern. Dies Verfahren hat bereits gute Früchte getragen, die Botocuden schonen im Allgemeinen das Leben der Weißen und Schwarzen, welche sie nicht mehr zu reizen suchen, und haben das Menschenfressen ganz aufgegeben. —

Fritz war durch diese Schilderung natürlich disponirt, den Botocuden einen Besuch zu machen. Der alte Pflanzer rieth ihm, sich in diesem Falle zu sputen, da der Botocude bereits zu verschwinden beginne. Mit Lebensmitteln und den nöthigen Andeutungen versehen, machte er sich auf den Weg und drang in die pitoresken, waldigen Gegenden ein, in welchen die Indianer zu hausen pflegen. Sein erster Besuch galt den Patachos, einer kriegerischen, anscheinend unruhigen, aber im Grunde gutmüthigen Race, welche ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Seine Abreise setzte sie in große Betrübniß. Die Weiber rauften sich die Haare aus, während die Männer Trauergesänge oder ein Geheul anstimmten, welches die wilden Thiere in den Wäldern erschreckte. Eines Nachmittags, auf seiner Reise durch einen Fluß aufgehalten, unterhielt sich der Mascate damit, nach einigen Arras zu zielen, welche sich

im Gipfel eines Jacaranda-Baumes wiegten. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich und fast in demselben Augenblick drang ein Pfeil in das Fleisch seines linken Arms. Vom Schmerz nieder geworfen, hörte er alsbald das Geheul eines Dutzend ganz nackter Wilden um sich, welche die Bogen über ihm schwangen und ihn zu tödten drohten, wenn er sich rühre. Es waren die Botocuden, die sich unserm Mascate zum ersten Mal präsentirten. Sie hatten kleine Füße, wohlgeformte Beine, breite Brust, eine gelbe von Narben und Schrammen gezeichnete Haut, auch Brauen und Wimpern ausgerissen und das Kopfhaar derart geschoren, daß auf dem Scheitel nur eine Art von Töppel zurückblieb. Die ganze Art und Weise der Botocuden, ihre Pantomimen und ihre wilden Blicke waren für den Mascate allerdings weniger einladend, als er nach der Erzählung des Kolonisten gehofft hatte; nichtsdestoweniger behielt er seine Kaltblütigkeit, suchte ihnen durch Worte und Gesten anzudeuten, daß er kein Feind, sondern ein Reisender sei, welchen der Zufall in ihre Hände geführt, und daß er in dieser Eigenschaft von ihnen empfangen zu sein wünsche. Ohne ihm zu antworten, rissen die Botokuden ihn brutal auf, nahmen ihn und sein Pferd mit sich und erklärten ihm endlich, er sei ihr Gefangener, man werde über sein Schicksal berathschlagen. Eine Stunde lang verfolgte man das Ufer des Flusses, dann erreichte man das Lager. Dieses bestand aus etwa zwanzig überaus einfachen Hütten, welche hauptsächlich aus zusammengebogenen Palmblättern bestanden und in ihrem Innern nichts als einen großen, zum Aufschlagen der Cocusnüsse dienenden Stein enthielten. Der Mascate wurde in eine dieser Hütten gebracht, auf seinen Wunsch verband ihm ein Botocude den Arm unter der Aufsicht des Häuptlings, dessen Abzeichen aus einer in Form eines Mantels getragenen Thierhaut bestand. Ein andrer Botocude, welcher mit unserm Mascate leichter als die Uebrigen zu sprechen im Stande war, wurde ihm als Dolmetsch und Wächter bestellt. Dieser Mensch schien weniger rauh, als seine Gefährten, und seine Stimme hatte etwas Sanftes gegen die abscheulichen Gutturallaute der Uebrigen. Malicani brachte dem Gefangenen als Abendessen einen Palmkohlkopf, Früchte und ein Stück gerösteten Kaimanfleisches. Er sagte ihm, man würde ihn nicht so behandelt haben, wenn der Stamm nicht einer weißen Geisel bedurft hätte. Er rieth ihm, sich seiner Gefangenschaft wegen keine Sorge zu machen und mit Ruhe die Entscheidung abzuwarten.

„Wir sind unerbittlich im Kriege," setzte er hinzu, „aber großmüthig im Frieden; wenn Deine Brüder uns kein Leid zufügen, wird Dir kein Haar gekrümmt werden. Genese erst von Deiner Wunde und dann wirst Du an unseren Jagden und Festen Theil nehmen. Der Tupinaba (Häuptling) ist den Weißen nicht böse,

er haßt nur die rothen Gesichter. Du wirst nichts zu fürchten haben, wenn Du nicht zu entwischen suchst."

„Und was würde mir geschehen, wenn ich es doch versuchte?" fragte der Mascate.

„Man würde Dich an einen Baum binden und ein Pfeil Dir Dein Herz durchbohren."

Ein Schauder durchlief die Glieder des Mascate. Die Miene der Botocuden, welche sich vor seiner Hütte drängten und ihn gierig betrachteten, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Das Fieber verzehrte ihn, sein bleiches verzerrtes Gesicht verrieth seine innere Angst. Er schloß die Augen, um seinen Gedanken nachzuhängen.

„Ich bin erschöpft und krank, ich möchte schlafen," sagte er zu dem neben ihm sitzenden Malicani, der ihn schweigend betrachtete.

„Wenn Du nicht essen willst," antwortete dieser, „so will ich ein Feuer anzünden, denn die Nacht bricht herein. Das Feuer ist nöthig, denn unsre Wälder sind voll von bösen Geistern, welche in der Finsterniß umherirren und uns aufsuchen; das Licht jagt sie in die Flucht und das Feuer darf daher an unserm Lager nie erlöschen. Wenn es geschähe, würden die Janchons die Dunkelheit benutzen, sich in die Hütten schleichen und uns den Hals umdrehen."

Malicani sprach dies mit einer solchen Ueberzeugung und solcher Angst, daß der Mascate unwillkürlich lachen mußte.

„Ich fürchte mich nicht vor den Janchons," sagte er.

Malicani war über diese Kühnheit ganz versteinert; schweigend errichtete er einen kleinen Scheiterhaufen und machte Feuer, indem er zwei Stücke Taquarassu-Rinde an einander rieb. Dann ging er zu seiner Frau und anderen Botocuden, um ein großes Stück blutiges Fleisch, riesige Ameisen und wilde Bohnen zu verzehren, und zog sich dann in seine Hütte zurück.

Der Mascate bedurfte mehrerer Tage, um einigermaßen zu genesen, während welcher der Tupinaba ihn oft besuchte; ja dieser trieb die Artigkeit so weit, ihm seine acht Frauen zu schicken, welche ihn während der Stunden der Jagd durch Gesänge unterhalten mußten. Schon das erste Mal, als der Mascate seine Hütte verließ, gab ihm ein widerwärtiges Schauspiel. Er fand die Botocuden in größter Freude; sie waren frisch tätowirt, der Tupinaba hatte seine Gallahaut über den Rücken geworfen, die Frauen stolzirten mit ihren Halsbändern von Thierzähnen umher, und die Kinder tanzten um ein Dutzend Töpfe. Ein großes Feuer war angezündet und die Wilden waren eben im Begriff, das in vier Theile zerschnittene Pferd des Mascate zu braten. Mit Schrecken sah sich derselbe, ohne die Möglichkeit weiter zu kommen, verdammt, bei diesen Vaga-

bonden zu bleiben, für die er sich zwar aus der Ferne sehr interessirt, die ihm aber in der Nähe als Teufel erschienen. Der Tupinaba sah den Unwillen des Mascate und runzelte die Stirn.

„Ich habe Dein Pferd zerschneiden lassen, weil ich es essen wollte," sagte er.

„Aber das Pferd war mein, und Du hattest nicht das Recht es anzurühren!" erwiderte der Gast.

„Was Dein ist, ist auch mein," fuhr der Botocude fort, „und wenn Du vergißt, daß Du hier ein Sklave bist, wenn Du es wagst, mich zu beleidigen, so werden wir Dich auch verspeisen, nachdem wir Dein Pferd verdaut haben!"

Bei dieser Drohung machten zwei alte abgehärtete Botocuden bereits Miene, sich auf ihn zu stürzen, und zeigten ihm ihre weißen Zähne. Der Mascate war klug genug zu schweigen, und trat in seine Hütte zurück. Die Botocuden warfen sich auf das Gras, sie zerrissen mit ihren Nägeln das rauchende Fleisch und verschlangen es. Nach der Mahlzeit warf sich der Häuptling auf den Boden mit einer Miene, als bereue er seine Härte gegen den Gast, und eine seiner Frauen, die dicke Cudjia mit den blauen Augen, setzte sich neben und krabbelte ihm den Bauch.

Cudjia war die Favorit-Frau des Häuptlings. Sie faßte alsbald für den Gast eine Zuneigung, welche diesem sehr gefährlich erschien, und der Mascate hatte große Mühe, sich ihrer zudringlichen Liebesbeweise zu erwehren. Der Tupinaba mochte dies bemerkt haben, denn er umarmte ihn zärtlich und erklärte, daß er ihm demnächst seine Freiheit zurückgeben werde. Der Augenblick, wo der Häuptling sein Wort hielt, kam; Malicani, sein bisheriger Kerkermeister, sollte nunmehr sein Reisegefährte werden. Der Stamm brach auf, um sich mit einer befreundeten Botocudenhorde zu vereinigen, und Malicani mußte auf dieser Reise das Gepäck des Gastes tragen.

Sobald die beiden Horden zusammenstießen, beriethen sie eine Excursion, welche Cudjia's Gatte leiten sollte. Es handelte sich darum, ein Lager der Patachos anzugreifen, welches einige Stunden entfernt war, Alles niederzumachen, die Frauen zu entführen und die Hütten anzuzünden. Der Mascate äußerte den Wunsch, diese Expedition als Amateur zu begleiten. Der Tupinaba aber bedeutete ihm, das gehe nicht an, weil er an diese Art von Krieg nicht gewohnt sei. Unsern Mascate den Indianern übergebend, welche das neue Lager zu bewachen hatten, brach der Häuptling am andern Morgen um Sonnenaufgang mit Malicani und dreißig Kriegern auf. Der Zurückgelassene fand sich von lauter verdächtigen Gestalten umgeben; unter diesen war namentlich ein Greis mit wilden Augen, herabhängender und zerrissener Lippe und zerschnitte-

nen, mit entsetzlichen Charakteren verzierten Wangen — ein wahres Ungeheuer. Obgleich er mehr als hundert Jahre zählte, hatte er schwarzes Haar, eine aufrechte Haltung, und der Stamm verehrte ihn wegen seines Alters und seiner Thaten. Man hörte ihn wie ein Orakel an, und wenn er eine Meinung äußerte, ward dieselbe einstimmig angenommen.

Wie alle Greise, sehnte sich auch Pirakan nach seiner Jugend zurück und hatte seltsame Phantasien. Umsonst versuchte es der Mascate eine Conversation mit ihm anzuknüpfen, oder ihm wenigstens ein freundliches Wort zu entlocken; der wilde Botocude würdigte ihn keiner Antwort, und wenn er ihn anblickte, so zeugte sein Auge von Haß und unversöhnlicher Wildheit. Der Mascate lächelte hierüber; eines Tages aber, als er auf seinem grünen Bette lag, sah er den alten Pirakan und zwei andere Botocuden leise heranschleichen. Er that, als schlafe er, und lauschte.

„Ehedem," hörte er Pirakan zu seinem Genossen sagen, „wenn die Botocuden einen Weißen gefangen hatten, schnitt man ihn in Stücke und verzehrte ihn, sein Kopf trocknete als Siegeszeichen auf einer Lanze. Diese Feste erfreuten den ganzen Stamm. Unsere Väter versäumten sie niemals und sie hatten Recht, denn das Fleisch der Menschen ist besser, als das der Jaguar, Geier und Fische, süßer als die Mandel des Lecithis, nahrhafter als das Mark der Atcha. Hier schläft jetzt ein Fremder; er ist vortrefflich und man könnte ihn in schöne Stücke zerschneiden."

„Er scheint mir ein Bischen mager," bemerkte einer der Botocuden.

„Das thut Nichts," sagte Pirakan; „ich habe viel magrere gegessen und sie schmeckten vortrefflich."

Fritz zitterte vor Angst; ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Haare sträubten sich. Er wollte sich erheben und schreien, aber die Angst lähmte ihn und die Stimme versagte ihm. Die Botocuden traten inzwischen näher und Jeder bezeichnete mit dem Finger die Stelle an seinem Leibe, welche er am liebsten esse.

Die Augen des Alten leuchteten vor Appetit, als er die von Schreck gelähmten Glieder des Mascate betrachtete. Wie es schien, hielten die Beiden ihr Opfer für ganz gewiß und bezeichneten schon Tag und Stunde, wo dasselbe stattfinden werde.

Als die Botocuden ihn wieder verlassen, entwarf der Mascate eiligst einen Fluchtplan, um diesem entsetzlichen Schicksal zu entgehen. Die Rückkehr des Tupinaba beruhigte ihn indeß. Die Botocuden hatten bei den Patachos nicht schlecht gemordet und gesengt, und ihre Ankunft wurde mit Tanz und Geheul gefeiert. Der Tupinaba ließ ihn alsbald zu sich fordern und sagte zu ihm in Gegenwart der versammelten Wilden:

„Ich habe Dich mit Gewalt in unsere Mitte geführt und festgehalten, weil ich einen Angriff der Weißen fürchtete. Jetzt, da mich meine Späher und die Weissagungen unsrer Greise beruhigt haben, kannst Du gehen, wohin Du Lust hast; die Botocuden werden Dir nichts zu Leide thun, sie werden Dich im Gegentheil beschützen, wenn Du bei ihnen die Gelegenheit abwarten willst, wo Du Dich ohne Gefahr von ihnen trennen kannst. Ich habe Dir mein Wort gehalten."

Nur der schreckliche Pirakan protestirte gegen den Spruch des Häuptlings, seine Einwendungen aber drangen nicht durch — und so erzählte mir denn der Mascate drei Monate später in einem Kaffeehause von Rio de Janeiro seine dramatische Odysse.

Der Löwe der Anden.

Wir benutzen hier die noch ungedruckte Skizze eines neuen Reisenden, Leon de Pontelli, um dem Leser ein Stück wildes Indianerleben zu schildern, das bisher noch nicht durch die Neugier irgend eines Entdeckers entweiht worden. Pontelli, einer der unerschrockensten Touristen, gelang es nämlich, in Central-Amerika bis zu einem noch gänzlich unbekannt gebliebenen Gebirgsstrich vorzudringen, in welchem er auf Grund seiner Klugheit und seines persönlichen Muthes die gastfreiste Aufnahme fand.

Nachdem ich, schreibt Pontelli, einen großen Theil Afrikas und Asiens durchreist und das südliche Amerika in seiner ganzen Ausdehnung durchstreift, führten mich meine wissenschaftlichen Forschungen nach Central-Amerika, wo ich drei Jahre verlebte. Von dem Isthmus von Panama bis nach Téhuantepec habe ich Alles durchforscht und so gelang es mir, eine in der Geographie noch gänzlich unbekannte Gegend zu entdecken. Kein Reisender war vor mir bis hieher gedrungen, weil die Eingebornen seit der Eroberung des Landes einen tödtlichen Haß gegen die weiße und spanische Race hegen.

Diese Regionen liegen in den undurchforschten Gebirgstheilen der Grenze von Mexiko, Guatemala und Yucatan, und haben allein in ihrem südlichen Theil eine Ausdehnung von etwa 19,000 Quadrat-Stunden. Durchzogen von einer großen Anzahl Flüssen und reißenden, sich krümmenden Bächen, durchschnitten von hohen Gebirgen, erinnerte mich dieses Land sehr lebhaft an die Schweiz, wo ich einen Theil meiner Jugend verlebte, und deshalb nannte ich es die amerikanische Schweiz. Der nördliche Theil, der sich auf einer Unzahl von Plateaux entwickelt, zieht sich in seiner äußersten Grenze an Vera Paz, indem er den See Peten durchschneidet, Guatemala, Yucatan und Chiapas dahin, und halte ich diesen nörd-

lichen Theil für vierfach kleiner als den südlichen. Dieser Theil ist außerordentlich bevölkert; die Bergbewohner hier sind tapfer und kriegerisch und wohl im Stande, an 600,000 Krieger zu stellen. Das Hochland bietet alle Erzeugnisse Europa's, das Thal die Mannigfaltigkeit einer tropischen Vegetation. Ebenso verschieden ist das Klima.

Der Boden der Hochebenen ist außerordentlich fruchtbar, ebenso reich an Metallen, an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Blei. Der Indianer, der für seinen Verkehr nach außen nur Gold und Silber gebraucht, beutet indessen von diesem Reichthum nur so viel aus, als er für seine persönlichen Bedürfnisse gebraucht. Desto eifersüchtiger ist er aber auf diese seine verborgenen Schätze, und überall habe ich in diesem Lande ein Gesetz in Kraft gesehen, welches Jeden mit dem Tode bestraft, der einem Weißen eine Gold- oder Silbermine verräth. Auch mineralogisch ist dieses Wunderland reich, denn ich fand hier Opal, Carneol, Topas, Rubinen und Smaragden; ebenso sah ich den Bergkristall in der Grotte glänzen. Unter den Bäumen zeichnen sich der Gummi- und Kautschuk-Baum, die rothe und gelbe Quinquina, der Wachs-, Talg- und Seidenbaum aus. Der letztere ist in so fern interessant, als er von einer Art Spinne bewohnt wird, die zwischen den Zweigen eine Tasche webt, welche mit der vorzüglichsten Seide gefüllt ist.

Zahlreich sind die Ruinen auf diesem Boden. Ich sandte den geographischen Gesellschaften in New-York und Paris bereits Nachricht von Copanaquista und Ostuta, zwei prachtvollen Ruinen, aber außer diesen Ueberbleibseln einer sehr vorgeschrittenen Civilisation, welche das Territorium dieser beiden Städte bedeckt, könnte ich noch sechs oder sieben andere Städte aufzählen. Die zahlreichen Teocali oder Gräber längst verstorbener Krieger und ihrer Familien tragen noch Spuren von Hieroglyphen und sind mit antiken Sculptur-Arbeiten bedeckt, welche Zeugniß geben von einer einst auch hier vorhanden gewesenen besseren Vorzeit. Mit Erstaunen begegnet man Gräbern von Königen, Sarcophagen, Thürmen, Ueberbleibseln von Palästen, schönen Mosaiken, gut erhaltenen Wasserleitungen, die aber großen Theils in die Erde versunken, viereckigen Thürmen von Porphyr und Jaspis von einem einzigen Block.

Die Schönheit dieser Ruinen übersteigt alle Begriffe; fast alle aber tragen japanesischen Charakter, denn ich erkannte in ihnen eine Menge Götzenbilder, wie z. B. die Götter Amida, Toranga, Xantai, Xaca, Canu, den Fisch Natsja und die große Schlange, die letztere stets um Opferschalen geschlungen.

Das Innere dieses Landes wird von den Indianern Mayas, den Zapateken und Lacandonen, sehr kriegerischen Stämmen, bewohnt. Um zu ihnen zu dringen, ist es nöthig, ihre Sprache zu

kennen, ebenso tüchtige, militärische, equestrische, chemische, botanische und mineralogische Kenntnisse zu besitzen, um sich bei den Häuptlingen und den Greisen Achtung und Annerkennung zu verschaffen, namentlich die Geheimnisse der Pflanzen zu kennen, um Aufschlüsse über dieses so reiche und nie bekannt gewordene Land zu sammeln.

Der Indianer dieser wilden Gegend ist nämlich ein ausgezeichneter Beobachter; nichts entgeht seinem durchdringenden Auge. Ein Feind der Schmeichelei und Kriecherei, ehrt er den Fremden, wenn er in ihm höhere Eigenschaften erkennt; findet er aber in ihnen Individuen, welche durch ihr Benehmen ihre Race unter die seinige stellen und sich dennoch zu seinem Herrn aufwerfen wollen, so ist er ohne Mitleid und behandelt ihn wie die Seinigen einst den Oberst Galindo, zwei belgische Naturforscher und drei spanische Dominikaner behandelten, welche ihre unbesonnenes Benehmen gegen diese Stämme, als sie zu ihnen kamen, mit dem Leben bezahlten.

Um ohne Gefahr in diese kriegerischen Stämme eindringen zu können, muß man einfach, fest, mäßig erscheinen, zugleich aber namentlich einen energischen Charakter und Erfahrenheit im Kriegshandwerk zeigen, um ihnen Achtung und Vertrauen einzuflößen, welche diese Indianer nur dem Fremden zu Theil werden lassen, der ihnen seine Proben abgelegt hat. Daß auch die von mir verlangten Proben nicht gering waren, bedarf kaum der Erwähnung.

Sehr schweigsam von Natur spricht der Indianer viel durch Zeichen. Der erste, in dessen Hände ich gerieth, fragte mich, was ich in diesem Lande suche; um mich auf die Probe zu stellen, brachte er mir ein wildes Pferd, daß ich zähmen solle. Er lud mich dann zur Jagd auf wilde Thiere ein, und zeigte mir später Quarz und andere Metalle. Wehe mir, wenn ich die mir auferlegten Proben nicht bestand! Verächtliche Zurückweisung wäre jedenfalls die gelindeste Strafe meiner Unkenntniß gewesen.

Schon während meiner ersten Tage unter diesen Wilden lernte ich das einfache Mittel kennen, durch welches sie von Stamm zu Stamm eine wichtige Mittheilung verbreiten. Dies geschieht durch ein Horn, dessen verschiedene Töne ihre besondere Bedeutung haben. Sobald ein Fremder auf ihrem Gebiete sich zeigt, wird seine Ankunft in einer Stunde mindestens im Umkreise von fünfundzwanzig Meilen bekannt und ist es ein Feind, so rettet ihn nichts vor dem Hinterhalt, der ihm auf jedem seiner Schritte gelegt ist.

Diese Wilden sind mäßig und alle ihre Sitten bezeichnet eine auffallende Strenge. Hat sich Einer des Stammes eines Verbrechens schuldig gemacht, so versammelt sich alsbald der Rath der

Greise und verurtheilt ihn. Nicht nur der Schuldige allein wird je nach seinem Verbrechen bestraft, auch seine Verwandten bis zum entferntesten Grade müssen mit ihm in die Verbannung ziehen.

Seit einiger Zeit schon an der Grenze dieses seltsamen Landes lebend und mit den Bewohnern desselben nach Ablegung aller Proben auf gutem Fuß, äußerte ich oft das Verlangen, ihren Häuptling kennen zu lernen; aber jedesmal rieth man mir von einer Reise in das Innere ab, indem man mich versicherte, es werde dies unfehlbar mein Tod sein. Um so mehr überrascht wurde ich, als man mir eines Tages in der Bambushütte, in welcher man mir ein Obdach angewiesen hatte, und in welcher ich bisher stets von einem Indianer sorgsam überwacht wurde, ohne daß man mir deshalb meine persönliche Freiheit beschränkt hätte — als man mir eines Tages mittheilte, es stehe mir jetzt frei, meinen Plan auszuführen; der mächtige Häuptling, der Löwe der Anden, sei bereit, mich mit Wohlwollen bei sich zu empfangen, ich werde auf meinem Wege Führer und andere Männer finden, welche mich beschützen würden.

Man forderte mich auf, mein Pferd an der Grenze zu lassen, da die Bergpfade so schwierig, auch so viel Abgründe zu passiren seien, daß ich unmöglich zu Pferde reisen könne. In der That wurde in diesen Bergregionen Alles auf dem Rücken transportirt, da die Pässe zu steil und gefahrvoll sind; dennoch weigerte ich mich, die Reise zu Fuß zu machen und antwortete, daß ich überall für meinen getreuen Cho-ho einstehe, der mein unzertrennlicher Reisegefährte sei und auch hier seine Schuldigkeit thun werde. Dieses seltene Pferd, von indianischer Gebirgsrace, war nämlich mit einer außerordentlichen Intelligenz begabt, seine Kraft, Ausdauer und Kühnheit kannte keine Grenzen, und nie war Cho-ho vor einer Gefahr zurückgeschreckt. Meine Festigkeit imponirte den Indianern und ich bemerkte wohl, daß diese nur dazu beitrug, die gute Meinung, welche man einmal für mich gefaßt hatte, zu verstärken.

Wir traten also unsre Reise an. Sehr bald sah ich ein, daß ich mich in ein gefahrvolles Unternehmen vertieft habe, denn es galt Berge zu überklettern, tiefe Abgründe zu überspringen, Ströme zu durchschwimmen und überhaupt Hindernisse zu überwinden, die oft unüberwindlich erschienen. Mehr als einmal sah ich meine braven indianischen Begleiter, bewegt durch die Gefahren, welche ich durchmachte, ergriffen von der Sympathie, welche ich ihnen einflößte, sich mit dem Gesicht auf die Erde werfen und den großen Geist zu meinen Gunsten anrufen. Danke ich es nun meiner Kaltblütigkeit und meinem festen Willen, oder ihren Gebeten, kurz, ich erreichte, zwar etwas gequetscht und geschunden, aber doch sonst

wohlbehalten das Ziel der Reise. Vierzehn Tage nach unsrem Aufbruch langten wir in Cuchumata an, wo ich mit dem mächtigen Häuptling Basch-na-Iblt zusammentreffen sollte.

Am Rande eines tiefen Abgrundes erkannte ich den gefürchteten „Löwen der Anden“ in seiner Kriegertracht. Er war ein Mann von seltener Größe und Gewandtheit; er allein hatte in seinem Stamm das Recht, sein Haupt mit einer Löwenhaut zu bedecken, über welcher ein großer Federschmuck hervorragte; eine dreifache Garnitur von Menschenzähnen umgab seinen Hals; die Zahl dieser Zähne bezeichnete die Anzahl seiner Siege über die Feinde. Seine Hüften waren mit langen, bunten Federn bedeckt; in seinem Gürtel steckten zwei Pistolen, seine Füße trugen hohe Lederschienen.

Neben ihm stand sein Weib, „die Rose der Anden“ genannt. Sie ist schön und tapfer; ihr indianischer Typus hat etwas Sanftes und zeugt von Intelligenz; ihr Haar hängt in langen Flechten herab; ihre Füße sind mit Sandalen bekleidet. Sie allein hat unter allen Frauen das Privilegium, eine Löwenhaut auf ihren Schultern zu tragen.

Die Rose der Anden begleitet ihren Gemahl im Kriege, wie auf den großen Jagden; sie bereitet bei solchen Excursionen die Lebensmittel für den Häuptling, besteigt wie er die wildesten Pferde und kämpft an seiner Seite. Kehren sie siegreich von einer Expedition zurück, so werden sie von den Uebrigen mit großem Freudengeschrei empfangen. Dieses Geschrei ist ohrzerreißend; Einige ahmen das Geheul der wilden Bestien nach, Andere das Geschrei der Raubvögel, während ein übriger Theil auf den seltsamsten Instrumenten die Musik besorgt.

Der Häuptling selbst muß stets in allen Tugenden über seinen Stamm hervorragen; er muß die wildesten Pferde besteigen, die weitesten Abgründe überspringen und mit seinem Bogen den Vogel im Fluge treffen. Seine Würde ist nicht erblich. Wenn im Verlauf mehrer Jahre oder Monden der Häuptling an Siegen, an Klugheit, Gewandtheit, Tapferkeit oder in anderen Tugenden übertroffen wird, so versammelt sich der Rath der Aeltesten, um einen Nachfolger zu wählen, und der abgesetzte Häuptling wird dann Mitglied dieses Rathes. Selbst wenn der Löwe der Anden ein Weib wählt, muß diese erst Proben der Unerschrockenheit ablegen.

Ich fand also den Häuptling Basch-na-Iblt von seinem Weibe und dem Rathe der Aeltesten umgeben. Meine Ankunft wurde durch meine Führer mit Hornklängen angezeigt. Beim Anblick des Häuptlings gab ich meinem braven Cho-ho die Sporen, der mich

mit einem wilden Sprunge auf den entgegengesetzten Rand des Abgrunds trug. So stand ich plötzlich vor dem Häuptling, der über meine Geschicklichkeit und Kühnheit erstaunt schien. Er empfing mich mit sichtbarer Auszeichnung; in der einen Hand hielt er als Zeichen der Freundschaft ein Blatt der Fächerpalme, während die andere die mit dem Kolben auf den Boden gesetzte Büchse hielt.

Auch „die Rose der Anden" beehrte mich mit Freundschaftszeichen, indem sie die Arme in die Luft hob. Sie trug ein Kind auf ihrem Rücken. Die Mitglieder des Rathes ihrerseits begrüßten meine Ankunft mit einer Art Grunzen, das ihre Freude, mich zu sehen, ausdrücken sollte. Dann führte man mich mit der größten Zuvorkommenheit nach der Stadt, nach Ostuta, wo man mit der verschwenderischsten Gastfreundschaft für meine Bedürfnisse sorgte.

Meine Beziehungen zu dem Häuptling wurden bald sehr enge und familiär genug, um mich mit ihm auf einen vertrauten Fuß zu setzen.

Eines Tages wurde ich von Basch=na=Iblt zur Jagd eingeladen. Wir brachen sehr früh auf und gelangten an eine Lichtung inmitten des Waldes, wo der Häuptling ein Lager von Leoparden wußte. An Ort und Stelle angelangt, gab der Häuptling das Signal zum Angriff. Jasch! Jasch! schrie er mit durchdringender Stimme; das bedeutete „aufgepaßt!" Wir waren mit einem Dolch und einem Karabiner bewaffnet. Ich griff den Leoparden an, der als Schildwache auf einem Baumast saß, gerade in dem Augenblick, als er sich mit einem Sprung auf mich herabstürzen wollte. Ich tödtete das Thier mit einem wohlgezielten Schuß in's Auge. Der Häuptling war inzwischen mit dem Dolch in der Hand auf die Leopardin zugegangen. In kriechender Stellung und mit einem geschickten Stoß ins Herz, grade als das Thier sich gegen ihn erhob, streckte der Häuptling dasselbe mit dem Dolch nieder und bemächtigte sich dann der beiden hinter der Mutter sitzenden Jungen.

Höchst interessant waren die Erfahrungen religiöser Art, welche ich bei den Indianern machte. Was ich von dem Häuptling hinsichts der Religion des Landes erfuhr, überzeugte mich, daß die Eingebornen sich in einem trostlosen Zustande des Götzendienstes befanden. Ich glaubte diesen in entsetzlicher Unwissenheit befindlichen Leuten einen wahrhaften Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit einer besseren Religion bekannt machte. Ohne sie in der Idee zu beirren, welche sie sich von dem großem Geiste gemacht, suchte ich dem Häuptling und seiner Familie einige Begriffe von der christlichen Moral beizubringen. Ich erklärte ihnen die Vorzüge

der Taufe und nach sehr gründlichen Ueberlegungen seinerseits gelang es mir, den indianischen Häuptling zu überreden, sich die Gnade dieser heiligen Handlung näher anzuschauen, eventuell sich derselben persönlich zu unterziehen.

Der Häuptling verlangte, ich solle mit seinen Kindern den Anfang machen und versicherte mich, daß seinem Beispiel alle Mütter folgen und mir ihre Kinder bringen würden. Demnach versammelten wir uns eines Tages am Ufer eines Flusses in Gegenwart der Aeltesten. Ich taufte mit der üblichen Ceremonie die Kinder des Häuptlings, während die Anwesenden auf meinen Wunsch den Segen des großen Geistes auf ihre Häupter herabriefen. Der Häuptling und sein Weib, beide auf einer Tigerhaut sitzend, riefen auch ihrerseits die Gottheit an.

Diese so seltsame und eigenthümliche Scene, inmitten der Waldeinsamkeit, machte auf mich selbst einen tiefen Eindruck; ich hatte Mühe, meine innere Rührung zu verheimlichen, um den Wilden nicht eine Schwäche zu verrathen, welche ihnen als eine weibische, des Mannes unwürdige Weichlichkeit erschienen sein würde. Ich war überrascht durch das religiöse Gefühl der Indianer. Es giebt keine Handlung im öffentlichen oder Privatleben, welche sie nicht zu den Füßen ihres Götzen führte. Der Kultus, welchen sie ihrer Gottheit bringen, ist von rührender Einfachheit: er besteht hauptsächlich im Gebet. Ich bin Zeuge vieler ihrer religiösen Ceremonien gewesen, aber keine hat mich so tief bewegt, wie das gemeinschaftliche Gebet, welches ihren Kämpfen vorangeht und durch welches sie die Gnade und den Schutz des großen Geistes für alle Diejenigen anrufen, welche im Kampfe fallen werden. Dieses Gebet wird vor der geheiligten Grotte des Tempels verrichtet, vor welcher man ein großes Feuer von wohlriechenden Hölzern anzündet. Jeder Krieger zündet außerdem vor sich selbst ein kleines Feuer im Kreise an und streckt das Gesicht und die Hände auf die Erde. Hinter jedem Krieger sind an einem in die Erde gesteckten Zweige die Waffen des Betenden aufgehängt.

Der Krieg spielt eine große Rolle im Leben dieser Bevölkerungen, und die Feindseligkeiten zwischen den Stämmen sind ohne Ende. Während meines Aufenthalts bei dem Häuptling beauftragte mich dieser, seine Leute in der Taktik des Krieges zu unterrichten; aber es ist schwierig, die europäische Taktik den Gewohnheiten dieser Wilden anzupassen, und die einzige Frucht meiner Bemühungen war, daß ich ihnen zwar keine Disciplin, aber ein besseres Zusammenwirken beim Angriff und einige strategische Operationen beibrachte. Kehren diese Krieger vom Kampfe zurück, so werden sie von den sie Erwartenden mit großem Geschrei empfangen, und sind sie siegreich gewesen, so werden große allegorische

Waffentänze aufgeführt, in welchen die Hauptacteure sich in die Köpfe und Häute von Löwen, Tigern, Büffeln, Affen, Hirschen und Krokodilen stecken und unter der Begleitung von ohrzerreißenden Instrumenten die tollsten Faxen machen.

Außer den inneren Streitigkeiten, welche die Stämme unaufhörlich gegen einander führen, giebt es auch zahlreiche Ursachen der Feindschaft gegen die Bevölkerung des Litorals; die Gründe hierzu sind fast immer Ungerechtigkeiten oder schlechte Behandlung der Ihrigen gegen die angrenzenden Besitzer. In solchen Fällen greift der Häuptling zu Repressalien. Er bestimmt das Dorf oder die Stadt, welche die Verantwortlichkeit für das Geschehene tragen soll. Dieser Krieg wird durch Hinterhalte geführt. Eine bestimmte Anzahl von Indianern, maskirt durch abgeschnittene Zweige, durch welche sie Gebüsch nachahmen, nähert sich kriechend und mit diesen Zweigen in der Hand des Nachts dem Orte, welcher gestraft werden soll. Sie sind mit Fackeln von harzigem Holz bewaffnet; sind sie dem Ort ganz nahe gekommen, so werden die Fackeln angezündet und auf ein Signal in die Besitzung geschleudert. Sobald der Lärm entsteht, eilen die übrigen versteckten Indianer herbei; der Kampf beginnt und endet in der Regel damit, daß der Ort verwüstet, die Männer niedergemacht und die Frauen als Gefangene weggeschleppt werden.

Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Indianer ist die Jagd, in welcher sie, wie bereits angedeutet, einen grenzenlosen Muth an den Tag legen. Ich habe vielen dieser Jagden beigewohnt, und kann versichern, daß sie mehr einem Kriege als einer Zerstreuung gleichen.

Dieser wilde und blutige Zeitvertreib führte mich oft mit den wilden und unerschrockenen Jägern in die undurchdringlichsten Wälder und gab mir Gelegenheit zu den originellsten Beobachtungen. Ich sah auf diesen Excursionen inmitten einer wilden Bevölkerung Wunder der Tapferkeit und Thaten, welche dem Beobachter der menschlichen Natur vom höchsten Interesse sein müssen. Ich sah auch Scenen und Kämpfe zwischen den Thieren dieser Wildniß selbst, die für den Naturforscher wunderbar gewesen sein würden. So sah ich u. a. den Kampf einer riesigen Schlange gegen ein Javali oder rothen Eber, der durch seine kolossalen Kräfte selbst dieses gefährliche Reptil besiegte.

Ein anderes Mal, als ich mit meinen Indianern die Wälder durchstreifte, wurde ich durch ein Schauspiel überrascht, das dem Leser vielleicht unglaublich erscheinen wird. Meine Begleiter machten mich nämlich auf einen Bären aufmerksam, der mit dem Rücken auf einem breiten Baumstamm lag und eine Tatze über seinen Kopf hielt. Die Indianer führten mich in ein Versteck und machten mich

so zum Zeugen einer höchst originellen Art von Jagd, in welcher der Bär soeben begriffen war. Während er selbst in dem hohlen Baumstamm fast versteckt lag, war seine emporgestreckte Tatze mit Honig beschmiert und dieser diente ihm als Köder. Die Affen der Nachbarschaft rochen denselben, kletterten von den Bäumen herab und versammelten sich um den Baumstamm. Die Neugierigsten von ihnen begannen von dem Honig zu kosten, büßten aber ihre Thorheit, indem der Bär sie einen nach dem andern packte und unter sich erstickte. Eine Zeit lang sah ich mir diese Komödie mit an, dann zielte ich nach seinem Kopf, als er eben im Begriff war den vierten Affen zu expediren, und mit lautem Gebrüll sank er zusammen.

Einen andern in Europa noch wenig bekannten Gast fand ich in diesen jungfräulichen Wäldern; es ist dies ein Vogel, Namens Quezal, von einem Smaragdgrün mit braunrother Schattirung, dessen Gefieder wie die schönsten Edelsteine glänzt. Er ist von der Größe des Kuckucks, und namentlich bemerkenswerth durch seinen außerordentlich langen Schweif. Dieser Vogel baut sein Nest von Roßhaar in den Bäumen, und zwar stets am Ufer tiefer Abgründe und wie ein Perpendikel an einem Zweige hängend. Das Nest hat zwei Oeffnungen, wovon die eine der Eingang, die andere der Ausgang, und zwar so, daß der Schweif des Vogels nie gedrückt wird, vielmehr weit zum Nest hinaushängt. Wie die Indianer behaupten, ist der Quezal so eitel auf diesen Schmuck, daß er vor Gram stirbt, wenn ihm das Unglück passirt, sich an demselben eine einzige Feder zu zerbrechen. Ich weiß nicht, ob dies wahr ist und muß den Indianern die Verantwortlichkeit hiefür überlassen.

Die Mormonen des Salz-See.

Man hat sich nicht nur in Amerika, sondern auch in ganz Europa mit den Mormonen beschäftigt, einer religiösen Secte, welche man wirklich die Ausgeburt der verwildertsten Civilisations-Ideen nennen kann. Die Angehörigen dieser Secte haben eine kurze Zeit hindurch das Gouvernement der Vereinigten Staaten fast ebenso sehr in Verlegenheit gesetzt, wie die mit so vielen Stürmen und Kämpfen verbunden gewesene Sklavenfrage. Fast hätte sich die große Republik vor ihnen gebeugt, denn was ihnen an Zahl fehlte, das ersetzten sie durch eine kräftige Organisation, eine Zähigkeit und Energie, welche ihresgleichen kaum hat. Man erinnert sich vielleicht ihrer Haltung zu Anfang des Jahres 1858, als sie erfuhren, daß eine Bundesarmee unter dem Befehl des General-Major Smith, des General Harris und des Colonel Jonston gegen die Stadt des Salzsees marschire, um sich des Territoriums von Utah zu bemächtigen. Sofort begannen sie Tag und Nacht Karabiner, Revolver, Kanonen, Pulver zu verfertigen, und ihr Oberhaupt Brigham Young reizte sie durch feurige und kriegerische Reden zum äußersten Widerstand. „Der Herr ist mit uns,“ sagte Young zu den Heiligen der letzten Tage, wie sie sich selbst nennen, „und wenn wir nur fest entschlossen sind, unsere Feinde zur Hölle zu schicken, so vermag keine Gewalt gegen uns etwas auszurichten, denn es ist mir offenbart worden, daß in der Ebene kein Grashalm mehr bleiben würde, um ihre Pferde zu nähren.“

Aus einem gewöhnlichen Munde hervorgangen, würden diese Worte nur Achselzucken gefunden haben, aber Brigham Young war den Nord-Amerikanern sehr wohl bekannt, sie erinnerten sich sehr wohl, welchen Eifer er bereits mit seinen Mormonen in blutigen und ungleichen Kämpfen entfaltet. Sie versuchten es daher, ihn

I.



In Californien.



durch Güte zu gewinnen, und durch geschickte Vermittler gelang ihnen dies so sehr, daß der Gouverneur Cumming am Salzsee als Freund und Verbündeter empfangen wurde, daß er sich ganz friedlich hier installirte und daß eine Partie der Mormonen seine Autorität anerkannte, während die Uebrigen nach Sonora und andern Richtungen auswanderten.

Der Mormonismus ist indeß hierdurch keineswegs todt, und es wäre thöricht, ihm hier eine Leichenrede zu halten; aber er ist lebensgefährlich getroffen; die engen Bande, welche ihn früher zusammenhielten, sind gelockert, und es wird seinen Organisatoren viel Anstrengung kosten, sie wieder straff zu ziehen. Erzählen wir hier in Kürze seinen Ursprung und seine Mißgeschicke.

Während der letzten Jahre hat man die Mormonen in Zeitungen und Journalen auf's Heftigste angegriffen; Niemand hat es gewagt, sie zu vertheidigen, und nur ganz furchtsam ließ sich aus der Entfernung zuweilen eine Stimme zu ihren Gunsten hören. Man constatirte, daß die Mormonen, pietistische und mystische Bestrebungen mit einer unermüdlichen Thätigkeit und industrieller Betriebsamkeit verbindend, eine Wüste urbar gemacht, ihr die besten Ernten, die kostbarsten Früchte abgewonnen hatten. Ebenso unleugbar war es, daß sie eine bedeutende Stadt erbaut, in welcher man glänzende Monumente, öffentliche Bibliotheken, Schulen, Bäder, Mühlen, breite, von schönen Häusern und Gärten besetzte Straßen fand; daß sie Hunderten von Auswanderern das Leben gerettet, auf dem Wege nach Californien eine Etappe errichtet, in welcher die Reisenden sich ausruhen und mit neuen Vorräthen versehen konnten; mit einem Worte: daß sie friedlich gediehen und sich zu einem Volke zu gestalten im Begriff waren, trotz all' den Lastern, deren man sie beschuldigen muß. Die Schriftsteller aller Länder und aller Schulen leugneten dies nicht, trotzdem aber sahen sie sich genöthigt, sie zu verfolgen; man verwünschte sie an den Galgen, man warf ihnen vor, sie seien Menschen ohne Erziehung und Grundsätze, Intriguanten, niedrige Betrüger, Geistesvergifter und was man ihnen sonst für Namen gab.

Die Mormonen hatten dies leider verdient, denn sie waren thöricht genug, im neunzehnten Jahrhundert eine Gesellschaft bilden zu wollen, basirt auf Gottesherrschaft und Vielweiberei.

Die Skizze, welche wir über das Leben des Gründers zu geben haben, wird den Grundsatz bewahrheiten, daß eine theocratische Regierung nur auf Wunder gegründet werden, und daß ihre Dauer nur eine kurze sein kann. Sie wird beweisen, daß der Mensch trotz seinen Fortschritten in geistiger Aufklärung im Grunde immer derselbe bleibt, und daß das Wunderbare und Uebernatürliche ihn viel leichter anzieht, als die Vernunft. Sie wird

endlich zeigen, daß die gröbsten Lügen, wenn sie nur geschickt ausgebeutet werden und die Einbildungskraft anfeuern, den Menschen zerren und verlocken, wohin man ihn haben will.

Joseph oder Joe Smith, der erste Mormone, zog bereits die Blicke Gottes als Kind auf sich und empfing Gesandte vom Himmel, wenn man nämlich Snow, einem seiner Schüler, glauben will, welcher die Biographie seines Herrn und Meisters geschrieben. Schon in einem Alter von 16 Jahren machten ihm mehrere Engel die Visite. Zwei Jahre später, am 21. September 1823 fand seine himmlische Wahl ausdrücklich statt. Ein Engel, weiß gekleidet und schön zum Entzücken, erschien bei ihm. Er erklärte ihm, daß seine Sünden ihm verziehen, daß seine Gebete erhört werden sollten, daß die religiöse Einheit, nach welcher seine Seele strebe, demnächst sich vollenden solle, und daß Gott ihn erwählt habe, um seine glorreichen Absichten in's Werk zu setzen. Bei diesem Besuch theilte ihm der Engel den Plan seiner Sendung mit. Er enthüllte ihm, daß die Indianer Nord-Amerika's die Reste jener Stämme Israels seien, von welchen die Bibel nach der Gefangenschaft nicht mehr spricht. Die geheiligte Geschichte dieser Stämme war vor vierzehn Jahrhunderten in der Erde versteckt worden, auf einem Hügel, Cumorah genannt, im Staate New-York, und Smith jun. sei bestimmt, dieses heilige Buch, die Basis der neuen Kirche, auszugraben.

Snow's Erzählung zufolge, ging Joe Smith am andern Morgen aus, um die geheiligten Tafeln zu entdecken; er berührte sie mit seinen Fingern an dem angegebenen Ort, aber er sprach davon zu Niemand und hob sie erst nach vier Jahren aus der Erde. Und was ward inzwischen aus Smith? Bereitete er sich, auf den mormonischen Sinai zu steigen und seine göttliche Mission zu erfüllen, indem er sich dem Fasten, dem Gebet, dem Nachdenken, überhaupt all den frommen Werken hingab, welche zu jeder Zeit die Erfinder neuer Dogmen und Culten zu treiben pflegten? O nein! Ein Franzose, ein Italiener, ein Russe, ein Türke, ja ein Chinese sogar würde dies gethan haben; der Nord-Amerikaner ist ein Wesen für sich; was für eine Stellung im Leben er auch bekleiden möge, er ist unfehlbar Yankee, d. h. eine Art zweifüßiger Ameise, stets in Bewegung, das Geschäft, wie sein Hemde wechselnd, und die heterogensten Dinge neben oder hinter einander betreibend, wenn er sich nur ein metallisches Resultat davon verspricht.

Joe Smith war positiv, wie es den Männern seiner Race geziemt, und dabei arm wie eine Kirchenmaus. Während er auf die Erfüllung der Prophezeihung und des Wunders wartete, galt es zu leben. Joe Smith und sein Vater schlossen sich im Jahre 1825 einer Bande von Money diggers oder Goldsuchern an, welche in

den Gegenden von Harmony-Town-Ship, in der Grafschaft Susquehana, im Staate Pensylwanien in einer verlassenen Mine arbeitete. Smith's Rolle war hier drollig genug; unser Joe rühmte sich, mit den Geistern in Correspondenz zu stehen, und ein ebenso ausgezeichnetes Medium zu sein, wie der ausgezeichnete Hume. Er begnügt sich nicht, die Tische zu befragen und die Möbeln tanzen zu lassen; er legte z. B. einen Stein in seinen Hut, placirte diesen Hut horizontal vor sein Gesicht und rannte dann durch die Felder, um sich durch Vermittelung dieses Steines und des Filzes die Stelle andeuten zu lassen, an welcher das Gold verborgen lag.

Joe zeigte in diesen Functionen einen außerordentlichen Eifer und großes Talent, aber beide waren vergebens. Er schwitzte Blut und Wasser, aber ohne ein einziges Goldkörnchen zu finden. Von Allen verlacht, behauptete er endlich eines Tages, er habe eine ungeheuer reiche Goldgrube gefunden. Man übergab seiner Führung einen Trupp Arbeiter, aber in dem Augenblick, wo diese zu graben sich anschickten, hielt Joe sie an und erklärte, er sehe Nichts mehr, weil feindliche Zauberer die Wirkungen seines zweiten Gesichts vernichteten. Das unglückliche Medium bekam sofort seinen Abschied.

Joe und sein Vater wohnten und aßen in Harmony bei einem gewissen Isaac Hale, einem wohlhabenden Mann. Dieser besaß eine einzige Tochter, Namens Emma, jung, angenehm und etwas verliebt. Joe machte ihr den Hof, und da er ihr gefiel, verlangte er sie von Isaac zur Ehe. Dieser gerieth in Wuth, behandelte Joe wie einen Abenteurer, schwur, daß Emma niemals einem Lumpen, wie er sei, angehören solle und drohte, ihn aus der Thür zu werfen, wenn er es noch einmal wage, seine Tochter anzusehen. Joe ließ sich dadurch nicht irre machen, er kannte das Sprichwort: Frauenwille, Gotteswille; und in einer schönen Nacht, als Alles schlief, entführte er Emma nach dem Staate New-York, wo er sich beeilte, sie zu heirathen. Nach fünfzehn Monaten kehrte er mit ihr zurück, um sich mit seinem Schwiegervater zu versöhnen. Dieser sah, daß Joe noch immer so paudre war, wie er gewesen, glaubte aber zu finden, daß Joe ihm ein Geheimniß verstecke, auf welches der Schwiegersohn ein großes Gewicht zu setzen schien. Er überwachte ihn, suchte ihn auszuforschen, überhäufte ihn mit Fragen und gelangte endlich nicht ohne Mühe in Besitz des Geheimnisses, welches ihn so sehr gereizt hatte. Joe erzählte ihm seine Unterhaltungen mit den Engeln, und wie er von diesen inspirirt, dem Willen Gottes folgen werde. Er fügte hinzu, daß die Zeit nahe sei, und zeigte ihm unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit eine Büchse, in welcher die heiligen Tafeln verschlossen seien. Diese Tafeln waren von Gold, sieben bis acht

Zoll lang, und bildeten ein etwa zehn Zoll dickes Buch, das in einer unbekannten Sprache geschrieben war. Joe hatte sie auf dem Hügel von Cumorah am 23. September 1827 ausgegraben und neben ihnen die Urim und Thummin, eine Art Brille von Kristall oder durchsichtigem Stein gefunden, mit deren Hülfe man diese Schrift lesen konnte. Leute aus dem Staate New-York, eifersüchtig auf den immensen Ruhm, welcher ihm beschieden war, hatten ihn verfolgt und gedroht, ihm seinen Schatz und sogar sein Leben zu nehmen; deshalb war er nach Pensylwanien zurückgekehrt und hatte die noch nicht übersetzten Tafeln glücklich gerettet.

Isaac wurde durch diese Mittheilungen Joe's nicht ganz beruhigt. War sein Schwiegersohn ein Spitzbube oder ein Narr? Um hierüber in's Klare zu kommen, verlangte Isaac den Inhalt der Büchse zu sehen. Joe weigerte sich. Er machte sich von den Nachstellungen seines Schwiegervaters dadurch los, daß er ihm betheuerte, er habe die Büchse in einem benachbarten Walde versteckt, um sie seiner Neugier zu entziehen. Alle Bemühungen Isaacs scheiterten an der Weigerung seines Schwiegersohnes. Die famosen Platten, bestimmt, das Universum zu regeneriren, konnten indeß nicht todt bleiben. Eines schönen Morgens zog Joe sie aus ihrem Versteck, schloß sich mit zwei Secretären, Harris und Cowdery, in ein Zimmer ein und dictirte diesen eine Uebersetzung des Textes, welchen er vor ihren Augen mit Hülfe des Urim und Thummin entzifferte. Dies ist die Version Snow's und der Gläubigen, welche auf Joe's Worte schwören; Ungläubige aber, welche ihn durchschaut haben wollten, behaupteten, daß weder Harris noch Cowdery, noch überhaupt Jemand die goldenen Tafeln gesehen habe. Joe war, während die Secretäre schrieben, hinter einer inmitten des Zimmers aufgespannten Decke versteckt; von dort aus dictirte er die Orakel, welche insgesammt das Buch M o r m o n, eine Art von Bibel ausmachen, die folgendermaßen beginnt:

„Ich, Mormon, schreibe jetzt eine Erzählung der Dinge, welche ich gesehen und gehört habe."

Der Betrug Joe's sollte sehr bald zur Evidenz klar werden. Als man sein Werk prüfte, fand es sich, daß es eine Nachahmung eines Manuscripts war, welches im Jahre 1815 bei M. Patterson in Pitsburg gedruckt werden sollte und das die imaginäre Geschichte der nordamerikanischen eingebornen Stämme enthalten sollte. Dieses Manuscript, die Frucht schlafloser Nächte eines amerikanischen Hirten, Namens Spalding, war zwei Jahre lang bei Patterson deponirt gewesen; ein Gehülfe Patterson's hatte davon eine Abschrift gemacht und dieselbe Joe gegeben, dessen Hauptmitarbeiter er wurde.

Wie dem sein mochte, das Buch Mormon war übersetzt und veröffentlicht. Joe Smith glaubte die Stunde gekommen, seine neue Lehre zu predigen. Er begab sich von Harmony nach dem Staate New-York und verkündete sich als Haupt der Sekte. Seine wirren Vorträge, die aber in einer wilden Beredtsamkeit gehalten wurden, seine Begeisterung, seine seltsamen Gesten, vor Allem aber die Versprechungen des Glücks und der Wonne, welche er dem unwissenden Haufen machte, vereinigten um ihn eine Anzahl Schüler, welche immer mehr wuchs. Joe hatte lange Zeit im Stillen über die Mittel nachgedacht, durch welche er die Einfältigen verführen könne und fand würdige Gehülfen. In seiner Stimme Josephs erzählt Snow die ersten Erfolge des Mormonismus:

„Am 6. April 1830 wurde die Kirche der Heiligen der letzten Tage im Staate New-York organisirt. Zwölf Apostel und andere Prediger, gestachelt durch den Geist der Offenbarung und der Prophezeihung, begannen Zeugniß abzulegen von dem Geiste, welcher sie beseelte. Gott segnete ihr Werk. Die Sünder bereuten; sie bekannten ihre Fehler, und in das Wasser getaucht (die Taufe), empfingen sie den heiligen Geist durch Auflegung der Hände. Sie hatten Visionen und prophezeiten; die bösen Geister wurden verjagt, die Kranken wurden geheilt, durch Gebete, Auflegung der Hände und Salbung mit Oel, und das Wort wurde bestätigt durch die Wunder, welche es begleiteten."

Im Jahre 1831 zählten die Mormonen schon Tausende, und die Secte verbreitete sich immer mehr. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch nur einen kurzen Abriß der Ereignisse geben, welche ihren Marsch durch die Vereinigten Staaten bis zu der Zeit begleiteten, wo sie sich am großen Salzsee niederließen, der wahrscheinlich ihre letzte Etappe gewesen ist. Wir würden die lächerlichsten und ungeheuerlichsten Dinge zu erzählen haben, könnten wir es über uns gewinnen, die Ausschweifungen, namentlich der unbegrenztesten Vielweiberei hier zu schildern, neben welchen diese Secte eine Thätigkeit, einen Heroismus und eine Ausdauer an den Tag legte, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mit Ausnahme kurzer Zwischenräume, in welchen sie einen unsicheren Frieden genossen, war ihre Existenz eine Reihe von Verfolgungen, Schmerzen und Kämpfen, in welchen sie Ströme von Blut vergossen.

Kaum hatten sie nämlich im Staate Ohio eine blühende Kolonie gegründet, als die intoleranten Biblisten dieses Staates ihnen den Krieg erklärten. Diese griffen sie in den Straßen und in den Feldern an, tödteten sie, zwangen sie zur Flucht und zur Zurücklassung ihres Eigenthums, ihrer Reichthümer und namentlich eines prachtvollen Tempels, welchen sie erbaut hatten. Die Mormonen

flohen auf das Gebiet des Missouri unter der Führung ihres Herrn und Meisters Joe Smith, welcher behauptete, er werde durch eine Stimme von oben geleitet. Hier gediehen sie durch Arbeit und industrielle Betriebsamkeit. Bald aber begann die Verfolgung abermals, und wiederum schwebte ihr Leben in derselben Gefahr. Sie versuchten von Neuem den Kampf und organisirten unter sich ein Corps entschlossener Männer, Daniten genannt, welche eine unerhörte Bravour an den Tag legten. Aber vergeblich; die Milizen des Staates wurden zusammengerufen, welche eine unbarmherzige Jagd auf die Heiligen der letzten Tage veranstalteten. Tausend Gefahren trotzend, erreichten sie wiederum fliehend einen abgelegeneren Staat, nämlich Illinois, wo sie endlich Ruhe und Sicherheit hofften.

Als sie ihre Zelte aufgepflanzt hatten, richteten sie an den amerikanischen Congreß eine Schrift, in welcher sie sich in rührenden Ausdrücken über die Grausamkeiten ihrer Feinde beklagten, und die Freiheit beanspruchten, welche die Constitution allen Bürgern verleihe. Sie gründeten Nauvoo, und unter dem kräftigen Antrieb Joe Smith's vergrößerte und verschönerte sich dies wie durch Zauber; Geld und Gläubige flossen ihnen zu; ihr Gedeihen war vollständig.

Aber im Jahre 1844 zog sich das Unwetter abermals über den Häuptern der Mormonen zusammen. Die Bevölkerung von Illinois erhob sich gegen sie ohne wirklichen Grund. Der Gouverneur von Missouri war ermordet worden, und da sich der Mörder nach Nauvoo geflüchtet hatte, klagte man Joe Smith der Mitschuld an. In Folge einer Untersuchung, in welcher die Leidenschaft lauter sprach als die Gerechtigkeit, wurden Joe und sein Bruder Hyram in Carthago, der Nachbarstadt von Nauvoo, in's Gefängniß gebracht. Dort wurden sie durch die empörte Bevölkerung getödtet, trotz dem Heldenmuth eines Häufleins treuer Schüler, welche sich massacriren ließen, als sie jene dem Tode entreißen wollten.

Brigham Young übernahm die Erbschaft Joe Smith's. Man versichert, Young sei ein gemeiner Intriguant, und wir sind versucht, dies zu glauben. Intelligenz und Thatkraft aber sind ihm nicht abzusprechen. Unter seiner Leitung erholte sich Nauvoo wieder und genoß eines kurzen Friedens, bis der Gouverneur von Illinois auf die Drohungen der Bevölkerung hin die Vertreibung der Mormonen decretirte. Die Mormonen fügten sich. Sie schickten an den Senat des Staates eine Adresse, in welcher sie erklärten, daß sie bereit seien, im Frühjahr 1846 aufzubrechen „sobald das Wasser fließe und das Kraut die Prairien bedecke.“ In der That spannten sie zur bestimmten Zeit ihre Wagen an und vertieften sich in die

ungeheuren Ebenen des Westens, gen Californien ziehend. Nicht ohne tausend Schwierigkeiten erreichten sie die Felsen, und am 21. Juli 1847 ließen sie sich im Thale des Salzsees nieder, wo sie die Stadt Utah gründeten und wiederum das Eintreffen des Gouverneurs Cumming, wie schon erwähnt, das Signal zu ihrer Quasi-Auflösung wurde.

Eine Frage, welche man sich unwillkürlich stellt, wenn man das Leben des ersten Mormonen studirt, ist die: War Joe Smith ein Betrüger oder ein Erleuchteter, oder eine Mischung von Beiden? Wir sind der letzteren Meinung, obgleich sie nicht die verbreitetste ist. Nach unserer Ansicht war Joe zu Anfang ein Betrüger und nichts weiter, nach und nach aber erging es ihm wie allen Lügnern: er glaubte, was er sich und Andern vorlog.

New-York.

Hat man eine der amerikanischen Seestädte gesehen, so hat man gewissermaßen alle gesehen. Das Leben in denselben ist mit wenigen Abwechselungen immer dasselbe, und ihre innere und äußere Organisation weicht nur wenig von einander ab. New-Orleans unter den Seestädten, Washington und St. Louis unter den größeren Orten des Binnenlandes, machen hiervon allenfalls eine Ausnahme. Ich halte mich deshalb nur bei der Beschreibung von New-York auf, um dem Leser ein flüchtiges Bild von dem Leben dieser merkwürdigen Stadt zu liefern.

Hat man Verwandte oder Freunde in dieser Weltstadt, oder ist man speziell einer oder der andern Firma empfohlen, die sich für uns interessirt, mit einem Wort, nähert man sich nicht als gänzlich Fremder, mit wenigen Schillingen in der Tasche auf einem Dampfschiff der amerikanischen Küste, so entsteht während der letzten Reisetage die Frage in uns: wo wirst Du bei Deiner Ankunft in der großen Metropole Dein Haupt niederlegen?

Man wendet sich in dieser Angelegenheit an seine Mitreisenden, hört deren Rath und Bedenken, erfährt Adressen von Gast- und Wirthshäusern, welche diesen in der Heimath angegeben sind; doch wird man in der Regel sehr wenig hiedurch zufrieden gestellt. Man wendet sich an den Steuermann und Kapitän; da aber diese Leute, wenn sie auf dem Lande sind, sich gewöhnlich in den respektabelsten und theuersten Hotels umhertreiben, so ist ihre Auskunft eben nur für denjenigen zufriedenstellend, welcher sich für schweres Geld überall bequem unterbringt. Man hört sie wohl sagen: „Ziehen Sie in dieses oder jenes Hotel, es ist billig und gut, man lebt dort für 2 — 3 Thlr. täglich.“ Der Unbemittelte wendet sich demnächst Rath fragend an seinen Geldbeutel, zählt

seine wenigen Goldstücke, schüttelt den Kopf und ist noch eben so klug, wie er gewesen.

Inzwischen nähert sich das Schiff immer mehr dem Lande; wir passiren Sandy Hock und sind in der Bucht von New-York, einer der schönsten der Welt nächst Rio de Janeiro. Auf der linken Seite erhebt sich Staaten-Island, auf der rechten Brooklyn; wir halten vor der Quarantaine. Der Arzt kommt in seiner kleinen Jolle mit der grünen Flagge an Bord. Er inspizirt Zwischen-Deck und Kajüte und findet den Gesundheitszustand vortrefflich. Kein Todesfall ist auf der Reise vorgekommen; vielleicht haben während der langen Reise ein paar neue Weltbürger das Licht erblickt, und das Gesetz giebt seine schriftliche Erlaubniß zur Einfahrt. Eine Stunde später fallen die Anker, wir liegen vor New-York.

Das letztere liegt auf einer Manhattan-Island genannten Insel; dieselbe ist 13½ engl. Meilen lang, und wechselt in der Breite von 2 bis 2½ Meilen. Im Jahre 1614 soll die erste Kolonie, welche die Holländer hier anlegten, vier Häuser gezählt haben, aber schon im Jahre 1644 hatte sie sich bedeutend vergrößert und man nannte die kleine Stadt Neu-Amsterdam. Im letztgenannten Jahre erschien eine englische Flotte unter Anführung des Obersten Richard Nichols hier und nahm die Kolonie in Besitz. Da es dem König Carl II. von England gefiel, nach echter Räuberweise seinen Bruder James, Herzog von York, mit dem ganzen holländischen Territorium in Nord-Amerika zu belehnen, so wurde die Stadt dem Herzog zu Ehren New-York genannt. Die Zeit ging inzwischen darüber hin. Als der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, zählte New-York ungefähr 20,000 Einwohner. Erst von 1789 ab, wo Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten eingesetzt wurde, begann New-Yorks eigentliche Glanzperiode.

Die Stadt liegt unter dem 40° nördlicher Breite und dem 74° westlicher Länge. Ihre Entfernung von den übrigen Hauptstädten der Union ist folgende: von Albany 145, von Baltimore 184, von Boston und Washington 224, von Charlestown 784, von Philadelphia 87 und von New-Orleans 1663 engl. Meilen. New-York hat den Sommer Roms und den Winter Kopenhagens. Seine Lage ist in jeder Beziehung eine höchst günstige; Hafen und Bucht gehören zu den besten auf Erden und man behauptet, der Umfang derselben sei so groß, daß sie die Flotten sämmtlicher civilisirter Nationen beherbergen können.

New-York liegt etwa 7 engl. Meilen vom Meere entfernt; die Einfahrt zur Stadt geschieht durch die sogenannten Narrows oder Engpässe, welche von zwei einander unterstützenden Doppelforts vertheidigt werden und einer feindlichen Flotte das Einlaufen unmöglich machen. Daß eine Stadt mit einer solchen Lage, in einem

Welttheil, den die Vorsehung bestimmt zu haben scheint, mit seinen ungeheuren Ressourcen und dem Zuströmen endloser Auswanderer-Schwärme, die Nationen der übrigen Welt zu dominiren, daß eine solche Stadt einen erstaunlichen Aufschwung nehmen muß, ist einleuchtend. Im Jahre 1656 hatte New-York nur 1000 Einwohner; nach der Volkszählung von 1850 aber belief sich die Einwohnerzahl auf 518,000 oder vielmehr 750,000 Seelen, wenn man die Umgegend hinzunimmt, die sich von Jahr zu Jahr mehr der eigentlichen Stadt incorporirt.

Vor etwa fünfzig Jahren herrschten noch das gelbe Fieber und andere Seuchen in New-York, seit aber die Sümpfe in der Nähe der Stadt ausgetrocknet und zum Theil bebaut worden sind, ist der Gesundheitszustand vortrefflich.

Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, wenn wir, nachdem wir ihn durch die Romantik des Urwaldes, durch die Wigwams der Indianer, durch Prairien und Pampas geschleppt, uns jetzt mit den positiven und nüchternen Angelegenheiten nordamerikanischer Civilisation beschäftigen, die freilich weniger Poetisches zu bieten haben, aber desto wichtiger für die reelle Welt sind. Wir fahren hier zunächst in unserer Beschreibung des bunten Städte-Ungeheuers fort und zwar mit einem Ueberblick von New-York.

Es war am 4. Juli, als ich in New-York eintraf, also an dem höchsten Festtage der Amerikaner, an welchem die Unabhängigkeits-Erklärung in dem ersten Congreß unterschrieben wurde. Die Sonne war eben erst aufgegangen, der Himmel blau und klar, und von der „Batterie" begrüßte eine Kanonensalve den Feiertag. Von allen Freiheitsbäumen (liberty poles) wehte die amerikanische Flagge und der Freiheitsgeist, der zuöberst auf der Stange sitzt, hatte eine neue Vergoldung bekommen. Noch waren nur wenig Menschen auf den Gassen. An den Quais lag ein Wald von Masten, mit den Flaggen der Nationen; einzelne der großen Packetschiffe waren im Begriff abzufahren; sie mußten an einem bestimmten Tage segeln, und der Festtag löst ihre Kontrakte nicht.

Welch ein Leben an den gewöhnlichen Tagen auf diesem Quais! Hier ist es, wo die Auswanderer an Land gehen; hier, wo die Handelsprodukte der fremden Länder ausgeladen, hier wo die reichen Erzeugnisse der Vereinigten Staaten verladen werden, um der Welt Zeugniß von dem Gedeihen und Blühen der Republik zu geben. Hier ist es, wo die reichen Kaufleute ihre Comtoire und Niederlagen haben, hier wo die Baumwollenpressen mit Dampf gehen, und die Ballen auf den geringsten Umfang zusammenschrauben. Hier ist es, wo die Handwerker, Böttcher, Schmiede, Zimmerleute und Segelmacher in ihren kleinen Shops

zu finden sind; hier sind die Eisengießereien und die Schmieden, wo die Dampfkessel verfertigt werden und das Gehämmer die Trommelhaut des Vorübergehenden sprengen — mit einem Wort, hier herrscht eine Thätigkeit, welche alle Begriffe übersteigt.

Auf diesen Quais auch findet man eine Menge guter Hotels und noch mehr Branntwein- und Austernkneipen. Hier treiben sich die kleinen Krämer umher, um den Seeleuten und Fremden ihre Waaren anzubieten. Hier auch ist der Schauplatz und Wirkungskreis von New-Yorks echten „loafers" (Umhertreibern, Taschendieben u. s. w.), sowie der Zeitungsjungen, welche die Blätter des Tages und die periodischen Schriften zu Kauf bieten.

Auf der „Batterie" hatte sich eine große Anzahl von Spaziergängern unter den Sykamoren und Akazienbäumen versammelt. Eine frische und milde Brise wehte vom Meere herüber, die Dampfer kreuzten und die Glocken läuteten — ein ebenso friedliches wie großartiges Bild lag vor uns. Von hier aus besuchte ich oft den niederen Theil der Stadt: den prachtvollen Broadway, die Beaver-Street, in welcher deutsche, französische und amerikanische Importeure ihre Waaren feilbieten. Nicht weit davon ist New-Street, wo namentlich deutsche und französische Häuser ihre Consignations-, Commissions-, Speditions- und Wechsel-Comtoire haben. Broad-Street ist ebenfalls in der Nähe, in welcher namentlich die Engländer zu Hause sind; Wall-Street, die größte Geschäftsstraße mit allen ihren Comtoiren, Banken und Telegraphen-Etablissements, dem prächtigen Zollhaus (customhouse) an der Ecke der Nassau-Street, unstreitig eins der schönsten Gebäude von New-York. Werfen wir zugleich einen flüchtigen Blick auf die Börse in der Wall-Street, ein magnifiques Gebäude, von Granit aufgeführt, dessen Boden allein gegen 800,000 Dollars kostete. Front-Street, Water-Street und die Nachbarschaft sind der Sitz der amerikanischen Commissionsgeschäfte; Pine-, Cedar-, Pearl-, Liberty- und Courtland-Street enthalten ungeheure Läger von deutschen, französischen und englischen Manufakturen. In Maidenlaine wird mit Pelz, Eisen und Bijouterien gehandelt; in John- und William-Street giebt es alle möglichen Mode- und Luxus-Artikel; Nassau-Street, eine Verlängerung der Broad-Street, ist von Buch- und Papierhändlern, Buchdruckereien, Horn- und Stockboutiquen und großartigen Kleiderläden in Anspruch genommen, und wenn man City-Hall passirt, schließt Stewarts glänzender Palast, das großartigste Modewaaren-Magazin der Welt, die Reihe von Geschäftshäusern, welche nirgends so mannigfaltig wie hier, zu finden sind.

Die Geschäfte zweiten Ranges werden oberhalb City-Hall (des Rathhauses) getrieben, und erstrecken sich namentlich bis Cha-

tham=Grand=Division=Canal und Hudson=Street, sowie auf New=Yorks zweiten Broadway, das sogenannte Bowery. An Plätzen hat die Stadt keinen Ueberfluß; die vorhandenen sind hübsch, mit Bäumen und Fontänen geschmückt, aber sehr eng und unbedeutend. Die größten sind: The Park vor City=Hall, Union=Place im oberen Theil der Stadt, und St. Johns=Park in Hudson=Street. Die Straßen dahingegen sind meist breit und gut gepflastert, allen voran der glänzende drei engl. Meilen lange Broadway, die Lebensader der Stadt. An öffentlichen Gebäuden seien hier außer dem Rathhause noch genannt: der Justiz=Palast (Halls of Justice), ein kolossales Gebäude in egyptischem Styl, auch die Gefängnisse enthaltend; ferner die Universität, in gothischem Styl von weißem Marmor aufgeführt, gegenüber Washington=Square. Eine der großartigsten Einrichtungen ist die Croton=Wasserleitung, so genannt von dem Croton=See, aus welchem das Wasser 50 engl. Meilen weit in die Stadt geführt wird.

Mitten in meiner ersten Wanderung, vergessen im Anschauen der Stadt, ward ich endlich auf dem Broadway wieder an den 4. Juli erinnert. Die Stadt, die am frühen Morgen noch so still, hatte ein festliches Gepräge angenommen; überall Schüsse, Hurrahs und Jubel. Der Broadway war von einer unabsehbaren Menschenmenge angefüllt, zwischen der sich die riesigen Omnibusse festgekeilt hatten und von deren Dächern die Neugierigen herabjubelten. Eine ganze Prozession kam den Broadway herab, voran der Mayor (Bürgermeister) von New=York mit seiner ganzen Suite, mehrere Pelotons Artillerie, nach dieser einige Bürger=Kompagnien in brillanten Uniformen; dann wieder eine ganze Escadron Dragoner und Lanziers, dicke, feste Kerle aus deutschen und irländischen Gewürzkrämern rekrutirt, mit schönen Pferden; ferner die Schottländer in ihrer schönen Nationaltracht mit den nackten Beinen und carrirten Plaids; eine Kompagnie Franzosen mit rothen Pantelons und blauen Röcken, endlich eine ganze Fremdenlegion von Ungarn, Polen, Italienern u. s. w. in ihren bunten Uniformen. Die militärische Abtheilung der Prozession schloß das flinke, behende Völkchen mit den blauen Pantalons, den roth=wollenen Hemden und dem blanken, künstlich geformten Lederhut, nämlich New=Yorks Feuerwehr (firemen), die in ihrem langen Zuge ein paar Löschapparate mit sich zog. Hinter ihnen kamen in ihrer Ordenstracht die Mitglieder der verschiedenen Freimaurer=Logen, der Old-fellows=Societät und mehr als zwanzig Mäßigkeits=Gesellschaften.

Ganz betäubt von dem Schauspiel und dem mit ihm verknüpften Lärm rettete ich mich aus dem Broadway, um meine einsamen Spaziergänge fortzusetzen.

Doch ich kehre zurück zu meiner Ankunft in New=York. Um

unser Schiff sammelt sich eine kleine Flotille von Booten, gefüllt mit Emissären von allen möglichen Auswandererhäusern, Dampfschiffs- und Canal-Gesellschaften, Transport-Linien, Boardinghäusern, Hôtels u. s. w., und bald wimmelt das Deck von diesen „runners" (leider großentheils Deutschen), welche sich durch ihre unverschämte Zudringlichkeit und ihre blanken Wachstuchmützen auszeichnen. Wie ein Bienenschwarm umgeben sie die armen Reisenden, stecken ihnen Adreßkarten in die Hände, preisen in ihrer Muttersprache die prächtigen Lokalitäten, über welche sie zu verfügen haben, die gute Beköstigung und Gott weiß, was sonst noch für Annehmlichkeiten, was alles zusammengenommen nur einen halben Dollar pro Tag kosten soll. Ein Anderer offerirt die Beförderung mit den Dampfböten die Känäle hinab für die Hälfte des sonst üblichen Preises, und der Unglückliche, der sich von ihnen fangen läßt, muß seine Leichtgläubigkeit theuer bezahlen, trotz all den Maßregeln, welche die Behörden gegen diese Runners getroffen haben.

Obgleich hinreichend gewarnt, suchte ich mir unter diesen Spitzbuben denjenigen aus, welcher mir noch ein halbwegs ehrliches Gesicht zu haben schien. Er versprach mir eine ganz vorzügliche Wohnung in einem kleinen Gasthause, und nachdem der Zollbeamte meine kleine Bagage durchschnüffelt, verließ ich mit einigen andern Passagieren in einem Boote das Schiff. Ich folgte meinem Führer in ein deutsches Gasthaus in der Washington-Street, genannt „zum Adler". Der Wirth, ein Rheinbaier, nahm mich in Beschlag und versprach, mein Zimmer sofort in Ordnung zu bringen; ich solle nur inzwischen in „the barroom" (Schenkstube) verweilen.

In der festen Zuversicht auf die Gemüthlichkeit, welche ich finden werde, verabschiedete ich meinen Führer und machte eine Promenade in die Stadt. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich, am Abend heimkehrend, das ganze Schenkzimmer festlich beleuchtet, Stühle und Tische beseitigt, statt ihnen eine große Gesellschaft beiderlei Geschlechts vorfand und bei den Zauberklängen, welche zwei deutsche Musikanten, in der Ecke sitzend, auf Flöte und Violine hervorbrachten, einen lustigen Schottischen tanzen sah. Ich war also in eine Tanzkneipe gerathen, und da ich wenigstens für diesen Abend mein Obdach behalten wollte, so fand ich schon jetzt einen Blick in New-Yorks Mysterien. Die Frau Wirthin stand im höchsten Staat hinter der Schenke und der Wirth, glaube ich, hatte sich sogar gewaschen. Die Mehrzahl der Cavaliere bestand aus Matrosen aller Nationen, deren Gesichter vom Genuß des „Gin und Brandy-Cocktails" glühten. Die Damen gehörten ohne Ausnahme zu den Priesterinnen der Venus Vulgivaga, und waren ihrem Ursprung nach meist Irländerinnen und Deutsche, denn

Amerikanerinnen findet man, und wenn sie noch so tief gesunken sind, niemals in diesen Auswanderer- und Tanzhäusern. Mager und hohläugig und mit eingesunkenen Wangen, die sich nur vom Brandy and Water illuminirten, hingen sie am Arm der Matrosen; zwischen den Tänzen wurde getrunken, und wenn man weiß, welches Gift in diesen sogenannten „Three-Cents-Kneipen“ geschenkt wird, so wundert man sich, daß sie noch soweit bei Besinnung blieben. Gelächter und ziemlich weit getriebener Scherz, wohin man sah beim Tanz. Der Alkohol spannte alle Nerven und führte zu den ärgsten Extravaganzen.

Eine Stunde lang war ich Zeuge dieser Orgie, dann suchte ich mein Zimmer und vermochte natürlich des Lärms wegen keine Stunde zu schlafen. Am andern Morgen verließ ich den Adler und zog in ein Kosthaus in der Greenwich-Street. Die Leute, welche diese Häuser halten, leben nur von ihren Inquilinen, und es giebt eine unzählige Menge verheiratheter und unverheiratheter Damen in den amerikanischen Städten, welche diese Kosthäuser zu ihrem Lebensberuf machen. In der That bieten diese Häuser Alles, was man an Bequemlichkeit erwarten kann; Einrichtung und Meublement sind vortrefflich und an Gesellschaft fehlt es niemals. In dem Hause, welches ich jetzt bezogen hatte, wohnten noch zwanzig andere Personen, zum Theil mit ihren Familien, welche diese Lebensweise nach amerikanischer Sitte der eignen Haushaltung vorzogen. Als ich am Mittag in die sogenannte Unterhaltungsstube (parlour) trat, stellte mich die Wirthin mehreren meiner Nachbarn vor und wir traten in den Speisesaal. Ich erhielt meinen Platz neben einem jungen, sehr gesprächigen Mann aus Canada, der seit mehreren Monaten hier im Hause wohnte und mir sofort die nöthigen Mittheilungen über die andern Tischgäste machte. Unter diesen erblickte ich ein halbes Dutzend junger Damen, sehr elegant gekleidet, mit schönem Haar und schönen Augen, aber bleichem Teint und scharfen Gesichtszügen, obgleich keine von ihnen das fünfundzwanzigste Jahr überschritten haben konnte. Fast alle Amerikanerinnen sind hübsch, aber es geht ihnen wie den Frauen des Südens, sie verblühen sehr schnell, und das einzige, was ihnen bleibt, ist der wunderbare tiefe Glanz des Auges.

Die amerikanische Küche ist im Ganzen genommen, sehr schlecht; man erhält eine Menge von Gerichten, aber trotz der Güte und Frische des Fleisches und der Gemüse ist ihre Zubereitung sehr mangelhaft. Der französische Gesandte, welcher nach 1804 in den Vereinigten Staaten anlangte, hatte vollkommen Recht, als er ausrief: „ein seltsames Land! Hundert verschiedene Religionssecten, aber nur eine einzige Sauce.“ Alles geht in diesen Häusern nach Stunde und Minute, Frühstück, Mittag- und Abendbrod werden

durch die Glocke annoncirt, und wer sich nicht zur rechten Zeit einfindet, hat das Nachsehen.

Man sagt im Allgemeinen, daß in diesen Häusern nicht gerade der strengste moralische Ton herrsche. Wenn ich auch nicht gerade Zeuge von irgend Etwas gewesen bin, das in den verschiedenen Häusern, welche ich bewohnte, gegen die gute Sitte gewesen wäre, so schließe ich mich doch der öffentlichen Meinung an, daß diese Etablissements nicht gerade die beste Schule für die jungen verheiratheten und unverheiratheten Damen sind, welche man in allen diesen Häusern findet. Immer giebt es in denselben eine Anzahl junger Herren, die großentheils unvermählt und leichtsinnig, ja oft auch wohl von zweifelhaftem Charakter sind. Die Amerikanerinnen pflegen im Allgemeinen die Bequemlichkeit sehr zu lieben, und ihre Unthätigkeit befördert natürlich auch die Leichtigkeit der Sitte. Sehr selten findet man sie beschäftigt; Tag aus, Tag ein sitzen sie in ihrem Wiegestuhl beim Lesen einer Novelle oder einer modernen Räubergeschichte; ja selbst wenn sie Kinder haben, überlassen sie dieselben gemietheten Leuten, ohne sich die geringsten Scrupel zu machen. Man sieht sie daher, wenn sie nicht zufällig auf den Straßen spazieren oder sich „shopping" in den Magazinen umsehen, gewöhnlich in dem Gesellschaftszimmer des Hauses in obiger Weise beschäftigt, oder auf dem natürlich immer verstimmten Piano klimpernd. Alles wird in Amerika fertig gekauft, die Wäscherin bringt das Leinen sauber gesteift jede Woche ins Haus, die Wirthin des Kosthauses muß für die Küche sorgen, Handarbeit ist nicht Mode, also haben die jungen Damen keinerlei Beschäftigung und ergreifen mit Freude die Gelegenheit, sich im Parlour mit den anwesenden jungen Gentlemen zu unterhalten, die natürlich Alles aufbieten, so interessant wie möglich zu sein. Der Gemahl der jungen Frau ist nämlich in der Regel bis spät Abends im Comtoir oder sonst wie beschäftigt, man sieht ihn nur bei der Mahlzeit und auch da vielleicht nicht einmal. Manche Bekanntschaft wird so zwischen den weiblichen und männlichen Bewohnern dieser Häuser gestiftet, und ist sie nicht immer strafwürdig, so ist sie doch gewöhnlich wenigstens unpassend.

Doch das amerikanische Leben kann ohne diese Etablissements nicht bestehen, und trotz ihrer Schattenseiten sind sie doch sehr angenehm für den weniger Bemittelten, welchem das Hotelleben zu theuer und eine eigene Haushaltung unmöglich ist. Als ich während der ersten Tage meines Aufenthalts in der Greenwich-Street von meinem Zimmer zum Frühstückstisch ging, fiel mein Blick zufällig auf einen ganzen Stapel von alten Koffern, Reisesäcken und Hutfutteralen, welche symmetrisch in einem Winkel des Flurs aufgestellt waren. Als mein canadischer Nachbar gerade des Weges

kam und sah, wie ich diese Reise-Utensilien betrachtete, rief er: „Hier, lieber Freund, sehen Sie die irdischen und vergänglichen Ueberreste so manches unglücklichen Kostgängers, welchen Schicksal und want of money aus unserm Hause hinausgetrieben haben. Jeden Morgen und jeden Abend ist ein Stück nach dem andern aus dem Koffer hinausspaziert, wenn in demselben überhaupt etwas anderes als ein Mauerstein vorhanden war, bis sich endlich der Eigenthümer selbst unsichtbar gemacht hat. Es ist dies eine jener traurigen Begebenheiten, welche selbst den Besten passiren können und die den Nachkommenden nur Unangenehmes bereiten, denn in allen diesen Häusern, wo man solche Stapel von Koffern findet, muß man, wenn man nicht sehr gute Reverenzen hat, vorausbezahlen!" Mit diesen Worten sprang er lachend die Treppe hinab.

In dem Hause, in welchem ich wohnte, bezahlte ich 5 Dollars die Woche für Kost und Logis; eine Extra-Aufwartung erhält man nicht, und hat man keinen Diener, so lernt man prächtig, sich selbst die Stiefel zu putzen, wenn man nicht schon früher auf Reisen darin Uebung gewonnen hat. Das Leben ist in allen diesen Häusern dasselbe, und selbst in den ersten derselben, wo man zehn Dollars die Woche zahlt, besteht der Unterschied nur darin, daß die Zimmer glänzender und die Tafel reicher ist, als in den übrigen.

Sowohl das gesellschaftliche, als das Familienleben in Nord-Amerika haben ihren ganz eigenthümlichen Maßstab, nach welchem sie gemessen sein wollen. Wir in der alten Welt mit unsern Begriffen sind in jeder Beziehung die gesellschaftlichen Antipoden der Nord-Amerikaner, und eben daher geschieht es, daß wir mit unserm Urtheil über jene sehr schnell fertig sind, in der Regel aber ihnen eben deshalb Unrecht thun. Die größte Eigenthümlichkeit dieses nordamerikanischen Lebens ist das Wesen der Frau, in welchem sich ein so autokratisches Prinzip ausprägt, daß der Mann, soweit es das Innere des Hauses betrifft, gewissermaßen als Null erscheint. In Nord-Amerika hat der Mann das äußere, die Frau das innere Departement. Die „Lady" ist Herrin des Hauses, der Mann, der Herr der Geschäfte; so sehr in dem ganzen Leben des Mannes die Gleichheit aller Stände sich ausprägt, ebenso sehr gilt im Kreise der Frauen das Gegentheil. Der Mann kennt Niemanden über oder unter sich, die Geschäfte machen Alles gleich, während die Frau in das häusliche Leben eine gewisse Prüderie, eine ganz genaue Gliederung dessen, was ihr ebenbürtig oder nicht, hineinträgt, so daß der Fremde, zurückgestoßen durch die Nothwendigkeit, sich erst nach allen Richtungen hin als tugendhaft und ehrsam zu legitimiren, der Einführung in Familienkreise lieber ganz entsagt.

So selbstständig wie die Frau dem Manne gegenüber, der sich weder um ihre Gesellschaften, noch um ihr ganzes Thun und Treiben

kümmert und bis in die Nacht hinein seinen Geschäften lebt, ebenso selbstständig bewegen sich die jungen Mädchen der Familien, wenn sie kaum erst über das Alter der Backfische hinaus sind. Allzuviel Schulkenntnisse besitzt die junge Miß sehr selten, dahingegen desto mehr Dünkel und Unabhängigkeitsgefühl. Kaum vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, steht sie vollständig auf eigenen Füßen; die Mutter tritt in den Hintergrund, der Backfisch ladet sich Gesellschaften, in welchen die jungen Herren, die im Hause eingeführt, sehr gern gesehen werden, ja es kommt vor, daß Fräulein X. sich ganz einfach unter andern auch diesen oder jenen jungen Gentleman durch eine Karte einladet. Die Ungenirtheit, mit welcher die Tochter im Hause schaltet und waltet, bringt natürlich auch eine sehr freie Bewegung in die Gesellschaft der jungen Dame. Die Mutter, welche in der Küche die Zubereitung des Abendmahls überwacht, hört mit Vergnügen das Singen, Tanzen und Lachen, und weder sie noch ihr Vater haben Zutritt, wenn sie nicht besonders um ihre Gegenwart gebeten sind.

Oft auch gehört die junge Miß irgend einer besonderen Religionssecte an, und ist dies der Fall, so weiß die kleine Gesellschaft die Andachtsübungen mit den unschuldigen kleinen Gesellschaftsspielen auf's Liebenswürdigste zu verbinden, und nachdem man die Gebetbücher bei Seite gelegt hat, kommt die „flirtation", die Courmacherei an die Reihe. „Wenn der junge Gentleman einen Besuch macht," so erzählt ein Reisender, „so fragt er allerdings, weil es die Form so will, nach der Frau des Hauses und tritt dann sofort in das Zimmer der jungen Ladies. Eine längere Bekanntschaft ist nicht erst erforderlich, um mit ihnen vertraulich zu werden; in irgend einer Gesellschaft wird man bei irgend einer jungen Lady eingeführt, man plaudert und tanzt mit ihr, man hat das Glück, ihr zu gefallen und sie ersucht uns, bald wieder zu kommen, natürlich mit der Bemerkung: Wir werden uns sehr freuen, Sie recht bald wieder bei uns zu sehen."

Gerade diese jungen Mädchen sind es, welche in der New-Yorker Gesellschaft den Ton angeben. Kaum den Kinderschuhen entlaufen, emanzipiren sie sich, treten mit dem größten Selbstbewußtsein in die Gesellschaft, beherrschen dieselbe vollständig, und so hat denn der Umgangston etwas so Unreifes, Flatterhaftes und durch die Abwesenheit aller gesellschaftlichen Vorurtheile etwas so Frivoles, daß ein Fremder von gereifter Erfahrung, gutem Ton und Geschmack sich selten darin heimisch fühlen kann. Daß diese Frühreife auf die innere Bildung des weiblichen Geschlechtes, namentlich auf Herz und Gemüth sehr nachtheiligen Einfluß ausübt, liegt auf der Hand. Mit der Keckheit und Unabhängigkeit, die hier jedes junge Ding an den Tag legt, geht das edlere Bewußt-

sein verloren; es giebt keine Schranke, keine Rücksicht; der junge Gentleman ladet sich seine junge Freundin, und gehört sie auch den ersten Häusern an, ganz ungenirt zur Spazierfahrt ein, sie nimmt die Einladung aus eigener Machtvollkommenheit an, läßt sich von ihm vom Concert und vom Theater nach Hause führen und hat also selbst in der Oeffentlichkeit das unbeschränkte Recht, über ihr Thun und Lassen zu verfügen.

Der bekannten amerikanischen Prüderie gegenüber findet man daher die eigenthümlichsten Contraste. Derselbe Reisende erzählt: „Vor einigen Jahren war das Bad New-Port in Rhode-Island in Mode gekommen, und ich hielt mich einige Wochen dort auf. Gleich am ersten Tage, als ich mit einem Freunde am Ufer auf und ab ging, begegnete uns eine Partie Damen und Herren, denen mich mein Begleiter vorstellte. Nach einer kurzen Unterhaltung schlug eine der Damen uns vor, mit in's Bad zu gehen. Ich erschrak natürlich, sah aber bald ein, daß dieser Vorschlag nichts Außergewöhnliches enthielt. Es giebt in diesen Bädern zum Auskleiden getrennte Räume. Man legt Badekleider an, steigt in's Wasser, und hier geben denn vielleicht fünfzig Herren und Damen einander die Hand und tanzen glücklich und ungenirt im Wellenschlage. Ländlich, sittlich! Wenn man nur die Ehre hat, den Damen vorgestellt zu sein, und sie die Garantie haben, daß man ein Gentleman sei, so schickt sich das Alles."

Nicht gerade für den Fremden sehr ansprechend ist das untergeordnete Verhältniß, in welchem in Nord-Amerika der Mann zu der Frau steht. Sie hat zu gebieten; dem Mann ist Alles Recht, was sie thut, ja er nimmt nicht einmal Notiz von Dem, was sie treibt. Man heirathet sehr zeitig, und sieht deshalb oft junge Ehepaare, die kaum den Kinderschuhen entlaufen sind. Der jungen Frau erscheint das Leben in den Kosthäusern sehr amüsant, denn was soll sie vor langer Weile machen, wenn der Mann den Tag hindurch im Geschäft ist. Freilich nimmt das Schaukeln im Wiegestuhl eine große Spanne Zeit des Tages in Anspruch, aber man will doch auch andere Unterhaltung, und diese ist in den Kosthäusern stets zu finden. Es bedarf schon ganz besonderer Veranlassungen, wenn eine junge Frau sich entschließen soll, den ganzen schwerfälligen Küchen- und Wirthschaftsapparat auf sich zu nehmen, welchen eine eigene Häuslichkeit verlangt, und deshalb sind die Kosthäuser, ein Gegenstand der Sittenverderbniß, stets in Flor.

Der Leser erstaune nicht darüber, daß wir uns so umständlich hier mit dem nordamerikanischen Frauenleben beschäftigen; dasselbe ist ein so hervorstechender Moment in dieser Gesellschaft, daß er da, wo Alles nur Geschäft, wo Alles nur ein Ringen und Jagen nach Geld, wo Alles nur auf das eigene Ich bedacht, und Keiner

nur das geringste Interesse für den Andern hat, dem Reisenden das höchste Interesse bietet. Namentlich während der letzten Jahre ist dieses Frauenleben ein Hauptaugenmerk der Reisenden gewesen, und man hat mehr über die Frauen, als über die Indianer Nord-Amerika's zu hören bekommen. Ueber die Schönheit der Nord-Amerikanerinnen sind die verschiedenartigsten Urtheile gefällt, doch so viel steht fest, daß dieselbe hinsichts der Regelmäßigkeit eine normale und unübertroffene ist. Es fehlt nur der Nord-Amerikanerin an jener Rundung der Formen, welche die Südländerin ziert, sie ist im Allgemeinen mager, schlank und hoch aufgeschossen, doch besitzt sie die kleinste Hand, den zierlichsten Fuß und ein schönes Auge. Ist das Klima daran Schuld, oder was sonst, kurz ihre Schönheit ist ebenso vergänglich, wie die der Südländerinnen, und giebt es auch locale Ausnahmen, zu welchen wir den Osten der Seen rechnen, so verblüht die Schönheit hier schon in dem Moment, wo sie sich eben zur Blüthe entfaltet hat.

Höchst originell und für den Fremden sogar zurückstoßend ist die Thätigkeit und das Selbstbewußtsein, mit welchem die Frauen in das politische Leben des Staates einzugreifen, stets bemüht sind. Nord-Amerika ist die Wiege der kühnsten und oft abgeschmacktesten Weiber-Ideen, die denn auch, sobald sie sich über den Ocean zu uns zu verpflanzen versuchen, stets von dem Fluch der Lächerlichkeit getroffen werden, da unsere Gesellschaft sich zu der Kühnheit jener Emanzipationsideen nie hinaufzuschwingen vermag, und durch sie abgeschreckt wird. Frauenvereine gegen den Branntwein, Frauenvereine zu allerlei wissenschaftlichen oder socialen Zwecken mit Kathedern und öffentlichen Vorträgen, von welchen die verwegensten socialen Gedanken in die Zuhörerschaft geschleudert werden, weibliche Doktoren, weibliche Agitatoren gegen Sklaverei und Gott weiß was sonst, weibliche Partei-Umtriebe bei den Präsidentenwahlen, und was es sonst an Ausgeburten giebt, sind in Amerika nur Allbekanntes, und namentlich hinsichts der Religion ist die Sucht nach Sektirerei bis zu einem abschreckenden Grade gediehen.

Der Amerikaner hat im Ganzen sehr wenig Zeit, die er den Belustigungen und Zerstreuungen widmen kann, denn Zahlen und Conto nehmen Alles in Anspruch. Kunst und Wissenschaften finden also weniger Gedeihen, und dennoch hat Amerika nicht nur bereits eine reiche Litteratur, sondern auch Künstler und Gelehrte, welche in erster Reihe stehen. Am meisten in das bürgerliche Leben greifen die Theater ein, von denen die ansehnlichsten in Broadway, Chambre-Street und auf Astor-Place stehen. Auch diese Theater sind, wie wir wissen, sehr häufig der Schauplatz der heftigsten Kämpfe im Publikum; sie sind namentlich das Terrain, auf welchem der „Humbug" seine üppigsten Blüthen schießt, wie uns der

weltberühmte Mr. Barnum hievon ein Beispiel gegeben hat. Die Künstler, welche am meisten Glück gemacht, waren meist Engländer; der beste von den gebornen Amerikanern war Mr. Forrest, der größte Tragiker seines Landes, seines Zeichens von Hause aus ein Fleischergesell, dessen imponirende Gestalt wohl am meisten zu seinem Glück beigetragen hat. Einen Maßstab, wie es in diesen Theatern zuweilen hergeht, finden wir in Mr. Forrest's Künstlerbahn. Mr. Forrest hatte England besucht und dort viel Triumphe geerntet. Als er nach New-York zurückkehrte, zeigte er sich dem Publikum sehr empfindlich über den vermeintlich kalten Empfang, welchen man ihm in England gewidmet, und da der Fleischergesell sich in seinem Wesen noch immer geltend machte, so erregte sein Benehmen den Unwillen einer großen Anzahl seiner Freunde in New-York, welche er für die Engländer büßen ließ.

Als nun Mr. Macready, einer der ausgezeichnetsten englischen Künstler, im Jahre 1849 nach New-York kam, und hier im Astor-Theater in Macbeth auftreten wollte, glaubten Forrest und seine Partei die Zeit gekommen, um an Macready zu rächen, was die Engländer an Forrest gethan hatten. Forrest zeigte an, daß er an demselben Abend ebenfalls in Macbeth im Bovery-Theater auftreten werde. Man fürchtete natürlich Skandal und eine doppelte Polizeimannschaft besetzte das Astor-Place-Theater. Eine ungeheure Volksmasse versammelte sich draußen, das Haus war überfüllt. Um 7 Uhr trat Macready in die Scene, er wurde von seinen Freunden mit stürmischem Beifall, von der überlegenen Forrest'schen Partei aber mit Zischen, groans und Pfeifen empfangen. Auch draußen nahm inzwischen das Hinzuströmen der Volksmassen überhand. Mehr als 20,000 Menschen waren versammelt, die Mehrzahl freilich nur Neugierige, aber durch die große Anzahl von Forrest's Anhängern mit Reden und Demonstrationen gegen den englischen Schauspieler aufgehetzt. Plötzlich fiel ein Hagel von Steinen in die Fenstern des Schauspielhauses, und dies war das Signal zum offnen Aufruhr. Man verlangte, das Theater solle der Erde gleich gemacht werden, man schrie Macready's Namen mit Flüchen und brachte ein Hurrah für Forrest; kurz es war ein fürchterlicher Lärm, in welchen sich das Klirren der Fensterscheiben mischte. Die Polizei vermochte Nichts auszurichten. Der Mayor fand sich mit mehreren Compagnien Militär ein, aber dies erhitzte die Stimmung immer noch mehr. Man schrie: „Nieder mit dem Militair! Nieder mit dem Mayor! Er hält es mit dem infamen Engländer! Schlagt sie Alle todt!"

Die Aufruhrsakte wurde jetzt verlesen, aber Niemand hörte darauf, denn der Lärm war zu groß. Mehrere Soldaten wurden von Steinwürfen getroffen; man kommandirte Feuer. Die erste

Salve wurde in die Luft abgeschossen und von der erhitzten Menge mit einem Steinhagel beantwortet. Abermals wurde Feuer kommandirt und diesmal nicht zum Scherz. Die Kugeln trafen Schuldige und Unschuldige, die Menge zerstreute sich, als sie Blut fließen sah, ein Peloton Artillerie wurde aufgeführt, man pflanzte die Kanonen vor das Theater, das Militair wurde verstärkt, und in zwei Stunden war Alles ruhig. Dieser Theaterscandal, der nur in Amerika möglich, hatte zwanzig Opfer gekostet. Macready verließ Amerika am nächsten Tage, der eigentliche Urheber dieser Meuterei wurde zwar vor Gericht gezogen, aber freigesprochen, da ihm Niemand Etwas beweisen konnte. Forrest, der früher bei allen seinen Landsleuten in hoher Gunst gestanden, verlor durch diese Katastrophe bedeutend an seiner Popularität, und nachdem auch sein skandalöser Eheprozeß, der lange den öffentlichen Blättern Stoff gab, hinzugekommen war, zog er sich in sein Landhaus am Ufer des Hudsons-Flusses zurück.

Eine nähere Beschäftigung mit den Theatern gehört nicht in diese Zeilen; wir wissen, wie reiche Ernte unsere europäischen Künstler jenseits des Oceans gehalten, wenn sie es nur verstanden, durch einen Cornac geführt, drüben mit dem nöthigen Humbug zu debütiren. Als einen Beweis, wie seltsam die Kontraste hier nebeneinander wohnen, will ich nur eine kleine Anekdote erwähnen. Ich war in einem sehr achtbaren Hause New-Yorks fast täglicher Gast und wollte einmal den beiden hübschen Töchtern der Familie ein kleines Zeichen der Aufmerksamkeit geben, indem ich zwei Billets für die italienische Oper kaufte und sie ihnen offerirte. Sie dankten auf das Liebenswürdigste, konnten aber meine Freundlichkeit nicht annehmen: „because we are members of the church" (weil wir zur Kirche gehören). — Es giebt in New-York Theater, in welchen man selten Leute über fünfzig Jahren sieht, denn wenn der Amerikaner so alt geworden, hat er keinen Sinn mehr für Zerstreuungen, sein bussiness, d. h. seine Geschäfte nehmen ihn vollständig in Anspruch.

Die beste Zerstreuung des Amerikaners sind die öffentlichen Lokale, deren es, die Hotels mit eingerechnet, 6—7000 in New-York giebt. Der Amerikaner hat sein Comtoir in der Regel drei bis vier englische Meilen von seiner Wohnung; er verläßt diese des Morgens und kehrt erst spät Abends nach Hause. Sein Frühstück und sein Abendmahl genießt er daheim, aber sein „Lunch" und sein Mittagsmahl nimmt er in einem öffentlichen Lokal. Hier trifft er Bekannte und Freunde, hier findet er die Zeitungen, hier wird er neuen Handelsfreunden vorgestellt, hier hört er die chronique scandaleuse des Tages und hier erlaubt er sich wohl eine halbstündige Muße, indem er sich seine Cigarre anzündet, sich in den

Lehnstuhl wirft, die Beine auf den niederen breiten Fensterrand legt und ruhig die Vorübergehenden mustert. Hier ist er vollkommen zu Hause, und das ist der Amerikaner überall, wo er weiß, daß er dafür bezahlen muß. Diese Schenken, Restaurationen, Bierhäuser, Austernkeller und was sonst dahin gehört, sind deshalb stets überfüllt, und je weiter man in die Vereinigten Staaten hineinkommt, desto großartiger wird das Kaffeehausleben.

Das Lotteriespiel ist in New-York verboten, aber man umgeht dieses Gesetz und die Loose anderer Staaten werden offen verkauft. Auch das Hazardspiel ist bei hoher Strafe verboten, nichtsdestoweniger aber giebt es unzählige Spielhöllen, sowohl in dem fashionablen Theil der Stadt, als in den finstersten Winkeln, aus welchen die Nachricht von Selbstmorden in die Zeitungen dringen.

Um dem Leser einen Blick in das nächtliche Leben dieser Weltstadt zu bieten, führe ich ihn etwa 400 Schritt von dem glänzen-Broadway nach East-River hinab, in das Herz von New-York, wo die Endpunkte verschiedener Gassen zusammenstoßen — nach „fife points“. Hier in dieser Reihe der elendesten Häuser ist der Tummelplatz von New-Yorks Mördern, Dieben und einem allen Lastern verfallenen Gesindel. Es ist eine Stätte, die man bei Tage meidet und die man in der Nacht nur zu besuchen wagt, wenn man von einem Polizeibeamten begleitet ist.

Sobald die Dunkelheit herabsinkt, beginnt hier das geheimnißvolle Leben, und gegen Mitternacht erreicht es seinen Höhepunkt. Treten wir in dieses niedere Haus an der Ecke der Anthony- und Orange-Street. In diesem Hause wohnt ein deutscher „grocer“ oder Gewürzkrämer, der mit allen möglichen Dingen handelt; wir stehen in einem großen Gemach, und hinter dem Tische ist eine Anzahl Leute beschäftigt, die zahlreichen Kunden zu bedienen. Aber weiter hinten in der Boutique, hinter einem hohen Stapel von Fässern, Citronenkisten, Seifentonnen u. s. w. befindet sich eine mit allen möglichen Flaschen und Gläsern geschmückte Schenke. Ein großer Kessel mit Wasser steht auf dem Ofen, und zwanzig bis dreißig Männer und Weiber sind vor dieser Verschanzung bebeschäftigt. Sie haben fast Alle ein Glas in der Hand, obgleich die meisten von ihnen kaum hinreichend bedeckt sind, um ihre Blößen zu verheimlichen; paarweise oder zu Dreien und Vieren stehen sie in Gruppen da und diskuriren, von der einen Seite zur andern schwankend; die hektischen rothen Wangen, die matten Augen, die zerkratzte Nase und die oft mit getrocknetem Blut bedeckte Stirn, die lallende Zunge und die frechen Geberden zeugen davon, daß sich uns hier die tiefste Gesunkenheit, die höchste Potenz menschlicher Verworfenheit darbietet, daß wir am Eingang einer irdischen

Hölle stehen. Unter diesen Männern und Weibern sind fast alle Nationen repräsentirt, doch sind unter den Weibern die Mehrzahl Irländerinnen, während die Männer mit wenigen Ausnahmen eingeborene Amerikaner oder Neger und Mulatten sind.

Als ich mit einzelnen Bekannten hinter die hohe Verschanzung trat und wir uns der Schenke näherten, über welche die Gasflammen ein blendendes Licht verbreiteten, sahen wir uns von Weibern umringt, welche von uns zu trinken verlangten. Der uns begleitende Polizeihauptmann hinderte sie nicht, denn sie wußten, daß die Obrigkeit hier nur einschreitet, wenn es sich um ernstere Dinge handelt, als um „gin“ oder „brandy-sling“ (Genevre oder Cognac mit warmem Wasser, Zucker und einem Stück Citronenschale darin). Sie trinken so lange, und es bleibt friedlich so lange, bis der Alkohol diese Unglücklichen in Dämonen und Furien verwandelt, bis das Messer gezogen wird, oder der fürchterliche „slung-shot“ (ein Lederriemen mit einer schweren Bleikugel am Ende) den einen oder den andern Schädel zerschmettert, also ein Blutbad unumgänglich erscheint, und demzufolge die Polizei, herbeigerufen durch das murder-Geschrei der armen Opfer, hereinbringt und sich der Schuldigen bemächtigt. Mehr als ein Policeman hat sein Leben im Kampf mit diesen verzweifelten Menschen gelassen, und in dem hier herrschenden Wirrwarr ist es großentheils unmöglich den wahren Schuldigen zu entdecken, welcher den Stich oder den Schlag versetzt hat.

Indessen finden diese Scenen doch selten in den eigentlichen Boutiquen, sondern in den Kellern und in den Hinterzimmern statt. Der Wirth oder der Krämer, wie wir ihn nennen wollen, darf nur bis zu einer gewissen Zeit sein Lokal offen halten, und hierin führt die Polizei eine strenge Aufsicht; aber ehe diese Gesellschaft sich zu ihren respektiven Schlafplätzen oder unterirdischen Tanzkneipen begiebt, versieht sie sich mit einer Flasche Whisky für die Nacht, wenn sich keine Gelegenheit findet, traktirt zu werden.

Mitten unter diesen Unglückshöhlen und Pflanzstätten des Elends erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, in welchem „Prinz Pete Williams“ sein Zelt aufgeschlagen hat, und das von allen Fremden gern besucht wird. Dieses Haus liegt in der Orange-Street, und öffnet sich jeden Abend, mit Ausnahme des Sonnabends, um 11 Uhr. Auch dieses Haus kann man nur in Gesellschaft eines Polizeibeamten betreten. Die unterste Etage, das sogenannte basement, besteht aus einer großen, gewölbten, aber nur niederen Halle; im Hintergrunde ist das Orchester placirt, bestehend aus sechs oder acht Musikanten, welche bis zur Verzweiflung alle möglichen Instrumente traktiren. Längs der einen Seite des Saales ist eine ungeheure Schenke, und hinter dieser thront „Pete Williams“,

ein großer starkgebauter Mulatte, mit einem Paar funkelnder Augen und einem beständigen Lächeln auf dem Gesicht, in seiner ganzen äthiopischen Majestät, assistirt von einem Dutzend der schwarzesten Söhne Afrikas. Pete Williams sitzt an der Kasse wie ein vernünftiger General und hat ein scharfes Auge auf alle seine Aufwärter, von denen der eine oder der andere zufällig vergessen könnte, ihm abzuliefern, was er von den sich um die Schenke drängenden Gästen erhalten hat. Entdeckt Pete Williams, daß ein paar Cents in der Verwirrung in die Tasche eines der Aufwärter gleiten, so ruft er ihn zu sich, flüstert ihm ein Paar Worte ins Ohr und läßt ihn dann auf die einfachste Weise zum Hause hinauswerfen. Das, meint er, sei der kürzeste und beste Prozeß. Auf der andern Seite der Halle befinden sich etwa dreißig kleine Kabinets mit Tischen und Bänken, in welchen Privatgesellschaften oder Liebespaare gegen höhere Bezahlung Erfrischungen erhalten können, geschützt durch einen Vorhang gegen die neugierigen Blicke der in der Halle tobenden Menge.

Wir traten in diesen unterirdischen, von hundert Gasflammen erhellten Raum, in welchem etwa vierzig Paare sich in einer Wolke von Staub und Tabacksrauch umhertummelten. In dieser Atmosphäre vermochte man kaum einzelne Gegenstände zu erkennen; der Temperaturgrad war fast unerträglich. Die Ausdünstungen der Schwarzen, der Branntweinsgeruch und hundert andere Dünste mischten sich in den Rauch und Tabacksqualm, wir mußten unwillkürlich nach Luft schnappen. Bald indeß entstand eine Pause im Tanz, und in Begleitung meines Polzeihauptmann konnte ich jetzt die Perle von fife points in Augenschein nehmen.

Wir traten zunächst an die Schenke, wo Pete Williams uns zuvorkommend empfing und dem Hauptmann vertraulich die Hand drückte mit der Versicherung, daß es ihm außerordentlich angenehm sei, ihn und seine Freunde zu sehen. Er ließ uns Champagner serviren, d. h. Cider von New-Jersey, welche man in der ganzen Union unter dem Namen von Champagner verkauft. Wir mußten mit Williams anstoßen, der sonst nie mit einem seiner Gäste zu trinken pflegt, und als wir bezahlen wollten, wies er mit Indignation das Geld zurück. Ausländische Gentlemen, welche in Begleitung seines Freundes, des Polizeihauptmanns, ihm die Ehre erweisen, sein Etablissement zu besuchen, sagte er, sollten sich nie über die amerikanische Gastfreiheit beklagen, und sei es auch in den berüchtigten fife points, setzte er hinzu, indem er seine weißen Elfenbeinzähne zeigte und mit einem Lächeln die Mundwinkel bis zu den Ohren verzog.

Der Tanz begann von Neuem, und die Atmosphäre ward fast erstickend heiß. Die Damen waren theils Weiße, theils Schwarze,

theils Mulattinnen und Quadronen. Alle waren sie mehr oder minder betrunken, und die Touren des Tanzes bachantisch. Ihr dünnes baumwollenes Kleide reichte ihnen kaum bis zu den Knieen, und nur zehn oder zwölf Mulattinnen waren genügend bekleidet; diese aber waren Pete Williams „eigene Frauenzimmer", wie man sie nannte, und sie wohnten hier im Hause. Mehrere von ihnen waren ohne Zweifel sehr schön gewesen, und die großen funkelnden schwarzen Augen, wenn auch mit blauen und grünen Rändern, Erinnerungen frühzeitiger Bachanalien, versehen, hatten ihr Feuer und ihre Lebhaftigkeit nicht verloren. Die Herren ihrerseits bestanden aus weißen und schwarzen Matrosen, Umhertreibern, Taschendieben, aus den Strafanstalten entlassenen Gefangenen, Lastträgern, Bettlern und dem Trunk ergebenen Land- und Seesoldaten, welche in dem mexikanischen Kriege gedient und jetzt zu fife points Stammgästen gehörten — kurz die ganze Hefe von New-Yorks Pöbel war hier versammelt, und Alle wurden von Pete Williams mit der größten Höflichkeit empfangen, wenn sie 12½ Cents bezahlen konnten und Alles voraus berichtigten, was sie an der Schenke verlangten. Unser Polizeihauptmann kannte alle diese Notabilitäten hier und gab uns einzelne interessante Schilderungen aus dem Leben dieser Unglücklichen.

„Sehen Sie dort den jungen Mann mit dem langen geölten Haar, den schwarzen Kleidern und der blanken Wachstuchmütze," sagte er unter anderm, „er steht eben da, den Arm auf den Nacken der dicken häßlichen Negerin gelehnt. Sein Vater war einst Repräsentant der Vereinigten Staaten an einem der größten Höfe Europas; er starb und seine Mutter war zu schwach, die Söhne im Zaum zu halten. Er war bereits drei Jahre wegen Fälschung in Sing-Sing (eine Straf-Anstalt in der Nähe von New-York), und wahrscheinlich wird er noch diese Nacht als Mitschuldiger bei einem Einbruchsdiebstahl in Brooklyn verhaftet werden. Daß er heute Abend in fife points, ist kein gutes Zeichen; hätte ich ein warrant (Arrestbefehl) bei mir, so nähme ich ihn augenblicklich in Verwahrung, obgleich ich überzeugt bin, daß er ein Messer und einen sechsläufigen Revolver bei sich führt. Er ist einer von New-Yorks desperatesten Charakteren, obgleich er so zart und mädchenhaft aussieht. Er hat es in einem Alter von zwanzig Jahren schon weit gebracht, auch bereits mehrere Policemen todtgeschlagen, ist aber von der Jury stets freigesprochen worden."

„Vor ganz Kurzem," fuhr der Hauptmann fort, „wurde dort in dem Kabinet neben dem Austerntisch ein Doppelmord begangen. Ein schwedischer Zimmermann war mit einem amerikanischen Schiff von China hiehergekommen, und trug seine Löhnung, ein paar hundert Dollars, in einem Gürtel um den Leib. In dem unteren Theil

von New-York umherschlendernd, traf er mit zwei Irländern zusammen, traktirte dieselben und trieb sich mit ihnen umher, bis es dunkel ward. Die Nacht fand sie in fife points. Zufällig hatte Pete Williams unter seinen Mädchen eine Schwedin, mit welcher der Zimmermann sehr bald in nähere Berührung kam. Diese zog ihn in eins der Kabinets; der Schwede ward lustig, man trank fortwährend Brandy und Wasser; endlich begann man zu würfeln und Karten zu spielen. Die beiden Irländer, welche den Fremden nicht aus den Händen gelassen, theilten jetzt, als der letztere immer mehr betrunken ward, dem Mädchen ihren Plan mit, dem Fremden seine Goldstücke abzunehmen und sie unter sich zu theilen. Tief gesunken, wie dieses Weib bereits war, sträubte sie sich nicht lange, ihren eigenen Landsmann zu verrathen. Die Irländer öffneten jetzt dem Schweden die Weste, um sich des Gürtels zu bemächtigen. Dieser erwachte inzwischen aus seiner Betrunkenheit, und kaum sah das Mädchen dies, als sie für ihn Partei nahm, den einen Irländer bei der Brust packte und ihn mit Schimpfworten überhäufte. Im Nu aber hatte sowohl der Schwede als das Mädchen einen Schlag mit dem Slung-shot weg und Beide sanken ohne einen Laut zurück. Die beiden Irländer nahmen das Geld, verließen das Kabinet, traten kaltblütig zu Pete William und verlangten ein Glas Whisky mit dem Bemerken, er möge ihren Freund nicht stören lassen, derselbe wünsche allein zu sein. Beide verließen das Haus. Der Zimmermann war auf der Stelle todt, das Mädchen aber von dem Schlage nur betäubt, und bald begann sie laut zu jammern. Die Aufwärter kamen jetzt und die Polizei ward herbeigerufen. Am andern Morgen wurden die Mörder ergriffen; das Mädchen erkannte sie, gab ihre Erklärung ab und starb drei Tage später an einer Gehirn-Entzündung. Der Coroner gab sein Urtheil: daß sowohl ihr als des Zimmermanns Tod durch einen Schlag mit dem Slung-shot herbeigeführt, in dessen Besitz der eine der Irländer gefunden wurde. Dieser wurde natürlich gehängt, und sein Mitschuldiger auf 15 Jahre nach Sing-Sing geschickt. — Man sollte glauben," schloß der Polizeihauptmann, „daß ein solcher Doppelmord in unmittelbarer Nähe einer solchen Menschenmenge gar nicht geschehen könne, aber er wird erklärlich, wenn man dieses Heulen, Schreien und Lachen von mehren Hundert halb oder ganz betrunkenen Menschen hört und erwägt, wie leicht mit dieser Waffe ein Menschenleben ausgeblasen ist."

Es war in der That unheimlich, diese Erzählung an solcher Stätte mit anzuhören. Der Lärm nahm inzwischen immer mehr zu, der Skandal erreichte seinen Höhepunkt, als einige Weiber halb nackt, mit den Gebehrden von Furien, durch den Saal rasten, auf den Nacken der Männer sprangen und sich von diesen unter lautem

Jubel zur Schenke tragen ließen, wenn sie nicht unter noch größerem Gelächter auf dem Wege zusammenstürzten. Wir zogen es jetzt vor, uns davon zu schleichen. Ehe wir jedoch Pete William's Haus verließen, führte uns der Hauptmann zu einem schmalen Gange über den Hof; am Ende desselben war ein großes Zimmer mit einer Glasthür. Wir schauten hinein und erblickten etwa fünfzig, um kleine Tische versammelte Neger, welche Karten spielten. Keinem Weißen war der Zutritt in diese Zimmer gestattet.

Von diesem amerikanischen St. Giles kehrten wir noch einmal zu dem Krämer zurück. Dieser war eben im Begriff, die Gasflammen zu löschen und die Gäste zur Thür hinaus zu schaffen. Aus dem Kellerraum des Hauses drangen indeß die kreischenden Töne einer Geige und einer Klarinette hervor. Wir warfen einen Blick hinein. Ein mattes Licht brannte in einem Winkel der kaum drei Ellen hohen Höhle, bei dessen Schein etwa ein Dutzend Männer und Weiber hier versammelt waren. Einige sangen, Andere zankten, wieder Andere lagen auf dem Boden, wie es schien, in tiefem Schlummer. Die Whiskyflasche circulirte fleißig; ihr Inhalt gab ihren Herzen Vergessenheit, stärkte sie zu neuen Verbrechen und belebte für einige Augenblicke die erlahmten Nerven, die schlummernden Leidenschaften. — Wir gingen weiter und betraten verschiedene Gemächer in der sogenannten „alten Brauerei", einem großen baufälligen Gemäuer, welches, wie auch andere Häuser in fife points, an die elendeste und ärmste Volksklasse vermiethet wird. Für ein paar Cents finden hier die Bettler und Umhertreiber und andre elende Geschöpfe ein Nachtquartier. Nur Stroh liegt auf dem Boden und Männer, Weiber und Kinder liegen hier durcheinander, oft zu zwanzig und dreißig in einem engen Raum, durch dessen zerschlagene Fensterscheiben der Wind hereinpfeift, und aus welchem des Morgens nicht selten ein Kind oder ein Erwachsener als ein Opfer des Hungers, des Elends oder der Trunkenheit todt hinausgeschafft wird.

Fürwahr eine traurige Wanderung, welche unser Polizeihauptmann in stoischer Gleichgültigkeit mit uns zurücklegte. In mehreren dieser unterirdischen Höhlen, zu welchen die Thür erst geöffnet wurde, als unser Begleiter mit gebietender Stimme sich auf seine Autorität berief, sahen wir kaum 13- oder 14jährige Mädchen, deren rothblaue, geschwollene Wangen, matte Augen und freche Sprache und Geberden nur zu deutlich verriethen, wie tief sie selbst in diesem Alter schon dem Laster und der Schande verfallen waren. Es soll hier in fife points einzelne, sogar der Polizei unbekannte Schlupfwinkel und unterirdische Höhlen geben, wo die Falschmünzer ihr lohnendes Gewerbe treiben, wo Diebe und Mörder, wenigstens für einige Zeit sich vor dem Arm der Gerechtigkeit verstecken, und

wohin manches junge, unschuldige und schutzlose Mädchen geschleppt wird, um vielleicht erst das Tageslicht wieder zu sehen, wenn Leib und Seele verderbt sind.

Kurz, hier in fife points bietet fast jedes Haus (und es giebt ihrer gegen hundert) einen besonderen Beitrag zu New-Yorks Mysterien. In allen wird Branntwein geschenkt, und es vergeht keine Woche, wo man nicht in den Zeitungen läse, daß dieser oder jener (meist jedoch Fremde) betrunkener Weise von den weiblichen Bewohnern in diese Häuser verlockt, hier gezwungen, zu traktiren und selbst zu trinken, und dann alles dessen beraubt worden, was er bei sich trug, nachdem man ihm das Getränk mit Opium oder andern betäubenden Stoffen gemischt.

Lange ist in New-York die Rede davon gewesen, diese Häuser nieder zu reißen, aber selbst wenn das geschehen, wer reißt denn das menschliche Elend, wer reißt die menschlichen Leidenschaften ein! Die Bevölkerung jeder großen Stadt will ihre Hefe haben, und in dieser Beziehung vermögen sich leider die Hauptstädte der neuen Welt mit denen der alten zu messen.

Kehren wir jetzt von diesen düsteren Stätten in die Regionen des Lichts und der Luft zurück. Eine der im öffentlichen Leben New-Yorks hervorspringendsten Erscheinungen sind die Zeitungen und die Verkäufer derselben, die Newspapers und die Newsboys. In einem Staate, wo Alles Politik treibt, muß die Journalistik natürlich im höchsten Flor sein und die amerikanische Zeitungspresse darf sich daher mit der europäischen vollkommen messen. An der Spitze der newyorker Blätter steht der New-York-Herald, dessen Eigenthümer und Redakteur, ein Schottländer, Namens James Gordon Bennet, vor etwa vierzig Jahren einwanderte und seine Carriere bescheiden als reporter mehrerer amerikanischer Zeitungen begann. Jetzt ist er ein vermögender Mann, sein Etablissement ist eins der großartigsten der Welt, das selbst mit der Times in die Schranken tritt, und die Amerikaner sagen von ihm: „He his a smart man, but a damned rascal" d. h. auf deutsch, er ist ein gescheidter Mann, aber ein verdammter Schurke. Man gestatte mir aber hinzuzufügen, daß er ohne diese beiden Eigenschaften wahrscheinlich noch derselbe arme Schottländer wäre, der er zu Anfang gewesen.

Das Zeitungslesen ist für jeden Amerikaner unentbehrlich; ehe er sein Tagewerk beginnt, muß er seine Morgenzeitung lesen, und wenn er müde von des Tages Geschäft am Abend im Kreise der Familie ausruht, so greift er zur Abendzeitung. Allen Ständen ist diese Lektüre ein Bedürfniß, Alles muß sein Newspaper haben, und deshalb erscheinen denn in New-York Blätter in allen nur denkbaren Sprachen. Eine höchst ergötzliche Klasse der Gesellschaft

sind die Newsboys, die Bursche, welche den Zeitungshandel betreiben. Diese Jungen sieht man überall, in den Gassen, auf den Plätzen, bei der Ankunft der Dampfschiffe und der Eisenbahnzüge, in den Hotels und Kaffeehäusern, bei Tag und bei Nacht. Großentheils sind sie elternlos oder ihrer Familie davongelaufen; ihr Alter variirt von 8—17 Jahren, und obgleich es Tage giebt (namentlich wenn Extrablätter erscheinen), wo sie ihre zwei bis drei Dollars verdienen, so sind sie doch immer zerlumpt. Ein festes Obdach haben sie nicht; einige von ihnen schlafen des Nachts auf den Thürschwellen, andere auf Kellerhälsen, welche in das „Basement" führen, wo die Zeitungen gedruckt werden, und wieder andere retten sich in die Kaffeekeller in Beckmann-Street, welche die ganze Nacht hindurch offen sind und wo unser guter Mr. Newsboy mit einem Kameraden um einen Schnaps oder eine Tasse Kaffee eine Partie Karten spielt. Hier fallen denn oft zwischen diesen Jungen ernste Schlägereien vor, und vor Kurzem erst wurden zwei von ihnen über ein Stück Kuchen uneinig. Das Ende der Sache war, daß der eine sein Messer zog und es dem andern in's Herz stach. Die Jury sprach indeß den kleinen Mörder frei, weil die Zeugen bestätigten, daß er das Messer zur Selbstvertheidigung gebraucht habe. Trotz alledem sind die Zeitungsjungen von den Amerikanern gern gelitten; sie traben in Regen und Sturm, in Hitze und Kälte mit ihren Blättern umher; die Ankunft der Dampfschiffe von Europa bringt sie stets in guten Humor, und es ist entsetzlich zu hören, wie ein solcher Junge brüllt: „Extra Herald! Arrival of the steamer Atlantic! News of Europe!" Nach einem solchen Tage geht er in der Regel in diejenigen Theater, wo man die schönsten Räuberstücke giebt; hier ist er auf seinem Platz in „the pit" und seine Stimme hört man in den Zwischenakten über das ganze Theater, wenn er entweder einen seiner Kameraden grüßt, den er auf der Gallerie entdeckt, oder mit seinem Nebenmann über den Werth des klassischen Stückes und die Leistungen der Schauspieler in Streit geräth. Manche von diesen Zeitungsjungen haben sich zu sehr ehrenwerthen Stellungen in der Gesellschaft aufgeschwungen, manche aber von ihnen enden leider auch in den Correctionshäusern und Gefängnissen. Für das newyorker Leben sind diese Bursche in jeder Hinsicht charakteristisch, und deshalb habe ich ihrer hier erwähnt.

Einer der wichtigsten und geräuschvollsten Tage im Leben von New-York ist die Präsidentenwahl. In einer Republik wie dieser kann es nur eine einzige politische Partei geben, nämlich die demokratische; aber diese hat sehr viel Abtheilungen oder Abzweigungen, welche mit jener wohl in der Hauptsache übereinstimmen, aber doch in einzelnen Gesichtspunkten von ihr abweichen, deshalb ihre

verschiedenen öffentlichen Organe haben, und je nach ihren Grundsätzen und Anschauungen auch ihre Kandidaten aufstellen, wenn ein neuer Präsident gewählt werden soll.

Schon Monate vorher behandeln die Zeitungen diesen wichtigen Gegenstand; die verschiedenen Parteien stellen ihre Kandidaten auf und thun natürlich das Mögliche, um den Gegenkandidaten in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; selbst das intimste Familienleben, die privatesten Familienverhältnisse werden nicht geschont, um sich aus diesen eine Waffe gegen denselben zu machen. Schmähschriften und Broschüren werden ausgestreut, die größten Gemeinheiten gegen die Kandidaten geschleudert, und ein Fremder, welcher nicht schon einmal einer solchen Präsidentenwahl beigewohnt, muß, sobald er die Organe der verschiedenen Parteien liest, diese für den höchsten Ehrenposten bestimmten Kandidaten für die elendesten Patrone halten. Große Meetings oder Versammlungen werden veranstaltet, in welchen die Häupter der Parteien die anwesenden Tausende haranguiren. Auf dem flachen Lande herrscht dieselbe Bewegung, wie in den großen Städten; Agenten der verschiedenen Parteien ziehen von Ort zu Ort, und während in den Hauptstädten große Stricke von einem Hause zum andern gezogen werden, an welchen auf riesigen Leinwandplakaten die Namen der verschiedenen Kandidaten geschrieben stehen, während hier jeden Abend pompöse Prozessionen mit Fahnen, klingendem Spiel und den Bannern, auf welchen der Name des Tageshelden steht, durch die Straßen ziehen, versammelt man sich in den kleinen Städten um brennende Theertonnen und lauscht unter Beifalls- oder Mißfallsäußerungen den Rednern.

Am Abend vor dem Wahltage sind die Straßen gefüllt; die Parteien sammeln sich in ihren Hauptquartieren, die Massen strömen in die öffentlichen Lokale, vom fashionabelsten bis zum elendesten hinab; man trinkt, man redet, man bringt Cheers für seinen Kandidaten aus und geht oft spät in der Nacht mit blutiger Nase und Stirn nach Hause, wenn, wie es oft passirt, die Parteien in irgend einer abgelegenen Straße caramboliren. Am Wahltage selbst sind in allen Hauptvierteln oder wards Urnen aufgestellt, in welche die Bürger ihre Wahlzettel stecken. Wer da mitwählt ohne das Bürgerrecht zu besitzen, wird mit zwei- bis dreijähriger Festungsstrafe dafür belegt, daß er unbefugter Weise in diesen wichtigen Akt einzugreifen gewagt hat. An diesem Tage wird weder Geld noch Branntwein gespart, um die Eingebornen der niederen Klassen, die Irländer und die Deutschen, für den betreffenden Kandidaten breit zu schlagen. Von Sonnenaufgang bis Untergang geschieht diese Abstimmung und zwar in der gesammten Union an einem und demselben Tage.

Je höher der Nachmittag heraufsteigt, desto höher steigt auch die Spannung. Oft wird hie und da ein Zettelkasten in dem herrschenden Wirrwarr umgestoßen, die Polizei schreitet ein und verhaftet die Ruhestörer. Am regsten ist jetzt das Leben auf den öffentlichen Plätzen; die Schenken sind belagert von den Massen, die Wetten geschehen Schlag auf Schlag, eben so schnell werden die Gläser geleert. Die Wirthe sind die stake-holders, bei welchen das Geld deponirt wird, und der Gewinnende muß natürlich am nächsten Tage traktiren. Ist es zehn oder zwölf Uhr Abends geworden, so ist ein Spaziergang am interessantesten, um alle Scenen zu beobachten; das Resultat der Wahl ist durch die bereits stattgefundene Zählung bekannt, aber New-York kann natürlich nicht den Ausschlag geben, man wartet auf die Nachrichten aus den übrigen Provinzen, die durch den Telegraphen anlangen.

Das dreizehnte Quartier hat für X. gestimmt! heißt es z. B. in Tamany-Hall, dem Hauptquartier der Demokraten, oder in Broadway-House, dem Versammlungsort der Whigs. Je nachdem dieses Resultat erwartet oder unerwartet ist, geht ein Jubel oder die Entrüstung durch das ganze Lokal. Jetzt kommt durch den Telegraphen die Nachricht aus den Städten der Union; die Hoffnungen steigen oder sinken; es kommt eine neue Depesche von Philadelphia und Boston, von Massachusetts und Pensylwanien u. s. w. Einer der leidenschaftlichsten Redner und Führer besteigt die Tribüne, seine Worte sind Feuer, seine Bewegungen so gewaltsam, als habe der Mann den Verstand verloren. Die Gegner, die Whigs, haben den Sieg davongetragen, und in seinem leidenschaftlichen Eifer prophezeit er, die stolze Republik werde zu Grunde gehen, die ganze Union werde wie die Spreu vor dem Winde zerfahren, wenn dieser „Bluthund", dieser „Menschenschlächter", dieser „ignominious cheat" dieser „niederträchtige Kerl", der General so und so, zum Präsidenten ernannt werde! — Eine Bewegung der Zuhörer unterbricht seine Expectoration, eine neue Depesche ist angelangt: Cincinnati, die Hauptstadt in Ohio, hat sich mit großer Majorität für diesen General erklärt. Eine neue Niederlage; der Redner verläßt augenblicklich die Tribüne, nachdem er diese Botschaft der Menge mitgetheilt. Am Schenktisch gießt er ein „steifes" Glas Cognac mit Wasser hinab und eilt dann so schnell als möglich davon. Man behauptet, er habe durch diese Niederlage seiner Partei über 20,000 Dollars in Wetten verloren. Ein Betrunkener ist inzwischen auf die Tribüne gestiegen und will seinen Vortrag beginnen. Ein Zischen, Pfeifen und Schreien erhebt sich, der Mann verläßt die Tribune, so schnell wie er gekommen, ein allgemeiner Wirrwarr herrscht in der Versammlung. Man überschreit einander, jeden Augenblick stimmt man drei Cheers für seinen Kandidaten, ein un-

geheures Grunzen (groans) für den Gegenkandidaten an. Plötzlich um zwölf Uhr geht das Gas aus, und mit ihm erlischt die Hoffnung der Demokraten, denn der Telegraph hat inzwischen Nachricht über Nachricht gebracht, daß die Whigs die Majorität behalten. Tamany-Hall ist öde und finster, und nur in der Schenkstube sind noch einige von Alkohol und Phantasie Erhitzte, welche trotz alledem behaupten, daß ihr Kandidat gewählt sei.

Freude und Jubel herrscht inzwischen in Broadway-House bei den Whigs. Pechkränze und Theertonnen brennen um das illuminirte Haus, und kaum vergehen fünf Minuten, ohne daß sich ein enthusiastisches Hurrah aus der hier versammelten Menge erhebt.

Leider vergönnt es der Raum nicht, dem sich im Allgemeinen nur um „business" und „dollars" bewegenden Leben dieser Weltstadt eine längere Schilderung zu widmen. Wir fassen dieses Leben in die eben angedeuteten beiden materiellen Begriffe zusammen, überlassen es dem Leser, sich dieses materielle Dasein so großartig vorzustellen, als es eben seine Geschäftsphantasie vermag und unternehmen jetzt einen kleinen Ausflug zum Niagara.

Der Niagara.

Es war an einem schönen Juli-Abend, als ich von Rochester in Buffalo ankam. Die Sonne war eben über dem Erie-See im Niedergange begriffen, und die Hitze wich einer frischen Brise, die von dem kleinen Inlands-Ocean herüberstrich, denn so darf man. mit Recht die großen amerikanischen Landseen nennen, obgleich der durch Hunderte von Dampfschiffen, Briggs, Schonern und kleineren Fahrzeugen durchschnittene Erie-See einer der kleinsten ist. Ich hatte New-York vor zwei Tagen verlassen und mit Herzenslust die schönen Tableaux genossen, welche der Hudsonfluß von New-York nach Albany darbietet. Bei Westpoint, wo die größte Militair-Akademie der Vereinigten Staaten auf einem romantischen Platz mitten in den sogenannten Hudsons-Highlands liegt, war ich an Land gegangen, um mit Bewunderung das schöne Monument zu betrachten, welches die Kadetten, im Werthe von 5000 Dollars, dem Helden und Vaterlandsvertheidiger Kosciusco an dem Uferplätzchen errichtet, das die Lieblingsstätte des Polen gewesen. Von Albany ging es mit der Eisenbahn nach Utica, nach Auburn mit seinem weltberühmten Gefängniß, und nach dem schönen blühenden Rochester. Hier in der Nähe der Stadt liegt der Genessey-Fall, berühmt durch Samuel Patch's Tod, eines Amerikaners, welcher sich das Privatvergnügen machte, in die verschiedenen großen Wasserfälle zu springen, und, zum Erstaunen seiner Landsleute immer gut davongekommen, selbst in den Hufeisenfall bei Niagara kopfüber hineingesprungen war und glücklich die amerikanische Seite des Falles erreicht hatte. Eines Tages hatte er indessen einige Tropfen zu viel getrunken und sich verrechnet; er sprang in den Genessey-Fall und ward nicht wiedergesehen.

In Rochester wieder die Eisenbahn besteigend, fand ich mich unter Hunderten von Auswanderern, welche in Wisconsin, Michigan

und Jowa eine neue Heimath suchten. Buffalo ist eine hübsche Stadt; im Jahre 1814 war es ein hübsches Dorf und brannte bis auf das letzte Häuschen ab; jetzt besitzt es 80,000 Einwohner und die prächtigsten Gebäude. Der Erie-Kanal, welcher hier den Hudsonfluß mit dem Eriesee verbindet, hat namentlich zum Aufblühen der Stadt beigetragen, und jetzt ist Buffalo der Centraldurchgangspunkt der ganzen westlichen Auswanderung. Von Buffalo führt die Bahn längs des Niagaraflusses, mit Canada auf der entgegengesetzten Seite. Ich befand mich auf dem Wege zu dem berühmten Wasserfall. Alle Passagiere streckten mit gespannter Erwartung jede Minute die Köpfe zu den Fenstern hinaus, um dieses Weltwunder zu sehen, oder wenigstens schon seinen Lärm zu hören, zogen sie aber getäuscht stets wieder zurück, denn trotz der ungeheuren über die Felsen herabstürzenden Wassermasse ist ihr Lärm verhältnißmäßig sehr gering; man hört ihn in einer Entfernung von kaum zwei englischen Meilen, und die Gewalt und Schnelligkeit des Stromes vermehrt sich erst merkbar auf der letzten Meile. Eine weise Einrichtung ist es, daß man den Wasserfall, selbst von der Eisenbahn, nicht zu sehen im Stande.

Bei meiner Ankunft in der Stadt Niagara, welche dem Wasserfall ihre Entstehung und Existenz verdankt, stieg ich in dem Cataracthouse ab und ließ mich im Omnibus zum Wasserfall schaffen. Wir fuhren an einem steilen Felsenrand dahin, welcher die eine Seite des ungeheuren Bassins bildet, in das die Wassermasse hinabstürzt, und jetzt hörten wir den „Wasserdonner“ (Niagara, ein indianisches Wort, hat diese Bedeutung) seine ewige, brausende Hymne anstimmen. Einige Bäume am Felsenrand verhinderten uns, den Wasserfall in demselben Augenblick zu sehen, wo wir ihn hörten; kaum hundert Schritte weiter aber hielt der Wagen; wir stiegen aus und vor uns lag der Niagara.

Unbeschreiblich sind die Hochgefühle, welche dieser schönste Anblick der Welt in dem Menschen erregt. Nichtig, einem Tropfen gleich, stehen wir vor der ungeheuren, majestätischen Schönheit da. Ein ziemlich steiler, aber übrigens guter Weg, führt vom Felsenrande in eine kleine Bay oder Bucht, welche der Wasserfall etwa anderthalb englische Meilen von dem Felsen bildet, über welchen er hinabstürzt. Hier stiegen wir hinab und fanden das sehr stark gebaute, aber sehr unbedeutend aussehende Dampfschiff „the Maid of the mist“, das unserer harrte, um uns zu dem Niagarafall zu bringen.

Alsbald begann unsere Fahrt gegen den reißenden und schäumenden Wasserstrom, der in Ringeln und Wirbeln mit fast unwiderstehlicher Gewalt von dem mächtigen Cataract herabfließt. Zwei Männer standen am Steuer, die größte Vorsicht war von

Nöthen. Wir näherten uns dem amerikanischen Fall, wie er genannt wird, weil er von der amerikanischen Seite herabstürzt, während der Hufeisenfall mehr an die Canadaseite grenzt. Herren sowohl wie Damen in Kautschuk-Kleidern, fuhren wir nahe darunter fort; dicht über uns stürzte der breite und schäumende Strom in einer Höhe von etwa 200 Fuß in die Tiefe. Sich an den großen Steinen und Felsblöcken stoßend, welche unten liegen, stob das Wasser in weißen Dünsten und rauchendem Schaum um uns her; aber gerade diese Steine hemmen einen Theil der Gewalt, welche der Strom hier sonst besitzen und die uns das Vergnügen rauben würde, hier im größten Dampfbad zu segeln. — Es war der erhabenste Anblick, der sich mir in meinem Leben dargeboten.

Kurz darauf näherten wir uns dem Hufeisenfall, der noch größer ist, als der amerikanische Fall. Eingehüllt in Dampf und Nebel, aber doch jeden einzelnen Gegenstand unterscheidend, während tausend Regenbogen sich über dem hellgrünen und wieder lichtschäumenden, von schwindelnder Höhe herabstürzenden Wasser bildeten, glitten wir ruhig, aber in tiefem Schweigen dahin. Ein kleines Boot kam plötzlich von der Canada-Seite nach der amerikanischen herüber; es ist dies eine Fähre, welche hier eingerichtet ist; doch muß man nicht vom Schwindel behaftet sein, wenn man mit ihr den Strom kreuzen will. Oben auf einem über dem Fall ragenden Felsen ist eine Brücke über die kochende Wassermasse geschlagen, und von dort kommt man zu einem kleinen Thurm, der nahe der amerikanischen Seite auf einer flachen Felsenspitze, mitten im Hufeisenfall, erbaut ist. Hier stand eine Menge von Menschen, uns mit Hüten und Taschentüchern grüßend, während wir unten den Fall passirten.

Das Dampfboot hält einige Minuten bei der Brücke auf der Canada-Seite an, ehe es zurück zu der kleinen Bucht geht, wo es vor Anker zu liegen pflegt; wir benutzten daher die Gelegenheit, um auf englischem Boden zu landen. Ein sehr beschwerlicher Weg läuft hier über die Klippen; es sind hier aber stets Wagen in Bereitschaft, und so erreichten wir bald die Stelle, wo vor etwa zwölf Jahren der Table-Rock stand, eine über den Niagarafall hangende Klippe, von welcher aus Tausende von Reisenden den Wasserdonner in seiner ganzen Majestät betrachteten, und die jener Zeit in den Wasserfall hinabstürzte, einen Wagen mit zwei Pferden mit sich reißend, der gerade auf derselben hielt. Von jenem Felsen aus sah man den Niagara von Oben, von dort aus sah man den Auslauf, oder richtiger gesagt, den Absturz des Niagaraflusses, welcher den Auslauf des Erie-Sees und fast aller der großen Inlandsseen Amerika's bildet, von denen man annimmt, daß sie fast

die Hälfte all des süßen Wassers enthalten, das auf der Oberfläche der Erde zu finden. Dies ist so unglaublich nicht, wenn Professor Dwight Recht hat, welcher die Quantität der Wassermasse des zwischen 170—200 Fuß herabstürzenden Niagarafalles auf 11,524,375 Tonnen in der Stunde berechnet, oder nach Darby: 1,672,704,000 Kubikfuß.

Wer kann es dem Indianer verdenken, daß er nach der alten Sage den Niagarafall, da er ihn zum ersten Male sah, als die Wohnung des großen Geistes betrachtete, als die Stätte, wo Tausende von Posaunen täglich zum Lobe der Gottheit ertönen, während der große Geist verborgen hinter dem lichtgrünen, mit milchweißem Schaum gesäumten Wasserungeheuer verborgen, diesen unermeßlichen Tönen lauscht. Ergeht es doch auch uns, wie es dem Indianer erging!

Lange standen wir in den schäumenden Abgrund hinabstarrend da, als plötzlich unsere Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Eins der großen Kanalböte war von der Heftigkeit des Niagaraflusses von seinem Cours abgetrieben worden und näherte sich mit der Schnelligkeit des Gedankens dem großen Hufeisenfall. Allem Anschein nach war das Boot schwer beladen und es mußten Menschen an Bord sein. Es war ein fürchterlicher Anblick. Alles lief herbei; sowohl auf der amerikanischen, als auf der Canada-Seite, wo wir standen. Bald überzeugten wir uns indeß, daß kein lebendes Wesen an Bord war, denn in der Entfernung von 150 Ellen von dem Fall, wo wir standen, hätten wir sie bemerken müssen; man hörte auch, daß zwölf Mann, welche auf diesem Fahrzeug gewesen, sich eine halbe englische Meile von dem Wasserfall mit Lebensgefahr in zwei kleine Böte gerettet und glücklich das Land erreicht hatten. Das Kanalschiff war mit Mehl und Proviant beladen und näherte sich immer mehr den Klippen, von welchen es in die dampfende Tiefe zerschmettert hinabstürzen mußte. Indeß geschah dies nicht sogleich; es wurde mitten im Hufeisenfall zwischen zwei Felsspitzen geklemmt und blieb trotz der Heftigkeit des Stromes dort sitzen. Später erfuhr ich, daß es sich acht Tage lang dort behauptet, und dann erst zerquetscht von dem Wasserdruck hinabgestürzt war.

Ungefähr anderhalb englische Meilen von dem Wasserfall selbst ist eine Hängebrücke, Suspension-bridge, über den Strom geschlagen, ein bewunderswerthes Kunstwerk, welches die Canadaseite mit der amerikanischen verbindet und die schwerste Last trägt. Von dieser Eisendrahtbrücke werfen wir noch einen letzten Blick auf den Niagara. Es ist kein Wölkchen am Himmel, kein Laub rührt sich, und trotz der Hitze des Julitages fühlte ich eine wohlthuende Kühle an dieser schwebenden Stelle. Drei schöne Regenbogen wölben sich über dem Hufeisenfall, zwei weiße Rauchwolken schweben

über dem amerikanischen Fall. Das bläulichgrüne Wasser, das sich brausend und tobend in den tiefen Abgrund hinabstürzt, erscheint im Sonnenlicht gleich Millionen geschliffener Saphire, Smaragde und funkelnder Brillanten, welche von der Felsenspitze in den schneeweißen Strom hinabspringen, um nur ein einziges Mal den starrenden, bewundernden Blick mit ihrer Pracht zu blenden und dann für ewig in der mystischen Tiefe zu verschwinden.

Wir schreiten über die Brücke fort; der Wagen hält dort neben dem kleinen Hause, wo man einen „Lunch" einzunehmen pflegt, und erwartet uns ungeduldig. Noch einen Blick auf die unermeßliche Pracht dieses Schauspiels — und dann zurück in das wirre Treiben der großen Geschäftsstadt, in welcher die blanken Dollars die Smaragde und Brillanten von Gottes großer Natur vertreten.

Vom Niagara zum Rothen Fluß.

Ein seltsames, wildes, noch nicht von der Civilisation corrumpirtes Reich dehnt sich nördlich von der Grenze der Vereinigten Staaten bis zu dem Insel-Complex zwischen der Baffins-Bay und dem Eismeer, mythenhaft, eine ausschließliche Domäne des Schnee und des Eises verliert es sich gen Norden, wo wir später unsere Schilderungen Amerika's mit M'Clintock's denkwürdiger Entdeckungsfahrt schließen.

Ich beschränke mich hier auf einen Ausflug durch das Seen-Land Canada's und der Hudsons-Bay, durch das Gebiet der Rothhäute, welche zum Theil bereits von dem europäischen Handel unterjocht, und deren unermeßliche, von riesigen Wasseradern durchzogene Ebenen für diesen Handel seit Jahrzehnden eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen sind. Auch die Romantik hat aus diesen Ebenen ihre fremdartigen Stoffe bereits in Hülle und Fülle bezogen, die Lederstrumpfs-Erzählungen u. a. haben den Leser jene Gegenden und deren Indianer-Stämme in ihrem poetischsten Lichte vorgeführt; möge man jetzt auch dem nüchternen Reisenden auf seiner kleinen Excursion in die baare Wirklichkeit folgen, wie er sie vorgefunden hat.

Mein Weg ging von Toronto direkt nach dem Simcoe-See und von dort auf dem Dampfer nach Orilla, von wo ich mich nach der Sturgeon-Bay am Huron-See, dann nach Penetanguishene, ebenfalls mit dem Dampfer, begab. Tags darauf erreichte ich Ovens-Sund, um hier an den Ufern einer Versammlung von Häuptlingen der eingebornen Ojibeways beizuwohnen, welche mit dem Commissär der Regierung über den Verkauf einer Landstrecke an die letztere zu verhandeln.

Die feierliche Versammlung fand in dem Indianerdorfe Saugeen statt, und wurde unter dem Vorsitze eines halben Dutzend

von Methodistenpredigern eröffnet. Dieses Dorf ist merkwürdig als die Schlachtstätte, auf welcher die Ojibewahs früher mit den Mohawsk ihre blutigen Kämpfe ausfochten. Noch heute sieht man zahlreiche Hügel, unter welchen man die Erschlagenen begrub, und an einzelnen Stellen ragen noch heute die Knochen derselben aus der Erde. Die Rothhäute hier leben von der Jagd und dem Fischfang, ihr großer Stamm bewohnt die Ufer des Huron-, Michigan- und Superior-Sees bis zum oberen Mississippi und den Anthony-Fällen. Sehr zerstreut auf einem so großen Raum, bewahren sie doch treu die Gewohnheiten ihres Stammes, und selbst die entfernteren Zweige desselben, namentlich die 2—300 engl. Meilen nördlicher wohnenden „Pilleurs", so genannt wegen ihrer Spitzbuben-Natur, tragen noch den unverkennbaren Charakter der Ojibewahs.

Der Häuptling der Rothhäute von Saugeen nannte sich Maskuhnconjee oder der „große Hecht", er trug die Häuptlingsmedaille, welche die Regierung an die indianischen Häuptlinge vertheilt, ein Ehrenzeichen, auf das sie den größten Werth legen. Höchst interessant sind die zahlreichen indianischen Lager, welche man auf den Inseln des Huronsees findet. Ihre Wigwams sind aus Birkenrinde verfertigt, welche durch Wurzelfasern zu Zelten verbunden werden; fehlt es an Rinde, so flicht man Binsen, mit deren Matten man in die Erde gesteckte Stangen bekleidet, der Art, daß oben an der Spitze eine Oeffnung bleibt, um den Rauch hinaus zu lassen. Wie frostig auch diese Hütten erscheinen, so sind sie doch durch das darin brennende Feuer stets erwärmt, und dem Fremden wäre der Aufenthalt in denselben erträglich, wenn nicht Schmutz und Ungeziefer in diesen Wigwams bis zum Ekel herrschten. Auch ihre Canots fertigen sie aus Birkenrinde, die sie über ein leichtes Gerippe von Cederholz spannen. Stets unterwegs, wie diese Rothhäute es sind, und namentlich viel auf dem Wasser, fertigen sie ihre Böte mit großer Sorgfalt und so leicht, daß sie dieselben bequem über die portages tragen können. So nämlich bezeichnet man die Stromschnellen, an welchem das Canot aus dem Wasser gehoben und die Höhe hinangetragen werden muß, während man dieselben an den discharges, den seichten Stellen, mit Stricken hinüberzieht. Die Indianer am Huronsee sind durch die stete Verbindung mit den Weißen von Bogen und Pfeilen entwöhnt und bedienen sich zur Jagd der Flinten.

Mein nächstes Ziel waren die Spider-Islands oder Spinnen-Inseln vor der Bay von Manetuawnig, einer sechs engl. Meilen langen Bay auf der großen Manetulin-Insel. Manetuawning heißt auf Deutsch das „Loch des Geistes". Das Dorf besteht aus vierzig Logbäusern, welche von der Provinzial-Regierung den In-

dianern erbaut worden sind. Hier befindet sich nämlich eine Mission mit einer Kirche und einem Pfarrer, einem indianischen Agenten und einem Arzt, welche von der Regierung besoldet werden. Der Zufall fügte es, daß ich auch hier gegen 2000 Indianer versammelt fand, welche auf die Ankunft des Schiffes warteten, das ihnen die jährlichen Geschenke der Regierung, bestehend aus Flinten, Aexten, Munition, Kesseln und anderem Geräth, überbringen sollte. Diese Geschenke hatte der oberste Häuptling, Namens Sigennok, ein sehr schlauer Indianer, an seine Stammesangehörigen zu vertheilen. Obgleich er kein Wort Englisch versteht, bezieht er doch von der britischen Regierung ein Gehalt als Dolmetsch, mit welchem man in der Wirklichkeit jedoch nur seinen Einfluß auf den Stamm bezahlt. Sigennok besitzt nämlich eine große Beredtsamkeit, und hat deshalb den Namen „The Blackbird" die schwarze Amsel; er steht mit dem Oberaufseher der indianischen Angelegenheiten in sehr gutem Verhältniß, und hat das Laster des Trunks, dem er früher ergeben war, seit lange abgelegt.

Diese Jahres-Versammlung, zu welcher sich die Rothhäute des Huron-, Nipissy- und Superior-Sees, so wie der benachbarten Strecken einfinden, gewährt einen ergötzlichen Anblick. Ist das Schiff mit den Geschenken angelangt, so setzen sie sich familienweise in langen Reihen auf das Gras, jeder Häuptling an der Spitze der Seinigen. Sigennok erscheint dann in seiner ganzen Glorie, indem er zu jedem dieser Häuptlinge tritt, sich die Zahl seiner Leute angeben läßt und mit der größten Unparteilichkeit die Geschenke austheilt, auch jeden Zank durch die Gewalt seiner Stimme überschreit.

Paul Kane, welcher einer solchen Versammlung beiwohnte, erzählt bei dieser Gelegenheit folgende indianische Liebesgeschichte: Unter den vielen hier versammelten Indianern war einer, welcher durch sein ehrwürdiges und vornehmes Ansehen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Auf meine Frage, wer er sei, erfuhr ich, daß er Shawwanossoway oder „Einer mit dem Gesicht gen Westen," hieß und als großer Arznei-Mann gelte, der sehr geübt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sei. Da ich zufälliger Weise ein paar Tage vorher einige Gegenstände aus meinem Zelte verloren, beschloß ich, um mit ihm Bekanntschaft anzuknüpfen und meine Neugierde zu befriedigen, mich an den Seher zu wenden. Als ich ihm meinen Fall vorlegte, sagte er mir, daß seine Macht da, wo die weißen Gesichter betheiligt seien, keine Wirkung habe, und ich konnte, ungeachtet ich eine sehr reichliche Belohnung bot, ihn nicht überreden, seine Zauberkünste in Anwendung zu bringen. Er war, wie man mir sagte, in seiner Jugend ein berühmter Krieger gewesen, doch sollte er in Folge eines ro-

mantischen Erlebnisses den Tomahawk und das Scalpirmesser für den friedlichen Beruf des Arznei-Mannes vertauscht haben oder, nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise, für den eines Zauberers und Beschwörers, und in diesem hat er unter seinem Volke einen großen Ruf erlangt.

Vor vielen Jahren wohnte eine Bande der Ojibbeways an den Ufern eines der großen Seen. Unter ihnen befand sich eine Familie, die aus Vater und Mutter, einem erwachsenen Sohne und einer erwachsenen Tochter bestand; letztere hieß Awh-mid-way oder „es ist Musik in ihren Fußtritten"; sie übertraf an Schönheit alle Jungfrauen ihres Stammes, und alle jungen Krieger ihrer Nation warben um sie. Bald gelang es Muck-e-tick-enow oder „dem schwarzen Adler," der wegen seiner Kühnheit auf dem Schlachtfeld und auf der Jagd in hohem Rufe stand, durch seine Huldigungen ihre ungetheilte Zuneigung zu gewinnen; sie verbarg ihm auch diesen ihm günstigen Zustand ihrer Empfindungen nicht, sondern hatte in Uebereinstimmung mit den Gebräuchen ihres Volkes ohne Zögern die brennende Barke gelöscht, welche er auf dem an ihrer Hütte vorbeifließenden Strome hinunterfluthen ließ, und hatte ihn somit als ihren angenommenen Liebhaber anerkannt. Gestützt auf das Vertrauen ihr Herz zu besitzen, richtete er sein ganzes Streben dahin, sich die Eltern geneigt zu machen, und bemühte sich eifrig, ihnen einen Ersatz zu bieten, der sie für den Verlust, welchen sie in einer so innig geliebten Tochter erlitten, entschädigen könnte. Zu diesem Zwecke begab er sich auf eine lange und weite Jagdpartie, und während er alle geistigen und körperlichen Kräfte aufbot, um Trophäen und Geschenke zu sammeln, durch welche er ihre Gunst gewinnen und dem Gegenstande seiner Anbetung seine ganze Hingebung zeigen könnte, brachte ihr böses Geschick Shaw-wanossoway, einen damals großen Häuptling in der Fülle seiner männlichen Kraft und Frische, in ihr Lager; er kehrte von einem kriegerischen Ausfluge zurück, auf dem er sich sehr ausgezeichnet und seinen Ruf, der Schrecken seiner Feinde, so wie der Ruhm seiner Freunde zu sein, weit umher verbreitet hatte.

Da er von den überirdischen Reizen Awh-mid-way's gehört hatte, erschien er vor ihr, umgürtet mit den Kopfhäuten seiner Feinde und beladen mit Siegestrophäen. Kaum hatte er sie erblickt, als er auch schon, von ihren Reizen überwältigt, sich ihrem Dienste widmete und durch Alles, was nur irgend die leidenschaftlichste Liebe eingeben kann, ihre Achtung zu erwerben suchte. Er erzählte von den zahlreichen Schlachten, die er gewonnen, von den Feinden, die er geschlagen; er zeigte die dampfenden Kopfhäute, welche er dem besiegten Feinde abgenommen, — Kriegern, die der Schrecken seines Volkes gewesen waren; er nannte die vielen Häupt-

linge, welche bei ihm um Frieden eingekommen waren, und zugleich bediente er sich jeglicher List, um das Wohlwollen der Eltern zu gewinnen, welche, stolz auf die große Eroberung — wie sie zu sagen pflegten, — die ihre Tochter gemacht hatte, ihm mit Entzücken zuhörten und sie mit aller Ueberredungskraft zu dem Entschlusse drängten, einen so ausgezeichneten Häuptling zum Gatten zu nehmen, indem sie sich in Betrachtungen über die Ehre ergingen, welche solch eine Verbindung ihrer Familie bringen werde. Aber treu ihrem ersten Geliebten, war sie für alle Betheuerungen seines Nebenbuhlers taub, und was er von Siegen und Trophäen erzählte, rief nur ihren Abscheu hervor.

Doch unbiegsam in seinem Vorsatz und entschlossen sie zu gewinnen, sei es durch rechtliche oder unrechtliche Mittel, beharrte Shawwanossowah in seiner Bewerbung, indem er der Zeit und dem Zufall vertraute und durch sie seinen Zweck zu erreichen dachte. Das arme Mädchen, das nun durch seine unablässige Verfolgung wahrhaft elend war, welche die Drohungen der Eltern begleiteten, die sich fest vornahmen, das, was sie als rebellischen Starrsinn ihres Kindes betrachteten, zu besiegen, kam endlich zu dem Entschluß, die Großmuth und Ehre ihres Verfolgers anzurufen, und gestand, da sie auf seine Langmuth baute, zu unseliger Stunde die langgehegte Liebe für Muck-e-tick-now. Kaum hatte er entdeckt, aus welchem Grunde seine Bewerbung zurückgewiesen worden, als Wuth und Eifersucht sein Herz ganz in Besitz nahmen und Rachepläne in rascher Folge sich entwickelten, bis er die Ermordung seines Nebenbuhlers beschloß. Da er von seiner arglosen Angebeteten den Weg erfahren, den ihr Geliebter eingeschlagen, folgte er seiner Spur, erreichte sein Lager, kroch, indem er sich hütete, bemerkt zu werden, nach dem Feuer hin, wo sein Opfer allein bei der Bereitung seiner Abendmahlzeit saß, und erschoß es von hinter einem Baum. Nachdem er den todten Körper zwischen etwas Buschwerk versteckt, nahm er das Wild seines getödteten Nebenbuhlers, um seine eigene Abwesenheit dadurch zu erklären, und eilte nach dem Dorfe zurück, wo er seine Bewerbung noch feuriger erneute, zur äußersten Verzweiflung und Enttäuschung Awh-mid-way's, welche seine Erklärungen immer noch mit Entrüstung zurückwies, bis sie endlich, durch die entschiedenen Befehle und Drohungen ihrer Eltern gedrängt und in der Hoffnung, durch irgend eine List den Unglückstag zu verschieben, einwilligte, den Zeitpunkt zu nennen, wo sie ihn als Gatten annehmen wolle. Sie baute fest darauf, daß ihr Geliebter inzwischen zurückkehren und sie von der ihr drohenden Selbstopferung erretten würde, und verbarg, so gut sie es vermochte, den wachsenden Abscheu vor ihrem Verfolger.

Endlich kam der gefürchtete Tag, aber der Geliebte erschien

natürlich nicht. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß seine zerschmetterten Gebeine eine Beute der Raubthiere des Waldes geworden; denn immer noch lenkte die Hoffnung ihren Blick nach der Richtung hin, in welcher sie ihn damals hatte fortwandern sehen, als Alles noch im Sonnenschein zukünftigen Glückes vor ihr lag. Mit brennenden Augen und brechendem Herzen sah sie den Abend heranrücken, der sie unwiderruflich einem Manne verbinden sollte, den sie verabscheute.

Das bräutliche Canot, welches nach indischem Gebrauch mit allen nöthigen Vorräthen versehen worden war, um das vermählte Paar für eine Reise von der Dauer eines Monats allein aufzunehmen, worin in der That die einzige Trauformel besteht, lag schon am Ufer. Die Nacht war hereingebrochen, das Hochzeitsfest bereitet — das letzte Fest, an welchem sie im väterlichen Hause Theil nehmen sollte — als, siehe da, die Braut vermißt wurde, und Bestürzung an die Stelle der Heiterkeit und des hochzeitlichen Gewühles trat. Eifrig hatte man sie mit Fackelschein und Rufen in den benachbarten Waldungen gesucht, doch kein antwortender Laut drang an ihr Ohr, obgleich das Suchen mit unermüdetem Eifer bis Tagesanbruch fortgesetzt wurde. Da merkte man zum ersten Mal, daß das Hochzeitsboot verschwunden war, und indem man daraus schloß, daß sich die Braut desselben zu ihrer Flucht bedient hatte, so brach Shawwanossoway in Begleitung ihres Bruders, um ihr zu folgen, zu Fuß in der Richtung des Ufers auf.

Als sie einige Stunden gegangen waren, erblickten sie das Canot und seine schöne Führerin in der Ferne. Indem sie ihre Eile verdoppelten, erreichten sie einen Punkt, um welchen es nothwendigerweise herumkommen mußte. Hier schwamm der Liebhaber hinaus in den Fluß, um ihm den Weg abzuschneiden. Vergebens suchte er durch alle Mittel, die er ersinnen konnte, sie zu bewegen, daß sie anhalten und ihn an Bord nehmen möchte. Besiegt durch ihre entschlossene Weigerung und durch die Kraft und Gewandtheit, womit sie das Ruder führte, war er genöthigt die Verfolgung aufzugeben und an das Ufer zurückzukehren. Kaum war er gelandet, als ein heftiger Sturm, begleitet von Donner, Blitz und Regenströmen, sich erhob und das Paar zwang, sein Nachtquartier aufzuschlagen. Sie verharrte, ungeachtet des Sturmwetters in ihren Anstrengungen, bis die Schatten der Nacht sie den Blicken ihrer Verfolger entzogen. Mit Tagesanbruch zerstreuten sich die Wolken, und sie setzten ihre Verfolgungen fort, bis sie endlich das Canot erspähten, das auf dem Ufer lag. In dem Glauben, nun ihren Zweck erreicht zu haben, beschleunigten sie ihre Schritte; doch da sie näher herankamen, gewahrten sie eine Schaar Wölfe, und man kann sich das Grausen denken, das sie ergriff, als sie von dem

Wesen, das sie liebten, nur die fast ganz verzehrten Ueberreste fanden, die blos noch an den zerrissenen und zerstreuten Gewändern kenntlich waren. Mit gramvollen Herzen sammelten sie sorgfältig die theuren Reste, legten sie in das Canot und kehrten in das Lager zurück, wo die Todte viele Wochen lang von ihren trostlosen Verwandten und Freunden beweint und betrauert und mit allen in ihrem Stamme gebräuchlichen Feierlichkeiten begraben wurde.

Es war offenbar, daß der starke Sturm das Canot an's Land getrieben hatte, und wahrscheinlich, daß das Material zum Feueranzünden vom Wasser durchfeuchtet worden, und so das einzige Mittel, um diese Raubthiere zu verscheuchen, ihr gefehlt hatte.

Shawwanossowah grämte sich so sehr über das Leid, in welches seine ungezähmten Leidenschaften den Gegenstand seiner wärmsten Liebe gestürzt hatten, daß er den Entschluß faßte, seine kriegerische Laufbahn zu verlassen. Er warf den Tomahawk empor zum großen Geiste, damit er nur als ein Werkzeug der Gerechtigkeit gebraucht werde, und nahm an seiner Statt die Schnarre des Arznei-Mannes; auch hat er nie wieder irgend eine Handlung begangen, die mit seinem veränderten Wesen und Berufe nicht übereingestimmt hätte.

Sechs engl. Meilen von Manetouawning traf ich das Dorf Wequimecong, mit einer katholischen Mission, dessen indianische Bevölkerung, zu den Ottawwah's gehörend, sich hauptsächlich von Lachs und Weißfischen nährt. Selbst der Agent der Regierung hier ist ein Mischling, war früher Häuptling der Wyandots, ein Abkömmling des berühmten Tecumsah und führt den Namen „Geh' im Wasser". Wie alle indianischen Familien führte auch er eine Art von Wappen, welches die Häuptlinge gleichsam als Unterschrift bei wichtigen Veranlassungen benutzen. Wie Kane erzählt, schneidet eine durch den Wald ziehende Indianer-Familie häufig einen Spahn aus dem ersten Baum heraus und zeichnet ihr Sinnbild auf die frische Baumfläche, damit die Nachkommenden wissen, wer hier vorüber gezogen; oder wünscht z. B. ein Häuptling auf die Post zu schicken, um irgend etwas dort abholen zu lassen, so giebt er dem Boten sein auf ein Stück Birkenrinde gezeichnetes Wappen, einen Fuchs, einen Bär, Hund oder sonst etwas der Art als Legitimation.

An Bord eines Regierungsdampfers begab ich mich nach Soult S. Mariä, am unteren Ende des Superior-Sees, wo dieser in den Fluß St. Marie auf seinem Laufe in den Huron-See mündet. Auf einer Strecke von ungefähr 1½ engl. Meilen macht derselbe in diesen Fluß einen bedeutenden Fall, so daß der letzte zu einem schäumenden Strom wird, und die Canots, welche ihn zu befahren wagen, mit der äußersten Heftigkeit vor sich hinschleudert.





Ein Begräbniſs auf dem Eise.

So geschickt auch die Indianer ihre leichten Canots in diesen Stromschnellen zu führen wissen, so zerschellt doch oft die leichte Birkenrinde an dem Felsen und manches Boot hat seinen Untergang gefunden. Auch bei Sonlt St. Marie fand ich eine große Schaar von Indianern, Ojibeways und Ottawwahs, welche mit den Regierungs-Agenten zu verhandeln hatten.

Meine Weiterreise ging unter den unsäglichsten Mühen vor sich; ich passirte den sogenannten Donnerpunkt, einen 1200 Fuß hohen Stromfelsen, das Fort William, welches einst der wichtigste Punkt der Nordwest-Compagnie war, und gelangte endlich an die zahlreichen Portages oder Trageplätze, deren Passage mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, da bei jedem Trageplatz das Boot entweder auf dem Lande oder zwischen den Felsen des Stromes hindurch getragen werden muß.

Ich will den Leser nicht mit einer Erzählung dieser Schwierigkeiten ermüden, sondern knüpfe an dem Moment an, wo ich nach dreiwöchentlichem Umherirren auf den Strömen die Mündung des Red-River oder Rothen Flusses erreichte. Nachdem wir ungefähr 20 Meilen stromaufwärts gefahren, langten wir in den der Hudsons-Bay-Compagnie gehörenden Stone-Fort an. Nach einer kurzen Rast führte mich mein Weg durch die Red-River-Ansiedelungen, durch das Gebiet der Saltoux- und Sioux-Indianer, d. h. durch lange und leblose Ebenen nach dem Fort Garry, einem der wichtigsten Etablissement der Kompagnie in 97° w. L. und dem 50° 6′ 2″ ° n. B. auf dem Gabellande, zwischen dem Rothen Fluß und dem Assiniboine. Die Ansiedelung hier zieht sich fast 50 engl. Meilen an den Ufern des Flusses entlang und enthält eine katholische und eine protestantische Kirche; dieselbe wurde von Lord Selkirk im Jahre 1811 gegründet und entfaltete sich schon während der nächsten Jahre unter dem Schutze der Hudsons-Bay-Compagnie. Ein großer Luxus ist den Bewohnern der Kolonie freilich nicht vergönnt, da sie von allen Märkten abgeschnitten sind und selbst der nächste, St. Pauls am Missisippi, 700 engl. Meilen entfernt, hinter einer pfadlosen Prairie liegt. Die Mehrzahl der Bewohner hier besteht aus Half-Breeds, den Abkömmlingen der im Dienste der Hudsons-Bay-Compagnie stehenden Weißen und eingeborener Indianerinnen. Sie reden die Cree-Sprache und das Patois von Unter-Canada; ebenso werden sie gleich den indianischen Stämmen von einem Häuptling regiert. Diese Half-Breeds sind ein sehr gesunder Menschenschlag, da aber der Indianer in ihrem Charakter immer vorherrscht, so sind sie schlechte Landwirthe und hängen am liebsten dem Vergnügen der Jagd nach. Die Hauptsache sind für sie die Büffeljagden, welche jährlich zweimal stattfinden, und an denen der ganze Stamm Theil nimmt. Der Ver-

sammlungsort zu diesen Jagden, in den Monaten Juni und October, ist die „Ebene der weißen Pferde“, nach welcher sämmtliche Familien hinbestellt werden. Hier nun theilt sich der Stamm in drei Banden von etwa 500 Köpfen, jede schlägt ihre eigene Richtung ein, um auf Büffelheerden zu treffen, und jede führt kleine Wagen bei sich, die auf's Roheste zusammengezimmert sind und an denen kein Nagel zu finden ist. Selbst die Räder sind mit Leder überzogen, welches naß um das Rad gelegt, auf diesem trocknet, zusammenschrumpft und so fest hält, daß es sich niemals löst.

Als ich Fort Garry erreichte, waren die Half-Breeds gerade auf die Jagd ausgezogen; um diese mitzumachen, verschaffte ich mir einen Führer, einen kleinen Wagen für mein Zelt, ein Pferd für mich und zog hinaus, um eine der Banden zu treffen. Am ersten Tage legten wir etwa 30 engl. Meilen zurück und schlugen unser Lager Abends auf einer von kleinen Rosen übersäeten Ebene auf. Um so fataler ward uns die nächste Tagesreise durch ein Sumpfland, das von zahllosen Insekten bevölkert war, die man für höchst gefährlich hielt, weil sie sich, wie man sagt, selbst durch die Magenwände durchfressen und sogar die Pferde tödten.

Am dritten Tage erreichte ich den Pambinaw-Fluß. Hier fand ich eine Bande eben beschäftigt, Pfähle zu schneiden, um an denselben das Fleisch zu dörren, denn von hier ab bis zum Schildkröten-Berg, wo sich die drei Banden treffen sollten, um das mitgenommene Fleisch zu Pimmikon zu verarbeiten, gab es keinen Wald mehr. Dieser Pimmikon wird bereitet, indem man gedörrte Fleischschnitte zwischen zwei Steinen quetscht, bis sich die Fasern lösen; 50 Pfund Fleisch werden mit etwa ebensoviel heißem, geschmolzenem Fett vermischt; das Ganze wird in einen Sack von Büffelhaut gehüllt und zugenäht. Jeder Wagen bringt zehn solcher Säcke nach Hause, und was die Half-Breeds nicht selbst verbrauchen, das verkaufen sie an die Compagnie, welche den sich Jahre lang conservirenden Pimmikon nach den entfernten Posten versendet, wo es an Lebensmitteln mangelt.

Die etwa hundert Jäger mit ihren Weibern und Kindern nahmen mich sehr freundlich auf und führten mich in ihre Zelte von Büffelhäuten, in welchen sie nebst ihren großen Hunden wohnten. Am nächsten Morgen schon brachen wir in die weiten Ebenen auf. Hier verursachte der Zufall einen flüchtigen feindlichen Zusammenstoß mit den Sioux-Indianern, mit welchen die Half-Breeds seit Jahren im Kriege lebten. Während wir auf der Ebene dahinritten, gaben die uns vorausgeeilten Späher verdächtige Signale. Wenn nämlich diese Späher den Feind erblicken, so zeigen sie dies an durch unruhiges Hin- und Herjagen, sahen sie hingegen Büffel, so werfen sie einige Hände voll Staub in die Luft. Die Unruhe unsrer

Späher veranlaßte sofort einen großen Trupp der am besten Berittenen voraus zu jagen; sie versteckten sich hinter dem Ufervorsprung eines kleinen Flusses und schickten einige voraus, um die Sioux in die Falle zu locken. Letztere stürzten sich in der That auf diese kleine Vorhut, die Half-Breeds hingegen sprangen aus ihrem Versteck und feuerte eine Ladung auf sie, welche acht von ihnen auf den Boden warf.

Am nächsten Nachmittage gelangten wir an das Ufer eines kleinen Sees, an welchem wir unser Lager aufschlugen. Schon hier boten sich mir einige interessante kleinere Scenen der Jagd. Etwa vierzig Büffelkühe zeigten sich in der Ferne; unsere Jäger setzten ihnen nach. Es gelang ihnen, ein Dutzend von diesen zu tödten; sie wurden in das Lager geschleppt, und alsbald warf sich der ganze Trupp mit einer wahren Gier über das frische Fleisch. Das Leben in diesen Ebenen erregt Appetit, und auch ich nahm mit großem Vergnügen an dem Schmause Theil. Der größte Leckerbissen am Büffel ist die Zunge, dann der sogenannte kleine Höcker, der sehr fest, aber zugleich sehr zart ist und von den Indianern zur Aufbewahrung zurückgelegt wird. Nachdem wir soviel verschlungen, als unser Appetit verlangte, verbrachten wir den Abend mit dem Rösten der Marksknochen, welche gewissermaßen unser Dessert bildeten, und streckten uns in die Zelte hin.

Während der nächsten Tage wuchsen die Büffelheerden, welche uns begegneten, allmälig, bis endlich unsre Späher meldeten, daß sich in unserer Nähe eine ungeheure Anzahl von Büffel-Stieren befinde. Die letzteren unterscheidet man in der Ferne von den Büffelkühen dadurch, daß jene sich weitläuftiger über die Ebene zerstreuen, während die Kühe zum Schutz ihrer Kälber sich stets zusammenhalten. Ein Half-Breed, der mir stets besondere Freundlichkeit zeigte, weckte mich am Morgen sehr früh, um mich den Uebrigen voraus zu führen und mir das Weiden der Büffel zu zeigen, ehe die Jagd beginne. Nach einem sechsstündigen scharfen Ritt fanden wir uns eine engl. Viertelmeile von der Spitze der Heerde entfernt, deren schwarze Masse die Ebene färbte, soweit das Auge reichte. Der Wind war uns entgegen und die Büffel spürten uns deshalb nicht. Nach einer kleinen Stunde hatten auch die hundert übrigen Jäger uns eingeholt; Jeder lud seine Flinte und untersuchte den Sattelgurt. Dann nahm jeder der Jäger den Mund voll Kugeln, um auf diese Weise laden zu können, während sein Pferd im vollen Laufe ist; eine Gewohnheit, die zwar oft das Rohr sprengt, aber doch bei diesen Jagden einmal Sitte ist. Alles war in Bereitschaft; wir trieben unsere Pferde zu. Kaum waren wir 200 Schritte vor, als die Masse, uns entdeckend, sich nach entgegengesetzter Richtung in Bewegung setzte. Den Pferden die

Sporen gebend, waren wir in 20 Minuten mitten unter ihnen, also in einer Masse von mindestens 5000 Stieren, unter welchen sich nicht eine einzige Kuh befand.

Das sich jetzt entwickelnde Schauspiel war ein großartiges. In toller Hast jagten die Stiere über die Ebene; die Jäger, keiner Gefahr achtend, feuerten unablässig auf ihre stets nur wenige Schritte entfernten Opfer. Sobald ein Büffel fiel, warf der Jäger ein Kleidungsstück, daß er meist nur zu diesem Zweck bei sich führte, als ein Erkennungszeichen auf seine Beute und stürzte sich auf eine andere. Eine Stunde lang wüthete die Jagd auf einem Raum von etwa 5 engl. Quadratmeilen, bis endlich 500 Büffel todt oder verendend am Boden lagen. Ich war eben im Begriff über eine kleine Erderhöhung hinwegzusetzen, als mein Pferd plötzlich auf die Seite sprang. Einer der Büffel hatte sich, schwer getroffen, aufgerichtet, und während das Blut ihm aus dem Maul troff, stürzte er sich auf mein Pferd, um an uns Rache für seine Schmerzen zu üben. Mitten im Sprunge aber brach er blutend zusammen. Es giebt keinen unheimlicheren Anblick, als das von Blut unterlaufene Auge eines Büffels, wenn er Rache schnaubend den Kopf senkt, um sich auf seinen Todfeind zu stürzen, und nie werde ich den Anblick dieses armen Thieres vergessen. Als Gegenstück hierzu sah ich auf meinem Rückwege in's Lager einen Indianer, welcher kaltblütig einen verwundeten Büffel vor sich hin trieb. Auf meine Frage, warum er das Thier nicht todtschieße, antwortete er mir, er treibe den Büffel bis zu den Zelten, um sich die Mühe zu sparen, das Fleisch erst mit einem Wagen zu holen. In der That gab er dem Thier erst hundert Schritt vor den Zelten den Gnadenschuß. An demselben Abend, während die Jäger noch abwesend, rannte ein durch die Jagd verstörter Büffel zwischen die Zelte des Lagers und flüchtete sich in eins derselben, während die Weiber und Kinder mit lautem Geschrei heraussprangen. Als die Männer zurückkehrten, fand man ihn noch in der Hütte und mußte ihn in derselben niederschießen, da er nicht herauszubringen war.

Die Horde verlegte jetzt ihr Lager unmittelbar auf das Schlachtfeld. Ermattet von der Jagd warf ich mich in meinen Wigwam, konnte aber die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, da die Wölfe und Hunde in der Nähe des Lagers ein unerträgliches Geheul unterhielten Am andern Morgen glich die ganze Ebene einer Fleischerbank. Während die Späher nach andrer Richtung hin bereits eine neue Büffelheerde entdeckt hatten und die Jäger gegen diese auszogen, machten sich die Weiber die Arbeit, das Büffelfleisch in Streifen zu zerschneiden und dieselben auf zusammengebundenen Stangen in die Sonne zu hängen. Die Jagd dauerte noch Wochen lang fort; das Ergebniß derselben war jetzt wie immer

ein ungeheures, und man darf annehmen, daß allein die Half-Breeds das Jahr hindurch an 20—30,000 Büffel erlegen.

Ich meines Theils trat meinen Rückweg zur Kolonie an. Mit Mühe gelang es mir, im Lager einen Jäger zu überreden, mich als Führer zu begleiten, da die Furcht der Half-Breeds vor den Sioux eine allgemeine ist und er fürchtete, daß dieselben uns auf diesem ihrem Gebiet den Weg abschneiden könnten. Endlich erklärte sich Einer bereit; wir rauchten im Lager noch die landesübliche Abschiedspfeife und von etwa zwanzig Jägern begleitet, die mir 10 englische Meilen das Geleit gaben, brach ich zur Colonie auf. Unser Weg führte durch ein großes Sumpfland, in welchem wir großen Mangel an Wasser litten, da die Moräste in der heißen Jahreszeit ausgetrocknet waren.

Ganze Schaaren von Hunden und Wölfen umschwärmten uns, und selbst in der Nacht, wenn wir unser Lager aufgeschlagen hatten, gab es keine Ruhe, denn die Furcht vor den Sioux ließ meinen Führer kein Auge schließen. Am nächsten Tage erreichten wir den Swampy-Lake oder Sumpfsee, über welchen der Weg in einer Länge von etwa 14 engl. Meilen dahinführt. Das Unglück wollte, daß mein Führer erkranken mußte. Dieser Unfall nöthigte mich, eine kleine Erhöhung im Wasser als Lagerstätte zu wählen. Diese war jedoch so schmal und eng, daß mir kaum noch Raum blieb, mich neben den Wagen, in welchem der Kranke lag, niederzuhocken. Am Kochen war nicht zu denken; ich mußte daher mein gedörrtes Fleisch roh verzehren. Zwar versuchte ich, trotz dieser unbequemen Lage zu schlafen, die Millionen von Mosquitos aber, welche mich umschwärmten und nach meinem letzten Blutstropfen lechzten, machte mir auch dies unmöglich. Fast erblindet durch die Stiche dieses Ungeziefers, suchte ich gegen 4 Uhr Morgens die Pferde; diese aber hatten sich, angelockt durch die Wasserlilien, bis an den Bauch im Wasser verlaufen, und so mußte ich denn zu ihnen waten, um sie zurück zu holen.

Erst gegen 9 Uhr konnte ich an die Weiterreise denken. Mein Führer befand sich zwar etwas besser, doch bestand er darauf, ich solle ihn und seinen Wagen nur allein fahren lassen und meinen Weg zu Pferde fortsetzen. Aus Rücksicht für den armen Kerl wollte ich ihn wenigstens durch den vor uns liegenden „Stinkfluß“ bringen, in welchem das Wasser bis über den Hals der Pferde ging. Mühselig brachte ich ihn hindurch, überließ ihn jetzt seinem Schicksal und setzte meinen Weg in der Richtung des Forts allein fort. Aber welch’ eine Arbeit, über alle die Sümpfe hinwegzukommen, die in diesen Gegenden das Reisen so beschwerlich machen! Wie oft steckte mein Pferd bis zum Sattel im Schlamm, wie oft saß ich voll Verzweiflung fest, ohne die Hoffnung, weder vor- noch

rückwärts zu kommen! Soweit mein Auge schaute, nichts als Sumpf! Ich mußte den Sattel verlassen, um dem Pferde die Arbeit leichter zu machen, und mitten durch das im Wasser und Schlamm wimmelnde Ungeziefer wateten wir meilenweit einer traurigen Zukunft entgegen.

Offenbar hatte ich eine falsche Richtung eingeschlagen, dennoch war ich überzeugt den Assiniboine-Fluß zu erreichen, wenn ich diese Richtung fortsetzte, und diesem folgend mußte ich jedenfalls die Niederlassung erreichen. Spät am Abend sah ich mich zu meiner Freude wirklich an den Ufern dieses Flusses und erreichte wieder um Mitternacht das Fort Garry.

Letzteres ist eins der besten Forts im Gebiete der Hudsons-Bay-Compagnie; es hat eine mit Bastionen versehene Steinmauer, welche die großen Magazine und die bequemen Wohnhäuser der Beamten umschließt. Gut befestigt hat dieses Etablissement weder von den Half-Breeds noch von den Indianern etwas zu fürchten. Der mit der Oberleitung der Geschäfte beauftragte Herr Christin empfing mich mit großer Freundlichkeit, und unter seinem Dache verlebte ich denn einige glückliche Wochen.

Das Gouverneurs-Amt der Ansiedelungen am Rothen Fluß ist eben so mühsam, wie die Verantwortlichkeit groß ist. Von dem Scharfsinn und der Klugheit, mit welcher der Gouverneur verfährt und die ihm gegebenen Instruktionen ausführt, hängt das Wohl der ganzen Niederlassung ab. Die Half-Breeds sind stets unzufrieden, und wie bereitwillig ihnen die Hudsons-Bay-Gesellschaft auch entgegenkommt, ihre Ansprüche grenzen immer an das Unmögliche. Dabei hilft und sorgt die Compagnie für das Wohl und Wehe der Eingebornen nach Möglichkeit, giebt ihnen Arzneien und Erleichterungen, schlichtet die Streitigkeiten der feindlichen Stämme und hindert den Verkauf des Branntweins durch so strenge Gesetze, daß selbst die Beamten nicht im Stande sind, sich von diesem Gift mehr zu verschaffen, als ihnen für ihre Reisen zugemessen wird.

Gewiß widerstreitet das dieser Gesellschaft übergebene Monopol für den Pelzhandel den Grundsätzen der allgemeinen Gewerbefreiheit, aber ein einziger Blick auf den Zustand der Indianer im Gebiete der Hudsons-Bay-Compagnie und auf den der Indianer in den Vereinigten Staaten überzeugt uns, daß die Freigebung des Handels mit den Indianern nothwendig zum vollständigen Untergange der letzteren führen muß. Eine G e s e l l s c h a f t wird stets darauf bedacht sein, das Wohl der Indianer zu fördern, ihre angeborene Neigung zur Jagd zu unterstützen und ihren Fleiß anzufeuern. Privat-Abenteurer aber oder kleinere Gesellschaften werden stets bemüht sein, das Land und dessen Eingeborene so schnell als

möglich auszusaugen und dadurch die Quellen des Reichthums schnell und gründlich zu vernichten. Namentlich der Branntwein ist es, welcher in den Händen der Weißen für die armen Indianer ein tödtliches Gift geworden; die unselige Neigung aller indianischen Stämme für berauschende Getränke macht die Eingebornen zu einem willenlosen Werkzeug der Weißen, und führt zu ihrer gänzlichen Vertilgung. Wenn auch die Gesetze der Vereinigten Staaten den Verkauf des Branntweins an die Indianer streng untersagen, so ist es doch unmöglich, die Befolgung dieses Verbotes zu erzwingen; mit Hülfe dieses Giftes machen die Handelsleute glänzende Geschäfte und die Zahl der Indianer vermindert sich alljährlich; im Gebiete der Hudsons-Bay-Gesellschaft hingegen gedeiht der Pelzhandel vortrefflich, wenn freilich auch hier die Stämme sich vermindern in demselben Grade, in welchem die „Trappers" oder Fallensteller in den unermeßlichen Ebenen vordringen und den Indianern das Wild wegfangen. Von Jahr zu Jahr wird ja überhaupt das Jagdgebiet der Indianer kleiner; sämmtliche Flußufer sind den dem Biber nachstellenden Trappers verfallen, und dem Indianer bleibt keine andere Revange für diese Usurpation, als daß er sich jährlich durch den Tod einiger Trappers rächt, wenn er diese überrumpeln kann.

Hier vom Fort Garry aus unternahm ich meine regelmäßigen Ausflüge sowohl zu den Sioux- als den Salteaux-, den Ojibeway- und den übrigen hier ansässigen Indianern. Wohin ich kam, wurde mir von den Rothhäuten eine bereitwillige Aufnahme zu Theil und mit großer Freundlichkeit stellten sie sich mir auf meinen Jagdzügen zur Disposition.

Mein Hauptverkehr betraf die Salteaux-Indianer, in deren Zelten ich mich heimisch gemacht hatte. In der Mitte ihres Lagers befand sich die sogenannte Arznei-Hütte, ein längliches Zelt, das aus zusammengebogenen Stangen errichtet und oben mit Birkenrinde bedeckt war. Diese Rinde ist eine den armen Indianern von der Natur erwiesene unendliche Wohlthat; mit ihrer Hülfe schützt er sich vor der rauhen Witterung, befährt er die großen Binnenseen, an denen seine wilde Heimath so reich ist; aus dieser Rinde fertigt er seine Küchen- und andere Geräthe, und da sie kein Wasser durchläßt, so kocht er sich auch seine Fische in birkenen Töpfen, indem er glühend gemachte Steine in das Wasser hineinlegt. Die Rinde dient ihm sogar als eine Art Papyrus, indem sie, wie oben erwähnt, seine hieroglyphische Correspondenz vermittelt.

Das Wort „Arznei" hat bei dem Indianer seine ganz eigenthümliche Bedeutung. Arznei heißt bei ihm Alles, was Geheimniß ist und spielt eine ganz bedeutende Rolle. Die Pelzhändler in diesen Gegenden sind nämlich großentheils Franzosen, bei denen der Arzt

„medecin“ heißt. Die Indianer-Regionen wimmeln nun von Aerzten, die sämmtlich große Zauberer und in tiefe Geheimnisse eingeweiht zu sein behaupten. Die Engländer und Amerikaner, welche hier ihren Handel treiben, haben, wie Catlin schreibt, dieses Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeutung angenommen; sie nennen jene Personen „Medizinmänner“, was etwas mehr bedeuten soll, als Arzt. Da es nun unter den Indianern sowohl, als unter den Weißen Personen giebt, welche die Geheimnißkrämerei treiben, ohne von der Arzei etwas zu verstehen, so wurden alle mit dem umfassenden Namen Medizinmänner bezeichnet. Catlin, der als Maler jene Gegenden bereiste, erzählt, daß er diesem abergläubischen Volke als ein Medizinmann ersten Ranges erschienen, weil ihnen die Malerei etwas Unbekanntes und Unerklärliches war und daher von ihnen die „größte Medizin“ genannt wurde. Seine mit Perkussion versehenen Flinten und Pistolen wäre große Medizin, und kein Indianer wagte sie abzufeuern, weil sie nichts mit des weißen Mannes Medizin zu thun haben wollten.

Bei den Indianern, unter welchen die Civilisation noch keine Fortschritte gemacht hat, spielt noch heute der Medizinbeutel die hauptsächlichste Rolle. Diese Beutel werden aus Häuten von Säugethieren, Vögel oder Amphibien bereitet und auf die seltsamste Weise verziert, so daß sie einen Schmuck des Indianers bilden. Sie werden stets mit Moos, Gras oder dergleichen ausgestopft, sind fest verschlossen und werden nie geöffnet. Jeder Indianer erweist seinem Medizinbeutel die höchste Verehrung und erwartet von ihm Schutz und Sicherheit, ja er unterwirft sich wochenlangen Fasten und Bußübungen, wenn er seine Medizin beleidigt zu haben glaubt. Ein Mann ohne Medizin gilt bei diesen Natursöhnen für entehrt und deshalb bewahrt ein Jeder dieselbe bis zum Tode.

Alle Stämme haben ihre Aerzte, die eigentlichen Medizinmänner. Dieselben verordnen Wurzeln und Kräuter, und wenn diese nichts helfen, greifen sie zu ihrem letzten Mittel, zu ihrem Geheimniß oder Medizin. Machen sie einem Kranken den letzten Besuch, so staffiren sie sich auf die wunderlichste Weise heraus, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln unter Zaubergesängen, und wenn das Alles nicht hilft, so ist es der Wille des großen Geistes gewesen, daß der Mann sterben sollte. Der Anzug dieses Indianer-Arztes ist ein wunderliches Gemisch von allerlei Gegenständen des Thier- und Pflanzenreichs. Oft steckt er in der Haut des gelben Bären, an welchem Schlangenhäute, Frösche, Fledermäuse, Vogelschnäbel und überhaupt etwas von alle dem hängt, was auf der Erde schwimmt, fliegt oder läuft.

Bei meinem Eintritt in diese Arzneihütte fand ich vier Männer, anscheinend Häuptlinge, auf den am Boden liegenden Matten sitzend.

Sie gestikulirten sehr heftig und schlugen den Takt zu dem Wirbel einer Trommel. Irgend ein heiliger Gegenstand lag verdeckt inmitten dieser Gruppe. Als sie mich eintreten sahen, verstummte ihre Musik sofort, sie warfen mir unwillige Blicke zu, näherten sich mir aber ohne Feindlichkeit, betasteten meine Kleider, und da sie dieselben sehr fein glaubten, erklärten sie, ich müsse ein Häuptling sein.

Mich in der Hütte umschauend, sah ich dieses Heiligthum mit Binsenmatten behängt, an welchen allerlei Opfergaben befestigt waren, nämlich blaue und rothe Zeugstücke, Perlschnüre, Skalpe oder feindliche Kopfhäute und verschiedene andere mir unbegreifliche Dinge. In der Ueberzeugung, daß ich störend sei, zog ich mich zurück. Kaum aber war ich aus der Hütte getreten, als mich ein Schwarm von Weibern und Kindern umringt, mich vom Kopf bis zum Fuß musterte und mir bis an mein Zelt folgte. Auf diesem Wege kam ich an einem Grabe vorbei, auf welchem eine Stange errichtet war, die sicherlich eine dem Feinde abgezogene Kopfhaut getragen hatte. Wie ich später hörte, waren jene Männer in der Hütte Medizinmänner, die wahrscheinlich eine wissenschaftliche Berathschlagung gehalten, zu welcher sie des großen Tam-tam, ihrer Trommel, bedurften, damit den übrigen Indianern im Dorfe der gehörige Respekt vor der Feierlichkeit und Heiligkeit eingeflößt werde.

Nach einem genügenden Aufenthalt am Rothen Fluß, welcher mich in vielfachen Verkehr sowohl mit den Stämmen, als mit den weißen und rothen Fallenstellern an den Flüssen brachte, machte ich mich auf den Weg nach Toronto zurück und erreichte New-York über Buffalo und Niagara.

Im nördlichen Polar-Meer.

Das traurige Schicksal Sir John Franklin's und der von ihm geführten Schiffe „Erebus" und „Terror" ist bekannt. Sie waren 1845 auf eine höchst gefahrvolle Entdeckungsreise gegangen — die dritte, welche Sir John unternommen, um eine nordwestliche Durchfahrt durch die arktischen Seen zu suchen. Sie fanden die Durchfahrt, wie jetzt unzweifelhaft dargethan ist. Aber sie bezahlten ihre Entdeckung mit dem Leben; fern von ihrer Heimath, der ihr Ende fünfzehn Jahre lang ein schreckliches Geheimniß blieb, kamen sie im Eise um. Manche Versuche zwar — zur Ehre der britischen Nation und der Vereinigten Staaten sei es gesagt! — wurden seit 1847 unternommen, um Kunde von dem im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes Verunglückten zu gewinnen. Aber lange Zeit umsonst, bis es endlich der unerschütterlichen Liebe und Treue Lady Franklins, der Wittwe Sir John's, und dem Muth, dem Geschick und der Opferfreudigkeit jener Männer, an deren Spitze M'Clintock*) als Führer und Kapitän der Yacht „Fox" stand, gelang, den Schleier zu lüften, zu gleicher Zeit der Wissenschaft einen unvergeßlichen Dienst leistend und den Todten auf den Eisgefilden die letzte Ehre erweisend, welche das Vaterland ihnen schuldete. Der tapfere M'Clintock hatte, als er von allen Gefahren des arktischen Meeres umstarrt, sein Reise-Tagebuch schrieb, keine Idee, daß es einst noch vor der Welt erscheinen und das Interesse derselben in so ungeheurem Maße in Anspruch nehmen werde. Auch wir glauben unsrem Leser die einfache Geschichte, wie er und seine Gefährten ihre große Aufgabe lösten, nicht vorenthalten zu dürfen, und folgen ihm nach M'Clintocks eigenen Worten.

*) Gesprochen: Mac Clintock.

I.

Es ist bereits als historische Thatsache bekannt, wie Regierungs- und Privat-Expeditionen mit einem Eifer und einer Ausdauer, die ihres Gleichen nicht haben, zwischen den Jahren 1847 bis 1855 auszogen, um Sir John Franklin's Schiffe zu suchen; daß der einzige Schimmer einer Nachricht der war, welchen die Inschriften auf drei Grabsteinen in Beechey-Eiland gewährten. Diese gaben die Namen und Daten der Todesfälle jener Mitglieder der verlorenen Expedition an, welche in der Sache der Wissenschaft und ihres Vaterlandes so früh fielen.

Auf diese Weise erfuhren wir den Ort, wo die Franklin-Expedition ihren ersten arktischen Winter verbrachte. Im Oktober 1854 brachte Dr. Ray die einzige weitere Nachricht über sie heim, welche uns je erreicht hat. Von den Eskimos, von Boothia Felix hörte er, daß eine Schaar von ungefähr vierzig weißen Männern auf der Westküste von King-Williams-Eiland gesehen worden sei, daß sie von dort zu der Mündung des großen Fischstromes wanderten, wo sie Alle, wahrscheinlich im Frühling 1850, verhungerten. Einige Reliquien, welche Dr. Ray von diesen Eingebornen erhielt und mit sich nahm, wurden als Eigenthum Sir John Franklins und einigen seiner Gefährten erkannt.

Die englische Regierung sandte 1855 eine Expedition den Fischstrom hinunter; aber obwohl genügende Spuren gefunden wurden, um darzuthun, daß ein Theil der Mannschaft von dem „Erebus" und „Terror" wirklich an den Ufern jenes Stromes gelandet waren und Spuren derselben sogar bis zu den Franklinfällen existirten, so wurde doch keine weitere Nachricht erlangt, weder durch Entdeckung hinterlassener Aufzeichnung noch durch die Eskimos.

Lady Franklin und die sonstigen Fürsprecher einer weiteren Untersuchung ließen nicht nach, der Regierung vorzustellen, wie nothwendig es sei, in einer nachdrücklicheren Weise die Spuren zu verfolgen, welche Dr. Ray zufällig gefunden, und wie man die Nachsuchungen durch eine weitere, keineswegs gewagte und kostspielige Anstrengung vervollständigen könne. Erst im April 1857 erhielt Lady Franklin eine entscheidende Antwort. Die Regierung war der Ansicht, man bringe das Leben der Offiziere und Schiffsleute unnöthig in Gefahr, ohne Aussicht, den in den Eismeeren Verunglückten noch helfen zu können.

Lady Franklin, in ihren Hoffnungen getäuscht, zögerte nicht augenblickliche Vorbereitungen zu einer Expedition auf eigene Kosten zu machen. Aber sie blieb nicht allein. Viele Freunde der Sache darunter einige der ausgezeichnetsten Gelehrten in England, beeilten sich, ihre Hülfe anzubieten, und bald war eine beträchtliche Summe zur Unterstützung eines so edlen Unternehmens zusammengebracht.

Am 18. April 1857, erzählt M'Clintock, erwies Lady Franklin mir die Ehre, mir das Kommando der beabsichtigten Expedition anzubieten; freudig nahm ich es an. Als ein Ehrenposten, der nicht ganz ohne Schwierigkeit war, besaß er hinreichende Reize für einen See-Offizier, der bereits in drei auf einander folgenden Expeditionen von 1848—1854 gedient hatte. Ich war durchaus erfahren in allen Einzelheiten dieses eigenthümlichen Unternehmens; und so gestehe ich obenein, daß mein ganzes Herz bei der Sache war. Wie hätte ich umhin gekonnt, mich dem Versuche zu widmen, wenigstens die Erinnerung treuer bis zu ihrem Tod geleisteter Dienste meiner Kameraden zu retten? Und da ich einer von jenen war, durch deren vereinte Anstrengungen nicht blos die Wiederentdeckung des Franklin und die Geographie des arktischen Amerikas fast bis zu ihrer Vollendung gebracht worden waren, so konnte ich gutwillig der Nachwelt die Ehre nicht überlassen, die kleine noch gebliebene Lücke auf unsern Karten auszufüllen.

Diese Entdeckungen unvollständig zu lassen, besonders in einer Meeresgegend, durch welche der Fluthstrom die Existenz eines Kanals deutlich anzeigt, — in der That die einzige Hoffnung einer brauchbaren Nordwest-Durchfahrt — würde nichts Anderes gewesen sein, als künftigen Forschern die starke Versuchung zu hinterlassen, den reichen Lohn unsrer lang fortgesetzten Anstrengungen zu ernten.

Ich wandte mich unverzüglich an die Admiralität um Urlaub zur Vollendung der Franklin-Expedition, und erhielt am 23sten in Dublin die telegraphische Botschaft von Lady Franklin: „Ihr Gesuch ist angenommen. Der Fox ist mein. Die Ausstattung wird sogleich beginnen." Sie hatte bereits die Schrauben-Yacht Fox von 177 Tonnen gekauft, und stellte sie nun zusammen mit den nothwendigen Fonds zu meiner Verfügung.

Ich muß erklären, was hier mit dem Worte „ausstatten" gemeint war. Die Sammtvorhänge und kostbarsten Möbeln der Yacht, sowie Alles, was nicht dazu diente, das Schiff dauerhaft zu machen, mußte entfernt werden. Die großen Fensterluken und geräumigen Leitertreppen mußten auf ein Maaß, welches mehr für ein Polarklima paßte, beschränkt werden. Das ganze Schiff mußte

außen mit starkem Plankenwerk bekleidet und inwendig durch kräftige Kreuzbalken, Eisenstangen und diagonale Stützen befestigt, kurz, Alles bis auf Kiel und Schornstein mußte verändert und durch stärkere Materialien ersetzt werden.

Der Innenraum ward in jedem Sinne mit der strengsten Sparsamkeit hergestellt. Um Platz für Vorräthe und Werkzeuge zu schaffen, wurden die Offiziere in wahre Taubenschläge gesteckt. Unser Eßzimmer für fünf Personen maß 8 Fuß im Geviert. Der gewöhnliche Heizapparat für den Wintergebrauch wurde durch ein paar sehr kleine Kohlbecken ersetzt. Der „Fox", beiläufig gesagt, hatte erst eine Reise nach Norwegen gemacht und war von Lady Franklin für 2000 Pfd. Sterl. gekauft worden.

Manche würdige Seeleute, meine Genossen in den früheren arktischen Seereisen, offerirten sehr bereitwillig ihre Dienste und wurden mit Freuden angenommen; denn es war mein Wunsch, erprobte Männer um mich zu versammeln, welche der Pflichten, die man von ihnen erwartete, bewußt und an See-Disciplin gewöhnt waren. So hatten denn von den fünfundzwanzig Männern, welche unsere kleine Gesellschaft bildeten, siebzehn früher schon in den arktischen Expeditionen gedient.

Expeditionen dieser Art sind immer beliebt bei englischen Seemännern gewesen und zahllos waren die Anträge, welche mir zugingen; aber noch mehr waren der Anerbietungen, mir „in irgend welcher Eigenschaft" zu dienen, welche von allen Theilen des Landes, von Leuten aller Klassen, deren manche nie die See gesehen hatten, einliefen. Es war mir, wie sehr mich dieser Beweis der Theilnahme auch freute und ermunterte, unmöglich, auf dieselben einzugehen, und ich wählte meine Begleiter folgendermaßen:

Mein Zweitkommandirender war W. R. Hobson, ein Offizier, der sich bereits im arktischen Dienste ausgezeichnet hatte. Kapitän Allen Young gesellte sich als Segelmeister hinzu, und widmete nicht nur seine schätzbaren Dienste, sondern auch einen großen Theil seines Vermögens der Expedition. Dieser Herr hatte früher einen unsrer schönsten Kauffahrer, alsdann das Dampf-Transportschiff „Adelaide" von 2500 Tonnen kommandirt, und war neulich erst krank aus dem schwarzen Meere zurückgekehrt, wo er während des größeren Theiles des Krimkrieges beschäftigt gewesen. David Walker, Doktor der Medizin, übernahm unentgeltlich den Posten eines Arztes, Naturalisten und Photographen; und gerade, ehe wir absegelten, kam Carl Petersen, allen arktischen Forschern als Eskimo-Dolmetscher in den Expeditionen des Kapitän Penny und Dr. Kane, so wohl bekannt, von Kopenhagen an, um mich zu be-

gleiten, obgleich er dahin erst sechs Tage früher von Grönland, nach einer Abwesenheit von einem Jahr von seiner Familie, zurückgekehrt war.

Reichliche Vorräthe für achtundzwanzig Monate wurden eingeschifft, darunter eingemachte Gemüse, Citronensaft, Pickles für täglichen Gebrauch, und Pökelfleisch für jeden dritten Tag; desgleichen soviel vom stärksten Ale-Bier, als im Schiffe Raum war. Auch die Regierung, obwohl sie es abgelehnt hatte, eine Expedition auszusenden, unterstützte uns doch nun in der liberalsten Weise. Alle unsre Waffen, Pulver, Blei, Raketen, Signalmörser, Eisbrecher, Eissägen, Eisanker und Eisklammern; alle unsere wissenschaftlichen Instrumente, Karten, Chronometer, Bücher, Apotheke, sogar die für eine solche Expedition nothwendigen Kleidungsstücke wurden uns von ihr geliefert.

Am letzten Tage des Juni kam Lady Franklin, begleitet von ihrer Nichte, Miß Sophia Cracroft und Kapitän Maguire, an Bord, um uns Lebewohl zu sagen, denn wir beabsichtigten am Abend abzureisen. Da ich sah, wie tief bewegt sie war, als sie das Schiff verließ, bemühte ich mich den Enthusiasmus meiner Schiffmannschaft zu unterdrücken, aber umsonst; er machte sich Luft in drei langen herzlichen Abschiedsrufen.

Wir sollten an diesem Abend indeß nicht in die See kommen, mußten an der Küste liegen bleiben und den nächsten Morgen erwarten. Dann lief der „Fox“ glücklich mit Hochwasser aus und begann seine lange und einsame Reise.

Kaum hatten wir die geschäftige Welt hinter uns gelassen, als wir auch schon anfingen, unsere Vorkehrungen für gegenwärtige Behaglichkeit und zukünftige Anstrengungen zu treffen. Wie geschäftig, wie glücklich und wie hoffnungsvoll wir damals Alle waren!

In der Nacht des 2. Juli passirten wir Pentland-Firth, wo die Fluth heftig gegen einen starken Wind fließend, die See furchtbar hoch machte. Aber unter Dampf und Leinwand kämpfte sich das kleine Schiff wacker hindurch. Die bleichen milden Gestade der Orkney-Inseln, die noch wilderen Piloten, die zu uns kamen und ihr heiseres Geschrei und unverständlichen Dialekt, das schrille Geschrei unzählbarer Seevögel, die heulende Brise und tobende See, erregten in uns ein Gefühl, als ob wir in Grönland selber erwacht wären. Aber erst am 12ten sollten wir die Südspitze dieses eisumschlossenen Continentes erblicken. Es ist sonderbarer Weise Cap „Fahre wohl“ genannt; ob aber von irgend einem leichtgläubigen Abenteurer, welcher sich einbildete, daß er alle Gefahr überwunden, sobald er Grönland hinter sich habe; oder ob von dem

müden, heimwehkranken Seemann, welcher in seiner zerschlagenen Barke dem eisigen Umfangen des Winters mit Mühe entronnen war und nun diesem freundlosen Lande ein langes „Fahr wohl!“ zurief — das ist nicht bekannt.

Von Januar bis Juli pflegt diese Küste durch eine breite Mauer schweren Eises, welches aus der Nachbarschaft von Spitzbergen hierhertreibt, und nachdem es sich um das Cap geschoben hat, sich längs dem Strande in einer Entfernung von 250 Meilen ausdehnt, unnahbar gemacht zu werden.

Um diese Zeit beschloß ich, da einer von meiner Mannschaft Symptome der Lungenkrankheit zeigte, die erste Gelegenheit zu benutzen, um ihn aus einem Klima, welches für derartige Constitutionen tödtlich ist, nach Haus zurückzusenden; und da ich von Mr. Petersen, welcher Grönland erst im letzten April verlassen hatte, erfuhr, daß ein Schiff bald von Frederiks-haab nach Kopenhagen abgehen würde, so entschloß ich mich nach diesem Platze zu gehen, um das heimwärtssegelnde Schiff zu erreichen.

Es war nothwendig, sich durch das Spitzbergen-Eis zu arbeiten, und wir drangen nach 18 Stunden schwerer Arbeit glücklich durch. Ein dicker Nebel verhinderte uns weiter vorzuschreiten; als der Abend nahte, gab ich alle Hoffnung für die Nacht auf. Aber plötzlich rollte der Nebel auf das Land zurück und enthüllte einige kleine Inseln dicht in unserer Nähe; dann die zerrissenen Zacken des Festlandes, und endlich, da er ganz in Luft zerging, die entfernten Schneekuppen auf einem tiefblauem Himmel.

Der Abend ward hell und köstlich; die ganze Ausdehnung der Küste war gesäumt mit zahllosen kleinen Inseln, hinter denen hohe Gebirge standen, welche, da sie von einer gloriösen Westsonne reich gefärbt waren, einen ungewöhnlich herrlichen Anblick bildete. Grönland enthüllte unserm erstaunten Blick an jenem Abend die ganze Pracht seiner natürlichen Schönheit.

Am 20. Juli des Morgens kam der erste Kaufmann der Niederlassung, oder wie er von den Engländern gewöhnlich genannt wird, der Gouverneur, zu uns und sein Pilot brachte uns bald in den sicheren kleinen Hafen von Frederiks-haab. Ich erfuhr zu meiner Freude, daß es gerade noch Zeit sei, unsern kranken Seemann mit dem abgehenden Schiffe heimzuschicken.

Die dänische Regierung hat den Handel von Grönland monopolisirt. Seine Eskimos und gemischte Bevölkerung beträgt ungefähr 7000 Seelen. Etwa 1000 Dänen wohnen beständig dort, um den Handel zu leiten, welcher fast ausschließlich in dem Austausch europäischer Güter gegen Thran und Rennthierfelle besteht. Die Eskimo sind keine dänischen Unterthanen, aber obwohl sie auf

ihre nominelle Unabhängigkeit stolz sind, sind sie doch den Dänen aufrichtig ergeben und nicht ohne Ursache. Ein lutheranischer Prediger, ein Doktor und ein Schulmeister, deren Pflicht es ist, unentgeltlich zu lehren und zu helfen, werden von der Regierung erhalten und sind in jedem Distrikt vorhanden; und wenn dieses sorglose Volk in Noth ist, was während der langen Winter nicht selten geschieht, so werden ihnen Nahrungsmittel geliefert, ohne daß sie dafür Etwas zu bezahlen brauchen. Geistige Getränke sind streng verboten. Sie sind alle Christen geworden, und viele von ihnen können lesen und schreiben.

Grönland ist in zwei Inspektorate getheilt, das nördliche und das südliche; der Inspektor der letzteren Abtheilung, Dr. Rink, war gerade einen Tag vor uns auf seiner Sommer-Rundreise in Frederiks-haab angekommen. Er kam an Bord, um mich zu besuchen. Nachdem wir Gottesdienst daselbst gehalten, landete ich und machte einen Gang mit ihm über die moosbekleideten Hügel. Ich hatte diesen Mann in Nord-Grönland im Jahre 1848 kennen gelernt; seit der Zeit hatten wir uns nicht gesehen, und so hatten wir viel mit einander zu sprechen. Dr. Rink ist ein Mann von anerkanntem Ruf, ein gewandter Reisender und sehr bewandert in der Geologie und Botanik.

Man erlaubte uns, 8 Tonnen Kohlen und andere kleine Dinge, deren wir bedurften, zu kaufen; die einzigen frischen Vorräthe, welche man außer Kabeljau uns lieferte, bestanden in einigen Schneehühnern, Hasen und ein paar Lämmern. Einige Ziegen sind da, aber acht Monate lang werden sie in ein Haus gesperrt, und selbst jetzt im Hochsommer wurden sie nur bei Tage herausgelassen. Frederiks-haab war gerade damals gut mit Holz versehen; außer einer Brigg, die nicht mehr seetüchtig war, lag das Wrack eines großen Schiffes auf dem Strande und das Rippenwerk eines Schiffes, welches zwischen Island und Grönland im Juli vom Prinzen Napoleon angetroffen und seitdem die Küste hinunter dreißig Meilen nördlich getrieben worden war.

II.

Am 23. Juli bei günstiger Strömung befanden wir uns in der Nähe der kleinen Außenstation Fiskernäs, als uns von einem starken Gegenwind in der Frühe des Morgens unser Vorder-Topmast weggerissen wurde. Dieser Zufall veranlaßte mich, einzulaufen und Anker zu werfen, um den Schaden auszubessern.

Nachdem wir die Außen-Eilande passirt, kam rechts die herrnhutische Kolonie Lichtenfels. Sie besteht aus einem großen düster aussehenden Holzhaus, über welchem ein Glockenthurm ist; aus einem kleineren Holzhaus und ungefähr einem Dutzend Hütten mit Rasendach, und ist kaum von dem Boden, selbst in geringerer Entfernung, zu unterscheiden. Das Land unmittelbar dahinter, ein nackter steiler Fels, war gerade jetzt hinreichend von Schnee entblößt, um äußerst trostlos auszusehen. Eine starke Fluth kam aus dem Fjord, als wir nahten und in der felsigen kleinen Bucht von Fiskernäs ankerten. Hier waren wir nicht blos vor dem Wind geschützt, sondern die steilen, schwarzen Felsen zu beiden Seiten auf Schiffslänge von uns strahlten eine starke Hitze zurück, während große Moskitos keine Zeit verloren, uns ihre lästigen Besuche abzustatten. Dieser entfernte Ort ist von den arktischen Reisenden Kapitän Inglefield, Dr. Kane und neuerdings vom Prinzen Napoleon besucht worden.

Das einsame Wohnhaus gehört dem ersten Kaufmann und ist in der That ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Aus Holz gebaut, ist es doch mit allen Hülfsmitteln der Malerkunst verschönt; das Aeußere ist ein wunderliches Roth, die Fensterrahmen sind weiß, die Fußböden gelb und die Decken hellblau. Die Dame des Hauses hatte hier ungefähr acht Jahre gewohnt und schien, wie sie uns auch nachher gestand, ihrer Einsamkeit herzlich müde. Sie gab mir Kaffee und einigen Saamen zur Kultur in unseren Winterquartieren, nämlich Lattig, Spinat, Rüben, Kümmel und Erbsen. Diese letzteren haben auf diesem Fleck meistens nur Blätter hervorgebracht, aber einmal war es vorgekommen, daß die jungen Erbsen groß genug zur Tafel geworden waren. Ich drückte den Wunsch aus, einmal das Innere eines Eskimozeltes zu sehen. Petersen zog das dünne Fell irgend eines Thieres fort, welches vor einer Thür hing und dazu diente, den Wind auszuschließen, aber das Licht einließ; denn obgleich es nach Mitternacht war, so stand die Sonne doch noch am Himmel. Etwa sieben oder acht Individuen lagen drinnen dicht zusammengepackt auf der Erde; die Köpfe von Alt und Jung,

Männern und Frauen waren gerade noch sichtbar über der gemeinsamen Decke. Zu Bette gehen bedeutet hier nur: sich mit den Kleidern auf eine Rennthierhaut legen, wo man eben Platz dazu findet, und eine andere Haut über sich zu decken.

Fiskernäs schien ein kleiner sonniger Winkel zu sein, aber alle Leute, die wir daselbst sahen, litten an Husten und Schnupfen, und mehrere Todesfälle hatten sich während des Frühlings ereignet.

Die Knaben brachten uns Händevoll Granaten, einige so groß wie Wallnüsse, und nahmen dafür zu ihrer sichtbaren Zufriedenheit Bisquits in Empfang.

Am nächsten Morgen waren wir im Stande, wieder in See zu gehen, und früh am folgenden Tage kamen wir bei der großen Niederlassung von Godhaab an. Dicht bei Godhaab ist die mährische Kolonie „Neu-Herrenhut". Hier war es, wo Hans Egede, der Missionär von Grönland, sich 1721 niederließ, und also die Communikation zwischen Europa und Grönland wieder eröffnete, welche seit dem Aussterben seiner ersten skandinavischen Ansiedler im 14. Jahrhundert aufgehört hatte.

Einige Jahre nach Egede's erfolgreichem Anfang wurde die mährische Mission, welche noch unter dem Namen „Neu-Herrenhut" existirt, begründet. Gegenwärtig unterhalten die Herrenhuter vier Missionen in Grönland; sie sind keine dänischen Unterthanen, dürfen aber auch in keiner Weise sich am Handel betheiligen. Als wir im Begriff waren in den Hafen einzulaufen, kam das dänische Schiff — die einzige Veranlassung unseres Besuches — heraus; ohne Zeitverlust konnten wir also unsern Invaliden und unsern Briefbeutel an Bord senden und unsern Küstenpiloten an's Land setzen.

Dieser Mann hatte uns von Frederikshaab für die sehr geringe Summe von 3 Pfd. Sterl. heraufgebracht. Es war ein Eskimo und als Bruder von dem armen Hans, Dr. Kane's unglücklichem Hundetreiber, wurde er unter uns mit Freuden aufgenommen, gewann auch bald unsere Achtung durch sein ruhig gefälliges Betragen, sowie seine Fähigkeit in der Verrichtung seines Dienstes; er war so scharfsichtig und so wachsam, daß es eine wahre Beruhigung, ihn während des nebligen Wetters an Bord zu haben, denn er erkannte augenblicklich jeden Felsen oder Vorsprung, selbst wenn er nur schwach durch den Nebel graute.

Am 31. Juli ankerten wir in Disco für ein paar Stunden. Ich überreichte dem Inspektor von Nord-Grönland, Herrn Olrik, einen Brief von den Direktoren des Königlich grönländischen Handels, welcher ihn ermächtigte, uns mit allen nothwendigen Vorräthen zu versehen. Unser einziges Bedürfniß waren Schlittenhunde und ein Eingeborner, welcher sie führen könnte. Wir er-

hielten ohne Weiteres zehn Hunde, wurden aber in Bezug auf den Führer angewiesen, in Disco Fjord einzulaufen, wo viele Eskimos mit dem Fangen und Trocknen von Salmen beschäftigt seien, und wo wir einige von ihnen ohne Mühe bekommen dürften.

Olrik empfing uns sehr freundlich und zeigte sich uns als ein liebenswürdiger und unterrichteter Mann. In Grönland, von dänischen Eltern geboren, ist er nicht bloß durchaus bewandert in der Sprache und den Gewohnheiten der Eskimo, sondern hat auch viel von seiner Mußezeit darauf verwandt, seltene Exemplare von Thieren, Pflanzen und Steinen des Landes zu sammeln. Wir verließen Disco am Nachmittag mit einem eingebornen Piloten, und befanden uns früh am andern Morgen 10 oder 12 engl. Meilen weit im Disco Fjord. Nachdem wir den Piloten abgesandt, um unsere Ankunft seinen Landsleuten auf ihrer Fischerstation zu melden, gingen der Doktor und ich, auf der Nordseite an's Land.

Die Scenerie hier ist reizend. Hohe Basaltfelsen senkten sich mit ungewöhnlich reichen Abhängen zum Fjord nieder. Unter den wilden Blumen fanden wir hauptsächlich die blaue Glockenblume. Um diese Jahreszeit kommen die Eingebornen von Godhaab hierher, um die Fischerei zu treiben. — Es ist in der That ihre Erntezeit: Das Wetter ist angenehm, die Nahrung gut und reichlich, die Arbeit mehr ein angenehmer Zeitvertreib.

Einige Kayaken (Eskimo-Böte) kamen an's Schiff, um uns frischen und geräucherten Lachs zu bringen.

Ein junger Eskimo, Namens Christian, bot uns seine Dienste als unser Hundetreiber an, und ward angenommen. Er war ungefähr 23 Jahr alt, unverheirathet und eine Waise. Die Matrosen wuschen und frisirten ihn gründlich, da Seife und Scheere für einen Eskimo neue Dinge sind. Alsdann takelten sie ihn in Matrosenkleidern hoch auf; er war offenbar nicht recht zu Haus in ihnen, aber nichtsdestoweniger doch sehr stolz auf seinen neuen Schmuck, und die bewundernden Blicke seiner Landsleute ruhten lange auf ihm.

Wir eilten nun in die Waigat-Straße hinein, um unsere Kohlenvorräthe zu vervollständigen. Nachdem wir Godhaab verlassen, ward der Pilot, ohne daß unser Schiff anhielt, in sein kleines Kayak abgesetzt. Ein guter Wind trug uns rasch nordwärts an vielen Eisbergen vorüber. Durch Petersens genaue Kenntniß der Küste ward es uns möglich, während der Nacht bei der kleinen Niederlassung Proven anzulaufen, woselbst wir Hunde und Hundefutter einnahmen. Am 6. früh erreichten wir Uppernivik, die äußerste Station, die letzte Spur der Civilisation, welche wir lange Zeit nicht erblicken sollten. Hier wohnte Petersen zwölf Jahre

von den achtzehn, welche er in Grönland zubrachte und seine unerwartete Erscheinung erstaunte und entzückte die kleine Gemeinde, hauptsächlich den Gouverneur Fleischer und seinen Haushalt, welche uns mit herzlichem Willkommen empfingen.

Als wir Anker hoben, war das Wetter sehr schlecht und wurde immer schlimmer. Die letzten Briefe in die Heimath wurden an Land geschafft, vierzehn Hunde und eine Quantität Seehundsfleisch für sie ward eingenommen und der Bugspriet seewärts gekehrt.

Es tobte ein südlicher Sturm, mit bedecktem finstrem Himmel und einer schwerlaufenden See. Als wir vier Meilen vom letzten Eiland in See waren, ward vor uns eine Brandung entdeckt; gerade noch früh genug, um eine Bank eingesunkener Felsen zu vermeiden, gegen welche die Wogen mit höchster Gewalt anschlugen. Da wir nun glücklich in See waren und das Schiff für die Nacht in leichter Straße zu sein schien, ging ich früh zu Bett, in der Hoffnung zu schlafen. Ich war die ganze Nacht vorher auf gewesen. Aengstlich wegen des Schiffes, das seinen Weg durch so viele Gefahren zu machen hatte, und beschäftigt meine Correspondenz zu beschließen, welche nun für wenigstens ein Jahr ein Ende haben mußte. Eine ungewisse Zukunft dunkelte ahnungsvoll vor mir. Die großen Verantwortlichkeiten, die ich übernommen, schienen jetzt mit einem Mal in ihrem ganzen Gewicht auf mich zu fallen. Ein Wirbelwind der Seele war die Folge, welcher im Verein mit dem draußen tobenden Sturm und dem Geheul der verwünschten Hunde an Deck, und dem Hin- und Herstolpern von Allem, was sich im Kiel befand, den Schlaf lange fernhielt. Ein Gedanke und Gefühl aber herrschte vor: es war tiefe Dankbarkeit für den Erfolg, welcher uns bis hieher begleitet, und für manche glückliche Hülfe, welche uns die Vorsehung schon gesandt hatte.

Am 12. August waren wir in Melville-Bay. Wir machten das Schiff an einem Eisberg fest, welcher in einer Tiefe von 58 Faden auf dem Grund lag, ungefähr 2 Meilen von den Browns-Inseln und zwischen ihnen und dem großen Gletscher, welcher hier die Stelle der Küstenlinie einnimmt.

Viel umgab uns, was unser Staunen und unsere Bewunderung erregen mußte. Man konnte mit einem Blick die Großartigkeit dieses mächtigen Gletschers, welcher sich ungebrochen auf 40 bis 50 engl. Meilen weit erstreckte, nicht ermessen. Seine Seeklippen, ungefähr 5 oder 6 Meilen von uns, erschienen verhältnißmäßig niedrig, aber die von ihm losgerissenen Eisberge waren von der beträchtlichsten Höhe. Die weit entfernte Außenlinie des Gletschers, gegen den östlichen Himmel gesehen, hat einen schwachen Anhauch von Gelb, sie ist fast horizontal und von einer unbekannten Entfernung und Höhe.

Alles um uns war peinlich still, außer wenn gelegentlich ein Eisberg von dem heimathlichen Gletscher absplitterte. Dann hörten wir ein dumpfes Krachen, gleich entferntem Donner, und die Woge, durch den Sturz bewegt, erreichte uns in 6 oder 7 Minuten und machte das Schiff für eine gleiche Zeit langsam schwanken. Ich kann mir nicht denken, daß im ganzen Umfang der mannigfaltigen Naturanschauungen dem menschlichen Auge eine Scene geboten ist, welche so sehr geeignet wäre, ein tiefes und ernsthaftes Nachdenken hervorzurufen und die Gedanken von den gemeinen Dingen des Alltagslebens zu anderen von der höchsten Wichtigkeit zu erheben.

Der Gletscher erinnert den Beschauer zugleich an die Zeit und die Ewigkeit — an die Zeit, da wir Theile von ihm abbrechen, hintreiben und fortschmelzen sehen; und an die Ewigkeit, da sein Niedersinken so außerordentlich langsam und sein emporsteigender Nachwachs so regelmäßig ist, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert kein Wechsel in seiner Erscheinung wahrzunehmen ist. Wenn selbst die kulturlosen Wilden der glänzenden Tropenwelt die Erde nur als einen Aufenthalt für kurze Zeit betrachten: wahrlich Alle, welche auf diese eisbegrabene Region schauen, auf die weite Fläche des Erdenwracks, müssen auf gleiche Weise fühlen, daß wir keine „bleibende Stätte" haben.

Während des Tages ist der starke Glanz sehr betäubend, weswegen das gedämpfte Licht der Mitternacht, wenn die Sonne eben noch am nördlichen Himmel glimmt, der angenehmste Theil der 24 Stunden ist. Die Temperatur wechselt dann 30 und 40° Fahrenheit.

Das Treibeis von verschiedener Größe um uns, ist beständig in Bewegung unter dem Einfluß der mysteriösen Tiefe und Unterströmungen, welche es in alle möglichen Richtungen auch erwirbeln.

Gegen Südosten waren zwei kleine Eilande fast eingehüllt in den Gletscher und fern im Gesichtskreis stieg ein Berggipfel aus ihnen empor.

III.

Drei Tage der tiefsten Ruhe konnten unsere Geduld kaum erschöpfen. Liebliches helles Wetter; aber kaum ein lebendes Wesen ward gesehen. Am 16. August hatten wir einen der schönsten Morgen, die man sich denken kann. Die Eisberge funkelten in der Sonne, die Brise war gerade hinreichend kräftig, um die Flecken dunkelblauer See zu kräuseln. Außerdem war vom Mastkorb aus Nichts zu entdecken. Das Eis vor uns blieb, wie es war, und ich beschloß deswegen südwestlich zurück zu gehen, um einen andern Ausweg zu suchen. Aber am Abend des 18ten schlossen sich die Schollen so dicht um uns zusammen, daß wir auch hier nicht weiter konnten und unser Schiff festmachen mußten. Eine Mitternacht mit vielem Wind und Schnee folgte. Wenn wir nicht erlöst werden und deswegen gezwungen sein sollten, in diesen Eisbergen zu überwintern, so wollte ich doch, daß war mein fester Entschluß, den Versuch im nächsten Jahre erneuern, um mit Gottes Hülfe zuletzt doch meine heilige Pflicht zu erfüllen. Wie ängstlich bewachte ich Eis, Wetter, Barometer und Thermometer! Wind, von jeder andern Gegend als Südost, würde die Eisschollen treiben, sich anders zu ordnen, wobei sie lose werden und wir in die Lage kommen würden, unsere Reise fortzusetzen.

Die Mannschaft hatte bis dahin wenig Argwohn, wie traurig unsere Aussichten waren. Meinem Geist aber drängte sich die gefürchtete Wirklichkeit des Ueberwinterns in dieser Gegend immer stärker auf.

Am 29sten begannen wir unser Schiff vorwärts zu arbeiten, brachten es aber nur 10 Fuß weiter, und am 6. September waren wir nur 9 engl. Meilen vorwärts gekommen. Wir hatten weder genügende Bemannung, Dampfkraft, noch Gewicht überhaupt, um die Schollen auseinander zu treiben. Ich bin überzeugt, daß ein Dampfer von mäßiger Größe und Kraft, mit einer Mannschaft von 40—50 Mann durch mehrere hundert Meilen von solchem Eis in weniger Zeit gedrungen wäre. Von den sechs oder sieben Eisbergen in Sicht waren die nächsten westlich von uns. Sie waren sehr groß und schienen bis auf den Grund zu gehen. Das Wetter war angenehm, aber der Wind viel zu sanft, um uns von Nutzen zu sein. Unser Hauptzeitvertreib war die Seehundsjagd.

So waren wir in der letzten Hälfte des Septembers im „Nordwasser". Die Temperatur ging des Nachts unter Null herab. Das

alte Eis hatte sich nach allen Seiten hin verbreitet, so daß nur das junge Eis, welches sich in den letzten vierzehn Tagen gebildet hatte, uns als Gefangene zurückhielt.

Die Eisberge, welche die erste Ursache unserer unglücklichen Versäumniß gewesen und welche mehr als drei Wochen lang westwärts von uns gestanden hatten, waren nun in der kurzen Zeit von zwei Tagen ostwärts fast ganz aus Sicht gegangen. Die Vorbereitungen zum Ueberwintern und Schlittenfahren gingen daher rasch vorwärts.

Ungeachtet meine theuersten Hoffnungen auf diese Weise sehr enttäuscht wurden, konnte ich doch nicht die vielen Hülfsmittel, welche uns blieben, übersehen. Wir hatten nicht nur die nothwendigsten Dinge, sondern sogar die Luxusartikel des gewöhnlichen Seelebens. Unsere Nahrungsmittel und Kleidungsstücke waren gut und in Ueberfluß vorhanden. Unsere ganze Einrichtung war im vollkommnen Zustande. Wir Alle erfreuten uns der besten Gesundheit und die Leute alle freudig, willig und ruhig. Unsre eingeborenen Hülfstruppen, bestehend aus Christian und seinen neunundzwanzig Hunden waren im Stande, uns außerordentliche Dienste zu leisten; während Mr. Petersen wegen seiner großen arktischen Erfahrung mir von großem Nutzen war, von seiner unschätzbaren Eigenschaft als Dolmetscher gar nicht zu reden. Wir waren verurtheilt, einen langen Winter in gänzlicher Unthätigkeit bei vergleichsweise großer Gefahr und Entbehrung zu verbringen. Nichtsdestoweniger schien die Mannschaft sehr zufrieden, gedankenlos, wie es in der That die ächten Seeleute immer sind.

Unsere kleine Drehorgel ward Anfangs Oktober aus ihrem Kasten genommen und auf dem Unterdeck aufgestellt. Die Mannschaft ergötzte sich sehr bei ihren Klängen, während Christian in einem Zustande unbeschreiblichen Entzückens nicht müde ward, sie zu drehen. Er betrachtete sie mit solcher Erfurcht und Bewunderung und war so bezaubert, daß man nicht umhin konnte, ihn zu beneiden. Das Instrument war vom Prinz-Gemahl dem ersten seinen Namen tragenden Schiffe geschenkt worden, welches Lady Franklin 1851 ausschickte. Es war sein dritter Winter, den es nun in den Eisregionen zubringen sollte.

Seehunde erschienen täglich auf dem neuen Eise, aber bei dem eigenthümlichen Lichte, welches jetzt herrschte, waren sie äußerst scheu und unsere Jäger konnten nicht in Schußweite kommen. Die Bären hörten oder rochen unsere Hunde und hielten sich fern. Selbst der Haifisch hatte uns verlassen und die Lockspeise blieb unberührt. Die Schneekristalle, die sich in der Nacht bildeten, waren außerordentlich schön; die größten waren einen Zoll lang und ihre Form glich genau dem Ende einer gespitzten Feder. Auch Stern-

kristalle kamen vor, sie hatten sechs Ecken und sahen herrlich aus, wenn man sie unter's Mikroskop brachte. In der Sonne oder selbst im Mondenlicht funkeln diese Kristalle wie Edelsteine, und da unsere Masten und Takellage reichlich mit ihnen bedeckt, so war in der That der gute „Fox“ niemals so brillant gekleidet, als in dieser Zeit.

Ein Tag ging hin wie der andere. Wir hatten nur mit der Eintönigkeit des Lebens zu kämpfen, und wenn nicht jede der vierundzwanzig Stunden seine nothwendigen, wenn auch noch so trivialen Pflichten, mit sich gebracht hätte, so würde es schwer gewesen sein, einen Tag vom andern zu unterscheiden. Wir nahmen unsere Flinten und legten weite Strecken zurück, aber wir sahen Nichts. Einige von den Hunden machten Jagdausflüge auf eigene Rechnung und blieben zuweilen die ganze Nacht aus. Was sie fanden oder thaten, war ein Geheimniß. Das Wetter war regelmäßig ruhig und kalt, und das Eis war in drei Wochen zwei Fuß dick geworden.

Am 1. November machte uns die Sonne ihren letzten Besuch für dieses Jahr, und fortan nahmen wir unsere Mahlzeiten bei Lampenlicht ein. Die folgenden Nächte waren von einer wunderbaren Klarheit, und in einem ruhigen zauberhaften Himmel stand ein lieblicher Mond. Durch ein mächtiges Teleskop glich er einer riesigen Eismelone und die große kratergleiche Abplattung entsprach dem Theil, von welchem der Stengel abgelöst war. Kein Ton, welcher die Stille unterbrochen hätte — außer wenn ein hungriger Hund anschlug!

So gingen die Tage hin bis zum 2. Dezember, der ein Trauertag für uns werden sollte. Der arme Scott, unser Heizer, fiel aus einer Luke und starb bald darauf an den inneren Verletzungen. Er war ein ruhiger, ernster Mann; eine Wittwe und Familie wird um seinen Verlust trauern. Am 4. Dezember begruben wir ihn. Ein Begräbniß auf See macht immer einen eigenthümlich tiefen Eindruck. Aber an jenem Abend um 7 Uhr, als wir uns um die traurigen Reste des armen, unter einer amerikanischen Flagge liegenden Scott versammelten und das Grabgebet bei Laternenlicht lasen, mußte der Eindruck uns tief erschüttern.

Der größere Theil des Gebetes ward an Bord unter dem Schutz des Daches gelesen, dann ward die Leiche auf einen Schlitten gelegt und von den Tischgenossen des Verblichenen auf eine kurze Entfernung von dem Schiff gezogen, wo ein Loch in das Eis gehauen worden war; dann wurde sie der Tiefe übergeben und die Ceremonie war zu Ende. Welch' eine Scene das war! Ich werde sie nie vergessen. Der einsame Fox, fast in Schnee begraben, vollständig getrennt von der bewohnten Welt, seine Flaggen am halben

Mast und seine Glocke traurig läutend; unsere kleine Prozession langsam über die gefrorene Fläche, von Laternen und Direktionsposten geleitet, durch die finstere und traurige Tiefe des arktischen Winters ziehend; die todtengleiche Stille, die scharfe Kälte und der drohende Anblick eines düstern, bewölkten Himmels, und alles dies erhöht von einem jener seltenen Phänomene, welche selbst hier selten gesehen werden, ein vollständiger Ring, welcher den Mond umgab und aus welchem ein horizontaler Streifen bleichen Lichtes quoll und den Himmel umspannte. Ueber dem Mond erschienen die Abschnitte zweier anderer Ringe und rings am Himmel verstreut sah man noch sechs falsche Monde. Die neblige Atmosphäre verlieh diesem über eine Stunde dauernden Schauspiel ein geisterhaftes Aussehen.

So kam die Weihnachtszeit heran und wir verlebten sie heiter. Die Mannschaft erhielt einige Festtagsgerichte, als Schinken, Plumpuddings, eingemachte Stachelbeeren, Aepfel, Nüsse, Kuchen und Burton-Ale. Nach dem Gottesdienst dekorirten sie das Unterdeck mit Flaggen und machten ungeheure Zurüstungen zum Mahle. Wir waren wahrhaft erstaunt. Die Tische sahen aus wie ein Conditorei-Laden mit Aepfel und Stachelbeertorten, Pyramiden-Kuchen und verschiedenen andern unbekannten Kuchen und Bröden von allen Formen und Gestalten. Wir backten unser Brod Alle selber und es war vortrefflich. Im Hintergrunde befanden sich wohlgebräunte Schinken, Fleischpasteten, Käse und andere zu Herzen gehende Artikel. Rum und Wasser in Weingläsern und Pflaumenkuchen ward uns gereicht, wir wünschten den Leuten eine glückliche Weihnacht und machten ihnen über ihren Geschmack der Entfaltung eines solchen Aufwandes unser Kompliment. Unsere seidenen Schlittenbanner waren für diese Gelegenheit geborgt worden und wir betrachteten sie mit Ehrfurcht und einem besonderen Stolze. Am Abend wurden die Offiziere wieder zur Mannschaft eingeladen und in einer späten Stunde wurde auch ich ersucht herunter zu kommen und zu sehen, wie sehr sie sich amüsirten. Ich fand sie in der größten Zufriedenheit mit sich und der ganzen Welt; sie waren vollständig nüchtern und sangen Lieder, jeder wenn die Reihe an ihn kam. Ich trank ihre Gesundheit und sprach die Hoffnung aus, unsere Lage werde im nächsten Jahr eine für unsern Zweck günstigere sein. Dann tranken wir die Gesundheit von Lady Franklin und Miß Cancroft, und unter lauten Acclamationen kehrte ich in meine Kajüte zurück. Ich glaube, ich war an jenem Abend der glücklichste Mensch an Bord.

Der Neujahrstag war eine zweite Auflage von Weihnachten und wurde eben so vergnügt verlebt. Wir beschäftigten uns mit

frohen Hoffnungen für die Zukunft, welche denn auch ein glücklicheres Thema, als die fehlgeschlagene Vergangenheit war. Gerade um Mitternacht des 31. Dezember ward mir die Ankunft des neuen Jahres durch unser aus zwei Flöten und der erwähnten Orgel bestehendes Orchester, das sich vor meiner Thür aufgepflanzt hatte, angekündet. Hinter dem Orchester war eine Prozession der bunt maskirten Mannschaft, welche sich mit Bratpfannen, Dreifüßen, Kesseln, Töpfen und Zinndeckeln bewaffnet hatte und den Effect der regulären Musik nicht wenig erhöhte.

Am 28. Januar, nach einer Abwesenheit von neunundachtzig Tagen erschien der obere Rand der Sonne wieder über dem Horizont. Es war ein fröhlicher Anblick. Ich sandte nach dem Schiffs-Steward und ließ fragen, was der Gebrauch bei einer solchen Gelegenheit wäre? „Die Flaggen hissen und den Extra-Pint, Sir,“ war die sofortige Antwort. Demgemäß flatterte der Löwe von Harwig bald in einer Brise, kühl genug, um die Glieder gewöhnlicher Löwen steif zu machen, und am Abend wurde Grog gemacht.

Das wiederkehrende Tageslicht heiterte uns wunderbar auf; nicht daß wir weder körperlich oder geistig gelitten hätten, aber der Wechsel war höchst angenehm. Wir konnten viel längere Gänge machen, als während der dunklen Zeit möglich gewesen. Die Mannschaft ward mit Musketen versehen, ging eifrig auf die Jagd, und am 27. Februar ward der erste Seehund wieder geschossen. Das Eis kam nun in Bewegung, löste sich immer mehr ab und am 4. März ward der vordere Theil des Schiffes frei. Verschiedene Wasserstriche öffneten sich, und bei der Trennung der Eisschollen drängte sich Masse nach Masse an die Oberfläche, bis zuletzt alles Grundeis nach oben kam. Oft des Nachts hörten wir das Stöhnen der Eisberge, einer nach dem andern brach sich los. Unsere Böte, Vorräthe, Schlitten und Bagage wurden für eine rasche Abreise fertig gemacht. Eine schützende Eisbarriere lag vor uns, aber wer konnte sagen, ob sie nicht bald zerstört werden und die Treibschollen durchlassen würde, um unser Schiff zu vernichten!

Am 12. April erschienen eine Möve und verschiedene Meerschwalben, unsere ersten Sommergäste. Endlich gefiel es Gott, uns Befreiung zu senden. Wie stark contrastirte sein gnädiger Schutz mit unserer eignen äußersten Hülflosigkeit! Es war, als ob all die einzelnen Gnadenacte, welche uns während des langen, langen Winters und des mysteriösen Eistreibens gewährt worden, sich noch einmal in einem einzigen Acte sammeln und wiederholen sollten. In der Nacht des 24. ging ich an Deck, um den größe-

ren Theil der Nacht mit Wachen und der Ueberlegung dessen, was zu thun sei, zu verbringen. Die Bewegung im Wasser wuchs zusehends, sie hatte dem Anschein nach Stunden gebraucht, um uns zu erreichen, da das Wasser immer im Verhältniß zu dem in kleine Stücke zerbrechenden Eise sich hob. In kurzer Zeit waren nur noch wenige von ihnen so groß wie das Schiffsdeck, die meisten von ihnen hatten nicht den halben Umfang. Ich wußte, daß in der Nähe der Kanten am Ende der Eisberge die See sehr schwer und gefährlich sein würde, aber der Wind war nun gut, und da ich zu meiner Hülfe auch Dampfkraft anwenden konnte, so beschloß ich, den Versuch zu machen.

Kurz nach Mitternacht war das Schiff unter Segel und bahnte sich seinen Weg langsam gegen Osten. Um zwei Uhr am Sonntag Morgen setzten wir die Dampfmaschine in Kraft, da der Wind aufhörte. Um acht Uhr waren wir beträchtlich gegen Osten vorwärts gekommen und das Wasser war gefährlich hoch geschwollen, da die Wellen sich 10 Fuß hoch über den gewöhnlichen Stand der See erhoben. Die Stöße des Eises gegen das Schiff waren beunruhigend schwer; es wurde nothwendig, gerade gegen die Strömung zu steuern. Wir gingen langsam an einem kleinen Eisberg von 60 oder 70 Fuß Höhe vorbei. Die Strömung drängte ihn durch die Eismassen und ließ einen kleinen Wasserraum auf seinem Weg, der aber so groß war, daß sich die Wellen gegen seine Klippen brachen und ihren Schaum in schweren Schauern hoch über seine Spitze warfen.

Der Tag ging ohne Veränderung hin; indeß hörte der Schnee auf und der Nebel klärte sich. Allmälig wuchs die Strömung und rollte rascher; sie war in der That zuletzt mehr eine sehr schwere gewöhnliche See, als eine Strömung. Das Eis lag oft so dicht aufgepackt, daß wir kaum vorwärts konnten, obgleich sich der gute Wind auf's Neue erhoben hatte. Viel schweres kegelförmiges Eis und große Bergstücke lagen in der Masse zerstreut; ein einziger Stoß von einem von ihnen würde unser Schiff zertrümmert haben. Um 5 Uhr wurde das Eis loser und klare Wasserstrecken konnten vor uns gesehen werden. Wir gingen rascher, bekamen weniger, obgleich härtere Stöße, bis wir zuletzt Raum hatten, um an den schwersten Stücken vorbeizusteuern; und um 8 Uhr waren wir aus der Eismasse heraus und liefen nun rasch durch die schwimmenden Stücke in die offne See. Die Maschinen wurden gestoppt, und der einzige Heizer, den wir nach dem Tode des andern noch hatten, bekam nach achtzehnstündiger harter Arbeit Ruhe.

Während des ganzen Tages zitterte ich für die Sicherheit des Steuerruders und der Schraube; des einen oder des andern selbst

nur für eine halbe Stunde beraubt, und unser Schicksal wäre besiegelt gewesen.

Unser Bug war sehr stark befestigt, äußerlich sehr gut mit Eisen beschlagen und so scharf, daß die Eismassen, welche häufig gegen das Schiff von der Strömung geschleudert wurden, ihre zerstörende Kraft an demselben brachen. Sie trafen uns nur schräg, aber verursachten immer noch, daß das Schiff heftig zitterte, die Glocken klangen und wir selber mehr als ein Mal zu Boden stürzten. Bei manchen Gelegenheiten wurden die Maschinen durch Eis, welches gegen die Schraube stieß, gestoppt; einmal dauerte es mehrere Minuten, bevor sie wieder anfing zu arbeiten. Das waren ängstliche Augenblicke.

Nach der Erfahrung, die ich gestern gemacht, begreife ich wohl, wie die Haare eines Menschen in einem Tage grau werden können. Wäre Selbstvertrauen meine einzige Stütze und Hoffnung gewesen, so würde ich vielleicht selbst ein Beispiel dazu geliefert haben. Unter besagten Umständen that ich mein Bestes für unsere Sicherheit, betrachtete unsere Lage so kaltblütig als möglich und hatte im Herzen das Vertrauen, daß Gott unsere Anstrengungen begünstigen würde. Welch' eine Erlösung war dies! Nicht blos von der achtmonatlichen Gefangenschaft, sondern auch von den Gefahren dieses einen Tages. Wenn unser kleines Schiff zerstört worden wäre, nachdem das Eis gebrochen war, so hätten wir keine Hoffnung mehr gehabt. Aber wir hatten uns sicher durchgearbeitet und waren Alle von ganzem Herzen und ganzer Seele dankbar.

Während unserer 242 Tage in den Eisbergen der Baffings-Bay und Davis-Straße waren wir zugleich mit dem Treiben derselben 1194 geographische Meilen zurückgegangen und hatten nun den ganzen Weg noch einmal zu machen. Vor dem Beginn dieser zweiten Reise steuerten wir nach Holsteinborg, damit die Mannschaft sich erholen und erfrischen könne.

IV.

Am 28. April 1858 ankerten wir sicher in Holsteinborg. Ein entzückender Wechsel nach unserer Lage vor ein paar Tagen. Wir wurden von den dänischen Einwohnern besucht, der Gouverneur, der Priester und zwei Andere kamen. Ihre letzten Nachrichten von Europa waren nicht jünger als unsere eigenen, aber das dänische Schiff, welches Kopenhagen Mitte März zu verlassen pflegt, wurde jede Stunde erwartet.

Der hiesige Winter war gerade das Gegentheil von dem unsrigen und die Kälte sehr hart gewesen. Das Land lag in Schnee begraben, und noch hatte sich kein Thauwind eingestellt.

Ich besuchte den Gouverneur und fand sein kleines Holzhaus ganz so rein und nett, wie es die Häuser der dänischen Residenten in Grönland unveränderlich sind. Die einzigen Zierrathen im Zimmer waren die Portraits seines unglücklichen Weibes und seiner zwei Kinder. Sie hatte sich zu Kopenhagen im letzten Jahre eingeschifft, um zu ihm zu kommen, und von dem unglücklichen Schiff war seitdem nichts mehr gehört worden. Der arme Gouverneur Elberg befand sich in schlechter Gesundheit und sprach von Rückkehr in die Heimath — unter Heimath verstand er Dänemark, das Land seiner Geburt, wo er einst eine Heimath gehabt hatte.

Am 30. war ein großer dänischer Feiertag. Die Einwohner waren alle in Sonntagszeug, wenigstens die, welche über zweierlei Zeug zu verfügen hatten, und in der kleinen hölzernen Kirche war Morgens und Abends Gottesdienst. Da der Gouverneur nicht vermocht werden konnte, die Thür des Tanzhauses zu öffnen, kehrte unsere Mannschaft frühzeitig an Bord zurück. Am Abend vorher dagegen hatten sie sich mit den Eskimos zu einem großen Feste vereinigt. Unser alter Harvey warf sich zum Ceremonienmeister auf und führte mit seiner Flöte das aus einer zweiten Flöte und einer Fidel bestehende Orchester an. Sie spielten mit solcher Kraft, daß unsere Blaujacken und die Eskimo-Damen mehrere Stunden lang wie besessen tanzten. Diese Damen können auf dem allerkleinsten Platze tanzen, denn ihr Costüm eignet sich sehr gut dazu, da es mehr an die Hosen der Bloomers, als an die Crinoline erinnert. Christian sah ungeheuer vergnügt aus. Seine Landsleute betrachteten ihn als einen Mann, dessen Glück gemacht ist, und die Frauen sahen mit Bewunderung auf sein nettes Seemannszeug und sein gutmüthig volles rundes Gesicht und dicke, fette

glänzende Backen. Mr. Petersen aber hatte alle Hände voll zu thun, um zwischen Engländern, Dänen und Eskimos den Dolmetscher zu machen.

Am folgenden Sonntag-Nachmittag fand eine Taufe statt. Das kleine, schmutzige Kind erhielt eine lange Reihe von europäischen Namen. In der Kirche war eine kleine Drehorgel, zu deren Klängen die Gemeinde einen lauten, monotonen Gesang anstimmte. Die meisten von den jungen Leuten hatten Gesangbücher, welche in der Eskimosprache gedruckt waren, in der Hand. Der Prediger von Holsteinborg ist in dieser Kolonie geboren und folgte seinem Vater in dem priesterlichen Amte nach; sein Weib ist die einzige Europäerin der Kolonie.

Der arme Christian hatte sich indessen nicht nur bis zur Verzweiflung verliebt, sondern sich sogar mit dem Gegenstand seiner Neigung, einem hübschen Eskimomädchen, frischweg verlobt. Er bat mich, sie auf dem Schiff mit nach Godhaab zu nehmen, da er sie unter dem Schutze seiner Mutter lassen wollte, bis er nächstes Jahr mit uns dahin zurückgekehrt sein würde, wenn sein Engagement für die Reise zu Ende sei. Da ich ein Gerücht gehört hatte, daß ein junges Weib seine Rückkehr in Godhaab ängstlich erwartete, warf ich ihm dies vor, er aber erwiderte mit großer Einfalt, daß er ihr nie die Ehe versprochen habe und sie auch nicht heirathen wolle, da seine Verwandten dagegen seien. Ich empfahl ihm dennoch, daß er seine Verlobte in ihrer Heimath bei Mutter und Familie lassen sollte, obwohl mich seine Bitte gefreut hatte; sie war nicht nur ein Beweis für die Treue gegen seine Geliebte, sondern auch gegen den Fox.

Am Morgen des 8. Mai verließen wir Holsteinborg mit gutem Landwind und klarem Wetter. Kaum fünfzehn Meilen von der Küste entfernt, wurden wir durch Eis aufgehalten, welches sich während der beiden letzten Nächte gebildet hatte, da der Thermometer 12° unter Null gefallen war; am 14. dagegen kam plötzlich der Sommer mit ganzer Macht über uns. Der Thermometer stieg bis zu 40° Fahrenheit, obendrein hatten wir die Freude, wieder englische Zeitungen zu lesen, welche uns von britischen, in dieser Gegend kreuzenden Wallfischfahrern gesandt worden waren.

Am 17. Mai kamen wir nach Godhaab zurück. Wir wurden von unsern Freunden Mr. und Mrs. Olrik herzlich empfangen und bekamen auf's Neue einen Stoß englicher Zeitungen. Ein beträchtlicher Vorrath von Bier wurde auf ihre Anordnung für uns gebraut. Ich fand Mrs. Olrik in ihrem Zimmer ohne Feuer; es war nicht nothwendig. Die Fenster gingen gegen Süden und die Sonne schien hell herein, auf eine Fülle von Geraniums und europäischer Blumen, die den Eintretenden zugleich an die Heimath

erinnerten, und durch ihren Duft und ihre Schönheit die Sinne erfrischten. Auch die fröhlichen Stimmen der Kinder waren eine angenehme Neuigkeit. Wir benutzten unsere Zeit, um Briefe nach Haus zu schreiben. Mein Tisch war mit europäischen Blumen, Rosen, Reseda und Veilchen bedeckt. Godhaab sollte eine angenehme Erinnerung für uns bleiben.

Während der Monate Mai und Juni hatten wir vielfachen Verkehr mit den englischen in diesen Gewässern kreuzenden Wallfischfängern. Die Reise ging wegen des Treibeises sehr langsam von Statten. Am 25. Juni wären wir beinahe wieder in den Eisbergen sitzen geblieben, und am 27. Juni lagen wir wieder fest an den Crimson-Klippen. Wir sahen Eingeborene auf dem Landeis und begannen mit ihnen zu communiciren. Acht von ihnen kamen an Bord. Sie erkannten Petersen sogleich wieder, denn sie lebten zu Etah an Smith's Sound, als er mit der amerikanischen Expedition dort war. Den Eingeborenen schien es ganz gut zu gehen, bis auf die Hunde, deren ihnen in dem letzten Winter viele gestorben waren. Einer von ihnen war der Schwager von Erasmus York, welcher im Jahre 1851 mit einem Wallfischfänger freiwillig nach England kam. Dieser Mann war ein „Angekok" oder Zauberer. Er hatte ein noch platteres Gesicht, als seine übrigen Landsleute, schien aber denkender und verständiger zu sein. Petersen machte mich auf einen kräftigen alten Mann mit etwas Backen- und Schnauzbart aufmerksam; dieser würdige Mann war der einzige, welcher seit Menschengedenken einen Mord in dem Stamme begangen hatte. Er haßte sein Schlachtopfer und konnte die Hunde desselben gebrauchen; deshalb tödtete er ihn und bemächtigte sich seines Eigenthums.

In den letzteren Jahren wurden diese arktischen Hochländer wegen der raschen Abnahme ihrer Anzahl durch Hunger und Krankheit sehr beunruhigt und zeigten sich darum auch weniger gewaltthätig gegen einander in ihren Fehden und Streitigkeiten.

Das Aussehen dieser Leute, als sie bei unserer Ankunft in wahnsinniger Freude umhertanzten und sprangen, war wild und seltsam, ihr Anzug einförmig und malerisch. Ihr langes, rohes, schwarzes Haar hing lose über dem Kleid von Seehundshaut, welches seinerseits ihre weiten, zottigen Bärenfellhosen bedeckte, und diese gingen über die Ränder ihrer Stiefel von Seehundshaut nieder. Die meisten von ihnen trugen einen aus dem Horn des Narvals verfertigten Speer.

Nachdem wir Geschenke an Messern und Nadeln unter sie vertheilten mit dem Bemerken, daß dies ein Zeichen der Anerkennung dafür, daß sie sich immer gut gegen die weißen Leute betragen hätten, setzten wir unsere Reise fort, im festen Glauben,

bald das Nordwasser zu erreichen, ein großes Meer, durch welches wir ohne Unterbrechung nach Ponds-Bay segeln könnten.

Aber unsere Reise ging dennoch langsam. Als wir Mitte Juli Lancaster-Sund erreicht hatten, war das Wasser gedrängt voll Schollen und Eisbergen, und erst im August erreichten wir Ponds-Bay. Obgleich der Sommer warm gewesen, war die ganze Bay doch noch übergefroren. Ihre Küsten sind sehr kühn und hoch und bilden oft prächtige Abhänge. Der vorherrschende Fels ist grauer Gneis.

Früh eines Morgens machte ich mich mit Hopson, Petersen, zwei Männern und die beiden Eingeborenen auf, um ein Eskimodorf zu besuchen. Acht Meilen feuchten und langsamen Wanderns über das Eis, welches uns ebenso viele Stunden aufhielt, brachte uns an's Ziel. Die Oberfläche des Eises war überall mit tiefen Kanälen durchzogen und von dem Sommerthau überfluthet. Wir mußten unser Boot oft verlassen und es über das Eis hinter uns herziehen. Nachdem wir uns um den Abhang eines Felsens mühsam herumgearbeitet hatten, kam ganz plötzlich eine kleine halbrunde Bay in Sicht. Die Klippen auf jeder Seite waren 800 oder 900 Fuß hoch; die Mündung eines Thales oder weiten Bergkessels öffnete sich. Hier in der Tiefe der Bay, auf einem niedrigen flachen Landstreifen standen sieben Zelte, das Sommerdorf der Kaparok-to-lik. Ich sah niemals eine den Eskimos mehr eigenthümliche Lokalität als diese, welche sie zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten.

Sie ist wild, pitoresk in der wahrhaft arktischen Bedeutung des Wortes. Welch ein seltsames Volk, sich auf solch einen schmalen Küstenstreifen niederzulassen! Auf jeder Seite haben sie himmelhohe Felsgebirge, welche so jählings aus der See steigen, daß es gleich unmöglich ist, an ihrem Fuß dahinzugehen oder über ihre Gipfel zu steigen; während ein drohender Gletscher, unmittelbar dahinter, eine große Masse Fels und Erde von den Gebirgen, aus welchen er sich erhebt, ablöst, hinreichend, um selbst die wenig denkenden Wilden von seinem allmäligen Vorrücken zu überzeugen.

Alle zeigten die größte Freude, da sie uns sahen, und als wir uns den Hütten näherten, hielten die Frauen und Kinder ihre Arme in die Luft empor und schrieen unaufhörlich „pilletay" (Gieb mir). Die Männer waren ruhiger, verloren aber keine Gelegenheit, weder wenn wir es ablehnten, mit ihnen zu handeln, noch wenn sie einen kleinen Dienst erwiesen hatten, „pilletay" in einem bittenden Ton zu wiederholen.

Wir gingen um alle Zelte herum und traten in einige derselben ein, wobei wir jedes Metallstückchen prüften. Unser Besuch war ganz unerwartet; sie hatten nur zwei Schlitten, und man erzählte

uns, daß sie das Holz dazu von einem Wrack vom südlichen Theile der Ponds-Bay genommen hatten. Unter den Stangen, welche die Zelte trugen, bemerkten wir ein bemaltes Ruder von Tannenholz; einige Stücke von Eisenhufen und wenige Zinndeckel, von welchen einer „Goldner" gestempelt war, vollendeten ihren Vorrath von europäischen Artikeln.

Petersen fragte alle Männer einzeln, was sie von Schiffen oder Wracks wüßten, aber keiner hatte westwärts von hier von solchen gehört. Wir veranlaßten sie einzeln und zusammen, uns Karten der verschiedenen ihnen bekannten Küsten zu zeichnen und darauf die Stellen anzugeben, auf welchen sie Wracks gesehen. Die beiden Häuptlinge „Noo-luk" und „A-wah-lah" machten sich mir bekannt und sandten, als wir uns zur Ruhe begeben wollten, die andern fort, welche sich um unser Zelt gedrängt hatten. Alle diese Eingeborenen sahen besser, reiner und kräftiger aus, als ich sie zu finden gehofft hatte. A-wah-lah war früher in Igloolik, einer andern Eskimo-Dorfschaft gewesen; eine von seinen Weibern — denn jeder Häuptling hat deren zwei — hat einen Bruder dort. Ich breitete eine große Papierrolle auf einem Felsen aus und veranlaßte ihn, zuerst den Land- und dann den Küstenweg nach Igloolik zu zeichnen. Dies neue Verfahren versammelte die ganze Bevölkerung um uns. A-wah-lah wandte sich immer an die Andern, wenn sein Gedächtniß ihn im Stich ließ, und zuletzt wurde die Karte zur allgemeinen Zufriedenheit vollendet. Als ich ihm das Messer gab, welches ich ihm zur Belohnung versprochen hatte, und ein anderes für seine Frau hinzufügte, sprang er auf den Felsen, schwang die Messer in seinen Händen, schrie und tanzte mit ungeheuerlichen Freudenäußerungen. Er war ein sehr schönes Exemplar seiner Race, kräftig, voll Muth, Energie und thierischen Feuers, und obendrein ein bewunderungswürdiger Mimiker. Die ganze Bevölkerung bestand nur aus fünfundzwanzig Seelen, 9 Männer, die Uebrigen Weiber und Kinder. Die Männer waren ziemlich Alle von gleicher Höhe, 5' 5"; sie beeiferten sich, unsere Fragen zu beantworten und theilten uns alle Kenntnisse mit, über die sie in geographischer Hinsicht zu verfügen hatten. Nachdem wir Geschenke an alle Weiber und Kinder vertheilt und einige kleine Einkäufe bei den Männern gemacht hatten, kehrten wir am nächsten Tage zu unserm Schiff zurück.

Wir unterhielten den Verkehr mit diesen Eskimos, und waren nicht wenig erstaunt, daß dieser entfernte Stamm etwas von Dr. Rae's Expedition wußte, aber leider auch nicht weniger enttäuscht, zu finden, daß sie Nichts von Franklin wußten. Wir forschten sie sorgfältig und wiederholt aus, aber sie hatten offenbar von weißen

Leuten westwärts oder davon, daß sie dort umgekommen seien, nichts gehört.

Mitte August hielten wir bei Beechey-Eiland an, und hier stellten wir die Marmortafel auf, welche von Lady Franklin mit der amerikanischen Expedition von 1855 unter Kapitän Hardstein zu dem Zweck ausgesandt worden war, um in Beechey-Eiland aufgerichtet zu werden. Umstände verhinderten die Amerikaner, diesen freundlichen Dienst zu vollführen, und es fiel mir zu, diesen Denkstein auf die ursprünglich für ihn bestimmte Stelle zu bringen. Ich stellte das Monument auf jenen Platz, wo schon der Grabstein steht, welcher die Namen derjenigen trägt, die in der Regierungs-Expedition unter Sir Edward Belcher umgekommen waren. Hier steht auch eine kleine Gedenktafel zur Erinnerung an Lieutenant Bellot. Ich hätte für Lady Franklins Stein keinen passenderen Ort finden können.

Die Inschrift lautet folgendermaßen:

„Dem Andenken Franklin's, Crozier's, Fitzjames' und aller der tapferen Offiziere und getreuen Gefährten, die gelitten haben und umgekommen sind zur Ehre der Wissenschaft und im Dienst ihres Vaterlandes. Diese Tafel ist errichtet in der Nähe des Ortes, wo sie ihren ersten arktischen Winter zubrachten, und von wo sie weiter zogen, um Schwierigkeiten zu besiegen oder zu sterben. Es soll erinnern an den Kummer ihrer bewundernden Landsleute und Freunde, und an den durch Glauben gemilderten Schmerz derjenigen, welche in dem heldenmüthigen Führer der Expedition den treusten und liebevollsten der Gatten verloren hat. — Und so bringt Er sie in den Hafen, woselbst sie sein wollten. 1855."

Bis dahin war Alles, was wir gesehen, gehört und erlebt hatten, nur eine Vorbereitung zu dem Zweck unsrer Reise, der eigentliche interessante und bedeutende Theil derselben sollte erst beginnen. Erst von hier ab konnten wir die Spuren der verlorenen Schiffe verfolgen.

Am 16. August segelten wir von Beechey-Eiland und landeten am Abend bei Cap Hothan. Ein kleines Depot von Vorräthen und drei Böte waren von früheren Expeditionen hier zurückgelassen worden. Das Depot war ganz zerstört, mit Ausnahme von zwei 1850 gelandeten Kasten. Die Böte waren gesund, aber verschiedene Ruder, welche aufrecht gebunden waren, fanden wir von den Bären zerbrochen, da diese Thiere, wie es scheint, eine entschiedene Abneigung gegen Alles haben, was aufrecht steht. Fragmente des Depots und der zerbrochenen Ruder waren nach allen Richtungen hin herumgestreut; zahlreiche Erinnerungen wurden gefunden, den

jüngsten von ihnen wurden ein paar Zeilen hinzugefügt, daß wir zwei von den Wallfischböten mitgenommen hätten, das eine, um es in Port Leopold zu lassen, das andere, um ein eigenes zu ersetzen, welches vom Eise zerdrückt worden war.

Am 19ten ankerten wir in Port Leopold; das Wasser war ganz frei von Eis. Wie erstaunlich nackt sah das Land aus; es ist kahler als Beechey-Eiland, während die Felsen weniger Fossilien enthalten. Obgleich der Flaggenstab auf der Spitze des Nordost-Caps noch stand, so war doch der, welcher am Wasser errichtet worden und fast das ganze Zimmerwerk des Hauses umgefallen. Die Vorräthe schienen gesund zu sein, aber wurden nicht genauer untersucht. Das Wallfischboot, welches wir von Cap Hothan mitgenommen hatten, wurde hier an's Land gesetzt, und eine Erinnerung an unsere Reise den vielen hinzugefügt, welche sich hier in den letzten zehn Jahren aufgehäuft haben. Einige Steinkohlen und andere Kleinigkeiten, welche uns nützlich waren, während sie hier verkamen, wurden an Bord genommen, und am Abend gingen wir weiter mit vermehrten Hülfsmitteln und einem durch das sichere Depot in unserm Rücken erhöhten Zutrauen. Auch die freudige Ahnung, daß wir bald das Ziel unsrer lange verzögerten Hoffnungen erreichen würden, erhob uns. Wir hatten das Gefühl, daß die Krisis unsrer Reise sich nähere. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten wir in wenigen Tagen die westliche See erreicht haben.

Am 23sten ankerten wir in einem schönen Hafen von Bellot-Bay. Zwei Pläne beschäftigten nun meine Gedanken, beide entsprangen aus der Ueberzeugung, daß wir wahrscheinlich genöthigt sein würden, östlich von der Bellot-Straße zu überwintern. Der wichtigste von diesen Plänen war, eine Reihe von Thälern, eine Kette von Seen oder ununterbrochenes Flachland zu finden, welche wir als Schlittenroute nach der westlichen Küste benutzen könnten, um auf derselben Provisionen zu Depots in diesem Herbste zu befördern. Der andere Plan, an dessen Ausführung wir sogleich gingen, war, ein kleines Provisions-Depot sechzig oder siebenzig Meilen südwärts zu bringen, um unsere Communication mit den Eskimos entweder in diesem Herbst oder im nächsten Frühling zu erleichtern.

Da mir nun sehr viel daran gelegen sein mußte, den Zustand des Eises in der westlichen See, auf welcher unsere Hoffnung so gänzlich beruhte, kennen zu lernen, machte ich am 1. September eine Bootfahrt durch die Bellot-Straße, soweit das Eis es erlaubte, und erklomm nicht ohne große Gefahr die Felsspitzen. Ich hatte einen glänzenden Blick westwärts, und zwischen den Hügeln einige

Blicke von der blauen östlichen See. Lange und besorgt überschaute ich See, Eis und Land im Westen, und konnte da schon nicht umhin, im Voraus zu fühlen, daß wir in der Gegend, die wir bis dahin erreicht hatten, für dies Mal überwintern müßten. — Schon um Mitte September sollte sich diese Ahnung bestätigen. Wir gingen nun daran, unsere Schlitten-Expedition zu organisiren; mein Plan umfaßte drei besondere Routen und Gesellschaften, jede von vier Mann. Jede Gesellschaft erhielt einen Hundeschlitten und Kutscher; Hobson, Young und ich sollten sie führen.

Meine Reise sollte nach dem großen Fischstrom gehen, um die Küsten von King-Williams-Land bei dem Hin- und Hermarsch zu untersuchen. Petersen sollte mit mir gehen. Hobson sollte an die westliche Küste und Young südwestlich ziehen; unsere wahrscheinliche Abwesenheit ward auf 60 oder 70 Tage vom 20. März ab berechnet.

Auf diese Weise hoffte ich, daß wir die Franklin-Expedition und die geographische Entdeckung des arktischen Amerikas vollenden würden, und zugleich konnte es auch nicht fehlen, eine Spur, eine Reliquie oder wichtige Erinnerungen von denen zu finden, deren geheimnißvolles Schicksal zu entdecken der große Gegenstand aller unserer Mühen war.

Langsam vergingen die Wintertage. Am 26. Januar erschien ein Theil von der Sonnenscheibe über dem Horizonte wieder, etwas geschwollen und entstellt von der nebligen Atmosphäre, aber dennoch segensreich zu uns schauend. Ich war gerade auf der felsigen Hügelseite beschäftigt, als die Sonne also in Sicht kam; meine Augen ruhten gefesselt auf der großartigen Erscheinung, und maßen die Umrisse unseres zurückkehrenden Freundes. Hoffnung und Verheißung mischten sich in seinem glänzenden Blicke. Muthig stieg ich weiter und mit elastischerem Schritte, denn nun schien die Sonne von 1859 auf die ganze Natur um mich, und der Anfang unserer Schlitten-Expedition ward auf Mitte Februar festgesetzt.

V.

Am Morgen des 17. Februar war das Wetter erträglich genug, um abzureisen. Youngs Gesellschaft und die meine trennten sich. Ich ging am langen See hinunter und wir bauten unsere Schneehütten auf der westlichen Küste. Am dritten Tage unseres Marsches wurden die meisten unsrer Hunde lahm und bekamen schlimme Füße; ich warf einen Theil der Vorräthe fort, trotzdem aber konnten wir nicht mehr als 15 bis 18 Meilen täglich machen. Wir gingen natürlich, so daß die Hunde nur die Vorräthe und das Zeltzeug zu ziehen hatten; dennoch wurden sie wegen der schlechten Beschaffenheit des schneebedeckten Bodens oft unfähig weiter zu kommen. Unsere Ausrüstung bestand aus einem sehr kleinen Leinenzelt, aus einer wasserdichten Fußbedeckung und Filzkleidern; außer diesen hatte Jedermann einen Sack mit Bettdecken und ein Paar Pelzstiefeln. Der tägliche Gebrauch war folgendermaßen: Ich ging voran, Petersen und Thompson folgten, ihre Schlitten führend, und in dieser Weise trabten wir 8 oder 10 Stunden ohne Aufenthalt vorwärts. Wenn wir für die Nacht Halt machten, sägten Thompson und ich die Schneeblöcke ab und trugen sie zu Petersen, der als Baumeister fungirte. Die eine oder zwei Stunden, welche vergingen, ehe das Gebäude aufgerichtet, waren die unangenehmsten des ganzen Tagewerkes, denn da wir schon so sehr müde waren und der Ruhe begehrten, so erstarrten wir noch obendrein, während wir draußen standen. Wenn die Hütte fertig war, wurden die Hunde gefüttert, und hierbei war die größte Schwierigkeit, den schwächeren Theil derselben ihre volle Portion von der Mahlzeit zu sichern. Dann wurden die Schlitten ausgepackt, und die Vorräthe, der Schlafapparat, sogar das Lederzeug von den Schlitten, damit die Hunde nicht versucht wurden, es aufzufressen, in die Hütte gebracht. Die Thür ward nun mit Schnee blokirt, der Kochapparat angezündet, das Fußzeug gewechselt, das Tagebuch geschrieben, die Uhren aufgezogen, die Pfeifen gestopft und die Verdienste der einzelnen Hunde erörtert, bis das Essen fertig war. Nachdem dieses verschlungen, ward das Oberzeug angezogen und dann ging's zum Schlaf.

Am nächsten Morgen kam das Frühstück, dann die Schwierigkeit, in die gefrornen Schuhe zu kommen, worauf die Schlitten gepackt wurden und der Marsch begann.

In diesen kleinen Hütten schliefen wir gewöhnlich warm genug, obwohl später, als die Tücher und Kleider mit Eis beladen waren,

wir die Kälte doch zu spüren anfingen. Wenn unsere niedrige Thür sorgfältig mit Schneeblöcken ausgefüllt war und der Kochapparat brannte, stieg die Temperatur schnell so hoch, daß die Wände feucht wurden und unser Bettzeug aufthaute, aber wenn das Kochen vorbei oder die Thür nur ein ganz klein wenig offen stand, fiel sie eben so rasch wieder, so daß es unmöglich war zu schlafen oder den Theenapf zu halten, ohne unsere Fausthandschuhe anzuziehen, so durchdringend war die Kälte.

Am 1. März sahen wir die ersten Eskimos. Es waren ihrer vier, die wir in der Ferne vorüberziehen sahen. Petersen und ich hingen sofort unsere Revolver um und gingen hinter ihnen her. Die Eingebornen hielten, machten ihre Hunde fest, legten ihre Speere nieder und empfingen uns ohne jedes Zeichen von Erstaunen. Sie erzählten uns, daß sie auf einer Seehundsjagd auf dem Eise gewesen seien und nun heimkehrten. Wir machten ihnen den Vorschlag, mit ihnen zu gehen, und Alles war bald wieder in Bewegung. Aber eine Stunde später ging die Sonne unter und wir erfuhren, daß ihr Schneedorf, welches aus acht Hütten bestand, noch eine gute Strecke entfernt sei; deshalb mietheten wir sie gegen den Lohn einer Nadel für jeden Eskimo, uns eine Hütte zu bauen, mit welcher sie in einer Stunde fertig wurden, und in derselben übernachteten wir Alle.

Wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir gerne mit ihnen handeln möchten, und nahten uns dem wirklichen Gegenstand unseres Besuchs nur vorsichtig. Ein Matrosenknopf an einem von ihren Kleidern gab die Gelegenheit. Er stamme, sagten sie, von einigen weißen Leuten, welche auf einer Insel umgekommen seien, woselbst es Salme gäbe (d. h. in einem Strom), und daß das Eisen, von welchem sie ihr Messer gemacht hätten, von demselben Platz gekommen sei. Einer von diesen Männern sagte, er sei nach dem Eiland gegangen, um Holz und Eisen zu holen, aber keiner von ihnen hatte die weißen Leute gesehen.

Diese Eskimos hatten nichts zu essen und kein anderes Zeug, als ihre gewöhnlichen Doppelkleider von Pelz. Sie wollten unseren Schiffszwieback und unser Pökelfleisch nicht essen, nahmen jedoch eine kleine Quantität Bärenspeck und etwas Wasser. Sie schliefen in einer sitzenden Stellung, mit ihren Köpfen auf die Brust gelehnt.

Am nächsten Morgen reisten wir zehn Meilen weiter und kamen dicht an das Cap Victoria; über dieses hinaus wollte ich nicht gehen, so sehr sie es auch wünschten. Sie bauten uns daher eine bequeme Schneehütte in einer halben Stunde, worauf wir ihnen unsere Handelsartikel: Messer, Feilen, Nadeln, Scheeren, Perlen u. s. w. zeigten, unsern Wunsch, mit ihnen zu handeln, ausdrückten

und ihnen versprachen, Alles zu kaufen, was den umgekommenen weißen Männern gehört habe, wenn sie am andern Morgen zu uns kommen wollten. Trotzdem das Wetter stürmisch und bitter kalt war, zogen zwei der Eingebornen ihre Oberkleider von Rennthierfell aus und vertauschten sie jeder gegen ein Messer.

Am andern Morgen kam die ganze Dorfbewohnerschaft an, ungefähr fünfundvierzig Seelen von alten Leuten bis zu Kindern auf dem Arme, und ein lebhafter Tauschhandel begann. Zuerst und vor Allem kauften wir die Reliquien der verlorenen Expedition, welche aus sechs silbernen Löffeln und Gabeln, einer silbernen Medaille, einem Stück von einer goldenen Kette, verschiedenen Knöpfen und Messern, welche aus dem Eisen und Holz des Wracks gemacht waren, so wie verschiedenen Pfeilen und Bogen bestanden. Keiner von diesen Leuten hatte die Weißen gesehen. Ein Mann sagte, daß er ihre Gebeine auf dem Eilande, wo sie gestorben seien, gesehen habe, aber einige seien begraben gewesen. Petersen erfuhr auch von ihm, daß das Boot vom Eis zerdrückt worden sei. Fast Alle hatten Theil an der Beute genommen.

Diese Eskimos waren alle in Rennthierzeug wohl gekleidet und sahen rein aus; sie schienen Ueberfluß an Nahrungsmitteln zu haben, aber kaum ein Stück Holz war unter ihnen zu sehen, welches nicht von der verlorenen Expedition gekommen war. Ihre Schlitten, mit Ausnahme eines einzigen, welcher aus einem Bootkiel gemacht zu sein schien, waren elende kleine Dinger, welche aus zwei gefrorenen, mit Eis bedeckten Hautrollen bestanden, die durch Knochen, anstatt der Kreuzbalken an einander befestigt waren. Die Männer waren kräftige, muthige Gesellen, und die Weiber ausgefeimte Diebe, aber alle zusammen von guter Laune und freundlich. Die Frauen waren, bis auf diese Dieberei, ganz treuherzige Geschöpfe, und in den Manieren einiger von ihnen war eine Lebendigkeit und Anmuth, die uns bald mit diesen arktischen Exemplaren des schönen Geschlechtes versöhnte. Sie hatten schöne Augen und Zähne, kleine Hände, und die jungen Mädchen hatten einen frischen rosigen Schimmer, welcher nicht oft zusammen mit olivenfarbigen Gesichtern gesehen wird.

Die Eskimomütter tragen ihre Kinder auf dem Rücken in ihren großen Pelzkleidern. Während ich damit beschäftigt war, die silbernen Löffeln und Gabeln, welche zur Franklin-Expedition gehört hatten, gegen ein paar Nadeln oder ein Messer einzutauschen, zog eine alte hartnäckige Dame, nachdem sie Alles, was sie möglicherweise von mir für sich selber verlangen konnte, erhalten hatte, ihr Kind bei dem Arm aus ihrem Pelz heraus und hielt das arme kleine Geschöpf — denn es war vollständig nackt — im Sturme vor mir hin, wobei die Temperatur 60° unter dem Gefrierpunkt war.

Petersen belehrte mich, daß sie für ihr Kind um eine Nadel bitte. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihr so rasch als möglich eine gab; aber es verfloß hinreichende Zeit, bevor das Kind wieder in seinen Pelz zurückgesteckt wurde, so daß ich bei dieser Temperatur wirklich für seine Sicherheit zitterte. Die Eingebornen jedoch schienen nichts bei dieser grausamen Gefährdung eines nackten Säuglings zu empfinden, was wie Angst aussah.

Nun kehrten wir mit aller möglichen Eile zum Schiff zurück, aber wegen des Sturmes kamen wir nicht vor dem 14. März an Bord. Auf dieser Reise von 25 Tagen hatten wir 360 geographische Meilen gemacht und die Entdeckung der Küstenlinie des continentalen Amerika's vollendet, wodurch wir zugleich über 20 Meilen zu unsern Karten hinzugefügt hatten.

Kapitän Allen Young und seine Gesellschaft waren am 3. März an Bord zurückgekommen, nachdem sie ihr Depot auf der Küste des Prince-of-Wales-Land ungefähr 70 Meilen südwestlich vom Schiff niedergelegt hatten.

Am 2. April begaben sich Hobson und ich auf eine neue Reise. Mr. Petersen offerirte seine Dienste als Hundetreiber, ein Anerbieten, welches zu schätzbar war, um abgelehnt zu werden. Die Prozession sah sehr imposant aus. Sie bestand aus fünf Schlitten, zwölf Mann und siebzehn Hunden, letztere von jeder Gestalt und Größe. Das Schiff hißte die Royal Harwich-Yacht-Flagge auf und unsere Schlitten entfalteten ihre lustigen seidenen Banner. Das meinige war ein sehr schönes, welches mir Lady Franklin geschenkt hatte; es trug ihren Namen in weißen Buchstaben auf rothem Grunde, und war mit weißer Stickerei eingefaßt. Es war von den Schwestern des Kapitän Collinson gearbeitet worden.

Da die Leute an diese Art Arbeit nicht gewöhnt und die Schlitten schwer beladen waren, so war unser Marsch ermüdend und langsam. Wir campirten die Nacht auf dem langen See. Am zweiten Tage erreichten wir die westliche See, und am dritten, unterstützt von unsern Schlittensegeln, kamen wir einige Meilen über Arcedeckne-Eiland hinaus.

Die Temperatur blieb niedrig, oft 30° unter Null, zu Zeiten mit schneidendem Nordwind, glänzend strahlender Sonne und unerträglich blendendem Schnee. Obgleich wir farbige Brillen trugen, so litten wir alle doch an entzündeten Augen; unsere Gesichter waren geschwollen, Lippen und Hände aufgesprungen. Niemals wurden Männer von den vereinigten Wirkungen glänzender Sonne und bitterlich kalter Winde mehr entstellt.

Am 20. April, unter 70,5° nördlicher Breite, trafen wir zwei eingeborene Familien, welche aus zwölf Individuen bestanden. Ihre Schneehütten waren auf dem Eise $\frac{3}{4}$ Meile von der Küste, und ihr

Geschäft war die Seehundsjagd. Es waren dieselben Leute, mit welchen ich im Februar am Cap Victoria verhandelt hatte. Der Eingang in ihre Hütten war gerade hoch genug, um hineinzukommen, wenn man auf Händen und Füßen kroch. Ein Eisstück im Dache ließ hinreichendes Licht hinein. Eine Schneebank, zwei Fuß hoch und den halben Raum jeder Hütte einnehmend, war mit Rennthierfellen bedeckt und bildete das Familienbett. Eine viereckige Schneebank diente als Küchentisch, und unmittelbar daran saß die Hausfrau, welche die Steinlampe und das steinerne Kochgeschirr besorgte. Die Lampe war ein flaches, offenes Gefäß, die Nahrung Seehundsöl und der Docht trockenes Moos. Sie schlug mit einem Stück von einer Eisenfeile Feuer, und ich kaufte es ihr ab, weil es mit dem Regierungsstempel gezeichnet war.

Wir sahen zwei große Schneeschaufeln, welche aus Mahagoniholz gemacht waren, einige lange Speergriffe, einen Bogen von englischem Holze, zwei Zinnbüchsen und eine Bretterkiste, welche einst ein großes Teleskop oder einen Barometer enthalten haben mochte.

Ich kaufte auch ein Messer mit einigen unkenntlich gewordenen Schiffszeichen. Der Mann, von dem wir es kauften, erzählte uns, daß es an der Küste gefunden worden, in deren Nähe ein Schiff gestrandet lag, daß es damals ungefähr so lang gewesen, wie sein Arm, daß sie es aber hernach zerbrochen hätten, um kleine Messer daraus zu machen.

Auf weitere Nachfrage erfuhren wir, daß zwei Schiffe von den Eingebornen von King-Williams-Eiland gesehen worden seien; eines derselben hätten sie in tiefes Wasser versinken sehen, so daß man, worüber sie ihr großes Bedauern ausdrückten, keine Beute mehr davon hätte erlangen können. Aber das andere war vom Eis an's Land getrieben worden, wo es zusammengebrochen noch liegen müsse. Von diesem Schiffe hatten sie ihr meistes Holz erhalten, und Oot-loo-lik ist der Name des Platzes, wo es auf den Grund kam. Früher hätten viele Eingeborene dort gelebt, jetzt aber seien nur noch wenige zurückgeblieben. Alle diese Eingeborene hätten viel von dem Holze weggenommen.

Der größte Theil dieser Nachrichten ward uns von dem jungen Mann gegeben, welcher sein Messer an uns verkauft hatte. Der Alte, welcher mir im März die rohe Karte gezeichnet hatte, um mir zu zeigen, wo das Schiff gesunken sei, beantwortete nun auch unsere Fragen in Bezug auf das an's Land Getriebene. Bei der früheren Gelegenheit that er desselben keine Erwähnung, obgleich wir ihn oft genug fragten, ob er denn nur von einem Schiffe wisse. Ich glaube, er würde uns sehr gern in Unwissenheit über das an ihre Küsten geworfene Wrack erhalten haben, und der

junge Mann hatte uns eigentlich nur in seiner Dummheit damit bekannt gemacht.

Der letztere erzählte uns auch, daß die Leiche eines Menschen an Bord des Schiffes gefunden worden sei; daß er ein sehr großer Mann gewesen sein müsse und lange Zähne gehabt habe. Dies sei Alles, was er sich erinnere, erzählen gehört zu haben, da er damals noch ein Kind gewesen sei.

Beide erzählten uns darauf, daß es im abnehmenden Jahr, d. h. in ihrer Sprache August oder September gewesen sei, wo die Schiffe scheiterten, daß alle die weißen Männer nach dem „großen Strome" gegangen seien, ein oder zwei Böte mit sich genommen hätten, und daß im folgenden Winter ihre Gebeine dort gefunden worden seien.

Die Nachricht, welche beide vermißte Schiffe betraf, war hochwichtig, es war unsere Aufgabe, womöglich das gestrandete Schiff zu entdecken.

Früh am 28. April erreichten wir Cap Victoria; hier trennte sich Hobson von mir. Er zog direkt nach Cap Felix auf King-Williams-Land, während ich eine mehr südliche Richtung einhalten wollte.

Ich gab ihm Ordre, die Westküste von King-Williams-Eiland entlang nach dem gestrandeten Schiff und Reliquien desselben zu suchen, und nach der auf solche Weise oder von den Eingebornen erlangten Unterweisung zu handeln. Wir aber setzten unsere Reise mit dem besten Muthe fort.

VI.

Bis zum 19. Mai wanderten wir, ehe wir an Umkehr dachten, dann erst traten wir die Rückreise zum Schiffe an. Wir hatten Muße genug, die Ostküste zu erforschen, ohne Etwas zu finden. Am 24. Mai kreuzten wir nach King-Williams-Eiland hinüber, und untersuchten nun die Südküste ebenso genau. Auf einem hervorragenden Punkte, westwärts von Point Gladman, ward ein Grabhügel, etwa fünf Fuß hoch, gesehen, welcher, obgleich sein Ansehen nicht neu war, doch bis auf den Grund niedergerissen ward und Stein für Stein genau geprüft, ohne daß wir Etwas entdeckten.

Wir waren nun an der Küste, längs welcher die zurückziehende Schiffsmannschaft marschirt sein mußte. Meine Schlitten fuhren auf dem See-Eis dicht an der Küste, und obwohl die Tiefe des Schnees, welcher den Strand bedeckte, uns fast jede Hoffnung beraubte, so sahen wir doch scharf nach etwaigen Spuren aus, und blieben jetzt auch nicht ohne Erfolg. Kurz nach Mitternacht am 25. Mai, als ich langsam über einen Kieshügel die Küste entlang wanderte, welcher durch die Winde frei von Schnee gehalten ward, stieß ich auf einen menschlichen Leichnam, zum Theil nackt, nur mit wenigen Kleiderfetzen hier und dort bedeckt, die durch den Schnee sichtbar wurden. Das Skelett — nun vollständig gebleicht — lag auf seinem Gesicht, die Beine und kleineren Gliedmaßen entweder von ihm getrennt oder von Thieren fortgenagt.

Die sorgfältigste Untersuchung an Ort und Stelle ward sogleich vorgenommen, der Schnee weggeschafft und jeder Kleiderfetzen aufgesammelt. Ein Taschenbuch gewährte starke Hoffnungen, daß irgend welche Nachrichten über den unglücklichen Eigenthümer desselben, sowie über den unseligen Marsch der verlorenen Schiffsmannschaft entnommen werden könnte, doch zur Zeit war es hart gefroren.

Das Schlachtopfer war ein junger Mann, fein gebaut und vielleicht über die gewöhnliche Größe; das Zeug schien das eines Offizierdieners oder Aufwärters zu sein, da der leichte Knoten, in welchen sein Halstuch geschlungen war, weder von Matrosen noch Offizieren getragen wird. In jeder Einzelnheit bestätigte das Zeug unsere Vermuthung. — Wir fanden auch eine Kleiderbürste in der Nähe und einen Taschenkamm von Horn. Dieser arme Mann schien den nackten Hügelrücken gewählt zu haben, als denjenigen, der den letzten mühsamen Pfad gewährte, und dann auf sein Gesicht gefallen zu sein, in der Lage, in welcher wir ihn fanden.

Es war eine traurige Wahrheit, welche das alte Weib sprach, wenn sie sagte: „sie fielen nieder und starben, indem sie dahinzogen.“

Ich glaube nicht, daß die Eskimos dieses Skelett entdeckt haben, sie würden sonst die Bürste und den Kamm weggenommen haben. Aberglaube hält sie zwar ab, die Ruhe ihrer eigenen Todten zu stören, aber doch nicht, sich das Eigenthum weißer Männer anzueignen, wenn es ihnen nur im Geringsten nützlich sein könnte. Dr. Rae erhielt ein Stück Flanell, gezeichnet „F. D. V. 1845“, von den Eskimos der Boothill- oder Repulse-Bay; es war ohne Zweifel ein Theil von des armen Des Voeux's Kleidern gewesen.

Die Nachrichten, welche Dr. Rae erhielt, stammten meist aus zweiter Hand von den Fischstrom-Eskimos, und dürfen nicht ver-

mischt werden mit denen, welche wir von den Eskimos der King-Williams-Insel hörten. Diese Leute erzählten uns, daß sie die Leichname der weißen Männer erst im folgenden Winter gefunden hätten. Dies ist wahrscheinlich richtig, da sie blos im Winter und Frühling über Land zu der Westküste reisen können, wo sie denn auch diese Wanderung an der Küste hinunter machen, um Seehunde und Bären zu suchen.

Die Ueberreste derer, die im Fischstrom starben, mögen im Sommer, kurz nach ihrem Hinscheiden entdeckt worden sein.

An der Südküste von King-Williams-Land sowohl, als auch auf dem Festland ward ich in meiner Hoffnung, Eingeborene zu finden, auf's Traurigste enttäuscht. Wir fanden nur sechs oder acht verlassene Schneehütten, welche anzeigten, daß sie kürzlich hier gewesen, und deswegen war um so weniger Wahrscheinlichkeit, sie auf unserer Weiterreise zu treffen, da die Jahreszeit bereits gekommen war, wo sie die Ströme und die Lieblingsaufenhalte der Rennthiere bei ihrer Wanderung gegen Norden aufsuchen.

Hobson indessen war an der Westküste, und ich hoffte eine für mich zurückgelassene Note bei Cap Herschel mit irgend welchen günstigen Nachrichten zu finden. Dahin also richtete ich unsere Reise. Der Gipfel von Cap Herschel ist ungefähr 150 Fuß hoch, wir fanden allerdings einen Steinaufwurf darauf, den wir sorgsam umwühlten, aber ohne Etwas zu finden. Mit dem Gefühle tiefen Bedauerns und empfindlicher Täuschung verließ ich diesen Ort, ohne auch nur die geringste Spur von den Märtyrern gefunden zu haben, die für die Ehre ihres Vaterlandes gestorben. Es giebt in der ganzen weiten Welt nur wenig Orte, die der Erinnerung englischer Seeleute heiliger sind, als dieser Steinaufwurf auf Cap Herschel.

Einige Meilen hinter Cap Herschel wird die Küste sehr flach; viele Inselchen und Landflecke liegen weit ab von der Küste; indem wir weitergingen, kamen wir an Blöcke von ungewöhnlich schwerem Eis, welche uns zeigten, daß wir nun auf einem Strich der Küstenlinie reisten, welcher dem Wetter mehr ausgesetzt sei. Aber wir nahten uns einem Fleck, wo eine Enthüllung von allerhöchstem Interesse mich erwartete.

Ungefähr 12 Meilen von Cap Herschel fand ich einen kleinen Steinhaufen, der von Hobson's Parthie gebaut worden war und eine Note für mich enthielt. Er hatte diesen, seinen äußersten Punkt vor sechs Tagen erreicht, ohne etwas von dem Wrack gesehen zu haben; aber er hatte eine Aufzeichnung — die so lange und so sehnsüchtig gesuchte Aufzeichnung der Franklin-Expedition — an Point Victory, an der Nordwestküste von King-Williams-Land gefunden.

Diese Aufzeichnung ist in der That eine traurige und ergreifende Reliquie unsrer verlorenen Freunde, und um seinen Inhalt zu vereinfachen, will ich die doppelte Geschichte, die es so kurz erzählt, einzeln darlegen.

Zuerst und vor Allem: das Blatt war eins jener gedruckten Formulare, welche gewöhnlich den Entdeckungsschiffen mitgegeben werden zu dem Zweck, in Flaschen eingeschlossen und auf See über Bord geworfen zu werden, um die Richtung des Stromes zu vergewissern, indem Platz für Datum und Ort leer gelassen wird: Jedermann, der es findet, wird gebeten, es dem Sekretär der Admiralität in London mit einer Bemerkung über Zeit und Ort einzusenden; und diese Bitte ist in sechs Sprachen: Englisch, Französisch, Spanisch, Holländisch, Dänisch und Deutsch gedruckt. Die deutsche Version lautet buchstäblich also:

„Wer diesen Zettel findet, wird hier- durch ersucht denselben an den Secretair des Admiralitets in London einzusenden, mit gefällige angabe an welchen ort und zu welcher zeit er gefundet worden ist."

Auf diesen Zettel nun, den ich bei Cap Herschel fand, war — dem Anschein nach von Lieutenant Gore — Folgendes geschrieben:

„28 Mai 1847. Ihrer Majestät Schiffe Erebus und Terror überwinterten im Eise unter 70° 05′ nördlicher Breite und 98° 23′ westlicher Länge.

„Ueberwintert 1846—7 bei Beechey-Eiland, unter 74° 43′ 28″ nördlicher Breite, 91° 39′ 15″ westlicher Länge, nachdem wir Wellington-Kanal bis 77° Breite hinaufgefahren waren und an der Westseite von Cornwallis-Eiland zurückkehrten.

„Sir John Franklin kommandirt die Expedition.

„Alles wohl.

„Eine Mannschaft, bestehend aus zwei Offizieren und sechs Matrosen verließ die Schiffe Montag, 24. Mai 1847.

„Gm. Gore, Lieutenant.

„Chas. F. Des Voeux, Obersteuermann."

In diesem Dokument ist ein Irrthum; nämlich, daß der Erebus und Terror bei Beechey-Eiland 1846—7 überwinterten; das richtige Datum war 1845—6; ein Blick auf das Datum am Anfang und Ende des Papiers beweist das; aber in jeder andern Hinsicht ist die Erzählung ihres wunderbaren Erfolgs bis zum Mai 1847 in so wenig Worten als möglich erzählt.

Wir finden, daß nachdem die letzte Nachricht von Sir John Franklin, datirt vom Juli 1845, durch die Wallfischfänger in Mel-

ville-Bay zu uns gekommen war, seine Expedition sich nach Lancaster-Sund bewegte und in den Wellington-Kanal einlief, dessen südliche Oeffnung von Sir Edward Parry 1819 entdeckt worden war. Der Erebus und Terror segelten die Straße 150 Meilen weit hinauf, und erreichten im Herbst 1845 dieselbe Breite, die acht Jahre später durch Ihrer Majestät Schiffe „Assistance" und „Pionier" erreicht worden war. Ob Franklin beabsichtigte seinen nördlichen Kurs fortzusetzen, und nur durch das Eis jener Breite von 77° N. aufgehalten worden war, oder ob er absichtlich eine Route aufgab, welche von den bekannten Seen an der Küste von Amerika abführte, bleibt zweifelhaft; aber darüber giebt das Dokument uns Sicherheit, daß Sir John Franklin's Expedition, nachdem sie diese Gegend erforscht, von dem 77° nördlicher Breite südwärts zurückkehrten und wieder in die Barrow-Straße durch einen neuen Kanal zwischen Bathurst- und Cornwallis-Eiland einlief.

Selten war ein so außerordentlicher Erfolg einem arktischen Seefahrer auf einmal gewährt worden, und als der Erebus und Terror für den kommenden Winter 1845—6 bei Beechey-Eiland sicher gelegt waren, mußten die Resultate ihrer ersten Jahresarbeit im höchsten Grade aufmunternd gewesen sein. Diese Resultate bestanden in der Erforschung des Wellington- und Queen-Kanals, und die Hinzufügung des ausgedehnten Landes auf jeder Seite zu unsern Karten. Im Jahre 1846 schritten sie nach Südwest vor, und erreichten wahrscheinlich bis auf zwölf Meilen das äußerste Nordende von King-Williams-Land, als ihre Weiterreise durch den nahenden Winter von 1846—7 aufgehalten ward. Der Winter scheint ohne beträchtlichen Verlust vergangen zu sein, und als im Frühling Lieutenant Gore mit einer Gesellschaft für irgend welchen Zweck aufbrach, wahrscheinlich, um die Landverbindung der unbekannten Küstenlinie zwischen Point Victory und Cap Herschel zu erforschen, da waren die Uebrigen an Bord des Erebus und Terror „alle wohl" und der tapfere Franklin kommandirte.

Aber ach! — rund um den Rand des Papiers, auf welches Lieutenant Gore 1847 diese Worte der Hoffnung und Zuversicht schrieb, hatte eine andere Hand später die folgenden Worte geschrieben:

„25. April 1848. Ihrer Majestät Schiffe Terror und Erebus wurden verlassen am 22. April, 5 Liguen N. N. W. von hier, da sie seit dem 12. September 1846 eingeschlossen waren. Die Offiziere und Mannschaften, bestehend aus 105 Seelen, unter Kommando des Kapitäns F. R. M. Crozier landeten hier unter 69° 37′ 42″ nördlicher Breite und 98° 41′ westlicher Länge. Sir

John Franklin starb am 11. Juni 1847; und der gesammte Verlust der Expedition durch Todesfälle beträgt bis zum heutigen Tage 9 Offiziere und 15 Leute.

(Gezeichnet)	(Gezeichnet)
F. R. M. Crozier,	James Fitzjames,
Kapitän und ältester Offizier.	Kapitän des Erebus.

„und brechen auf morgen, den 26., nach Back's Fish-River."

Diese Randbemerkung war augenscheinlich von Kapitän Fitzjames geschrieben worden, mit Ausnahme der Notiz über das Wann? und Wohin? ihrer Weiterreise, welche von Kapitän Crozier hinzugefügt worden war.

Außerdem ist noch eine weitere Randbemerkung vorhanden über die Beförderung des Dokuments zu dem Orte, wo es endlich gefunden ward, von dem andern, vier Meilen nördlicher, bei Point Victory, wo es ursprünglich niedergelegt worden war, von dem „weiland" Kommandeur Gore. Dieses kleine Wort „weiland" zeigt uns, daß auch er innerhalb der zwölf Monate dahingestorben war.

In dem kurzen Zeitraum von zwölf Monaten, wie traurig war die Geschichte von Franklin's Expedition geworden; wie hatte sie sich verändert von dem fröhlichen „Alles wohl" des Graham Gore! Der Frühling von 1847 fand sie 90 Meilen weit von der bekannten See an der Küste von Amerika; und wie sicher mußten die Leute, welche bereits zu zweien Malen über 500 Meilen bisher unerforschter Gewässer durchsegelt hatten, sich in dem Gedanken fühlen, daß die nahende Schiffahrtszeit von 1847 ihre Fahrzeuge in so kurzem Zeitraum passiren sehen würde! Aber es war anders bestimmt. Einen Monat, nachdem Lieutenant Gore die Urkunde auf Point Victory niedergelegt hatte, war der vielgeliebte Führer der Expedition todt; und das folgende Frühjahr fand Kapitän Crozier, dem das Kommando nun übertragen worden war, in King-Williams-Land, bemüht seine verhungernden Leute, 105 Seelen im Ganzen, von einem gräßlichen Tode zu retten, indem er sie zu den Hudson-Bay-Ländern, am Back- oder Great Fish-River, hinaufführte.

Eine traurigere Geschichte ward nie in weniger Worten erzählt. Es ist etwas tief Ergreifendes in ihrer außerordentlichen Einfachheit, und sie zeigen in der stärksten Weise, daß beide Führer dieser Rückzugsschaar von dem erhabensten Pflichtgefühl beseelt waren und mit Ruhe und Entschlossenheit die fürchterliche Alternative eines letzten verwegenen Kampfes um das Leben, dem sichern Hungertode an Bord ihrer Schiffe vorzogen; denn wir wissen sehr gut,

daß der Erebus und Terror nur bis zum Juli 1848 verproviantirt worden waren.

Noch eine andere Ungenauigkeit findet sich im zweiten Theil der von Fitzjames geschriebenen Urkunde. Die ursprüngliche Zahl der Expedition betrug 138 Seelen, und die Urkunde giebt den Gesammtverlust durch Todesfälle auf 9 Offiziere und 15 Leute an, so daß im Ganzen 114 Personen übrig blieben. Aber es ist nur von 105 unter Kapitän Croziers Gelandeten die Rede, so daß über 9 Individuen keine Nachricht vorhanden.

Lieutenant Hobson's Note benachrichtigte mich, daß er eine Menge von Kleidern und Geräthschaften aller Art um den Steinhaufen haben liegen gefunden, als ob diese Männer, im Bewußtsein, daß sie auf ihrem letzten Gange begriffen seien, sich alles Dessen entledigt hätten, was sie für überflüssig erachteten.

Hobson hatte außerordentlich schlechtes Wetter gehabt — beständiger Sturm und Nebel — und dachte, er möchte dem Wrack vorübergekommen sein, ohne es gesehen zu haben; er hoffte auf seiner Rückreise erfolgreicher zu sein.

Durch diese wichtigen Neuigkeiten ermuthigt, wandten wir die größte Aufmerksamkeit an, damit uns keine Spur entgehen möchte.

Am 19. Mai erreichten wir das Westende von King-Williams-Eiland unter 69° 08′ nördlicher Breite und 100° 08′ westlicher Länge. Ich nannte es nach dem Kapitän Crozier vom Terror, dem tapfern Führer jener „verlorenen Hoffnung", von welcher wir eben jetzt Nachrichten erhalten hatten. Die Küste, an der wir hinunterzogen, war äußerst flach, — eine Kette von Tuffsteinrücken, fast ganz ohne fossile Reste. Die einzigen Spuren von Thieren, die uns zu Gesicht kamen, waren die eines Bären und einiger Füchse — die einzigen lebenden Geschöpfe ein paar Weidenhühner. Spuren selbst von wandernden Eskimos wurden seltener, nachdem wir Cap Herschel verlassen. Hier fanden wir nur ein paar Steinzirkel, die Seiten eines Lagerplatzes, aber so mit Moos bewachsen, daß sie von hohem Alter sein mußten. Der Anblick seewärts war nicht weniger abschreckend — eine zerrissene Oberfläche von aufgestauten Schollen, dazwischen sehr viel schweres Eis. In diesen flachen, eisbedeckten Seen werden Seehunde nur selten gefunden; und es ist sehr wahrscheinlich, daß alles animalische Leben in ihn so selten ist, als auf dem Lande.

Von Cap Crozier wandte sich, wie man fand, die Küstenlinie scharf ostwärts, und früh am Morgen des 30. Mai campirten wir an der Längenseite eines großen Bootes, welches auf einem Schlitten von ungewöhnlicher Größe und Stärke stand, — eine andere traurige Reliquie, welche Hobson vor einigen Tagen gefunden und unter-

sucht hatte, wie seine hier zurückgelassene Note mir mittheilte; aber er hatte weder Urkunden, noch Journal, Taschenbuch oder Memorandum von irgend welcher Art gefunden.

Eine große Menge zerfetzter Kleidungsstücke lag hier umher, und diese untersuchten wir zuerst. Nicht ein einziger Artikel trug den Namen seines früheren Besitzers. Das Boot ward leer gemacht und sorgfältig gereinigt, damit uns Nichts entgehen möchte; aber es ward dennoch Nichts gefunden.

Hundert Ellen von dem Boot, auf der Landseite, lag der Stumpf einer Fichte, 12 Fuß lang; obgleich das Eis ihm während seines Treibens an diese Küste tüchtig zugesetzt und seine Rinde abgerieben hatte, so war das Holz doch noch vollständig gesund. Der Stamm kann und wird auch wohl hier schon zwanzig bis dreißig Jahre so gelegen haben, und muß demnach während dieser Zeit in der Region des ewigen Eises weniger gelitten haben, als es zu Haus in dem sechsten Theil der Zeit geschehen sein würde. Zwei Ellen von ihm erblickte ich zwei dürftige Büschel Grases.

Aber alles Das waren spätere Beobachtungen; denn in dem Boote selbst war das, was uns mit Grauen erfüllte. Es waren Theile zweier menschlichen Skelette. Das eine war das einer jungen, schwächlichen Person; das andere eines großen, starkgebauten Mannes von mittleren Jahren. Das erstere ward im Bug des Bootes gefunden, aber in einem zu sehr zerstörten Zustande, als daß Hobson hätte beurtheilen können, ob der Dulder daselbst gestorben sei; große und starke Thiere, wahrscheinlich Wölfe, hatten viel von diesem Skelette zerstört, welches das eines Offiziers gewesen sein mag. Dicht bei demselben wurden die Reste eines Paars gestickter Pantoffeln gefunden, und außerdem ein Paar kleiner aber starker Jagd-Halbstiefel. Das andere Skelett (ein Schädel ward von beiden nicht mehr gefunden, außer dem Unterkiefer eines jeden derselben) war in einem etwas vollkommneren Zustande und in Kleider und Pelze eingehüllt. Es lag quer im Boote. Dicht daneben wurden fünf Uhren gefunden; und da standen zwei doppelläufige Flinten — ein Lauf in jeder geladen und mit gespanntem Hahn — mit der Mündung aufwärts gegen das Boot gelehnt. Man kann sich denken, mit welch' tiefem Antheil diese traurigen Reliquien geprüft wurden, und wie gespannt jeder Kleiderfetzen nach Taschenbüchern, Journalen oder nur nach dem bloßen Namen durchsucht ward. Fünf oder sechs kleine Bücher wurden gefunden, sämmtlich Bibeln oder Erbauungsbücher, mit Ausnahme des „Vicar of Wakefield." Ein kleines Buch, „Christliche Melodien", trug auf dem Titelblatt den Namen des Schenkers an G. G. (Graham Gore?). Eine kleine Bibel enthielt zahlreiche Randbemerkungen und ganze Stellen,

die unterstrichen waren. Außer diesen Büchern wurden die Deckel eines neuen Testaments und eines Gebetbuchs gefunden.

Unter einer erstaunlich großen Menge von Kleidern waren sieben oder acht Paare Stiefeln verschiedener Art, seidene Taschentücher, Handtücher, Seife, Schwamm, Zahnbürsten, Haarkamm und ein Flintenüberzug von Makintosch, gezeichnet „A 12". Außer diesen Gegenständen fanden wir Bindfaden, Nägel, Sägen, Feilen, Borsten, Wachsenden, Handleder, Pulver, Kugeln, Schrot, Patronen, Kugelzieher, lederne Patrontaschen, Messer, Nadeln, Zwirnbüchsen, Lunte, mehrere Bajonnetscheiden, zu Messerbehältern zusammengeschnitten, zwei Rollen Bleitafeln, kurz eine unbeschreibliche Menge von Dingen, die den Schlitten unverhältnißmäßig stark beschweren, ohne in diesen Gegenden von besonderem Nutzen für die Reisenden zu sein.

Die einzigen Nahrungsmittel, die wir finden konnten, waren Thee und Chokolade; von dem ersteren war sehr wenig übrig geblieben, aber von letzterer waren noch 40 Pfund vorhanden. Diese Vorräthe allein konnten das Leben in diesem Klima nicht erhalten, und wir fanden weder Schiffszwieback noch Fleisch von irgend welcher Art. Ein Vorrath von Taback und ein leeres Pemmican-Kistchen*), welches fähig war, 22 Pfund zu fassen, wurde entdeckt. Das Zinn war mit einem „E" gezeichnet und hatte wahrscheinlich dem Erebus gehört. Brennholz, welches ursprünglich von den Schiffen mitgebracht worden, war weder in noch außer dem Boot mehr zu finden; aber es war doch kein Mangel daran, denn Treibholz lag auf der Küste, dicht zur Hand, und wäre die Gesellschaft des Brennholzes bedürftig gewesen, so würden sie die Ruder und Bodenbretter des Bootes gebraucht haben.

In dem Hintertheil des Boots entdeckten wir eilf Eßlöffel, eilf Gabeln und vier Theelöffel, alle von Silber. Von diesen sechsundzwanzig Stücken Silberzeug trugen acht das Wappen Sir John Franklins, die übrigen hatten die Wappen oder Initiale von neun verschiedenen Offizieren, mit Ausnahme einer einzigen Gabel, welche nicht gezeichnet war. Das Meiste davon gehörte zu dem Erebus, und da auch eine von den Uhren das Wappen des Mr. Couch vom Erebus hatte, auch die Pemmican-Kiste gleichfalls dorther stammte, so bin ich geneigt, zu glauben, daß auch das Boot dazu gehörte.

Sir John Franklin's Silberzeug war den Leuten für ihren Gebrauch vielleicht deshalb gegeben worden, weil man kein anderes Mittel sah, es zu retten; und es ist wahrscheinlich, daß auch die übrigen Offiziere dasselbe thaten, da nicht ein einziger eiserner

---

*) Pemmikan oder Preßfleisch, dasselbe, welches wir schon in Canada erwähnten.

Löffel, so wie ihn die Matrosen immer gebrauchen, gefunden ward. Es schien höchst befremdend, daß von den vielen Leuten, wahrscheinlich zwanzig oder dreißig, die zu diesem Boot gehört hatten, nur zwei noch entdeckt wurden, so wie auch, daß in dem benachbarten Flachland keine Gräber waren, obgleich zu der Zeit, wo diese armen Burschen ihre Schiffe verließen, der Boden hart gefroren war, und die Mühe, ein Grab in das Eis zu hauen, allerdings sehr groß gewesen sein müßte.

Ich war erstaunt zu finden, daß der Schlitten gen Nordost gerichtet war, genau nach demselben nächsten Punkt des Landes, wohin wir selbst uns jetzt auf der Reise befanden.

Ein wenig Nachdenken überzeugte mich, daß das Boot auf der Rückkehr zu den Schiffen begriffen gewesen sein mußte; und in keiner andern Weise kann ich mir's erklären, daß man zwei Männer darin liegen ließ, als durch die Annahme, daß die Gesellschaft unfähig war, das Boot weiter zu ziehen, und daß diese beiden Männer, da sie nicht im Stande waren, mit ihren Schiffskameraden gleichen Schritt zu halten, deshalb von ihnen zurückgelassen und mit so viel Mundvorräthen versehen wurden, als bis zur Rückkehr der Andern vom Schiffe mit neuer Provision ausreichend erschien.

Ob es die Absicht der Rückzugsschaar war, den Erfolg einer andern Jahreszeit in den Schiffen zu erwarten oder den Weg der Hauptschaar zu dem Great Fish-River zu folgen, kann jetzt nur ein Gegenstand der Muthmaßung sein. Es scheint im hohen Grade wahrscheinlich, daß sie die Absicht hatten, das Boot wieder zu besuchen, nicht blos wegen der beiden darin gelassenen Männer, sondern auch um die Chokolade, die fünf Uhren und manchen andern Gegenstand, den man sonst wohl hier gelassen hätte, zu holen.

Dieselben Gründe, welche für die Absicht der Rückkehr dieses Detachements von der Hauptschaar angegeben werden können, dienen auch dazu, über die nicht erfolgte Ausführung derselben Aufklärung zu geben. In beiden Fällen scheinen sie ihre Kraft und die Entfernung, die sie in einer bestimmten Zeit zurücklegen könnten, weit überschätzt zu haben.

Wenn man sich die Sache also vorstellt, so begreift man, warum ihre Provisionen bei Weitem nicht für die Entfernung, die sie zu reisen hatten, reichten, und warum sie zu den Schiffen zurücksenden mußten, um mehr zu holen, wobei sie zuerst von der detachirten Gesellschaft alle Vorräthe, die diese möglicherweise entbehren konnten, nahmen. Ob Alle oder auch nur Einer vom Rest dieses Detachements je ihre Schiffe wieder erreichten, ist ungewiß; Alles, was wir wissen, ist, daß sie das Boot nicht wieder besuchten, und das giebt eine Erklärung dafür, daß man nicht mehr Skelette

in seiner Nähe fand, sowie auch für den Bericht der Eskimos, daß kein lebendes Wesen mehr im Schiffe war, als es an die Küste trieb, und daß Alles, was sie an Bord desselben fanden, die Leiche eines Menschen war.

Nachdem wir das Boot verlassen hatten, folgten wir einer unregelmäßigen Küstenlinie gegen Norden und Nordost, bis zu einem weit vorspringenden Cap, wahrscheinlich die äußerste Landspitze, welche Sir James Roß von Point Victory aus sah und Cap Franklin nannte, — ein Name, den das Cap noch heute führt.

VII.

Am Morgen des 2. Juni erreichten wir Point Victory. Hier unterrichtete mich Hobsons im Steinhügel zurückgelassene Note, daß er nicht die leiseste Spur eines Wracks auf der Küste, noch von Eingeborenen nördlich vom Cap Crozier gefunden habe. Zugleich enthielt sie die Nachricht, daß er eine zweite, gleichfalls vom Lieutenant Gore im Mai 1847 niedergelegte Urkunde auf der Südseite von Back-Bay gefunden habe, aber sie enthalte nichts Neues.

Es ist seltsam, daß diese beiden Papiere angeben, die Schiffe hätten von 1846 auf 1847 bei Beechey-Eiland überwintert! Ein so auffallender Irrthum würde kaum begangen worden sein, hätte man diesen Dokumenten auch nur die mindeste Wichtigkeit zugetraut. Sie waren in dünne Zinn-Cylinder gesteckt, nachdem man sie an Bord, vor der Abreise, ausgefüllt hatte; der Tag daher, an welchem sie niedergelegt worden waren, war nicht darin bemerkt worden; aber bereits waren die Papiere sehr vom Rost beschädigt — ein paar Jahre mehr würden sie ganz unleserlich gemacht haben. Als die zu Point Victory gelassene Urkunde geöffnet ward, um das Supplement hinzuzufügen, welches ihr den Hauptwerth giebt, füllte Kapitän Fitzjames, wie man aus der Farbe der Dinte ersehen kann, das Datum vom Mai, wo die Urkunde ursprünglich deponirt ward, aus. Der Cylinder, welcher diese Urkunde enthielt, war nicht wieder aufgemacht worden; man fand ihn auf dem Grund unter einigen losen Steinen, die wahrscheinlich mit ihm zusammen von der Spitze des Steinhaufen heruntergefallen waren. Hobson ent-

fernte jeden Stein dieses Aufwurfs bis auf den Grund und baute ihn wieder neu.

Kurz wie diese Urkunden sind, wir mußten doch mit ihnen zufrieden sein; sie sind wahrhafte Muster offizieller Kürze. Kein Log-Buch konnte lakonischer abgefaßt sein. Aber es scheint gar nicht beabsichtigt worden zu sein, daß nach dem Verlassen der Schiffe überhaupt noch eine Urkunde deponirt werden sollte; wir müssen den Manen Crozier's und Fitzjames' um so dankbarer sein für das unschätzbare Papier, und unsere Dankbarkeit muß um so größer sein, wenn wir bedenken, daß die Dinte aufgethaut werden mußte und daß Schreiben an einem Apriltag in den arktischen Regionen eine keineswegs leichte Arbeit ist.

Außer einer Abschrift der von Hobson mitgenommenen Urkunde legten wir Jeder noch unsere eigene hinein, und ich begrub noch unter einem großen Stein, zehn Fuß nördlich davon, eine andere, welche über unsere Erforschungen und Entdeckungen Bericht gab.

Eine große Menge und Verschiedenheit von Dingen lag um den Steinhaufen zerstreut, so viel, daß selbst auf ihrem dreitägigen Marsch von den Schiffen, die rückziehende Mannschaft es unmöglich fand, sie weiter zu bringen. Unter Andern befanden sich darin vier schwere Schiffskochapparate, Spitzäxte, Schaufeln, Eisenreifen, altes Segeltuch, ein großer, einzelner Block, ungefähr vier Fuß von einem kupfernen Blitzableiter, lange Stücken von hohlen Erzstangen, ein kleiner Behälter ausgewählter Arzneien mit ungefähr vierundzwanzig Phiolen, deren Inhalt sich wunderbar erhalten hatte; ein Robinson'scher Neigungszirkel mit zwei Nadeln, Stangenmagneten und leichter Horizontalnadel, Alles vollständig erhalten und nur neun Pfund schwer, und sogar ein kleiner Sextant, mit dem Namen „Frederick Hornby“ hinein gravirt, lag bei dem Steinhaufen ohne Schachtel.

Das von der zurückkehrenden Schiffsmannschaft des Erebus und Terror liegen gelassene Zeug bildete einen Haufen, vier Fuß hoch; jedes einzelne Stück ward durchsucht, aber die Taschen waren leer und kein einziges von allen gezeichnet, wie dies in der That bei dem dicken Zeug der Matrosen selten ist. Zwei Feldflaschen, das Eigenthum von Seesoldaten, wurden gefunden; die eine gezeichnet: „88 Co. Wm. Hedges“, und die andere „89 Co. Wm. Hether“. Eine kleine Pfanne, aus einer Zinnbüchse gemacht, trug in darauf gekratzten Zügen den Namen: „W. Mark“.

Auf der Fortsetzung meines Heimmarsches, und soviel ich urtheilen konnte, $2\frac{1}{2}$ oder $2\frac{3}{4}$ Meilen nördlich von Point Victory, sah ich einige Steine in einer Linie gelegt, wie am Anfang eines Lagerplatzes, um etwas Schutz zu gewähren; hier war es, denke ich, wo

Lieutenant Gore im Mai 1847 die Urkunde niederlegte, welche 1848 von Lieutenant Irving gefunden und schließlich an Point Victory deponirt ward. Einige Reste von Zinngefäßen lagen umher, aber ob sie von Sir James Roß' Gesellschaft im Mai 1851 oder von der Franklin-Expedition 1847 oder 1848 hier gelassen wurden, ist ungewiß. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß, als im Jahre 1830 Sir James Roß Point Victory entdeckte, er die beiden Landspitzen, die von da in Sicht waren, Cap Franklin und Cap Jane Franklin nannte. Achtzehn Jahre später gingen Franklins Schiffe in Sicht dieser beiden Vorgebirge zu Grunde.

Hier endeten meine eigenen Nachforschungen nach den Spuren der Verlorenen. Hobson fand zwei andere Steinhaufen und manche Reliquien zwischen dieser Gegend und Cap Felix. Von jedem Platze, wo irgend eine Spur entdeckt ward, wurden die interessantesten Reliquien mitgenommen, so daß die Sammlung, die wir haben, sehr beträchtlich ist.

Am 5. Juni, nach einer Abwesenheit von 34 Tagen, erreichte ich mein Depot in der Nähe des Eingangs von Port Parry. Von dort beschloß ich längs der Küste nach Cap Sabine zu reisen, um das rauhe Eis zu vermeiden, dem wir begegneten, als wir im April direkt nach Cap Victoria hinüberkreuzten.

Das Wetter war neblig, als wir uns der Prinz-George's-Bay näherten; wir mußten daher sehr vorsichtig sein, erreichten das Land, das, wie ich vermuthete, uns direkt nach Cap Sabine leiten mußte; aber als sich das Wetter aufklärte, sahen wir ein langes, flaches Eiland seewärts von uns, welches mich sehr in Erstaunen setzte. Ich fand nun, daß wir eine Straße entdeckt hatten, welche von Prinz-George's-Bay nach der Wellington-Straße führt, ungefähr acht Meilen südlich von Cap Sabine.

Wir waren noch 230 Meilen von unserm Schiff. In dieser Straße fanden wir ein verlassenes Schneedorf von siebzehn Hütten, deren eine ungewöhnlich groß war. Auf dem Eis umhergestreut oder in jeder Schneehütte waren Schnitzeln und Splitter von frischem Holz; in einer derselben fanden wir ein Kinderspielzeug — ein Miniaturschlitten — aus Holz gemacht. Keine Spur von Eingebornen wurde auf beiden Ufern gefunden, noch hatte ich einen solchen getroffen, seit wir die westliche Küste des Eilands verlassen hatten.

Nichts kann das düstere und öde Ansehen von King-Williams-Eiland übertreffen; Hobson und ich selber hatten einige Erfahrung davon; sein Aufenthalt auf demselben betrug mehr als einen Monat. Das Klima dieses Eilands scheint von dem der Ostküste verschieden zu sein; es ist dem Nordwestwinde mehr ausgesetzt, und die Luft war beständig voll frostiger Nebel.

Dieses Land erweckt in dem Beschauer die Vorstellung, als

ob es sich innerhalb einer neueren geologischen Periode aus der See erhoben habe — nicht plötzlich, sondern in regelmäßigen Zwischenräumen. Die zahlreichen Terrassen bilden lange horizontale Linien, welche sich sehr allmälig heben, und in genauer Proportion, so wie ihre Entfernungen von der See zunehmen; dicht an der Küste sind sie am bestimmtesten.

King-Williams-Eiland ist zumeist äußerst wüst, und seine Oberfläche mit unzähligen Bächen und Seen bedeckt. Es ist keineswegs „das Land mit Rennthieren und Bisamochsen", das wir zu finden hofften; die Eingebornen erzählten uns, es wären keine von den ersteren und nur sehr wenige von den letzteren dort vorhanden.

Am 8. Juni wurden die ersten Enten und Rothgänse nordwärts fliegend gesehen. Nachdem wir über den äußersten Punkt von Cap Victoria, Boothia-Land, neben welchem wir die verlassenen Schneehütten unserer Marschbekanntschaften sahen, geschritten waren und kurz nachher nördlich von ihm die Mündung der tiefen Bay, in welcher — geschützt von dem Eiland — ein Schiff Sicherheit vor dem Eisdruck finden würde, gekreuzt hatten, erreichten wir wieder die grade, flache Muschelkalk-Küste von Boothia-Felix.

In einem unsrer Depots theilte mir eine von Hobson darin zurückgelassene Note mit, daß er mir um sechs Tage voraus und bedenklich erkrankt sei; seit vielen Tagen schon war er außer Stande zu gehen, und mußte daher auf einem Schlitten transportirt werden. Seine Leute eilten mit all' ihrer Kraft und Schnelligkeit heim, um ihn der Pflege des Doktors zu übergeben. Auch wir thaten unser Bestes, vorwärts zu kommen, bevor der schmelzende Schnee das Eis unwegsam gemacht haben würde.

Am Morgen des 18. Juni erreichten wir die False-Straße und schlugen unser Zelt auf, als gerade ein heftiger Regen zu fallen begann; derselbe hielt während des größeren Theiles des Tages an. Nachdem wir auf dem Long-Lake ein paar Meilen aufwärts gezogen waren, fand sich, daß weiteres Vorwärtsgehen ganz unmöglich war, und wir waren gezwungen, unsere Schlitten von dem überflutheten Eis fortzuschaffen und einen Ueberlands-Marsch von 16 oder 17 Meilen nach dem Schiffe anzutreten. Die armen Hunde waren so müde und an den Füßen wund, daß wir sie nicht dazu vermochten, uns zu folgen; sie blieben bei den Schlitten. Nach einer sehr anstrengenden Wanderung quer über die Hügel und durch die Schneethäler, erfrischte uns zuletzt der Anblick unseres armen, theuren, kleinen „Fox", und wir kamen noch rechtzeitig zum Frühstück am 19. Juni an Bord an. Was die Nordwest-Passage — dies große Ziel von Franklins und so vieler andrer Expeditionen — anlangt, so bin ich der Meinung, daß die Eisbarriere vor der Bellot-Straße, einige drei oder vier Meilen weit, das einzige Hinder-

niß für uns war, den Fox, meiner ursprünglichen Absicht gemäß, südwärts zu dem Great Fish-River, östlich bei King-Williams-Eiland vorüber und von da in ein Winterquartier bei Victoria-Land zu bringen. Vielleicht wird ein zukünftiger Reisender, aus der Erfahrung, welche die Franklin-Expedition auf eine so furchtbare und verhängnißvolle Weise machte und aus den Beobachtungen von Rae, Collinson und mir selber Nutzen ziehend, sein Schiff glücklich von See zu See durchbringen; wenigstens wird er im Stande sein, alle seine Anstrengungen nach der wahren und einzigen Richtung hinzuwenden. Mittlerweile aber muß Franklin die Ehre bleiben, in seinen Schiffen die nordwestliche Durchfahrt entdeckt, wenn auch nicht ausgeführt zu haben. Man wird dies verstehen, wenn man sich erinnern will, daß westlich von der Simpson-Straße oder Victoria-Land eine schiffbare Durchfahrt nach der Behrings-Straße längs der Küste von Nordamerika besteht. Franklin selber, mit seinem Gefährten Richardson, besichtigten den bei Weitem größeren Theil dieser Entfernung. Franklin's und Parry's Entdeckungen überholen einander in Bezug auf die Länge, und für die letzten dreißig Jahre oder mehr beschränkt sich die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt auf die Entdeckung eines Bandes, welches beide vereint.

Ich fand Hobson in einem schlechtern Zustande, als ich erwartete. Er erreichte das Schiff am 14., unfähig zu gehen oder nur ohne Hülfe zu stehen; aber er fing schon an, sich zu bessern, und war vom besten Muthe beseelt. Die Uebrigen waren leidlich wohl; nur leichte Spuren vom Scorbut zeigten sich bei zwei oder drei Leuten. Das Schiff war so rein und schmuck, als ich nur erwarten konnte, und Alle hatten gut und freudig während meiner Abwesenheit ihre Pflicht gethan.

Der Doktor unterrichtete mich nun von dem Tode Thomas Blackwell's, Schiffs-Steward, welcher sich vor fünf Tagen ereignet hatte und vom Scorbut veranlaßt worden war. Dieser Mann hatte schon den Scorbut, als ich das Schiff im April verließ, und der Doktor verabsäumte kein Mittel, um ihn wieder herzustellen und seine erschlaffte Thatkraft wieder aufzumuntern; aber sein Gemüth, von der Hoffnung verlassen, verlor alle Energie, und zuletzt mußte er mit Gewalt auf Deck gebracht werden, um frische Luft zu genießen. Zu spät entdeckten seine Schiffskameraden, daß er einen Widerwillen gegen eingemachtes Fleisch und den ganzen Winter allein von gesalzenem Schweinefleisch gelebt hatte. Auch eingemachte Kartoffeln verabscheute er, und aß sie nicht anders, als wenn er bewacht wurde, noch wollte er reines Zeug anlegen, welches die Andern aus Mitleid für ihn bereitet hatten. Dennoch kam sein Tod etwas unerwartet; er ging wie gewöhnlich zur Mit-

tagszeit an Deck, um daselbst in der Luft zu sein, und als man ihn oben fand, war er todt. Seine Reste wurden neben denen unseres früheren Schiffskameraden Brand bestattet.

Die Neuigkeiten von unserm Erfolg in der südlichen Verfolgung der Spuren der verlorenen Expedition belebten den Geist meiner kleinen Schiffmannsschaft in hohem Grade; wir hatten nur noch den einzigen Wunsch, daß auch Young und seine Gesellschaft bald und sicher zurückkehren möge.

Kapitän Young begann seine Frühlings-Untersuchungen am 7. April mit einer Schlittenparthie von vier Mann und einem zweiten Schlitten, gezogen von sechs Hunden, unter Führung unsres Grönländers Samuel; da er auf seiner Reise fand, daß ein Kanal zwischen Prinz-of-Wales-Land und Victoria-Land existire, wodurch seine Entdeckung und Untersuchung verlängert werden würde, so sandte er einen Schlitten, das Zelt und vier Mann zu dem Schiff zurück, um mit den Mundvorräthen desto sparsamer umgehen zu können, und reiste demgemäß vierzig Tage lang mit einem Mann (George Hobday) und den Hunden, in solchen Schneehütten, als sie beide allein zu errichten im Stande waren, campirend.

Diese große Anstrengung und Mühsal, zusammen mit äußerst schlechtem Wetter und einer höchst schwierig zu verfolgenden Küstenlinie, beschädigte seine Gesundheit in hohem Grade; er war gezwungen am 7. Juni wegen ärztlicher Hülfe zu dem Schiff zurückzukehren; war aber auf alle Fälle entschlossen, seine Forschungen sogleich wieder zu erneuern. Dr. Walker protestirte gegen diesen Entschluß auf's Entschiedenste, da seine Gesundheit ganz außer Stande sei, es zu ertragen; aber da Young sich nach drei Tagen besser fühlte, so machte er sich, mit einem Eifer, der keine Grenzen kannte, wieder auf den Weg, um seinen Zweig der großen Untersuchung zu vollenden, und nahm seine beiden Schlittenparthien mit sich.

Nach des Doktors Mittheilungen war ich sehr besorgt wegen seines Ausbleibens. Die Jahreszeit war hier weit vorgerückt, und rückte immer rascher vor, indem Regen und Wind den Schnee und das Eis auflösten. Es war viel Wasser in der Bellot-Straße, welches sich ausdehnte vom Halfway-Eiland östlich zum Tafelland und von da in einem engen Streifen nach Long-Eiland. Lange sahen wir vergebens nach ihm aus; bis endlich am 27. Juni, zu unsrer großen Freude Young und seine Gefährten, nach einer langen und erfolgreichen Reise, zurückkehrten.

Kapitän Youngs gesammte Reisen umfassen achtundsiebenzig Tage, welche er unter höchst entmuthigenden Umständen auf dem Schlitten verbrachte. Nachdem er am 7. April das Schiff verlassen hatte, kreuzte er die westliche Straße zu Prinz-of-Wales-Land

und verfolgte von dort die Küste nach Süd und West. Angelangt an ihrem südlichen Endpunkte — Cap Swinburne, so genannt nach dem Rear-Admiral Swinburne, einem der intimsten Freunde Franklins und dem frühesten Unterstützer unsrer Expedition — beschreibt er das Land als äußerst flach und tief mit Schnee bedeckt, so daß die schweren Grundblöcke des Eises, welche seine eintönige Küste säumten, allein noch die Grenzlinie zwischen Wasser und Land andeuteten. Nordöstlich von diesem Endcap war die See mit flachem Treibeis bedeckt, welches sich im abnehmenden letzten Jahre gebildet hatte, während nordwestwärts an demselben Cap Alles Eisberg von schwerer Masse war, vielleicht vor langen Jahren und in fernen Seen gebildet.

Young versuchte den von ihm zwischen Prinz-of-Wales-Eiland und Victoria-Land entdeckten Kanal zu kreuzen; fand es jedoch wegen der felsigen Beschaffenheit des Eises durchaus unvereinbar mit den Mitteln und der Zeit, die ihm zur Verfügung standen. Young drückt die feste Ueberzeugung aus, dieser Kanal sei beständig so mit ungewöhnlich schwerem Eis vollgestaut, daß er ganz unschiffbar erscheine; es ist in der That ein beständiger Eisstrom von Nordwest. Seine Ansicht stimmte sowohl mit der meinigen, als auch mit der der Kapitäne Ommanney und Osborn überein, welche die nordwestliche Küste von Prinz-of-Wales-Land 1851 erforschten.

Aus Furcht, daß ihm die Provision ausgehen möchte, sandte er einen Schlitten zurück und setzte seinen Marsch mit nur einem Mann und den Hunden vierzig Tage lang fort. Sie waren genöthigt, in jeder Nacht eine Schneehütte zu bauen, da sie das Zelt mit den Andern zurückgeschickt hatten; aber später, als das Wetter milder ward, zogen sie es vor, auf den Schlitten zu schlafen, da der Aufbau der Hütte ihnen gewöhnlich zwei Stunden kostete. Young vollendete die Erforschung dieser Küste bis über den Punkt hinaus, welcher auf den Karten als Osborne's weitester angegeben ist, beinahe bis zu 73° N., aber kein Steinhügel ward gefunden.

Die Ausdehnung der von Kapitän Young erforschten Küstenlinie beträgt 380 Meilen, während die von Hobson und mir entdeckte sich auf fast 420 Meilen beläuft, was zusammen einen Betrag von 800 geographischen Meilen neuer Küstenlinie ausmacht.

Young hatte an Fleisch und Kraft sehr abgenommen und war so schwach geworden, daß er die letzten Tage nur noch auf dem Hundeschlitten reisen konnte; sein Begleiter Harvey — auch weit davon entfernt, wohl zu sein — konnte eben nur mit den Schlitten gleichen Schritt halten; seine Krankheit war Scorbut. Ihre Reisen waren sehr niederdrückend gewesen; höchst trauriges Wetter, flache, öde Muschelkalkküsten ohne Wild und keine Spuren von der verlorenen Expedition. Die Neuigkeit von unsrem Erfolg in den süd-

lichen Reisen heiterte sie höchlich auf. Am folgenden Tage waren wir wieder einmal alle zusammen an Bord und gaben uns dem raschen Verschlingen von Eßwaaren hin, wie es blos diejenigen thun können, die durch lang fortgesetztes Mühsal und Erduldung von Kälte so heruntergekommen sind, wie wir es waren. Wildpret, Enten, Bier und Limonadensaft täglich; eingemachte Aepfel und Moosbeeren dreimal die Woche, und gepökelte Wallfischhaut — ein vorzügliches Mittel gegen Scorbut — ad libitum für Jeden, der es wollte. Das Wetter, welches während der letzten Woche feucht und windig gewesen war, wurde nun schön. Der Zimmermannshammer und die Stimme der Leute bei der Arbeit waren neue und belebende Klänge.

VIII.

Bis Montag, den 8. August, warteten wir ängstlich auf eine Gelegenheit, zu entkommen; endlich am Morgen des 9. bewegte der Südwest das Eis von der Küste weg und machte uns eine Passage aus Brentford-Bay offen. Wir brachen gegen 11 Uhr unter Dampf auf, fuhren um Long-Eiland, segelten am Land hinunter nach Cap Parry, woselbst zwischen den Eisbergen und der Küste ein, zwei oder drei Meilen weiter, Kanal war. Da der Wind uns fehlte, so dampften wir während der Nacht quer durch Creswell-Bay. Das Eis trieb gegen Fury-Point, und da sich ein Ostwind erhob, so machten wir das Schiff fest an einer großen Grundmasse von Eis in Adelaide-Bay, ungefähr $\frac{1}{4}$ Meile von der Küste, und in drei Faden Wasser, um 11 Uhr am 10. August. Da ich selber die Maschine 24 Stunden lang regiert hatte, so war ich nicht zu Bett gekommen. Wir waren kaum aus Brentford-Bay heraus, als auch schon Eismöven und weiße Wallfische erschienen; die ersten, die wir seit $11\frac{1}{2}$ Monaten gesehen. Auch ein Seehund ward erlegt. Creswell-Bay war vollständig frei von Eis; aber dieses bleiche Muschelkalkland ist die Vollendung der Unfruchtbarkeit, selbst wenn man noch die zerrissenen Hügel von Brentford-Bay in lebhafter Erinnerung hat.

Von den Spuren, die wir hinter uns zurückgelassen, sind die bedeutungsreichsten die Gräber unserer beiden Schiffgenossen in der westlichen Eisbucht unseres kleinen Hafens; sie wurden geschmack-

voll rings mit Rasen belegt und überpflanzt mit den gewöhnlichen arktischen Blumen. Dann ist unsere Urkunde in einem sichtbaren Steinhaufen an der Westecke von Depot- oder Transition-Bay: auch drei Pemmican-Kisten ließen wir auf dem Ostende des Long-Lake und unser Reiseboot in der Nähe seines Westendes, an der Spitze der False-Straße.

Zu unsrer großen Freude ließ am 15. August Morgens der Ostwind nach, und sogleich erhob sich ein Westwind, der rasch zu einer kräftigen Brise ward. Um 4 Uhr desselben Nachmittags waren wir im Stande, Segel aufzustecken, da das Eis sich drei Meilen von der Küste fortbewegt hatte. Wir fuhren zwei Stunden später auf eine Meile weit an Fury-Beach vorbei und sahen die Umrisse des Hauses, die Böte und Fässer sehr deutlich. Am 21., Sonntag Abend, endlich waren wir auf der offenen See und sahen kein Land mehr. Am 25., in der Nähe von Hare-Eiland, ward es windstill und wir mußten die Maschine in Thätigkeit setzen. Wir waren noch 108 Meilen von Godhavn, und die Sehnsucht nach Briefen ward unerträglich. Kein Packeis war uns bei unsrer Fahrt durch die Baffins-Bay begegnet, aber viele Eisberge. Am Morgen des 25. war das hohe, schneebekleidete Land von Noursoak und Disco wunderbar klar zu erkennen, und da zu derselben Zeit der Wind hinstarb, so hatten wir Zeit, seine düstere Erhabenheit mit Muße zu betrachten. In der Nacht dampften wir wenigstens zehn Stunden lang fort; dann wechselten guter Wind und Stille; wir kamen jedoch schon am Abend des 26. dem Hafen bis auf 20 Meilen nahe.

Am Montag Abend, den 29., bei ruhigem, warmem, lieblichem Wetter, lagen wir — es durchaus genießend — voll stiller Sicherheit in Lievely-Hafen oder Godhavn. Obwohl es Freitag Nacht dunkel war, fanden wir doch den Eingang in den Hafen und dampften langsam hinein. Petersen weckte sogleich die Einwohner auf, um unsere Briefe zu fordern; aber groß in der That war unsere Enttäuschung, da wir bloß ein paar Briefe und zwei oder drei Zeitungen, und diese nur für die Offiziere, fanden. Es scheint, daß bei der Ankunft der Wallfischfänger im Anfang des Frühlings das Eis ihre gewöhnliche Verbindung mit der Ansiedlung verhinderte, weswegen die an Bord derselben befindlichen Briefe unvermeidlich nordwärts mitgenommen wurden. Einige wenige jedoch, welche mit der „Truelove“ angekommen, waren in der benachbarten Kolonie Noursoak gelandet und von dort nach Godhavn zurückgesandt worden.

Es war eine nervenerregende Sache, die ersten Briefe nach Verlauf von mehr als zwei Jahren zu öffnen. Wir empfingen sie in unserm Bett um 3 Uhr Morgens, und waren — Gott sei

Dank! — als wir uns beim Frühstück trafen, im Stande, uns über den Empfang guter Nachrichten aus der Heimath Glück zu wünschen. Lady Franklin und Miß Cracroft hatten mir von Bournemouth im letzten März geschrieben. Sie sind, denke ich, mehr gereist, als wir, da sie fast alle Länder am mittelländischen und dem schwarzen Meer besucht, die Krim mit der Post und die Donau hinauf mit dem Dampfschiff zurückgelegt haben. Ich freute mich sehr, aus ihren Briefen zu ersehen, daß man mich während meiner Abwesenheit zum Mitglied der Royal-Yacht-Squadron erwählt hatte.

Am Montag früh besuchte ich den Inspektor Herrn Olrik, der — seit ich ihn zuletzt gesehen — in Dänemark gewesen war. Im Herbst brachte er seine Frau und Familie nach Kopenhagen, und war eben von dort zurückgekehrt. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und versprach mir jede Unterstützung, deren wir etwa bedürftig wären. Herr Olrik gab mir ein großes Bündel der „Illustrated London News“ (Londoner Illustrirte Zeitung), welche uns äußerst erwünscht kam und uns belehrte, daß Oestreich mit Frankreich und Sardinien im Krieg begriffen sei. Den letzten Nachrichten zufolge hatten die letztern Mächte zusammen eine große Schlacht gewonnen. Glücklicherweise war Hobson auch in den Besitz einer „Navy List“ (Amtliche Marine-Zeitung) gekommen; ich glaube, das Herz wäre uns sonst gebrochen! Wir studirten ihre Seiten täglich, und freuten uns über das Avancement so manchen Freundes.

Fünf geschäftige Tage wurden in Godhavn damit verbracht, unsere kleinen Bedürfnisse, einschließlich hundert Gallonen leichten Biers, zu besorgen. Die Eingeborenen zeigten sich sehr nützlich; die Männer brachten Wasser, Steinballast und Sand, und die Eskimomädchen scheuerten die bemalten Wände und das Deck.

An jedem Abend gingen die Leute an Land, nahmen eine mäßige Quantität von Rum-Punsch für die „Damen“ mit und tanzten mehrere Stunden lang in einem großen Lagerhaus, während die Offiziere und ich die Zeit mit Olrik oder den andern dänischen Herren verbrachten. Nichts konnte ihre Freundlichkeit gegen uns übertreffen, während ihre gute Laune und ihre, zuweilen im wunderlichen Englisch ausgedrückten Anekdoten, uns höchlich amüsirten. Wir werden jederzeit eine angenehme Erinnerung von Godhavn behalten; zweimal ist es uns eine arktische Heimath gewesen.

Herrn Petersen's Nichten, die Schönheiten des Ortes, kamen an Bord — Fräulein Sophia mit parfümirtem Cambric-Taschentuch und Handschuhen; im Uebrigen ist sie dem Eskimo-Kostüm treu geblieben. Sie waren entzückt über unsere Drehorgel (obgleich einige Töne

derselben eingefroren waren und nicht wieder aufthauen wollten) und stimmten einen — für unsere Ohren sehr süßen Gesang — dazu an. Unsere Schiffskameraden vom Stamme der Eskimos, Christian und Samuel, wurden entlassen, und, auf ihre eigene Bitte, wurde ihre Löhnung dem Herrn Olrik in Verwahrung gegeben; sie schienen zu begreifen, daß es wichtig sei, mit ihren Reichthümern sparsam umzugehen. Christian sagte, er dächte, daß er es in drei ganzen Jahren nicht würde ausgeben können. Das Erste, was er davon zu kaufen beabsichtigte, war eine Flinte für seinen Bruder, und Holz, um sich selber eine Hütte zu bauen.

Es erfreute mich sehr, als ich sie zu den Uebrigen sagen hörte: die weißen Männer hätten sie sehr gut behandelt, — „ganz wie Brüder", und sie schienen in der That traurig, daß sie das Schiff verlassen sollten. Sie kamen mehrmals an Bord und sahen jedes Ding ernst und nachdenklich an, als ob sie über den nahenden Abschied trauerten. Selbst unsere armen Hunde schienen das Schiff für ihre natürliche Heimath zu halten; obgleich sie nach der Ansiedlung gebracht worden waren, liefen sie doch gleich wieder an den Hafen und zu dem Punkte, welcher dem Schiff am Nächsten war, und dann auf einem Felsen blieben sie so lange, bis wir abfuhren.

Dienstag Nacht machten wir an der Küste ein Feuerwerk, um die Eingeborenen zu amüsiren, und der letzte Tag unseres Aufenthalts verging damit, Geschenke mit unsern dänischen Freunden auszutauschen.

Am 1. September, Donnerstag Nacht, waren wir wieder auf See und in voller Fahrt, und nach 19 Tagen, am 20. September kamen wir in den englischen Kanal; am Abend des 21. erreichte ich London (nach einer Landung in Portsmouth) und machte der Admiralität das Resultat meiner Reise bekannt.

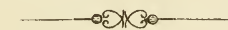
Am 23. September ward der Fox in das Dock von Blackwell gebracht, und durch die Freundlichkeit und Raschheit der Lords von der Admiralität war ich am 27., wo die Schiffsmannschaft zum letzten Mal versammelt war, im Stande, meinen Begleitern die arktische Medaille zu überreichen und Hobson seine demnächstige Beförderung zum Kapitän anzuzeigen.

Ich will den Leser, welcher mir durch die Blätter dieser einfachen Erzählung bis hierher gefolgt ist, mit keiner Schilderung des Gefühls behelligen, das wir bei dem enthusiastischen Empfang an unsern heimathlichen Küsten hatten. Der Segen der Vorsehung hatte unsere Bemühungen begleitet, und ein übervolles Maaß des Beifalls von unsern Freunden und Landsleuten ist unser Lohn gewesen. Was mich betrifft, so hat mich das Zeugniß, welches mir

Offiziere und Mannschaft des Fox gaben, am Meisten ergriffen. Der Ankauf eines goldenen Chronometers, um ihn mir zum Andenken zu schenken, war der erste Gebrauch, den sie von ihrer Löhnung machten; und so lange ich lebe, wird er mich an jene vollständige Eintracht, an jene gegenseitige Hochschätzung und Gutwilligkeit, welche unsere Schiffsgesellschaft zu einer kleinen glücklichen Gemeinde machte und wesentlich zu dem Succeß der Expedition beitrug, erinnern.

Die Reliquien, die wir heimbrachten, wurden von der Admiralität in der United Service Institution niedergelegt und bilden nun eine nationale Erinnerung — die einfachste und die rührendste — an jene heldenmüthigen Männer, welche auf dem Pfade der Pflicht umkamen, aber nicht eher, als bis sie das große Ziel ihrer Reise erreicht hatten: die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt!

(Ende des ersten Bandes.)



Druck von E. Steinthal in Berlin, Kloster-Straße 64.


AMERICA
Gronland
Baffins Bay
EIS MEER
Russisches Nordamerica
BRITISCHE NORDAMERICA
Hudsons Bay
Labrador
N. Foundland
N. Scotland
ATLANTISCHER OCEAN
VEREINIGTE STAATEN
Philadelphia
Washington
Boston
Charlestown
Florida
Texas
MEXICO
Mexico
Cuba
Grosse Antillen
Portorico
Yucatan
Caraibisches Meer
Trinidad
Venezuela
Georgetown
Paramaribo
Cayenne
Guyana
Granada
Bogota
Quito
Ecuador
Guayaquil
Galopagos I
BRASILIEN
Lima
Peru
Bolivia
Potosi
La Plata
Rio de Janeiro
Buenos Ayres
Santiago
Valdivia
Chile
Patagonien
Falklands I
Oster I
GROSSER OCEAN
Gefahrliche Inseln



Berlin Verlags-Comptoir (A. ...)

Ein marokkanischer Häuptling

Das

Buch der Reisen.

Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer.

Herausgegeben

von

Hans Wachenhusen.

Zweiter Theil:

Afrika.

Berlin.
Verlags-Comtoir.
(A. Dominé.)

Reisen in Marokko.

I.

Die wunderlichen Heiligen.

Das Kaiserthum Marokko ist gewissermaßen das China Nord-Afrikas. Die große politische Maßregel der Regierung ist: Fernhaltung der Fremden. Man sieht auf alle Ausländer mit Mißtrauen und Verdacht; wenn sie auf irgend eine Weise die Zustände des Landes zu erforschen suchen, so stoßen sie dabei auf namenlose Beschwerden, wir halten uns daher an die Aufzeichnungen Richardson's, dem es vergönnt ward, dieses geheimnißvolle Land zu durchreisen, da er in diplomatischer Mission kam. Dennoch thäte man Unrecht, diesen Umstand lediglich auf die natürliche Abneigung der Mauren gegen freundschaftlichen Verkehr mit den Europäern zu schieben; vielmehr trägt die kriechende und unterwürfige, dabei aber stets vorsichtig lauernde Höflichkeit, mit welcher die Behörden von Gibraltar den Marrokkanern begegnen, keinen geringen Theil der Schuld.

Die Verbindung zwischen Gibraltar und Tanger ist, wenn auch eine ununterbrochene, doch keineswegs eine leichte und regelmäßige, obwohl die beiden genannten Orte, wie bekannt, nur wenige Stunden weit von einander entfernt liegen. Ich mußte mehrere Tage in Gibraltar warten, bevor sich ein günstiger Wind zur Ueberfahrt einstellte, und bald nach unserer Entfernung vom Lande wandte er sich plötzlich wieder gegen uns, so daß unsere Fahrt, statt der gewöhnlichen vier oder fünf Stunden, eine ganze Nacht in Anspruch nahm. Als ich mich am Morgen auf das Verdeck begab, lag Tanger, „die gesegnete Stadt des Herrn", wie sie von den Mauren genannt wird, im ganzen Zauber ihrer nordafrikanischen Umrisse vor mir, weiß und glänzend, mit der Masse ihres Mauerwerks, mit den schimmernden Kuppeln ihrer Heiligthümer, mit ihren himmelanstrebenden Minarets. Hier und da zeigte sich der schlanke

Wuchs einer Palme, das silberne Grau der Oelbäume oder das tiefe Schwarz der Cypressen. Es war dies Alles jedoch für mich kein neuer Anblick; ich war schon früher in Nord-Afrika gewesen, und zwar in Tunis, mit dem ehrenvollen Auftrage, der mir in meinem Vaterland geworden war, mit dem Bey über die Abschaffung der Sklaverei in diesem Lande zu unterhandeln. Der unerwartet günstige Erfolg, den ich daselbst erzielt, führte mich jetzt voll Hoffnung zu demselben Zweck nach Marokko. Der englische Consul jedoch, der bereits von meinen Absichten unterrichtet war, und schon vor meiner Ankunft die Sache eingeleitet hatte, versicherte mir, daß wir hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würden. — Ich benutzte inzwischen den längern Aufenthalt, den ich in Tanger nehmen mußte, um Land und Leute so viel als möglich kennen zu lernen. Tanger ist eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, von denen ein Fünftel aus Juden besteht. Diese wohnen hier nicht, wie an vielen andern Orten, in einem besondern Stadttheil; sie leben vermischt mit der maurischen Bevölkerung, von der sie jedoch auf den ersten Blick durch ihre Physiognomie und Kleidung zu unterscheiden sind. Die lebhaften Farben sind ihnen verboten; sie sind, ein Zeichen der Verachtung, in welcher sie stehen, auf Schwarz angewiesen, wie ehedem in Spanien auf das Gelb. Gleich am ersten Tage meiner Ankunft hatte ich ein Beispiel der unmenschlichen Behandlung, der diese Leute hier ausgesetzt sind. Ein kleiner maurischer Knabe von neun oder zehn Jahren zerrte einen alten Juden vom bescheidensten und demüthigsten Ansehen auf offner Straße an seinem langen, weißen Bart, und als der Greis, auf der Flucht vor dieser Mißhandlung, im Vorbeigehen vor einer Moschee seine Schuhe auszuziehen vergaß, versetzte ihm ein Soldat einen derben Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier erhob, um ihn anzuspeien. Der arme Hebräer ertrug alle diese Zeichen der Verachtung ohne Murren; der geringste Widerstand hätte ihn auch das Leben kosten können, er hätte vielleicht unter Stockschlägen seinen Geist aufgeben müssen. In einem Irrgang von schmalen, schmutzigen Gäßchen entkam er endlich seinen Verfolgern. Er konnte übrigens froh sein, noch so leichten Kaufs davon zu kommen. Wenige Minuten später wäre er in die Hände der „Hamdouchen" gefallen und von ihnen sicher massakrirt worden. Die Hamdouchen sind die mächtigste und gefürchtetste Sekte des ganzen Reiches. Der Zufall war mir günstig, mich ihr Gebahren sehen zu lassen, wiewohl die Begegnung niemals ganz ohne Gefahr ist. Der Anführer war ein in seinen „Haïk", das lange, weite, wollene Gewand der Mauren, eingehüllter Greis, auf einem weißen Pferde reitend und mit einer weißen Standarte in der Hand. Er trug eine majestätische Unbeweglichkeit zur Schau; während seine

Anhänger, zu Fuß und halb nackt, nach dem Klange einer Pfeife und Trommel ihre Tänze oder vielmehr Zuckungen Toller und Besessener ausführten. Um ihr Oberhaupt geschaart und mit vorn über gebeugtem Kopfe überließen sie sich mit einer Wuth, die bis zum Schwindel und zur Raserei ging, den wunderlichsten Bewegungen. Ihr ganzer Körper verzerrte sich zu den widerlichsten Krümmungen. Anstatt sie zu besänftigen, stachelte die Musik sie nur noch mehr auf, indem sie ihren Takt beschleunigte, und das Volk sie durch sein Geschrei noch anreizte.

Dieser Zustand nervöser Erregung steigert sich bei den Hamdouchen bis zur völligen Tollheit; sie werfen sich auf Thiere, zerfleischen sie mit Zähnen und Nägeln, und verschlingen sie roh und blutend. Ich sah, wie sie einen Hammel in dieser Weise zerrissen, aber sie machen sich auch an Esel, oder was für sonstige Thiere sie auf ihrem Wege finden mögen. — Es ist dies die eigenthümliche Ausdrucksweise ihres besondern religiösen Aberglaubens. Auch rühmen sie sich, alle Gifte ohne Nachtheil genießen zu können, und auf öffentlichen Plätzen sieht man sie oft mit Schlangen spielen.

Wenn sie übrigens keiner Thiere habhaft werden, so werfen sie sich in ihrer wahnsinnigen Wuth eben so gern auf Juden, für die sie ein Gegenstand des Entsetzens sind. Beim ersten Laut der schrecklichen Pfeife verbirgt sich das ganze Volk Israel; ja selbst für Christen ist es immer gerathen, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Wahrscheinlich ist es jedoch, daß diese ganze blutdürstige Raserei nur Verstellung ist; die Freigeister reden von den Hamdouchen als einer Sekte, welche durch diese grauenvolle Schauspielkunst den Aberglauben des Volkes benutze. Wie dem auch sei, sie stehen in großer Verehrung; die Menge eilte von allen Seiten herbei, dem unbeweglich und stumm auf seinem Schimmel sitzenden Anführer das Knie zu küssen.

Dergleichen Sekten sind in Marokko sehr zahlreich; worin ihr Unterschied besteht, weiß ich nicht zu sagen; eine derselben zieht als Harlekins verkleidet durch das Land und sammelt die Almosen der Leute ein, die bei den Reichen in Geld, bei den Armen in Nahrungsmitteln bestehen.

Außer diesen Sekten giebt es aber auch noch fromme Einsiedler, die „Santons“ genannt werden, und sich ungestraft Alles erlauben dürfen; keine Frau, kein Mädchen ist auf freier Straße vor ihren lüsternen Nachstellungen und Anmaßungen sicher; ja die öffentliche Meinung, selbst die Stimme der Anverwandten, der Eltern, der Ehemänner preist diejenige glücklich, welche das Wohlgefallen eines jener wunderlichen Heiligen auf sich gezogen. Ich

begegnete fast täglich in Tanger einem — dem Anschein nach verrückten — Santon, der unaufhörlich das gräulichste Geheul ausstieß und mit seinem langen Stock um sich hieb. Wehe dem Kopfe, den ein solcher Schlag traf! Dennoch drängten sich die Vorübergehenden, besonders die Frauen, heran, um seine schmutzige, fleischlose Hand, oder wenigstens seinen Rock zu küssen. Dieser Santon war derselbe, der vor einer Reihe von Jahren, noch unter der Regierung Muley-Suleiman's, auch einem französischen Consul, Mr. Sourdeau, einen Schlag auf den Kopf versetzte. Dieser wandte sich an den Sultan und forderte Genugthuung; Muley-Suleiman aber wagte nicht, der abergläubischen Menge zum Trotz, den tollen Narren zu bestrafen oder einzusperren; er schrieb an den Consul einen Brief, in welchem er ihn mit wohlgewählten Worten, und gleichsam im Namen der christlichen Liebe um Verzeihung für den unzurechnungsfähigen Thäter bat.

Auch die Beerdigungsplätze der Santons gelten für heilig. Als ich eines Tages in der Nähe eines solchen spazieren ging, sah ich einen Mauren in höchster Eile den Hügel hinanklimmen und auf das Heiligthum zu stürzen; er trat in das offene Gebäude, das nie durch eine Thür verschlossen wird, ein, und kauerte sich dann ruhig auf die Erde nieder, so daß er Alles beobachten konnte, was außerhalb vorging, eben so wie er von außen sichtbar war. Es war ein Mörder, der seinen Gegner auf offnem Markt getödtet hatte, und nun hier in diesem Heiligthum vor dem Arm der Gerechtigkeit Schutz suchte. Keine menschliche Gewalt, kein noch so erhabenes Gesetz hätte ihn diesem Ort entreißen dürfen. Die Soldaten kamen an; zu spät; der Flüchtige war sicher vor ihnen; obwohl sie ihn mit ausgestrecktem Arm hätten erreichen können, so hatte doch keiner die Verwegenheit, Hand an ihn zu legen. Sie gaben indessen ihre Beute nicht auf, sondern postirten sich einige Schritt weit von dem Grabmal, um ihn durch den Hunger zu zwingen, seinen Ort zu verlassen und sich ihnen zu ergeben. — Späterhin erfuhr ich indessen, daß einige Unzen hinreichend gewesen seien, die Argusaugen der Wächter einzuschläfern, und den Verfolgten entkommen zu lassen. Er galt ohnedies nicht für einen gemeinen Mörder, sondern hatte einen Akt der Blutrache verübt, die hier noch immer nicht erloschen ist.

Noch merkwürdiger erschien mir folgende Begebenheit, die man mir erzählte: Yazid, der Großvater des jüngst verstorbenen Sultan, hatte sich gegen den grausamen Sidi-Mahomet empört und dann in einer geheiligten Kapelle zu Tetuan Schutz gesucht. Der Sultan wandte jedes Mittel an, um ihn heraus zu locken; er erheuchelte die versöhnlichste Gesinnung, versprach vollkommene Vergessenheit des Geschehenen; Alles umsonst; Yazid kannte seinen Gegner nur zu gut.

Nach drei Monaten vergeblicher Bemühungen ließ der alte Sultan eine Armee von sechstausend Negern gegen ihn aufmarschiren, und drohte, die ganze Provinz Tetuan zu verwüsten, wenn man Yazid entwischen ließe. Die Santons erhielten Befehl, den Verbrecher aus seinem Asyl auszustoßen; aber auch sie widersetzten sich standhaft; selbst die Soldaten wurden von Furcht ergriffen; eine abergläubische Angst bemächtigte sich dieser mit so vielen Kosten herbeigeschafften Armee. Jetzt stellte der Kaiser den grausamsten seiner Feldherrn an die Spitze seiner zügellosesten Truppen, und ließ verkündigen, daß er selbst zur Belagerung der Kapelle herbeieilen werde. Plötzlich aber ward er krank und starb. Das Volk sah in seinem jähen Tode eine Rache des Himmels, und der rebellische Yazid ward mit allgemeiner Zustimmung auf den Thron erhoben.

Auch die Bekanntschaft der berühmten Schlangenbezauberer machte ich während meines Aufenthaltes in Tanger. Es waren Amazergen aus der Provinz Sus, die ich auf einem freien Platz in der Stadt antraf. Auf meinen Wunsch, ihre Kunststücke zu sehen, gingen sie bereitwillig ein. Mit flach emporgehobenen Händen murmelten sie zuerst ein Gebet; dann griffen drei zu einer Art von Flöten, und während sie eine melancholische, aber leidlich wohlklingende Melodie bliesen, begann der Oberzauberer, um einen mit Ziegenfellen bespannten Korb, in dem sich die Schlangen befanden, sich in schwindelnder Eile zu drehen und zu tanzen. Plötzlich bleibt er stehen und zieht aus dem Korb eine der Schlangen hervor, deren grün- und schwarzgefleckten Körper er um Hals und Kopf windet. Dann wirft er das Unthier zu Boden, wo sich dasselbe auf seinem Schwanze in ganzer Länge emporrichtet, indem es sich bald nach rechts, bald nach links hin- und herschaukelt. Während dessen holt der Zauberer mit raschem Griff zwei andere Schlangen, die giftigsten und gefährlichsten, die das Land hervorbringt, aus dem Korbe. Weniger sanft und folgsam als die erste, richten sie ihre mörderischen Zähne immer gegen die nackten Beine des Zauberers, der ihnen jedoch geschickt ausweicht. Jetzt faßt er die eine der Schlangen beim Genick, öffnet ihr mit einem Stab die festgeschlossenen Kinnladen und zeigt mir die Giftzähne, aus denen eine fettige Materie hervorquillt. Er bot ihr seinen Arm, sie biß augenblicklich zu; wir sahen das herausdringende Blut. Der Zauberer aber begann seinen wilden Tanz von Neuem, indem er mit lauter Stimme seinen heiligen Patron anrief.

Ich war überzeugt, daß Alles, was ich hier sah, nur ein geschicktes Taschenspielerkunststück sei; ich glaubte, daß man den Schlangen bereits vorher ihr Gift genommen habe, und bat den Mann, die Schlangen jetzt auch mir einmal anzuvertrauen.

„Seid Ihr auch ein Zauberer?" fragte er mich erstaunt.

„Keineswegs!" erwiderte ich.

„Dann rührt das Thier nicht an, oder Eure letzte Stunde hat geschlagen. Reicht mir ein Huhn her," rief er den Umstehenden zu, „ich will Euch den Beweis geben!"

Er nahm das dargereichte Huhn, riß ihm ein paar Federn aus, und gab die entblößte Stelle dem Biß der Schlange preis. Das Huhn zuckte, taumelte und lag todt am Boden; sein Fleisch sah grünlich-blau aus; ich aber leistete natürlich Verzicht auf das gefährliche Spiel.

Die Sache blieb mir ein Räthsel. Wahrscheinlich mag der Zauberer, wenn er sich von der Schlange beißen läßt, sie mit einem geschickten Handgriff verhindern, ihre Giftzähne zu gebrauchen, so daß die Wunden, die er uns zeigte, nur von den andern ungefährlichen Zähnen herrührten.

Noch weit leichter und bequemer, als ein Zauberer oder Heiliger, ist es in Marokko, ein Marabu oder Gelehrter zu werden. Diese Würde ist gewissermaßen hier erblich; der Sohn eines Gelehrten ist ein Gelehrter, wie der Sohn eines Marquis oder Barons wiederum Marquis oder Baron ist. Zum Marabu ist weiter nichts erforderlich, als ein ganz ausgemachter Narr zu sein, und die größten Ungereimtheiten zu thun und zu reden. Wenn er z. B. öffentliche Vorträge voll des baarsten Unsinns und ohne allen inneren Zusammenhang hält, so sieht das Publikum hierin nichts, als tiefsinnige Allegorien, über deren Bedeutung es sich den Kopf zerbricht, bis es endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß nach dem Willen des Propheten dergleichen für gewöhnliche Menschenkinder eben ein Mysterium bleiben solle. Niemals dagegen darf ein Marabu seine Hände zu einer nützlichen Arbeit gebrauchen, denn dies würde in den Augen der Leute ein untrügliches Zeichen sein, daß der Geist des Propheten von ihm gewichen ist. Nicht selten ereignet es sich sogar, daß die Marabus von Juden zu Rathe gezogen werden. Benoliel, der Besitzer des Gasthauses, in dem ich wohnte, citirte einst einen solchen, um allerlei Zauber für seine Frau zu verschreiben, die ihrer Entbindung entgegensah. Benoliel selbst behauptete zwar, er glaube nicht an dergleichen Wunder, es sei nur wegen der Weiber. Einige Jüdinnen führten den Gelehrten herbei, mit der Erklärung, daß er Alles wisse, und daß schon seine Kleider nach Heiligkeit dufteten. Die papiernen Amulets verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht bei der jungen Frau, die ein schönes Kind zur Welt brachte.

Auch mir ward die seltene Ehre zu Theil, von einem gelehrten Taleb besucht zu werden. Ich las ihm einige Stellen aus meinem Reise-Tagebuch und einen Abschnitt des arabischen Testamentes vor.

„Die Christen," sagte er, „lesen Arabisch, „weil sie Freunde der Muselmänner sind. Nur deswegen giebt ihnen Gott Verstand genug, die Sprache des Koran zu verstehen."

„Wir wünschen alle Sprachen zu studiren," entgegnete ich, „und alle Völker kennen zu lernen."

„Da Ihr schon so weise geworden seid in unserm Lande, und das Arabische lesen könnt, wohin werdet Ihr nun gehen? Warum wollt Ihr nicht lieber nach Hause zurückkehren, und daselbst ruhig als ein Marabu leben?"

Endlich fragte er mich noch, ob ich ihm, da ich so „taleb" (gelehrt) sei, nicht sagen könne, wo Geld vergraben liege, dessen er sehr dringend bedürfe. Die Bewohner der ganzen Berberei pflegen nämlich ihre Schätze zu vergraben, und da das Geheimniß immer nur einer einzigen Person anvertraut wird, die oft stirbt, ehe sie den Versteck den Hinterbliebenen anvertraut, so gehen viele Millionen von Thalern in dieser Weise verloren, und das Volk spürt beständig nach verborgenen Reichthümern.

II.

Der Sklavenhandel in Marokko.

Noch immer war ich dem eigentlichen Zweck meiner Reise, die Abschaffung der Sklaverei in den Staaten des jetzigen Sultans Abd-Er-Rahman zu bewirken, um nichts näher gekommen. Es hatten sich bereits die seltsamsten Gerüchte über meine Sendung verbreitet. Die meisten Leute unter dem Volk glaubten, ich sei gekommen, um alle Sklaven in ganz Marokko loszukaufen, deren Werth ungefähr auf 27,000,000 Dollars angeschlagen wird. Die allgemeine Stimme sprach indessen nicht zu Gunsten meines Vorhabens. Ein Maure bemerkte: „Möchte lieber jedes andere Unheil unser Land befallen, als die Befreiung der Sklaven. Gott billigt die Sklaverei, sonst würde er veranlassen, daß die Sklaven sich gegen ihre Herren erheben, oder daß die freien Neger, deren Zahl ja groß genug ist, Marokko überfallen. Die Königin von England mag ein gutes Herz haben, die Befreiung der Sklaven zu wünschen; aber wir Muselmänner behandeln die unsrigen gut und brauchen Gottes Zorn nicht zu fürchten." Ein Andrer sagte: „Die Engländer sind nicht menschlicher, als alle andern Nationen. Aber Gott hat ihnen

befohlen, die Sklaverei unter den Christen abzuschaffen; ihr eigenes Verdienst ist es wahrlich nicht; sie können aber Gottes Willen keinen Widerstand leisten. Was die Muselmänner thun, ist nur zum Besten der Sklaven, besonders der weiblichen. Wenn wir sie von den Sklavenhändlern gekauft haben, so ist ihr Leben in Sicherheit, und wir machen sie zu wahren Gläubigen."

In hohem Grade erwarb sich indessen mein Zweck den Beifall der Frauen in diesem Lande. Das Gerücht, es sei ein Christ gekommen, der alle Sklaven befreien würde, drang bald in die Harems ein. Die Frau eines angesehenen Mauren äußerte, sie sei des Lebens unter den Sklavinnen satt; und in der That leiden die rechtmäßigen Gemahlinnen der Mauren nicht wenig unter dem herrschenden System. Sie sehen sich mehr und mehr von ihren Männern vernachlässigt zu Gunsten der rohesten und unwissendsten Geschöpfe, deren jene eine nach der andern kaufen, je nachdem Laune oder Leidenschaft sie reizt, bis das ganze Haus damit angefüllt ist. Ueberdies werden Sklavinnen, die ihrem Herrn Söhne geboren haben, mit vieler Achtung behandelt, während die Frauen selbst oft kaum besser daran sind, als Sklavinnen.

Europäer, die sich seit Jahren in Tanger angesiedelt hatten, versicherten mir indessen, daß die Neger im Allgemeinen gut gehalten werden, und daß Fälle der Grausamkeit sich nur selten ereignen. Dennoch suchen sie sich ihre Freiheit zu verschaffen, so oft sich ihnen irgend eine Gelegenheit dazu darbietet. Vor einigen Jahren übte ein angesehener Maure aus freiem Antrieb den Akt der Menschlichkeit, alle seine Neger loszugeben. Einige derselben, denen es zu schwer ward, sich selbst fortzuhelfen, kehrten allerdings bald zu ihm zurück; den andern dagegen gelang es, sich redlich zu ernähren und die Früchte ihres unabhängigen Daseins zu genießen. Bei jeder Festlichkeit in Tanger sah ich ferner die Sklaven in ihren Sonntagskleidern mit Musik und Tanz die Stadt durchziehen, um von allen Klassen der Bevölkerung, vornehmlich den Europäern, Almosen zu erbitten, die sie so lange aufsparen, bis sie eine hinlängliche Summe beisammen haben, um ihre Unabhängigkeit zu erkaufen.

Ein eigentlicher Sklavenmarkt wird in Tanger nicht gehalten; die armen Geschöpfe werden vielmehr wie das Vieh durch die Stadt getrieben und durch Ausrufer feilgeboten. Juden oder Christen dürfen sich keine Sklaven halten; die Regierung dagegen besitzt eine große Anzahl, und die Leute miethen sie tageweise von den Behörden. Der gewöhnliche Preis eines guten Sklaven ist achtzig Duros. Knaben von acht bis zehn Jahren verkaufen sich am besten; weibliche gelten, wenn sie nicht von besondrer Schönheit sind, weniger als männliche Sklaven.

Bei Vergehungen ernster Art werden sie vor die gerichtlichen Behörden gebracht und erleiden dieselben Strafen, wie freie Leute. In unbedeutenderen Fällen werden sie von ihrem Herrn gepeitscht oder anderweitig bestraft. Ich habe bisher absichtlich vermieden, Beispiele von Grausamkeit und Härte in der Behandlung dieser unglücklichen Wesen anzuführen; dennoch muß ich hier den Schleier lüften und dem Leser auch einen Theil der dunkeln Seite des Gemäldes zeigen: Eine Sklavin ward, wie mir aus glaubwürdiger Quelle mitgetheilt worden, noch kürzlich von ihrem Herrn bei den Füßen, den Kopf abwärts, aufgehängt, grausam gezüchtigt und in dieser Lage verlassen. Nur auf die besondere Verwendung ihrer Herrin, deren Menschlichkeit immer noch größer war, als ihr Haß und ihre Eifersucht, ward sie endlich abgeschnitten und in's Leben zurückgerufen. — Einer Negerin wurden ferner zwei Kinder fortgenommen und verkauft, um von dem Erlös die Schulden des Herrn, ihres eigenen Vaters zu bezahlen. Die Mutter war trostlos, dem Wahnsinn nahe, und wird sich nie mehr von dem Schlage erholen.

Empörend ist auch die Art des Sklavenhandels, wie er im Süden dieses Landes selbst mit Europäern und Christen getrieben wird. Man lauert gestrandeten Schiffern, großentheils Fischern von den Canarischen Inseln, auf, nimmt sie gefangen und verkauft sie. In seltenen Fällen nur hören wir von diesen Unglücklichen; meistens nur, wenn es einem von ihnen gelingt, zu entkommen, oder wenn er, nachdem er von einem Besitzer an den andern verkauft worden, nachdem er vielleicht durch hundert verschiedene Hände gegangen, endlich noch ausgelöst wird. Von seinen elenden Gefährten aber, die mit ihm gestrandet und geraubt sind, hören wir niemals mehr.

Zuweilen werden diese unglücklichen Gefangenen von ihren Räubern geflissentlich ausgefragt, ob sie irgend welche mechanische Kunstfertigkeit besitzen, die in diesen öden Regionen sehr hoch geschätzt wird. Wehe ihnen, wenn sie darin geübt sind; sie werden deshalb nur in eine um so hoffnungslosere Gefangenschaft, weithin durch die Wildniß und die Wüste geschleppt; sie werden nicht einmal verkauft, und sind daher ohne alle Aussicht, je erlöst zu werden.

Leider bieten zu diesem schändlichen Gewerbe nicht selten listige Juden die Hand; denn obwohl sie selbst keine Sklaven halten dürfen, so duldet man sie doch als Zwischenhändler. Ueberhaupt fand ich, daß viele Leute dieser Nation in Bezug auf die Sklavenfrage noch unmenschlicher dachten, als die amerikanischen Sklavenhändler, indem sie es für recht hielten, weiße Menschen und Europäer eben so wohl zu Sklaven zu benutzen, wie Schwarze, Neger und Afri-

kaner. Ja, einige fügten selbst hinzu: „Wenn wir die Herren von Marokko wären, so würden wir beide, Christen und Muhamedaner, zu unsern Sklaven machen.“

Ich empfing öfters Besuch von Mauren, unter denen sich auch mehrere Offiziere der kaiserlichen Truppen befanden. Mit einem derselben, Sidi Ali, den ich von dem Zweck meiner Reise unterrichtet hatte, führte ich bei dieser Gelegenheit folgende Unterhaltung:

„Sage mir Deine Meinung, Sidi Ali,“ begann ich, „was kann ich thun, um den Kaiser Muley Abd-Errahman zu meinen Gunsten zu stimmen?“

„Geld!“ antwortete er.

„Aber wird der Emir der Scherifen Geld annehmen von uns Christen?“

„Geld!“

„Was muß ich dem Minister Ben-Dris geben, um mir seine Gunst zu erwerben?“

„Geld!“

„Und kann man denn sicher in Marokko reisen?“

„Geld!“

Geld scheint also in Marokko in der That eben so sehr das Losungswort zu sein, wie überall. Der Kaiser selbst giebt das Beispiel dazu; er häuft Schätze auf Schätze. Ein andrer meiner maurischen Bekannten äußerte sich etwas mittheilsamer über diesen Punkt:

„Was kann ich für Dich thun, Fremder?“ sagte er zu mir. „Du bist freundlich gegen mich; so oft ich Dich besuche, giebst Du mir Thee und Zucker vollauf. Was kann ich für Dich in meinem Vaterlande thun?“

„Sage mir, wie ich meine Mission hier erfüllen, wie ich Muley Abd-Er-Rahman zu sehen bekommen kann.“

„Ich will Dir meinen besten Rath geben. Nimm vor allen Dingen viel Geld mit Dir. Alle lieben das Geld; folglich kannst Du ohne Geld nichts thun. Muley Abd-Er-Rahman liebt das Geld, und Geld muß er haben. Auch der Minister liebt es und darf damit nicht vergessen werden. Der Minister ist die Thür, die zum Kaiser führt. Du kannst nicht in das Haus gelangen, als durch die Thür. Außerhalb der Städte und Dörfer hat der Kaiser keine Macht. Wenn Du daher außerhalb derselben reisest, vergiß nicht, dem Volke Geld zu geben!“

III.

Uebersiedelung nach Mogador.

Da alle Schritte, die ich zur Förderung meiner Angelegenheit gethan, bisher fruchtlos geblieben waren, so schien es mir gerathen, eine Audienz beim Kaiser selbst nachzusuchen. Ich mußte zu diesem Zweck Tanger verlassen, denn Muley Abd-Er-Rahman hatte seine Residenz in der Stadt Marokko genommen. Die Reise zu Lande zu machen, war nicht thunlich; dergleichen ist hier mit namenlosen Schwierigkeiten, Umständen und Gefahren verbunden. Richtet sich die Reise nach einer der geringeren Städte des Reichs, so genügt noch eine einfache Genehmigung des Kaïd und eine Bedeckung von fünf oder sechs Mann, die indessen dem Reisenden, ohne das, was er für die Maulthiere, Treiber u. s. w. zu zahlen hat, täglich noch immer auf 150 Francs zu stehen kommen. Will er sich dagegen nach einer der Hauptstädte des Landes begeben, so bedarf er einer besondern Erlaubniß des Kaisers, und die Umständlichkeiten verhundertfachen sich. Folgendes Verfahren ist dabei zu beobachten:

Der Reisende wendet sich zunächst an seinen Consul, um durch dessen Vermittelung die kaiserliche Erlaubniß nachzusuchen. Sein Gesuch wird schriftlich abgefaßt, durch einen Taleb in's Arabische übersetzt, und der Consul sendet einen Boten damit nach der Residenz ab. Es sind vielleicht zehn Tage erforderlich, ehe dieser an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Hier muß er nun die Gefälligkeit der Herren Minister abwarten, die in Marokko ihre Geschäfte nicht schneller abhaspeln, als sie es an allen andern Orten thun; besonders wenn hier der Ueberbringer der Schrift etwa mit leeren Händen und ohne bestimmte Versprechungen erscheint. Ist endlich die kaiserliche Antwort ausgefertigt, so tritt der Bote seinen Rückweg an. Abermals zehn Tage, — und Alles, wohlverstanden, auf Kosten unseres Reisenden.

Lautet die Antwort, wie zu erwarten ist, verneinend, so ist er sein Geld los und kann sich getrost nach Hause einschiffen. Ist die Antwort dagegen günstig, so nimmt die Sache folgendermaßen ihren Gang:

Der Kaiser ertheilt den Befehl, daß alle maurischen Stämme, die zwischen Tanger und der Hauptstadt wohnen, sich bewaffnen, um dem Reisenden das Geleit zu geben. Hier handelt es sich nicht mehr um eine Bedeckung von fünf oder sechs Mann, sondern seine Begleitung wächst allmälig zu einer vollständigen Armee an. Diese bildet von beiden Seiten eine Gasse, in deren Mitte der

Reisende sich befindet, ohne daß es ihm gestattet wird, auch nur eine Linie breit vom graden Wege abzuweichen, oder einen Schritt rechts oder links in's Land zu thun. So reist er wie ein Verurtheilter, den man an die Grenze transportirt. Das Uebelste bei der Sache aber ist, daß die ganze Armee unterwegs frei gehalten werden muß, wofür dem Reisenden allerdings die Ehre zu Theil wird, daß man viel Pulver unter seiner Nase abbrennt und durch ununterbrochene Flintenschüsse sein Trommelfell zerreißt. Wehe ihm aber, wenn sich auf seinem Wege ein widerspenstiger oder rebellischer Volksstamm findet, der dem kaiserlichen Gebot nicht gehorchen will, denn dann verwandeln sich nicht selten jene Ehrensalven in mörderische Scharmützel.

Hat man endlich auf diese Weise sein Ziel erreicht, so wird der Gewahrsam, in welchem man lebt, ein nur noch engerer; man darf nur bestimmte Straßen, und auch diese nur zwischen zwei Reihen von Soldaten, passiren. So nimmt man die Merkwürdigkeiten der Stadt, vor allen Dingen den kaiserlichen Palast, in Augenschein. Daß man hier, wie überall, tüchtig bezahlen muß, versteht sich von selbst; der Kaiser ist, als der Mächtigste, natürlich auch der Habgierigste.

Ist die meist sehr kurze Aufenthaltszeit abgelaufen, so wird der Reisende auf dieselbe Art, wie er gekommen, nur um zehn- oder zwölftausend Francs ärmer, nach Tanger zurückgebracht.

Da diese Art zu reisen wenig Reiz für mich hatte, so befolgte ich den Rath unseres Consuls, nach Gibraltar zurückzukehren, zur See nach Magador, und von da nach Marokko zu gehen. Ich machte die kurze Ueberfahrt auf einem Schiff, welches Stiere nach Gibraltar schaffte. Für einen geringen Zoll, der darauf steht, darf nur eine gewisse Anzahl Vieh ausgeführt werden, eine Beschränkung, die von den Käufern sowohl, als Verkäufern gern umgangen wird. Ich war Zeuge folgenden Gesprächs, das sich zwischen dem Hafen-Kapitän und dem Händler entspann, als ersterer das zur Ausfuhr bestimmte Vieh der gesetzlichen Zählung unterwarf. Der erstere zählte:

„Eins, zwei, drei u. s. w., dreißig, vierzig. Ho! Halt! Es sind zu viel, zu viel!"

„Nein, Du Narr; es sind nicht zu viel, es sind nur dreißig!" antwortete der Händler.

„Du lügst! es sind vierzig!"

„Du irrst!" erwiderte der Händler, indem er jenem drei oder vier Duros in die Hand drückte. „Nur dreißig, Freund, sage ich Dir!"

„Ja wohl, ja wohl; es sind nur dreißig!"

Ohne Aufenthalt ging ich nach meiner Ankunft in Gibraltar

wieder zu Schiff, und nach einer Fahrt von vier Tagen befanden wir uns unfern der Küste von Mogador. Der Wind war ziemlich gut gewesen, nur eine kurze Zeit waren wir durch Südwind etwas aufgehalten worden. Wir schmachteten nach einem sanften Westwind, der uns auch bald in reichem Maße wurde. Die ersten zwölf Stunden blies er allerdings gelinde genug, dann aber entwickelte er sich allmälig zu immer gewaltigeren Stößen. Der Kapitän wurde plötzlich mitten in der Nacht hinaufgerufen, als ob das Schiff versänke oder versinken könnte, während es so schnell, als wir nur wünschen konnten, vor dem Winde dahinlief. Die wirkliche Gefahr lag darin, daß wir die Küste von Magador verfehlen, oder nicht im Stande sein könnten, in den Hafen einzulaufen, wegen der Heftigkeit der Brandung an der Küste. Gegen Morgen dämmerte das Land vor uns, eingehüllt in dichten Nebel, und zwei Stunden später sahen wir über dem feuchten Dunst, der noch immer auf den tieferen Theilen des Ufers lag, das hohe Minaret der großen Moschee von Mogador grade aufsteigen. Der Wind war noch immer so heftig, daß wir fürchteten, an dem Hafen vorbeigetrieben zu werden, wo es dann Wochen lang hätte dauern können, ehe wir bei diesem Winde uns wieder zurückgearbeitet hätten. Das Schiffsvolk zagte; der Kapitän jammerte wie ein Schulknabe, den ein stärkerer und geschickterer Gegner überwunden. Ich begab mich auf's Verdeck mit meinem Reisehandbuch, das den Hafen von Mogador als einen „guten" bezeichnete.

„Beim allmächtigen Gott!" rief der Kapitän; „ja, für die Engländer ist es ein „guter Hafen"; ihr seid die Teufel zur See! Das offne Meer mit dem wüthendsten Sturm ist immer noch ein „guter Hafen" für euch verd— Engländer!"

Erzürnt durch diese außerordentliche Höflichkeit zog ich mich zurück und verschwendete hinfort keine Worte der Ermuthigung mehr an diesen Helden. Nachdem er und seine Mannschaft noch einen ganzen Tag hindurch mit dem Sturmwind um die Wette geheult, und es in der That fast aufgegeben hatte, Mogador je zu erreichen, befanden wir uns denn am nächsten Morgen wirklich am Lande. Der Hafen bot einen wüsten und öden Anblick dar, der durch das wilde Unwetter nur noch finstrer ward. Keine Spur von dem sonst so regen Leben und Treiben einer Seestadt war heute hier bemerkbar; Alles hatte den Hafen verlassen, außer einem verdrießlichen Wächter, der wie ein grimmiger Kettenhund vor seiner Hütte ausgestreckt lag.

Ich nahm mein Quartier im Hause des Hafen-Kapitäns, Mr. Phillips, dessen merkwürdige Lebensschicksale und ungewöhnlicher Charakter wohl einer kurzen Schilderung werth sind. Er behauptete, von jenen Yorker Juden abzustammen, die sich einst so hart-

näckig weigerten, eine Contribution zu zahlen, welche ihnen von einem unsrer Könige auferlegt worden war, und denen daher jeden Morgen auf allerhöchsten Befehl, — und zwar ohne Anwendung von Chloroform — ein Zahn ausgerissen ward, bis sie die grausame Habgier des Tyrannen befriedigt hatten. Mr. Phillips war ein ganz schmucker alter Herr, dessen Gesicht die gewöhnlichen Züge seiner Race trug. Den größten Theil seines Lebens hatte er in Süd-Amerika zugebracht, wo er als General-Adjutant Bolivar's die Freiheit der jungen Republik erkämpfen half, aber auch die größten Verfolgungen von Seiten der Jesuiten zu erleiden hatte. Als er nach zwanzigjähriger Abwesenheit nach England zurückkehrte, ward er von seiner eigenen Mutter nicht wieder erkannt, bis er einst beim Anblick einer alten Porzellanfigur auf dem Kaminsims, die in den Kindheitstagen sein Lieblingsspielzeug gewesen war, in Freudenthränen ausbrach. Nach dem Tode der Mutter kam er nach Mogador, wo er, weil es sonst eben für seinen kampfgewohnten Arm nichts zu thun gab, sich erbot, den Oberbefehl der Cavallerie gegen alle Feinde des Kaisers zu übernehmen.

So viel Kühnheit bei einem Juden erfüllte die Mauren mit Schrecken. Wie konnte ein Jude, wenn er nicht der Teufel selber war, dem Herrscher der Gläubigen den Schimpf anthun, in seine Dienste treten zu wollen! Der muntere alte Bursche ertrug indeß den Sturm, den er heraufbeschworen, und setzte es durch, daß man ihn wenigstens zum Hafen-Kapitän von Mogador ernannte, als welcher er sich erlaubte, die Uniform eines englichen Admirals zu tragen in deren Besitz er auf sonderbare Weise gelangt war. Er war nämlich einst nach seiner Rückkehr aus Amerika in den Straßen Londons einem alten Bekannten begegnet, der sich immer das Ansehen eines Protektors gegen ihn gab. „Phillips," hatte dieser scherzhafter Weise gesagt, „da Du Dir so viel kriegerische Ehren erworben, so hätte ich nicht übel Lust, Dir eine Uniform zu schenken!" Phillips ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und nach kurzer Zeit erhielt sein Freund eine Rechnung für eine Admiralsuniform, angefertigt auf Bestellung des Mr. Phillips. Es war dieselbe, die er noch jetzt zum Staunen der Mauren und zum Entzücken seiner Religionsgenossen trug. Der ehemalige General-Adjutant Bolivar's war übrigens ein höchst liberaler englischer Jude, der sich rühmte, am heiligen Christabend sein Roastbeef und seinen Plumpudding zu essen. Ich habe manches saftige Spanferkel mit ihm zu Abend verspeist, denn die Christen ziehen zum Abscheu aller frommen Muselmänner hier Schweine.

Bald nach meiner Ankunft wohnte ich eines Nachmittags mit gespanntem Interesse den Schießübungen der maurischen Cavallerie bei. Ein Trupp dieser kühnen Reiter versammelt sich fast täglich

mit ihren Anführern auf dem Paradeplatz. Sie theilen sich in Gruppen von zwanzig oder dreißig Mann. Zuerst rücken sie in gemessenem Schritt langsam in einer Reihe vorwärts, dann folgt ein leichter Trapp, darauf Galopp, bei dem sie die Thiere allmälig bis zur äußersten Anstrengung spornen, während sie selbst sich in ihren Steigbügeln grade aufstellen und sich von einer Seite zur andern wenden. Indem sie mit stolz herausfordernder Miene um sich blicken, drücken sie ihre Feuergewehre ab, wobei sie oft die schwierigsten Stellungen annehmen, ja zuweilen selbst die Zügel ganz fahren lassen. Sind die Schüsse gefallen, so stehen die Pferde augenblicklich still, denn das schwierigste Kunststück, das ein Berberpferd lernt, ist, mitten im vollsten Galopp plötzlich anzuhalten. Die größte Geschicklichkeit des Reiters dagegen zeigt sich, wenn er im Steigbügel stehend im schärfsten Lauf des Pferdes Feuer giebt.

Haufen Volkes versammeln sich stets, diesen militärischen Uebungen zuzusehen; rings um den ungeheuern Platz stehen drei oder vier Reihen stumm andächtiger, in ihre Burnus gehüllter Zuschauer. Wolken von Staub und ein Hagel von Sand fliegt oft vor den stolzen, schaumbedeckten Berberrossen daher, und dazu kommt noch der betäubende Lärm so vieler zu gleicher Zeit losdonnernder Flintenschüsse. Zuweilen fällt wohl ein Versehen dabei vor; heute z. B. hielten sich ein paar der Reiter nicht genau in der Linie; der Anführer gerieth sofort in Wuth. „Narren! Dummköpfe!" rief er, „seid ihr Kinder, oder seid ihr Männer?" Einige Christen und Juden, die zu nahe kamen, wurden zurückgetrieben und bedeutet, „Muselmännern nicht im Wege zu stehen."

Diese maurische Reiterei ist unter dem Namen der „Spahis" bekannt. Sie besteht aus Arabern, Berbern, den eigentlichen Mauren, Amazirgen und allen andern in Marokko eingebornen Racen. Diese von einander zu unterscheiden, fällt übrigens dem Fremden sehr schwer; sie sind fast alle sehr dunkelfarbig von Haut und Haaren, nur unter den Amazirgen sollen öfters blondhaarige Leute vorkommen. Obgleich auch mich die Sonne des Südens mit ihren sengenden Strahlen gezeichnet hatte, so war ich doch namentlich den Frauen oft ein Gegenstand der Bewunderung wegen meiner „blendend weißen Haut."

Der merkwürdigste von allen in Marokko lebenden Volksstämmen sind die Bewohner der Provinz Riff. Wie das Riff der wildeste, unzugänglichste Theil des Reiches ist, so sind auch seine Bewohner ein feuriges, unruhiges, unbezähmbares Volk. Der Sultan regiert hier fast nur dem Namen nach, und seine Macht ist eine sehr zweifelhafte. Angewiesen auf seine Gebirge, wie der Adler auf seinen Horst, steigt der Riffianer nur herab, um Thaten der Ge-

walt und Grausamkeit zu verüben. Er ist weder Hirt, noch Ackerbauer, noch Kaufmann; er ist Bandit. Seine einzige Kunstfertigkeit ist die Fabrikation scharfer Dolche, und seine liebste Beschäftigung ihr Gebrauch. Die vollkommenste Straflosigkeit scheint ein erbliches Vorrecht dieses freien Volkes zu sein.

Seine Wildheit ist ein Gegenstand des Schreckens für alle Nachbarn. Die Mauren schleichen sich nur zitternd durch jene gefahrvollen Gegenden, und was die Christen betrifft, so sah man nie einen lebend wieder daraus hervorkommen. Wehe dem Schiff, das der Sturm an diese ungastliche Küste wirft; seine ganze Mannschaft ist verloren im Bereich der gefürchteten Riffpiraten.

Ein Gefühl der Menschlichkeit hat die spanische Regierung angetrieben, die Riffianer zu benachrichtigen, daß sie einen Piaster für jeden Gefangenen zahlen würde, den man ihr lebend wieder zuführe. Dies Mittel hat wenig Erfolg gehabt; denn Gewinnsucht ist nicht der Fehler der Riffpiraten. Sie lieben die Gefahr mehr als das Geld; die Aufregung des Kampfes ist ihnen werther, als der friedliche Genuß des Reichthums.

Der Riffianer trägt seine Seele in seinen Gesichtszügen. Als ich einst zum Hafen von Mogador hinabging, begegnete mir einer dieser wilden Menschen, und sein Anblick wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Er war nur von mittlerer Größe, aber wohl gewachsen und kräftig; seine einzige Kleidung bestand in einer kurzen Tunika; der übrige Körper war nackt, der Kopf kahl geschoren bis auf einen einzigen Haarzopf, der vom Scheitel bis auf die Hüften hinabfiel und vom Winde hin und her gepeitscht ward. Die Farbe seiner Haut schwankte zwischen kupferroth und braun. Zwei Reihen schimmernd weißer Zähne gaben seinem Munde einen thierisch wilden Ausdruck. Auf der Schulter trug er eine Flinte, die länger war, als er selbst, und ein Dolch hing auf seiner Brust. — Ich war in Begleitung einiger englischer in Mogador ansässiger Kaufleute; er warf einen Blick voll Zorn und Verachtung auf uns, als wollte er sagen: „Ah, wenn ich euch in meinen Bergen hätte!“ Seinen Zorn aber ließ er an einem armen Juden aus, den er mit einem Fußtritt auf die andere Seite der Straße warf.

Der Charakter der Mauren ist, wenn auch nicht so wild und roh, doch keineswegs viel liebenswürdiger. Hinter ihrem dumpf brütenden, melancholischen Schweigen lauert Tücke, Treulosigkeit, Verrath und Habgier. Eine Begebenheit, die sich während meiner Anwesenheit in Mogador zutrug, wird dies dem Leser zur Genüge beweisen:

Ein Mann befand sich wegen Meuchelmordes im Gefängniß; ein sicherer Tod stand ihm bevor; man erwartete von Tag zu Tag den kaiserlichen Ausspruch. Einer seiner Freunde beschloß, ihn zu

retten und seine Flucht zu veranstalten. Er wandte sich an einen der Gefangenwärter, der für eine gewisse, nicht unbeträchtliche Geldsumme seine Ketten zu lösen und die Thür seines Kerkers zu öffnen versprach. Es ward abgemacht, daß er ihn um drei Uhr Morgens seinem Freunde übergeben solle.

Um Mitternacht begab sich der Gefangenwärter zum nächsten Verwandten des Ermordeten, und machte ihm den Vorschlag, für eine neue Summe Geldes den Mörder ihm und seiner blutigen Rache zu überliefern. Die Summe wird gezahlt; zur bestimmten Stunde findet der Verwandte den Gefangenen am bezeichneten Ort; er stößt ihn kaltblütig nieder und geht seiner Wege.

Es schlägt drei Uhr; der Freund erscheint und findet nichts als den Leichnam dessen, den er retten will. Er stößt eine Fluth von Verwünschungen gegen den treulosen Gefängnißwärter aus, der ihm, ohne die Fassung zu verlieren, entgegnet: „Ich habe mein Versprechen erfüllt, und meine Belohnung verdient. Habe ich Deinem Freund nicht aus dem Kerker geholfen? Was ihm weiter passirt ist, geht mich nicht an. Einmal in Freiheit, war es seine Sache, selbst über sein Leben zu wachen!“

IV.

Gerechtigkeitspflege in Marokko.

Oftmals, wenn ich in den Straßen von Mogador umherschlenderte, kam ich an einer Art kleiner offenstehender Boutiken vorüber, in denen immer ein in der Nähe des Fensters niedergekauerter Mann saß, und die ich für Kaufläden hielt, bis man mich belehrte, daß eine derartige Bude ein Tribunal oder eine öffentliche Gerichtsstube, und besagter Mann jedesmal einen Kadi zu bedeuten habe. Hieher führt man Schuldige aller Art; der Fall wird ohne Weitläufigkeiten erörtert, das Urtheil auf der Stelle gesprochen und ausgeführt. Die Reichen ziehen sich in der Regel durch Zahlung einer Geldsumme aus der Schlinge; die Armen, deren Beutel dies nicht gestattet, müssen mit ihrer Person einstehen, und meist ist die Peitsche ihr Loos. In keinem Fall dürfen dem Schuldigen jedoch mehr als neun hundert neun und neunzig Hiebe auferlegt werden, die man an einem Rosenkranz abzählt. Einem Diebe pflegt man auch wohl die Hand abzuschneiden.

In der Art der Leibesstrafen herrscht in Marokko eine große Mannigfaltigkeit: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, so daß er beim Herabfallen sich einen Arm, ein Bein oder den Kopf zerschmettert; bald begräbt man ihn bis an den Hals in die Erde und giebt den Kopf allen Beleidigungen der Vorübergehenden preis. Zuweilen steckt man ihn lebend in einen todten Ochsen, oder bindet ihn an den Schweif eines galoppirenden Pferdes; auch füllt man Nase, Mund und Ohren des Verbrechers wohl mit Pulver und zündet dasselbe an. Am liebsten, und so oft als es irgend anwendbar, übt man das Gesetz der Wiedervergeltung. Noch kürzlich fand hiervon ein Beispiel statt, dessen bloße Vorstellung uns schaudern macht. Ein Speisewirth war überführt worden, in Oel gebratenes Menschenfleisch verkauft zu haben; er wurde in kleine Stücke zerhauen, eines nach dem andern in einen siedenden Kessel gethan und den Hunden vorgeworfen.

Da kein Mann Hand an eine Person des andern Geschlechts legen darf, so hat man für die straffälligen Frauen eine Urtheilsvollstreckerin. Sie hat das Amt, zu peitschen, zu enthaupten, Brust oder Ohren abzuschneiden. Je älter und häßlicher sie ist, je lieber pflegt sie die Jugend zu quälen und die Schönheit zu entstellen. Uebrigens werden die Hinrichtungen der Frauen im Geheimen ausgeführt.

Der Zufall machte mich wenige Tage nach meiner Ankunft in Mogador zum Zeugen einer Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Thor des Marktes zwei Schleichhändler aus dem Riff. Mit einem schlechten Taschenmesser wurden ihnen langsam die Köpfe abgeschnitten, ohne daß diese unerschrockenen Söhne des Gebirges auch nur einen Schmerzenslaut von sich gegeben hätten. Nachdem die Häupter vom Rumpf getrennt waren, ließ man sie zum Zeichen der Verachtung von einem Juden beschmutzen, und dann wurden sie als warnendes Beispiel für das Volk auf der Mauer des Marktes aufgestellt.

Wie grausam auch die marokkanischen Gesetze sein mögen, so muß man doch anerkennen, daß das Leben der Verbrecher wenigstens niemals von dem Gutachten untergeordneter Beamten abhängt; alle Todesurtheile werden dem Sultan selbst vorgelegt, und dürfen nicht ohne seinen ausdrücklichen Befehl vollzogen werden. Besonders genoß der kürzlich verstorbene Muley Abd-Er-Rahman in dieser Beziehung den Ruf eines milden Herrschers.

Die Prügelstrafe gilt nicht im Mindesten für etwas Schimpfliches, und die vornehmsten Leute sind ihr zuweilen unterworfen. Vor wenig Jahren hatte sich ein Theil der Truppen gegen den Kaiser empört. Auf die Fürbitte des ersten Ministers, Ben Dris wurde ihnen jedoch Verzeihung und Gnade gewährt. Anstatt die

dankvoll anzuerkennen, brachen sie in einen neuen Aufstand aus, der nur mit großer Mühe vom Sultan unterdrückt ward. Nachdem es ihm endlich gelungen, ließ er Ben Dris zu sich rufen, und redete den erstaunten Vezier folgendermaßen an:

„Nun, Herr, empfangen Sie für Ihre Mühe vierhundert Stockschläge, und bezahlen Sie mir 30,000 Dukaten; Sie werden dann vielleicht künftig vorsichtiger in Ihren Rathschlägen sein.“ Nichts desto weniger blieb Ben Dris Vezier, und schätzte sich wahrscheinlich noch glücklich, daß ihm der Kaiser den Kopf nicht abgeschnitten hatte.

Beispiele einer hochsinnigen Gerechtigkeit von Seiten der marokkanischen Herrscher werden aber auch nie vergessen, sondern leben in Aller Munde und vererben sich von einer Generation zur andern.

Allerdings kommt es auch mitunter vor, daß der Sultan in seiner salomonischen Weisheit nicht immer eine gleiche Uneigennützigkeit offenbart. Einst fanden sich z. B. zwei junge Hebräer vor ihm ein, um ihn zum Richter in einer sonderbaren Streitigkeit zu machen: sie waren beide in dasselbe Mädchen verliebt, und da sie zwischen Beiden schwankte, so wünschte sie, daß der Sultan ihre Wahl auf einen von ihnen hinlenke. Das junge Mädchen war schön; dies entging Suleiman nicht. Unter dem Vorwande, sich näher mit ihr zu besprechen, entfernte er sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer, und ließ den beiden Rivalen, die ungeduldig seines Ausspruchs harrten, sagen: „Um nicht gegen einen von ihnen ungerecht sein zu müssen, zöge er es vor, den Zankapfel für sich selbst zu behalten.“

Beim Kleinhandel in den Städten herrscht, ohne daß die Behörden viel Notiz davon nähmen, ein wahrhaftes System des falschen Gewichtes. Fast jeder Handelsmann hält sich zweierlei Gewichte, eines zum Einkauf, das andere zum Verkauf. Ja, ich hörte mit meinen eigenen Ohren, wie ein Kaufmann, als er einst die Waare abwog, die Unverschämtheit besaß, seinem Gehülfen zuzurufen: „Du hast Dich versehen; das sind meine Verkaufsgewichte; bringe mir die Einkaufsgewichte. Bin ich jetzt nicht beim Einkauf?“ — Als einst ein Kadi Zeuge war, wie ein armer Araber von einem listigen Juden auf diese Weise schändlich betrogen ward, beschloß er, dem Uebel abzuhelfen und sämmtliches Gewicht der Handelsleute einer Controlle zu unterwerfen. Für seine redliche Bemühung erhielt er aber mitten in dem verdienstvollen Werk den kaiserlichen Befehl, seine Untersuchungen einzustellen und für seinen übermäßigen Pflichteifer die Strafe: ein ganzes Jahr lang alle Tage zwölf kleine Knaben lesen zu lehren.

V.

Eine Audienz beim Gouverneur.

In Bezug auf den Zweck meiner Sendung mußte ich mich glücklich schätzen, statt aller andern Erfolge, endlich wenigstens zu einer Audienz beim Gouverneur von Mogador zugelassen zu werden. Ihm wollte ich das Sendschreiben, das mir in meinem Vaterlande anvertraut worden war, überreichen. Der Freitag, der Sabbath der Muselmänner, an dem alle kleinen Geschäfts-Angelegenheiten ruhen, war dazu bestimmt. Die Mauren weihen den Vormittag dieses Tages dem Gebet; den Nachmittag dagegen benutzen sie zu ihrem Vergnügen oder wichtigen Geschäften. Ich war nur in Begleitung des englischen Vice-Consuls und eines Dolmetschers.

Um vier Uhr Nachmittags trafen wir den Gouverneur ganz allein, mit seinem Rosenkranz in der Hand, auf dem Boden eines kleinen schmutzigen Gemaches von höchstens acht Fuß Länge sitzend, von dessen Decke hundertjährige Spinngewebe herabhingen. Eine schlechte Matte bedeckte den Fußboden, und zur weitern Unterlage bediente sich Se. Excellenz eines Schaffelles. — Jedem seiner Untergebenen war der Zutritt zu dieser Audienz untersagt, aus Besorgniß, daß gegen Niemand in den rechtgläubigen Staaten seines kaiserlichen Herrn etwas von Abschaffung der Sklaverei verlauten solle. Sidi Hay Elarby war ein ältlicher Mann von wohlwollendem und klugem Aussehen. Sein Benehmen während der ganzen Audienz war das eines vollkommenen maurischen Gentlemans. Durch seine Kleidung unterschied er sich in Nichts vom Volk; er trug einen einfachen weißen Turban, einen einfachen Burnus und ein Paar ganz gewöhnlicher Pantoffeln. In solcher Verfassung trafen wir den höchsten Beamten der Stadt.

Se. Excellenz fragte mich zuerst, wer ich sei, und hieß mich in seinem Vaterlande willkommen. Hierauf überreichte ich dem Dolmetscher eine geschriebene Ansprache; da derselbe ein Jude war, so mußte er seine Schuhe ablegen, ehe er sich vor dem Gouverneur niederließ, um ihm Paragraph für Paragraph vorzulesen. Jeder Satz ward besprochen und von dem Gouverneur mit Interesse und Nachdruck beantwortet. Die Unterredung dauert fast zwei Stunden. Als der Consul endlich aber das Sendschreiben überreichen wollte, entgegnete jener:

„Ich bedaure, jene Schrift nicht annehmen zu können; denn wenn ich es thäte, so müßte der Sultan es auch thun, da ich

hier an seiner Statt handle. Eben so wenig darf ich meinem Herrn etwas darüber mittheilen, ja es ist mir nicht einmal erlaubt, sie anzusehen; denn wenn der Sultan mich befragen sollte, so muß ich schwören, diese Schrift nicht berührt zu haben. Im Fall eines falschen Schwurs aber würde mir die Zunge aus dem Halse gerissen werden."

„Und ferner," fuhren Se. Excellenz fort; „wenn mein Herr den Willen Eurer Regierung erfüllen, und den Sklavenhandel vernichten wollte, so würde das ganze Volk gegen ihn aufstehen, und er wäre seines Kopfes nicht mehr sicher. Euer Wunsch ist unsrer Religion zuwider, so wie Ihr versichert, daß die Sklaverei es der Eurigen ist. Wir erfüllen nur das Gesetz des Koran, indem wir Sklaven kaufen und verkaufen; Mahomed selbst, der Prophet, hat uns dazu ermächtigt."

Der Gouverneur hörte offenbar den Klang seiner eigenen Stimme und seine geschickten Wendungen sehr gern; denn er sprach in ähnlicher Weise noch längere Zeit weiter, ehe er uns entließ.

Dies war indessen erst die öffentliche, gleichsam die Tagesseite unsrer Verhandlung; sie hatte auch noch ihre Nachtseite; denn ist einmal die Neugierde des Mauren erregt worden, so muß er sie befriedigen, gleichviel durch welche Mittel. Es überraschte mich daher gar nicht, daß der schlaue Gouverneur zu wissen wünschte, was es denn mit meinem Sendschreiben eigentlich auf sich habe, und daß er sich wo möglich eine Abschrift davon zu verschaffen suchte. Am nächsten Tage sagte mir Jemand, ein Freund des Kaisers wünsche dringend eine Unterredung mit mir, und bitte mich, die Schrift mitzubringen.

Es war zehn Uhr in der Nacht, als ich mich mit einem maurischen Führer allein in den Straßen von Mogador befand. Der Wind heulte und die Kettenhunde kläfften; es war so dunkel, daß man kaum den Weg fand; kein menschliches Wesen war mehr sichtbar. Wir gingen verstohlen Straße auf, Straße ab, als handle es sich um einen diebischen Einbruch; ich fing an, mich unbehaglich zu fühlen, und fürchtete, daß man mir eine Falle gelegt. Dennoch vertraute ich der maurischen Ehre und fragte meinen Führer, ob wir nicht bald am Ziel seien.

„Gott weiß! Sei ruhig!" war die Antwort.

Wir setzten unsern Weg fort. Es war bitter kalt, ein paar Regentropfen begannen zu fallen.

„Wo ist das Haus?" fragte ich wieder.

„Folge mir; rede nicht!" lautete die Antwort.

„Ist dies die Straße?" fragte ich, nachdem wir wieder eine Weile gegangen waren.

„Eskut!" (Halt Deinen Mund).

Jetzt traten wir in einen dunkeln Hofraum, mit einer zerbrochenen Thür, die in ihren Angeln knarrte.

„Wer wohnt hier?" sagte ich zu meinem Führer.

„Verrückter Engländer, halte Deinen Mund. Denkst Du, daß wir Muselmänner Dich fressen werden?"

Beim Schein einer Laterne, die wir in einem Winkel fanden, gingen wir durch mehrere Höfe, und traten dann in einen Hausflur, wo mich der Maure beim Arm ergriff, in einer Weise, daß ich glaubte, es gehe mir an's Leben. Indem ich mich loszumachen suchte, fiel ich sammt dem Führer mit Gepolter gegen eine Thür.

„Was ist los?" fragte eine Stimme von innen.

„Oeffne!" entgegnete der Führer.

Ein kräftiger Neger erschien und stieg mit uns eine Anzahl von Treppen hinauf und hinab. Ich ließ den Kasten fallen, der mein Sendschreiben enthielt; der Führer hob ihn auf, und wir traten in ein Gemach, wo wir beim trüben unsichern Schein eines flackernden Lichtes einen ehrwürdigen alten Mauren erblickten, der wie ein mitternächtlicher Astrologe oder geheimnißvoller Magier inmitten eines Haufens von Papieren und Büchern saß. Bei unserm Eintritt blickte er auf und sagte mit sanfter Stimme:

„Wer ist da?"

Mein Führer polterte herein und begann mit geläufiger Zunge zu erzählen.

„Sidi," schloß er, in der Meinung, ich verstehe seine rasche Rede nicht, „dieser Christ ist ein furchtsamer Narr und Esel; ich hatte die größte Mühe, ihn herzubringen!"

Ich beobachtete den auffallenden Contrast zwischen meinem lärmenden und beweglichen Führer und der ernsten, unerschütterlichen Ruhe des Greises. Letzterer nahm das Kästchen in Empfang, öffnete es vorsichtig und gab dem Neger einen Wink. Sogleich entfernte sich dieser und kam mit einer Theekanne und zwei Tassen zurück, von denen mir eine gereicht ward. Der Greis entfaltete nun das Schreiben und starrte die lateinischen Buchstaben an. Nach einer Weile sagte er:

„Ich werde sehen; auf morgen!"

Sogleich ergriff der Führer mich bei der Hand und zog mich fort, so daß mir kaum Zeit blieb, dem Alten „gute Nacht" zu wünschen. Spät nach Mitternacht kam ich in meiner Wohnung wieder an. Am nächsten Morgen glaubte ich, Alles sei nur ein häßlicher Traum gewesen; bald aber erschien ein Jude, der mir im Geheimen sagte, er solle eine Uebersetzung der Schrift anferti-

gen, um sie dem Kaiser von Marokko zuzusenden. Ungefähr eine Woche später ward sie mir wieder zugestellt; ob aber der Sultan je eine Uebersetzung davon gesehen hat, weiß ich so wenig als der Leser.

VI.

Orthodoxie der Muselmänner.

Mogador besitzt nur eine, einigermaßen sehenswerthe Moschee, die von einem hohen Minaret überragt wird, von welchem, wie im ganzen Orient, die eintönige und zitternde Stimme des Muezzin oder Küsters das Volk alle zwei Stunden zum Gebete ruft. Man kann nichts Melancholischeres hören, besonders in der Nacht, als diese aus hoher Luft herabdringenden Worte: „Beten ist besser als schlafen! Allah ist groß!"

Die Moschee ist nie geschlossen; zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht können die Gläubigen, nachdem sie am Eingang ihre Schuhe abgelegt haben, hineintreten. Daß der Priester sich durch eine besondere Kleidung auszeichnete, habe ich nicht bemerkt; wohl aber entging es mir nicht, daß er mich mit giftigen Blicken verfolgte, so oft ich an seiner Moschee vorüberkam. Was ihn am meisten gegen mich aufbrachte, war, daß ich dabei ruhig meine Stiefel an den Füßen behielt. In das Heiligthum einzudringen, wäre ein Verbrechen, das man nicht einmal denken darf; man würde sofort zum Kadi geschleppt werden und keine andere Wahl haben, als Abschwörung der christlichen Religion, oder den Tod.

Das mohamedanische Gesetz ist hierin bekanntlich so streng, daß selbst die Gesandten der europäischen Mächte in Constantinopel nicht ohne eine besondere Erlaubniß des Sultans die Aya-Sofia in Augenschein nehmen dürfen. Eine türkische Frau schlug dem russischen Gesandten einst wüthend in's Gesicht, als dieser, ohne darauf Acht zu haben, in der Moschee auf die Erde spie. — In den marokkanischen Staaten aber, wo der Islam in höchster Blüthe steht, ist dies Gesetz noch weit strenger. Man mußte nur die drohende Stellung der Vorübergehenden sehen, so oft ich wagte, mich der heiligen Schwelle zu nähern, um so viel als möglich vom Innern wahrnehmen zu können.

Ein sonderbarer Fall trug sich in dieser Beziehung vor einigen

Jahren zu. Die Uhr der großen Moschee war so in Unordnung gerathen, daß es der Hand eines geschickten Uhrmachers bedurfte, um sie wieder in Stand zu setzen. Unter allen wahren Gläubigen aber fand sich Niemand, der das große Werk hätte vollbringen oder auch nur mit Sicherheit den Fehler hätte angeben können. Der Klügste unter ihnen behauptete daher, ein böser Geist habe sich in der Uhr eingenistet, und nur die frommen Gebete der Gläubigen würden ihn daraus vertreiben. Aber Alles war vergebens; die Uhr blieb stumm. Nun lebte in Mogador ein christlicher, sehr geschickter Uhrmacher, dem man das Kunststück gern anvertraut hätte, aber die Uhr befand sich in der Mauer des Thurms, und unmöglich schien es doch, den geweihten Boden des Gotteshauses durch den Fuß eines Christenhundes entehren zu lassen.

Die obersten Behörden der Stadt versammelten sich also zur Entscheidung dieses schwierigen Falles. Sie kamen überein, daß der Theil des Pflasters, den der Fuß des Christen beträte, aufgerissen, und die Wände, auf welche sein Schatten falle, neu geweißt werden müßten. Dabei wurde dem Uhrmacher auf's Strengste anbefohlen, Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

„Nein," entgegnete dieser, „dazu verstehe ich mich nicht; ich habe nie Schuhe und Strümpfe abgelegt, wenn ich in meiner Heimath die Kapelle der reinen Jungfrau betrat; noch weniger werde ich es zu Ehren Eures Propheten thun."

Jetzt war man so klug wie zuvor. Die Behörden versammelten sich auf's Neue; es ward berathen hin und hin, aber nichts beschlossen. Zuletzt ergriff ein alter ehrwürdiger Muezzin mit schneeweißem Bart das Wort:

„Was würden wir thun," sagte er, „wenn die Mauern im Innern der Moschee einer Ausbesserung bedürften, und die Arbeiter Kalk und Ziegelsteine dazu forderten? Wir würden ohne Bedenken einen Esel nehmen, der ihnen dies hineintrüge, und wir würden nicht verlangen, daß er zuvor seinen Huf ablege. Nun, und glaubt vielleicht der Esel mit uns, daß Gott Gott ist und Mohamed sein Prophet?"

Allen leuchtete dies ein, und man entschloß sich, so gut wie den Esel auch den Uhrmacher eintreten zu lassen, ohne daß er seine Fußbekleidung ablege. So ward die Uhr der großen Moschee von einem Christen in Stand gesetzt und hat seitdem keiner neuen Ausbesserung wieder bedurft.

Nicht weniger mußte ich mich beim Besuch des maurischen Kirchhofes hüten, die Gräber zu betreten, aus Furcht, die Seelen der Gläubigen zu beunruhigen, die darin verscharrt liegen. Auch hierin scheint man den Fuß der Thiere für weniger gefährlich zu halten. Es war bereit nach Sonnenuntergang, als ich dort unter

en Trümmern der Verwesung spazierte, und beim fahlen Dämmer=
cht der hereinbrechenden Nacht sah ich die leichenräuberische Hyäne
ber die Gräber dahinschleichen.

In jeder größern maurischen Stadt leben immer einige jüdische
nd christliche Renegaten, und dies ist hinlänglich, die Mohame=
aner von der Ueberlegenheit ihrer Religion über die aller andern
Nationen zu überzeugen. Die Art und Weise jedoch, wie der Ueber=
ritt stattfindet, ist nicht gerade geeignet, auch uns diese Ueberlegen=
heit zu beweisen. Meistens handelt es sich dabei um eine Heirath;
uch hört man nicht selten kleine jüdische Knaben, wenn sie von
hren Vätern gezüchtigt werden, ausrufen: „Ich laufe fort, und
verde ein Muselmann!" Ein achtbarer Jude aber bemerkte gegen
mich: „Wenn ich einen meiner Söhne so reden hörte, so würde ich
ihm sogleich eine Dosis Gift beibringen; ich wollte lieber ohne
Kinder sterben, als eines davon in einen muselmännischen Teufel
verwandelt zu sehen."

Noch immer herrscht unter Juden sowohl als Muselmännern
die Ansicht, daß die Weiber keine Seele haben. Ich befragte einige
Frauen selbst darüber, und sie entgegneten: „Wir fragen gar nichts
danach, ob wir Seelen haben oder nicht!" Nur Eine hatte den Muth
zu behaupten: „Wenn die Männer Seelen haben, so haben wir
gleichfalls welche; denn sind nicht alle Männer von uns Frauen
geboren worden?"

In Religions=Angelegenheiten versteht der Muselmann keinen
Spaß, und seine Herrscher gehen ihm hierin mit gutem Beispiel
voran. Ein europäischer Kaufmann, der sich in Mogador nieder=
gelassen, glaubte ein recht gutes Geschäft zu machen, wenn er
Taschentücher, worauf Stellen aus dem Koran gedruckt waren, an
die Muselmänner verkaufte. Eines derselben kam in die Hände
des Kaisers, und da dieser glaubte, die Christen wollten das heilige
Buch lächerlich machen, so gab er Befehl, sämmtliche Tücher zu
vernichten und den Kaufmann zu bestrafen. Zum Glück hatte dieser
sich bereits seinen Verfolgern zu entziehen gewußt. — Nicht viel
besser erging es einem englischen Arzt, der dem Sultan zwei
Flaschen eines heilsamen Elixirs hatte zustellen lassen, denen an
der Seite Verse des Korans aufgeklebt waren. Der Sultan war
im höchsten Grade entrüstet und ließ dem Arzte befehlen, er solle
das heilige Buch nicht in dieser abscheulichen Weise mißbrauchen.

Nur in Sachen der Liebe pflegen sie weniger gewissenhaft zu
sein; man hat Beispiele, wie die marokkanischen Kaiser sich in aller
Form um die Hand europäischer Damen beworben haben. So
hatte zur Zeit der Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich Muley
Ismael von der außerordentlichen Schönheit der Prinzessin von
Conti, einer Tochter des Fräuleins von La Vallière, gehört, und

ließ ihr durch einen Gesandten seine Hand antragen. „Unser Sultan,“ sagte dieser, „will in Uebereinstimmung mit dem Gesetz Gottes und des Propheten die Prinzessin heirathen, ohne daß sie selbst gezwungen sein soll, ihre Religion oder ihre gewohnte Lebensweise aufzugeben. Sie soll Alles, was ihr Herz nur wünschen kann, im Hause meines Herrn finden.“ Obwohl man natürlich von Seiten des französischen Hofes auf die Wünsche des Sultans nicht eingehen konnte, so lehnte doch „der allerchristlichste König“ diesen „ehrenvollen Antrag“ nur unter dem Vorwande der verschiedenen Religionsbekenntnisse ab.

Glücklicher als Muley Ismael war einer seiner Nachfolger, Sidi Mohamed. Dieser hatte sich zur Anlage von Festungswerken einen englischen Ingenieur verschrieben, welcher in Begleitung seiner jungen Frau erschien und mehrere Jahre in der Stadt Fez lebte. Nach seinem Tode beweinte seine noch immer junge und schöne Wittwe ihn pflichtmäßig nach der Sitte des Landes, welches ihre zweite Heimath werden sollte, und rüstete sich dann, ihre äußeren Angelegenheiten zu ordnen. Auf den Rath einiger maurischer Damen, mit denen sie Freundschaft geschlossen, bat sie den Sultan um eine Audienz, und sprach ihn um die Mittel zur Rückkehr in ihr Vaterland an. Sidi Mohamed fand Gefallen an ihr; sie besaß die ganze Schönheit der Frauen Albion's; er fragte, ob sie in ihrer Heimath Freunde und Anverwandte fände, und als sie dies verneinte und ihm ihre Verlassenheit schilderte, machte er ihr den Vorschlag, als schönste Zierde seines Harems bei ihm zu bleiben, und sich zum Propheten zu bekennen. Entrüstet wies sie diesen Antrag zurück; Sidi Mohamed hatte ihr aber schon zu tief in die blauen Augen geblickt. „So behalte denn Deinen Glauben,“ sagte er, „und werde meine rechtmäßige Gemahlin.“ Jetzt widersetzte die schöne Frau sich nicht mehr, und der Sultan heirathete sie nach den gewöhnlichen Gebräuchen des Islam. Sie ward die Mutter des durch seine Grausamkeit berühmten Sultan Yezid, dessen finstrer Wahlspruch war, „daß ein Land nicht wohl regiert sei, wenn nicht ein Strom von Blut von den Thoren des Palastes nach allen Thoren der Stadt hin sich ergieße.“

VII.

Die Belagerung von Mogador.

Ehe ich den Leser bitte, Mogador mit mir zu verlassen und mich auf meiner weitern Reise durch Marokko zu begleiten, will ich noch eine kurze Schilderung des Bombardements dieser Stadt durch die Franzosen, unter dem Prinzen von Joinville, geben, wie mir dieses merkwürdige Ereigniß von Augenzeugen mitgetheilt worden. Es war am 13. August 1844, als die Feindseligkeiten zwischen dem französischen Geschwader und den Vertheidigern Mogador's begannen; die mörderischen Kugeln flogen hin und wider, aber schon am nächsten Tage zeigte es sich, daß die Marokkaner im Nachtheil waren. Die Behörden der Stadt, und mit ihnen viele der Einwohner, suchten ihr Heil in der Flucht; nur den in Mogador wohnhaften Europäern verwehrte man den Auszug. „Der englische Consul," so sagte man, „habe Verbindlichkeiten gegen den Kaiser, die ihn nöthigten, in der Stadt zu bleiben;" ja selbst seine Frau hielt man zurück, unter dem sophistischen Vorwande, „daß ja die Religion der Christen selbst befohlen habe, Mann und Weib sollen Eins sein; und" fügte der Gouverneur von Mogador hinzu, „so muß ich denn, da ich den Consul nicht entlassen darf, auch seine Frau hier zurückhalten."

Der eigentliche Grund war wohl, daß die Mauren dachten, die zurückbleibenden Europäer könnten zur Vertheidigung der Stadt mit beitragen, vielleicht dieselbe retten oder die Verheerung durch das Bombardement mildern. „Auf jeden Fall," sagten sie, „mögen die Christen und Juden unser Geschick und unsere Gefahren theilen."

Nur wenige Tage hindurch hielt sich die Stadt; schon am 15. August, als ihr bester Feuerwerker, ein spanischer Renegat, gefallen war, ergriff Alle die Verzweiflung, und die Truppen verließen die Batterien. Es war etwa um Sonnenuntergang, als der Gouverneur, die Soldaten und fast die ganze maurische Bevölkerung schimpflich und eilig entflohen, und die Stadt mit den zurückbleibenden Juden und Christen nicht dem Sieger, nein vor Allen den wilden, räuberischen Gebirgshorden preisgaben, die sich seit einigen Stunden in der Umgebung Mogadors eingefunden hatten, und wie Heerden hungriger Wölfe über ihre Beute herfielen. Sie brachen unter der Anführung ihrer blutdürstigen Häuptlinge in die Häuser ein, beschimpften die Bewohner, beraubten sie ihrer Kleidung und Vorräthe, mißhandelten die Frauen und Mädchen —

besonders im Stadttheile der Juden — und ermordeten und erwürgten Alles, was ihnen den geringsten Widerstand bot.

Nur durch den wunderbarsten Glückszufall entkamen der englische Consul mit seiner Frau und einige andere Europäer diesen Räuberbanden. Die Vorsehung selbst schien ihre eilige Flucht durch die von wildem Lärm und mörderischem Geschrei wiederhallenden Straßen zu leiten. Zu spät erst ward ihre Abwesenheit von den verwüstenden Horden bemerkt, als diese die Consulatsgebäude überfielen, die Güterballen aufrissen, die Schränke zerbrachen und jeden Winkel nach Geld und andern Schätzen durchwühlten. Nicht zufrieden mit ihrer Beute, zerrissen und verbrannten sie die Rechnungsbücher und Dokumente. Nur im Schutz der Dunkelheit entkam unterdessen der Consul mit seiner Frau. Zwar begegneten sie unterwegs einem jener wilden Trupps, der sie angriff und ihm den Rock vom Leibe riß, während ein paar wüste Gesellen ihre Dolche zogen, das Leben der Frau bedrohten und mit brüllender Stimme Geld forderten. In kluger Vorsicht jedoch hatte der Consul gar kein Geld mit sich genommen, und da seine Frau (als Tochter eines frühern Consuls hier geboren) die Räuber in arabischer Sprache anflehte, nicht ihre Landsmännin zu ermorden, so wurden jene wirklich getäuscht, und die Flüchtigen unerkannt vom Anführer der Bande selbst in den Hafen geleitet.

Aehnliche Gefahren hatte ein englicher Kaufmann, Mr. R., auf seiner Flucht mit seiner Frau und vier Kindern, von denen eins ein zarter Säugling war, zu überstehen. Im Gedränge, an jeder Hand eins der Kinder, verlor Mr. R. seine Frau, welche die zwei kleinsten trug, aus dem Auge. Er bahnte sich, in der Hoffnung sie dort zu finden, seinen Weg zum Hafen, aber nicht ohne zuvor von einem jener wilden Söhne des Gebirges angefallen worden zu sein, der mit seinem Säbel auf ihn losschlug, ihn aber, als er geschickt auswich, nicht weiter verfolgte. Ein andrer Räuber ergriff das älteste Kind, ein hübsches Mädchen von neun Jahren, und ritzte ihr mit seinem Dolch beide Arme blutig, immer nach Geld oder Gold schreiend.

Im Hafen fand Mr. R. sein ohnmächtiges Weib, um das schon einige Freunde und Bekannte liebreich beschäftigt waren.

Noch immer war ihre Lage indessen gefahrvoll. Bemerkten die wilden Barbaren ihre Abwesenheit, so war es mehr als wahrscheinlich, daß sie hier von ihnen aufgesucht wurden; schon war die Morgendämmerung nahe, und es zeigte sich keine Aussicht zur Rettung. Da kam Mr. L., ein junger Engländer, der mitten in den drohendsten Gefahren nicht die Geistesgegenwart verlor, auf den Gedanken, sich mit der französischen Flotte durch ein kühnes Experiment in Verbindung zu setzen. Auf seinem Wege zum Hafen

hinab hatte er zur Seite der Straße einen Haufen Bretter liegen gesehen; er holte sie herbei und es gelang ihm, mit Hülfe einiger starker Seile eine Art von Kahn zurecht zu zimmern und zu binden; ein paar andere Bretter dienten ihm als Ruder, und so wagte er sich hinaus auf's Meer. Nach einer Stunde unermüdlicher Anstrengung war er der Flotte nahe genug, um bemerkt zu werden; man kam ihm mit einem Boot zu Hülfe und nahm ihn an Bord. Auf Befehl des Prinzen von Joinville wurden nun auch die andern Flüchtigen aus dem Hafen abgeholt; der edle junge Mann, Mr. L., aber erhielt in Anerkennung seiner über jedes Lob erhabenen Verdienste von seiner Regierung ein besonderes Ehrenzeichen.

Nur wenige der in Mogador Zurückgebliebenen kamen mit dem Leben davon; einige starben allein vor Angst und Furcht. Die Stadt war nichts mehr als ein Trümmerhaufen, die Mauern von Kugeln durchbohrt und die Moschee geschwärzt vom Feuer.

VIII.

Die Juden.

Wie groß auch die Unterdrückung und das Unrecht sein mögen, welche das verachtete Volk der Juden in Marokko zu erleiden hat, so viel ist gewiß, sie wissen dennoch auf ihre Art ihr Leben zu genießen, ihre Reichthümer zu mehren und durch ihre List und Gewandtheit den Mauren doppelt wieder abzunehmen, was diese mit Gewalt von ihnen erpressen. Natürlich beobachten sie die größte Vorsicht, um ihre Wohlhabenheit so viel als möglich geheim zu halten; nur bei Festlichkeiten tragen sie ihren Reichthum offen zur Schau; Festlichkeiten aber gehören bei ihnen recht eingentlich zur Tagesordnung. Während meines spätern Aufenthaltes in Tetuan, wo auf eine Bevölkerung von 12,000 Seelen ein Drittel Juden kommen, rissen in der That die Schmausereien, Hochzeiten und andere Festlichkeiten nicht ab; Hochzeiten besonders kamen täglich vor. Bei solcher Gelegenheit wird im Hause des Bräutigams ein Ochse geschlachtet, und Thee, Kuchen und Spirituosen werden geradezu öffentlich verschenkt. Von hier aus begiebt sich die Gesellschaft in das Haus der Braut, wo eine Bewirthung gleicher Art stattfindet. Der Bräutigam besteigt ganz nach orientalischer Sitte einen Sitz von Damast und Gold, während die Braut, mit

Putz und Juwelen überladen, und mit einem Schleier verhüllt, von den Frauen herbeigeführt und an seine Seite gesetzt wird. Hier bleibt sie als Königin des Festes sitzen; die Gesellschaft aber labt sich an jedem nur erdenklichen Luxus von Speisen und Getränken. Der Bräutigam überreicht ihr als Brautgeschenk ein Paar köstlicher mit Edelsteinen besetzter Ohrgehänge, die übrigens, da sie oben in den Ohren befestigt werden, und dieselben vermöge ihrer Schwere hinunterziehen, den marokkanischen Damen nach unserm Geschmack nicht eben zur Zierde gereichen. Auch die als Gäste anwesenden Jüdinnen tragen bei Hochzeiten allen Schmuck, den sie nur aufzutreiben vermögen, Gold und Steine, Perlenmützen, Hals- und Armbänder von Korallen und Muscheln, gold- und silbergestickte Schürzen, Kleider und Röcke. Unter diesen Schmucksachen befinden sich einige von den seltensten und wunderlichsten Formen; denn da diese Kostbarkeiten in den Familien erblich sind, und stets unverändert von den Müttern auf die Töchter übergehen, so sehen wir darin den Geschmack und die Mode mehrerer Jahrhunderte vertreten. Eine solche Hochzeitsfeierlichkeit dauert sieben volle Tage lang; auch werden besondere Frauen und Mädchen angenommen, welche das Lob der Braut singen: „So schön wie der Mond ist Rahel!" sagte die eine. „Schöner als die Blume des Jasmin!" rief die zweite. „Süßer noch als Honig!" sang ein dritte. Die Augen der Braut bleiben bei alle dem geschlossen, als sei es unschicklich, auf die Gesellschaft zu blicken, und ihre Gesichtszüge sind so unbeweglich wie die einer Todten.

Den Anzug der Braut zu beschreiben, würde unmöglich sein; denn allstündlich wird sie hinausgeführt und von Neuem angekleidet, bis sie — o höchstes Maaß von Geduld! — sämmtliche Stücke der bräutlichen Garderobe zur Schau gestellt hat. Ihr Gesicht wird künstlich gemalt; die Wangen roth, die Lippen braun; die Augenbrauen geschwärzt, und Stirn und Kinn müssen kleine blaue Sternchen tragen. Die Nägel der Hände und der nackten Füße werden mit Henna rothbraun gefärbt. Die Braut pflegt höchstens ein Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren zu haben. Diejenige, deren Hochzeit ich beiwohnte, war von einer ungeheuern Corpulenz, da man sie seit etwa sechs Monaten für diese Gelegenheit expreß mit Oel und Teig gefüttert hatte. Der Bräutigam hat in der Regel bereits die mittlern Mannesjahre hinter sich, und während die Braut ein kleiner Fett- und Fleischklumpen ist, erscheint er meist lang, dünn, mager und von finsterm Aussehen.

Die Damen sitzen in Reihen geordnet neben- und übereinander. Die der höchsten Reihe waren die jüngsten, am wenigsten geschmückten, und folglich die hübschesten. Ganz unten sitzen die die Wittwen wie eben so viel entthronte Königinnen, und fordern

Urtheil und Bewunderung heraus. Sie sind fast alle von einer auffallenden Corpulenz und strecken ihre nackten Füße und behos'ten Beine von außerordentlichem Umfang weit hervor. Einige, die ich sah, konnten vor Hitze und Fett kaum athmen.

Nicht sehr erbaut von diesem Anblick ging ich hinaus in den Hof, wo eben ein paar Fleischerburschen einen zweiten Ochsen schlachteten. Ein Anzahl Knaben fing das Blut mit den Händen auf, und bespritzte Thüren und Wände damit, um den „bösen Blick" abzuwehren, und das Glück des neuvermählten Paares zu sichern.

Dann sah ich dem Abendessen der Männer zu, die von den Frauen getrennt speisten. Das betäubende Geräusch schlechter Musik und das Geschrei, das man für Gesang hielt, machten mich krank für die zwei folgenden Tage. Uebrigens saßen die Männer, unter denen sich viele Europäer befanden, um den Tisch nach unsrer Sitte; die Frauen dagegen lagen bei ihrer Mahlzeit auf Polstern und Decken in den nachlässigsten und häßlichsten Stellungen.

Um Mitternacht erscheint der Bräutigam und holt die Braut ab. Dann erhebt sich ein allgemeines Geschrei: „Siehe der Bräutigam kommt; eilet ihm entgegen!" Ein Haufen von Freunden geleitet das Paar bis zu seiner Wohnung, deren Thore sich dann für diese Nacht schließen.

Die Juden, so wenig als die Mauren, können jemals mit Sicherheit ihr Alter angeben. Dies würde für die Frauen sehr angenehm und bequem sein, wenn nicht in Afrika jede Art von Koketterie unbekannt wäre.

Ueber die Beschimpfungen, die sie erdulden müssen, trösten sich die Juden, wie schon oben angedeutet worden, indem sie der Gewalt die Schlauheit entgegensetzen. Welch' ein hinterlistiger Schurke auch der Maure sein mag, an dem Juden findet er immer seinen Meister. Der Betrug ist die einzige Rache, deren dieser fähig ist, aber er übt sie ohne Gnade. Je reicher ein Jude ist, desto mehr spielt er den Dürftigen. Ich hatte in Tetuan mein Logis bei einem gewissen Sennor Coriath, einem spanischen Juden, genommen. Er bewohnte ein neues Haus, dessen Bau so eben erst vollendet war, und das ohne allen äußern Glanz, im Innern doch nicht der Eleganz entbehrte. Vor mir schien er aus seiner Wohlhabenheit kein Hehl zu machen; er betrachtete mich gleichsam als einen Zugvogel, der morgen schon weiter reist; ohnedies hatte ich ja keinen Grund, ihn zu verrathen. Er überließ sich also vor mir ohne Furcht ganz der Behaglichkeit eines sichern Besitzes.

„Sennor Coriath," sagte ich einst zu ihm; „das Alles muß Sie ein hübsches Geld kosten; Sie müssen sehr reich sein!"

Bei diesen Worten sah ich meinen Wirth erbleichen; er leugnete und widerrief Alles, was er mir vorher anvertraut. Er reich?! Im Gegentheil, er hatte nichts; er war der ärmste von allen seinen Genossen; Jedermann wußte dies; jeder konnte es mir sagen; sein Haus war nur eine Hütte; Alles was ich sah, war ohne Werth; kurz, er setzte jedes Stück herab, so erschreckt war er durch meine Lobsprüche. Zuletzt hatte ich Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich," sagte ich; „ich verrathe Ihr Geheimniß nicht. Genießen Sie Ihre Reichthümer in Frieden; sie kommen Ihnen theuer genug zu stehen."

Auch diese Worte beruhigten ihn noch nicht; er fuhr fort, sich als einen elenden Bettler zu schildern, und mag nicht eher frei geathmet haben, als bis er mich wohlbehalten wieder in England glaubte.

So sind die zwei niedrigsten Leidenschaften der Menschheit, der Geiz und die Furcht, die eigentlich unterscheidenden Züge dieser unglücklichen Sklavenseelen; sie haben auf ihrem Antlitz unvertilgbare Spuren zurückgelassen; ihr Blick ist schielend und unruhig, und die fortwährende Angst ihres Herzens suchen sie unter einem honigsüßen Lächeln zu verbergen, bei dem mir geradezu übel ward. Der Jude redet nicht; er flüstert nur wie ein Gefangener, der seine eingeschlummerten Henker zu erwecken fürchtet. Der Jude geht nicht; er gleitet verstohlen mit lauerndem Auge und Ohr an den Mauern entlang und biegt pfeilschnell um alle Straßenecken, wie ein verfolgter Dieb. Oft trägt er, um weniger Geräusch zu verursachen, seine Fußbekleidung in der Hand; denn nichts scheut er mehr, als die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; am liebsten würde er sich in eine Wolke hüllen oder sich unsichtbar machen. Sieht man ihn an, so verdoppelt er seinen Schritt; hält man ihn auf, so ergreift er die Flucht.

Seine Häßlichkeit ist eine ganz besondere und nur ihm eigenthümliche; die Züge selbst sind nicht geradezu unförmig, aber, ein treuer Spiegel seines Innern, hat seine Physiognomie etwas unbeschreiblich Unedles, Thierisches, das uns unwiderstehlich zurückstößt; es ist eine moralische Häßlichkeit, die uns auf jedem Zuge des Gesichts entgegenblickt. Man muß dieses erniedrigte Volk gesehen haben, um einen Begriff davon zu bekommen, was ein langes System der Unterdrückung über die Menschen vermag. Seit Jahrhunderten ist das Geistesleben in diesen elenden Wesen erstorben; sie haben nichts vom Menschen mehr, als die niedrigsten Instincte; kein erhabener Gedanke keimt mehr in diesem versteinten Gehirn, keine großmüthige Empfindung läßt diese ehernen Herzen höher schlagen. Das Geld ist ihr Gott und ihr Gottesdienst, noch immer beten sie das goldene Kalb an.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die sich nur durch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung erklären läßt, ist, daß die Frauen, die Jüdinnen, der körperlichen Entartung, der die Männer unterlegen, entgangen sind; jene sind eben so schön, als diese häßlich. Es ist unmöglich, lieblichere, idealere Köpfe zu sehen, und mit Ueberraschung fragt man sich, wie solche Väter solche Töchter haben können. In ihnen findet sich die orientalische Ueppigkeit mit der europäischen Feinheit verschwistert, und die Züge des Gesichtes, ohne von griechischem oder römischem Schnitt zu sein, haben doch Theil an beiden; weniger rein als jener, sind sie doch anmuthiger als dieser. Alle Jüdinnen haben ferner glänzend schwarze Augen, und wenn ihr Wuchs auch nur von mittlerer Höhe ist, so sind sie doch in ihrer Jugend schlank und wohlgebaut.

Da sie in ihrem Anzug nicht wie die Männer dem einförmigen, trübseligen Schwarz unterworfen sind, so kleiden sie sich in lebhaften, glänzenden Farben, die ihnen zum Entzücken stehen; auch der Schnitt der Kleider ist malerisch, die kleinen Füßchen hüllen sich in rothe Pantoffeln, und ein Diadem von Perlen und Smaragden strahlt gleichsam als Krone über ihrer reinen Stirn. Schade, daß die Sitte ihnen gebietet, mehr als die Hälfte ihres reizenden Gesichts unter einem Schleier zu verbergen. Das Haar tragen die Mädchen in langen Zöpfen, die Frauen müssen es abschneiden oder verstecken.

Die Jüdinnen gehen wenig aus, denn sie fürchten stets die Beleidigungen der Muselmänner. Der geringste Fehler einer Jüdin, ein zweideutiger Schritt, ein bloßer Verdacht wird mit der Peitsche bestraft, und zwar mit einer empörenden Rohheit. Während die maurischen Weiber nur im Geheimen von einer Frau gezüchtigt werden, darf der erste beste Soldat die Jüdinnen ergreifen und ohne Scheu und Mitleid auf offner Straße peitschen.

Die Eifersucht ist den Juden fremd; sie überwachen ihre Frauen wenig und gestatten ihnen eine Freiheit, die für die Mauren ein Gegenstand des Abscheus, für die Maurinnen ein Gegenstand des Neides ist. Desto mehr aber schließt man die jungen Mädchen ein. Sie dürfen das Haus nur verlassen, um zur Synagoge zu gehen; ein Mädchen, die sich am Tage auch nur auf der Terrasse des Hauses sehen ließe, würde nie einen Mann bekommen.

Die Jüdinnen sind mit dreizehn Jahren erwachsen, mit vierzehn Jahren verheirathet man sie; im fünfzehnten sind sie Mütter; bei zwanzig Jahren sind sie verblüht, und mit fünfundzwanzig schon Matronen. Die Ehe ist für sie der Verfall; kaum verheirathet, werden sie ihren Männern immer ähnlicher und ähnlicher, und die Veränderung, die das Alter in diesen einst so reizenden Gesichtern anrichtet, ist entsetzlich.

3*

Zuweilen, wiewohl sehr selten, bedienen sich die Juden des in mohamedanischen Ländern geltenden Rechts, vier Frauen zu nehmen. Ich kannte einen solchen, einen wohlhabenden Seidenhändler in Tetuan; derselbe war ein Gegenstück zu allen andern seiner Nation. Sein Haus war mit Ausnahme eines gemeinschaftlichen Speisesaals in vier Wohnungen für seine vier Frauen eingetheilt, die diese mit der Wuth von Tigerinnen vertheidigten. Zwei von ihnen waren in seinem Alter, den Fünfzigen nahe; die beiden andern nicht über zwanzig. Die zwei alten waren, wie die Nachbarn erzählten, gänzlich von ihrem Mann verlassen, und die beiden jüngern zankten sich den ganzen Tag darüber, welche von ihnen am höchsten in der Gunst des gemeinsamen Tyrannen stände; so wie denn das Haus überhaupt als ein Muster von Lärm, Unordnung und Regellosigkeit galt. Unter diesen vier Frauen war nur ein einziges Kind, ein Knabe; natürlich ein Liebling aller, verhätschelt, verweichlicht, verzogen durch die zärtliche Fürsorge dieser vier Mütter, die er zwickte und kniff, so oft er übler Laune war.

Einmal besuchte ich diese glückliche Familie, diese beißende Satyre auf häuslichen Segen und die Seligkeit des orientalischen Harems. Die Frauen waren alle vier verdrießlich; sie webten und spannen.

„Arbeitet Ihr für Euren Mann?“ fragte ich.

„Nein, dafür bedanken wir uns,“ lautete die Antwort; „wir geben das Geld selbst aus.“

„Wie gefällt es Euch, alle Vier nur einen einzigen Mann zu haben?“

„Pah! Was können wir machen? Ist es nicht der Wille Gottes?“

„Wem gehört dieser Knabe?“

„Er gehört uns Allen; wir haben alle Vier nur dieses eine Kind!“

Während ich mit diesen engelgleichen Wesen plauderte, besorgte der glückliche Gatte ruhig seine Geschäfte, ohne unseres Gesprächs zu achten. Die Liebe kommt natürlich bei allen diesen Heirathen nicht in's Spiel, jeder Ehevertrag ist eine Geschäfts- und Handels-Angelegenheit. Wenn ein jüdisches oder maurisches Mädchen einen reichen, aber häßlichen Mann, von niedrig gemeinem Charakter und mehr als sechzig Jahren, neben einem blühend gesunden Jüngling von liebenswürdigem Gemüth und tadellosen Sitten als Freier vor sich sähe, so würde sie keinen Augenblick zögern, den ersten zum Gemahl zu erwählen.

Auch mein Wirth besaß zwei Töchter von vollendeter Schönheit, die eine dreizehn, die andere fünfzehn Jahre alt. Die älteste

war bereits Braut, und ihr schmutziger Verlobter erschien mir immer wie ein gräuliches Reptil unter Blumen. Er verbarg den Haß, den er gegen mich nährte, zwar nur schlecht, tröstete sich aber für die zuvorkommende Huldigung, die ich seiner Schönen darbrachte, durch die Geschenke, mit denen ich sie überhäufte. Er war zu sehr Jude, als daß die Habgier nicht über das Gefühl der Eifersucht in ihm hätte siegen sollen.

Die jüdischen Häuser sind nach demselben Plan wie die maurischen gebaut: die Zimmer liegen nach dem Hof hinaus, und empfangen kein Licht von außerhalb. Die Straßen, mit Ausnahme derjenigen, wo sich Kaufläden befinden, sind von hohen, finstern Mauern eingefaßt; dennoch hat die weibliche Neugier auch hier noch kleine Gucklöcher anzubringen verstanden, groß genug, um mit dem Kopf herauszublicken.

Meine Anwesenheit im Stadttheil der Juden hatte nicht wenig Aufsehen erregt; aber das erste Gefühl der Juden ist immer die Furcht, und so oft ich mich daher blicken ließ, ergriff die Bevölkerung die Flucht. Kaum aber ließ das Geräusch der Fliehenden sich vernehmen, so erschien in jeder dieser kleinen Luken ein weiblicher Kopf. Es gab nichts Ueberraschenderes, als diese phantastischen Erscheinungen; sie waren so plötzlich, so unerwartet, daß sie wie vom Zauberstab einer Fee hervorgebracht schienen; man hätte sie für lauter Prinzessinnen aus „Tausend und einer Nacht“ halten können.

Alle diese Mädchen folgten mir mit den Augen und sandten mir ein Lächeln zu. War ein besonders reizendes Wesen darunter, so pflegte ich ungenirt in's Haus zu treten; keine Thür blieb mir verschlossen; die Wohnung eines Juden gilt nicht für einen geweihten Aufenthalt. Diese Thüren selbst sind keine geringe Merkwürdigkeit; man sieht, daß Furcht und Schrecken sie verfertigt haben. Sie sind aus ungeheuern, drei bis vier Zoll starken Bohlen gemacht, mit starken eisernen Platten beschlagen und mit dreifachem Riegel versehen. Da diese eine nach der Straße führende Thür nicht genügend schien, so verschließt eine zweite, eben so konstruirte, das Gebäude nach dem Hofe zu. Beide sind so niedrig, daß man sich tief herunterbücken muß, um sie zu passiren.

Die Damen im Innern des Hauses empfingen mich immer freundlich genug, und zeigten mir bereitwillig alle ihre Schätze und Merkwürdigkeiten, besonders die Reichthümer der Garderobe. Sie belehrten mich über jedes Stück der Kleidung; aber es kam häufig vor, daß ich der Lehrerin mehr Aufmerksamkeit schenkte, als der Lection. Nach fünf Minuten waren wir immer schon alte Freunde, denn die Jüdinnen sind eben so gesellig, als die Juden ungesellig sind.

Außer den in den maurischen Städten lebenden Juden soll noch ein zahlreicher Stamm dieser Nation seit undenklichen Zeiten unter den Bergvölkern des Atlas, frei und unabhängig als Ackerbauer wohnen. Sie tragen Waffen, die den Juden der Städte verboten sind, haben ihre eigenen Scheiks, die ihre Streitigkeiten schlichten, und kleiden sich in der Weise der andern Gebirgsbewohner. Auch in ihrer Religion und Sprache sollen sie vielfach von ihrem uns bekannten Bruderstamm abweichen. Selten nur kommen sie in die Ebenen und Städte zu ihren Brüdern herab, die von ihnen als Ketzer betrachtet und in jeder Beziehung getadelt werden. — So hat die Absonderung, wie überall, Feindschaft und Mißtrauen hervorgerufen.

IX.

Wie in Marokko bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört.

Der kürzlich verstorbene Kaiser von Marokko, Muley Abd-Er-Rahman, war bereits ein Mann von vorgerückten Jahren. Sein Wuchs war von mittlerer Höhe, sein Auge dunkel und ausdrucksvoll, und die tiefe Farbe seiner Haut verrieh, daß in seinen Adern das schwarze Blut der Neger mit dem der weißen Race vermischt fließt. Man hegt indessen in Marokko kein Vorurtheil gegen die Farbigen, weder beim Herrscher noch beim Unterthan. In seiner Lebensweise und in seinem Anzuge war der Kaiser so einfach, daß er sich von seinen Offizieren und den Gouverneuren der Provinzen nur durch den „Sonnenschirm", das Abzeichen seiner kaiserlichen Würde, unterschied. Außer ihm durfte nur sein Sohn, wenn er auf einer militärischen Expedition begriffen war, dieses Zeichen tragen. Ausschweifungen jeder Art waren ihm fremd, wenn auch seine drei Harems in Fez, Mequinez und Marokko mit etwa tausend Schönen geschmückt sein mochten. Eben der Einfachheit seiner Sitten und seiner Sparsamkeit wegen ward er von seinem Vorgänger, seinem Oheim Muley Soleiman, mit Uebergehung von dessen eignen Kindern, zum Nachfolger erwählt. Und in der That, er hat die Hoffnungen seines Onkels nicht getäuscht; sein eifrigstes Bestreben war, den Staatsschatz, der durch seine Vorgänger von hundert Millionen Dukaten auf zwei Millionen reducirt ward, auf seine frühere Höhe zurückzubringen. Er suchte zu diesem Zweck

allmälig den Handel des ganzen Landes in seine eignen Hände zu spielen, indem er sämmtliche Kaufleute, Eingeborene wie Fremde, durch den unbegrenztesten Credit, den er ihnen bewilligte, zu seinen Schuldnern machte. Ueberhaupt war er in der Wahl der Mittel, sich zu bereichern, nicht eben wählerisch. So ward ihm z. B. vom neapolitanischen Hofe eine Schiffsladung Schwefel zum Geschenk gesandt, den seine Behörden jedoch für sehr grob und stark mit Schmutz vermischt erklärten. Mit großer Bereitwilligkeit sandte die neapolitanische Regierung eine andere Ladung von besserer Sorte, und der Consul forderte die maurischen Beamten auf, den schlechten Schwefel dagegen zurückzuliefern. „O," entgegneten diese, „das ist durchaus nicht nöthig; der Kaiser, unser Herr, will auch den schlechten behalten, um durch die Zurücksendung seinen theuern Vetter, den König von Neapel, nicht zu kränken." Die neapolitanische Regierung konnte nichts dagegen machen, sondern mußte dem Sultan noch für seine außerordentliche Herablassung, zwei Sendungen Schwefel anstatt einer anzunehmen, danken.

Noch viel ungenirter aber war die Art und Weise, in der er sich der Reichthümer seiner eigenen Unterthanen, die er geradezu als die seinigen betrachtete, bemächtigte. Vor wenigen Jahren kam der Gouverneur von Mogador nach Fez, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen. Er ward mit allen schuldigen Ehren aufgenommen und mit vielen Zeichen und Versicherungen der Freundschaft wieder entlassen, um sich von da nach der Stadt Marokko zu begeben. Kaum dort angelangt, erklärte der Gouverneur von Marokko ihn für seinen Gefangenen, weil der Kaiser eine Forderung von 40,000 Dollars an ihn habe. Der arme Narr mußte noch froh sein, daß man ihm die Erlaubniß gab, nach Mogador zu eilen und sein ganzes Hab und Gut zu verkaufen, um die geforderte Summe aufzubringen.

Aehnliches ereignete sich während meiner Anwesenheit in Mogador. Se. Excellenz, der Gouverneur, war so eben von einer Reise zum Sultan zurückgekehrt, und hatte den Befehl mitgebracht, den früheren Gouverneur gefangen zu nehmen, wenn er nicht augenblicklich die noch schuldigen 6000 Dollars zahle. Uebrigens ward derselbe als ein Mann von mindestens 30,000 Dollars geschätzt, der seine Schulden nur so langsam abtrage, damit der Kaiser nicht seinen Wohlstand merke und noch mehr von ihm fordere. Er mußte es also geschehen lassen, daß seine ganze häusliche Einrichtung nebst Pferden und Maulthieren in den Straßen öffentlich verkauft ward. Welch' traurige Herabwürdigung eines kürzlich noch so hochgestellten Mannes!

In Tanger lernte ich einen alten Mauren kennen, der auch das Opfer kaiserlicher Tyrannei geworden, nachdem er zuvor zwanzig

Jahre lang Pascha des Distrikts gewesen war. Plötzlich hatte ihn der Sultan seines ganzen Reichthums beraubt, und ihn unverschuldet für ein volles Jahr mit seinen beiden Söhnen in's Gefängniß geworfen. Der Kaiser wollte nichts, als ihn bis auf den letzten Heller berauben. Als ihm dies gelungen, und der eine Sohn im Gefängniß gestorben war, gab er ihn wieder frei, und beschenkte ihn mit zwei Häusern, eins für sich und eins für den noch übrigen Sohn.

Auch der alte Hafen-Kapitän in Tanger war schon ein Dutzend Mal unter dem erschöpfenden Druck des Tyrannen im Gefängniß gewesen. Nachdem der kaiserliche Knauser ihn dann gehörig hatte bluten lassen, gab er ihn immer wieder los, um sich von Neuem voll zu saugen. Trotz dieser unwürdigen Behandlung war der alte Herr aber immer heiter und vergnügt.

Wahrhaft entsetzlich sollen die Grausamkeiten sein, durch die man zuweilen das Geständniß verborgener Reichthümer zu erzwingen hofft. Man bringt z. B. das Opfer in einen Ofen, den man langsam erhitzt, oder läßt es wochenlang in einem hölzernen, eng anschließenden Kleide stehen; man zwängt Splitter zwischen das Fleisch und die Nägel der Finger, steckt zwei wilde Katzen lebendig unter die weiten Beinkleider; ja man hat Frauen mit glühenden Zangen in die Brust gekniffen und kleine Kinder zerquetscht vor den Augen des Gatten und des Vaters, um diesen dadurch zum Geständniß zu bringen. Ein reicher Kaufmann in Tanger, der lange den härtesten Torturen getrotzt hatte, gab endlich folgendem Mittel nach: Man stellte ihn in den Winkel eines Zimmers, in welchem ein hungriger Löwe der Art angekettet war, daß er ihn mit seinen Tatzen erreichen konnte, wenn jener sich nicht fortwährend in einer höchst unnatürlichen Stellung erhielt. Die Mauren mögen dieses System der Tortur der Inquisition des christlichen Spaniens abgelernt haben.

Eben so einträglich wird für den Kaiser die in Marokko übliche Sitte des „Geschenke-Gebens". Wohin man immer kommt, wen man auch besuchen mag, immer und überall muß man Geschenke bei sich führen. Ich habe Ursache zu glauben, daß meine Mission von einem günstigern Erfolg gekrönt worden wäre, wenn ich sie mit reichern Gaben hätte unterstützen können. Fast alle Jahr empfing der Kaiser den Besuch der Kaufleute von Mogador, als der von ihm am meisten geliebten Stadt. Vor seiner Thronbesteigung nämlich lebte er daselbst als Oberverweser des Zollamtes, wobei er seine kaufmännischen Kenntnisse und Liebhabereien erworben haben mag. Da nun die dortigen Kaufleute insgesammt seine Schuldner waren — eine einzige Firma schuldete ihm z. B. 250,000 Dollars — so mußte ihnen viel daran gelegen sein, immer in möglichst

freundschaftlichen Beziehungen zu ihm zu bleiben, und dies war am besten durch Geschenke möglich. Als Gegengeschenk empfingen sie dann erneuerten und verlängerten Credit. — Da ein solcher Besuch gerade während meines Verweilens in Mogador stattfinden sollte, so schloß ich mich den Kaufleuten an, um die Stadt Marokko, wo der Kaiser eben seine Residenz hatte, kennen zu lernen. Wir gebrauchten etwa fünf Tage zur Hinreise. Die Gegenden, durch welche wir kamen, waren während der beiden ersten Tage ungemein lieblich, und die Ebene, an deren fernem Horizont die gewaltigen Berge des Atlas sich hoch aufthürmten, mit prächtigen Waldungen bedeckt. Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto deutlicher und grandioser ward der Anblick dieses Gebirges, das seine mächtigen Felsenarme hoch zum Himmel emporstreckte; man vergaß, in frommes Staunen versunken, fast die Beschwerden der Reise unter den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne.

Auf der Hälfte des Weges wird das Land plötzlich wüst und dürr; wir stießen da auf einen einsamen Brunnen, in weitem Umkreis der einzige, dem man begegnet. Zum Unglück für die Reisenden, die hier gern Halt machen und sich eine Nacht der Ruhe gönnen, soll das Wasser aus Verehrung für den Heiligen, der den Brunen gegraben haben soll, nicht von Thieren genossen werden, und es ist vorgekommen, daß sämmtliche Esel der hier weilenden Gesellschaft von Kaufleuten vor Durst verschmachtet sind. Meine Reisegefährten indessen kehrten sich nicht an den unsichtbaren Feind der armen Thiere; sie schöpften eine gute Quantität Wassers, mit dem sie die Pferde und Maulthiere während der Nacht und am folgenden Tage erquickten. Ueberhaupt sind Brunnen und Quellen in Marokko die Orte, an die man am liebsten die Sagen und Wunder des Aberglaubens knüpft. So kamen wir auf unsrer Reise auch an einen Brunnen, in dessen feuchter Tiefe die unbewegliche Gestalt einer Negerin stehen soll, umgeben von allerlei Geräthschaften aus blinkendem, feinem Golde, durch deren Glanz die finstere Höhle wie mit tausend Kerzen illuminirt erscheint. Niemand aber darf hinabblicken und nach den schimmernden Kostbarkeiten Verlangen tragen; sonst wird er von einem verzehrenden, nicht zu stillenden Durst ergriffen, der ihn in Kurzem tödtet.

Eine andere Station, die wir, noch eine Tagereise weit von Marokko, erreichten, ist das Thal „der Sultansgarten". Es enthält ebenfalls einen guten Brunnen und Wald- und Fruchtbäume, in deren Schatten wir uns gütlich thaten. Als eine besondere Merkwürdigkeit ward mir der berühmte „Okbabaum" gezeigt, der seinen Namen von dem kriegerischen General des Propheten führt, der ihn gepflanzt haben soll. Okba — so erzählte ein zu unsrer Be-

gleitung gehöriger Maure — sei so wild gewesen, daß er einst auf seinem Pferde drohend gegen die brausenden, rebellischen Wogen des Atlantischen Meeres ansprengte, weil er keine Völker mehr fand, in deren Brust er seine Streitaxt tauchen konnte, um sie die Gnade Gottes zu lehren. Der alte ehrwürdige Baum schien indeß die Sage von seinem Ursprung Lügen zu strafen. Höchst ungleich seinem blutigen Urheber, breitet er seine schattigen Arme liebevoll weithin aus und schützt Hunderte von Menschen vor den stechenden Pfeilen der afrikanischen Sonne. Als wir in seinem kühlenden Schatten lagen, erzählte der Maure noch manches Märchen und manche Elfensage seines Landes. „Die Wälder dieses Thales," schloß er, „waren einst alle von Zauberinnen, Feen und bösen Geistern bewohnt, welche die frommen Muselmänner abhielten, ihre Gebete zu sagen, indem sie beim Klange einer köstlichen Musik vor ihnen tanzten, sie in ihre Wohnungen lockten und dort zu Tode quälten. Dies hörte nicht eher auf, als bis einst ein heiliger Mann aus der fernsten Wüste auf einem flüchtigen Kameel daherkam und an jedem der verzauberten Bäume ein Stückchen Baumrinde befestigte, auf dem der Name des Propheten geschrieben stand."

Die Stadt Marokko ist nur noch ein Schatten ihrer früheren Pracht und Größe; alle öffentlichen Gebäude, selbst der kaiserliche Palast sind in Verfall gerathen, da der geizige Monarch nur au Anhäufung von Schätzen bedacht war.

Um neun Uhr am Morgen nach unsrer Ankunft wurden di fünfzehn Kaufleute in dem Garten Abd-Er-Rahmans von zwei tausend Mann der kaiserlichen Garde empfangen und von diese bärtigen Kriegern in einen großen, viereckigen, von Gebäuden um schlossenen Hofraum geleitet. Nach etwa fünf Minuten öffnete sich die Thore des Palastes und der Kaiser ritt auf einem herr lichen Schimmel an der Seite des Gouverneurs von Mogado heraus. Zuerst präsentirten sich die Behörden von Mogador, di mit letzteren gekommen waren, sodann die maurischen Granden endlich die christlichen, und zuletzt die jüdischen Kaufleute. De Kaiser fragte sie nach ihren Namen und dankte ihnen für ihre Ge schenke, von denen sie Verzeichnisse bei sich hatten, die dem Gou verneur überreicht wurden. Sie vor dem Kaiser selbst zu öffnen wäre gegen den guten Ton gewesen und hätte die Bescheidenhei des Empfängers verletzt.

Die ganze Ceremonie war in zwanzig Minuten abgemacht dann waren die Herren entlassen, durften im Garten promenire und sich Obst pflücken; ihr Aufenthalt in Marokko aber dauert noch vierzehn Tage, da sie auch noch die Ehre haben sollten, der Sohn des Kaisers ein Geschenk zu überreichen. Der Werth sämm

icher Geschenke betrug diesmal 50,000 Dollars; sie bestanden meist n europäischen Fabrikaten, die der Sultan sogleich zu einem will-ürlichen Preis an seine Unterthanen wieder verkaufte.

Der Handel nach fremden Ländern läuft eigentlich dem Ge-etz des Korans zuwider; aber man sucht dies Verbot geschickt zu ımgehen. Bei jedem Handel, der abgeschlossen wird, fordert der Maure von dem europäischen Empfänger seiner Waaren ein Pfund Schießpulver, denn das Pulver dient zur Ausrottung der Ungläubi-ƺen, so daß man, indem man zwar mit ihnen verkehrt, doch noch mmer gegen sie protestirt und gewissermaßen den Kriegszustand ıufrecht erhält. Wachs, Baumrinden, Kupfer, Hirse, Vieh, nament-ich Pferde, sind kaiserliches Monopol.

Im Innern des Landes ist nur der Tausch und Karavanen-ıandel gebräuchlich. Die Karavanen gehen bis Timbuktu, von wo ie Straußfedern, Elfenbein und Goldstaub holen. Der Handel nit den wilden Schwarzen vollzieht sich in sonderbarer Weise.

Die Mauren legen ihre Waaren auf einen Hügel und ziehen ich zurück. Nun kommen die Schwarzen, nehmen sie in Augen-chein und legen neben diesen Gegenstand, den sie zu haben wün-chen, die Menge Goldstaub, welche sie dafür geben wollen. Hier-uf entfernen auch sie sich wieder und die Mauren kommen von Neuem. Scheint das Geschäft ihnen vortheilhaft, so nehmen sie as Gold und lassen die Waaren liegen; wo nicht, so nehmen sie ieder mit, was sie gebracht, und der Handel ist abgebrochen. Wird der Tausch zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, so ört alles gegenseitige Mißtrauen auf, Schwarze und Mauren ver-inigen sich dann und leben mehre Tage zum Zeichen der Freund-chaft beisammen.

Nach dem guten Beispiel ihres Oberherrn sind auch die Gou-erneure der verschiedenen Provinzen die habgierigsten Leute. Die Vortheile ihrer Stellung suchen sie nach Möglichkeit auszubeuten, m so mehr, da sie dieselbe niemals lange inne haben. Die Ein-ohner der Städte und Dörfer leben vielfach in Lumpen und in en elendesten Hütten; die Sterblichkeit ist oft in Folge der schlech-en Nahrungsmittel entsetzlich; die Kinder kommen zuweilen schon ls Krüppel zur Welt, und die Frauen, besonders auf dem Lande, nd zur Arbeit der Lastthiere verdammt. Dies ist der Zustand er Gesellschaft, auf deren Kosten einige Wenige sich bereichern. Die Mauren blicken auf all' diese Dinge mit Gleichgültigkeit, wie uf selbstverständliche Sachen. „Es ist unsere Bestimmung!“ sagen e; „wer kann es ändern?“ Dennoch sehen sie recht gut ein, daß er Reichthum der Beamten in den Augen des Kaisers ein Ver-rechen ist, und scherzhafter Weise bezeichneten sie den damaligen

Gouverneur von Mogador, der sich entschieden weigerte, Geschenk anzunehmen, als den „Gouverneur ohne Geschenke“.

Kurze Zeit, nachdem derselbe in seine Würde eingesetzt worden war, hatte nämlich ein Kaufmann, der irgend ein Anliegen an ihn hatte, in seiner Abwesenheit ein Geschenk in seinem Hause zurück gelassen. Sofort ward er vor den Gouverneur beschieden, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Wie konnten Sie es wagen, Herr, ein Geschenk für mich zurückzulassen?“

„Die frühern Gouverneure vor Ew. Excellenz haben Geschenk angenommen.“

„Ich bin ein Gouverneur ohne Geschenke! Wie viel schulde Sie dem Sultan, meinem Herrn?“

„Ich — ich — ich weiß es nicht genau,“ erwiderte der Kau mann zitternd und zögernd.

„Nun wohl! Sobald Sie also dem Sultan nichts mehr schuldi sein werden, bringen Sie mir ein Geschenk. Bis dahin aber neh men Sie auch das heutige wieder mit sich, und sagen Sie Jeder mann, daß ich keine Geschenke annehme!“

Der Gouverneur hatte wohl auch hierbei seinen Vortheil i Auge. Hätte er vielleicht jährlich 15,000 Dollars als Geschen von den Kaufleuten angenommen, so würde der Sultan ganz sich 16,000 von ihm gefordert haben.

Dieser genießt einmal den Ruf, daß, wo sein Geiz und sei Habgier in's Spiel kommen, Nichts ihm heilig ist. Die Maur haben eine Karrikatur auf ihn gemacht, die ihn sehr bezeichne darstellt; die eine Hand mit einem Geldsack hinter sich halten während er die andere ausstreckt und um mehr bettelt.

X.

Maurische Gastfreundschaft und Schulgelehrsamkeit.

Ich hatte mir in Mogador einen Empfehlungsbrief an ein Bascha verschafft, der etwa zwei Meilen von Marokko entfer wohnte. Nachdem ich ihm denselben zugeschickt, ward ich mit ei gen meiner Reisegefährten zum Frühstück bei ihm eingeladen. W begaben uns unter der Eskorte eines Offiziers und in Begleitu eines jüdischen Dolmetschers zu Pferde dahin. An der Gartenth

fanden wir uns zu Ehren einen Trupp Soldaten aufgestellt, die uns das weitere Geleit gaben.

Achacha, dies war der Name des Bascha, saß zusammengekauert unter der Vestibule seines Hauses; er war in seinen weiten Haïk gehüllt und begrüßte uns mit großer Herablassung. Er war ein unmäßig dicker Mann, und so schwer, daß ein einziges Pferd nicht im Stande war, ihn von seiner Wohnung bis in die Stadt zu tragen, weshalb er auf der Mitte des Weges immer eins zum Wechseln bereit finden mußte. Diese ungestaltete Masse wurde von einem zuckerhutförmigen Kopf überragt, und die kleinen, fast im Fett verschwindenden Augen blitzten nichts desto weniger von List und Habgier, den beiden hervorstechendsten Leidenschaften des Nationalcharakters.

Achacha war in der That berühmt wegen seines unersättlichen Geizes. Obwohl schon unermeßlich reich, suchte er seine Schätze doch immer noch zu vermehren, und dazu war ihm jedes Mittel heilig. Seine Betrügereien und Erpressungen waren zwar am Hofe hinlänglich bekannt, aber er wußte sich immer die Straflosigkeit durch kostbare Geschenke zu erkaufen. Auch ließ der Kaiser ihn gern so viel als möglich zusammenscharren; war doch seine eigene Beute dann um so größer, wenn auch Achacha's Stunde einmal schlug. Und schlagen wird sie sicherlich; er wird ohne Zweifel seine letzten Lebensjahre im Gefängniß zubringen; aber was schadet das, wenn er nur zuvor das Leben genossen hat! Er war der Sohn eines Maulthiertreibers, und Gott mag wissen, welcher Zufall ihn zum Bascha erhoben hat. — Marokko ist das Land der wahren Gleichheit; der Kaiser macht eben so oft und leicht aus einem Bettler einen Bascha, als er einen Bascha wiederum zum Bettler macht.

Achacha schien mir ohne allen Geist und ohne eine Spur von Bildung zu sein; die Unterhaltung mit ihm war wenig genußreich; aber er empfing mich freundlich und bot mir, wahrscheinlich in der Hoffnung auf ein reiches Geschenk, seine Dienste an.

Da er selbst sich nur mit Mühe bewegen konnte, so ließ er uns durch einen Verwandten in das Haus führen, wo wir in einem ziemlich reinlichen Gemach auf der Erde den unvermeidlichen Thee, süß wie Syrup, servirt fanden. Wir speisten dazu einen höchst unverdaulichen, aus Zucker und Mandeln bereiteten Kuchen und eine Art feinen Weißbrotes, so wohlschmeckend und zart, wie ich es in Marokko für unmöglich gehalten hätte. Das Frühstück war, wie man sieht, frugal genug; auch ward es weder von jenem Verwandten Achacha's, noch von dessen Sohn berührt, die sich damit begnügten, uns neugierig anzustaunen. Letzterer war ein schöner junger Mann von vierzehn Jahren mit leichtgebräunter Haut,

schwarzem Auge und stolzer Haltung. Er warf uns von Zeit zu Zeit verächtliche Blicke zu, die hauptsächlich unsrer Toilette zu gelten schienen; wir waren in der That des brennenden Klima's halber mit möglichster Leichtigkeit gekleidet, und besonders mein schlichter grauer Jagdrock stach höchst unvortheilhaft gegen die scharlachrothen Kaftans der Mauren ab.

Nach dem Frühstück wurde uns angekündigt, daß wir die seltene Ehre genießen sollten, das Haus des Bascha in Augenschein zu nehmen; jener Verwandte führte uns in ein Vorgemach, wo er uns ziemlich lange warten ließ, wahrscheinlich um die Frauen zu benachrichtigen und sie zu verbergen. Endlich wurden wir eingelassen. Unser Führer ging, im Gegensatz zu unsrer europäischen Sitte, welche dem Wirth gebietet, den Gästen zu folgen, uns voran.

Die Gemächer erinnerten mich in ihrer Einrichtung an die vielen Juden, welche ich schon früher besucht hatte; aber sie übertrafen sie an Luxus und Eleganz. Das Hauptzimmer, welches für den Empfang von Gästen bestimmt schien, war mit Teppichen belegt, und an den beiden äußersten Enden standen zwei sehr niedrige, mit rothseidenen Kissen versehene Betten. Die Wände waren mit Gewehren, Dolchen, Spiegeln u. s. w. geschmückt, und auf den Tischen befanden sich Flaschen, Gläser und andere für die Bequemlichkeit der Gäste bestimmte Geräthschaften. Außer durch ein kleines, ziemlich hoch angebrachtes Fensterchen, welches kaum einige Sonnenstrahlen eindringen ließ, empfing das Zimmer sein Licht nur durch eine Thür. Alle Räumlichkeiten öffneten sich auf einen Corridor, welcher rings um das Haus führte. Auch die Wohnung der neuesten Frau des Bascha, eines Geschenks vom Sultan, durften wir sehen. Sie bestand aus zwei Gemächern auf der Seite eines Hofes, in welchem ein Springbrunnen liebliche Kühle verbreitete, und dessen Mauern mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran geschmackvoll verziert waren. In den Gemächern selbst lagen Kissen von Sammet und gesticktem Leder, und am Ende des einen stand eine goldbeschlagene Lade von duftendem Cedernholz, in der die Ausstattung der Dame lag. Auch eine Laute an einem feurigrothen Bande war zu sehen.

Ich war mit meinen Begleitern so eben wieder in den Corridor getreten, als ich bemerkte, daß ich meine Handschuhe irgendwo vergessen hatte. Da ich unsern Führer sehr beschäftigt sah, meinen Freunden die Namen der Dörfer zu erklären, welche man durch die Jalousien wahrnehmen konnte, so eilte ich unbemerkt zurück, um sie zu holen. Indem ich jenes oben beschriebene Gastzimmer betrat, regte sich etwas unter einem der Betten: es war eine der Damen des Hauses, die sich hier versteckt hatte, um uns zu be-

lauschen. Sie schien sehr erschrocken, sich entdeckt zu sehen, und es handelte sich in der That um ihre Zukunft, denn jeder mohamedanische Ehemann hat das Recht, seine Frau zu verstoßen, wenn sie einem Mann, besonders einem Ungläubigen, ihr Antlitz enthüllt hat. Vergebens bat ich sie durch Zeichen, ihr Versteck zu verlassen; ich mußte mich damit begnügen, das Blitzen ihrer beiden schwarzen Augen gesehen zu haben.

Aber es wartete meiner eine noch größere Ueberraschung. Ich gerieth auf meinem Rückzuge — und ich betheure dem Leser, daß es nur durch ein Versehen geschah — in einen Theil des Hauses, den ich vorher nicht betreten hatte. Neugierig blickte ich mich um, rechts und links, nach jenen Winkeln, Ecken und Labyrinthen, die das Zubehör eines maurischen Hauses bilden. Plötzlich öffnete sich eine nur leise angelehnte Thür und eine ganze Schaar weißer, schwarzer, gelber und brauner, hübscher und häßlicher, junger und alter Sklavinnen stürzte heraus. Flucht war unmöglich; jeder unüberlegte Schritt setzte mich dem ärgsten Verdacht aus. Ich blieb daher unbeweglich stehen, und wurde sogleich von einem Dutzend Händen ergriffen und untersucht.

„Seht ihr," rief die eine, „er ist ganz wie ich euch sagte; Mund und Nase, Augen und Ohren, Alles wie bei uns!"

„Und seine Hände," rief eine andere, „eins, zwei, drei, vier, fünf Finger; ganz die richtige Zahl!"

Eine dritte aber faßte meine Rockschöße. „Ich glaube gar," sagte sie, „darunter versteckt er seinen Schwanz!"

Kaum konnte ich mich des Lachens enthalten; aber der Ton erstarb in meiner Kehle, denn ich hörte in der Entfernung meinen Namen rufen. Husch, Husch! wie sie gekommen, war die ganze Schaar wieder verschwunden, und ich hatte eben noch Zeit genug, mich zu sammeln und ein unbefangenes Gesicht anzunehmen, um jenem Verwandten des Hauses entgegen zu treten, der meine Abwesenheit bemerkt hatte und mich zu suchen kam. Mit ruhiger Miene erklärte ich ihm den Grund meiner Entfernung; er schöpfte wirklich keinen Verdacht, und in wenig Augenblicken stand ich mit meinen Reisegefährten vor dem Bascha, um ihm Lebewohl zu sagen.

Es thut mir übrigens leid, die romantischen und poetischen Vorstellungen des Lesers vom Anblick eines Harems zerstören zu müssen. Es war an dem Costüm jener Sklavinnen nicht das mindeste von bunt orientalischer Farbenpracht zu entdecken; sie glichen vielmehr in ihrer vollständig uniformen Kleidung fast einer Schaar von Waisenhauskindern, die Sonntags zur Kirche geführt werden.

Unser genossenes Frühstück mußten wir bei unserm Aufbruch wohl zwanzig Mal bezahlen durch die vielen Trinkgelder, nach denen

sich ohne Scham die Hände der Soldaten und selbst der Offiziere ausstreckten, die ihnen aber nach dortigem Gebrauch Achacha wohl zum größten Theil wieder abgefordert haben wird.

Derselbe Offizier, der uns auf dem Hinweg geleitet hatte, blieb auch auf dem Rückweg zu unserm Schutz bei uns; und diese Vorsicht war nicht unnütz, denn die fanatische Bevölkerung suchte uns auf jedem Schritt zu beschimpfen.

Sobald ein Fremder in einer maurischen Stadt verweilt, muß er dem Bascha ein Geschenk senden. Schon war ich mehrere Tage in Marokko gewesen, und Achacha, obwohl ich bei ihm gefrühstückt, hatte noch keins von mir empfangen. Er schien ungeduldig darauf zu warten, und um mich zu etwas größerer Eile anzuspornen, schickte er mir eines Morgens durch einen Neger und zwei seiner Offiziere einen Bock und zwölf Hähne, mit der Bitte, sie freund-
lich von ihm anzunehmen. Das war deutlich genug: der Schlau-
kopf säete ein Korn, um eine Aehre zu ernten. Gezwungen, mich erkenntlich zu zeigen, sandte ich ihm ein Stück blaues Tuch, zwölf Hüte Zucker, einige Büchsen Thee und eine Menge von seidenen Taschentücher. Obwohl seine Boten sich alle Hände mit Trink-
geldern von mir hatten füllen lassen, so erhielten doch die meini-
gen für ihre Mühe nichts, als was ich ihnen selbst gab. Der geizige Achacha war nicht der Mann, dazu seinen Beutel auf-
zuthun.

Marokko hat eine große Anzahl reicher und prächtiger Mo-
scheen. Stets in der Nähe derselben schlagen die öffentlichen Schreiber, die Aduls und Talebs, ihre kleinen Buden auf, in denen sie auf ihren Tischen wie die Schneider sitzen, ohne ein anderes Pult als ihre linke Hand. Trotz dieser geringen Vorkehrungen sind ihre Schriftzüge so sauber und nett, ihre Linien so grade, daß ich ihre Geschicklichkeit oft bewunderte. Es ist unmöglich, schönere Manuscripte zu sehen; die in Marokko unbekannte Buchdrucker-
kunst könnte sie nicht sauberer liefern. Fast alle diese Schreiber sind von einer selten Schönheit, und bilden gleichsam die Elite der Bevölkerung. Die Reinheit ihrer Züge wird noch durch eine edle Blässe und das tiefe Schwarz der lang wallenden Bärte gehoben. Für uns Ungläubige schienen diese „Lichter des Glaubens" eine Verachtung zu hegen, die sie nicht der Mühe werth hielten, zu ver-
bergen; so oft ich oder einer meiner Reisegefährten an ihren Buden vorüberging, warfen sie uns finstere Blicke zu.

Auch die Schulen finden sich stets in der Nähe von Moscheen, vielleicht um anzudeuten, daß die ganze Gelehrsamkeit des Musel-
manns sich auf den Koran beschränken muß. Mit dem Koran in der That fängt man an zu lernen und mit ihm hört man auf.

Um von den Schulen ein Bild zu haben, stelle man sich ein

Heerde nackter oder zerlumpter Kinder vor, die in einem großen stinkenden Saale auf der Erde unter einander liegen; ein alter Magister mit schmutziger Robe und noch schmutzigerem Turban sitzt wie der Großmogul mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tisch, und hält statt des Scepters eine fürchterliche Ruthe, mit der die unglücklichen kleinen Gefangenen abgestraft werden, so oft sie ein Versehen begehen.

Man lehrt die Kinder lesen, indem man Verse des Koran auf kleine Täfelchen schreibt, und sie so lange wiederholen läßt, bis sie geläufig gehen; dann werden sie abgeschrieben. Haben die Kinder die Kunst des Lesens und Schreibens inne, so entläßt man sie aus der Schule, und nur die begabtesten werden zurückbehalten, bis sie den ganzen Koran auswendig wissen. Auch giebt es noch eine Art von Universitäten, „Mudaris" geheißen, in denen man, Gott mag wissen wie, Grammatik, Theologie, Poesie, Astrologie und Medizin lernen kann.

XI.

Ein Abstecher nach Tetuan.

Um das Land und die maurische Bevölkerung gründlicher kennen zu lernen, als dies für den Europäer unter gewöhnlichen Umständen möglich ist, faßte ein französischer Reisender vor einiger Zeit einen sonderbaren Entschluß. Er machte sich bis zur Geläufigkeit mit der Sprache vertraut, übte sich in allen muselmännischen Ceremonien und Gebräuchen, bis er sich ganz wie ein wahrer Gläubiger zu geberden verstand; dann vertauschte er seinen pariser Frack mit dem maurischen Haïk, und trat wie ein echtes Kind des Propheten allein, ohne Führer noch Freund, seine Reise durch das Innere des Landes an.

Nach fast einem Jahre sah ihn der französische Consul in einem entsetzlichen Zustande wieder bei sich eintreten; alle seine Kräfte waren erschöpft, sein Geld bis auf den letzten Heller dahin, seine Kleidung hing in Fetzen um seine abgezehrten Glieder, und seine Phantasie war von den namenlosen und unbeschreiblichen Gefahren, denen er fast stündlich ausgesetzt gewesen, so erhitzt und überreizt, daß für sein Leben und seinen Verstand zu fürchten war. Es dauerte lange Zeit, ehe er sich so weit erholt hatte, daß er sich

selbst unter dem Schutz des französischen Consuls sicher fühlte; denn noch immer glaubte er sich der erbarmungslosen Wuth der Feinde des Christenthums gegenüber.

Wenig Lust verspürend, in seine Fußtapfen zu treten, begab ich mich bald nach meiner Wiederankunft in Mogador zur See zurück nach Tanger, wo ich neue Befehle meiner vaterländischen Regierung in Bezug auf meine erfolglos gebliebene Sendung zu finden hoffte. Da dieselben bei meiner Ankunft jedoch noch nicht eingetroffen waren, so benutzte ich die mir gewährte Frist zu einem Ausfluge nach Tetuan, wie ich bereits oben angedeutet. Die Vorbereitungen waren bald getroffen; der Consul verschaffte mir vom Kaid einen Soldaten zur Begleitung, und einige junge Leute vom Consulat schlossen sich uns an. Der Tag war schön, d. h. für Afrika: der Himmel war bedeckt; denn da wir uns im Monat Mai befanden, so hätte uns bei hellem Himmel die Sonne sehr lästig werden können. Wir brachen um sechs Uhr Morgens auf. Obwohl wir in dem klassischen Lande der guten Pferde waren, ließen die unsrigen doch viel zu wünschen übrig; ein Maulthier trug unser Gepäck und einige Vorräthe, besonders etwas Wein, auf den wir in Tetuan nicht hoffen durften. Als wir die Stadt im Rücken hatten, schloß sich uns ein zweiter Maure gleichsam als Volontär an.

Bewaffnet war Niemand von uns Europäern: der Soldat repräsentirte bei uns die Autorität des Sultans, und unter seiner Vormundschaft brauchten wir nichts zu befürchten; er mußte für unsere Sicherheit stehen. So groß aber ist in Marokko die Furcht vor Strafe, daß unter dieser Escorte Niemand wagen würde, dem Reisenden ein Haar zu krümmen, während er ohne dieselbe auf jedem Schritt gefaßt sein könnte, angefallen oder ermordet zu werden.

Unser Soldat war ein kolossaler Neger, pechschwarz, mit eingedrückter Nase und wulstigen Lippen, wogegen sein sanftes, mildes und vorsichtiges Wesen im sonderbarsten Gegensatz stand. Er trug statt des Turbans ein Schnupftuch um den Kopf geschlungen, als Waffen dienten ihm ein schlechter Säbel und eine lange Flinte. — Zuerst ging unser Weg an der sandigen Küste entlang; dann betraten wir eine weite, grasige Ebene, auf einer Seite von Hügeln abgeschlossen, an deren Fuß zerstreut eine Anzahl Hütten standen Auf der Ebene weideten große Heerden von Kameelen und Pferden. Da ich besonders auf meinem schlechten Thier Mühe hatte, dem Neger zu folgen, machte unser maurischer Begleiter mich auf eine herrliche nußbraune Stute aufmerksam, die wie im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, sich von den andern etwas bei Seite hielt Sie mochte nicht über vier Jahr alt sein, und hatte einen so feinen

zierlichen Kopf, daß sie aus einem Kruge hätte trinken können. Kaum bemerkte man von der nächsten Hütte aus den Beifall, den wir dem schönen Thiere zollten, so sprang auch schon ein junger Bursche daher. Da ihm meine Kauflust nicht entging, so erzählte er, um den Werth des Thieres in meinen Augen zu erhöhen, mit weitläufigen Worten von seiner edlen Abstammung. Dann fragte er, was ich wohl dafür geben würde. Ich bot 25 Louisd'or, eine in diesem Lande beträchtliche Summe.

„Das ist ein hübsches Geld," sagte der Bursche, „aber beseht das Pferd nur erst genauer." Er zeigte mir seine zierlichen Bewegungen, indem er es umwandte. „Nun, was bietet Ihr mir jetzt dafür?"

„Du scheinst sehr in Dein Pferd verliebt," erwiderte ich; „aber da es auch mir gefällt, so will ich Dir dreißig Louisd'or geben!"

Sein Auge leuchtete; schon glaubte ich, es sei mein; der Bursche schwang sich auf, flog wie der Blitz davon, tummelte sich und war im nächsten Augenblick schon wieder bei mir.

„Seht," sagte er, „es ist kein krummes Haar an ihm; seine Füße berühren den Boden nur wie im Fluge; thut noch einmal ein Gebot!"

„Nehmt es um jeden Preis, Herr!" flüsterte mir unser Maure zu; „nehmt es, und sollte es Euch 400 Dukaten kosten! Das ganze Land der Gläubigen hat kein zweites Pferd wie dieses aufzuweisen!"

Ich erhöhte meinen Preis, und erhöhte ihn nochmals und nochmals; endlich bot ich ihm 250 Dukaten, zuletzt gar 300.

„Halt," sagte jetzt der junge Eigenthümer; „haltet ein, Herr; nun kann ich stolz sein auf den Preis, den Ihr mir geboten habt; allein Eure Mühe ist umsonst, das Pferd ist mir um alles Geld nicht feil!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, schwang er sich von Neuem auf das prächtige Thier; wir hörten noch sein frohes Wiehern, als habe es den Inhalt unseres Gesprächs vollkommen verstanden, und im nächsten Augenblick erschien es nur noch als ein dunkler Fleck am fernen Horizont.

Nach einem Ritt von mehreren Stunden ward die Ebene von Hohlwegen und Erdspalten unterbrochen; dann ward der Boden wellenförmig und hügelig, und in der Ferne zeigte sich eine Bergkette. Es waren die letzten Ausläufer des Atlas, jenes Gebirges, von dem unsere Einbildungskraft seit den Tagen der Kindheit voll ist, und das ich auch dies Mal nicht ohne innere Bewegung vor mir blauen sah.

Am Mittag gelangten wir an einen lebendigen Quell; das

Plätzchen erschien in Mitten der öden Gegenden, die wir durchzogen hatten, ungemein reizend; hohe dichte Bäume wurzelten in einem üppigen Rasen, und in geringer Entfernung schon erweiterte sich der Quell zum rieselnden Bache, dessen wohllautendes Flüstern uns zur Ruhe lud. Wir gönnten sie von ganzer Seele uns sowohl, als unsern armen Thieren, und lagerten uns zum Frühstück. Der Soldat hatte sich eine Strecke von uns entfernt in einem dichten Gebüsch niedergestreckt, von wo er mit augenscheinlicher innerer Entrüstung den verbotenen Wein in unserm kleinen Kreise die Runde machen sah. Er schlug unsere Einladung, an dem Trunk Theil zu nehmen, rund ab; der Maure aber war weniger gewissenhaft; mit einem einzigen Zuge leerte er eine halbe Flasche feurigen Xeres. Nie werde ich den Blick des Zorns und der Verachtung vergessen, den der Neger in diesem Augenblick auf den pflichtvergessenen Bekenner des Propheten warf.

Eine weite, einsame Haide trennte das kleine Eden, in welchem wir so eben verweilt hatten, noch von dem großen Berge Akbar, den wir noch überschreiten sollten. Der Pfad, den wir hinanklimmen mußten, starrte von zerklüftetem, spitzigem Felsgestein, das bald den Weg so einengte, daß wir nur Einer hinter dem Andern reiten konnten, bald wieder zur Seite zurückwich und sich drohend über den Rand des Abhangs bog. Ein tiefes Schweigen herrschte hier, und auch wir waren von der Beschwerlichkeit des Steigens so in Anspruch genommen, daß Niemand ein Wort sprach.

Auf der Höhe des Berges empfing uns ein heftiger Windstoß, der uns in den Abgrund hinunter zu stürzen drohte. Bis hieher waren wir auf der ganzen Tour fast noch Niemand begegnet; höchstens einmal einem vereinzelten Hirten oder Arbeiter; jetzt aber erschien eine lange Reihe von Kameelen, die einzeln den Felsenpfad heranklommen, den hinabzusteigen wir uns eben anschickten. Bei jenem Windstoß knieten sie alle wie auf ein gegebenes Zeichen instinktmäßig nieder, um der Gewalt des Windes zu weichen. Sie sahen höchst armselig aus, wie meist in Marokko; der Hals war fast ganz kahl, was keineswegs zu ihrer Verschönerung beitrug. Sie sind hier aber auch äußerst wohlfeil; man schätzt sie nach der Zahl der Tagereisen, die sie in einer Tour machen können, und spricht von einem Kameel von zwei, drei oder vier Tagereisen. Daß ihre Fähigkeit bis auf elf Tagereisen steigt, schien mir eine Behauptung von orientalischer Uebertreibung. Die Ausfuhr von Kameelen ist ohne besondere Genehmigung des Kaisers untersagt.

Einst wünschte die Königin von Spanien zwei bis drei Paar für eine ihrer Domänen, und ließ den Sultan darum ersuchen.

Abd-Er-Rahman antwortete als galanter Fürst, daß er sich wundere, wie eine Königin, deren Schönheit man ihm rühme, sich für so häßliche Thiere interessiren könne; dennoch ward ihr Wunsch erfüllt. In Bezug auf die Gazellen aber, um die sie gleichfalls gebeten hatte, sagte er: „Sie seien das Sinnbild ihrer eigenen Grazie und ihrer schönen Augen, und sie könne aus seinen Staaten ihrer so viele beziehen, als sie nur immer wolle.“ — Kann man sich liebenswürdiger ausdrücken?

Alle uns Begegnenden hatten uns bisher, in Rücksicht auf unsere militärische Begleitung, die Ehre des Grußes vergönnt. Einmal indessen hatte sich unser Neger von uns entfernt, und wir waren allein in einem Hohlweg, als eine Schaar von Landleuten uns entgegenkam. Sie saßen zu Pferde, trugen lange Messer im Gürtel, und da sie recht wohl bemerkten, daß wir unbewaffnet waren, so suchten sie uns den Durchzug zu versperren. Besonders ein junger achtzehn- oder zwanzigjähriger Mensch legte seine Hand an's Messer und stieß Worte aus, die wir zwar nicht verstanden, deren Sinn aber unschwer zu errathen war, wenn man seine drohenden Geberden und seine zornfunkelnden Augen sah. Wir lachten ihn aus, trieben unsere Pferde an und kamen glücklich davon. Wir thaten Unrecht, diesen Schimpf zu verachten; wir hätten unser Recht gebrauchen, den Soldaten rufen und auf der Stelle ein Beispiel statuiren sollen. Andere Reisende werden vielleicht für unsere Nachsicht büßen müssen; ein zweites Mal werden sie schon das Messer ziehen, und ein drittes Mal es *gebrauchen*; denn die Straflosigkeit ist der Verderb dieser Leute.

Dank dem miserablen Pferde, das ich ritt, befanden wir uns bei anbrechender Dunkelheit erst auf der Mitte des Bergabhanges; unser Führer erklärte, es sei unmöglich, Tetuan heute noch zu erreichen, und da er wenige Schritte von uns entfernt eine einsame und unbewohnte Hütte wisse, so thäten wir wohl daran, den Anbruch des neuen Tages dort zu erwarten. Nachdem wir dem Neger bald rechts, bald links durch das dichte Gebüsch gefolgt waren, standen wir in der That an einem Gebäude. Wäre es im klassischen Styl der Griechen aufgeführt gewesen, so würde ich dem Leser die Beschreibung ersparen; wie es aber da war, muß ich ihm durchaus einige Worte widmen. Es glich seiner Form nach ganz einem acht oder zehn Fuß hohen Zuckerhut, seine Wände bestanden aus Stroh und Schmutz, wie die Kraale der Hottentotten, und hatten nur eine einzige Oeffnung: die Thür, welche mit einem Reiserbündel geschlossen werden konnte. Auch die innere Einrichtung entsprach dem Gesetz edler Einfachheit; wir fanden nur eine einzige Räumlichkeit, die uns als Wohn- und Schlafzimmer, als Stall und Küche dienen mußte. Wie groß war unser Erstaunen,

als wir, noch ein paar Schritt von der Hütte entfernt, den rothen Schimmer eines Feuers daraus hervorleuchten sahen. Sollte sie schon einen Gast vor uns aufgenommen haben? Allerdings es war so; wir fanden einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann, den wir auf den ersten Blick als einen Riffbewohner erkannten, und der gemächlich beim Feuer saß und sich ein Stück Wildpret briet. Wie er uns empfangen haben würde, wenn wir ihm jeder einzeln einsam im Gebirge begegnet wären, ist schwer zu sagen; hier aber, wo er uns der Zahl nach so stark im Uebergewicht sah, war er nicht nur ganz geschmeidig und freundlich, nein, er sorgte auch, so viel er konnte, für unser Wohlbehagen, und wir schieden fast als Freunde von einander. Er war auf dem Rückweg in seine heimathlichen Berge begriffen; über den Grund aber, der ihn hieher geführt, war nichts aus ihm herauszubringen. Da die Riffianer Alle als Schmuggler bekannt sind, so vermutheten wir wohl nicht mit Unrecht, daß sein Hiersein irgendwie mit einem derartigen Unternehmen im Zusammenhange stehe.

Die Riffianer sind anerkannt tüchtige und kühne Jäger, und da auch ich in den grünen Wäldern meiner schönen Heimath für einen eifrigen Sportsman gegolten hatte, so bildeten bald genug die Jagdgeschichten den Gegenstand der Unterhaltung. Ich fragte ihn nach der Löwenjagd, und er erzählte mir, daß man in seiner Provinz allerdings dieses Vergnügen noch genießen könne.

„Uebrigens," sagte der alte Mann, „sind die Löwen*) wenig gefährliche Thiere. Sie fallen selten den Menschen an, wenn er sie nicht reizt. Ich bin ihnen schon ganz allein begegnet; sie blieben stehen und sahen mich an; das war Alles. Man muß in solchen Fällen nur ruhig seines Weges weitergehen, ohne sich um die Bestie zu bekümmern; dann kann man die Wette wagen, daß auch sie nichts unternimmt. Solltet Ihr einmal mit einem Löwen irgendwo zusammentreffen, so befolgt nur meinen Rath; vor Allem lauft und stolpert nicht; seid Ihr aber weit genug von ihm entfernt, daß er Euch nicht mehr beobachten kann, so schlagt schnell eine andere Richtung ein, damit er Eure Spur verliert."

Die Kaltblütigkeit des kühnen Jägers rief mir eine Anekdote von einem alten englischen Pair in's Gedächtniß zurück. Man fragte ihn, was er gethan habe, als er auf seinem Spaziergang am Strande einem aus der Menagerie entsprungenen Löwen begegnet sei. „Was ich gethan habe?" erwiderte er gelassen; „ich habe mich in ein Cab gesetzt und bin nach Hause gefahren!"

---

*) Der marokkanische Löwe gilt überhaupt als ein sehr frommes und duldsames Thier. Mir selbst wurde in Marokko mehrmals die Geschichte erzählt von dem Löwen, dem das Schaf im Schlafe den Schwanz wegfrißt.
D. H.

„Nur wenn man Jagd auf sie macht," fuhr der Riffianer fort, „dann ist es nicht besser, als wenn man sein Leben offen in der Hand hielte. Ein Jüngling unseres Dorfes brachte eines Abends eine Löwenhaut von gewaltiger Größe nach Hause, die er seinem Vater zu Füßen legte, mit der Bemerkung, er sei dem Unthier allein im Walde begegnet und habe es getödtet. „Und mit welchem Finger hast Du Dein Gewehr losgedrückt?" fragte der Vater des Jünglings. Dieser hob den Zeigefinger empor. „So nehmt ihn fest und bindet ihn," rief jetzt der Vater, „daß ich ihm den Finger abhaue, und es ihm in Zukunft unmöglich sei, einen Löwen allein anzugreifen. Um alle Löwenhäute der Welt möchte ich nicht meinen geliebten Sohn verlieren!" Wir Alle baten um Gnade für den Sohn, aber vergebens. Ein Strom von Thränen floß über das Antlitz des Vaters, aber er schlug den Finger ab. —

Am nächsten Morgen, nach einigen Stunden stärkenden Schlafs, hatten wir bald den Akbar im Rücken und befanden uns in der Ebene von Tetuan. Sie ist mit Palmen bewachsen, wiewohl nicht mit jenen hohen majestätischen Palmen, deren Bild sich in unsern Illusionen an den Namen Afrika's zu knüpfen pflegt, sondern mit kleinen niedern Palmen, die ihren Fächer schon einen Fuß über dem Erdboden ausbreiten, und deren man auch im südlichen Europa genug sieht. Die ganze Strecke Landes, die vor uns lag, war einsam und öde; nirgends entdeckte das Auge Dörfer oder Hütten; nur vereinzelte Heerden von Kameelen sahen wir grasen, deren sanftes, geduldiges Aussehen seltsam mit dem unwirschen Gesicht ihrer Hirten kontrastirte. Diese suchten zur Kurzweil die rauhe, wilde Stimme des Kameels nachzuahmen, und es entspann sich zwischen Mensch und Thier eine Art von Wettstreit, dessen höchst unmusikalische Klänge von dem Echo der fernen Berge wiederholt wurden.

Tetuan, dieselbe Stadt, welche gegenwärtig nach kurzem Kriege von den Spaniern besetzt ist, liegt am Ende der Ebene auf einem Hügel; sie macht, von Ferne gesehen, den Eindruck einer Festung; die Stadt ist nämlich mit Mauern umgeben, auf denen sich in regelmäßigen Zwischenräumen viereckige Thürme erheben. Alles ist nach maurischer Sitte mit Kalk getüncht; nahebei gesehen, ist dies geschmacklos; von fern aber verschmilzt die blendende Weiße sehr angenehm mit den strengern Tinten des dunkeln Gebirgs-Hintergrundes.

Um zehn Uhr Vormittags standen wir am Thor; wir glaubten ungehindert eintreten zu können, aber wir täuschten uns; der Thorwächter versperrte uns den Weg; denn nur bis hieher reichte die Autorität unseres Führers. Der Pascha mußte erst benachrichtigt werden, um uns einen andern Soldaten zu schicken, der

uns durch die Stadt geleiten sollte. Trotz unserer Eskorte aber hatten wir mehr als eine Unverschämtheit von den Vorübergehenden zu erdulden: bald war es ein Stein, der von unbekannter Hand auf uns geschleudert, neben uns niederfiel, bald ein derber Stoß, der uns zur Seite warf. Unsere Wache beruhigte zwar diese feindseligen Aufwallungen jedes Mal durch einen Hieb mit der Säbelfläche, aber er konnte es doch nur immer erst thun, nachdem wir die Beleidigung empfangen hatten. Ein junges Mädchen, das ich ansah, weil es sich ansehen ließ, nahm die Sache übel, und hätte mir einen Stein an den Kopf geworfen, wenn nicht der Soldat, dies Mal rechtzeitig, dazwischen getreten wäre. Als aber einer meiner Gefährten einem jungen Burschen, der sich eine grobe Unanständigkeit gegen ihn zu Schulden kommen ließ, einen Hieb mit seiner Reitgerte versetzte, wurden die Zuschauer so gegen uns aufgebracht, daß sie uns murrend und drohend eine Strecke verfolgten.

Tetuan gilt im ganzen Lande für eine schöne Stadt, und in meinen Augen wenigstens wird Tanger, trotz des europäischen Luxus seiner Consulatsgebäude, von ihr verdunkelt. Sie hat einen echt maurischen Charakter; viele ihrer Straßen sind bedeckt, und da die hierdurch entstehende Dunkelheit durch nichts gelichtet wird, so glaubt man oft, sich in unterirdischen Grotten zu befinden. Diese finstern Gänge werden während der Nacht durch Thore oder Gitter geschlossen. Einige andere Straßen sind mit Weinlauben gedeckt, und dieses herrliche, unerwartete Grün unterhält in diesem Theil der Stadt eine liebliche Frische und Kühle.

Kaufläden sind in großer Zahl vorhanden. Die Besitzer derselben sind meistens Algerier, deren glänzende Tracht sehr gegen die marokkanische Einfachheit absticht; auch erschienen sie mir höflicher und gebildeter, als die Eingeborenen. Die maurische Bevölkerung hält sich, ohne Zweifel, weil sie deren Ueberlegenheit fühlt, von ihnen fern, wirft ihnen Luxus und religiöse Lauheit vor, und betrachtet sie nicht viel besser als Ketzer.

In den Bazars findet man Webereien, Pantoffeln, irdene Gefäße u. s. w.; der Artikel aber, auf dessen Fabrikation die Mauren sich am meisten einbilden, sind ihre Gewehre. Obgleich, wie alles Andere, ziemlich roh und plump gearbeitet, genießen sie doch einer gewissen Berühmtheit im Lande.

Die Marokkaner sind so eingebildet auf diese Waffen, daß die Ausfuhr streng untersagt ist; denn wenn es den Christen gelänge, sich deren zu verschaffen, so würden sie sie nachahmen, und die Sicherheit des Reiches wäre bedroht.

Die Verfertiger dieser unüberwindlichen Waffen haben ganz das Aussehen von Cyclopen; als einziges Kleidungsstück tragen sie

eine leinene Tunika; der übrige Körper ist nackt und von Sonne und Rauch geschwärzt.

Man pflegt sich von einem Volk, je nach den ersten Nachrichten, die man über dasselbe empfängt, immer ein allgemeines Bild zu entwerfen. So z. B. stellen wir uns, von der Wiege an in die süßen Träumereien und in die poetische Pracht der „Tausend und einen Nacht" eingeweiht, die Muselmänner gern mit der Pfeife im Munde, auf kostbare Teppiche niedergestreckt und in schweigende Apathie versunken vor. Nicht ohne Ueberraschung sieht man sie daher in diesem Lande weben, schmieden, feilen, und den Ambos schlagen. Sehr naiv hielten sie meine Ueberraschung oft für Bewunderung, und bildeten sich ein, daß mir noch nie solche Meisterwerke, wie die ihrigen, zu Gesicht gekommen seien. Nichtsdestoweniger stehen aber die Instrumente sowohl, als ihr Verfahren noch auf der niedrigsten Stufe, während sie Alles in solcher Vollkommenheit zu besitzen glauben, daß keine Nation der Welt mit ihnen wetteifern könne.

Tetuan steht im Rufe einer großen Frömmigkeit; auch besitzt es nicht weniger als dreißig Moscheen. Die Hauptmoschee ist wahrhaft prächtig. Um mich mit eignen Augen vom Eifer der Gläubigen zu überzeugen, stellte ich mich, natürlich in Begleitung meines Soldaten, so nah als möglich am Eingang auf, und blieb trotz ihrer wüthenden Blicke und drohenden Geberden eine ziemliche Weile hier stehen. Der Satan in Person am Eingang einer Kirche hätte nicht mehr Aergerniß erregen können. Am ergrimmtesten waren die Frauen, und wenn man mich gesteinigt hätte, so wäre sicherlich der erste Stein von einer weiblichen Hand gefallen. Die Männer zeigten schon mehr Respekt vor dem entblößten Säbel meines Janitscharen.

Zwar schien auch dieser seine Charge bei mir nur ungern übernommen zu haben; indessen der Geist der Disciplin und meine Piaster beruhigten seine Gewissenszweifel.

Die Stadt ist von dem Mittelländischen Meere durch eine öde, einsame Haide getrennt, auf der weder Baum noch Haus zu sehen ist. Ein Fluß durchschneidet schweigend diese Wüste und mündet zwei Meilen unterhalb Tetuans. Die Mündung ist breit und tief genug, um Schiffe aufzunehmen, und wäre mit geringer Mühe so zu erweitern, daß jene bis Tetuan hinauffahren könnten. Dies aber fällt der maurischen Sorglosigkeit nicht ein; im Gegentheil, man läßt Schlamm und Sand sich so in der Mündung anhäufen, daß sie von Jahr zu Jahr schwerer zugänglich wird. Am Ufer erhebt sich ein massiver, viereckiger Wachtthurm, der die Fluthen weithin beherrscht, nur daß von dem gähnenden Schlund

seiner verrosteten Kanone wenig zu befürchten ist*). Er gewährt in seiner Vereinzelung einen ungemein malerischen Anblick. Eine Thür besitzt er nicht, sondern muß vermittelst einer Strickleiter erstiegen werden. Um die Gegend besser zu überschauen, schickte ich mich an, die Leiter hinan zu klettern, als der dienstthuende Soldat herbeistürzte und sie mir fortriß, indem er eine Fluth von Verwünschungen gegen mich ausstieß. Seine Festung war nicht weniger heilig, als eine Moschee, und der Zutritt jedem Ungläubigen untersagt. Hier half mir die Gegenwart meines Janitscharen zu nichts, und ich merkte nur zu gut, daß auch er den geheimen Befehl hatte, die militärischen Geheimnisse des Landes nicht der Neugier eines Ungläubigen preiszugeben. Von Stund' an verbreitete sich das Gerücht, ich sei ein Ingenieur, gekommen, die Zugänge des Landes zu erforschen und den Plan der Festungen aufzunehmen.

XII.

Der schlimmste Tag meines Lebens.

Der Augenblick unsrer Abreise war gekommen. Ich wünschte, nicht sogleich nach Tanger zurückzukehren, sondern zuvor Cëuta zu besuchen; aber es war unmöglich; der Bascha verweigerte mir die nöthige Eskorte. Cëuta lag im Bezirk des Kaïd von Tanger, und nur er konnte mir die Erlaubniß und die Eskorte geben. Wie hatte ich mich auf die Reise über den Atlas gefreut; nun war diese Hoffnung zertrümmert, und ich mußte mich begnügen, den fabelhaften vielköpfigen Riesen aus der Ferne zu bewundern.

Gegen die Morgendämmerung erhob ich mich von meinem Lager und stieg auf die Terrasse, um das Wetter zu beobachten. Das Meer war trübe, der Wind feucht; große schwarze Wolken sammelten sich über dem Berge Akbar, den wir übersteigen mußten. Bald indessen klärte sich der Himmel ein wenig auf; die finstern Vorboten eines Unwetters schienen zu verschwinden; wir reisten ab. Als Wache erhielten wir denselben Soldaten, der uns während unseres Aufenthaltes in Tetuan zur Seite gewesen war, und ob-

---

*) Derselbe, welcher bei der Einnahme Tetuans durch den General O'Donnel eine Rolle spielte.

D. H.

wohl, Dank der finstern, schweigsamen Gemüthsart dieser Person, unsere Bekanntschaft eine wenig intime war, so zogen wir sie doch einer völlig fremden vor.

Die Gegend war uns bekannt, denn wir gingen Schritt für Schritt denselben Weg, wie auf der Herreise. War doch unserm Begleiter ausdrücklich geboten worden, mich direkt nach Tanger zu transportiren, und mir nicht zu gestatten, mich nach rechts oder links zu bücken, um alte Steine oder Kräuter zu sammeln. Die Luchsaugen der Behörden fürchteten in etwaigen botanischen oder mineralogischen Liebhabereien noch immer die Spionage eines Ingenieurs.

Die ersten Meilen legten wir ohne weiteres Begegniß zurück. Plötzlich aber verwandelte sich die Scene; der Himmel verfinsterte sich von Neuem; über dem Berge thürmte sich wieder das Gewölk, und der Wind begann, uns große Regentropfen in's Gesicht zu jagen. Dennoch ritten wir weiter, in der Hoffnung, daß es nur ein Frühlingsschauer sei, und die Sonne bald wieder siegen würde.

Ich habe ein gutes Stück Welt gesehen; bin durch manche wüste Gegend gezogen und habe manchem Sturm getrotzt; aber ich halte diesen Tag für den härtesten und anstrengendsten meines Lebens.

Wir hatten noch nicht den Fuß des Berges erreicht, als der Regen schon in Strömen floß; auf der Höhe ward es noch schlimmer; die alten Eichen knarrten und ächzten unter den immer verstärkten Stößen des Windes; der Himmel war schwarz, und der schmale Pfad, der sich schon in einen Fluß verwandelt hatte, ward bald zum Wasserfall.

So zogen wir stillschweigend im fürchterlichsten Sturm dahin; kein Obdach bot sich dar, und wir waren ohne Hoffnung, eins zu erreichen, nachdem wir jene kleine baufällige Hütte, die uns schon einmal aufgenommen, von der Wuth des Wetters umgestürzt und zertrümmert gefunden hatten.

Auch auf die Schnelligkeit unsrer armen Thiere durften wir nicht rechnen; ihr Huf versank im Schmutz, und es kostete sie bei jedem Schritt eine gewaltige Anstrengung, sich wieder heraus zu arbeiten.

Langsam kamen wir vorwärts; wir hegten eine letzte Hoffnung, diejenige, auf der andern Seite des Berges das schöne Wetter wieder zu finden, und den Sturm hinter uns zu lassen. Auch dies war eine Täuschung; der Himmel war hier noch finstrer als dort, der Wind noch heftiger, der Regen noch ungestümer, noch dichter. So weit unsere Augen reichten, nichts als Wolken und Wasser! Als wir die Höhe des Berges überschritten hatten, und

mit sehnsüchtigem Blick nach der Ebene von Tanger spähten, entdeckten wir nur einen einzigen weiten See. Zur Umkehr war es zu spät; wir waffneten uns also mit unserm ganzen Muth, und stiegen entschlossen hinab, um uns in dieses uferlose Meer zu tauchen. Wir suchten die Quelle, an der wir gefrühstückt hatten, die Weide, die uns mit ihrem Schatten erquickt; aber die Oase war verschwunden, an ihrer Statt nur ein großer Sumpf. Unsere Thiere, gewohnt an dieser Stelle Halt zu machen, wollten nicht weiter, ja das Maulthier eines meiner Gefahrten legte sich mitten im Wasser nieder. Wir trugen indessen den Sieg davon und verfolgten unsere Straße weiter.

Was mich am meisten in Erstaunen setzte an diesem unglückseligen Tage, war die unerschütterliche Kaltblütigkeit unseres Führers. Er hatte die Kapuze seines blauen Burnus über den Turban gezogen, sein Gewehr quer über den Sattel gebunden, und so ritt er vor uns her, ohne auch nur eine Klage, ein Murren hören zu lassen.

Er ritt einen großen Schimmel, der an Ruhe und Gelassenheit seinem Herrn nichts nachgab; auch schien er doppelt so viel Beine zu haben, als unsere armen Thiere; wenigstens war er uns immer um eine beträchtliche Strecke voraus. War unser Führer uns so weit vorgekommen, daß wir ihn fast aus dem Auge verloren, so hielt er an, that einen gellenden Pfiff, und ohne sich umzuwenden, wartete er geduldig und unbeweglich unter dem Regen, bis wir ihn eingeholt hatten. Bald aber eilte er uns von Neuem voran, erwartete uns abermals, und dies Verfahren wiederholte sich wohl zehn Mal in einer Stunde, ohne daß der gleichgültige Afrikaner den geringsten Verdruß kund gab.

Während dessen hatte der Regen auch nicht für einen Augenblick nachgelassen; wir waren naß bis auf die Haut, und von dem eisigen Winde fast erstarrt. Zum Uebermaß des Unglücks fing der Hunger an, uns zu plagen; denn das mit unsern Lebensmitteln beladene Maulthier war zurückgeblieben, und steckte wahrscheinlich noch im Schmutz des Berges Akbar fest. Mit Ausnahme eines Italieners, der zu unsrer Gesellschaft gehörte und wie ein Kind weinte, blieben wir jedoch Alle bei passabler Laune. Es handelte sich ja um die Ehre der Europäer; wir hätten uns schämen müssen, in Gegenwart unseres maurischen Soldaten, der uns ein so gutes Beispiel der Ergebung gab, eine Schwäche zu verrathen.

Ich schweige von den tausend Hindernissen, den tausend Gefahren dieser Reise, von den in Ströme verwandelten Wegen, dem undurchdringlichen Schmutz, den Launen unsrer Pferde und Maulthiere. — Plötzlich zeigt sich, o Wonne! mitten auf dem Felde eine

vereinzelte Hütte; wir steuern darauf los; nur ein Reiserbündel verschließt sie; rasch dringen wir ein; kaum einen Augenblick darin, so sind wir auch schon mit Myriaden von Flöhen bedeckt. Weit übler noch war es jedoch für uns, daß der Wind die Hütte stark beschädigt hatte, daß der Regen eingedrungen, und Alles verwüstet war. Wir wollen ein Feuer anzünden; neue Verlegenheit; Niemand hat ein Feuerzeug; das Pulver des Soldaten aber ist so feucht, daß es nicht fangen will. In einiger Entfernung von der Hütte erblicken wir einen Hirten, das einzige menschliche Wesen, welches uns den ganzen Tag über aufgestoßen. Vielleicht, denken wir, kann er uns helfen; wir rufen, aber anstatt zu kommen, reißt er aus. Der Soldat folgt ihm im Galopp und bringt ihn mit Gewalt herbei; aber ach! der Unglückliche ist so arm wie wir; er besitzt nicht, was uns fehlt. Halb verhungert und erfroren stiegen wir wieder auf und setzten unsern Weg fort.

Eine neue Sorge kam noch zu so viel Unglück. Die Nacht war nahe, Tanger schien vor uns zu fliehen; wir mußten fürchten, daß die Thore vor unsrer Ankunft geschlossen seien, daß es uns nicht gelingen möchte, sie öffnen zu lassen, und daß wir diese Nacht unter freiem Himmel würden zubringen müssen.

An solchen Tagen der Prüfung sinkt dem Reisenden der Muth; er verwünscht seinen Veränderungstrieb, seine Wißbegierde; er sehnt sich zurück nach dem fernen Vaterlande, in den Kreis der Freunde, die er daheim gelassen. Können seine Entdeckungen und Erfahrungen so viel Täuschungen aufwiegen? Ist der Zweck, das Ziel, der Erfolg so vieler Anstrengungen werth? Was wird er mitbringen von seiner langen Wanderschaft? Was anders, als abgestumpfte Sinne, ein unbefriedigtes Herz, eine geschwächte Gesundheit und Erinnerungen an Tage des Elends und der Entbehrung!

Während ich so gegen die Ungnade des Himmels murrte, war die Nacht angebrochen; der Sturm sauste noch immer, der Regen ließ nicht nach, und die Finsterniß machte die drohende Stimme der entfesselten Elemente noch schauerlicher. Ein neuer Laut mischte sich plötzlich mit den andern; es war das Brausen des Meeres, welches gegen die Dünen schlug. Wir waren endlich am Gestade; auf den Fischerböten zündete man Feuer an, und diese Feuer glühten einsam wie rothe Sterne durch die Schatten der Nacht.

Endlich war er zu Ende, dieser Tag der Prüfung! Eben sollte das Thor geschlossen werden, als wir vor Tanger hielten. Das Unwetter hatte seit zwölf Stunden ohne Unterlaß getobt; vierzehn Stunden waren wir unterwegs gewesen.

XIII.

Heimkehr.

Auch mein Aufenthalt in Tanger und in Marokko überhaupt war seinem Ende nahe. Während meiner letzten Abwesenheit waren die längst erwarteten Nachrichten aus England für mich eingetroffen; man berief mich in meine Heimath zurück. Voll Ungeduld, das Land zu verlassen, in dem ich so viele Mühe verschwendet hatte, sah ich nur noch mit Sehnsucht der Landung eines Schiffes entgegen, das mich bei seiner Rückkehr nach Gibraltar aufnehmen sollte *). Lange Stunden brachte ich, das Fernrohr auf's Meer gerichtet, auf der Terrasse des Consulatsgebäudes zu. Nichts Anmuthigeres, nichts Poetischeres, als der schnelle Flug der Schiffe über die Meerenge; man möchte sie Seevögeln vergleichen, deren Fittig die Fluthen streift! Es kamen hier genug gezogen aus dem Ocean in's Mittelmeer; nur leider in Tanger wollte keins landen.

Endlich wandte sich der Westwind, und siehe, es erschien eine englische Corvette von Gibraltar, die einige Familienmitglieder des Consuls nach Tanger führte. Es war eine treffliche Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa; der Kapitän versprach mir Aufnahme an Bord, und nachdem der Wind plötzlich wieder von Osten nach Westen umgeschlagen war, lichtete die Corvette ihre Segel.

Die Schaluppe erwartete mich; als ich den Hafen erreichte, schlichen drei bis vier Soldaten mit mißtrauischen Blicken um mich herum, Abgesandte des Hafen-Kapitäns, die sich überzeugen sollten, ob ich auch nichts Verbotenes ausführe. Ich besaß allerdings dergleichen, unter andern ein paar von jenen eben erwähnten unüberwindlichen Waffen, die, unter meinem Mantel versteckt, glücklich dem wachsamen Auge der Douane entgingen. Nach echt maurischer Sitte unterließ auch der Hafen-Kapitän nicht, seine Hand nach einem Trinkgeld auszustrecken, so ungenirt wie ein italienischer Cicerone.

Die Schifffahrt auf der Meerenge von Gibraltar ist der vielen unterseeischen Strömungen halber keineswegs ohne Gefahr. Einige sind so stark, daß sie den widrigsten Winden trotzen und die Piloten oft dem härtesten Mißgeschick preisgeben. Die Ueberfahrt währte

*) Gegenwärtig ist die Verbindung zwischen Gibraltar und Tanger eine ziemlich regelmäßige.

nur wenige Stunden; wird man aber von schlechtem Wetter betroffen, so läuft man Gefahr, wochenlang auf der Meerenge umhergeworfen zu werden, ohne weder die eine noch die andere Küste erreichen zu können. Ein französisches Schiff, das zu jener Zeit bei leidlichem Wetter von Gibraltar nach Tanger abfuhr, brachte dreiundzwanzig Tage im jämmerlichsten Zustand auf dem Wasser zu, ehe es an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Wir waren glücklicher; der Wind begünstigte uns, und der Himmel zeigte nicht das leiseste Wölkchen. Es war eine wahrhafte Lustfahrt. Die Atmosphäre war so klar, daß die beiden gegenüberliegenden Ufer bis in's Kleinste zu erkennen waren, und dieses doppelte Panorama ist eins der köstlichen Schauspiele, die man sehen kann.

Auf beiden Seiten sind die Gebirge von ernstem, strengem Charakter, und der Gedanke, daß man sich hier auf der Grenze zweier Welten befindet, erhöht noch den Schwung unseres Empfindens, der Großartigkeit der Landschaft gegenüber. Das Wasser der Meerenge ist von einem durchsichtigen Blau, und unsere Corvette durchschnitt fast ohne Anstrengung die rieselnden Wellen. — Wir waren Morgens um zehn Uhr von Tanger abgereist, um zwei Uhr Mittags lagen wir in Gibraltar vor Anker.

Mit einem fliegenden Lager durch Biledulgerid.

Südlich von den marokkanischen Staaten und am Nordrande der großen Sahara breitet sich das Land der Datteln, Biledulgerid, aus. Es bildet einen wichtigen Bestandtheil des Reiches Tunis, und wird durch den sogenannten „Lagerbey" regiert, dessen wesentlichste Function darin besteht, jährlich mit einem fliegenden Lager die beiden Distrikte des Landes zu besuchen, um die Abgaben des Volkes einzusammeln. Da bei meiner Anwesenheit in Tunis gerade ein solches fliegendes Lager im Begriff stand, aufzubrechen, so suchte ich mit meinem Freunde B. die Erlaubniß nach, die Tour mitzumachen. Der Lagerbey residirte in dem eine Stunde von Tunis belegenen Schlosse Barda; er empfing uns mit herablassender Güte, bewilligte mit Freuden unser Gesuch, und wies uns an, unser Gepäck Abends an seinen „Pfeifen-Inspektor" abzuliefern. Außer letzterem waren als seine wichtigsten Diener doch noch der „Waffen-Inspektor", der „Kaffee-Inspektor", der „Schuh-Inspektor" und der „Wasser-Inspektor" auf der Reise anwesend. Ferner führte er einen „Erzähler" mit sich, dessen Amt es war, den Bey jede Nacht bis zum Einschlafen mit merkwürdigen Geschichten zu unterhalten, die uns aber zum größten Theil höchst albern vorkamen. Von seinen Damen pflegt er sich niemals auf diesen Expeditionen begleiten zu lassen.

Die militärischen Kräfte beliefen sich bei unserm Aufbruch auf etwa 2500 Mann, die aus Mameluken, Boabs, Infanterie, Spahis und arabischen Nachzüglern bestanden. Die Zahl der letztern war jedoch während der Tour fortdauernd im Wachsen, da die Ortschaften, welche der Bey berührte, diesem gleichsam als ehrendes Bewillkommnungszeichen eine Anzahl Truppen stellen mußten. Außer den Soldaten führte der Bey zwei Geschütze und eine Musikbande mit sich.



Ein algerischer Löwe

Am Morgen des Aufbruchs war die ganze Ebene, über die unser Weg zunächst führte, mit Pferden, Maulthieren, beladenen Kameelen und der dazu gehörigen Dienerschaft bedeckt; Alles in einer glorreichen Confusion. Endlich erschien auf einem feurigen Roß der Bey, der dem Zuge voranritt.

Nach einem Ritt von ungefähr drei Stunden ward bei der Stadt Beereen zum ersten Male Halt gemacht. Gleich nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, begaben wir uns zum Bey Sidi Mohamed, um ihn unsrer Hochachtung zu versichern; er war in hohem Grade leutselig, und gab uns die Erlaubniß, Alles zu fordern, dessen wir auf der Reise bedürfen würden. Wir lernten auch bei dieser Gelegenheit seinen Arzt, Signor Nunez, einen toskanischen Juden, kennen, der uns sogleich zum Frühstück einlud und uns überhaupt auf der ganzen Tour viel Freundlichkeit erwies.

Das ganze Lager bestand aus etwa achtzehn sehr geräumigen Zelten; das Sidi Mohameds stand in der Mitte und war in einer Entfernung von vierzig Fuß kreisförmig von den übrigen umgeben. Fast jedes Zelt diente zwanzig bis fünfzig Mann zum Obdach. In dem unsrigen logirten außer mir und meinem Freunde nur der Boab, der über unser Gepäck zu wachen hatte, zwei Araber, welche die Pferde und Maulthiere besorgen mußten, ein Maure für alle andern Dienstleistungen, und meines Freundes Bursche, der Malteser Michael. Die erste Nacht war sehr kalt; da wir indessen hinreichend mit Decken und Kleidern versehen waren, so schliefen wir gut, trotz des unaufhörlichen wilden Geschreies der rings um das Lager aufgestellten arabischen Schildwachen, trotz des Gurgelns und Schreiens der Kameele und des Wieherns der Pferde, die alle mit einander ihr Möglichstes thaten, um den Schlummer von unsern Augen fern zu halten.

Auch der ganze folgende Tag sollte noch ein Ruhetag sein, so daß mein Freund und ich Muße gewannen, nochmals nach Tunis zurückzukehren, um einige von uns vergessene Dinge nachzuholen. Wir verabschiedeten uns zuvor beim Bey, wie wir denn überhaupt an keinem Morgen versäumten, ihm unsere Huldigung darzubringen. Der „Pfeifen-Inspektor", der als ein geborner Genuese und jetziger Renegat uns bei seiner Hoheit als Dolmetscher diente, setzte uns ein Frühstück vor, das uns jedoch im Vergleich zu unserm englischen Frühstück sehr kärglich dünkte. Man pflegt nämlich in Tunis Morgens nur eine Schale Kaffee mit wenigem Backwerk zu genießen; dann wartet man bis zwölf oder ein Uhr, wo man eine tüchtige Mahlzeit einnimmt, welcher Abends, je nach der Jahreszeit, früher oder später, noch ein kleiner Imbiß folgt. Die Nordafrikaner leben im Ganzen außerordentlich mäßig, und die

ärmere Volksklasse namentlich existirt zuweilen den ganzen Tag von einer Hand voll Datteln.

Wir rückten nur in sehr kurzen Tagereisen vorwärts; besonders wurde jedes Mal Halt gemacht, wo sich Gelegenheit zur Jagd darbot, von welcher der Bey ein großer Liebhaber war. Wir erlegten viele Rebhühner und Hasen, aber auch Füchse, Wölfe und eine Hyäne. Füchse und Wölfe werden von den Arabern verspeist; ihr Lieblingsgericht aber ist ein fetter gebratener Hund, den sie fangen und schlachten, wo sie nur seiner habhaft werden. Ein Glück, daß mein Freund, der Hauptmann B., nicht seinen wohlgenährten Hühnerhund bei sich hatte; er wäre ohne Gnade verloren gewesen. Auch die Franzosen in Algier haben von der Sitte des Landes schon so viel angenommen, daß sie fette Katzen tödten und sie durch ihre geschickte Kochkunst in Hasen verwandeln.

Eine der größern Städte, die wir berührten, war Kairwan, in einer weiten Ebene gelegen. Viele der Häuser sind in Trümmer gestürzt, aber der Ort besitzt eine berühmte Moschee, die wir natürlich nicht betreten durften. Ihre Säulen und übrigen Ornamente sollen zum großen Theil von zerstörten christlichen Kirchen und heidnischen Tempeln herrühren. Das Haus des Kaïd, den wir mit dem Bey besuchten, zeichnete sich vor den übrigen durch Größe und Sauberkeit aus.

Als ich mit meinem Freunde eine Straße entlang ritt, waren wir nicht wenig erstaunt, unsere Diener plötzlich von ihren Pferden springen und auf einen alten zerlumpten Mauren zulaufen zu sehen, dessen Hände sie andächtig und inbrünstig küßten. Als sie sich endlich wieder bei uns eingefunden hatten, erklärten sie uns, der Alte sei ein berühmter Heiliger des Landes, und daß, wenn der Bey ihm an ihrer Statt begegnet wäre, er ebenso hätte thun müssen. Der Heilige folgte uns in das Haus des Kaïd, den wir Freudenthränen vergießen sahen, als man ihm sagte, daß sein Sohn, der Befehlshaber eines Theils der Truppen, mit uns gekommen sei. Ehe wir uns zu dem für uns bereiteten Mahle setzten, streckte der Heilige segnend seine Hände über die Speisen aus. Bei Tisch flüsterte uns der Arzt zu, daß es für den wunderlichen Alten gewiß keine größere Wonne geben würde, als uns zwei Ungläubige lebendig verbrannt zu sehen. Später zeigte man uns ein kleines, auf Befehl des Beys errichtetes Gebäude, welches die Ueberreste des Heiligen nach seinem Tode aufnehmen sollte, so daß der alte Herr das Vergnügen haben konnte, schon bei Lebzeiten seinen Begräbnißplatz zu besuchen.

So lange wir in Kairwan waren, sahen wir den Bey jeden Morgen Gericht halten. Es kamen viele Kläger mit mancherlei Anliegen, von denen die meisten sehr kurz und bündig abge-

fertigt wurden; andere überwies der Bey ihren gewöhnlichen Kadi's und Gerichtsvorstehern.

Da im Lager Mangel an Kameelen herrschte, so sandte der Bey Leute aus, um deren aufzutreiben. Sie nahmen überall die schönsten, die sie nur finden konnten, und zeichneten sie sogleich mit einem glühenden Eisen als Eigenthum des Bey's, ohne daß von dem Geschrei und dem Protest der bisherigen Besitzer, die sich in keiner Weise zur Aufgabe ihres Eigenthums verpflichtet hielten, die mindeste Notiz genommen wurde. Zweihundert Kameele kamen auf diese Weise in die Hände Sidi Mohameds, so daß wir jetzt im Ganzen zwei Tausend derselben in unserm Lager hatten. Für diese vielen Thiere war auch nicht ein Atom von Proviant mitgenommen worden; sie nährten sich kärglich von dem kurzen groben Grase, den Kräutern und Dornen, die der dürre Boden trug. Besonders von recht scharfen, stachlichen Dornen ist das Kameel ein großer Liebhaber, und mit Verwunderung sieht man es dieselben mit seinem anscheinend zarten Maul zermalmen.

Der Bey von Tunis ist Eigenthümer einer zahllosen Menge von Kameelen, die er verpachtet. Er hält nämlich in gewissen Distrikten Aufseher, denen er eine Anzahl derselben überläßt, um sie zum Gebrauch in Mühlen oder zu Feldarbeiten auf Tagelohn an die Leute zu verdingen. Die Aufseher müssen der Regierung jährlich Rechnung ablegen, und so oft sie dazu aufgefordert werden, eine bestimmte Anzahl stellen. In Folge von Nachlässigkeiten war nun kürzlich eine große Sterblichkeit unter den Kameelen eingerissen, und dies war der Grund zu einer so gewaltthätigen Besitzergreifung. Wenn ein Araber einen Todtschlag begeht, so muß sein Stamm dreiunddreißig Kameele aufbringen; und da jenes Verbrechen keineswegs zu den Seltenheiten gehört, so ist der Gewinn des Bey's ein sehr beträchtlicher.

Die Gegenden, welche wir durchzogen, boten dem Auge einen mannichfaltigen Wechsel dar. Bald waren es mit Dornen und Gras bewachsene Ebenen, bald Hügel- und Bergparthien; dann wieder ward man durch das kahle, sandige Terrain, durch lange unbewohnte Strecken nur zu deutlich an die unheimliche Nachbarschaft der großen Sahara erinnert. Ein großer Theil des Landes aber ist mit den herrlichsten Palmenpflanzungen bedeckt, deren köstliche Frucht ihm den Namen „Biledulgerid" oder „Dattelland" gegeben. Von hohem majestätischen Wuchse scheint die Krone der Dattelpalme den Himmel zu berühren, während die schlanken, dunkeln, herabhangenden Blätter von den arabischen Poeten dem aufgelösten Lockenhaar einer schönen Frau verglichen werden. Die Palme wird meist durch Schößlinge ausgewachsener Bäume fort-

gepflanzt. Wenn man dieselben ausgräbt, umpflanzt und gut pflegt, so tragen sie schon nach sechs oder sieben Jahren Früchte, während der aus dem Kern erzogene Baum sechzehn Jahre zu seiner Entwickelung bedarf. Der Gipfelpunkt der Kraft fällt etwa in das dreißigste bis siebzigste Jahr der Palme; da pflegt sie wohl fünfzehn bis zwanzig Dattelbüsche zu tragen, jedes zu einem Gewicht von fünfzehn bis zwanzig Pfunden.

Zu ihrer Pflege bedarf sie nichts weiter, als daß ihre Wurzeln alle vier bis fünf Tage einmal reichlich bewässert werden; zu viel Regen schadet ihr, wie denn auch die Gegenden Afrika's, in denen sie am besten gedeiht, fast ohne Regen sind, Dennoch darf man darauf rechnen, daß wo Palmen stehen, durch Bohren leicht Wasser gefunden werden kann. Der Saft der Palme ist ein köstliches und gesundes Getränk, wenn man es frisch genießt; aber auch nur einige Stunden alt, nimmt er einen scharfen Geschmack an und wirkt sehr berauschend. Die Araber nennen diesen Saft in ihrer poetischen Ausdrucksweise „Thränen der Palme". Man gewinnt ihn auf folgende Weise: Wenn es sich herausstellt, daß ein Baum schlecht trägt, so wird er geköpft und eine Vertiefung in dem obern Theil des Stammes ausgehöhlt, in welcher sich der aufsteigende Saft sammelt, den man ohne jede Zubereitung trinkt. Wird der Saft dem Baum nicht bis zur Erschöpfung entzogen, so schlägt dieser in fünf oder sechs Monaten von Neuem aus, und kann nach Verlauf von zwei oder drei Jahren wiederum geköpft werden. So überdauert die Palme diese Operation wohl fünf oder sechs Mal.

Die Datteln selbst werden in der Sonne getrocknet und theilweise zu einem Mehl zerrieben, das sich sehr lange hält, und mit ein wenig Wasser befeuchtet, den durch die Wüste Reisenden oft eine ausreichende Nahrung liefert.

In den Wohnungen der Araber sind an den Wänden entlang überall acht oder neun Fuß hohe Pfähle errichtet, an denen die Dattelbüschel aufgehängt werden, um den Wintervorrath für die Familie zu bilden; in den Winkeln der Zimmer aber stehen große irdene Krüge, die mit eingestampften Datteln gefüllt sind, und an deren Fuß Hähne angebracht werden, mittelst welcher man den dicken, syrupartigen Saft abzapft.

Außer der Nahrung hilft die Palme noch allen möglichen andern Bedürfnissen ihrer Pflege ab. Aus den Zweigen werden Körbe und sonstige Geräthschaften geflochten; die starken Fasern werden zu Seilen gedreht oder zu Kleidern gewebt, und das Holz, wenn es vom Alter gehärtet ist, dient zum Bauen. In der That, ganz wie das Kameel für die Wüste geschaffen zu sein scheint, so die Palme für Biledulgerid, und Biledulgerid wiederum für die

Palme. Auch ist sie bei den Muselmännern förmlich ein Gegenstand der Verehrung und des Aberglaubens; sie sind der Meinung, daß gerade ihnen die Palme eigens zugehört, und erzählen, sobald Constantinopel von den Türken erobert worden, habe die Palme ihr anmuthig wehendes Haupt über die Dome der ehemals ungläubigen Stadt erhoben; während sie in Spanien seit Vertreibung der Mauren allmälig seltener und seltener geworden und jetzt fast ausgestorben sei, was allerdings der Fall ist. „Gott," fügt der fromme Muselman hinzu, „hat die Palme nur uns geschenkt; unter den Christen wird sie nie gedeihen!"

Und in der That bildet die Palme ein unentbehrliches Zubehör zur Poesie der nordafrikanischen Landschaft. Der Maure oder der Araber, dessen Gemüth von Jugend auf mit den Bildern einer großartigen Natur, wie sie auf den heiligen Blättern des Koran mit so glühenden Farben geschildert wird, gleichsam gesättigt ist, kann sich keine Moschee und keine Einsiedelei ohne den wohlthuenden Schatten des dunkeln Palmenblattes denken. Der lieblichste, anmuthigste Gegenstand aber in der Landschaft ist „die einsame Palme", wenn sie entweder durch Zufall das Haupt eines Hügels krönt, oder absichtlich zur Zierde eines heiligen Fleckes der Mutter Erde gesetzt ist.

Einer der interessantesten Punkte, an dem wir unser Lager aufschlugen, ist Ghaffa. Die Stadt selbst ist zwar nichts als ein elender Trümmerhaufen, in denen ein schmutziges Volk nistet, aber es findet sich hier eine große Menge heißer, mineralischer Quellen der merkwürdigsten Art. Es existiren nämlich in denselben kleine Schlangen und Fische, an Aussehen und Geschmack unsern Barsen ähnlich. Als wir uns der Stadt näherten, wurden wir von einem Trupp Araber empfangen, die den ganzen Tag über vor dem Bey beim Donner ihrer Ehrensalven Reiterkunststücke ausführten. Sie wußten Waffen und Pferde wirklich mit bewunderungswürdigem Geschick zu handhaben. So balancirten sie z. B. die Flinten auf dem Kopf, feuerten sie ab, warfen sie hoch in die Luft und fingen sie wieder, Alles im vollen Lauf ihrer wohlgeschulten Thiere.

Wahrscheinlich in Folge des unmäßig genossenen Palmenweins war unser Boab erkrankt. Eines Tages meldete sich daher ein Derwisch, der ihn in die Kur zu nehmen wünschte. Er stimmte zuerst einen Gesang an, hielt dann plötzlich inne, faßte den Boab bei der Mitte des Körpers, warf ihn zu Boden, riß ihn wieder in die Höhe und hob ihn auf seine Schultern empor. Dann stellte er ihn auf die Füße, schüttelte ihn und brachte nach mehreren Versuchen endlich ein paar kleine bleierne Kugeln zum Vorschein, die er, als Ursache der Krankheit, aus dem Magen des Patienten ge-

holt haben wollte, und die er der erstaunten Menge recht mit der wichtigen Miene des Charlatans vorzeigte. Die Kur war jedoch noch nicht zu Ende. Nachdem der Boab sich ein wenig von den mit ihm angestellten Experimenten erholt hatte, spie der Derwisch sich in die Hände, strich ihm den Rücken der Länge nach, rieb ihm Kopf und Bart, und nachdem er sodann seinen Lohn empfangen, erklärte er den Zauber für beendet und den Kranken für genesen.

Das Hauptquartier des Lagers in Biledulgerid und zugleich das äußerste Ziel unsrer Reise war die berühmte Stadt Tozer. Hier verließ der Bey sein Zelt, um in seinem sogenannten „Palast" zu wohnen, der nach unsern Begriffen nichts mehr und nichts weniger war, als eine große, in verschiedene Räume abgetheilte Scheune. Auch uns ward ein „Zimmer" darin eingeräumt, das beste, welches die ganze Stadt aufzuweisen hatte, ein schmales, finsteres Loch. Tozer ist ein Haufen von Lehm- und Ziegelhütten, nichts weiter. Seine Palmengärten aber erschienen uns dafür um so schöner; alle sind mit Strömen warmen Wassers durchschnitten, in denen mein Freund und ich zu baden pflegten, und die immer ein wohliges Gefühl verjüngter Kraft durch unsere Adern ergossen.

Die wichtigste Person der Stadt war der Scheik Tahid, und dieser ward vom Bey in's Gefängniß geworfen, weil er seinen schuldigen Tribut nicht zahlen konnte oder wollte. Es mußte also ein neuer Scheik eingesetzt werden, ein sehr fröhliches Ereigniß für die Offiziere des Bey's, die viele Geschenke bei dieser Gelegenheit erhielten. Da der alte Tahid nach einigen Tagen der Gefangenschaft noch immer nicht zahlen wollte, so erhielt er Stockschläge. Schon nach dem ersten Hundert versprach er, sein Versteck zu zeigen; man gab ihm sogleich einige Leute mit, die an der von ihm bezeichneten Stelle nachgruben, aber ohne etwas zu finden. Dasselbe Manöver wiederholte sich mehrere Tage hinter einander, und da es immer mit demselben Erfolg geschah, so ward der Alte endlich in Ketten gelegt. Millionen von Dollars liegen, wie schon erwähnt, vielleicht in Nord-Afrika vergraben; nicht nur geschieht es aus Furcht vor der Habgier der Herrscher, in vielen Fällen auch nur, weil es einmal die hergebrachte, von den Vätern angeerbte Sitte ist. Unter jeder Ruine, unter jedem alten Trümmerhaufen vermuthen daher die Araber vergrabene Schätze, die von Dämonen bewacht werden. Auch wollen sie nimmermehr glauben, daß die europäischen Reisenden so viele hundert Meilen weit herkommen, nur um die alten Steinhaufen mit ihren verwitterten Inschriften zu sehen; und wenn man sie davon zu überzeugen sucht, lächeln sie stets ungläubig.

Da alle körperlichen Züchtigungen nichts über den alten Scheik

vermochten, so ließ der Bey endlich seine Gärten für 15,000 Piaster verkaufen; seine Frau wußte noch 1000 dazu zu schaffen; somit war die geforderte Summe beisammen. Tahib ward in Freiheit gesetzt, und wir brachen unser Lager ab, um nach Tunis zurückzukehren.

Es war bisher, einige wenige Abende und Nächte abgerechnet, immer außerordentlich heiß gewesen. Von den zwölf Gefangenen, die wir, weil sie ihren Tribut nicht gezahlt hatten, mit uns führten, waren schon mehrere in Folge der Hitze gestorben. Da plötzlich stellte sich ein Unwetter mit Regen, Wind und Hagelschlag ein, und eine wahrhaft sibirische Kälte legte sich auf die eben noch glühenden Fluren Nord-Afrikas. Der Boden, auf dem wir uns befanden, war lehmig und von der Nässe so schlüpfrig geworden, daß die Kameele hin- und hertaumelten. Es dauerte außerordentlich lange, ehe die Zelte aufgeschlagen waren und uns ein schützendes Obdach vor der Kälte boten. Dieser allzu schnelle Uebergang von den beiden Extremen der Temperatur aber wirkte so nachtheilig, daß am Abend zehn Todte hereingebracht wurden; acht starben noch in den nächsten Tagen, und drei wurden vermißt. Zum Glück trat bald wieder eine wenigstens etwas mildere Witterung, und mit ihr auch wieder ein besserer Gesundheitszustand ein. An Kameelen hatten wir während der ganzen Reise fünfhundert und fünfzig eingebüßt!

Man stößt in Tunis fast bei jeder Meile Landes auf Ruinen römischer, christlicher oder maurischer Städte, Tempel, Wasserleitungen u. s. w. So erzählte unser Boab, als wir bei der Stadt Gilma lagerten, daß sich auf der Höhe eines in nicht allzu großer Ferne sichtbaren Hügels die Ruinen einer alten Stadt befänden, daß man aber den Ort sorgfältig meiden müsse, weil böse Djinns (Geister) dort ihr Wesen trieben.

Diese Aussage machte meine und meines Freundes Neugier rege, und entschlossen, die Wohnung der Dämonen aufzusuchen, nahmen wir unter dem Vorwande einer Jagdparthie unsere Flinten. Der Berg war bald erstiegen, nur ein schmaler Pfad führte durch das dichte Gestrüpp an eine Mauer von rohen, großen, fast zusammengekitteten und wahrscheinlich vom Feuer geschwärzten Steinen. Der Boden klang hohl unter unsern Schritten, und das Gesträuch wurde immer dichter, so daß wir uns zuletzt erst unsern Weg bahnen mußten. Endlich nach vielen Anstrengungen gelangten wir an eine zweite Mauer, in der sich eine Oeffnung befand, breit und hoch genug, um uns hindurchgleiten zu lassen. Wir standen am Eingang eines Gewölbes, dessen rabenschwarzer Schlund uns angähnte, und aus dem ein Gestank wie von den Ueberresten vermodeter Thiere hervordrang. So waren wir gezwungen, umzu-

kehren, und kamen zuletzt an einen Säulengang, dessen prächtige, wiewohl gänzlich verstümmelte Säulen mir bewiesen, daß die Gebäude, in deren Ruinen wir wandelten, mit dem Material von wahrscheinlich noch viel älteren Bauwerken aufgeführt worden waren.

In dem Augenblick, wo ich unter einem dicken Oelbaum vorbeiging, stürzte von einem Aste ein großes Thier auf mich, streifte meinen Kopf und Arm, und verschwand im Strauchwerk. Ich vermuthe, daß es eine Schlange war; wegen seiner allzuschnellen Bewegung konnte ich jedoch seine Formen nicht näher unterscheiden. Als wir in dieser Einöde, die vielleicht seit Jahrzehnden von keinem menschlichen Fuß betreten worden war, unsere Flinten abfeuerten, flog mit einem fast betäubenden Rauschen ihrer Flügel eine Unzahl von Vögeln auf; durch alle Gebüsche aber raschelte es wie von der Flucht einer ganzen Heerde von Thieren.

Nach unsrer Rückkehr ins Lager, wo unser treuer Boab bereits ängstliche Blicke nach uns aussandte, erzählten wir unser Abenteuer. Als ich auf das fabelhafte Thier zu sprechen kam, rief er aus: „O, preise Dich glücklich, Nazarener, einer so großen Gefahr entgangen zu sein! Jene Schlange war Niemand anders, als der böse Djinn. Der letzte, der von uns Gläubigen sich dort hinauf gewagt, war vor langen Jahren ein junger Schäfer. Er ward von der nämlichen Schlange angefallen, gebissen und starb, noch ehe er seine Wohnung erreicht hatte.

Unser erlebtes Abenteuer und der von uns bewiesene Muth hatten nichts desto weniger dem Boab eine große Achtung für uns eingeflößt, so daß auch er plötzlich sehr mittheilsam gegen uns wurde. Am liebsten erzählte er von seinen siebenundzwanzig Frauen, die er gehabt zu haben sich rühmte, was allerdings nicht unmöglich war, da die Religion den Mauren vier Frauen auf einmal bewilligt. Sobald ein Mann sich mit seiner Frau entzweit, darf er sie, nach der Behauptung des Boab, in's Gefängniß bringen, muß aber hier für ihren Unterhalt sorgen, ihr zwei Anzüge jährlich liefen und sie allwöchentlich besuchen. Wünscht eine Frau sich von ihrem Mann zu trennen und zu ihren Eltern zurückzukehren, so muß sie ihm zuvor eine von ihm bestimmte Summe Geldes zahlen; will er sie dagegen los sein, so kann er sie ohne jede Entschädigung ihren Eltern wieder zuschicken, die Kinder behalten und sich von Neuem verheirathen. Bei der Verheirathung muß die Frau dem Mann eine ansehnliche Aussteuer zubringen, von der sie jedoch im Fall einer Trennung nicht das Mindeste zurückerhält. — So lauteten die Behauptungen des Boab; aber er mag wohl die Strenge der mohamedanischen Ehegesetze übertrieben haben; er-

zählten mir doch viele rechtschaffene Mauren, daß sie nur eine einzige Frau hätten, und daß ihnen diese vollkommen genug sei.

Ehescheidungen kommen allerdings, namentlich bei gelehrten Mauren, oft vor, da die Frauen, sobald sie altern, vermöge ihres Mangels an Bildung und Erziehung dem Manne nur noch eine Last sind. Liefert dagegen die Frau den Beweis, daß sie vom Mann übel behandelt oder vernachlässigt wird, so steht ihr das Recht der Trennung eben so wohl zu Gebote.

Nach unsrer Wiederankunft in Tunis versäumten wir nicht, dem Bey nochmals einen Besuch auf dem Schlosse Barda abzustatten und ihm für die uns gewährte Güte und den Schutz, den er uns hatte angedeihen lassen, zu danken. Sidi Mohamed war wiederum sehr herablassend, und übersandte uns durch seinen Pfeifen-Inspektor mancherlei Geschenke zur Erinnerung, darunter gefüllte Dattelkörbe, wollene Stoffe, Häute und Pelze jeder Art.

Abenteuer in Algerien.

I.

Erste Eindrücke von Algier.

Nicht unter einem blauen Himmel und bei lieblicher Wärme der Luft betrat ich Algier, das klassische Land der Sonne. Es war im Monat Februar, der Regen strömte, der Hagel schlug mir in's Gesicht, die Kälte war fast unerträglich. Kaum hatte ich von dem Schiff aus, das mich hiehergeführt, durch die Trübe der Atmosphäre hindurch das Fort der „Vierundzwanzig Stunden" und das kaiserliche Schloß erkennen können. So patschte ich durch die Straßen Algiers; zwei „Biskris" oder Wüsten-Araber schritten mit meinem Gepäck voraus, führten mich in das „Hôtel de la Régence" und überließen mich dann den Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten meiner ersten Einrichtung. Nie fühle ich mich in einer so trüben Stimmung, als während der ersten Augenblicke, wo ich im fremden Lande, im Zimmer des Gasthauses meinem Mantelsack so zu sagen unter vier Augen gegenüber stehe. Ich beeilte mich deshalb, meinen Freund C., der in militärischen Diensten schon seit längerer Zeit hier anwesend und dasselbe Hotel bewohnte, von meiner Ankunft benachrichtigen zu lassen.

Als er erschien, befand ich mich am Fenster, um, so gut das finstere Wetter es gestattete, die Aussicht zu prüfen: ich übersah einen Theil des Hafens, das alte Schloß, die große Moschee, von welcher der Muezzin die Gläubigen allabendlich zum Gebet ruft, die Casbah und endlich die noch mit Schnee bedeckte Kette des kleinen Atlas.

Noch vor Tisch konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, mir Algier — das *eigentliche* Algier — anzusehen; denn der Stadttheil, den ich vom Hafen aus durchwandert und in welchem meine Wohnung lag, war gänzlich neu gebaut, und hatte eine durch-

aus europäische Physiognomie. Wir versahen uns daher mit Mänteln, bewaffneten uns mit Schirmen, denn es reguete noch immer, und schlugen eine Straße ein, die uns der Casbah, dem alten Schloß der Dey's, zuführte.

Unmöglich kann ich den Eindruck wiedergeben, den der Anblick dieser neuen Welt auf mich hervorbrachte: diese engen Straßen, an der Basis kaum vier Fuß breit, deren Häuser sich in der ersten Etage buchstäblich fast berühren; diese Durchgänge, so finster, schmutzig und unheimlich, daß ich mich nimmermehr allein hineingewagt haben würde; diese Schwärme von Mauren, Arabern, Juden und Beduinen mit weißen, braunen, bunten Burnus, die Einen mit dem Turban, die Andern im Haïk, mit Gesichtern, schwarz, sonnverbrannt, von jeder Farbenabstufung; die Einen schweigsam und majestätisch einherschreitend; Andere die engen und steilen Straßen wie Affen hinauf- und hinunterkletternd; Diese gleich wilden Thieren am Fuß eines Eckſteins zusammengekauert, Jene ernst und gemessen an der Thür des Hauses ihre Pfeife rauchend. Dazwischen einige maurische Damen, von Kopf bis zu Fuß in ein weißes Gewand gehüllt, welches nichts als den schwarzen Augenstern sichtbar läßt, die langsam in Begleitung einer Sklavin die kleinen Pfade hinansteigen, welche zu den Bädern führen; dazu diese Mauern, statt der Fenster nur von kleinen vergitterten Luftlöchern durchbrochen; diese Kaufläden, nicht mehr als zwei Ellen in's Geviert, wo ein Mann oder ein Knabe hinter einem Haufen Datteln, Orangen, Parfüms oder Kerzen sitzt; endlich die Abwesenheit jedes Europäers in diesen schon so seltsamen Straßen — Alles dies setzte mich fast bis zur Betäubung in Erstaunen.

Endlich standen wir vor der Casbah, dieser einst so glänzenden Residenz der Dey's, die heut zu Tage den Zuaven und der Artillerie als Kaserne dient, und schon einen etwas andern Anblick darbietet, als an jenem Tage, wo ein unglücklicher Palmenfächer, den der Dey Hussein gegen einen Consul erhob, seinen Fall und die französische Eroberung veranlaßte*). Noch immer ist indessen von dem ursprünglichen Bau genug zu sehen, um einen Begriff von diesem berühmten Schloß, dieser Citadelle der Pascha's und Dey's von Algier, zu bekommen. —

Obwohl der Regen noch längere Zeit anhielt, so ward er doch schon in den folgenden Tagen wenigstens von einigen Stunden sonniger Helle unterbrochen, die ich benutzte, um mich mit der nächsten Umgegend von Algier, deren wunderbare Fruchtbarkeit man

*) Bekanntlich ward ein Schlag, welchen der Dey dem französischen Consul mit dem Palmfächer gab, also so zu sagen eine Ohrfeige, die Veranlassung zur Occupation Algeriens.

mir gerühmt, bekannt zu machen. Da die meisten mir befreundeten Offiziere entweder auf irgend einer militärischen Expedition begriffen oder sonst durch ihren Dienst gebunden waren, so blieb mir nicht übrig, als mich nur dem Zufall anzuvertrauen, und allein, meinen Stock in der Hand — denn ein Pferd hatte ich noch nicht zu kaufen Gelegenheit gefunden — wanderte ich zum Thore Bab-el Oued hinaus.

Kaum war ich einige Schritte von der Stadt entfernt, so trugen schon alle Dinge den Charakter der höchsten Originalität. Haufen von Beduinen lagerten hier mit ihren Vorräthen, die sie zum Verkauf nach Algier bringen; Fußgänger von allen Nationen der Welt, Reiter und Wagen füllten die Wege bis eine Meile vor Algier hinaus, und maurische Villa's hoben sich weiß auf dem dunklen Grunde des frischen und köstlichen Laubes ab.

Ich war so sehr in Anspruch genommen durch Alles, was ich sah, daß ich, ohne es zu merken, die Landstraße verließ und mich auf einen Gebirgspfad verlor. Ich ward es erst gewahr, als ich von Zeit zu Zeit auf einen Araber stieß, der entweder wie ich einsam seinen Weg verfolgte oder schlummernd unter einer Aloe ausgestreckt lag. Das erste Mal faßte ich unwillkürlich meinen Stock fester in der Hand, bis ich mich allmälig an diese ungefährlichen Begegnungen gewöhnte. Zuletzt gelangte ich an die Besitzung eines Ansiedlers, der seinen tief im Thal von hohen Bergen eingeschlossenen Garten umgrub. Die heftigen Regengüsse der letzten Woche hatten diesen von Grund aus zerstört; er trug keine Spur der Kultur mehr an sich, und doch versicherte mir der fleißige Mann, würde er in weniger als einem Monat schon die schönsten Gemüse, Früchte und Blumen tragen. Nirgends sieht man eine reichere, üppigere Vegetation, als in der unmittelbaren Nähe Algier's; überall ist der Boden mit Aloen, Zwergpalmen und Erdbeerbäumen bedeckt, die Oelbäume aber erreichen ohne die geringste Pflege eine fast riesenhafte Größe, und Alles entwickelt sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Der Ansiedler zeigte mir Wein- und Maulbeerpflanzungen, die er vor zwei Jahren angelegt, und die in Europa vielleicht nicht in zwölf bis fünfzehn Jahren zu einer solchen Ausdehnung gediehen sein würden.

Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, durch das Thor Bab-Azoun. Hier war das Leben und Treiben wo möglich noch reger: nichts als Omnibusse, Pferde, Kameele, Cabriolets. Am possirlichsten erschienen mir die kleinen Eselchen, die das Land hervorbringt; sie sind von so geringer Größe, daß wenn ein Araber in seinem Burnus auf ihnen reitet, der Esel vollständig unter letzterem verschwindet, und

ichts übrig bleibt, als eine Art von Thier mit einem Menschen-
opf und den sonderbarsten Bewegungen.

Nach einigen Tagen wurde ich zu einem maurischen Ball ein-
eladen, oder was man mit diesem Namen zu bezeichnen beliebte.
Nachdem ich in Begleitung eines Mauren, der eine kleine Papier-
aterne in der Hand trug, durch die finsteren Straßen geirrt war,
ard ich in ein noch finstreres Haus im obern Theil der Stadt
eführt. Der Saal, ein längliches Viereck, ward nur durch eine
inzige an der Erde stehende Kerze erhellt; man zündete indessen
ald noch eine zweite an, so daß ich wenigstens die seltsamen Ge-
talten unterscheiden konnte, welche das Fest zierten. Rings um
en ganzen Saal kauerten oder lagen Araber, Mauren und die
äuptlinge oder Scheiks einiger fremder Stämme; der Herr des
auses aber, geschmückt mit seinem Haïk und zwei Burnus, trat
ir feierlich entgegen und ließ mir durch einen Sklaven einen
Stuhl bringen, eine Aufmerksamkeit, für die ich ihm sehr dankbar
ar, da ich mit meinen nach damaliger Mode sehr engen Bein-
eidern nicht wohl die Stellung der anwesenden Herren hätte
achahmen können. Nachdem ich nun Platz genommen, fing die
Musik an.

Das Orchester war folgendermaßen zusammengesetzt: Mitten
n Saale saßen vier Musikanten, Neger, auf der Erde; vor ihnen
and eine bunte Wachskerze; der Hauptmusikant strich mit einer
rt von stählernem Fidelbogen eine Art von Geige mit zwei Saiten;
wei kratzten mit einem Federkiel eine Art von Guitarre, und der
etzte klapperte unaufhörlich mit den Schellen eines Tambourins.
Sie brachten im Ganzen jeder nur zwei oder drei verschiedene Töne
ervor; aber diejenigen, denen diese Töne gefielen, konnten außer-
rdentlich zufrieden damit sein. Zu dieser Instrumental-Musik
am aber noch die Vokal-Musik; die Musikanten sangen den ganzen
bend in den kläglichsten Lauten, die man hören kann, die Lieder
hres Volkes und Landes.

Ein Diener, der einen Topf mit eingemachten Früchten in der
nen, einen Löffel in der andern Hand hielt, ging während dessen
ngs herum und bot uns eine Erfrischung an. Ich war so glück-
ch, daß er mir den Löffel zuerst in den Mund steckte; denn es
ersteht sich von selbst, daß derselbe Löffel zum Gebrauch der ganzen
Versammlung diente. Dann kam Sorbet, Kaffee und — Cham-
agner! Ja wahrhaftig, echter Champagner! Ein Maure, der fran-
ösisch sprach, erklärte mir — vielleicht um meine Gewissenszweifel
u beruhigen — daß dies kein Wein sei, und daß, wenn Moha-
ed den Champagner gekannt, er ihn sicherlich unter die Sorbets
ezählt haben würde. Man sieht, daß auch in der Religion der
Muselmänner ein gewisser Fond von Jesuitismus vorhanden ist,

und daß der Himmel mit sich reden läßt, denn der Champagner gilt in allen muselmännischen Ländern nicht für Wein.

Einige Araber schlürften mit Behagen kaltes Wasser, in welchem ein Myrthenzweig steckte; wie gern wär' ich ihrem Beispiel gefolgt, um meinen brennenden Durst zu löschen; aber ich hätte aus dem nämlichen Kruge mit ihnen trinken müssen, und der bloße Gedanke schon verjagte meinen Appetit. Nach einer Stunde konnte man vor dem Rauch der Pfeifen und Cigaretten fast nichts mehr unterscheiden; die beiden Kerzen glichen nur noch zwei trübrothen Feuerkreisen. Gegen eilf Uhr wurden die Damen hereingeführt, natürlich nicht die Damen des Hauses, denn diese sind niemals sichtbar, sondern Damen, deren Gewerbe darin bestand, bei Festlichkeiten zu tanzen. Es waren ihrer vier, alle kostbar gekleidet und mit Schmuck bedeckt; zwei von ihnen schienen noch sehr jung und hatten regelmäßige, man hätte sagen können, bezaubernde Züge, wenn sie nur nicht völlig ausdruckslos gewesen wären.

Die Musik beschleunigte nun ihren grabliedartigen Rythmus ein wenig, und ein fünfter Musikant nahm neben seinen Gefährten Platz. Sein Instrument, das „Narbuka“ genannt ward, bestand in nichts anderm, als einem irdenen, mit einem Fell bespannten Kruge, auf dem der Virtuos mit den Fingerspitzen herumtrommelte. Der Tanz begann. Während drei der Tänzerinnen mit untergeschlagenen Beinen am Boden warteten, stand die eine aufrecht vor den Musikanten, wo sie, ohne sich von der Stelle fort zu bewegen, ohne selbst einen Fuß zu rühren, sich nur nach dem mehr oder weniger schnellen Takt der Musik in den Hüften hin- und herschaukelte; dabei schwenkte sie ein paar seidene Tücher, die sie in den Händen hatte, bald nach rechts, bald nach links, und bedeckte sich damit bei einem gewissen crescendo der Musik das Gesicht. Jetzt ist der Augenblick da, wo die Lions des Landes sich erheben und auf die von Schweiß triefende Stirn der Tänzerin, je nachdem der Tanz ihnen mehr oder weniger Vergnügen gewährt hat, kleine Gold- oder Silbermünzen legen. Diese fallen in das seidene Tuch und werden zwischen den Tänzerinnen und Musikanten getheilt.

Nach den Damen erschien ein Spaßmacher, der in einer rohen und plumpen Weise jene parodirte; darauf fing man wieder an zu rauchen und Kaffee zu trinken, ich aber war bereits vollständig befriedigt, und da es ohnehin ein Uhr war, so warf ich mit der größtmöglichsten Würde der herrschenden Sitte gemäß zwei Fünffrankenstücke auf den Teppich und zog mich zurück.

Dergleichen maurische Festlichkeiten zeigen allerdings einen gewissen Anstrich von Originalität; aber sie haben für unsern Ge

chmack auch eben nur den Reiz der Neuheit, ohne dem Auge die Grazie und Mannigfaltigkeit unsrer Tänze darzubieten.

Da ich noch immer kein mir zusagendes Pferd gefunden hatte, o nahm ich das Anerbieten eines Freundes an, mir zu ein paar lusflügen in's Land auf einige Tage das seinige zu leihen. Noch annte ich nicht die Wonne, auf einem so geschmeidigen, sanften nd doch zugleich so feurigen Thier zu sitzen, wie ein solches Berber=ferd es ist. Man reist auf ihnen so bequem, wie in einem Fau=euil; selbst die weniger ausgezeichneten unter ihnen sind von großer Eleganz und ihr Fuß ist von einer Sicherheit ohne Gleichen. — Die um Theil reizend gelegenen Dörfer im Osten von Algier, die ich m ersten Tage passirte, sowie die Bevölkerung derselben, gewinnen hon eine gewisse Bedeutsamkeit, und sogar die Bodenkultur hatte ist das Aussehen unsrer europäischen Felder.

Am folgenden Tage ritt ich nach El=Biar, der Besitzung eines errn v. F., dessen Bekanntschaft ich in Algier gemacht, und der ich zu sich eingeladen hatte. Es war ein sehr unterrichteter Mann on ausgedehnten Verbindungen, der sein ganzes Vermögen daran esetzt hatte, um hier, drei Meilen von Algier, einen Grundbesitz ı erwerben. Er wohnte daselbst mit seinem Bruder, der den renden Beinamen „Lederstrumpf" führte, weil er der erste äger des Landes war. Die Wohnung glich einer kleinen Festung; nn da sie sehr einsam lag, so mußten ihre Bewohner darauf ge=ßt sein, sie zu vertheidigen, wie sie denn in der That erst vor rzer Zeit eine förmliche Belagerung ausgehalten hatten.

Es ist unglaublich, welchen Mühseligkeiten sie sich unterzogen atten, um diesen unkultivirten Boden anzubauen. Zuerst mußten e Zwergpalmen ausgerottet werden, ein Unkraut, das sich hier es Erdreichs bemächtigt, sobald die menschliche Hand ihnen dasselbe cht streitig macht. Dann mußte das Land ausgetrocknet, un=hlige Pflanzungen mußten angelegt, Wege eingerichtet, Gräben ıfgeworfen, Kalköfen, Ziegeleien, kurz alle Arten von Bauwerken ußten aufgeführt werden. Und trotz aller dieser Arbeiten schien ch mehr als die Hälfte zu thun übrig. Mit dem größten Interesse üfte ich die Schöpfungen dieser unermüdlichen jungen Leute. In litten ihrer ernsten Beschäftigungen waren sie aber auch nicht ne alles Vergnügen; besonders gehörte die Jagd zu ihren täg=hen Erholungen; sie waren von Wild jeder Art umgeben, vom ebhuhn und von der Wachtel an bis zum Wildschwein und Pan=er. So oft sie ihre Flinte über die Schulter hingen, wußten sie, welcher Jahreszeit es auch sein mochte, daß sie finden und treffen ürden, was ihnen beliebte.

An einer der Schweinsjagden nahm ich nach einiger Zeit in Ge=lschaft mehrerer mir befreundeter Offiziere Theil. Auf einem

mit vier muntern Pferden bespannten Wagen begaben wir uns schon Tags zuvor nach El=Biar, übernachteten hier und standen mit Tagesanbruch unser zwanzig wohlbewaffnete Jäger schußfertig in der Ebene. Eine Anzahl von Arabern mußte in die Sümpfe vordringen, um die Wildschweine aus ihrem Lager aufzutreiben; sobald sie sich zeigten, wollten wir unsere trefflichen Windhunde gegen sie hetzen. Wir vertheilten uns rings um einen mit Schilf bedeckten weiten Raum; kaum hatte ein Jeder seinen Posten eingenommen, so hörte ich auch schon das wilde Geschrei der Araber, und gleich darauf unterschied ich auf der entgegengesetzten Seite zwei schwarze massenhafte Gegenstände, die sich mit Windesschnelle fortbewegten. Die Hunde wurden losgelassen, und die Pferde galoppirten davon. Da ich meinen Platz am äußersten Ende hatte, so kostete es mich viel Mühe, den andern Reitern zu folgen. Bald waren sie mir ganz aus dem Gesicht verschwunden, und erst nach einer Viertelstunde bemerkte ich in einem Dickicht von Zwergpalmen „Lederstrumpf", der einmal über das andere ausrief: „Er ist verwundet! er ist verwundet!" Ich hatte keinen Schuß fallen hören, und konnte nicht begreifen, wie er das Thier getroffen haben wollte; bald aber ward mir die Sache klar.

Ich sah nämlich über den Zwergpalmen eine Art von kleinem Mastbaum hervorragen, der einem kleinen von Wellen geschaukelten Schiff anzugehören schien. Dieser kleine Mastbaum oder vielmehr dieser Stab bewegte sich sehr schnell und unregelmäßig hin und her. Zu gleicher Zeit mit „Lederstumpf" kam ich an eine Stelle, wo das Gestrüpp noch dichter ward, und wir erblickten einen prächtigen Eber, welchem die Lanze, die jener nach ihm geworfen, aufrecht zwischen den Schultern steckte. Lederstumpf hatte keine andere Art, die Wildschweine anzugreifen und seine Kühnheit und Geschicklichkeit in diesem gefährlichen Handwerk hatten ihm seinen wohlverdienten Ruf verschafft. Bald erschienen nun auch die Hunde, packten das unglückliche Opfer bei den Ohren, und einer der Araber machte ihm mit einem Messerstich in die Kehle vollends den Garaus.

Außer diesem erlegten wir an demselben Tage noch zwei Eber; der eine fiel durch einen Flintenschuß, während der andere von den Hunden gefaßt und von den Arabern erstochen wurde.

Was wir noch an Wachteln, Rebhühnern und anderm kleinen Wild erbeuteten, ist über alle Beschreibung; auch waren wir in zwei Tagen nicht weniger als achtzehn Stunden zu Pferde gewesen; das Vergnügen der Jagd war so groß, daß ich auch nicht die geringste Ermüdung verspürte.

II.

Die Löwenjagd.

Noch eine Jagdbegebenheit, und zwar diesmal nichts Geringeres als eine Löwenjagd. Bescheidener Weise, und um allen Täuschungen vorzubeugen, muß ich jedoch im Voraus bekennen, daß die Bestie mit dem Leben davon kam, ganz so wie wir selbst. Nun zum Anfang.

Seit längerer Zeit schon waren die Bewohner der Ufer des Hamis durch die Erscheinung eines Löwen von auffallender Größe beunruhigt worden. Früher schon hatte er zwei Gebirgsbewohner verschlungen, neuerdings sich aber mehr der Ebene zugewandt, wo der Reichthum an Vieh ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mehr Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit in seine Mahlzeiten zu bringen. Vor wenig Wochen waren zwei Offiziere Zeuge gewesen, wie er einen Eber verzehrte, dem er mit einem einzigen Schlag seiner Tatze den Schädel zerschmetterte, als ob es ein dünner Kuchen sei; einen Tag später trug er vor den Augen einiger Landleute einen Esel im Rachen davon mit derselben Leichtigkeit, mit welcher ein Hund ein Kaninchen tragen würde. In der letzten Woche erst hatte der Löwe einen arabischen Reiter kurz vor einer Waldung angegriffen. Dieser hatte, ohne den Sattel zu verlassen, auf ihn gefeuert, ihn aber nur leicht verwundet. Thörichterweise ergriff der Araber, sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verlassend, die Flucht; der Löwe verfolgte ihn durch das Dickicht des Waldes, und nur durch einen fast unglaublichen Sprung, welchen sein geängstetes Pferd über einen hinter dem Dickicht gähnenden Abgrund machte, ward der Fliehende gerettet. — Furcht und Schrecken waren endlich so groß, daß Niemand mehr seine Wohnung zu verlassen wagte.

Der Gouverneur befahl also eine allgemeine Jagd anzustellen; um aber so viel als möglich Unglücksfällen vorzubeugen, und besonders, um keine Verantwortlichkeit zu tragen, beschloß er, keine reguläre Truppen für das Unternehmen zu verwenden, sondern ließ verschiedene Stämme der Eingebornen auffordern, freiwillig Theil zu nehmen.

Bald war in ganz Algier von nichts mehr die Rede als von der großen Löwenjagd. Auch einige Jagdliebhaber unter den Offizieren schienen nicht abgeneigt, sich anzuschließen, selbst ich hatte die größte Lust dazu, doch wollte ich nur in großer und guter Gesellschaft das Wagestück unternehmen. Da ich hörte, daß auch der Commandant des französischen Wachtschiffes mit einigen seiner Offiziere und einem Theil der Mannschaft sich rüstete, so meldete ich

mich bei ihm und ward willkommen geheißen. Wir waren unser zwanzig Schützen und sollten unsere Position hinter den mit Piken bewaffneten Reitern einnehmen.

Eine Unzahl von Reitern und Wagen bedeckten an dem bezeichneten Morgen den Weg, der zu dem Stamm der Hamis führte. Im Augenblick aber, als auch unser Häufchen aufbrechen wollte, erschien ein Bote des Admirals, der sich der Abreise der Matrosen widersetzte, da ja auch der Gouverneur seine Soldaten nicht hatte riskiren wollen. Dies verursachte allgemeinen Schrecken unter unserer Gesellschaft, denn gerade auf der festen und sichern Haltung der Matrosen hatte unsere Hoffnung gefußt; mit ihnen schieden noch mehrere unsrer besten Schützen, und bis auf mehr als die Hälfte reducirt, traten wir unsern Weg an.

Als wir das Lager der Hamis erreicht, lud uns ein Spahi im Namen des Oberst D. ein, die Nacht in einem der Zelte zuzubringen, ein Anerbieten, in welches wir mit Freuden willigten, da wir schon gefürchtet hatten, unter freiem Himmel campiren zu müssen.

Bevor wir uns der Ruhe überließen, versammelte sich ein allgemeiner Kriegsrath, um sich über die Art des Angriffs auf den Löwen zu verständigen! Es war ein feierlicher Anblick, beim Scheine mehrerer Feuer diese buntgemischte Gesellschaft von arabischen Häuptlingen, Offizieren, Jägern 2c. in ihren mehr oder weniger malerischen Costümen zu beobachten, die Gesichter theils geröthet von der Gluth der Flammen, theils wie verklärt durch den bleichen Schimmer des Vollmondes. Der Oberst D. sprach das Arabische geläufig und übersetzte uns die Reden der Eingebornen. Einen der Häuptlinge hatte man gefragt, wo er wohl glaube, daß der Löwe zu finden sei, da er ihn noch Abends zuvor gesehen habe.

„Der Löwe ist bald hier, bald da," hatte er entgegnet. „Niemand weiß, wo er ist; das ist Gottes Sache!"

Ein Anderer war um seine Meinung wegen der zweckmäßigsten Aufstellung der Schützen befragt worden. Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf unser kleines Häuflein von Schützen und sagte:

„Ich rede nichts Unnützes; sobald Du Büchsen haben wirst, werde ich Dir sagen, was zu thun ist!"

Einen Dritten endlich fragte der Oberst, ob er es wohl für möglich halte, den Löwen zu tödten, ohne daß es ein Menschenleben koste.

„Der Löwe," antwortete er, „entflieht um so weniger, je größer für ihn die Gefahr ist. Die Frauen meines Stammes im Gebirge verfolgen den Löwen mit Stockschlägen, wenn er ein Stück Vieh aus unsern Heerden raubt, und jagen ihm nicht selten seine

Beute wieder ab. Aber hier, wo er sich von so viel Reitern eingeschlossen sieht, wird er sich niederkauern wie eine Katze, den günstigen Moment abwarten, und in drei Sprüngen wird er sein Opfer ergreifen. Nur auf dem Leichnam eines Menschen wird man ihn erschießen, und trifft man ihn nicht, so wird er sich ohne allzu große Eile zurückziehen. Auf alle Fälle wissen wir," fügte er hinzu, „daß ein gutes Pferd schneller ist, als er."

Diese Unterweisungen gaben uns zu denken.

Es ward endlich beschlossen, den Löwen am nächsten Morgen um fünf Uhr in der Nähe des Wassers zu erwarten. Hierauf trennten wir uns, um die Ruhe der Nacht zu suchen.

Da nur wenig Zelte vorhanden waren, so hatte man immer zehn Mann in eins quartiert, und ich fand keinen Augenblick Raum genug, um meine Beine auszustrecken. Vergeblich hoffte ich auf Schlaf. Die Schakale machten rings um das Lager einen Teufelslärm; die Hunde antworteten ihnen durch ein jämmerliches Geheul, die Pferde wieherten und stampften; die Araber schwatzten wie die Elstern; endlich ward es mir zu arg; ich stand auf, zündete eine Cigarre an und ging spazieren.

Ich hatte es nicht zu bereuen; nie werde ich die herrliche Nacht vergessen, welche ich hier verlebte. Die Feuer waren im Verlöschen, aber der Mond verbreitete eine hinreichende Helle, um die Scene zu erkennen, die sich mir darbot. Viele der Araber lagen in ihre weiten Burnus gehüllt zu den Füßen ihrer Pferde; einige rauchten schweigend den Chibuk neben den halb erloschenen Feuerbränden; andere hatten sich um das Zelt ihres Kaïd versammelt, eines schönen jungen Mannes mit bleichem, melancholischem Antlitz, der auf einen türkischen Teppich niedergestreckt, mit Gleichgültigkeit Gold- und Silberstücke an seine Freunde verspielte. Nur wenig Leute schliefen; und die muntersten weckten gegen zwei Uhr auch jene andern auf, so daß bald Alles auf den Beinen war. Wir sammelten uns um die von Neuem angezündeten Feuer, und schlürften mit Behagen den reichlich gespendeten Kaffee. Eine der ersten Sorgen der wirklichen Jäger war indeß, ihre Waffen zu putzen; denn es war ein so starker Thau gefallen, daß ich, als ich zufällig die Hand an meine Kopfbedeckung legte, mich unwillkürlich fragte, ob ich sie irgendwo habe in's Wasser fallen lassen.

Jetzt begann eine Zählung unsrer Kräfte; es fanden sich zweihundert Reiter und nicht mehr als vierundzwanzig Schützen zu Fuß. Der Oberst war damit sehr unzufrieden; viele der Araber hatten ihm nicht Wort gehalten; es kam hauptsächlich auf die Fußleute an; denn sie allein konnten in's Dickicht vordringen, in welchem sich der Löwe aufzuhalten pflegte.

Endlich setzten wir uns in Marsch; einer meiner Freunde, der

Hauptmann N., hatte die Absicht gehabt, sich unserm Peloton Schützen anzuschließen; da er aber sah, daß wir unser nur so wenige waren, zog er sich zurück, bestieg sein Pferd und rieth mir, ein Gleiches zu thun. Da ich das meinige jedoch gar nicht mit mir genommen, so mußte ich schon aushalten; auch hatte ich noch meinen Freund C. bei mir, der indessen kein besonders tüchtiger Jäger war; er hatte sich nur auf meine Bitte an der Parthie betheiligt, weil ich wünschte, daß er von sich sagen könne, er sei einmal in seinem Leben auf der Löwenjagd gewesen. N. drückte mir die Hand, empfahl mir Vorsicht und zog mit der übrigen Reiterei von dannen.

Ich erklärte mich jetzt als den Anführer unseres kleinen Häufchens. „Ich bin nicht gekommen," sagte ich zu meinen Gefährten, „um mich als Traqueur oder gar als Leithund gebrauchen zu lassen, wie man hier die Absicht zu haben scheint; ich werde mich nimmermehr in so kleiner Anzahl in das Dickicht begeben. Ich mag dem Löwen, der gegen Fußleute sehr unternehmend ist, nicht als Frühstück, noch den Herren Arabern, die gegen das schreckliche Thier sehr wenig unternehmend scheinen, als Schauspiel dienen!" — Alles stimmte mir bei; wir beschlossen, uns nicht von einander trennen zu lassen. Vereint schlugen wir denselben Weg ein, den vor uns die Reiterei genommen hatte. Auf einer Anhöhe, von wo sich die Gegend weithin überschauen ließ, waren wir bald Alle wieder beisammen; die Ebene vor uns war dicht mit Mastixstrauch, mit Zwergpalmen, Erdbeerbäumen, Wachholder, Ginster und Dornen bewachsen. Zwei Araber wagten sich ungefähr zwanzig Schritt weit in diese Ebene hinein, als sie uns plötzlich zu sich riefen. Alles eilte herbei und wir erblickten einen frisch getödteten und halb verzehrten Eber. Der Boden rings umher war zerstampft und der Eindruck, den die Tatze des Löwen zurückgelassen, noch deutlich sichtbar.

Jetzt ward beschlossen, vorwärts zu dringen; der Oberst ordnete hier und da an, aber er wagte nicht, unser kleines Peloton voran zu schicken. Während er noch zögerte, ließ sich plötzlich ein furchtbares Gebrüll vernehmen, dem ein tiefes Stillschweigen folgte. Alles war verstummt; wir sahen uns erschrocken an; Niemand rührte sich. Die Pferde erzitterten unter ihren Reitern, die Hunde schmiegten sich mit herabhängendem Schwanz an ihre Herren.

Als dieser erste Moment des Schreckens vorüber war, schien jeder Blick zu sagen: „der Löwe ist da!" — Es war in der That kein Zweifel mehr möglich; aber wie sollte man mit den Pferden in dieses Dickicht dringen, das kaum der Fußmannschaft zugänglich war? Die anwesenden Araber blieben gegen alle Vorstellungen des Obersten taub; sie wagten sich nicht hinein. Da ward dieser

von einer edlen Bewegung ergriffen, die auch uns zwang, unsere vorsichtige Haltung aufzugeben.

„Pfui über diese Feigheit!" rief er aus, sprang vom Pferde, und nahm eine Büchse. „Meine Herren, der Löwe ist da; nur zu Fuß können wir ihn aufjagen; wie viele sind da, die mir folgen?"

Wir waren nur noch achtzehn Schützen; die andern hatten sich absichtlich entfernt, oder waren zurückgeblieben.

„Nun wohl," fuhr er fort, „acht von Ihnen mögen mit mir kommen; die andern neun bilden ein zweites Peloton. So bahnen wir zwei Lichtungen in das Gestrüpp; rings umher postirt sich die Reiterei, und sobald sich der Löwe zeigt, wird sie ihre Schuldigkeit thun!"

Jetzt war es, ich muß es zu unsrer Ehre sagen, mit allem Zaudern ein Ende. Ich gestehe, daß ich nicht die mindeste Lust verspürte, mich fressen zu lassen; aber als der Oberst, der als Anführer des ganzen Unternehmens das erste Recht besaß, zu Pferde zu bleiben, uns ein so edles Beispiel gab, verlor ich jede Anwandlung von Furcht.

In den ersten Augenblicken hemmten die Zweige, Wurzeln und Dornen unsere Schritte dermaßen, daß wenn der Löwe sich jetzt gezeigt, Niemand von uns auf ihn hätte zielen können. Nur Einer hinter dem Andern drangen wir vorwärts; mein armer Freund, an dessen Anwesenheit ich allein Schuld war, sagte mit fast vorwurfsvoller Miene zu mir:

„Warum zum Teufel muß ich denn dabei sein?"

„Muth!" entgegnete ich. „Und laß es Dir zum Trost gereichen: wenn irgend Jemand verschlungen wird, so sind wir Beide es nicht."

Dabei wies ich mit dem Finger auf einen unsrer unglücklichen Gefährten, dessen außerordentlicher Leibesumfang ihm hier sehr hinderlich war, und der für unsern Feind einen fetten Bissen abgegeben hätte.

Mehrmals begegneten wir unterwegs der Spur des Löwen, dessen Hauptquartier augenscheinlich in unsrer Nachbarschaft war; wir verdoppelten daher unsere Vorsicht, und wären am liebsten auf den Fußspitzen gegangen.

Endlich hatten wir uns durch das Dickicht hindurch gearbeitet, und fanden uns am jenseitigen Saum mit unserm zweiten Peloton wieder zusammen. Nach einer kurzen Rast brachen wir jedoch wieder auf, um die Ebene nochmals in einer etwas andern Richtung zu durchschneiden. Wir waren noch keine zweihundert Schritte weit, als wir plötzlich Flintenschüsse fallen hörten, und gleich darauf jagte eine Hyäne an uns vorüber; doch erschien sie uns im Vergleich zu

dem, was wir hier erwarteten, so ungefährlich, daß wir auch nicht die leiseste Gemüthsbewegung empfanden.

Obwohl wir wiederum vielfach auf die Spuren des Löwen trafen, so beendeten wir doch auch unsern zweiten Zug, ohne daß er selbst sich gezeigt hätte. Der Oberst stieg jetzt wieder in den Sattel und befahl uns, der Reiter-Colonne in ein anderes Thal zu folgen. So zogen wir unter gewaltigen Anstrengungen aus einem Dickicht in's andere; überall nur die Spuren des Feindes, den wir suchten! Ohne daß Einer gegen den Andern seine Ansicht ausgetauscht hätte, waren wir Alle überzeugt, daß wir den Feind selbst in der ersten Ebene zurückgelassen hatten. Vielleicht waren wir nur zwanzig Schritt von ihm entfernt gewesen, während er es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, die geringste Notiz von uns zu nehmen! Wir hätten über ein paar hundert Schützen zu Fuß gebieten müssen, statt dessen waren wir nur unser achtzehn!

Gegen Mittag, als wir vor Hunger, Durst und Erschöpfung fast erlagen — denn wir hatten nichts genossen, als eine Schale Kaffee um drei Uhr Morgens — machte ich meinen Gefährten den Vorschlag, in unsere Zelte zurückzukehren. Alle waren damit einverstanden. Unterwegs, da wir uns auf einer Anhöhe befanden, sahen wir die Reiterei ihre Büchsen laden, zielen, schießen. Es wurden zwei Eber erlegt. Wir ließen uns indeß dadurch nicht abhalten, so rasch als möglich unter unsere Zelte zu eilen, wo wir eine gute Mahlzeit in Bereitschaft fanden. Zwei Stunden später trafen auch die Reiter mit den zwei Ebern und einer Hyäne ein.

Um vier Uhr Nachmittags war Alles auf dem Rückweg nach Algier begriffen, in hohem Grade mit dem Resultat der Jagd zufrieden; denn wenn wir den Löwen getroffen und irgend ein Opfer zu betrauern gehabt hätten, so wäre dasselbe sicher aus unsern Reihen gewesen, da die Araber zu feige sind, um ihr Leben daran zu wagen.

Eine noch viel lebhaftere Aufregung als wir, hatte aber Freund N. empfunden, der uns, wie man sich erinnern wird, verlassen hatte, um sich der Reiterei anzuschließen. Ein Mann von wahrhaften Muth, war er, nachdem unser Peloton sich ins Dickicht begeben, uns auf dem von uns gebahnten Wege eine Strecke nachgefolgt. In einem Moment, wo er sich von der ganzen übrigen Jagdgesellschaft entfernt sieht, bäumt sich plötzlich sein Pferd hoch auf, seine Haare stehen zu Berge, er vernimmt ein rauhes, dumpfes Geschrei und erblickt ein großes gelbfahles Unthier, welches sich hinter einem Gebüsch emporrichtet. Er giebt sich keine Rechenschaft von dieser Erscheinung, spornt sein Pferd und jagt zurück, fest überzeugt, daß das gewaltige Thier ihm auf der Ferse folgt. Endlich

hat er das Dickicht im Rücken, er hält an, und sieht — ein friedliches Kameel, das unzufrieden murrt, weil man es aus seiner Ruhe aufgestört. „Niemals in meinem Leben," sagte N., „habe ich einen solchen Schreck empfunden; ich habe in Wahrheit das „Löwenfieber" gehabt.

Außer einem Streifschuß, den ein junger Offizier durch das unzeitige Losgehen seines Gewehrs in den Arm bekommen, hatte sich bei dem Unternehmen kein Unfall ereignet, und die Löwenjagd war somit möglichst ungefährlich abgelaufen.

III.

Feuerfresser, Hadjuten und Kabylen.

Mein Leben in Algier nahm jetzt für eine Weile einen ruhigeren Verlauf; viele meiner Bekannten waren abwesend; der einzige fast, der mir geblieben, war C., und mit ihm brachte ich gewöhnlich die Abende zu, emsig beschäftigt, seine stets von Neuem gefüllte Cigarrenbüchse zu leeren. Am Tage war ich meist auf Ausflügen ins Gebirge, in die Ebene, an's Meeresufer begriffen; denn Algier ist in Wahrheit das klassische Land der Promenaden. Immer neue herrliche Punkte, die man entdeckt, und die uns immer weiter und weiter hinauslocken!

Endlich eines Abends, nachdem wir uns reichlich mit Cigarren aus vorerwähnter Büchse versehen, schlug mir C. vor, die „Hdrh" (spr. Adra) oder „Feuerfresser" zu besuchen. Dies ist eine mohamedanische Sekte, die sich zu gewissen Zeiten des Jahres versammelt, um auf ihre Weise ein Fest zu feiern, welches seinen Ursprung aus der christlichen Religion herschreiben soll. Diese Leute nennen sich nämlich auch „Beni-Aïssa", was nichts Anderes bedeutet als „Söhne Jesu". — Jesus, erzählen sie, sei einst mit seinen Jüngern in der Wüste gewesen, und als dieselben zu murren und über Hunger zu klagen begannen, habe er zu ihnen gesagt: „Was murret Ihr? Habet den Glauben, und Ihr werdet finden, was Euch fehlt! Esset Insekten, Steine, esset Feuer, und wenn Ihr den Glauben habt, so werden diese Insekten, diese Steine, dieses Feuer selbst sich in Nahrung für Euch verwandeln." — Dieses ist das Wunder, welches von den „Beni-Aïssa" gefeiert wird.

Die Versammlung ist keineswegs öffentlich; nur durch einen

der höher gestellten Polizeibeamten erlangten wir den Zutritt. Es ist doch gut, überall Freunde zu besitzen!

Mehr als fünfzehn Musikanten, darunter einige mit Schellen, Trommeln von ungewöhnlicher Größe, saßen niedergekauert im Kreis in dem innern Hof eines maurischen Hauses. Nach dem Klange dieser infernalischen Musik setzten sich zwei oder drei Individuen in Bewegung, machten Grimassen und drehten den Kopf in einer kreisförmigen Linie und mit einer schwindelnden Schnelligkeit. Je nachdem die Musik ihren Rhythmus beschleunigte, wuchs auch die Wuth, eben so wie die Zahl der Verzückten, und schon nach Verlauf von wenigen Minuten zählte ich ihrer zwanzig. Es entstand ein entsetzlicher Lärm; selbst die Frauen, die sich als Zuschauer über uns auf den Galerien befanden, fingen mit aufgelöstem Haar und unter Ausstoßung kreischender, wilder Laute an zu tanzen.

Es dauerte nicht lange, so stand vor dem Munde eines der Begeisterten ein dicker weißer Schaum, und mit lauter Stimme rief er nach Feuer. Man reichte ihm eine flache, rothglühende Schaufel. Er packte sie mit Raserei, biß krampfhaft hinein und leckte mit der Zunge darüber. Einige Andere suchten die Stimme und das Geschrei des Kameels nachzuahmen, warfen sich über stachlichte Kaktuspflanzen und verschlangen die Blätter, als ob es Kuchen sei. Ein Andrer spielte mit einer Schlange, indem er sich Armbänder und einen Turban davon machte; dieser verschlang mit einem Gesicht voll der höchsten Seligkeit einen Scorpion; jener bohrte sich scharfe eiserne Spitzen in's Auge; einige endlich balancirten mit nacktem Leibe auf der Schärfe eines bloßen Säbels. Mit einem Wort: sie überließen sich unter einem Gebrüll, das uns fast taub machte, allen nur erdenklichen Thorheiten. Zwei von uns Zuschauern mußten sich zurückziehen; ich selbst hatte von Anfang an die größte Neigung dazu verspürt, aber ich überwand meinen Ekel und mein Entsetzen und hörte und sah zuletzt kaltblütig zu.

Man nahm an diesem Abend einen jungen Neophiten von zehn bis zwölf Jahren in die Sekte auf. Das arme Kind jammerte mich, als man ihm das Feuer reichte, — und doch hatte es dasselbe *gefordert*. Es weinte ein paar Thränen, schüttelte mit dem Kopf, und fing wieder an, wie unsinnig zu tanzen. Uebrigens hatte die Aufnahme einen gewissen, eigenthümlich feierlichen Anstrich. Während man den kleinen Mauren empfing, sangen die Alten Gebete, rauften sich den Bart, die Frauen stießen ihr Geschrei aus, und die dumpfe Trommel ließ ihr betäubendes Geräusch ertönen. Man glaubte sich im Vorzimmer der Hölle zu befinden.

Tags darauf war ich Zeuge eines würdigern Schauspiels, nämlich einer Revue der sämmtlichen Truppen der Garnison zu

Ehren eines in Algier anwesenden Prinzen. Derselbe hatte seine Wohnung der meinigen gegenüber, und war Schuld, daß ich mich fast alle Morgen beim Ausgehen mit den Füßen in Straußenbeinen verwickelte, oder in die Klauen von Panthern und jungen Löwen gerieth, welche die Araber dem „Sohn des großen französischen Sultans" als Geschenke dargebracht.

Nachdem die Truppen der Garnison vor dem Prinzen vorbei defilirt waren, kamen die Araber der benachbarten Stämme, unter ihnen der schöne Kaïd der berühmten Hadjuten, um die sogenannte „Fantasia" auszuführen. Diese besteht darin, zu Pferde in der größtmöglichsten Geschwindigkeit auf die hohe Person zuzueilen, indem man das Gewehr über dem Kopfe schwingt und das Kriegsgeschrei ausstößt, dann aber plötzlich anzuhalten und zu feuern. Diese Araber gewähren, von Pulverrauch und vom Kriegsgeschrei aufgeregt und erhitzt, einen wundersam interessanten Anblick. Die Arme und Beine nackt, den Burnus im Winde flatternd, die Einen mit Gold bedeckt, Andere in der ganzen Einfachheit des numidischen Kostüms, erschienen und verschwanden sie mit der Eile des Windes, mit der Schnelle des Blitzes.

Dieses schöne Schauspiel hätte übrigens dem Prinzen theuer zu stehen kommen können. Beim ersten Anlauf fielen die Schüsse zu dicht vor der Nase seines Pferdes; das scheu gewordene Thier bäumte sich, warf den Reiter ab und ging durch. Dieser war mit dem Fuß im Steigbügel hängen geblieben, und ward wohl zwanzig Schritt weit fortgeschleift, bis endlich das Pferd umringt und aufgehalten ward.

Wenige Tage später rückten alle diese Truppen aus; es handelte sich darum, neue Stämme der Kabylen zu unterwerfen, und der Gouverneur hatte bereits Proclamationen an dieselben erlassen. Einige hatten als Zeichen der Unterwerfung ihre Pferde geschickt, andere dagegen voll Hochmuth geantwortet; unter diesen besonders Ben-Salem, der Anführer der Flitta's.

„Ich werde mich," schrieb er an den Marschall, „mit sechshundert Reitern an einen Ort begeben, den Du mir bestimmen magst. Nimm auch Du sechshundert von Deinen besten Pferden, und wir wollen uns mit einander messen. Bin ich der stärkere, so wirst Du mich zufrieden lassen, und ich werde den Tribut nicht bezahlen; werde ich besiegt, so werde ich zahlen und mich unterwerfen."

Der Marschall antwortete ihm: „Es ist ein ungleicher Kampf, den Du mir vorschlägst. Komm an die Ufer des Isser mit Deinen sechshundert Pferden; ich werde, damit unsere Kräfte gleich seien, nur zweihundert Reiter senden; auch verspreche ich Dir im

Voraus, daß weder meine Artillerie, noch meine Infanterie Dich beunruhigen sollen."

Dies war also eine Herausforderung von beiden Seiten. Der Schwadronchef, der die zweihundert Reiter anführte, aber war Niemand anders als mein Freund N., derselbe, welcher vor nicht langer Zeit das „Löwenfieber" gehabt. Er fordert mich auf, ihn eine oder ein paar Tagereisen weit zu begleiten, mit ihm unter seinem Zelt zu schlafen, und in seiner und in seines Obersten Gesellschaft zu speisen. Es sollte mit einem Wort weder mir noch meinem Pferde an an irgend etwas fehlen. Das Alles klang gar zu verlockend, und ich willigte ein. Früh Morgens am bezeichneten Tage schloß ich mich an der Seite meines braven N. dem Jäger-Regiment an und sah dem Ausrücken der ganzen Mannschaft zu. Welch' seltenes Schauspiel! Das waren nicht jene geschniegelten und gebügelten Truppen, die wir daheim auf unsern Paradeplätzen exerciren sehen, dicht bei ihren Kasernen, wo sie stets ein Obdach vor schlechtem Wetter und ein warmes Süppchen gegen die Kälte finden! Das waren Bursche, schwarz, sonnverbrannt, mit langem Bart; die Kapuze zurückgeworfen, um der Patrontasche Raum zu geben, das rothe oder roth gewesene Käppi auf dem Ohr; einen Sack mit Lebensmitteln für sieben Tage; eine Kasserolle auf der einen, und ein Trinkgefäß auf der andern Seite; kurz mit dem ganzen Zubehör, um allein mit sich fertig werden zu können, da man hier niemals weiß, ob nicht alle andern Hülfsquellen plötzlich einmal versiegen.

Endlich verkündeten die Trommeln, die Trompeten und die Musik den Moment des Abzuges; voran ritt der Marschall mit seinem Stabe. Sehr gut nahmen sich die Infanterie-Regimenter mit ihrer Last auf den Schultern aus; dann kamen die Pontonniers mit ihren beladenen Maulthieren; hierauf das Bataillon der Zuaven, mit dem Zunamen der „Schakale"; endlich die prächtige Gensd'armerie, die schönsten Leute der Armee. Ihr folgten die mit Lebensmitteln und Munition belasteten, und von zwölfhundert Arabern geführten Maulthiere und Kameele.

Durch einen Zwischenraum von dieser getrennt, setzte sich die Cavallerie in Bewegung, darunter die Spahis mit ihren rothen Burnus und ihren stolzen Pferden; endlich zuletzt rührten sich die Jäger, zu denen mein Freund und ich uns zählten. Wir bildeten so zu sagen den Nachtrab, hier in Afrika der schönste Posten, da die feindlichen Angriffe immer nach dieser Seite hin stattfinden und fast niemals auf die Spitze der Colonne gerichtet sind.

Es war nicht leicht, am Abend einen geeigneten Platz zu unserm Bivouac ausfindig zu machen; der Boden war in Folge der anhaltenden Regengüsse noch feucht und sumpfig; die Kameele aber

weigerten sich, weiter zu ziehen, und die Maulthiere legten sich gar mitten im Schmutz nieder. Das gab ein Rufen, Schreien, Toben und Fluchen von vielen tausend menschlichen und thierischen Stimmen. Endlich war indessen die Lagerstelle gewählt, und in wenig Augenblicken erhob sich wie durch einen Zauber die leinene Zeltstadt. Hier sah man Waffen putzen, dort ward Toilette gemacht, allenthalben loderten die Feuer auf; die Heerden mußten ihren Tribut zahlen, die Speisen wurden vertheilt, und mehr als zweitausend Kessel kochten zu gleicher Zeit. Ich hatte einen ganz herzhaften Appetit, einen echten Jägerhunger, und als ich mit dem Oberst und meinem Freunde unter einem guten Zelte zu Tische saß, gestand ich, daß ich nie zu Hause auf silbernem Service mit so viel Behagen gespeist. Der Champagner ward meinem ersten Bivouac zu Ehren nicht gespart, und wir stießen an auf das Zusammentreffen mit Monsieur Ben-Salem.

Nach beendeter Mahlzeit durchwanderte ich beim Mondschein das Lager, wo noch die Tausend Feuer glimmten. Ein tiefes Schweigen war der frühern allgemeinen Aufregung gefolgt; fast Alles lag im Schlummer, nur in den Zelten einiger Offiziere und des Marschalls sah man noch Licht, als Beweis, daß man hier auf den morgenden Tag dachte. Auch ich begab mich zur Ruh', nachdem ich nach meinem Pferde gesehen; aber der ersehnte Schlummer wollte sich nicht finden. Alle Augenblick hörte man Pferdegewieher und Hufestampfen; die Schildwache ließ von Zeit zu Zeit ihren Ruf ertönen, und auf jedes Geräusch antwortete das gellende Geheul der Schakale, die das Lager umschlichen. Endlich um drei Uhr Morgens ertönte die Reveille; nie wirkte die schönste Musik im glänzend illuminirten Opernsaal so begeisternd, so elektrisch, wie bei aufgehender Sonne hier in der Wüste die Reveille.

Mit unglaublicher Schnelligkeit waren von den Pontonniers zwei Brücken über den vorbeiströmenden Fluß geworfen; es war ein entzückender Anblick, diese achttausend Menschen im Glanz der Morgensonne am jenseitigen Ufer hinaufziehen und sich beim Schall der Musik in die Gebirgsgründe verlieren zu sehen. Als Alles sich entfernt hatte, kam ich zu meinem Jäger-Regiment zurück, das erst eine Stunde später aufbrechen sollte. Wir genossen zum Frühstück eine köstliche Zwiebelsuppe und eine Tasse guten Kaffee; dann zündete ich eine Cigarre an, dankte dem Oberst für seine Gastfreundschaft, drückte meinem braven Freund die Hand, und trat mit schwerem Herzen meinen Rückweg nach Algier an; denn hätte ich den Fluß überschritten, so hätte ich die ganze Expedition mit ihnen machen müssen.

Während man mir noch Rathschläge für meinen Ritt ertheilte,

kam ein Neger von einem der Gebirgsstämme zu uns geflüchtet und bat um Aufnahme in unser Lager, da er bei seinem bisherigen Herrn zu hart behandelt worden sei. Er versprach, die Pferde zu verbinden und sich nützlich zu machen, wo er nur könne; vor allen Dingen bat er um ein Stück Brod, da er vor Hunger fast umkomme. Man versprach, ihn da zu behalten, drohte aber, bei dem geringsten verdächtigen Schritt ihm sogleich den Kopf abschneiden zu lassen. Er schien entzückt von dieser Bedingung und trat seinen Dienst sogleich an. Wenige Tage später indessen erfuhr ich, daß der Unglückliche ein Spion Ben-Salem's gewesen, und daß in Folge der Mittheilung dieses Umstandes durch einen Gefangenen die schreckliche Drohung buchstäblich an dem Neger ausgeführt worden war. Die Hitze wurde so groß, daß mehrere Leute von den Truppen am Schlagfluß starben; auch ich hatte auf meiner Rückkehr nach Algier nicht wenig von der brennenden Sonne zu leiden.

Uebrigens lief die Expedition siegreich für uns ab; ein paar tausend Kabylen wurden getödtet oder gefangen; ein Dorf wurde niedergebrannt, mehrere andere geplündert, und die Ernten verwüstet. Dies ist einmal die Art der Kriegführung in Algier; ja es kommen selbst hier und da Grausamkeiten vor, die man am besten mit Stillschweigen übergeht, da sie, Gott sei Dank, nur zu den Ausnahmen zählen.

Ungefähr einen Monat nach dem Ausrücken unsrer Truppen empfing ich einen Brief von meinem Freunde N., der mir seine Erlebnisse seit unsrer Trennung schilderte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Oeffnen des Briefes zwei unförmliche Dinger von ekelhaftem Anblick herausfallen sah. Ich konnte nicht begreifen, was dies zu bedeuten habe, und glaubte fast, es seien Champignons oder eine neue Art von Morcheln, als ich mich plötzlich erinnerte, daß mich mein Freund bei unserm Abschied gefragt, was er mir von der Expedition mitbringen solle, und daß ich ihm scherzend geantwortet: „Schicke mir die Ohren des ersten Kabylen, den Du tödten wirst.“ Er hatte Wort gehalten, und diese beiden Morcheln waren nichts anders als — zwei Kabylenohren.

Entsetzt schob ich mein Frühstück, das ich eben hatte verzehren wollen, zurück.

Diese Sitte des Ohrenabschneidens ist übrigens noch nicht sehr alt bei unsern Spahis. Um sie zum Kampf anzuspornen, bewilligte man ihnen nämlich eine bestimmte Summe für den Kopf, so daß sie, sobald sie einen Feind niedergestreckt, ihm denselben abschnitten und mit Sorgfalt an ihrem Sattel befestigten. War nun die Zahlung geschehen, so wurden die Ohren von den Köpfen abgeschnitten, damit nicht derselbe Kopf zweimal zur Bezahlung gebracht werden konnte. Späterhin fand man es ausreichend, nur die beiden

Ohren allein als Beweisstücke vorzeigen zu lassen. Man erzählte mir in Bezug hierauf eine Anekdote von zwei Eingebornen, die, um ihre Einnahme zu erhöhen, übereinkamen, jeder eins von seinen eigenen Ohren daran zu setzen. Unglücklicher Weise erkannte der mit der Zahlung beauftragte Beamte zwei linke Ohren, und wollte das Geld nicht eher geben, als bis auch die rechten vorgezeigt würden. Er wartet heute noch darauf. Die beiden Eingebornen nahmen sich indessen ihr Unglück nicht sehr zu Herzen; sie trugen hinfort ihren Turban „à la tapageur", d. h. auf dem linken Ohr — welches sie nicht mehr hatten.

IV.

Maurische Bäder und Hotels.

Der Oberst J., dessen interessante Bekanntschaft ich in Algier gemacht, hatte mich eingeladen, ihn über Blidah nach Cherchell zu begleiten, wohin ihn seine Geschäfte riefen, und wo sich in den dortigen altrömischen Ruinen meiner Vorliebe für Antiquitäten mancherlei Stoff darbot.

Den Weg nach Blidah legten wir zu Wagen in etwa fünf Stunden zurück; man durchschneidet auf dieser Reise die schöne und fruchtbare Ebene, die Metidja, und während man die Gebirge hinter sich zurückläßt, tritt man in weite endlose Sümpfe ein. Sie gleichen aus der Ferne einem großen See, auf dem man von Zeit zu Zeit weiße Störche und Millionen von Staaren sieht. Diese letztern fliegen in so gedrängten Massen, daß ich ihre Flüge oftmals für Wolken hielt.

Je mehr wir uns Blidah näherten, desto stärker ward der Duft der Orangen- und Citronenbäume, von denen diese Stadt weithin umgeben ist. Dazu schlängelten sich tausend Bäche durch das üppige, reiche Gras, und an ihren Ufern sproßte eine so dichte Menge der mannigfaltigsten Blumen, daß man wie auf einem türkischen Teppich wandelte. Die Umgebung der Stadt gleicht einem wahren Paradiese; die fernen Berge sind von einem so tiefen Blau, und zeichnen sich mit einer solchen Reinheit und Klarheit auf dem durchsichtigen Aether ab; die Weideplätze, die Gefilde sind so grün; die Nachtigallen, die Finken, die Grasmücken, die ich alle in Algier

kaum bemerkt, waren so munter und liederreich, daß ich ganz berauscht von diesen Wonnen meinen Einzug hielt.

Bald aber stellte sich nach den Anstrengungen der Reise bei der glühenden Hitze ein so heftiger Kopfschmerz bei mir ein, daß mir die Gedanken fast vergingen, und ich den Rath des Oberst J. befolgte, ein Bad zu nehmen. Diese Operation — denn so kann man ein maurisches Bad mit Recht nennen, weil es für den, der es giebt, eine nicht geringe Arbeit ist, während derjenige, der es empfängt, unter seinen Händen zu einem vollkommen widerstandslosen Dinge wird — diese Operation also wirkte Wunder an mir, und belebt, frisch genesen ging ich daraus hervor.

Man führte mich zuerst in einen sehr dunkeln und feuchten Saal, an dessen Thür ich kaum den weißen Bart eines alten ehrwürdigen Mauren unterschied, dem ich meine Uhr und meine Ringe anvertrauen mußte. Sobald man die Schwelle dieses düstern Raumes überschritten, gehört man sich selbst nicht mehr an.

Zwei Mozabiten, Kinder der Wüste, mit kupferrother Haut, bemächtigten sich meiner und entkleideten mich von Kopf bis zu Fuß. Dann warfen sie mir ein großes Tuch um die Schultern und schleppten mich in einen dritten Saal, der so mit heißen Dämpfen angefüllt war, daß ich glaubte, man bringe mich in die Küche des Teufels. Vier oder fünf Burschen, nackt wie Würmer, schwarz wie Maulwürfe, glänzend wie Schlangen und häßlich wie die Affen, nahmen mich hier aus den Händen meiner Führer in Empfang und unterstützten mich beim Gehen, damit ich auf den von Feuchtigkeit rieselnden Dielen nicht ausglitt. Sie führten mich in die Mitte dieser Höhle, wo sich eine Art von Tabernakel, Altar oder Opferstein befand, auf welchen sie mich der Länge nach niederlegten. Ich war überzeugt, daß man mich hier abschlachten wolle, und daß ich nichts mehr zu thun habe, als meine Seele Gott und allen Heiligen zu empfehlen.

Bald in der That empfand ich eine sengende Hitze; der Athem wollte mir vergehen in den erstickenden Dämpfen, die mich umgaben, und rings umher aus den Winkeln der finstern Höhle glaubte ich Seufzer, Gestöhne und Grabeslieder zu vernehmen.

Als ich nach Verlauf einiger schrecklicher Minuten unter den Händen meiner Peiniger die gewünschte Temperatur erlangt hatte, nahmen sie mich von dem Stein herunter, schleppten mich in einen jener Winkel, aus denen die Klagen hervordrangen, und wo sich, wie mir jetzt klar ward, andere Patienten gleich mir befanden. Hier legte man mich auf eine glänzende Platte nieder, über welcher ein Hahn mit kochendem Wasser sprudelte, ganz in der Stellung der Ertrunkenen, die man zu Paris in der Morgue ausstellt, und über deren Häuptern auch unaufhörlich ein Wasserstrahl rinnt.

Ein Mozabite nahm mich zwischen seine Beine, überzog mich mit schwarzer Seife, spülte mich, rieb mich, wand, reckte mich, ließ meine Knochen knacken, dehnte mir die Glieder, bog mich hin und her, knetete und rollte mich, Alles mit Begleitung der schauerlichen Lieder seiner Nation. Nun erschienen ein paar neue Affen, brachten mich unter einen andern Hahn, der den letzten Rest der Seife von mir entfernte, wickelten mich dann in weiches feines Leinen, und machten mir künstlich einen Turban zurecht, so daß ich das treue Abbild einer ägyptischen Mumie war.

So ward ich in ein viertes Zimmer geschafft, auf eine Matratze niedergelegt, und hier begann ich endlich, ein gewisses Wohlbehagen zu empfinden. Mein Blut fing an, sanfter und ruhiger zu strömen; eine laue Temperatur durchdrang meine Glieder; mein Kopf wurde frei und klar, und eine nie gekannte Seligkeit bemächtigte sich meiner. So blieb ich wohl eine Viertelstunde liegen, als ein Sklave erschien und mir eine lange Pfeife und Kaffee brachte. Darauf zog ich meine Kleider wieder an, zahlte eine sehr mäßige Summe, und war entlassen, frisch und wohl, und ohne die mindeste Erinnerung an die Anstrengungen meiner Reise. —

In Cherchel kannte ich keine lebende Seele, und der Oberst J. war namentlich während der ersten Tage so mit Geschäften überladen, daß mir seine Gesellschaft dadurch gänzlich entzogen ward. Ich erkundigte mich daher bei einem Matrosen, der mir begegnete, nach einem Gasthof, und wurde von ihm in das Haus eines Colonisten, Weinhändlers, Gewürzkrämers und Cafetiers gewiesen, der ein paar unbewohnte und zerfallene Häuser aufgekauft hatte. Die ehrliche Seele führte mich in eine Art maurisches Haus, von dem nur noch die vier Wände und eine von Erdbeben und Alter ganz zertrümmerte Stube vorhanden waren. Es stand ein mit Staub und Spinneweben bedecktes Feldbett darin, und um das Meublement zu vervollständigen, ließ ich noch einen Strohsack und eine Bank hinzufügen. Ich hatte nichts weniger als ein Hotel royal in Cherchel erwartet, aber beim Anblick dieser Oede und Verlassenheit, dieser Spalten in allen Wänden, dieser graugrünen Feuchtigkeit, die den Boden und die Mauern bedeckte, dieses nur durch einen Nagel verschlossenen und aller seiner Scheiben beraubten Fensters, dieser nur halb in ihren Angeln hangenden Thür, die durch einen Stein zugehalten werden mußte, dieser Ratten, die bei unserm Eintritt über unsere Füße liefen, dieser beiden Scorpione, die ich aufmerksam beobachtete, ehe ich sie mit meinem Stock todt schlug — bei diesem Anblick, ich gestehe es, sank mir für einen Augenblick der Muth. Ich machte indeß so schnell als möglich ein

wenig Toilette und entfernte mich dann, um die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Die frische Luft und Bewegung machten mir bald Appetit; ich mußte daran denken, etwas in den Magen zu bekommen. Zufällig ging ich gerade bei einem frisch geweißten Hause vorüber, das eine zwei Fuß hohe Inschrift trug: „Restauration der Colonie"; „man speist à la carte". — „Gut!" dacht' ich, „das ist mein Mann!" — Dieser großartige, berühmte Restaurateur war ein Spanier, der mit einer weiten Küchenschürze von etwas zweifelhafter Reinlichkeit vor der Thür stand und mit Behagen eine Cigarre rauchte. Sobald ich eintrat, bot er mir ein Glas Absynth, das in Algier eine große Rolle spielt, das ich aber höflichst dankend ausschlug. Ich bat um Brod und was er sonst hätte, um das Mahl zu vervollständigen.

An den Tischen saßen in dichten Gruppen schon Soldaten und Arbeiter; als der Wirth mich aber nöthigte, bei ihnen Platz zu nehmen, sagte ich ihm, daß ich die Gewohnheit hätte, sehr schnell zu essen, und deshalb allein zu sitzen wünsche. Nur mit Mühe ward eine Ecke an einem Tisch für mich eingeräumt, und eine Portion von einer sonderbaren Speise vor mich hingestellt, die sich weder beschreiben noch analysiren läßt, da ich nicht in's Klare darüber gekommen bin, woraus sie eigentlich zusammengesetzt war.

Die Garnison der Stadt bestand nur aus „Zephir's", die den Ruf der geschicktesten und kühnsten Diebe genossen, so daß man mich Abends warnte, ja vor ihnen auf meiner Hut zu sein. Ich suchte also den Nagel meines Fensters so fest als möglich zu klopfen, legte meinen Dolch unter den Strohsack, und schlief trotz der nächtlichen Promenaden der Ratten auf meiner Decke und der Flöhe auf meinen Beinen, und trotz des Geheuls der Schakale in den Straßen der Stadt bald ein.

Bei meinem Erwachen fand ich meine Kleider und Stiefel von der Feuchtigkeit des Zimmers so durchnäßt, als ob sie im Wasser gelegen, und ich hatte eigentlich nicht übel Lust, bei meinem Wirth auf Schadenersatz anzutragen.

Dies waren für einige Tage mein Quartier und meine Mahlzeiten; ich kann indessen nicht sagen, daß ich mich gerade übel dabei befand; täglich mehrmals genoß ich einen herrlichen maurischen Kaffee, der mir immer von Neuem Stärkung und Wohlbehagen verschaffte.

Ein Jahr früher war noch die ganze Umgegend von Cherchell im Kriege begriffen; jetzt aber war allerwärts Ruhe und Friede; die Stämme der Kabylen hatten sich unterworfen, und

brachten täglich ihre Hühner und Hammel zum Verkauf nach der Stadt.

In der Nähe von Cherchell finden sich noch die Ruinen einer altrömischen Stadt, die nach dem weiten Umkreis der zertrümmerten Mauern, den ungeheuren Marmorsäulen, dem Circus, der jetzt den Ochsen als Weide dient, und den Tempelresten, aus denen man Moscheen gemacht hat, zu urtheilen, von beträchtlicher Größe gewesen sein muß. Auch der Hafen von Cherchell war von den Ruinen eines alten Tempels, der hier einen Felsen krönte, und von einem Erdbeben hinabgeworfen ist, ganz verschüttet worden, so daß ich die Zephir's beschäftigt fand, ihn zu reinigen. Diese Zephir's sind zu jeder Art von Arbeit tüchtig; ihre Geschicklichkeit ist geradezu sprichwörtlich geworden; auch von ihrer Unerschrockenheit und Tapferkeit erzählt man viele Beispiele: Ein Offizier hatte an der Spitze von etwa sechzig Zephir's einen ansehnlichen Trupp Kabylen zurückgedrängt. Da er indessen das Leben seiner kleinen Bande nicht unnützer Weise auf's Spiel setzen wollte, so ließ er zum Rückzug blasen. Dies ist der Moment, wo stets die zerstreuten Kabylen wieder erscheinen, sich sammeln und ihren Feind verfolgen. Sie näherten sich mehr und mehr, und schon hatten ihre Kugeln diesen oder jenen von den letzten Zephir's erreicht. Besonders bemerkte der Offizier einen seiner Leute, der weit zurückgeblieben war und wenig Eile zu haben schien, den andern nachzukommen. Er rief ihn daher und gab ihm ein Zeichen, seine Kameraden einzuholen. „Ach, Herr Hauptmann," entgegnete der Zephir, indem er seinen Proviantbeutel an die Erde warf, „es wird mir zu heiß; ich muß erst ein frisches Hemd anziehen!" Und wirklich, er nahm ein Hemd aus dem Beutel, zog es an und packte das andere fort; dann griff er gelassen wieder nach seinem neben ihm auf dem Boden liegenden Gewehr. Es war die höchste Zeit; drei der Kabylen waren ihm auf wenige Schritte nahe. Einen streckte er sofort mit einem Flintenschuß nieder, und während die beiden Andern entflohen, hatte er seine Gefährten wieder erreicht.

Eines Abends wartete meiner eine Ueberraschung seltener Art; wir hatten Schauspiel. Die Zephir's hatten nämlich ein Theater arrangirt und eine Truppe gebildet. Kostüme, Dekorationen, Musik, Alles war von ihnen selbst geschaffen; nur die Stücke nicht, kleine französische Vaudevilles.

Als erste Liebhaberin agirte ein hübscher, frischer Korporal von zwanzig Jahren, der manche Schauspielerin eifersüchtig gemacht haben würde. Ein junger Ungar, der zu unsrer Gesellschaft gehörte, verliebte sich bis zum Sterben, und wir mußten ihm die

Primadonna als Korporal vorführen, um ihn zu enttäuschen; dennoch fürchtete er irgend einen Betrug.

Während einer Nacht hatten mich die Schakale, die jeden Abend von zehn Uhr an die Stadt durchschwärmen, wieder auf's Aeußerste durch ihr Geheul gestört, so daß ich meinem Freunde dem Hauptmann J., den Vorschlag that, am nächsten Abend mit mir auf die Schakaljagd zu gehen. Ein Lieutenant und ein Regiments=Adjutant wollten auch dabei sein, und so postirten wir uns in der Dunkelheit etwa zwei- oder dreihundert Schritt von den letzten Häusern der Stadt entfernt, dicht bei dem Platz, wo man die Hammel zu schlachten pflegte; denn hier hatten wir die sicherste Aussicht, Schakale zu finden. Die Nacht war stockfinster. Wir mochten wohl eine Stunde auf einer kleinen Erderhöhung gesessen haben, und ich glaubte fast, daß ich dem Einschlafen nahe war, als ich plötzlich durch einen Schreckensschrei aus meiner Träumerei aufgerüttelt ward, den mein Nachbar zur Linken ausstieß, indem er wie besessen aufsprang, seinen Mantel fallen ließ, sein Gewehr wegwarf und davonlief, so rasch seine Beine ihn trugen.

„Ein Thier! ein Thier! Ein entsetzliches Thier!" Nur so viel verstand ich, und da ich glaubte, daß es sich, wenn nicht um einen Löwen, so doch mindestens um einen Panther handelte, so sprang auch ich geschwind empor.

„Wo denn? Wo denn?" fragte ich, und lief dem Flüchtigen nach. „Wo denn nur? Auf welcher Seite?" „Da, da!" wiederholte er mit erstickter Stimme; aber die Dunkelheit erlaubte mir nicht, die Stelle zu erkennen, auf welche er wies. Endlich waren auch die Andern herbeigekommen: „Nehmt es mir ab," rief er nun, „nehmt es mir um Gotteswillen ab!" Jetzt erst verstanden wir, daß das Thier, der Gegenstand des Schreckens, an ihm saß; ich fuhr mit der Hand an seinem Rücken hinunter, wir hörten einen schweren Körper zur Erde fallen, und erblickten eine tellergroße, unförmliche Kröte, die so schnell ihre kurzen Beine es erlaubten, den Ort wieder zu erreichen suchte, an dem wir ihre Ruhe gestört. Das gräuliche Thier hatte wahrscheinlich die Wärme unsrer Körper sehr angenehm empfunden, und da unsere Unbeweglichkeit ihr Vertrauen eingeflößt, so war sie langsam am Mantel hinaufgekrochen und hatte sich auf dem Nacken des Lieutenants niedergelassen, der als er seine Hand zufällig dahin führte, diese kalte, schleimige Masse unter seinen Fingern erzittern fühlte. Ich begriff seinen Schrecken und Ekel, ja ich glaube, daß ich an seiner Stelle ebenfalls Waffen und Kameraden im Stich gelassen hätte.

Nachdem der Lieutenant, der um keinen Preis an seinen frühern Platz zurück wollte, sich ein wenig von seinem Schreck erholt

kehrten wir zur Stadt zurück, und gaben für diesmal natürlich die Schakaljagd auf.

Unsere Rückreise nach Algier machten wir auf einem Schiff, welches zufällig in Cherchell anlegte; wir hatten ein wahrhaft entzückendes Wetter, prächtigen Sonnenglanz und ein blaues, durchsichtiges, spiegelglattes Meer. Schaaren von Delphinen spielten im Wasser in der unmittelbaren Nähe des Schiffes; ich nahm meine Büchse und feuerte wohl vier oder fünf Mal mitten unter sie; aber ihre fröhliche Laune schien dadurch nur zu wachsen. Je näher wir aber der Küste kamen, je mehr verloren sie sich aus unsrer Nähe, und lange, ehe wir landeten, hatte auch der letzte uns seine freundliche Begleitung entzogen.

V.

Reisen im Innern des Landes.

Mein Aufenthalt in Algier war jetzt von kurzer Dauer; ich schloß mich nämlich wenige Wochen nach meiner Rückkunft einer Gesellschaft von Kaufleuten an, die sich zu Schiff über Dellys, Bougie und Gigelly nach Philippeville begaben.

In Dellys lernten wir einen Ort von elendem Aussehen und höchstens drei- oder vierhundert Häusern kennen. Ganz in seiner Nähe hatte am Abend zuvor ein heftiger Kampf zwischen unsern Truppen und den rebellischen Kabylen stattgefunden; wir hatten wohl fünfzig Mann dabei verloren, und hundert und vierzig Verwundete, darunter mehrere Offiziere, hatte man in Dellys einquartiert. Da es hier noch an jeder Bequemlichkeit fehlte, so war den armen Leuten auf der flachen Erde ein Lager bereitet worden; wir selbst brachten von unserm Schiff herbei, was an alter Leinwand und Medicamenten vorhanden war. Wäre es nicht schon zu spät gewesen, so hätten wir die Verwundeten gern sogleich nach Algier geschafft; aber man gab uns die Versicherung, daß schon am nächsten Tage ein Schiff sie dahin transportiren würde.

Auch die Kabylen hatten viel Leute in dem Kampf eingebüßt; die Offiziere versicherten, nie einen hartnäckigern Widerstand erlebt zu haben; jeder Garten, jedes Haus hatte sich in eine kleine Festung verwandelt, die einzeln erobert werden mußte, und auf's Aeußerste selbst von den Frauen vertheidigt wurde.

Bougie, unsere nächste Station, zeichnete sich durch eine wahrhaft reizende Lage aus. Im Rücken von himmelhohen Gebirgen gedeckt, und von einer kleinen Festung beherrscht, steigt die Stadt amphitheatralisch an den Abhängen empor. Wir verweilten hier nur eine Stunde, und ebenso setzten wir von Gigelli aus unsere Fahrt nach Philippeville sogleich fort. Wir hätten diese letztgenannte Stadt schon während der Nacht erreichen können; da aber die Dunkelheit groß, und die Fahrt längs der Küste, der vielen Untiefen wegen, unsicher war, so suchten wir die hohe See zu gegewinnen, und fuhren erst am Morgen in den Hafen von Philippeville ein. Die Stadt ist von den Franzosen erbaut, und gleicht jedem französischen Städtchen. Ich nahm mein Quartier in einer kleinen Schenke, die sich den hochtrabenden Namen „Regentschafts-Hotel" anmaßte und wo mir ein schlechtes Zimmerchen angewiesen ward, aus dem man so eben einen Offizier heraustrug, der an vier schweren Wunden gestorben war. Denn auch in der Nachbarschaft von Philippeville hatten sich die Stämme der Kabylen empört, so daß wir zu unsrer Reise eigentlich einen übeln Moment gewählt hatten. Wir wollten schon am folgenden Tage unsere Tour landeinwärts nach Constantine antreten, aber es ward uns nur unter der Bedingung einer militärischen Bedeckung gestattet, und so verzögerte sich unser Aufbruch um mehrere Tage. Ich hätte diese Zeit gern zu kleinen Ausflügen in die Umgegend benutzt, aber man rieth mir wegen der feindlichen Angriffe der Kabylen entschieden ab; ereignete es sich doch während meines Aufenthaltes in der Stadt, daß ein Beamter, der seine Pfeife rauchend in seinem Garten promenirte, von einer heimtückisch aus irgend einem Hinterhalt abgesandten Kugel niedergestreckt wurde.

Ebenso kam, während ich zum Besuch beim Kommandanten war, zu diesem ein mit Blut bedeckter Scheik, um die Anzeige zu machen, daß sein Bruder vom Anführer der rebellischen Kabylen ermordet worden, weil er, wie er selbst auch, sich geweigert hatte, an dem Aufstande Theil zu nehmen.

Endlich am Morgen des vierten Tages rückten wir von Philippeville aus. Die vorerwähnten Ereignisse heischten die größte Vorsicht; unser Detachement aber hatte eine hinlänglich imposante Haltung, um auch die Furchtsamsten zu beruhigen. An der Spitze befand sich eine Abtheilung Jäger, denen einige Spahis voranritten, um den Weg anzugeben. Dann folgte eine Anzahl wohl bewaffneter und berittener Offiziere; diesen schloß ich mich auf einem gemietheten arabischen Pferde an, das mir viel zu schaffen machte, weil es zum ersten Mal in Leben Wagen sah. Hinter uns endlich kamen die Kaufleute und Colonisten, alle in seltsamem Costüm; die einen in Burnus gehüllt und mit Pistolen und Sä-

beln bewaffnet, die andern in Jagdkleidern; die Mehrzahl hatte das Ansehen echter Banditen. Da sich uns Alles beigesellt hatte, was irgend ungefährdet von Philippeville nach Constantine zu gelangen wünschte, so nahm unser Zug wohl eine Viertelmeile ein.

Eine Stunde ungefähr ging die Reise ohne jeden Vorfall von Statten. Als wir aber an eine kleine, über eine tiefe Schlucht führende Brücke kamen, wurden wir von Arabern angehalten, die uns mittheilten, daß nicht hundert Schritte weit ein Mann, wahrscheinlich von den Eingebornen ermordet, liege. Wir stellten Nachforschungen nach den Urhebern der That an, fanden aber nichts als den Leichnam des Unglücklichen, der sich von der Straße entfernt zu haben schien, um aus einem Bache zu trinken.

Nach einer kurzen Rast erreichten wir einen Olivenwald, und hier ward uns der Befehl ertheilt, uns Alle dicht beisammen zu halten, weil an dieser Stelle schon oftmals Angriffe durch die Kabylen stattgefunden hatten. Man ließ das Gehölz durch die Spahis recognosciren; da sich aber nichts Verdächtiges zeigte, als einige vereinzelte Araber, die man entfernte, so drang ich mit einem Hauptmann von den Jägern in das dichte Gebüsch vor, wo wir eine Menge von Turteltauben erlegten.

Von nun an bis zu unsrer nächsten Station, El-Arusch, begegneten wir keiner Seele mehr. Das Land war, wiewohl in hohem Grade malerisch, doch durchaus öde und verlassen, aber es besaß einen Ueberfluß an Wild, so daß der Hauptmann und ich bald wieder Lust bekamen, ein kleines Jagdvergnügen zu improvisiren. Noch eher als unser Zug erreichten wir das Lager von El-Arusch, wo unsere reiche Beute unser Mittagsmahl vervollständigen half.

Im Augenblick, wo ich vom Pferde stieg, wartete meiner eine nicht geringe Ueberraschung, ein Schreck sogar, wie ich gestehen muß: ich befand mich Auge in Auge mit einer prächtigen Löwin mit weit geöffnetem Rachen, der zwei Reihen Zähne zeigte, weiß wie Elfenbein, aber auch spitz und scharf wie Nägel. Ich faßte mich indessen bald, als ich dieses schöne Thier sich freundlich wie ein Kätzchen an Jedermann anschmiegen sah; ja ich besaß sogar die Kühnheit, ihm den Kopf zu streicheln, und bald war ich gut Freund mit „Jacqueline", die mir während meines Verweilens in El-Arusch viel Vergnügen gewährte. Der Schenkwirth, dem sie gehörte, hatte sie ganz klein eingefangen, und durch eine Hündin mit deren eignen Kleinen aufziehen lassen. Jetzt war sie ein Jahr alt, von der Größe unsrer stärksten Hofhunde, und es war ein sonderbarer Anblick, dieses große Thier noch an seiner Pflegemutter saugen zu sehen in Gesellschaft seiner kleinen Milchbrüder von einem zweiten Wurf.

Wir übernachteten auf ziemlich schlechten Feldbetten, in denen die Flöhe uns nicht übel mitspielten. Um vier Uhr Morgens ward zum Aufbruch geblasen, und Alles setzte sich in Bewegung.

Unsere zweite Tagereise führte uns bis El-Smendu durch die ödesten, wildesten Gegenden, die ich je gesehen. Dürre, nackte Gebirge und Plateaux ohne eine Spur menschlicher Wohnungen, so weit das Auge reichte, und dann und wann eine Heerde mit ihrem Wächter: das war Alles, was wir den ganzen Weg über sahen.

Da wir außerordentlich heißes Wetter hatten, so brachen wir schon Morgens um drei Uhr von El-Smendu auf. Während der nächsten vier oder fünf Meilen zeigte das Land keine Veränderung gegen gestern; dieselbe Trockenheit, Unfruchtbarkeit und Oede! Je mehr wir uns indessen Constantine näherten, je mehr belebten sich die Bergabhänge mit Pflanzenwuchs und die Thäler mit Heerden; das Land war angebaut, die Ernten standen prächtig, und die Araber waren mit Feldarbeiten beschäftigt.

Plötzlich aber, als wir den reißenden Rummel vor uns sahen, der ein mit Orangen, Lorbeern, Palmen und Erdbeerbäumen geschmücktes Thal durchströmt, veränderte sich die Landschaft noch einmal; wir erblickten zur Rechten und zur Linken steile, zerrissene, himmelhohe Felsen, welche drohend über uns herabhingen. Bald hatten wir die Stelle erreicht, wo wir den Fluß überschreiten mußten, und welch' überraschendes Schauspiel bot sich hier unsern Augen dar! Die Bibel, das alte Testament, das Zeitalter Jakobs und Abrahams schien sich vor meinem Blick zu entrollen. Ich war wie um zweitausend Jahre älter, oder lieber um zweitausend Jahre jünger geworden. An der entgegengesetzten Seite des Rummel erblickte ich Mauren im reinsten orientalischen Styl gekleidet, Araber mit weiß und schwarz gestreiften Burnus, jüdische Familien, wie man sie noch auf alten Gemälden bei uns sieht, die Frauen mit gelben seidenen Roben oder in goldgesticktem Musselin, die Knöchel mit silbernen Spangen (Krolkrals) geziert, die beim Gehen wie Glocken klingelten; einige zu Fuß mit kostbaren Shawls über den Schultern, andere auf Eseln oder Maulthieren; Alle aber beschäftigt, eine Durchgangsstelle durch den Rummel zu suchen, der von den letzten Regengüssen beträchtlich angewachsen war. Das Ganze gewährte einen ungemein malerischen Anblick, den die Sonne mit echt südlicher Gluth und Klarheit vergoldete. Die Jüdinnen waren von auffallender Schönheit, und die weibliche Aengstlichkeit, mit der sie sich dem Wasser näherten, machte sie noch reizender.

Endlich war von beiden Seiten der Durchgang bewerkstelligt, nicht ohne daß dabei manch zierliches Füßchen und schlankes Bein

von dem Auge des aufmerksamen Beobachters zu erlauschen gewesen wäre. Jetzt erst entdeckte ich auch Constantine, hoch oben wie ein Adlernest auf dem steilsten Felsen; man muß es wissen, daß da oben eine Stadt steht, um ahnen zu können, daß der Mensch die Kühnheit besitzt, sich so hoch in den Wolken eine Wohnung zu erbauen.

Mit vieler Anstrengung erstiegen wir den dürren, kahlen Bergpfad, der zu dem sogenannten „Breschenthor" hinaufführt; hier passirten wir die Stelle, wo der General Damremont bei der Belagerung von Constantine fiel, wo die größten Waffenthaten vollbracht wurden, wo man nur über Berge von Leichen in die engen Straßen der Stadt zu dringen vermochte, und wo der kühne Lamoricière sich an der Spitze seiner Zouaven den Durchgang ertrotzte, von denen die Hälfte durch eine mörderische Explosion in die Luft gesprengt ward.

Wir kehrten in dem Hotel de l'Europe ein; ich warf mich in einem nach maurischer Art eingerichteten Zimmer sogleich bis zum Mittagsessen auf den Divan nieder, denn die afrikanische Sonne, der Staub, die Anstrengung, die Neuheit Alles dessen, was ich sah, hatten mich total ermüdet.

Neu gestärkt machten wir uns am Abend auf, um ein wenig in den Straßen der Stadt umherzuschlendern, die eben noch vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet ware. Elende Lehmhütten, schwarz von Rauch, mit den noch deutlichen Spuren der Belagerung, waren Alles, was wir sahen.

Hauptsächlich besuchten wir den Bazar, der aus kleinen, kaum zwei Ellen langen und breiten, unter einem Säulengang errichteten Kaufhallen bestand, und von trüben Lämpchen nothdürftig erleuchtet wurde. Die Araber lagen gleich Todten in ihren Leichentüchern, unbeweglich und mit ihren Burnus bedeckt vor dem dem Eingange ausgestreckt.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr richtete ich meinen Weg mehr nach dem Innern der Stadt, in ihre finstern und winkligen Straßen. Alles trug hier, weit mehr als in Algier, die echt afrikanische Lokalfarbe; ich begegnete auch nicht einem einzigen Europäer, aber ganzen Schaaren von Arabern, Kabylen, Türken, Mauren, Spahis und Juden. Mit Freude bemerkte ich, daß diese ganze Bevölkerung hier weit glücklicher, heiterer und gefälliger aussah, als in Algier. Das macht, man hatte sie hier nicht aus ihrem Besitzthum verdrängt; sie waren bei sich zu Hause; sie bewohnten ihre eignen Hütten, und ihre Zahl belief sich auf achtzehntausend, während vielleicht nur zwölfhundert Europäer im Ort lebten.

Nachdem ich mehrere steile Straßen hinabgestiegen war, befand

ich mich an dem Thor El Kanthra; eine riesenhafte Brücke führt hier über den Rummel, den man in einem unergründlichen Abgrund brausen hört. Gegenüber die finstern Berge, hinter mir Constantine auf seinem Felsenstuhl!

Mein Herz erbebte bei diesem Anblick. Immer und immer von Neuem fragte ich mich, wie die ersten Erbauer der Stadt den Muth besitzen konnten, hier zu wohnen, und woher unsere Generale die Kühnheit nehmen, sie zu erobern. Es ist unmöglich, sich die seltsam verwegene Lage der Stadt vorzustellen.

Lange stand ich in diese Betrachtungen versenkt da. Als ich meinen Blick vorwärts richtete, sah ich zahllose Flüge von Vögeln jeder Art über dem Abgrund schweben, darin verschwinden und auf einer andern Seite wieder zum Vorschein kommen. Raben, Geier, Sperber, Adler, Schwalben, Alles flog unter einander mit grellem Geschrei und Gezirp, wiegte sich, kreuzte sich, beschrieb wunderliche Zickzacke in der Luft und verfinsterte fast den Himmel. Zuweilen auch kam ein alter, melancholischer Storch, schwebte langsam mit einer Schlange im Schnabel über mir dahin, und ließ sich auf dem Giebel eines Hauses nieder.

Plötzlich erblickte ich gerade über meinem Kopfe einen herrlichen Adler; er war mir so nahe, daß ich sein glänzendes Auge und seinen krummen Schnabel zu unterscheiden glaubte. Geschwind griff ich nach meiner Büchse, und der König der Vögel erhielt die ganze Ladung. Das Blei pfiff durch die Federn seiner ausgespannten Flügel; er überschlug sich zwei oder drei Mal, dann fiel er auf den Rücken und schlug mit offenen Augen und zusammengekrallten Klauen um sich. Ich wagte nicht, mich dem gewaltigen Vogel zu nähern; dennoch wollte ich ihn nicht vollends tödten, sondern ihn gern lebendig mit mir nehmen.

Zum Glück ging gerade ein junger Maure vorüber, bemerkte meine Noth und kam mir zu Hülfe. Mittels eines Bindfadens, den er aus der Tasche zog, machte er eine Schlinge, zog sie geschickt über die Krallen des Adlers, setzte seinen Fuß auf einen der ausgestreckten Flügel, faßte sie dann beide in der Hand zusammen und trug das Thier auf dem Rücken in mein Hotel.

Eines Tages hatte ich vom Herzog von Aumale, der gerade in Constantine anwesend war, mit mehreren Offizieren eine Einladung zum Diner erhalten. Der Prinz empfing uns mit großer Leutseligkeit, und entwickelte in seiner Unterhaltung eine Reife der Erfahrung und einen Schatz von Kenntnissen über das seinem Oberbefehl anvertraute Land, wie man sie von seinem jugendlichen Alter kaum erwarten konnte.

Der Palast, den der Herzog bewohnte, war noch ganz so, wie ihn Achmed-Bey verlassen hatte; er erschien mir wie eine Oase

mitten in dieser Wüste von Trümmern und Ruinen. Die Wände der marmornen Säulengänge waren auf orientalische Art gemalt, d. h. sie trugen wunderliche Zeichnungen in Roth und Grün, welche Flotten, Festungen und Kanonen darstellten, etwa wie sie ein zwölfjähriger Knabe ausgeführt haben würde. Ueber den Ursprung dieser Gemälde erzählte uns der Prinz eine Anekdote, welche uns die gute Lehre einschärfte, daß man mit Geduld und — Peitschenhieben Alles erreichen kann:

Der Vorgänger Achmed-Bey's nämlich fand die Wände seines Palastes von einer zu langweilig eintönigen Färbung; er wollte seine Augen an allegorischen und symbolischen Darstellungen ergötzen, die ihm seine Allmacht stets in's Gedächtniß riefen, und er ließ daher seinen Intendanten kommen, und befahl ihm, alle innern Mauern seiner Höfe al fresco malen zu lassen.

Der Intendant nahm diesen Befehl ohne Murren entgegen, obwohl ihm die Ausführung unmöglich schien, da sich in ganz Constantine kein einziger Künstler befand, der im Stande gewesen wäre, dem Wunsche des Beys zu willfahren.

Schon wollte der Intendant verzweifeln; da kam ihm ein Gedanke: schmachtet nicht seit zwei Jahren im Gefängniß der Stadt ein abscheulicher „Christenhund", und wußte er nicht, daß die Christenhunde im alleinigen Besitz der großen Kunst der Palette sind? — Geschwind ließ er ihn kommen, gab ihm Farben, Bürsten und Pinsel, erklärte ihm die Wünsche des Bey's, und befahl dem improvisirten Raphael, sich ohne Verzug an's Werk zu begeben.

„Eure Herrlichkeit irren sich," sagte erschrocken der unglückliche Gefangene; „ich habe niemals in meinem ganzen Leben weder gezeichnet noch gemalt; ich bin nichts als ein Schuster meines Standes, und verstehe kein anderes Instrument, als Nadel und Pfriemen zu handhaben."

„Du wirst Dich sofort an Dein Werk begeben," lautete die einzige Antwort des Intendanten auf alle Vorstellungen des Gefangenen; „morgen früh werde ich kommen und sehen, was Du gemacht hast. Bin ich zufrieden mit Deinen Leistungen, so verspreche ich Dir die Freiheit; wo nicht, so erhältst Du fünfundzwanzig Peitschenhiebe."

Der arme Schuster brachte zwei volle Tage zwischen Thränen und Peitschenhieben zu, ohne die Pinsel und Farben auch nur zu berühren. Am dritten endlich faßte er den heroischen Entschluß, zu beginnen. Er bepinselte alle Wände mit Schiffen, Bäumen, Kanonen 2c., gerade wie ein Schulkind es zu seinem Vergnügen machen würde, dann tuschte er darauf los mit allen Farben, die ihm zu Gebote standen. Die Besuchsstunde des Intendanten erschien; mit entsetzlichem Herzklopfen sah der arme Bursche dem ge-

strengen Herrn entgegen; er fürchtete mindestens eine doppelte Tracht Prügel für seine Schmiererei. Aber weit gefehlt! Der Intendant war erstaunt und entzückt, klopfte mit Kennermiene dem Künstler auf die Schulter und ermahnte ihn, so fortzufahren. Bald war das Werk vollendet, und der Schuster erhielt die redlich verdiente Freiheit.

Am Abend wurde der Besuch der Scheiks und Kaïds der kürzlich unterworfenen Stämme angekündigt, die dem Prinzen ihre Huldigung darbringen wollten. Es war seltsam, diese alten Gebirgsbewohner, die niemals ihre rauhen Felsen verlassen hatten, sich dem „Sohn des französischen Sultans", wie sie ihn nannten, zu Füßen werfen und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küssen zu sehen. Sie schienen höchlich erstaunt von Allem, was sie umgab, und thaten hundertlei Fragen an den Dolmetscher.

Der Prinz besaß unter Anderm eine Orgel, auf der er sich zu seiner Unterhaltung oft übte, wenn er allein war. Auch jetzt ließ er sie spielen, und da mußte man die Kinder der Natur beobachten, wie sie das Instrument von allen Seiten untersuchten, um irgend einen darin verborgenen Menschen zu entdecken. Der Dolmetsch suchte ihnen das Spiel und den Mechanismus der Pfeifen zu erklären, worauf einer der Scheiks ausrief:

„Und Menschen, die solche Werke hervorbringen, wollten wir mit Steinwürfen bekämpfen?!" —

Während meines Aufenthaltes in Constantine machte ich fast allabentlich Ausflüge in's Freie; die Hitze war dann weniger drückend, und die Beleuchtung der Landschaft bei der untergehenden Sonne und später noch in den wundervollen Tinten des Abends oft von einem nicht zu beschreibenden Zauber. Besonders gern verweilte ich auf dem Constantine gegenüber liegenden Berge Mansourah. Eines Abends befand ich mich auch an einer der wildesten und steilsten Stellen des Gebirges. Die Sonne war bereits untergegangen, als ich in den Spalten und Schluchten der Felsen Thiere zu bemerken glaubte, die ich zuerst wegen der Dunkelheit nicht deutlich unterscheiden konnte. Ich verbarg mich hinter einen großen Stein und wartete.

Endlich kamen sie hervor, eins, zwei, drei und immer mehrere; sie kamen mir nahe genug, daß ich sicher war, schöne Füchse der größten Art in ihnen zu erkennen. Kaum aber wurden sie mich gewahr, als sie das Weite suchten und in ihren Löchern wieder verschwanden. Ich entfernte mich mit dem Vorsatz, ihnen nächstens einen längern Besuch abzustatten.

Den nächsten Abend brachte ich in Gesellschaft der Offiziere wieder beim Prinzen zu; es ward getrunken, geraucht und geplau=

dert; endlich fiel die Unterhaltung auf die Jagd. Ich erzählte, daß ich am Abend vorher bei meinem Spaziergang auf dem Mansourah prächtige Füchse gesehen hätte.

Kaum hatte ich dieses unglückliche Wort ausgesprochen, als alle anwesenden Herren sich lächelnd ansahen, und offenbar nur auf ein Zeichen des Prinzen warteten, um laut aufzujubeln.

„Füchse!" lachten sie; „Füchse auf dem Mansourah! Das ist ein köstlicher Spaß!"

Das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Ich fühlte mich fast beleidigt; meine Eigenliebe, mein Point d'honneur als Jäger war auf's Tiefste verletzt.

„Was Sie für Füchse hielten," nahm jetzt der Prinz freundlich das Wort, „waren Schakale, die hier, wie überall in Afrika, sehr zahlreich sind."

„Wenn mir Eure Hoheit die Erlaubniß geben wollen, an dem von mir bezeichneten Punkt auf den Anstand zu gehen, so werde ich in weniger als zwei Tagen den Beweis meiner vorigen Behauptung liefern."

Die Erlaubniß ward mir ertheilt; am folgenden Tage nach dem Essen begab ich mich also mit der Büchse an dieselbe Stelle, von wo aus ich zuerst meine Füchse bemerkt hatte. Ich mußte meinen Ruf als Jäger retten und meinen Stolz rächen.

Kaum war die Sonne nieder, als es sich in jenen Schluchten und Spalten zu regen begann; schon kam es näher, bis auf zwanzig Schritt . . . aber, wer beschreibt meinen Schreck, meine Ueberraschung, es war ein Schakal, ein wirklicher, prächtiger Schakal! Ich ließ ihn passiren und erwartete einen zweiten; es war wiederum und wiederum ein Schakal!

Jetzt wollte mir der Verstand still stehen; es flimmerte mir vor den Augen, mein Blut kochte, meine Pulse klopften! — — Da plötzlich erschien zwischen zwei Felsenspalten ein spitzes Schnäuzchen, dazu zwei listige, grüne Augen und ein Paar dreieckige Ohren. Als er nach rechts und nach links gelauscht, kam endlich der ganze Kopf hervor, dann der Hals, endlich das ganze Thier, mit einem Schweif, dessen sich nie ein Schakal hat rühmen können.

Ich athmete auf, meine Augen wurden wieder klar, mein Arm wieder straff, und kaum war mein Füchschen zwei Schritte weit aus seinem Versteck heraus, so empfing es meine ganze Ladung in die Brust.

Mit Gefahr, mir den Hals zu brechen, stürzte ich den Felsen hinunter. Ich hielt einen prächtigen Fuchs in der Hand. Nie in meinem Leben habe ich einen Schuß gethan, der mir so viel Ver-

gnügen gewährt. Dieser Schuß gab mir das Recht, jenen Spöttern in's Gesicht zu lachen, und dieses Recht schien mir so süß!

Ich trug meinen Fuchs beim Schwanz nach Hause, und suchte mein Lager, wo mein Freund C., der die Reise hieher mit mir gemacht und die Heiterkeit jener Herrn getheilt hatte, meinetwegen schon in Sorgen war.

Am andern Morgen schickte ich den Fuchs als Beweisstück in den Palast; Abends darauf aber begab ich mich in Person dahin, um meinen Triumph zu genießen. Ich war der erste, der in diesem Lande einen Fuchs geschossen, das mußte Jedermann zugeben, und meine kleine Eitelkeit war vollkommen befriedigt.

Uebrigens war es mir sehr erklärlich, warum hier bisher niemals einen Fuchs getödtet war, und warum man glaubte, daß auf dem Mansourah nur Schakale zu finden seien: die letztern bewohnen mit den Füchsen nämlich dieselben Felsen, und da sie viel weniger schlau sind, als diese, so wagen sie sich schon gegen Sonnenuntergang hervor, so daß die ersten Büchsenschüsse stets für sie sind und den Füchsen gleichsam als Warnungsruf dienen, sich nicht blicken zu lassen.

Jenseits des Mansourah hielt sich der Prinz zu seinem Vergnügen eine kleine Menagerie von Gazellen und Straußen, die er entweder von seinen militärischen Expeditionen mitgebracht, oder die ihm von den verschiedenen Stammoberhäuptern verehrt worden waren. Die Gefräßigkeit der Strauße ist in Afrika sprüchwörtlich; ich sah diese großen Vögel in der That mit Leichtigkeit und mit Behagen Alles verschlingen, was man ihnen darbot, selbst Steine, Nägel und vorzüglich alles Glänzende. Hätte ich mich nicht in einer ehrfurchtsvollen Ferne von ihnen gehalten, sie würden mir sämmtliche Knöpfe vom Leibe gerissen und verschluckt haben.

VI.

Bei vierzig Grad Wärme von Constantine nach Bona.

Unter dergleichen Zerstreuungen und kleinen Erlebnissen verging mir die Zeit sehr rasch in Constantine, und bald genug mußten wir an unsere Weiterreise denken, die sich von hier nach Bona richten sollte.

Ein Tourist, der mit seiner Frau dasselbe Hotel mit uns bewohnte, wollte gleichfalls die Reise mitmachen, und was wir auch thaten, um die kleine Abenteurerin durch Schilderung der voraussichtlichen Gefahren und Entbehrungen abzuschrecken, so beharrte sie doch auf ihrem Vorsatz. Wir machten also dem Prinzen den schuldigen Abschiedsbesuch und baten ihn um die nöthige Eskorte. Als er erfuhr, daß eine Dame zu unsrer Gesellschaft gehörte, fragte er, ob sie hübsch sei, und als ich dies bejahte, sagte er sehr galant:

„So werde ich Ihnen anstatt acht Spahis deren fünfzehn mitgeben."

Auch versprach er, an alle Stämme, die wir auf der Reise berühren würden, Befehle hinsichts unserer Aufnahme ergehen zu lassen, und schließlich forderte er uns auf, ja die altrömischen Bäder von Hamman-Mescoutin in Augenschein zu nehmen, die er restaurirt und für die verwundeten Militärs bestimmt hatte.

Da man nicht alle Tage von Constantine nach Bona reist, besonders nicht bei vierzig Wärmegraden, so werde ich dem Leser unsere Erlebnisse und Widerwärtigkeiten etwas ausführlicher schildern.

Unser Aufbruch, der Morgens um vier stattfinden sollte, kam erst um sieben Uhr zu Stande; das Packen, Aufladen, die Verproviantirung und die tausenderlei nicht vorher berechneten kleinen Vorbereitungen hielten uns volle drei Stunden auf. Endlich setzte sich unsere Caravane in Bewegung.

Wir machten zuerst vier Meilen von Constantine, in El-Heria, Halt, wo die Frauen und Kinder sich beeilten, uns Hühner, Eier, Butter und Milch zu bringen. Letztere vermischten wir mit Kirsch, was ein sehr wohlschmeckendes Getränk gab, eben so wie kalter Kaffee mit Wasser und ein wenig Branntwein. Wir schlugen unser kleines Lager auf, um ein paar Stunden zu ruhen, — und wir verschliefen die Zeit; es war zwei Uhr geworden, als wir uns wieder erhoben. Die Nacht sollten wir bei einem befreundeten

Stammoberhaupt in Zenati zubringen; aber man hatte uns über die Entfernung dahin getäuscht; es war ein langer und beschwerlicher Weg, und als die Spahis uns auf einem kürzern durch's Gebirge führen wollten, brachten sie uns dermaßen in die Irre, daß wir nicht ein noch aus wußten. Schon war es sieben Uhr; wir befanden uns mit erschöpften Thieren, ohne einen Tropfen Wassers auf einem kahlen, verbrannten Terrain, und Zenati wollte nicht erscheinen. Kein Feuer, kein Zelt war zu erblicken; am übelsten befand sich die unglückliche Dame, die vor Durst fast verschmachtete.

Endlich gegen acht Uhr stießen wir in einem Thal auf einen uns sowohl, als den Spahis unbekannten Araberstamm. Ehe wir uns diesen Leuten anvertrauten, schlug ich vor, unsere Zelte am Fuß des Gebirges zu errichten, Einen von den Spahis zum Oberhaupt zu senden und diesem sagen zu lassen, daß wir uns unter seinen Schutz stellten und ihn für unsere Sicherheit verantwortlich machten. Alle waren mit mir einverstanden, nur unser Tourist nicht, der es vorzog, seine schönere Hälfte lieber noch ein wenig mehr zu ermüden, als sie der Gefahr eines feindlichen Angriffs auszusetzen. Wir gaben ihm nach, und langten nach einer Stunde in Zenati an. Der Scheik Ben-Ali war jedoch abwesend, und so war unser Empfehlungsbrief an ihn ganz unnütz. Dessen ungeachtet schlugen wir unsere Zelte auf, erquickten uns an dem Wasser, das man in einem Bocksfell brachte, und bereiteten uns zur Nacht vor. Für unsere Dame hatten wir eine Art von Matratze und Kopfkissen zurecht gemacht, so daß ihr Lager so gut war, als man es auf einem Bivouac nur verlangen kann. Um drei Uhr war ich schon wieder auf, verschlang die Hälfte eines neuen Vorraths von Wasser, weckte dann alle Andern, und unser Zug setzte sich in Bewegung.

Der Tag versprach noch heißer zu werden, als der vorige; der Sirokko hatte die ganze Nacht geweht und hielt noch immer an. Unsere nächste Station sollte El-Houchet sein. Noch ehe wir sie erreichten, scheute das Maulthier der Frau v. *** vor irgend etwas, warf seine Reiterin ab und ging durch. Zum Glück war die Dame nicht verletzt, aber es dauerte eine volle Stunde, bevor die Spahis das flüchtige Thier wieder eingefangen hatten. Inzwischen ward die Sonne immer brennender und unsere Zunge immer schwerer; endlich, nicht weit mehr von der Station entfernt, stießen wir auf einen Bach, den unsere Leute, unsere Pferde und Maulthiere, ja wir selbst mit einem Freudensprung begrüßten.

Die Empfehlungsschreiben des Prinzen, unsere ansehnliche Eskorte und unsere Zelte ließen die Leute in El-Houchet glauben,

sie hätten es mit sehr hohen Personen zu thun; und die uns begleitende Dame, der wir natürlich die größte Sorgfalt widmeten, hielten sie gar für nichts Geringeres, als eine Schwester des Prinzen selbst. Auch gaben sie uns bei unserm Wiederaufbruch ein Stück Weges das Geleit, wobei uns zu Ehren eine nicht kleine Quantität Pulvers verbrannt ward.

Dieser Spaß verwandelte sich jedoch bald in Schrecken, als an einem sehr steilen Abhang, inmitten von Wurzeln und Steinen, das abscheuliche kleine Maulthier, das seine Herrin schon einmal abgeworfen, einen zweiten Sprung that und die unglückliche Frau in den Hohlweg hinunterstürzte. Sie fiel hinten über, überschlug sich zwei Mal, und ich glaubte sie verloren. Man hob sie auf, sie lächelte jedoch und suchte uns zu beruhigen, obgleich das Blut von ihrem Gesicht strömte. Stirn und Wangen waren von Dornen und Steinen zerrissen, aber trotz der Bleichheit ihrer Züge behauptete sie, keine andere Wunde erhalten zu haben.

Wir gaben ihr ein anderes Thier, und setzten unsern Weg fort, wiewohl etwas weniger vergnügt. Als der Tag sich neigte, entdeckten wir an der andern Seite des Flusses Hamman-Mescoutin das von Rosenlorbeern umgebene Gehöft, wo wir die Nacht zubringen sollten.

Unsere arme Reisegefährtin, die uns endlich nicht mehr verheimlichen konnte, daß sie in Folge ihres Sturzes ganz geschwollene Hüften, ein zerschlagenes Knie und einen verstauchten Fuß hatte, ruhte sich in einem Zimmer aus, welches ihr der einäugige Kaïd angewiesen. Wir fanden sie in einer höchst verzweifelten Stimmung, und sie gestand, daß ihr Diener in ihren Kleidern so eben nicht weniger als einhundert zweiundneunzig — Läuse — denn ich muß sie bei ihrem Namen nennen, gefunden hatte. Sieben andere hatte Madame selbst noch entdeckt, so daß nur eine einzige fehlte, um die zwei Hundert voll zu machen.

Auch unser Entsetzen hierüber war nicht gering; wir zogen uns sogleich zurück, um auch unsere Kleider zu untersuchen; entdeckten jedoch zu unserer großen Genugthuung nichts Verdächtiges der Art. Nur die Flöhe sprangen desto ungenirter mit einander um die Wette.

Es war nicht schwer zu erklären, wie die arme Frau dazu kam, uns in so auffallender Weise von dem Ungeziefer vorgezogen zu werden. Während wir uns nur unserer Burnus bedient, hatte sie auf Teppichen gelegen, welche die Gastfreundschaft des Kaïd ihr zur Disposition gestellt.

Am nächsten Morgen um vier Uhr traten wir unsere Reise durch einen grünen Eichenwald nach den warmen Bädern, oberhalb des Flusses, an. Der Commandant, der schon von unserm

Besuch unterrichtet war, empfing uns auf's Herzlichste; seit dreizehn Jahren aus Frankreich entfernt, war er eben so erfreut, kultivirte Menschen zu sehen, als wir, in Mitten dieser Wüsten einen Europäer zu treffen. Das Geleit, welches man uns am andern Tage gab, war ein wahrhaft fürstliches; der Commandant selbst war für einige Meilen unser Führer, und unsere bisherigen Spahis, die wir hier gegen eine neue Eskorte vertauscht, standen bei unserm Abzug in Reih' und Glied.

Wiederum ging's durch Bäche und Flüsse; die erstern heißen in diesem Lande fast alle „Goldbäche", die letztern „Große Flüsse". Zwischen denselben lagen unermeßliche Weiden, die mit einem so üppigen Graswuchs bedeckt waren, daß unsere Pferde oft bis zur Brust darin verschwanden. In Neschmeya kehrten wir bei einer guten alten Schenkwirthin ein, die den Namen der „Mutter Kleeschneiderin" führte, wahrscheinlich weil sie den Schnittern, die hier zur Einbringung der Ernten angestellt waren, als Köchin, Wäscherin, Krankenwärterin, mit einem Wort als Mutter diente. Sie kochte uns eine gute Zwiebelsuppe und ein Fricassé auf ihre eigene Weise, das uns jedoch recht wohl mundete.

Da ich nicht allzu sehr ermüdet war, so fragte ich am Abend, ob mich nicht Jemand auf den Anstand begleiten wolle, und die „Mutter Kleeschneiderin" wies mich an einen jungen Brigadier von den Spahis, Gérard, denselben Jules Gérard, dem seine kühne Jagdlust seitdem den weithin bekannten Namen des „Löwentödters" verschafft hat. Gérard ging mit mir um Mitternacht etwa hundert Schritt weit von unserm Lager auf den Anstand, wiewohl er mir mit Bedauern mittheilte, daß wir wohl heute nichts als Schakale vor den Schuß bekommen würden, indem unsere kleine Karawane einen zu ungewohnten Lärm verursacht habe, um nicht alle andern Thiere zu verscheuchen. Nach einer Stunde richteten wir unsere Büchsen auf eine Gruppe von Thieren, die sich um ein Aas versammelt hatten; ein Schakal und eine Hyäne blieben auf dem Platz, und ein zweiter verwundeter Schakal ward am andern Morgen am Ufer des Baches gefunden. Als ich in unser Zelt eintrat, wo bereits Alles in tiefer Ruhe lag, ward ich plötzlich durch ein entsetzliches Geschrei erschreckt. Madame *** kam geisterbleich in ihrem Burnus dahergelaufen: „Eine Natter, eine Schlange, eine Eidechse, ein Scorpion oder sonst ein grauenvolles Etwas," war ihr während des Schlafes über das Gesicht gelaufen; sie war mehr todt als lebendig. Wir lachten herzlich über ihr Abenteuer und benutzten den allgemeinen Aufstand, den sie verursacht, um desto früher aufzubrechen.

Das Wetter hatte sich während der letzten Nacht einigermaßen verändert; es war kühl und frisch geworden, unsere Pferde liefen

gut, und bald waren wir in der Nähe des berühmten Löwenfelsen, wo vor mehreren Jahren bei einer vom Oberst Jussuf angestellten Jagd durch einen einzigen Löwen sechs Menschen getödtet, acht verwundet und vierzehn kampfunfähig gemacht wurden.

Zu unsrer Linken dehnte sich wie ein Flammenmeer, von blauen Bergen umgeben, der schöne See Fetzara aus; seine Ufer schienen aus der Ferne die Beute einer großen Feuersbrunst zu sein. Als wir näher kamen, löste sich das Räthsel: unzählige Schaaren von Flamingo's bevölkerten das Ufer, und ihr herrliches, rosenrothes Gefieder glitzerte und flimmerte im Glanz der aufgehenden Sonne wie eine Flammengluth. Der See selbst war von unabsehbaren Massen von Störchen, Reihern, Enten und andern Wasservögeln bedeckt.

Wir waren jetzt auf dem gewöhnlichen Wege der Karawanen, welche nach Bona ziehen. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto anziehender wurden die Gegenden, die wir durchreisten, und desto schönere Aussichtspunkte boten sich uns dar. Herrliche, schattige Palmenpflanzungen wechselten mit angebauten Feldern, und die grünen Hügel waren oft von einsam gelegenen Marabuts gekrönt. Um sechs Uhr Abends traten wir durch das Karaventhor in Bona ein; hier wimmelte es von Kameelen, Maulthieren und Pferden, von Arabern, Beduinen und Negern. Die Einen kamen, die Andern gingen; Alles aber schrie, schwatzte und tobte, und war in einer unaufhörlichen Bewegung.

Unser Hotel war mit demjenigen in Constantine nicht zu vergleichen; dennoch waren wir froh, wenigstens wieder unter Dach und Fach zu sein, und ein geregeltes Leben zu beginnen.

Ich fand den Oberst J. in Bona anwesend, und dieser machte mich mit einem jungen Manne bekannt, der wie ich ein großer Freund der Jagd war. Wir unternahmen zusammen eine Parthie nach dem See Fetzara, den ich schon vor meiner Ankunft bewundert.

Die Bewohner dieser Wasserwelt waren so zahlreich und mannigfaltig, daß es schwer ist, dem Leser einen Begriff davon zu geben; ich konnte nicht fassen, wie so viele Vögel der verschiedensten Gattung, Größe, Gestalt und Farbe hier an dem nämlichen Ort vereinigt waren. Mein neuer Freund besaß zwei große Säle mit Vögeln, die er eigenhändig hier geschossen und ausgestopft hatte, und unter denen fast Alles vertreten war, was sich in unsern Cabinetten aus den entgegengesetztesten Weltgegenden zusammenfindet.

VII.

Zwischen Bona und Philippeville.

Von Bona mußte ich an der Spitze eines kleinen Detachements allein weiter reisen. Ich begab mich in möglichster Nähe der Küste zurück nach Philippeville, um mich von hier wieder nach Algier einzuschiffen. Nach einigen Stunden Weges erreichten wir das Gebirge und einen kleinen Fluß, der sich in zahllosen Windungen am Fuße desselben hinschlängelte. Seine Ufer waren so von Strauchwerk und Dornen umwuchert, und das Wasser so mit Felsgestein durchsäet, daß wir nicht ein noch aus wußten; und der Leser kann sich vielleicht von der Beschwerlichkeit unseres Weges eine Vorstellung machen, wenn ich ihm sage, daß wir dieses Gewässer siebenunddreißig Mal, bald hin und bald zurück durchwateten, ehe wir einen Pfad fanden, den wir mit unsern Thieren betreten konnten. Endlich war unsere erste Station erreicht; ich schlug mein Zelt auf, ließ mir etwas Heu holen, auf das ich mich betten konnte, und begann mein Mahl, — im Vergleich zu unsern fröhlichen Mahlzeiten auf der frühern Tour ein sehr einfaches und trauriges. Unfern meines Zeltes stand eine Art hölzerner Baracke, einer piemontesischen Familie gehörig, die für die seltenen hier vorüberziehenden Reisenden eine kleine Schenkwirthschaft hielt. Ich ging, ihr einen Besuch abzustatten; aber der Anblick des elenden Innern vertrieb mich wieder; ich hatte eine Zerstreuung gesucht und fand die peinlichste Gemüthserschütterung.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren lag bleich und hager auf einer Streu; eine noch junge, aber durch Leiden und Entbehrungen abgezehrte Frau kniete neben ihm, um ihm die Fliegen abzuwehren, die sein Gesicht bedeckten. Ein armes, elendes Kind von etwa sieben oder acht Jahren kauerte auf ein paar Lumpen neben der Mutter, während ein größerer Bursche im Alter von vielleicht zwanzig Jahren von ebenfalls krankem Aussehen mir entgegentrat, um mir seine Dienste anzubieten. Seit mehreren Monaten wurde die unglückliche Familie durch das Fieber verzehrt, ohne daß sie die Mittel gehabt hätte, diesen ungesunden Aufenthalt zu verlassen.

Um eine Gelegenheit zu finden, den armen Leuten ein Almosen zu geben, hieß ich den jungen Burschen einige Speisen in mein Zelt bringen. Der Vater, sagte er, sei seit gestern viel kränker, und sie Alle wüßten nur zu gut, daß der Tod das einzige

Rettungsmittel von der schrecklichen Krankheit sei. Mitten in der Nacht ward ich durch ein Jammergeschrei aufgeschreckt; der Vater war so eben verschieden; die Frau raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus; der große Sohn verbarg stumm sein Gesicht in den Händen, und der kleine weinte, weil er die Andern weinen sah.

Man muß nach Afrika gehen, um einen Begriff zu bekommen von solchem Elend mitten in der Wüste, in steter Gefahr mit den wilden Eingebornen oder den reißenden Thieren, ohne jedes Hülfsmittel, ohne alle Hoffnung, die Heimath je wieder zu sehen.

Ich that für die armen Leute, was ich konnte; dann brach ich auf, mitten in der Nacht, um nicht so viel Jammer länger vor Augen zu haben. Wir waren kaum eine halbe Stunde geritten, und die Spahis pfiffen ein melancholisches und eintöniges Lied, als der Brigadier plötzlich mit geschäftiger Miene auf mich zukam und mir mit gedämpfter Stimme mittheilte, daß er auf der Höhe zu unsrer Linken ein Dutzend Beduinen von verdächtigem Aussehen bemerke. Er bat um Erlaubniß, mit seinen Leuten diese Art von Marodeurs näher in Augenschein zu nehmen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber in dem Dämmerlicht konnte ich doch mehrere Reiter unterscheiden, welche dieselbe Richtung wie wir zu verfolgen schienen. Da ich der Zerstreuung und innern Anregung bedurfte, um meine düstern Gedanken los zu werden, so ergriff ich diesen Vorschlag mit Eifer; ich selbst übernahm die Anführung. Ich hieß den Soldaten, der das Maulthier mit meinem Gepäck führte, ein wenig zurückbleiben, dann beschleunigten wir allmälig den Lauf unsrer Pferde, ohne uns jedoch sogleich gegen die Reiter zu wenden. Als wir etwa noch zweihundert Schritt von ihnen entfernt waren, schienen sie plötzlich einen Augenblick zu zögern; dann galoppirten sie in solcher Hast davon, daß wir sie bald aus den Augen verloren haben würden, wenn wir nicht ein Gleiches gethan hätten.

Ich befahl jetzt dem Brigadier, sie anzurufen. Er that es zu wiederholten Malen, aber erhielt keine Antwort, und die Reiter flohen nur um so schneller von dannen.

Nach einer Viertelstunde waren wir ihnen indessen so nahe, daß wenigstens zwei der Beduinen uns nicht mehr entrinnen konnten; wir hielten sie fest und stellten ein kleines Verhör mit ihnen an. Sie erzählten, daß sie in der Nacht aus ihrem Stamm fortgeritten seien, um in einem nahe liegenden Flecken den Markt zu besuchen; da sie aber von umherstreifenden Marodeurs gehört, so hätten sie sich gut bewaffnet. In der Dunkelheit hätten sie uns nun für die gefürchteten Umhertreiber gehalten, und unsere Ueberzahl bemerkend seien sie so rasch als möglich entflohen.

Alle diese von lebhaften Geberden begleiteten Erklärungen wurden mir durch den Brigadier übersetzt. Letzterer schüttelte zwar ungläubig den Kopf; mir aber schien die Erzählung so unwahrscheinlich nicht, und da ich ohnehin kein Recht hatte, in diesem Lande als Polizeibeamter aufzutreten, so gestattete ich den beiden Gefangenen, ihren Genossen so rasch als möglich zu folgen.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und da wir uns eben an einem Bache befanden, den wir durchschreiten mußten, so hielten wir an, um erst unsern Maulthierführer zu erwarten. Der Brigadier machte mich hier auf eine zahllose Menge von Schildkröten aufmerksam, mit denen das Wasser angefüllt war. Nach einem mehrstündigen Ritt bemerkte ich, daß mein Pferd heftig aus dem Maul blutete. Ich fürchtete, es habe sich an den scharfen Felsenkanten, an denen wir vorübergeritten, verletzt, und untersuchte ihm Lippe und Gebiß. Es war nichts zu entdecken, bis ein Spahi, der ihm das Maul hielt, mir am innern Gaumen einen ungeheuren Blutegel zeigte, den es ohne Zweifel an jenem Bache mit dem Wasser eingesogen. Wir bedienten uns beim Trinken stets eines Tuches, um durch dasselbe das Wasser einzuschlürfen, denn jene Blutegel sind zuerst unmerklich klein und dünn wie ein Faden, werden aber, wenn sie sich am Gaumen festgesogen haben, so stark wie ein Finger.

Die Nacht gedachten wir in einem Araberstamm zuzubringen. Obwohl es, als wir eintrafen, erst halb neun Uhr war, so lag doch hier schon Alles in tiefer Ruhe; die Feuer waren ausgelöscht, und nur die Hunde verkündeten unsere Ankunft. Ich beorderte einen meiner Reiter in das Zelt des Kaïd, um ihm meinen Empfehlungsbrief zu überbringen; in weniger als drei Minuten kam die ganze Bevölkerung, ein paar hundert Personen, unter den Zelten hervor und umringte uns neugierig. Der Kaïd führte mich unter einen großen Baum, und nachdem wir viel höfliche Worte ausgetauscht, von denen wir beiderseitig nicht eine Silbe verstanden, wurden Teppiche hingebreitet, Feuer angezündet, Kaffee gekocht, und mit größtem Behagen eine Pfeife geraucht.

Um ungestörter rauchen und mich erquicken zu können, hatte ich mein Pferd in den Händen der Araber zurückgelassen; als einer der Spahis es mir jetzt wieder zuführte, flüsterte er mir zu, daß eine schöne Korbflasche, die im Sattel befestigt gewesen war, ebenso die Halfter eines Maulthiers verschwunden seien, und er beides vergebens gesucht.

Gleich zu Anfang schon fiel mir die Neugier unsrer Wirthe auf, wie sie selbst meine Pistolen, die ich im Gürtel trug, nicht unbetastet ließen, wie sie meinen Säbel aus der Scheide zogen, und ihn von einer Hand zur andern reichten, so daß ich genöthigt

war, ihm zwanzig Schritt weit nachzulaufen. Jetzt vermißte ich auch ein schönes Messer, dessen ich mich noch eben bei der Mahlzeit bedient. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Korbflasche und der Halfter einen Weg gegangen. Das war zu arg; es war gar kein Grund vorhanden, daß sie mir nicht auch mein Pferd stehlen sollten. Ich ließ daher den Kaïd nochmals rufen, und drohte ihm die strengsten Strafen an, wenn die drei gestohlenen Gegenstände nicht vor meiner Abreise wieder abgeliefert würden. Ein Spahi, der etwas französisch verstand, machte diesmal unsern Dolmetsch, und die Folge lehrte, daß der Kaïd meine Wünsche sehr gut begriffen hatte. Als ich mich nämlich am andern Morgen erhob, fanden sich die gestohlenen Gegenstände zu meinen Füßen, so daß ich kaum wußte, ob ich die gute Polizei-Ordnung des Kaïd, oder die Geschicklichkeit der Diebe mehr bewundern sollte.

Ehe ich fortritt, zündete ich mir noch eine Cigarre an. Ich bediente mich dazu stets eines kleinen Brennglases, als des bequemsten und gefahrlosesten Feuerzeugs. Als die Araber sahen, wie meine Cigarre so schnell anbrannte, nur weil ich sie für einen Moment unter das Stückchen Glas hielt, machten sie große Augen und baten um Erklärung dieses Wunders. Statt jeder Auseinandersetzung nahm ich den Zipfel eines ihrer Burnus, und wenn ich nicht das Feuer sofort gelöscht hätte, welches in diesem alten Plunder entstand, so würde der unglückliche Besitzer umgekommen sein. Dann hielt ich mein Glas über die eine der dürren braunen Hände eines Arabers, der diese schreiend zurückzog, entzückt, das Wunder an sich selbst erfahren zu haben.

Ich benutzte das allgemeine Erstaunen, um ihnen zu sagen, daß die Europäer noch viel stärkere Zaubermittel besäßen, und daß es ihnen ein Leichtes sei, ihre Ernten, ihre Zelte und ihr ganzes Hab' und Gut zu vernichten; daß es jedoch nur in unsrer Macht stände, diesen Talisman zu gebrauchen.

In der That, ich vertraute einem der Araber das Brennglas an, er wandte es hin und her, ohne die gewünschte Wirkung zu erzeugen, und als jeder Versuch unnütz blieb, schieden sie in der festen Ueberzeugung von mir, daß dieses mächtige Zaubermittel nur dem Willen der Europäer unterthan sei.

Am nächsten Nachmittag traf ich in Philippeville ein; aber ich fühlte mich auf's Aeußerste erschöpft; denn ich hatte diese letzte Reise bei der entsetzlichsten Hitze gemacht Eine kleine Erfrischung von sechzig Wärmegraden hatte mir mehrere Tage hindurch auf den Nacken gebrannt; ohne meinen schützenden Burnus wäre ich vielleicht verloren gewesen. Diese Anstrengung hatte alle meine Kräfte mitgenommen; mein Magen war erschlafft, mein Appetit

gewichen; ich trank, ohne einen Bissen zu essen; ein brennendes Fieber jagte meine Pulse und meine Nerven waren so gereizt, daß ich schon mehrere Nächte nicht mehr geschlafen hatte.

Dennoch suchte ich mich immer wieder aufzuraffen; ich nahm ein Bad, kleidete mich an und begab mich zu dem mir befreundeten General M., der trotz meiner Weigerung darauf bestand, ich müsse bei ihm zu Abend speisen. Er wollte am andern Tage verreisen und mich doch vorher bei sich sehen. Obwohl ich nichts aß, so ging das Souper doch leidlich gut vorüber; als aber während des Desserts sich am Himmel ein starkes Gewitter entlud, der Donner rollte, die Blitze das Gemach durchzuckten, und Alles in eine Schwefel-Atmosphäre gehüllt schien, fühlte ich mich so hinfällig, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich winkte einem Diener und bat ihn, mir seinen Arm zu geben und mich nach meinem Hotel zurückzuführen. Als ich mich aber von meinem Stuhl erhob, verließen mich plötzlich die Kräfte; es ward mir schwarz vor den Augen und ich sank auf dem Boden zusammen.

Was von diesem Augenblick an bis zu demjenigen, wo ich im Bett eines mir fremden Zimmers die Augen aufschlug, mit mir geschah, erfuhr ich erst am folgenden Tage. Ich befand mich noch im Hause des Generals; um mich her standen einige Offiziere; der Arzt hielt meine Hand, um den Puls zu fühlen, und die ersten Worte, die ich vernahm, waren: „Er schlägt die Augen auf!"

Ich glaubte zu träumen; ich that ein paar Fragen, und man sagte mir, wo ich sei. Es war Mitternacht vorüber, ich hatte mehrere Stunden ohne Bewußtsein gelegen.

Man überließ mich nun der Ruhe; ein Soldat sollte bei mir wachen, und bald umgab mich das tiefste Schweigen.

Ich hatte eben ein Weilchen geschlummert, als ich eine eigenthümliche Wärme an meinem Gesicht und ein leises Kitzeln an meinem Kinn zu empfinden glaubte. Unwillkürlich legte ich die Hand dahin und begegnete einer großen und sammtigen Masse; ich blickte auf und sah zwei große, grüne, runde Augen, die sich, im Schein eines Nachtlämpchens flimmernd, unverwandt auf mich richteten. Ich gab mir zuerst keine bestimmte Rechenschaft von dieser Erscheinung, sondern glaubte, es sei eine Einbildung meines angegriffenen Gehirns; ich zog die Hand zurück, wandte mich auf die andere Seite, um wo möglich diese unruhigen Bilder meiner Phantasie zu verjagen, als ich auf meinen Fingern denselben warmen Athem und denselben weichen Gegenstand spürte, wie das erste Mal. Jetzt riß ich mich aus meiner halben Betäubung em-

vor, und wie groß war mein Entsetzen, als ich mich Auge in Auge mit einem Löwen sah, dessen Kopf und ungeheure Mähne größer war, als mein ganzes Kopfkissen. Die Miene, mit der er mich anblickte, war jedoch mehr sanft als drohend, und die Bewegungen seiner Augenbrauen hatten nichts Finsteres und Schreckliches.

Ich stieß einen Schrei aus; der Soldat richtete sich in seinem Stuhl empor, und als er die Ursache meines Schreckens errieth, rief er nur:

„Sultan, hieher! Sultan couche!"

Sultan war ein wunderschöner, anderthalbjähriger und vollkommen gezähmter Löwe, der dem General gehörte. Man ließ ihn wie einen Pudel im Hause umherlaufen und in die Zimmer kommen, so oft er wollte. Mein Soldat hatte ihn aufgezogen und besaß seine besondere Zuneigung, so daß er überall von ihm begleitet ward. Meinem Bette hatte er sich aus bloßer Neugierde genähert.

Am andern Tage befand ich mich etwas besser, doch dauerte es lange Zeit, bevor ich vollkommen hergestellt war, und der Arzt verbarg mir nicht, daß er an meiner Wiederherstellung gezweifelt. Als ich später wieder einem Diner im Hause des Generals beiwohnte, hatte ich Gelegenheit, meine Bekanntschaft mit Sultan zu erneuern, der während des Kaffee's ungenirt in's Zimmer kam und seinen großen Kopf zärtlich auf den Schooß der Dame legte, wie der zierlichste Jagdhund.

Ein einziger Gegenstand störte das Wohlbehagen des armen Thieres; dies war ein böser, kleiner Luchs, der sich eine Sopha-Ecke zum Asyl erwählt und seine Krallen jedesmal nach dem Gesicht des Löwen ausstreckte, so oft dieser sich bei ihm liebenswürdig machen wollte. Sultan ließ dann die Ohren hängen, schloß die Augen, damit sie ihm nicht ausgekratzt wurden, wandte sich um und schlug den Weg zur Thür ein, indem er traurig seinen Schwanz hängen ließ, von dem ein einziger Schlag hinreichend gewesen wäre, seinen Gegner am Boden zu zermalmen.

VIII.

Der neue Nimrod.

Meine Rückreise nach Algier bot nichts Bemerkenswerthes dar; ich zog hier in mein altes Quartier ein, durfte aber meiner angegriffenen Gesundheit wegen, so lange die heiße Witterung anhielt, nicht mein früheres, heiteres Jagd- und Abenteurerleben wieder beginnen. Endlich ward das Wetter mir günstiger; die Sonne war weniger brennend, der Himmel aber noch immer vom reinsten und tiefsten Blau, ohne ein Spur von Gewölk.

Eines Tages erzählte mir ein Bekannter, daß sich in der Metidja jetzt zahllose Schaaren von Becassinen aufhielten, und da ich ein großer Freund der Wasserjagd war, so hatte ich bald eine kleine Jagdgesellschaft zusammen gefunden. Namentlich wünschte ein Herr bei der Parthie zu sein, der seit kurzer Zeit in Algier lebte und der Verfasser einer gelehrten Abhandlung über die Jagd mit Windhunden war, die er, wie er sagte, in den Bergen seiner Heimath fleißig betrieben hatte. Eben so geläufig war ihm jede andere Art der Jagd; er konnte sich einer Menge Heldenthaten rühmen; seine Kaltblütigkeit, seine Geistesgegenwart hatten ihn noch nie verlassen; seine Kühnheit war geradezu sprüchwörtlich geworden, kurz wir waren glücklich, einen so herrlichen Mann zum Gefährten zu bekommen.

Da wir bis mitten in die Sümpfe der Metidja vordringen wollten, so mußten wir in Algier sehr zeitig aufbrechen; wir mietheten uns zu unsrer Fahrt einen spanischen vierrädrigen Karren, den wir früh um drei Uhr bestiegen, entschlossen, den verkürzten Morgen-Schlaf so viel als möglich unterwegs einzubringen. Bald in der That hatte das eintönige Läuten der Glocken unsrer Pferde uns in Schlummer gewiegt, als wir plötzlich durch einen gewaltsamen Stoß aufgerüttelt wurden, der die Einen rechts, die Andern links schleuderte. Verwirrtes Geschrei und entsetzliches Geheul ließ sich dabei rings um uns her vernehmen. Unser Wagen rührte sich nicht mehr von der Stelle; wir arbeiteten uns aus unsern Büchsen, Flaschen, Beuteln, Hunden und Beinen, so rasch wir konnten, empor, und erblickten beim Schein der beginnenden Dämmerung durch die trüben Fenster unseres Fahrzeugs phantastische Schatten, deren Zahl immer wuchs, und die den Tumult und die Verwirrung immer größer machten. Besorgt über diese Störung, deren Ursache wir nicht einmal kannten, krochen wir aus unserm Gefängniß hervor und entdeckten, daß wir mitten in eine Karavane von Ka-

meelen, Eseln und Maulthieren gerathen waren. Es war nämlich heute Markttag, und die armen Thiere waren mit allen Vorräthen beladen, welche die Araber der Metidja wie gewöhnlich zum Verkauf nach Algier brachten. Eins von den Kameelen an der Spitze des Zuges war in unsern Wagenrädern hängen geblieben, ein anderes, welches einen Hühnerstall trug, wurde durch den Stoß niedergeworfen, und so verbreitete sich ein Schrecken und eine Verwirrung unter der ganzen Heerde, die durch die Finsterniß noch gesteigert wurde. Die Araber liefen hinter ihren Hühnern her, hoben ihre Säcke auf, schlugen mit ihren Stöcken auf die Thiere los; die zurückgebliebenen Frauen und Kinder, die nicht anders glaubten, als daß es sich um eine gewaltsame Plünderung handle, schrieen um Hülfe; unser Kutscher gestikulirte und hielt zwei wüthenden Arabern Stand; denn die Mehrzahl der letztern umgab mit drohenden Geberden unsern Wagen. Zum Glück drückte sich Einer von unsrer Gesellschaft ziemlich fließend arabisch aus und brachte die Leute zur Vernunft; wir waren ihnen behülflich, die niedergestürzten Kameele wieder aufzurichten und die Ordnung herzustellen. Nachdem der Zug, wohl fünf- oder sechshundert Thiere an der Zahl, wieder in Bewegung war, nahmen auch wir unsere Plätze im Wagen wieder ein und setzten unsere Reise fort.

Die Sonne begann jetzt die Gipfel des Atlas zu röthen; bald konnten wir alle Gegenstände deutlich unterscheiden, die uns umgaben; wie groß aber war unser Schrecken, als wir beim Licht der ersten Sonnenstrahlen entdeckten, daß unsere Zahl nicht mehr vollständig sei, daß unser neuer Jagdgefährte fehlte. Wo war er? Wir ließen den Kutscher halten, wir stiegen aus, wir riefen, — keine Antwort! Wir wurden unruhig; was konnte aus ihm geworden sein? War er beim Fallen verwundet worden? Hatte er sich in Mitten der Dunkelheit verirrt? Hatte er bei seinem unternehmenden Charakter als neuer Paladin die Ungläubigen in die Flucht zu schlagen versucht und war er dabei in ihre Gewalt gerathen?

Wir wußten nicht, was wir glauben sollten; auf alle Fälle war es unmöglich, weiter zu reisen, ohne nicht wenigstens den Versuch zu machen, unsern Gefährten wieder zu finden, und wir befahlen daher dem Kutscher, umzukehren.

Als wir an dem Schauplatz der vorhin geschilderten Scene anlangten, sahen wir zu unsrer Linken unter einem Gebüsch sich Etwas regen, und bald erkannten wir denjenigen, den wir suchten. Er dehnte und reckte sich wie Jemand, der so eben eine schwere Ohnmacht überstanden hat.

„Was ist aus Ihnen geworden?“ riefen wir ihm zu. „Sind Sie krank; sind Sie verwundet? Ist Ihnen etwas geschehen?“

„Nichts, nichts,“ erwiderte er mit verlegener Miene; „ich habe Sie nicht abfahren sehen, und da ich fürchtete, mich in der Dunkelheit zu verirren, so wollte ich hier den Tag abwarten.“

Diese Erklärung kam uns so sonderbar vor, daß Niemand ein Wort hinzuzufügen wagte; wir setzten uns rasch wieder in den Wagen, wechselten aber ein bedeutungsvolles Lächeln mit einander, das mehr ausdrückte, als alle Erklärungen.

Nach einer Stunde waren wir an Ort und Stelle und drangen in die Sümpfe ein, mitten durch einen Wald von Schilf, welches unsere Häupter um mehrere Ellen überragte.

Welche Wonne! Die Becassinen fielen wie die Hagelkörner; sie lagen zur Rechten, zur Linken, vor und hinter uns.

Je weiter wir uns indessen vorwärts wagten, je dichter ward das Schilf, und je seltener unsere Schüsse, denn wir mußten uns hier mit den Händen erst den Weg bahnen, und dabei noch Achtung geben, unsere Füße nicht in den Wurzeln zu verstricken.

Bis über die Hüften im Wasser, hatte ich mich zu einer kleinen Insel durchgearbeitet; ich wischte mir eben den Schweiß von der Stirn und blickte selbstzufrieden um mich, als ich mehrere rasch auf einander folgende Flintenschüsse und den Ruf: „Ein Panther! ein Panther!“ vernahm.

Im Augenblick war meine Büchse geladen, mit gespannter Aufmerksamkeit hielt ich den Athem an. In der That bewegte und theilte sich jetzt das Schilf, und mit der Schnelligkeit des Blitzes, so daß ich kaum Zeit zum Zielen fand, jagte das Thier an mir vorüber. Bei meinem Schuß wandte es jedoch den Kopf gegen mich um, blickte mich an — wahrscheinlich mit einem Blick der Verachtung — und war verschwunden.

Jetzt waren auch meine Gefährten zu mir durchgedrungen, sehr im Ungewissen über das Resultat unsrer Büchsenschüsse.

„Das Thier ist verwundet!“ behauptete der Eine.

„Wir müssen es verfolgen!“ sagte ein Anderer.

„Wohin hat es sich gewendet?“

„Hierhin!“ „Dorthin!“

Ich that den Vorschlag, zuerst aus dem Dickicht heraus zu treten, um mit mehr Bequemlichkeit überlegen zu können.

Kaum hatten wir das schwankende Terrain verlassen, auf dem wir uns befanden, so vernahmen wir eine Art von Gewimmer und ersticktem Geschrei; wir horchten genauer und schlugen die Richtung ein, aus der die Klagen herzukommen schienen. Endlich erreichten wir eine Stelle, wo das Sumpfland, obwohl auf der Oberfläche mit einem trügerischen Rasen bedeckt, immer weicher und immer gefährlicher ward. Jeder Jäger kennt dieses verrätherische

Terrain, welches immer nachgiebt, wohin der Fuß tritt, und man sucht es auf alle Weise zu meiden. Schon wollten wir umkehren, als eine Stimme mitten aus dem Morast uns um Rettung anflehte. Zugleich sahen wir in einiger Entfernung die Büsche sich bewegen und eine Hand zum Vorschein kommen, so schwarz wie die eines Negers. An einem zweiten Hülferuf, der jetzt ertönte, erkannten wir nur zu gut die Stimme unseres neuen Jagd-Gefährten: er war es, unser Nimrod; jeder Zweifel war verschwunden. Wir mußten uns mit seiner Rettung beeilen; denn je mehr Anstrengungen er machte, sich empor zu arbeiten, je tiefer versank er in den Sumpf. Wir riefen ihm zu, sich nicht zu regen, und die Arme auszubreiten, anstatt sie gerade über dem Kopf empor zu strecken wie ein Schwimmer, der die Tiefe eines Flusses erproben will.

Schilf, Kräuter, Gras und Gesträuch ausreißen, einen Damm daraus formen, uns der Art anfassen, daß wir eine Kette bildeten, deren letztes Glied bis zu jenem Verunglückten reichte, das Alles war für uns das Werk weniger Sekunden. Es war aber auch die höchste Zeit, denn der Arme steckte bereits bis zu den Achseln im Morast. Als wir ihn aber endlich mit namenlosen Anstrengungen wieder auf's feste Land geschafft, konnten wir kaum ein tolles Gelächter unterdrücken über den Anblick der Hülle von Schmutz, die ihn umgab. Vor allen Dingen mußten wir ihm ein zweites Bad anrathen, aber dies Mal in dem klaren Wasser eines vorüberfließenden Baches.

Jetzt erst dachten wir wieder an die Verfolgung unseres Panthers; aller Wahrscheinlichkeit nach war er uns durch einen Hohlweg nach dem Gebirge zu entschlüpft; da aber in dieser Richtung unsere guten Freunde, die Kabylen, hausten, und wir sogar in einiger Entfernung ihre Wohnungen und Gärten entdeckten, so gaben wir lieber das Unternehmen auf, und begnügten uns, den gewonnenen Becassinen noch ein paar Hühner und Enten hinzuzufügen.

Die Cigarre im Munde, das Gewehr über der Schulter, wollten wir eben unsern Wagen aufsuchen, als wir nicht vierzig Schritt von uns entfernt eine schwarze bewegliche Masse sahen, die wir der vorgerückten Dämmerung wegen jedoch nicht recht mehr unterscheiden konnten. „Es ist ein Hase — es ist ein Schakal — es ist ein Frischling!“ lauteten die verschiedenen Meinungen; Jeder von uns war sicher, besser gesehen und richtiger gerathen zu haben, als seine Gefährten. Geschwind ließen wir die Hunde los; sie folgten der Spur, und führten uns an einen Erdbau, der eben sowohl einem Dachs als einem Fuchs angehören konnte. Da wir

jedoch von Füchsen in dieser Gegend nichts wußten, so nahmen wir an, daß es ein Dachs sei, und sofort schickten wir uns auch zur Belagerung seiner Festung an. Es war nur ein einziger Ausgang vorhanden; der Feind konnte durch keinen andern entwischen. Die Hunde schnoberten und kratzten; wir stießen mit Stöcken von drei bis vier Länge, in das Loch; da letzteres jedoch einen Winkel bildete, so erkannten wir dieses Mittel bald für unnütz. Das Feuer wäre vielleicht am wirksamsten gewesen; aber wir befanden uns dicht bei einer Scheuer voll Korn, und durften diese um eines Dachses willen nicht gefährden.

Wir vergrößerten jetzt mit einem Spaten die Oeffnung so weit, daß ein Hund hinein konnte; augenblicklich aber kehrte derselbe mit blutendem Maul zurück und wir vernahmen ein seltsames Geräusch wie von der Umdrehung eines Rades.

Die Neugier verdoppelte unsere Anstrengungen; bald war das letzte Hinderniß fortgeräumt und wir erblickten unser Wild vor uns. Sein Körper erschien uns zuerst wie der eines großen Hasen, plötzlich aber schwoll er an und ein Wald von beweglichen spitzen Stacheln erhob sich mit demselben Geräusch, das wir schon einmal gehört; wir hatten mit einem Wort ein schönes Stachelschwein, und zwar ein Stachelschwein in seiner ganzen Wuth vor uns. Es war ein Anblick, dessen vollen Genuß nur ein Jäger ermessen kann. Das Bellen und Heulen der verwundeten Hunde; das Freudengeschrei unsrer Jäger; das knisternde Geräusch der Stacheln; unsere Verlegenheit, wie wir unsern Sieg vollenden sollten; die verschiedenen Vorschläge, die ausgesprochen und wieder verworfen wurden: Alles das gab eine so lebendige Scene, daß die Erinnerung daran mich noch heute ergötzt.

Endlich machte ich den Versuch, das Thier in den Kopf zu schießen, ohne den Rumpf zu verletzen; es gelang, und wir trugen unsere Beute davon.

Um Mitternacht befanden wir uns nach einem Tage voll Mühen, aber auch voll heitrer Erlebnisse wieder in unserm Hotel zu Algier.

IX.

Garnisonleben in Oran.

Meine Gesundheit war nun vollkommen hergestellt; meine Natur hatte sich an das afrikanische Klima gewöhnt. Ohne Bedenken schloß ich mich daher einem Transport von Truppen nach Oran an. Der Anblick dieser Stadt und ihrer Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, Alles war auffallend von Dem verschieden, was ich in Algier kennen gelernt. Oran liegt zu gleicher Zeit am Meeresufer und im Gebirge, und hat fast lauter niedrige Häuser; dazu sind die Straßen nicht regelmäßig unter einander verbunden, sondern laufen fast wie die Speichen eines Rades nach allen Richtungen hin aus, während die Zwischenräume durch Hohlwege, Ruinen rc. ausgefüllt sind. Es leben hier weit weniger Eingeborene, als in Algier; die Hauptbevölkerung besteht aus Spaniern und Militär, das in stetem Wechsel bald kommt, bald geht, und mich stets daran erinnerte, daß ich hier dem Kriegsschauplatz nahe war.

Gleich während der ersten Tage unternahm ich einen kleinen Ausflug an den Sig durch ein damals noch wüstes Land, das aber einst einer der glänzendsten Punkte unsrer Colonie werden wird. Die dort wohnenden Araber empfanden nicht nur bereits Vergnügen an der europäischen Cultur; nein es zeigte sich in ihrem ganzen Treiben ein entschiedenes Interesse für allerlei nützliche Einrichtungen; unter diesen aber war keine, die ihnen so imponirt und ihre Dankbarkeit in solchem Grade erregt hätte, als der Damm am Sig.

Die weite Ebene, welche man zwischen Oran und Mascara überschreitet, hatte sich von jeher durch ihre große Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Schon die Türken wandten hier eine Art von Bewässerungssystem mittelst Kanäle an, die durch das Wasser des Sig gespeist wurden, indem man dasselbe durch Dämme bis zu der erforderlichen Höhe emporstaute. Diese Dämme, unhaltbar construirt, wie sie waren, hatten oftmals schon reparirt und erneut werden müssen; zum letzten Mal waren sie vor länger als fünfzig Jahren zerstört worden, und seitdem hatte sich der Charakter der Ebene total verändert. Die Fruchtbarkeit war verschwunden; statt die eigentliche Kornkammer des Landes zu sein, war die Ebene wieder ein öder Strich Landes geworden.

Die Herstellung des Dammes, obwohl die zahlreichen Stämme,

welche die Ebene bewohnen, ihre Hülfe an Geld und Arbeit zusagten, bot große Schwierigkeiten. Die Zerstörung der frühern Bauten hatte hinlänglich die Gewalt des Stromes bewiesen, wenn derselbe durch die zahlreichen Regengüsse des Winters anschwillt. Dennoch stand das Werk von der Hand der Franzosen fast vollendet da.

Durch eine ungeheure Mauer, ganz von Bruchsteinen bis zu vierzig Fuß Höhe und sechsunddreißig Fuß Dicke aufgeführt, hat man zwei hohe Gebirge mit einander verbunden. In der Dicke dieses Mauerwerks sind Wasserleitungen angebracht, die mit Schleusenthoren versehen und mit den Kanälen an jeder Seite des Dammes in Verbindung gesetzt sind, um den allzu heftigen Strom des Wassers zur Zeit seiner Höhe aufzuhalten.

Während meiner Anwesenheit in Oran ereignete sich ein Vorfall, der den Krieg gegen die verrätherischen Stämme der Araber in dortiger Gegend von Neuem anfachte: Es fanden sich nämlich eines Tages vor dem festem Lager, das in einiger Entfernung von diesem Orte errichtet war, siebzig als Bettler gekleidete Araber ein, welche nach Art der Heiligen fromme Lieder beteten und sangen. Vor ihnen her ging eine Anzahl Kinder, die sich ganz wie ihre Väter geberdelen, und durch ihre Albernheiten die Lachlust und Heiterkeit unsrer Soldaten erregten. Diese ahnten wenig, welche Scene sich vorbereitete.

Es konnte zehn Uhr Morgens sein; der Commandant befand sich außerhalb des Lagers und sah den Uebungen der Cavallerie zu; die Offiziere und Soldaten frühstückten, und nur die Wachen standen vor den Zelten, als die Araber verlangten, in das Lager eingelassen zu werden, um dem Commandanten eine Bittschrift zu überreichen. Die Wache gestattete es den ersten, sogleich aber wollte die ganze Bande mit eindringen, und als der arme Soldat sich widersetzte, streckte ihn augenblicklich ein Pistolenschuß zu Boden. Dies war das Zeichen des Angriffs; die Araber warfen ihre Burnus zurück, griffen zu ihren verborgenen Waffen, stürzten sich in wildem Haufen auf das Zelt des Commandanten und schossen die Ehrenwache nieder, die am Eingang postirt war.

Durch den Lärm aufgeschreckt eilen die Offiziere und Soldaten herbei, aber sie sind unbewaffnet; einige fallen sogleich, andere werden verwundet; es entsteht ein allgemeines Handgemenge. Eine Anzahl von Soldaten besetzt jetzt die Ausgänge, die andern bereiten sich zur Verfolgung der Araber; man entreißt ihnen die Büchsen und greift sie zuletzt mit dem Bajonnet an. Bald liegen achtundfünfzig Leichen am Boden. Durch einen Kanonenschuß giebt man inzwischen dem Commandanten das Signal, daß seine Gegenwart im Lager dringend nöthig ist; er eilt herbei, stößt unterwegs

auf diejenigen Araber, welche nicht in das Lager haben eindringen können oder wieder daraus entflohen sind; er bemächtigte sich ihrer und führte sie zurück. Sie gestanden jetzt ein, daß sie von einem Marabut, der auch im Kampfe gefallen, aufgehetzt und angeführt worden seien. Er hatte ihnen am Abend vorher geweihtes Brod und in Wasser aufgelöstes Salz zu essen gegeben und ihnen versichert, daß diese Speise sie für die Franzosen unsichtbar und für ihre Kugeln schußfest machen würde.

Solche Ereignisse waren übrigens damals in jenen Gegenden nichts Seltenes, und die Aufregung, die dadurch unter den Truppen erzeugt wurde, eine sehr vorübergehende. Man sprach einige Tage davon, dann wurde die Sache vergessen; am wenigsten hätte man sich in dem lustigen Garnisonleben dadurch stören lassen. Fast jede Woche fanden Tanzvergnügungen statt, zu denen auch ich stets eingeladen war. Besonders erinnere ich mich noch eines Balles, den der General Lamoricière gab; er hatte mir die Ehre erwiesen, mich zu einem Anordner des Festes zu ernennen, bei welchem auch eine Lotterie zu Gunsten der Armen veranstaltet werden sollte. Unter den Gewinnen befanden sich seltsamerweise neben Pantoffeln, Börsen rc. auch ein Panther, eine Hyäne und ein Schakal, welche die Eingebornen beigesteuert.

Der Balltag erschien; während einer Pause, die im Tanz eintrat, geschah die Ziehung und die Vertheilung der Gewinne; Jeder nahm den seinigen mit nach Hause. Der Schakal war der Frau eines Offiziers, der Panther dem englischen Consul zugefallen; beide wurden sammt ihren Käfigen an ihre neuen Bestimmungsorte transportirt. So blieb nur noch die Hyäne, die der Hauptmann Pajol gewonnen hatte, und die sich in einem großen Käfig unweit der Pferdeställe befand.

Nach ein paar Tagen wurde ich unvermuthet in's Schloß beschieden, wo ich den General traf, der eine Cigarre rauchend unter seinem großen Schnurrbart schmunzelte.

„Nun?" redete er mich an; „haben Sie denn schon alle Gewinne ausgeliefert?"

„Ja wohl, Herr General; den letzten, einen Papagey, hat gestern Frau v. N. abholen lassen."

„Das ist sonderbar; da sind zwei Jäger vom Hauptmann Pajol, der noch einen Gewinn zu fordern hat."

„Welchen denn, Herr General?"

„Potz tausend, die Hyäne!" Dabei brach er in ein helles Lachen aus, das sich beim Anblick der Verlegenheit, in die ich wegen der Ablieferung gerieth, noch steigerte. „Allons, Herr Lotterie-Commissarius," fuhr er fort, „machen Sie der Sache ein Ende, und liefern Sie den Gewinn aus."

„Nun, so mögen sich die Jäger den Käfig mit sammt der Hyäne nehmen; das scheint mir das Einfachste.“

„Nicht so einfach, als Sie glauben; der Käfig ist in der Mauer befestigt, und das Steinpflaster des Hofes dient ihm als Boden.“

„Meiner Treu', Herr General, lassen Sie die Jäger sehen, wie sie fertig werden; der Gewinn ist da, sie mögen ihn nehmen.“

„O nein, o nein, man muß ihn ihnen geben; wir müssen unsere Bedingungen einhalten!“ Dabei fing er von Neuem aus Leibeskräften an zu lachen.

Ich konnte nicht widerstehen, seine laute Heiterkeit zu theilen; als mir aber einfiel, daß ich so halb und halb auf meine eigenen Kosten lachte, fand sich der Ernst rasch wieder, und der Ernst war hier wahrlich nicht das am wenigsten Scherzhafte.

Ich schlug also mit den Jägern meinen Weg nach dem Käfig ein, und der General folgte mir mit seinem Adjutanten, neugierig zu sehen, wie ich mich aus der Schlinge ziehen würde; auch freuten sie sich wahrscheinlich schon darauf, mit ihrem Gelächter und ihren Späßen von Neuem zu beginnen.

Es hielt nicht schwer zu begreifen, daß es hier keineswegs eine Kleinigkeit war, das Thier aus seinem Gewahrsam heraus zu nehmen. So oft man sich demselben näherte, zog sich die Hyäne mit wüthendem Blick in den Hintergrund zurück und war dann durch Nichts zu bewegen, diese Position zu verlassen. Das Halsband und die Eisenkette, welche die beiden Soldaten mitgebracht, waren unter diesen Umständen höchst überflüssig, denn es war unmöglich, sie dem Thier anzulegen.

Da Gewalt hier nichts ausrichten konnte, so besann ich mich auf eine List; ich ließ ein Stück Fleisch holen, das ich an einem Stock befestigte; dann nahm ich ein starkes Seil, machte eine Schlinge, die ich vor den Eingang des Käfigs hielt, und deren beide Enden ich den rechts und links stehenden Jägern in die Hand gab.

Als so meine Vorbereitungen getroffen waren, ließ ich die Thür öffnen.

Jetzt hörte plötzlich das Lachen auf, und ich konnte mich nun meinerseits an dem Erstaunen des Generals weiden.

„Aber mein Gott,“ rief er, „was wollen Sie thun?“

„Den Gewinn ausliefern, General!“

„Keine Thorheit! Bedenken Sie, wenn Ihnen das Thier entwischt, so kann es die Veranlassung zu einem Unglück geben.“

„Fürchten Sie nichts, Herr General; das ist meine Sache.“

Ich hielt das Fleisch vor die halb geöffnete Thür. Die Hyäne schnupperte erst; dann kam sie vorsichtig näher, dann dreister und





Die Karavane

endlich streckte sie den Kopf vor, um zu schnappen. Dies war der Moment, den ich erwartete, die Schlinge fiel über ihren Kopf, die Soldaten zogen zu gleicher Zeit das Seil an, und das Thier war gefangen.

Das war jedoch noch nicht Alles; die Hyäne mußte auch noch bis zur Behausung des Hauptmanns geführt werden. Um nun nicht von dem Thier gebissen zu werden, empfahl ich den Soldaten auf's Strengste an, in möglichster Entfernung von einander zu gehen, und die Enden des Seiles immer weit auseinander zu halten.

Sie gingen; zuerst zögernd und zagend; nach ein paar Schritten jedoch hatten sie das Kunststück begriffen. Dennoch kamen sie mit der verhängnißvollen Hyäne nicht glücklich an Ort und Stelle. Als sie die Stadt bereits im Rücken hatten, nöthigte die Enge des Weges den armen Soldaten, dem andern etwas näher zu kommen; in Folge dessen lockerte sich die Schlinge; eine vielleicht sehr unschuldige Bewegung der Hyäne ließ beide die Fassung verlieren; sie ließen das Seil fahren, und die Hyäne, die ihre Freiheit sofort begriff, jagte davon in die Felder hinein.

Was weiter geschehen, habe ich nicht erfahren; gewiß ist, daß die Jäger ohne den betreffenden Gewinn zu ihrem Herrn zurückkehrten, obwohl ich ihnen denselben eigenhändig übergeben hatte.

Wir hatten in Oran die Einrichtung getroffen, daß immer einer von den Offizieren, denen ich mich angeschlossen, wochenweise die Regelung der Ausgaben für den gemeinschaftlichen Mittagstisch und die nöthigen Befehle an unsern Koch übernehmen sollte. Wir nannten denjenigen, den die Reihe hierzu traf, immer unsern „Küchengeneral", und seine Functionen waren wahrlich nicht leicht. Er saß bei jeder Mahlzeit gleichsam auf dem Moquirstuhl, und die Sticheleien und Spottreden regneten so zu sagen auf den unglücklichen „Küchengeneral" herab, wenn er sich seiner Aufgabe nicht mit Geist und Geschmack entledigt hatte. Auch mich traf zu meiner Zeit die Reihe, Küchengeneral zu sein, und ich hatte dabei einmal einen Succes, der mir nicht nur nach Tisch, sondern schon während der ganzen Mahlzeit die größten Lobsprüche eintrug.

Der General Lamoricière hatte von ein paar Arabern, welche aus der Wüste kamen, drei junge Strauße zum Geschenk erhalten. In Folge eines heftigen Sturmwindes war das Häuschen, in dem er sie hielt, eingefallen, und hatte eines der armen Thiere todt geschlagen. Ich befand mich gerade im Zimmer des Generals, als diesem die betrübende Todesanzeige zuging.

„Wenn man das Zeug wenigstens noch essen könnte!" sagte er.

„Es soll vorzüglich schmecken," erwiderte ich; „ich habe oft gehört und gelesen, daß das Fleisch von jungen Straußen eine

Delikatesse sei, und wenn Sie erlauben, so möchte ich wohl den Versuch wagen."

Ich lief sogleich zum Koch und befahl ihm, eine der Keulen geschickt und sauber auszuschneiden und am Spieß zu braten.

Als die Mittagsstunde da war, hörte ich wieder wie gewöhnlich von allen Seiten die Frage:

„Was giebt es heute?"

„Meiner Treu', Freunde, es war mir unmöglich, ein anderes Gericht zu finden, als eine Hammelkeule!"

„Immer den besagten Hammel! Wir leben ja von nichts als Hammelkeulen!"

„Verzeihung, meine Herren! Dies ist ein Hammel ganz besonderer Art; es ist ein Hammel vom Berge El Amria, aus der Nähe des großen Salzsee's; man hat mir dies Gericht als etwas Ausgezeichnetes empfohlen!"

Jetzt ward der Braten hereingetragen; ich saß wie auf feurigen Kohlen. Es war mein Geschäft, das Fleisch vorzuschneiden; als aber das Messer durch das dampfende Fleisch meines Hammels fuhr, und ich einen röthlichen einladenden Saft zugleich mit dem appetitlichen Duft wie von Wildpret hervorquellen sah, schwanden meine Sorgen, und ich schnitt herzhafter darauf los. Bald circulirte ein Teller mit den weiß und braunen Scheiben des Bratens.

„Meine Herren!" rief der zuerst bediente Präsident der Tafel, „das ist vorzüglich! Einen solchen Hammel lasse ich mir gefallen!"

„Hammel?" sagte ein Zweiter; „ich glaube den zartesten Rinderbraten zu speisen!"

„Ich erinnere mich," erzählte ein Anderer, „einmal einen Auerhahn gegessen zu haben, der genau denselben Geschmack hatte."

„Sonderbar, wenn ich nicht die Hammelkeule hätte tranchiren sehen, so würde ich behaupten, Rebhühnerfleisch auf dem Teller zu haben."

Nach aufgehobener Tafel hatte ich die größte Mühe, die Gesellschaft zu überzeugen, daß der Hammel vom El Amria nichts Anderes war, als einer unsrer Strauße, und ich mußte endlich, um den Beweis zu liefern, die Pfote des Thieres hereinholen lassen.

Als ich meinen Erfolg dem General mittheilte, lud er mich für den folgenden Tag zum Frühstück ein. Wir waren unser sieben zu Tisch, und es ward ein mit Trüffeln geschmortes halbes Straußei servirt. Auch dieses war wohlschmeckend; doch ziehe ich das Fleisch entschieden vor.

Während wir noch beisammen saßen und eine Cigarre rauchten, ward der Trompeter Escoffier in den Salon geführt, der so

eben durch einen Gefangenen-Austausch seine Freiheit wieder gewonnen. Alle Welt muß die Geschichte dieses braven Soldaten kennen lernen. In einem Gefecht gegen die Araber sah er plötzlich seinen Commandanten vom Pferde gerissen und fast schon in der Gewalt des Feindes. Er sprengt zu seiner Hülfe herbei und ruft:

„Schnell, Excellenz, nehmen Sie mein Pferd, Sie sind nöthiger als ich; werde ich gefangen, so ist das meine Sache!"

Der Commandant nimmt das Anerbieten an, er besteigt das Pferd, sammelt seine Leute, rettet sich und Escoffier fällt in die Hände der Araber.

Er hatte indessen während seiner Gefangenschaft nichts von seiner Heiterkeit und seinem Wohlaussehen eingebüßt, und es gewährte uns viel Vergnügen, von ihm zu erfahren, wie er beides bewahrt. Er hatte Verstand genug besessen, in der neuen Lage selbst die Mittel zu ihrer Verbesserung zu suchen und zu finden. So bemerkte er zum Beispiel, daß die Frauen Abd-el-Kaders (denn aus jener interessanten Zeit datirt meine Schilderung) sehr gern eine Art Fische aßen, die in den Bächen, worin sie sich aufhielten, schwer zu fangen waren. Er wußte sich geschickt Angeln zu verfertigen, und bald hatte der Ertrag seiner Fischerei ihm die Gunst der Damen erworben, die sich sogar so weit herabließen, mit ihm zu angeln. Durch ihre Verwendung erhielt er nun auch bessere und reichlichere Kost und ward weniger als seine Mitgefangenen zu schweren Arbeiten benutzt.

Ferner schilderte er uns die Lebensweise Abd-el-Kaders und seiner Umgebung; die ganze Zeit, die dieser nicht auf dem Pferde zubrachte — so schien es aus seiner Erzählung hervor zu gehen — war dem Gebet gewidmet; übrigens sei er von einem sehr milden Charakter, und widersetzte sich der allzu strengen Behandlung seiner Gefangenen.

Auch mit einem Mann, der längere Zeit um Abd-el-Kader gelebt, trat ich in Oran in Verbindung; es war Leon Roches, der seit 1832 in Algier war und sich hier durch seine ausgedehnten Sprachstudien bald den Namen des „Dolmetschers" erworben hatte. Nach ein paar Jahren trat er in der That als solcher in die Dienste Abd-el-Kaders, von dem er eine sehr hohe Meinung hegte. Dieser befand sich damals in Medeah, und als Roches sich dorthin begeben wollte, ward er von den Parteigängern des Emirs gefangen genommen, geplündert, und nur mit vieler Mühe erreichte er es, daß er vor diesen selbst gestellt ward. Die edle Festigkeit seiner Rede aber ergriff Abd-el-Kader so, daß er ihm sofort die Freiheit schenkte. Jetzt erklärte Roches ihm den Zweck seiner Reise, und der Emir fand in der Offenheit seines Wesens und der Ge-

fälligkeit seiner Manieren ein solches Wohlgefallen, daß er mit Freude auf seinen Antrag einging.

Von diesem Augenblick an folgte ihm Roches auf allen seinen Feldzügen gegen die feindlichen Stämme, mit denen er im Kriege lebte; er aß mit ihm und schlief mit ihm unter seinem Zelt. So war er auch bei der Belagerung und Plünderung der Stadt Aïn-Madhi gegenwärtig.

„Die Straßen," sagte er, „waren buchstäblich mit Leichen besäet; unsere müden Arme konnten die Waffen nicht mehr tragen, und wir wateten bis zum Knöchel in Strömen Blutes. An der Seite Abd-el-Kaders kam ich in den Mittelpunkt der Stadt; hier sah ich ihn in eine offene Moschee eintreten, und ohne daß er es bemerkte, folgte ich ihm und verbarg mich hinter einer Säule, während der Emir, das Gesicht zur Erde gebeugt, in Betrachtungen und Gebeten versunken war. Lange blieb er in dieser Stellung, und an den krampfhaften Bewegungen seines Körpers erkannte ich, daß seine Seele tief erschüttert war.

„Auch ich empfand nach dem blutigen Kampfe, in dem ich mehr als zwanzig Mal einem drohenden Tode entgangen, das Bedürfniß, meine Gedanken von den wüsten Scenen des Krieges abzuwenden, und heiße Thränen strömten über mein Antlitz. Abd-el-Kader, den ich inzwischen fast vergessen hatte, erhob sich jetzt, trat zu mir, und als er meine Thränen bemerkte, sagte er sanft: „Du weinst, Du hast an Deine Mutter gedacht!" Er schloß mich mit Rührung in seine Arme; auch er hatte ja geweint und sich deren erinnert, die ihm das Leben geschenkt." —

Roches hatte eine Tochter des alten Kaïd von Medeah geheirathet. Als aber nach einigen Jahren die Feindseligkeiten mit den Franzosen erneuert wurden, konnte er es nicht mehr ertragen, mitten unter unsern Gegnern zu leben. Mit Schmerz verließ er Abd-el-Kader und seine Frau, von der er keine Kinder besaß, und ertheilte ersterem von Oran aus noch schriftlich den Rath, friedliche Verbindungen mit den Franzosen herzustellen.

Roches trat nun als Dolmetscher in die Reihen der französischen Armee ein, und erwarb sich bei jeder Gelegenheit den Ruhm eines tapfern Soldaten. Ich selbst lernte ihn ungemein schätzen und lieben, und verdanke ihm manche Stunde der interessantesten Unterhaltung.

X.

Der Magnetiseur.

Meine Wohnung in Oran lag in der gefährlichen Nachbarschaft des Pulver-Magazins, welches Munition für die ganze Provinz für einen Zeitraum von zehn Jahren in sich faßte. Täglich sah ich neue Vorräthe dahin schaffen, ein Anblick, der mich nicht allzu sehr ergötzte, besonders da uns so eben entsetzliche Neuigkeiten zugegangen waren. Auf der Halbinsel, welche den Hafen von Algier schließt, waren sämmtliche Gebäude in die Luft gesprengt worden. Ein Theil der Festungswerke, die Baulichkeiten des Hafens, das Haus des Commandanten, so wie die angrenzenden Privathäuser, Alles lag in Trümmern. Die Ursache dieses Unglücks blieb unerklärt. Abgesehen davon, daß seit vierzehn Tagen Niemand den Thurm betreten, hatte sich, so viel man wußte, eine viel zu geringe Quantität Pulvers darin befunden, um eine so schreckliche Explosion hervorbringen zu können. Es blieb nichts übrig, als anzunehmen, daß schon vor der französischen Eroberung dort ein Pulvervorrath niedergelegt worden sei, der, bisher unbekannt, dem Unfall eine solche Ausdehnung hatte geben können. Die Zahl der Opfer war dabei beträchtlich; sämmtliche Artilleristen, achtundneunzig an der Zahl, waren umgekommen, und einige vierzig andere so schwer verwundet, daß sie bald die Zahl der Todten noch vergrößerten.

Auch vom Kriegsschauplatz verlauteten beunruhigende Nachrichten. Kaum eine Tagereise von Oran entfernt, war ein Lager durch den Araberhäuptling Ben-Henni angegriffen worden. Das Haupt-Depot, wo sich alle Effekten der Offiziere und der Jäger befanden, hatte nur eine kleine Besetzung von fünfzig Mann unter dem Befehl eines Lieutenants. Diese fanden kaum Zeit genug, nach ihren Waffen zu greifen und in das Blockhaus zu flüchten; Alles wurde geplündert, zertrümmert und verbrannt; zwei junge Mädchen aber, die an einem Bach Wäsche spülten, durch den wilden Haufen, der wohl sechs- bis achthundert Mann stark war, grausam umgebracht.

Am andern Tage kamen sie von Neuem. Der Posten war jetzt zwar um einige Mann verstärkt, aber auch die Räuberbande war bis auf etwa zwölfhundert Mann angewachsen, und stand wiederum unter der Anführung des schrecklichen Ben-Henni und seines Sohnes. Es wäre für diese ein Leichtes gewesen, die kleine

Garnison zu vernichten, hätte nicht eine heldenmüthige That plötzlich Furcht und Schrecken unter ihnen verbreitet. Ein junger Lieutenant mit elf seiner Soldaten gab eine scharfe Ladung auf mehr als dreihundert arabische Reiter, und dies geschah so schnell und unerwartet, daß die Araber von Angst ergriffen wurden, auseinander stoben und zwanzig Todte und eben so viel Verwundete auf dem Platz zurückließen.

An den folgenden Tagen wurden zwar immer neue Plünderungsversuche gemacht, aber doch nichts Ernstliches mehr unternommen; dagegen verbreitete sich das Gerücht, Ben-Henni werde sich zum Sultan aufwerfen. Er hatte an seinen Bruder, der der französischen Allianz treu geblieben, geschrieben, daß wenn derselbe sich nicht augenblicklich mit all' seinem Volk zu ihm verfüge, der allmächtige Sultan Ben-Henni, der Diener des Propheten, ihn vernichten würde.

Trotz der Kriegsereignisse in unsrer Nähe brachten wir oft in einem Kreise von vier bis fünf guten Freunden unsern Abend sehr friedlich zu, gewöhnlich bei den Karten und einem Glase Wein. Auch an Damengesellschaft fehlte es uns nicht; sie waren zwar weniger zahlreich als in Algier, um so höher aber wußten wir ihre Schönheit und Anmuth zu schätzen. Unter andern lernte ich auch eine junge Spanierin, Namens Mariquita, kennen, die Braut eines meiner Bekannten. Früher ein Mädchen von blühender Gesundheit, hatte sie seit einigen Monaten angefangen, sichtlich zu verwelken. Der Glanz ihrer andalusischen Augen erlosch, der Sammet ihrer Haut war bleich geworden, und sie empfand eine allgemeine, immer wachsende Mattigkeit der Glieder.

Da ich — wenn man will — die Lächerlichkeit besaß, an Magnetismus zu glauben, und was noch mehr ist, selbst Magnetiseur war, so bat mich mein Freund, das junge Mädchen in die Kur zu nehmen, und die geheimnißvolle Wirkung an ihr zu erproben. Ich unterzog mich dieser Aufgabe nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit jenem festen Willen und Glauben, die bei Unternehmungen der Art unerläßlich sind. Fast jeden Abend nach dem Kaffee unterwarf ich die Patientin den Wirkungen des Fluidums. Schon zwei oder drei Sitzungen hatten hingereicht, um sie einzuschläfern, und schon nach acht Tagen beherrschte ich sie so ganz, daß ich sie fast durch meinen bloßen Willen binnen einigen Minuten in den tiefsten Schlaf versenken konnte.

Da ich indessen keinen andern Zweck hatte, als ihr die Gesundheit wieder zu geben, so hatte ich niemals auch nur den Versuch gemacht, ihr Fragen vorzulegen.

Kaum einen Monat lang befand sie sich in meiner Behandlung, als auch ihre frischen Farben wieder auf den Wangen er-

blühten, ihre Kräfte von Tag zu Tag zunahmen, als sich mit einem Wort alle Zeichen einer regelmäßigen Gesundheit wieder bei ihr einstellten.

Auch ihre Heiterkeit war mit dem Wohlbefinden wieder erwacht, und scherzend gestand sie mir eines Tages, daß sie sehr neugierig sei, die Wirkungen des Magnetismus, die sie bisher nur empfunden, nun auch einmal zu sehen. Sie bat mich deshalb, irgend Jemand in ihrer Gegenwart zu magnetisiren, und schlug mir dazu Vicenta, eine ihrer Freundinnen und Spanierin wie sie selbst, vor; ich willigte ein.

Am bestimmten Tage fand ich mich bei Mariquita, wo die Sitzung stattfinden sollte, ein. Außer Vicenta war nur jene und ein ihr verwandter Offizier meiner Bekanntschaft gegenwärtig. Als ich das Fräulein erblickte, erschrak ich bei dem Gedanken, welche Anstrengungen ich würde machen müssen. Es war ein großes, schönes, kräftiges Mädchen, mit rabenschwarzem Haar, strahlendem Teint und voller Büste, mit einem Wort eine Gestalt, wie sie, mit Recht oder Unrecht, den Ideen am wenigsten entsprach, die ich hinsichtlich meiner magnetischen Kräfte hegte.

Dennoch ging ich an's Werk. Vicenta setzte sich mir gegenüber auf's Sopha, während Mariquita mit einer Stickerei am Fenster Platz nahm, und der Offizier in einem strategischen Werke las.

Schon hatte ich eine Stunde lang alle mir zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um sie in Schlaf zu versetzen; aber ihre großen schwarzen Augen blieben unverwandt auf mich gerichtet, und auch nicht das geringste Symptom verkündete das Vorhandensein des magnetischen Fluidums. Ich fühlte mich am Ende meiner Kräfte, und überzeugt, daß neue Versuche eben so überflüssig sein würden, wandte ich mich entmuthigt um und rief aus:

„Nein, es ist unmöglich, sie hat den Teufel im Leibe!"

Bei diesen Worten schlug der Offizier die Augen empor, und als seine Blicke zufällig den Platz am Fenster trafen, wo Mariquita saß, sagte er zu mir:

„Aber sehen Sie doch nur, sehen Sie doch nur!"

Mariquita war in einen tiefen Schlaf versunken; ihre Stickerei war den Händen entschlüpft; ihre Arme hingen schlaff herab; ihr Kopf lag hinten über. Dieser Anblick erklärte mir augenblicklich meine Machtlosigkeit über Vicenta; ich stieß sie, vielleicht etwas unsanft, bei Seite, hieß sie das Sopha verlassen und legte Mariquita auf demselben nieder. Sie war dermaßen bewegungslos, daß, hätten wir nicht die Ursache der Erstarrung gekannt, diese uns erschreckt haben würde. Da sie ohne meine Absicht das ganze magnetische Fluidum in sich aufgenommen hatte, dessen ich fähig

war, so mußte sie sich in einem ganz ausnahmsweisen Zustand befinden, und ich war daher mit Einwilligung ihres Anverwandten entschlossen, das Experiment bis auf's Aeußerste zu erproben.

Ich versuchte zuerst, ihr wieder etwas Empfindung beizubringen, indem ich sie reden ließ. Wir legten ihr einige Fragen vor, die sie alle mit Klarheit und Verstand beantwortete; aber ihre Antworten erregten gerade kein Erstaunen in uns, weil wir ihre Richtigkeit nicht sofort prüfen konnten. Erst am folgenden Tage erfuhren wir, daß sie uns die Wahrheit über das gesagt, was sich z. B. zur selben Stunde, drei Meilen von uns entfernt, im Hause des Hafen-Commandanten, zugetragen hatte.

Während wir noch mit Mariquita beschäftigt waren, hörten wir plötzlich ein Pferd vor der Thür halten, und alsbald trat ein mit Staub bedeckter Jäger ein, der dem Offizier einen Brief überreichte. In diesen eingeschlossen lag ein andrer für Mariquita von ihrem für längere Zeit abwesenden Bräutigam. Ich nahm diesen Brief, näherte mich der Schlafenden, legte ihr denselben auf die Stirn und sagte:

„Sehen Sie!"

Nach wenig Augenblicken fing ihre Brust an, höher zu schlagen, und mit bewegter Stimme flüsterte sie:

„O Gaston! Gaston!"

„Nun, was sehen Sie?" fragte ich.

Sie wiederholte nur immer: „Gaston, Gaston! Er kommt; ich sehe ihn!"

„Wo befindet er sich?"

„Ganz nahe von hier, an einem Brunnen; er tränkt sein Pferd; in einer Stunde ist er hier!"

Wir wußten, daß Gaston mit seiner Schwadron für länger als drei Monat abgereist, so daß Mariquita's Vision uns wenig Vertrauen einflößte.

„Sie irren sich," sagte ich, „Gaston ist jenseit Tlemcen in der Wüste; Sie können ihn nicht sehen!"

„Doch, doch," entgegnete sie, „ich sehe ihn, und hören Sie nur, was er mir schreibt." Dabei begann sie geläufig einen spanischen Satz herzusagen, mit dem, wie sie sagte, der Brief begann, und der in der That Gaston's baldige Rückkunft verhieß.

„Das ist zu arg," sagte jetzt der Offizier, indem er den Brief von ihrer Stirn fortnahm; „ich muß sehen, ob das wahr ist."

Er erbrach das Siegel, und wir lasen zu unserm Erstaunen Wort für Wort dasselbe, was Mariquita uns gesagt.

Ich nahm den Brief jetzt zu mir, steckte ihn in meine Tasche, und begann Mariquita zu wecken, neugierig ob sie sich bei ihrem Erwachen dessen erinnern würde, was so eben vorgefallen war.

Bald schlug sie die Augen auf; sie war etwas verwundert, sich auf dem Sopha zu sehen, setzte sich aber, ohne irgend eine Frage zu thun, wieder an ihre Arbeit.

Nach etwa zehn Minuten gaben wir ihr den Brief, den sie mit derselben Freude und Ueberraschung las, wie vorhin; nur schien sie überrascht, daß das Siegel erbrochen war, und trotz unsrer Versicherung, nichts gelesen zu haben, war sie über diese scheinbare Indiscretion etwas empfindlich.

Nach einer Stunde war wirklich Gaston in unsrer Mitte, und erzählte uns, wie ihm der Befehl der Rückkehr so rasch zugegangen sei. Auch hatte er thatsächlich eine Stunde zuvor am Brunnen gehalten und sein Pferd getränkt. Mariquita war hellsehend gewesen, das unterlag keinem Zweifel mehr.

Auch mit einigen andern Personen stellte ich Versuche an, die ein nicht weniger günstiges Resultat lieferten. Bei einer solchen Gelegenheit gab es einmal eine höchst scherzhafte Scene.

Ein Hauptmann, ein echter Freigeist, aber von sehr brennbarem Herzen, verspottete alle unsere „Faxen", wie er sich ausdrückte, und behauptete, daß keiner der Magnetisirten wirklich schliefe. Er würde nicht eher an die Sache glauben, als bis der Versuch an einer Person gemacht sei, die er selbst vorschlagen würde, und in deren volle Offenherzigkeit er keinen Zweifel setze.

Diese Person war ein junges Mädchen, mit welcher er in einem zärtlichen Verhältniß stand. Sie schlief alsbald ein und ward mit dem Hauptmann in Verbindung gesetzt. Kaum jedoch berührte er ihre Hand, als ihr Antlitz, für gewöhnlich so sanft und ruhig, einen fast zornigen und leidenschaftlichen Ausdruck annahm.

„Sie sind es!" rief sie; „was wollen Sie von mir? Rühren Sie mich nicht an! Ich will kein Wort mehr von Ihnen hören! Gehen Sie, gehen Sie zu Louise, und wiederholen Sie, was Sie ihr gestern Abend sagten: daß Sie für alle Ewigkeit nur sie lieben, und daß ich nichts bin, als eine kleine dumme Närrin! Ich mag Sie nicht mehr sehen! Entfernen Sie sich augenblicklich!"

Unser unglücklicher Hauptmann ward bei dieser Fluth von Vorwürfen roth wie die Aufschläge seines Rockes; er wußte nicht, ob er lachen oder böse werden sollte.

„Sind Sie auch ganz sicher, daß sie schläft?" fragte er mit unruhiger Miene.

„Sie werden sich davon überzeugen," erwiderte ich, und weckte das junge Mädchen. Ihre Züge nahmen allmälig wieder ihre natürliche Sanftmuth und Heiterkeit an, und als sie die Augen öffnete, hängte sie sich wieder zärtlich erröthend an den Arm ihres treulosen Hauptmanns, der keine Versuchung mehr fühlte, sie wieder

magnetisiren zu lassen, weil er, wie er sagte, volles Vertrauen in den Magnetismus setzte. —

Binnen acht Tagen wurde ich in Oran Zeuge zweier Hinrichtungen; eines Soldaten, der erschossen, und eines Arabers, dem der Kopf abgeschnitten ward. Der erste kam mit festem Schritt und offnem Blick zwischen zwei Reihen von Soldaten, seiner Freunde und Kameraden, daher. Entschlossen legte er seine Kleider ab; stolz kreuzte er die Arme auf der Brust; ohne zu zittern sah er in den offnen Schlund der auf ihn gerichteten Kanonen; stehend und ohne das mindeste Zagen empfing er den Tod.

Der Andere bestieg das Schaffot, von Soldaten eskortirt, die er haßte; das Volk, welches sich hinzudrängte, gab kein Zeichen des Mitleids oder der Theilnahme; selbst die Araber schienen ihn zu meiden, und kein Blick der Liebe ermuthigte ihn auf seinem letzten Gange. Ein Jude folgte ihm der Sitte gemäß, indem er Beschimpfungen gegen ihn ausstieß und ihn wegen des Verrathes schmähete, den er an der französischen Fahne verübt.

Dennoch schien er selbst die ganze Scene, in welcher er doch die Hauptrolle spielte, kaum zu beachten; er richtete die Blicke und die Hände zum Himmel empor, und schritt dahin wie ein Priester, der dem Höchsten ein Opfer darbringen will. In seinem Auge glühte Begeisterung, und seine Stimme, mit welcher er fromme Lieder sang, hatte etwas Feierliches. Auf dem Schaffot angekommen, forderte er ein wenig Wasser zum Trinken, legte dann den Burnus ab und setzte sich nieder, wie um eine Pfeife zu rauchen. Jetzt richtete er den Kopf erst zum Himmel empor, ließ ihn dann wieder auf die Brust herabsinken und bot den Nacken dem Schwert des Scharfrichters dar. Die Gewalt des Schlages warf den Unglücklichen um; dennoch war selbst beim zweiten Schlage der Kopf noch nicht zur Hälfte herunter. Da richtete sich — noch jetzt bricht mir bei dem Gedanken daran ein kalter Schweiß aus — der Leichnam auf seine Füße empor, that zwei Schritt vorwärts gegen den Henker und sagte: „Ungeschickter, verstehst Du Dein Handwerk nicht besser? Mohamed wird Dich bestrafen!“ Dann taumelte er nieder in einen See von Blut, sein Kopf sank herab, ward aber erst beim fünften Schlage vom Rumpf getrennt.

Was läßt sich von diesen beiden Todten sagen? Der erste starb als ein tapfrer Mann; der zweite wie ein fanatischer Schwärmer.

XI.

Reise-Erlebnisse zwischen Mascara und Mostaganem.

Auf Veranlassung der oben angedeuteten Kriegsunruhen, welche immer weiter um sich griffen, sollte ein neuer Truppentransport nach Mascara stattfinden, dem auch ich mich anschloß, weil viele meiner besten Freunde dabei betheiligt waren. Unser Weg führte uns über den schon oben erwähnten Sig; wir schlugen hier unser Lager für die Nacht auf, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, in dem milden, lauen Wasser ein Bad zu nehmen. Beim Abendessen setzten wir uns in den kühlenden Schatten eines riesengroßen Oelbaums; denn die Hitze war so groß, daß die Brodkrume an der Luft erhärtete, als ob sie im Feuer geröstet sei, und vor der Menge der Fliegen, mit denen wir unser Mahl theilen mußten, konnten wir kaum erkennen, was wir speisten; auch waren unsre Gesichter so damit bedeckt, daß man uns hätte für Neger halten können.

Um Mitternacht erwachte ich mit einem heftigen Fieberanfall; hatte ich mich vielleicht im Bade erkältet? Abwechselnd schüttelten mich Frost und Hitze; ich schloß kein Auge mehr, und es gehörte einiger Muth dazu, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen. Kaum konnte ich mich auf dem Pferde erhalten, und als wir auf der Hälfte des Weges an ein einzeln liegendes Gasthaus kamen, bat ich einen meiner Freunde, hier mit mir zurück zu bleiben und mich ein paar Stunden der Ruhe genießen zu lassen. Ich legte mich auf einen Tisch, hüllte mich in meinen Burnus, denn trotz der Wärme zitterte ich wie Espenlaub, und machte die größte Anstrengung, ein wenig einzuschlummern. Unmöglich! die Fliegen belagerten mich förmlich, und da mir endlich die Kräfte fehlten, sie immer wieder fortzujagen, so ließen sie sich zuletzt auf meinem Gesicht gleichsam häuslich nieder.

Mein Freund, der in einem Seitenzimmer gefrühstückt hatte und jetzt hereintrat, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, ward von meiner Regungslosigkeit, und ich würde sagen, von meiner Blässe, wenn er dieselbe unter der mich bedeckenden Fliegenmaske hätte erkennen können, so erschreckt, daß er auf mich zustürzte, mich mit bewegter Stimme rief und mir die Hand schüttelte, um zu erfahren, ob ich schliefe oder todt sei. Willenlos ließ ich mich wieder auf mein Pferd setzen, und erst, als wir mit der eintretenden größern Kühle des Abends Mascara nahe waren, fühlte

ich mich wieder etwas kräftiger. Gärten, Weinberge und Feigenpflanzungen umgaben die Stadt; zu unsrer Rechten breitete sich die reiche Ebene Eghris aus, und vor uns glänzten die weißen Mauern Mascara's, von der sinkenden Sonne mit einem leichten rosigen Schimmer angehaucht. Im Augenblick, wo diese hinter dem Horizont verschwand, sprangen die uns begleitenden Araber vom Pferde, beugten die Knie zur Erde, erhoben die Hände zum Himmel und verrichteten mit lauter Stimme ein Gebet.

Es war nicht das erste Mal, daß ich Zeuge war, wie die Eingebornen beim Sonnenauf- oder Niedergang dem Schöpfer ihre Verehrung darbrachten; aber, lag es an meiner durch das Unwohlsein weichern Gemüthsstimmung, oder an der wunderbaren Naturschönheit, die sich vor uns entfaltete, nie war ich so tief ergriffen worden, wie heute. Es lag in diesem Dankgebet an das Gestirn, welches sie durch die Wüste geleitet, etwas unbeschreiblich Rührendes, Ursprüngliches.

In Mascara angelangt, erholte ich mich rascher, als ich selbst erwartete; ein paar Nächte erquickenden Schlafs in einem guten Bett hatten mich in der That bald wieder in den Stand gesetzt, an meine Weiterreise zu denken, die mich von hier nach Mostaganem führen sollte. Da ich auf dieser Tour das Gebiet Chedli's, des Aga's der Chougrau's und eins der treusten Verbündeten der Franzosen, berühren mußte, so hatte ich mir vom General Lamoricière einen Empfehlungsbrief an denselben ausgebeten, und dem Aga übersandt, welcher wenige Meilen von Mascara eben seine Ernten beaufsichtigte. Er ließ mir sagen, daß ich ihm willkommen sei, und ihm nur den Tag meiner Ankunft genau bestimmen möchte. Mit mir reisten ein paar Offiziere meiner Bekanntschaft, ein Soldat, der unser Gepäck besorgte, ein Diener und einige mit unserm Schutz beauftragte Araber; außerdem für die ersten Meilen noch der Kaïd von Mascara, der uns das Geleit bis zum Territorium Chedli's geben wollte.

Als wir uns der Grenze näherten, erblickten wir in der That schon den Aga mit seinem Gefolge, der uns entgegenkam; er ritt ein prächtiges schwarzes Füllen, mit Gold, Seide und Stickereien glänzend herausgeputzt, auf dem er, als er unser gewahr ward, die üblichen Reiterkunststücke zu unserm Willkommen ausführte. Chedli war einer der wohlhabendsten arabischen Herren, und galt außerdem für einen sehr kenntnißreichen Mann; zu wiederholten Malen war er in Mekka gewesen, hatte Europa, besonders Frankreich besucht, und sprach sehr gern von diesen Reisen. Sein Alter mochte sich auf etwa fünfzig Jahre belaufen; er hatte ein sehr markirtes Gesicht und schwarze durchdringende Augen; die Nase aber war schmal und lang: das Kennzeichen der vornehmern ara-

bischen Racen; in seinen Bart mischte sich hie und da ein graues Härchen; sein Wuchs war hoch, und jede Bewegung kündigte den überlegenen Mann von guter Erziehung an.

Nachdem wir einander die Hände geschüttelt, schlugen wir den Weg zu seinem Lager ein. Nicht weit davon, an einem mit Rosenlorbeern eingefaßten Bach, war für uns ein Zelt aufgeschlagen, und die kostbarsten Teppiche und Kissen lagen darin ausgebreitet. Wir überließen unsere Pferde ein paar schwarzen Sklaven, die zu diesem Zweck unbeweglich wie Pfähle vor dem Zelte standen, legten unsere Waffen ab und setzten uns nach orientalischer Sitte auf die Kissen nieder.

Obwohl ich einige arabische Phrasen verstand, und wir uns auch durch das Französische zur Noth verständigen konnten, so war doch unsere Unterhaltung keine sehr lebhafte. Chedli erzählte nur, daß er an einem heftigen Rheumatismus in der linken Schulter leide, daß er uns aber dennoch das Geleit bis zu seiner Grenze geben würde.

Während dieses Gesprächs ging eine Prozession von mehr oder weniger bekleideten, schwarzen Sklaven an uns vorüber; sie trugen auf ihren Köpfen ungeheure Schüsseln und dickbäuchige Kasserollen, die sie in der Mitte des Zeltes niedersetzten. Zwei kräftige Männer folgten ihnen, auf der Schulter einen am Spieß gebratenen Hammel von einladendem Geruch und schöner Farbe. Er ward auf einem hölzernen Präsentirteller von der Größe eines ansehnlichen Tisches niedergelegt, und nachdem noch ein einfacher Teppich vor uns ausgebreitet lag, zerlegte ein Araber das Fleisch mit Hülfe seiner schwarzbraunen Finger und eines kurzen Messers, das er im Gürtel trug. Mit vielem Geschick ordnete er die abgeschnittenen Scheiben rings um die Schüssel, indem er jeder derselben ein Stückchen Leber beilegte. Zum Zeichen, daß die Mahlzeit beginnen sollte, zerbrach und reichte uns jetzt der Aga das dünne, kuchenartige Brod, worauf wir mit unsern Händen nach Belieben zulangten. Als wir zum zweiten Male von dem Braten essen wollten, verschwand derselbe auf einen Wink unseres Wirthes, und ward durch eine große Schüssel ersetzt, in welcher duftende und dampfende Kartoffeln zierlich um ein neues Stück Hammelfleisch geordnet waren. Wir tauchten unsere Finger wiederum in die Speisen ein, und ich muß bemerken, daß die Wärme gerade groß genug war, um den Gaumen zu ergötzen, ohne die Finger zu verbrennen. Wir vermißten nichts als den Wein. Statt seiner stand in einer großen silbernen Vase das krystallklare Wasser des Baches; Jeder führte es der Reihe nach an seine Lippen, wobei ich das Glück hatte, der Erste zu sein. Sobald unser Wirth bemerkte, daß wir den Kartoffeln zu fleißig zusprachen, erschien ein Kastaniengericht, aber-

mals mit Hammelfleisch zubereitet; dann kamen Erbsen mit Hammelfleisch, und endlich das Dessert, welches in Kuchen und Honig bestand.

Nach Tisch ward ein silbernes Waschbecken und ein silberner Topf mit duftender Seifen-Essenz umhergereicht, deren wir nach unserer eben vollbrachten Handarbeit allerdings sehr bedürftig waren. Beim Kaffee erwartete ich, daß man uns Pfeifen bringen würde, aber Chedli erklärte: Marabuts und solche Gläubigen, welche die Reise nach Mekka gemacht, huldigten diesem Laster nicht, und mit großer Verachtung sprach er von den Arabern und Türken, zu deren täglichen Gewohnheiten das Rauchen gehöre.

Da ich weder Türke noch Araber bin, so bezog ich diese Rede nicht auf mich, sondern nahm aus meiner Tasche eine Cigarre hervor, die ich ohne Umstände anzündete. Als ich dem Aga mein Compliment über die treffliche Mahlzeit machte, die er uns servirt, sagte er mir, daß in seiner Küche nur Frauen angestellt seien; die Kartoffeln aber hätte er dem Marschall Bugeaud zu Ehren kochen lassen, dem er das Versprechen geleistet, sie auf seinen Ländereien zu bauen.

Da wir heute noch mehr als ein Dutzend Meilen zurücklegen mußten, so war es die höchste Zeit aufzubrechen; der Aga ließ daher seine goldenen Sporen und Reitbügel, und seine gestickten rothen Maroquin-Stiefeln bringen, und bald saßen wir im Sattel. Wir mußten uns zuerst auf schmalen Pfaden zwischen steilen, unwirthsamen Felsen hindurcharbeiten, und nachdem wir zuletzt eine enge Felsenspalte hinabgeklettert waren, wo Niemand vermuthen sollte, daß ein menschlicher Fuß sich hinwagt, standen wir plötzlich wie durch ein Wunder der Mährchenwelt vor einem blühenden Garten mit Feigen-, Granat- und Aprikosenbäumen und allen nur denkbaren, duftenden Blumen. Am Eingang fanden wir Sklaven mit Weintrauben und Orangen, eine Ueberraschung, für die wir dem Aga bei der drückenden Hitze sehr dankbar waren.

Als wir dieses Paradies verlassen, lag wieder das öde, rauhe Gebirge vor uns, und nur die zuvorkommende Aufmerksamkeit unseres Führers, der uns überall die zugänglichsten Pfade wies, konnte uns die Beschwerden einigermaßen erleichtern. Stundenlang ging es so fort, ohne daß das Auge eine andere Farbe entdeckte, als das düstere Grau des Gesteins, auf dem auch nicht ein grünes Hälmchen sproßte. Dann wieder ritten wir zwischen unabsehbaren Ebenen hin, die sich zu unsrer Rechten und Linken ausdehnten; aber diese Ebenen boten einen noch traurigeren Anblick der Oede und der Verwüstung dar, als das unfruchtbare Gebirge. Der Boden war nämlich mit einer drei Zoll dicken Lage von Heuschrecken bedeckt, die jede Spur von Vegetation vernichtet hatten

Die Bäume standen kahl da wie Todtengerippe, und so weit das Auge reichte, sah man nichts als diese gräulichen Insekten; die Pferde gingen bis an den Knöcheln darin, und zerquetschten sie unter ihren Tritten. Man muß diese Landplage selbst gesehen haben, um den ganzen Ekel und Schrecken zu begreifen, den sie einflößt. Zwei Meilen reichte diese Landplage; als ich aber Chedli mein Bedauern über die Verwüstung aussprach, wandte er nur die Augen gen Himmel und sagte: „Gott ist groß!" Der einzige Trost, der den Besitzern solcher Ländereien bleibt, ist, daß die unheilvolle Schaar, wo sie sich einmal niedergelassen hat, sterben muß, ohne sich wieder erheben zu können, und daß sie mit ihren Leichen für das nächste Jahr die Felder düngt, die sie verheert hat.

Sobald die Araber diese scheußlichen Schwärme wie Gewitterwolken in der Luft über sich schweben sehen, vereinigen sie sich in großer Menge, schwingen ihre Burnus über sich in der Luft, und zuweilen gelingt es ihnen, sie dadurch von ihren eigenen Feldern abzuwehren, und auf die ihrer Nachbarn zu lenken.

Als wir diese öden Strecken hinter uns hatten, hörten wir plötzlich den raschen Galopp von Pferden; wir blickten uns um und sahen, wie durch einen Zauber aus dem Boden gestiegen, eine Menge von Reitern. Hinter jedem Felsen, hinter jedem Baum hervor kamen neue Schaaren. Unter andern Umständen wäre dies kein sehr erfreulicher Anblick für uns gewesen; hier aber in Mitten eines befreundeten Stammes, durch den Aga selbst geführt, konnte diese Erscheinung nichts als ein Ehrenzeichen für uns sein. Einer nach dem Andern sprangen die Reiter von ihren Pferden, und küßten ihrem Chef die Hand. Unter der Menge von weißen und braunen Burnus, Haïks und pyramidenförmigen Strohhüten fiel mir ein Reiter auf, der jünger war, als die andern, und ein schöneres und eleganter aufgeschirrtes Pferd ritt. Er näherte sich in Begleitung eines ganz in Weiß gekleideten Greises dem Aga; anstatt aber vom Pferde zu steigen und ihm die Hand zu küssen, warf er sich ihm um den Hals; ebenso machte es sein Begleiter. Sogleich wandte sich Chedli zu mir und stellte mir seinen Sohn und den Taleb, dessen Lehrer, vor; ich grüßte diesen ehrfurchtsvoll und reichte jenem die Hand.

Wir befanden uns jetzt am Saum eines kleinen Tamarinden-Gehölzes, wo wir abstiegen und uns auf den Teppichen lagerten, die man für uns ausgebreitet hatte. Ich vermuthete, daß der Aga uns hier zum zweiten Mal bewirthen würde, und richtig, es ward wieder der unvermeidliche Hammelbraten aufgetragen. Die Speisen schienen mir indessen weit weniger appetitlich zubereitet, und die Bedienung weniger sorgsam, als am Morgen, namentlich empfand

ich nicht die mindeste Lust, von dem trüben, kalkigen Wasser zu trinken, welches ich zu diesem Zweck in eine Schale gießen sah; auch meine Gefährten streckten die Zunge heraus, indem sie den fetten, teigigen Kuskussu hinunterwürgten. Ich verstand ihr Leiden nur zu gut, da ich es ja theilte, und da die Charlatanerie selbst unter Arabern zuweilen nützlich ist, so sagte ich dem Aga, daß ich einen trefflichen Syrup gegen den Rheumatismus besäße und versuchen wollte, ihn zu heilen. Ich ließ also meinen Flaschenbehälter holen, und wählte eine Flasche Anisette aus, an die ich schon den ganzen Morgen über mit zarter Sehnsucht gedacht. Einige Tropfen davon goß ich in die hohle Hand eines Negers, und nachdem ich den Arm des Aga hatte entblößen lassen, ließ ich denselben mit der Flüssigkeit einreiben. Die Operation schien ihm zu gefallen, denn er ließ sie noch einmal wiederholen. Da ich jedoch fürchtete, daß am Ende der ganze Vorrath zu Einreibungen verbraucht würde, so sagte ich, daß man zur Vervollständigung der Kur auch etwas von dem Syrup mit Wasser vermischt, trinken müßte. Dieses Getränk mundete dem Aga so wohl, daß er alle seine Nachbarn, besonders seinen Sohn davon kosten ließ; wir thaten ein Gleiches, und ich sah den Augenblick nahen, wo die ganze Flasche verschwinden würde.

Wir mußten heute noch die weite Ebene Habra überschreiten, und da der Aga nicht wünschte, daß uns die Nacht überraschte, der vielen Löwen, die in diesen Gegenden leben, und der Kabylen halber, so rieth er uns selbst, aufzubrechen. Vor wenigen Tagen hatte namlich der Oberst Pelissier nahe an zwölfhundert aufständische Kabylen, Männer, Frauen und Kinder in einer Höhle, aus der sie nicht hervorkommen wollten, um sich zu ergeben, wie Füchse durch Dampf ersticken lassen. Nicht einer war entkommen; zwei Tage später hatte man alle ihre Leichen hervorgezogen.

Ehe wir vom Aga Abschied nahmen, ließ er uns durch den Taleb noch einen Brief schreiben, indem er uns sagte, daß er in dem Stamm der Borghia's über zwei Reiter zu befehlen hätte, die uns auf sichern Wegen nach Mostaganem führen sollten, und daß der Kaïd selbst, der eben gegenwärtig war, mit uns zu den Borghia's reiten werde.

Dieser Kaïd gefiel mir ganz und gar nicht. Er war von sehr verschlossenem Wesen, redete kein Wort, und hatte meinen Anisette ausgeschlagen, was mir kein Vertrauen zu ihm einflößte. Er brachte uns jedoch glücklich bis an das andere Ufer eines vorbeiströmenden Flusses; dann aber fing er an, zum Schein allerlei Reiterkunststücke zu machen, und endlich galoppirte er davon und ließ uns allein. Wir standen am Saum der Ebene Habra; diese ist eine weite Wüste, dem Anschein nach ein unabsehbares Meer

auf welchem die weißgetünchten Marabuts, die man von Zeit zu Zeit erblickte, sehr gut die Stelle der Segel vertraten. In Ermangelung eines andern Führers mußte uns nun die Sonne den Weg weisen, und wir hatten uns bereits über die Abwesenheit des Kaïds getröstet, als wir ihn plötzlich zu uns zurückkommen sahen, indem er allerlei Gesten mit seinem Strohhut machte, wie um uns anzuzeigen, daß wir uns links wenden möchten. Dabei rief er einmal über das andere: „Kobaïles! Kobaïles!“ Ich weiß nicht, ob er uns nur in Schrecken jagen und sich an unsrer Furcht weiden wollte; gewiß ist, daß ich nirgends einen Kabylen bemerkte. Als wir ungefähr den vierten Theil der Ebene zurückgelegt hatten, hieß er uns abermals die Richtung nach links einschlagen, so daß wir augenscheinlich ganz von unserm Wege abgelenkt wurden. Wir wollten reden, aber es blieb unmöglich, uns ihm verständlich zu machen, wobei von seiner Seite offenbar viel böser Wille im Spiel war. Statt jeder Antwort zeigte er uns nur die im Sinken begriffene Sonne, und als ich ihn an die uns verheißenen zwei Reiter erinnerte, sagte er: „Chouïa, Chouïa!“ (sogleich, sogleich!) Dabei aber blieb es.

Endlich erreichten wir ein aus etwa dreißig Zelten bestehendes arabisches Lager, in welchem wir unsern Kaïd verschwinden sahen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er wieder, und ich beeilte mich, ihm die Worte zu wiederholen: „Carta el aga! zoudje cavaliers!“ (Der Brief des Aga und unsere beiden Reiter!). Er bedeutete uns dagegen, daß im Lager schon Alles schliefe, und daß wir jetzt weiter reiten müßten. Wie leid that es mir, daß ich der arabischen Sprache nicht mächtig war, um ihm sagen zu können, daß er seine Bosheit noch bereuen solle. Wie aber die Sachen standen, so blieb mir eben nichts anders übrig, als ihm in der Richtung zu folgen, die er uns angab. Es war immer noch besser, uns ihm anzuvertrauen, der für unsere Sicherheit verantwortlich war, als uns allein auf's Ungewisse in die unbekannte, pfadlose Wüste zu wagen. Wir waren halb todt vor Ermattung und Hitze; unsere Pferde waren seit länger als zwölf Stunden auf den Beinen; auch redeten wir schon lange kein Wort mehr mit einander, sondern Jeder hing schweigend seinen Gedanken nach.

Nach einiger Zeit kamen wir wieder an ein arabisches Lager; der Kaïd ging darauf zu und gab uns ein Zeichen, ihn zu erwarten; wir sahen ihn eine Viertelstunde lebhaft mit den Bewohnern reden; dann kam statt seiner ein andrer Araber zu uns, und gab sich als unsern neuen Führer zu erkennen. Dieser schlug abermals eine andere Richtung ein, indem er nach der Sonne am Horizonte wies, um uns klar zu machen, daß wir sie zu unsrer Linken lassen müßten. Wir verließen jetzt den sandigen Theil der

Ebene, um die von der Sonne ausgetrockneten Sümpfe zu betreten; die obere Kruste derselben brach unter den Tritten der Pferde ein, und die armen Thiere versanken oft bis zum Knie in die Erdspalten, zerrissen sich die Haut und ermüdeten sich zwiefach.

So lange der Kaïd unser Begleiter war, hatten wir noch einigermaßen an die Richtigkeit des Weges geglaubt, den wir verfolgten; jetzt aber bemächtigte sich unser Aller das entschiedenste Mißtrauen, und als auch unser neuer Führer Miene machte, in einem arabischen Lager zu verschwinden, welches sich in der Ferne zeigte, riß mir endlich die Geduld. Ich gab meinem Pferde die Sporen, holte den Flüchtigen in wenigen Minuten ein und versetzte ihm einen derben Faustschlag in's Genick. Ehe er noch Zeit gewann, nach seiner Büchse zu greifen, hielt ich ihm schon den Lauf meiner Pistole an die Brust, indem ich zornig ausrief: „El treck Mostaganem, el treck Mostaganem!“ (Den Weg nach Mostaganem, den Weg nach Mostaganem!). Er wollte noch widersprechen, aber meine Gesten wurden jetzt so ausdrucksvoll, daß er schweigend dieselbe Richtung nahm, von der er uns bisher abgewandt hatte. Wir hießen ihn nun uns voran schreiten, um ihn im Auge behalten zu können, und verboten ihm, mit irgend Jemand unterwegs ein Wort zu reden. Dabei wiederholten wir ihm mit drohenden Geberden das Wort „Mostaganem“; so setzte sich unser Zug abermals in Bewegung. Wir hatten bereits eine beträchtliche Zeit verloren; die Sonne verschwand eben hinter dem Horizont, und wir waren noch immer nicht am Rande der Ebene. Unweit eines kleinen Gehölzes stießen wir auf ein Dutzend Eingeborene, die ihrem Lager zuzueilen schienen. Unser Führer hätte für sein Leben gern eine Unterhaltung mit ihnen angeknüpft; aber ein kräftiger Schlag von meiner Hand auf seine Schulter erinnerte ihn an seine Pflicht.

Etwas weiterhin begegnete uns ein Maure mit seiner Frau und zwei Kindern, die uns um Wasser ansprachen. Hätten wir nur selbst welches gehabt, so würden wir es von Herzen gern den armen kleinen Wesen geopfert haben, die vor Hitze ganz erschöpft schienen. Dieser Maure hatte das Ansehen eines braven Menschen, und ich fragte ihn daher, wie weit es noch bis Mostaganem sei. Er gab mir die Entfernung noch auf sechs Meilen an, und ertheilte uns den Rath, lieber zu übernachten, wo wir wären, als uns weiter in das Gehölz zu wagen, wo man vor Löwen und Kabylen keinen Augenblick sicher sei. Sogleich stieß unser arabischer Diener, dessen lebhafte Einbildungskraft die geschilderten Gefahren schon vor sich sah, das Geschrei: „Sbaah! Sbaah! Kobaïles, Kobaïles!“ (Löwen! Kabylen!) aus, und flehte uns an, nicht weiter zu gehen.

Da wir auch ohne ihn — denn auf seinen Muth war nicht zu zählen — noch immer unser Fünf waren, so konnten wir es allenfalls mit zehn Kabylen aufnehmen; und was die Löwen betrifft, so waren wir der Meinung, daß sie uns nicht beleidigen würden, wenn wir selbst ihnen nur hübsch höflich begegneten. Alles dies erwogen, setzten wir unsern Weg fort. Wir hatten den Rand des Gehölzes schon erreicht, als unser Diener wieder anfing „Kobaïles! Kobaïles!“ zu schreien. Es war schwer zu sagen, ob er wahr oder falsch redete; denn obwohl ich nichts bemerkte, so wußte ich doch, daß die Araber wie die Katzen auch im Finstern sehen. Einige Schritt weiter unterschied ich in der That weiße Burnus, die sich uns näherten. Es waren etwa acht Mann, von denen drei zu Pferde saßen. Vielleicht waren sie wie wir nur friedliche Reisende; vielleicht waren sie wirklich Räuber; aber sie glaubten, es nicht mit uns wagen zu können, und so ging die Begegnung ohne jede Gefahr vorüber.

Jetzt hatten wir nur noch drei Meilen zu machen; aber diese drei Meilen wollten kein Ende nehmen. Ich kann die Ungeduld und die Langeweile nicht beschreiben, die man empfindet, wenn man seit vierzehn Stunden zu Pferde ist; wenn man seit zwei Stunden kaum die nächsten Gegenstände mehr unterscheidet, und die Knie des armen Thieres unter sich wanken fühlt. Unser Ziel schien vor uns zu fliehen.

Endlich zeigte unser Führer mit dem Finger auf einen dunkeln Gegenstand, der sich seitwärts von einem Hügel schwarz auf dem tiefblauen Himmel abzeichnete. „Mazagran!“ sagte er mit rauher Stimme. „Mazagran!“ wiederholte ich voll Freude. „Muth, so haben wir nur noch eine Meile vor uns!“

Auch diese letzte Meile lag endlich hinter uns, und wir durchschritten das Thor von Mastaganem; die ersehnte Ruhe aber sollte uns noch immer nicht werden.

Der Kommandant, den wir sogleich von unsrer Ankunft in Kenntniß setzten, ließ die freundliche Einladung an uns ergehen, in seinem Hause als seine Gäste einzukehren. Wie fast alle Häuser Mastaganems aber war auch das seinige nur von Schilf errichtet, und mit einer mehr oder weniger soliden Lage von Gyps überzogen. Durch die Hitze und Trockenheit bekommen diese leichten Mauern nun sehr bald Risse und Spalten, und werden dadurch der Sammelplatz einer Menge von Reptilien, deren Zahl noch weit größer sein würde, wenn nicht die Störche, die hier mit dem Menschen im besten Einverständniß leben, einigermäßen unter ihnen aufräumten.

Mein Zimmer lag neben dem des Kommandanten, und wir hatten die Thür offen gelassen, um während des Auskleidens noch

mit einander plaudern zu können. Plötzlich höre ich ihn einen Schrei ausstoßen; ich springe hinzu, und siehe da, in seinem Bett, dessen Decke er so eben zurückgeschlagen, liegt in sich zusammengerollt eine ungeheure Schlange. Der herbeigerufene Diener griff sie sogleich mit Zangen an, und warf sie in den Hof hinab, wo ein Storch sie sogleich zu seiner Beute erwählte.

Endlich war auch dieses Abenteuer überstanden, und ich hoffte doch nun, die heiß ersehnte Ruhe zu finden. Vergebens! Kaum im Bett, so fühlte ich durch den ganzen Körper eine Aufregung und Reizbarkeit, die sich von Minute zu Minute steigerte, für die mir aber kein andrer Grund einfiel, als die Ueberanstrengung meiner Kräfte und die Aufregung der Nerven und des Blutes. Schlaflos warf ich mich von einer Seite auf die andere; zuletzt beschloß ich Licht anzustecken und aufzustehen. Wie groß aber war mein Schrecken, als ich die Augen auf meine Decke warf: eine zahllose Schaar von Wanzen tummelte sich hier, Wanzen von jedem Alter und Geschlecht; rothe, schwarze, lange, runde, gestreifte und gefleckte Wanzen; rosenrothe mit schwarzem Kopf, graue mit rothen Ringen; Wanzen von der Größe eines ansehnlichen Käfers bis hinab zu der kleinen, eben dem Ei entschlüpften, durchsichtig weißen Wanze. Die Haut schaudert mir noch, wenn ich daran denke. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett, entkleidete mich meiner letzten Hülle, nahm ein Bad in meinem Waschbecken, und schickte mich dann an, meinen Freund und Stubengenossen V. zu erwecken. Der brave Junge schnarchte recht wie ein Glücklicher am andern Ende des Zimmers; wie rein mußte seine Seele, wie leicht sein Gewissen sein, um unter diesen Umständen schlafen zu können. Als ich ihn rief, glaubte er zuerst, es sei eine Feuersbrunst ausgebrochen, oder es finde ein Angriff durch Kabylen auf unser Haus statt. Sein Schreck beim Anblick unsrer wirklichen Feinde aber war, als er sich endlich ermuntert, wahrlich nicht geringer. Unser Entschluß war bald gefaßt; wir öffneten das Fenster und warfen Betten, Decken, Matratzen und Tücher, Alles in den Hof hinunter, der Schlange nach; dann wickelten wir uns in unsre Burnus und schliefen auf der Erde ausgestreckt noch einen kurzen Schlaf bis zum Morgen.

Für die nächsten Nächte ward uns ein anderes Zimmer angewiesen; aber ich kann nicht sagen, daß ich hier viel glücklicher war. Das Fenster ging auf einen großen offnen Platz hinaus, auf dem jede Nacht das Volk der Hunde seine Versammlungen hielt. Windhunde, Bulldoggen, Pudel, Hühnerhunde, Wachtelhunde, Pinscher, arabische, herrenlose und wilde Hunde; alle kamen allmälig, ich weiß nicht woher, und discutirten mit einer solchen Rednergabe, Lebhaftigkeit und Begeisterung, daß auch der Gleich-

gültigste seine Theilnahme nicht zurückhalten konnte. Ich glaubte während der ersten Nächte, daß zu einer gewissen Stunde die Sitzung aufgehoben, vertagt werden würde, und daß ich den versäumten Nachtschlaf dann Morgens einbringen könnte; aber nein, bis zur aufgehenden Sonne dauerte dasselbe Gebell und Geheul; und wie oft ich auch mein Fenster öffnete, und die Redner in energischer Weise apostrophirte, es war unmöglich, ihnen Schweigen aufzuerlegen.

Da alle Künste der Ueberredung nichts halfen, so füllte ich nun Tag für Tag meine Taschen, mein Schnupftuch und meinen Hut mit Steinen, und schleuderte sie aus meinem Fenster unter die erregte Menge. Nicht selten wurde mir dann auch die Genugthuung, daß der eine oder der andere der Herren sich getroffen fühlte, und murrend seinen Rückzug antrat.

XII.

Der Abschied.

Bevor ich mich auf meine Heimreise nach Europa begab, kehrte ich jetzt noch einmal nach Algier zurück. Ich wollte diese Stadt, wo ich so viele frohe Stunden verlebt, wollte die vielen Freunde, die ich mir hier erworben, und die prächtige Umgegend, in die ich so viele interessante Ausflüge gemacht, noch einmal wiedersehen; aber mein kurzer Aufenthalt ward mir durch den anhaltenden Sirokko auf's Aeußerste verbittert. Die ganze Stadt schien bei meiner Ankunft wie ausgestorben; es war eine Hitze, als befände man sich in Mitten einer großen Feuersbrunst; das Vieh fiel wie vergiftete Fliegen, und täglich hörte man von Schlagflüssen, hitzigen Fiebern und plötzlichen Todesfällen. Wollte man der sengenden Hitze entgehen und schloß sich in die Häuser ein, so verging einem der Athem; begab man sich auf die höchsten Terrassen, so ward man, ehe man sich dessen versah, von den brennenden Windstößen überfallen, die aus der Wüste daher gefegt kamen. Suchte man Kühlung auf dem Meer, so glaubte man auf glühender Lava dahin zu fahren, welche die Hitze der Luft noch verstärkt zurückwarf; Nachts konnte man nicht schlafen, und stellte man sich an's Fenster, so sah man die Ebene weithin in Feuer und Flammen, und erstickenden Dampf der Stadt entgegen wehen.

Diese Temperatur dauerte volle neun Tage, und während derselben wurden mehr Leute in den Hospitälern aufgenommen, als während der ganzen vorhergehenden drei Monate. Endlich folgte diesem Sirokko ein heftiger Regen und ein Nordwind, welcher die Luft reinigte und erfrischte, aber so erfrischte, daß ich, obwohl uns noch immer sechsundzwanzig Grad Wärme blieben, doch genöthigt war, meine Winterkleider anzulegen und des Nachts eine doppelte Decke zu nehmen.

Auch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten nicht sehr erbaulich. Gegen das Ende des Rhamadan hatten sich alle westlichen Stämme empört; die Franzosen hatten viele Opfer zu beklagen, unter andern den tapfern Oberst Berthier.

Ferner war ein Regiment der orleans'schen Jäger und eine Schwadron Husaren in einen Hinterhalt gefallen, den Abd-el-Kader in Person anführte; nach einer heroischen Vertheidigung waren sie Alle getödtet worden. Doch nein, ein einziger war, wie bei Thermopylä, entkommen, um die Nachricht vom Tode seiner fünfhundertachtzig Kameraden zu überbringen. Ohne zu wanken und zu weichen, unter Beweisen eines wahrhaft antiken Heroismus, hatte sie Alle die tödtlichen Kugeln empfangen.

Eine halbe Stunde vom Schauplatz dieser Scene befand sich eine Art kleiner Kapelle. Mitten unter achttausend Arabern gelang es einem Häufchen von achtzig tapfern Franzosen sich bis dahin durchzuschlagen und in diesem improvisirten Blockhaus zu verschanzen. Zwei und einen halben Tag, ohne Speise und Trank, widerstanden sie hier dem Angriff ihrer wüthenden Feinde. Abd-el-Kader, von so viel Heldenmuth gerührt, sandte zwei Boten ab, um sie unter Zusicherung ihres Lebens aufzufordern, sich zu ergeben. Aber diese ausgehungerten, geschwächten, verzweifelten Männer wiesen jede Unterhandlung zurück. Jetzt schickte ihnen Abd-el-Kader einen französischen Hauptmann, Namens Dütertre, der sich in seiner Gewalt befand.

„Geh' zu Deinen Kameraden," sagte er, „und fordere sie auf, die Waffen zu strecken; weigern sie sich, so lasse ich Dir den Kopf abschneiden!"

Man führt den Hauptmann zur Kapelle.

„Brüder," ruft er, „ich bin hergesandt, um Euch eine Feigheit anzurathen; ergebt Euch nicht, haltet aus bis an's Ende!"

Im selben Augenblick fällt sein Kopf unter dem Streich eines Yatagan.

Bei den Soldaten in der Kapelle befand sich auch ein Offizier, der sich jetzt an seine Kameraden wandte.

„Es bliebe," sagte er, „nichts weiter übrig, als unter der Farben Frankreichs zu sterben."

In Ermangelung einer Fahne aber zerriß man ein rothes Beinkleid, das mit einem Stück Leinwand von einem Hemd und einem blauen Halstuch an einem Gewehr befestigt ward. Diese Fahne sollte auf der Spitze der Kapelle aufgesteckt werden. Es meldeten sich mehr als zwanzig Mann, die das Wagestück in Mitten des Kugelregens vollbringen wollten. Ein Korporal wurde damit betraut; unterstützt von seinen Kameraden, stieg er empor; sogleich richteten sich mehr als fünfhundert Büchsenläufe auf ihn, aber keine Kugel traf, und die Farben Frankreichs flatterten über der Kapelle der Muselmänner.

In der dritten Nacht, als alle Munition verbraucht war, entschlossen die Unglücklichen sich zu einem äußersten Versuch, nämlich unerschrocken durch die Reihen der Kabylen zu schreiten, um sich nach einer zwei Meilen entfernten Station zu begeben. Die Kabylen waren in der That so erstaunt und erschrocken über diese Kühnheit, daß sie zurückwichen, und die Soldaten eine volle Meile weit kamen, ohne angegriffen zu werden. Unglücklicher Weise stießen sie hier auf einen zweiten Haufen, und jetzt erlagen sie Alle bis auf zwölf Mann, welche die französische Station erreichten; unter letztern war auch der Korporal, der die Fahne auf die Kapelle gepflanzt. —

Dies waren die Neuigkeiten, die ich noch wenige Stunden vor meiner Abfahrt hörte. Dasselbe Schiff, das mich vor länger als einem Jahre zuerst an Algier's Küsten getragen, führte mich auch wieder nach Europa zurück. Um wie viel reicher aber betrat ich es jetzt an Kenntnissen und Erfahrungen; um wie viel anders erschien mir, da ich es selbst gesehen, dieses Afrika, von dem ich in den europäischen Salons so leichthin hatte plaudern hören! Welchen Gefahren war ich ausgesetzt gewesen, von denen man daheim keine Ahnung hat; welche Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Strapazen hatte ich erdulden müssen, die mir sonst geradezu unerträglich erschienen wären! Und doch hatte ich mich nur als harmlos müßiger Reisender hier aufgehalten; wie viel härter gestaltet sich erst das Loos Solcher, deren eigentlicher Beruf es ist, hier ihr Leben in die Schanze zu schlagen!

Die kleine Sahara.

I.

Die Karavanenfahrt.

Es war mitten im Monat Mai, als ich in Begleitung einer kleinen Reiter-Eskorte von Medeah in Algerien aufbrach, um die südlich von dieser Provinz belegenen Landstrecken, die sogenannte kleine Wüste oder die algerische Sahara zu bereisen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit stand doch der Winter gleichsam noch mit einem Fuße auf den weißen Spitzen der nächstliegenden Berge, und einer derselben, der doppelt gegipfelte Zaccar, versteckte sich plötzlich sogar hinter einem so dichten Schleier von dunkelfarbigen Regenwolken, daß ich schon mehrmals meine Abreise hatte verschieben müssen, obwohl das düstere Wetter meine Sehnsucht nach dem ewigen Sommer des Südens, nach der wolkenlosen Sonne der Sahara nur um so stärker angefacht.

Endlich war die Luft wieder hell und wir saßen im Sattel. Unsere Reise richtete sich zunächst nach dem vierzehn Meilen entfernten Boghar; wir begaben uns auf dem kürzesten Wege dahin, indem wir die steilen Felsen herauf und hinunter kletterten, oft genug auf Pfaden, wie sie sonst wohl nur das sprudelnde Gebirgswasser wählt. Die Abhänge der Berge waren dicht mit Strauchwerk bewachsen, und die Gipfel oft von grünen Eichen gekrönt. Dabei verrieth von Zeit zu Zeit ein leise aufsteigender, duftender Rauch, oder ein einsam wogendes Gerstenfeld mitten in dieser Abgeschiedenheit die Nähe eines arabischen Landmanns. Von den Eigenthümern dieser Felder, von den Bewohnern jener Hütten, aus denen der Rauch emporstieg, selbst aber war nichts zu sehen; wir begegneten keinem Menschen, ja nicht einmal das anheimelnde Geräusch eines bellenden Hundes ließ sich vernehmen. Der Araber liebt es nun einmal nicht, seine Wohnung zu zeigen, so wenig,

wie seinen Namen zu nennen, von seinen Geschäften zu reden oder den Zweck seiner Reise anzugeben. Nichts ist ihm lästiger, als irgendwie ein Gegenstand der Neugier zu sein; daher baut er seine Wohnung gern an den verborgensten Stellen, wo Niemand ihn, er aber Alle beobachten kann. Mit aufmerksamem Blick prüft er von seinem Versteck aus die Zahl der Vorübergehenden; mit Unruhe verfolgt er ihren Weg. Zuweilen schleicht er ihnen sogar heimlich nach, und kehrt gewiß nicht eher um, als bis ihm jeder wirkliche oder eingebildete Grund fehlt, ihnen weiter nachzuspüren. Alle Gewohnheiten und Sitten des Arabers stehen mit diesem System der Vorsicht und des Mißtrauens in Zusammenhang; er glaubt sich bei einem ansässigen Leben seines Eigenthums nicht sicher; das bewegliche Vermögen, eine Heerde, ein Zelt lassen sich leichter verleugnen oder verbergen, als ein Haus, ein Stück Landes.

Die erste Station, die wir erreichten, und wo wir die Nacht zubrachten, war El-Gouëa. Hier befand sich ein sogenanntes „Kommandohaus", ein befestigtes Gebäude, wie deren von der französischen Regierung überall im Innern des Landes errichtet sind, um den arabischen Stammoberhäuptern als Residenz, den Reisenden als Gasthaus, und den Truppen im Kriege als Vertheidigungsplatz zu dienen. Sie haben in der Regel eine kleine Besatzung von einigen Mann Infanterie von der nächsten französischen Garnison.

Das Kommandohaus in El-Gouëa war nur eins der kleinern und unbedeutenderen Gebäude der Art; es hatte einen großen, von Mauern eingeschlossenen Hof, an dessen vier Ecken sich mit Schießscharten und eisernen Thüren versehene Thürmchen erhoben.

Der hier residirende Kaïd empfing uns mit der zuvorkommensten Gastfreundschaft. Es war ein schöner, kräftiger Mann von dreißig Jahren, dem nur die brennende Sonne seiner Heimath und ein Leben voll Anstrengungen und Kriegsmühen ein etwas älteres Aussehen gaben. Er hatte große sanfte Augen, die jedoch zuweilen von feurigen Blitzen durchzuckt wurden, während auf seinem nicht ganz geschlossenen, und von herrlichen Zähnen gezierten Munde nie ein halbes Lächeln erstarb. Si-Djilali — so lautete sein Name — trug zwei Burnus, einen schwarzen und darüber noch einen weißen. Der schwarze war von grober Wolle oder Kameelhaar, einem filzartigen Stoff, schwer, dick und rauh bei der Berührung; an der Schulter befestigt, fiel er trotz seiner enormen Weite nur in zwei oder drei Falten herab, und verlieh seinem Träger eine gewisse majestätische Schwerfälligkeit der Bewegung. Si-Djilali war ein Mann von militärischem Adel, und

sein Vater war einst nach Mekka gepilgert, so daß sich in seinen Adern gleichsam das Blut des frommen Fanatikers mit dem des tapfern Soldaten mischte.

Das Zimmer, in dem wir die sogenannte „Diffa", das Mahl der Gastfreundschaft empfingen, war sehr klein, unmöblirt und mit einem französischen Kamin versehen, in dem ein Feuer brannte. Auf dem Boden lag ein Teppich, der, für das Zimmerchen viel zu groß, an einer der Wände aufgerollt war, so daß er eine Art Lehne für uns bildete. Zur Erleuchtung diente eine einzige Kerze, die ein vor uns niedergekauerter Diener mit vollkommener Unbeweglichkeit in den Händen hielt. So einfach indessen auch das ganze Arrangement sein mochte, so bleibt eine Diffa doch immer ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit. Gebratenes Hammelfleisch und Kuskussu sind dabei die stets wiederkehrenden Hauptgerichte; als Getränk aber bedient man sich der süßen und sauren Milch. Da die ganze Gesellschaft aus demselben Gefäß trinkt, so müssen gewisse Regeln dabei beobachtet werden. „Derjenige, welcher trinkt," heißt es z. B., „darf nicht in dem Gefäß athmen, in welchem die Flüssigkeit enthalten ist; er muß das Gefäß von den Lippen nehmen, so oft er athmen will; darauf darf er weiter trinken." Die Speisen wurden uns alle von dem Kaïd selbst vorgelegt, und ein gewisser feierlicher Ernst herrschte während der ganzen Mahlzeit, wie denn eine Diffa überhaupt als eine Probelection der guten Lebensart, der Freigebigkeit und Zuvorkommenheit angesehen werden muß. Auch versichere ich dem Leser, daß es wahrlich nichts Lächerliches hat, diese kräftigen Männer im kriegerischen Aufputz und den Amuletten am Hals diese kleinen Wirthschafts-Angelegenheiten verrichten zu sehen, die bei uns in Europa nur Sachen der Frauen sind; zu sehen, wie diese breiten, durch den Gebrauch der Pferde und der Waffen gehärteten und gebräunten Hände die Speisen serviren, das Fleisch zertheilen, das zarteste und beste Stück für den vornehmsten Gast bei Seite legen oder ihm das feine, wollene Handtuch darbieten. Dergleichen Aufmerksamkeiten, die bei uns kleinlich oder lächerlich erscheinen könnten werden hier im Gegentheil rührend durch den Contrast zwischen der Kraft und Würde des Mannes und dem zarten Gebrauch, den er davon macht.

Am nächsten Tage erreichten wir Boghar. Dies ist eine auf dem Gipfel eines hohen und steilen Berges gelegene französische Festung, rings von finsterm, dunkelgrünem Nadelgehölz umgeben. Tiefer unten aber, auf einem kleinen, immer sonnigen Plateau liegt das echt arabische Dörfchen Boghari. Zu der Festung, die so traurig, kalt und finster von oben herabblickte, stieg ich gar nicht hinauf; das Dörfchen war ein viel freundlicherer Aufenthalt; hie

wohnte der Vater Si-Djilali's, der uns selbst hergeleitet hatte, und uns in die eigens für uns aufgeschlagenen roth und schwarz gestreiften Zelte führte. Man hatte wieder eine reichliche Diffa zugerichtet, und wir tranken Kaffee aus kleinen Tassen, welche in arabischen Schriftzügen die Worte trugen: „Trink in Frieden.“ Stehend und im tiefsten Stillschweigen wohnten Si-Djilali, sein Bruder und sein alter Vater unsrer Mahlzeit bei; hinter ihnen aber gruppirte sich eine zahlreiche Dienerschaft, meist große leere Gesichter von schmutziger, gelblichbrauner Hautfarbe, ohne Stimme, ohne Bewegung, und der blendenden Sonne wegen mit halb geschlossenen Augen. Einige andere Diener, schweigsam wie jene, waren geschäftig und geräuschlos hin und her auf dem Wege zur Küche, von der man zwei schlanke Säulen goldenen Rauches zu dem tiefblauen Himmel emporsteigen sah. Die ganze Scene gewährte ein Bild tiefer Ruhe, gleichsam eine Illustration zu den Worten: „Trink in Frieden“.

Hier in Boghar vergrößerte und vervollständigte sich auch unsere kleine Karavane; wir hatten jetzt nahe an dreißig Kameele mit ihren Treibern, eine eben so zahlreiche Eskorte von Reitern, mehrere Diener, und Allen voran ritt der Führer und Befehlshaber des Zuges, der sogenannte „Khebir“, auf einem hohen, starken Schimmel.

Schon wenige Meilen hinter Boghar beginnt streng genommen die Sahara; d. h. hier hörten die gebirgigen und angebauten Gegenden, die man mit dem Namen des „Tell“ bezeichnet, auf, um weiten, unabsehbaren Steppen Raum zu geben. Durchaus wüst sind namentlich die Steppen der algerischen Sahara nicht; sie sind meist mit Pflanzenwuchs bedeckt; man trifft sogar noch auf kleine Waldstrecken; bewohnt jedoch ist nur der kleinste Theil. Die eigentliche Wüste, die große Sahara, beginnt erst viel weiter südlich, etwa einige vierzig Tagereisen von Algier entfernt, und jenseits der Provinz Touat.

Wir betraten zunächst unweit Boghar das Thal des Cheliff, der sich weiter westlich in einen schönen, ruhigen, segenverbreitenden Fluß verwandelt; hier aber ist er noch ein wilder Bach, den der Winter zwar zum Strom erweitert, den aber die erste Hitze des Sommers bis auf den letzten Tropfen ausdörrt. Seine Ufer sind vollkommen unfruchtbar und öde, und weder der Winter, noch der Sommer, weder Thau, noch Sonnenschein, ja nicht einmal die heftigsten Regengüsse, die selbst der sandigen Wüste ein vergängliches Grün entlocken, vermögen das Geringste über jenen theils staubigen, theils schlammigen oder salzhaltigen Boden.

Wir brauchten mehrere Stunden, um dieses Thal des Cheliff zu durchreisen, und zwar bei einer so regungslosen Atmosphäre,

daß die Bewegung unseres Zuges auch nicht den kleinsten Lufthauch hervorbrachte. Der aufgewühlte Staub rollte unter den mit Schweiß bedeckten Leibern dahin, ohne sich bis zu uns zu erheben. Weder um uns, noch vor uns war ein einziges lebendes Wesen zu erspähen; nur aus der höchsten Höhe der Luft vernahm man, Dank dem tiefen Stillschweigen, für Augenblicke den Flügelschlag und das Gekreisch von Raben, welche in weiten Kreisen umherflogen.

Für die ersten Tage hielt ich mich meist etwas abseits von dem übrigen Zuge; ich liebte es, mit mir allein zu sein, und Stunden lang konnte ich mich an dem Anblick der langen Reihe von weißen Burnus und der höckerigen Kameele ergötzen, die unser malerisches Reise-Mobiliar trugen. Späterhin schloß ich mich einem kleinen, dicken arabischen Herrn, Namens Si-Bakir, an, der mit uns reiste. Es war dem Anschein nach ein guter, braver und reicher Bürger, der drei maurische Bäder in Algier und einen Sohn in Aïn-Mahdi besaß, den er so eben besuchen wollte. Mit einer ganz gleichen Liebe sprach er von diesem seinem Kinde, seinen Bädern und den berühmten Datteln seines Vaterlandes. Zum Schutz gegen die Sonne trug er einen mit Straußfedern verzierten Strohhut, den größten, den ich je gesehen; er hätte an Umfang mit dem größten Familien-Regenschirm eines deutschen Hausvaters wetteifern können. Das sonderbarste aber war, daß der brave Herr mit einer seltenen Ausdauer dieses Möbel absetzte und wieder aufsetzte, so oft die launenhafte Sonne entweder sich versteckte oder zum Vorschein kam. Si-Bakir verstand von dem Französischen, worauf man im ganzen nördlichen Afrika angewiesen ist, gerade so viel, wie ich vom Arabischen, d. h. sehr wenig, wodurch unsere Unterhaltung, wenn auch für beide Theile nicht eben lehrreich, so doch sehr heiter ward. Die größten Anstrengungen, selbst der Wassermangel, dem wir zuweilen halbe Tage lang ausgesetzt waren, vermochten nichts über seine Redseligkeit, und wenn wir uns am Abend trennen mußten, um ein Jeder unter seinem Zelte Ruhe zu suchen, so war oftmals die am Morgen begonnene Erzählung, mochte sie nun seine kaufmännischen Unternehmungen oder seinen lieben Sohn betreffen, noch nicht beendet, so oft war sie von neu eingeschalteten Kapiteln und Episoden unterbrochen worden.

Eine allgemeine Freude war es immer, so oft wir auf eine Quelle stießen, selbst wenn dieselbe, wie es zuweilen der Fall war, nur ein laues, trübes und schlammiges Wasser bot. Mit Eile und Ungeduld drängten sich Menschen und Thiere hinzu, und mit einem Gefühl tiefster Dankbarkeit wurde ein neuer Vorrath für die Weiterreise aufgenommen. Einst erblickten wir, als wir uns eben einem kleinen Bache näherten, eine ganze Gesellschaft um denselben versammelt. Ich hielt sie aus der Ferne für Reisende

gleich uns; endlich aber stellte es sich heraus, daß es große graue Geier und eine Art von riesigen Raben waren, die sich mit gekrümmtem Rücken in langen Reihen an den Ufern aufgepflanzt hatten, um ihren Durst zu löschen. Weit entfernt, uns bei unsrer Annäherung durch schleunigen Abzug ihren Respect zu beweisen, mußten wir erst mit unsern Büchsen unter sie feuern, um uns Platz zu verschaffen.

Fünf Tage lang waren wir von Boghar aus unterwegs gewesen, ehe wir wieder auf einen Ort trafen, wo wir eine längere Station nehmen konnten. Während dieser ganzen fünf Tage waren wir nur dreimal menschlichen Wesen begegnet; das erste Mal stießen wir zufällig auf einen arabischen Duar; das zweite Mal war es ein Knabe, der eine Heerde magerer Kameele hütete, und das dritte Mal ein paar reisende Mauren, die sich mit ihren Thieren an derselben Quelle niederließen, wo auch wir unsere Zelte zur Nacht aufgeschlagen. Sie besaßen die echt maurische Schweigsamkeit und Zurückhaltung; nicht nur hielten sie sich von uns ganz fern; auch unter einander selbst sah ich sie kein Wort wechseln. Eben so wenig zündeten sie ein Feuer an, vielleicht weil sie nichts zu kochen hatten, und als wir am nächsten Morgen erwachten, waren sie schon längst aufgebrochen, und ihr Bild verschwand so eben in unbestimmter Ferne am Horizont.

Der Ort, den wir am fünften Tage erreichten, war das arabische Städtchen D'jelfa. Es war fast Nacht, ehe wir es auf dem nackten Plateau erblickten, wo es sich, ein grauer unansehnlicher Häuser-Complex, erhob. Seine Farbe war um ein Weniges heller, als das öde Terrain, auf dem es stand; und ein wenig dunkler, als der noch von dem matten, unbestimmten Licht des abgeschiedenen Tages erhellte Himmel. Unter allen Gebäuden ragte der große Bordj des Stamm-Oberhauptes, des Kalifats Si-Cheriff, hervor, und schien friedlich in dem Schatten der Nacht zu ruhen. Am Himmel entzündeten sich hie und da schon die Sterne, die Luft war feucht und mild, und ein starker Thau hatte den Boden unter den Schritten der Pferde erweicht. Die übrigen Reiter waren mir zuvorgekommen; der Zug der Kameele dagegen eine gute Strecke hinter mir zurückgeblieben, so daß ich mir meinen Weg zum Haus allein suchen mußte. Ich war glücklich bis in den großen Hof gelangt, nun aber wußte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Zu beiden Seiten befanden sich weit offen stehende Thüren, durch die ich Leute bemerkte, welche mit Pferden beschäftigt schienen. Auch das meinige, das die Nähe des Stalles witterte, fing an, fröhlich zu wiehern. Jetzt sah ich an der einen Seite des Hofes eine Art von Säulengang, zu welchem Stufen emporführten; auch ein matt erleuchtetes Fenster und eine halb

angelehnte Thür zeigten sich, durch welche das Geräusch von menschlichen Stimmen zu mir drang. Geschwind sprang ich vom Pferde, und da ich eben in der Dunkelheit irgend Jemand auf mich zukommen sah, so warf ich ihm den Zügel zu, welchen er jedoch wenig Eile zu haben schien, mir abzunehmen. Es war, so viel ich unterscheiden konnte, ein kleiner dicker Mensch mit einem großen, sehr spitzen Hut. Im weitern Verlauf des Abends sollte ich meinen Irrthum noch einsehen lernen, der mich den heiligsten Mann des Hauses für einen Stallknecht hatte nehmen lassen.

In einem großen, weißen Saal mit einem schwarzen Marmorkamin, die Fenster mit reichen Teppichen verhängt, fand ich, um eine wohlbesetzte Tafel geschaart, bereits unsere Gesellschaft; mitten unter ihnen Si-Cheriff. Der Tisch war nach europäischer Sitte mit einem glänzend weißen Tuch belegt; eine Anzahl hellbrennender Kerzen verbreitete ihren Schein; Teller und Gläser, Karaffen und Silbergeschirr, Alles war vom feinsten Geschmack. Der Kalifat war ein großer, starker Mann, fast ganz ohne Bart, mit ruhiger Miene, und einfach in einen weißen Haïk gekleidet. Neben ihm saß sein Bruder, ein junger Mann von etwas abgespannten Zügen. Obwohl der Saal von Dienern wimmelte, so besorgte doch ein magerer und krank aussehender Tunese in weißem Turban, mit lebhaften Augen und raschen, geschickten Bewegungen, fast die ganze Aufwartung allein, da er der Einzige zu sein schien, der mit Porzellangeschirr umzugehen verstand.

Nichts war mir unerwarteter, als hier mitten in der Wüste, fünfzig Meilen von Boghar entfernt, ein großes, elegantes Haus, einen Speisesaal mit dem Duft der feinsten Gerichte und dem auserlesensten europäischen Comfort zu finden. Aber befand ich mich hier nicht in der Hauptstadt des größten und reichsten arabischen Stammes, der Ouled-Naïls? befand ich mich nicht im Hause eines der mächtigsten und tapfersten arabischen Fürsten, der eben so ausgezeichnet war durch seine Geburt und seinen Reichthum, wie durch seine hohe politische Stellung?

Unser Khebir versuchte zum Scherz, ihm den Gebrauch von Messer und Gabel zu lehren; der Kalifat ließ sich mit lächelnder Zuvorkommenheit wie zu einem Kinderspiel dazu herab; entwickelte aber eine außerordentliche Ungeschicktheit, die vielleicht erkünstelt war, seiner Würde jedoch nicht den mindesten Abbruch that.

Gegen die Mitte der Mahlzeit erschien eine neue Persönlichkeit im Saal, die ich an ihrer lächerlichen Gestalt und ihrer sonderbaren Kopfbedeckung sogleich wiedererkannte. Es war ein unförmlicher, schmutziger, abscheulicher, kleiner Mensch mit watschelndem Gange. Um den Hals hingen ihm verschiedene lederne Beutel und eine Menge grobgeschnitzter Rohrpfeifen, die bei jedem Schritt

mit Geräusch an einander klapperten. In der Hand hatte er einen dicken Knotenstock, und seine Füße waren unter dem lang schleppenden Burnus nicht zu sehen.

Ueber die Schulter Si-Cheriff's hinweg griff er dreist mit der Hand in eine Schüssel; voll Unruhe blickte ich unsern Khebir, Herrn N., an, der ungenirt lachte, während Si-Cheriff keine Miene verzog und nur mit dem Essen inne hielt. Sein Bruder Bel-Kassem, der meine Ueberraschung sah, sagte in frommer und salbungsvoller Weise: „Ein Derwisch, ein Marabut!" was für mich so viel bedeutete, als ein Narr, ein Verrückter. Ich fragte nun nicht weiter; denn ich kannte bereits die Verehrung, in welcher in diesen Ländern diese Sorte von Menschen steht; auch ließ ich bei den übrigen Albernheiten, die der Heilige sich bis zu Ende der Tafel erlaubte, keinerlei Verwunderung mehr blicken. Er schlich fortwährend um uns herum, stammelte zusammenhangslose Worte, und forderte mit Halsstarrigkeit Taback. Obgleich er schon welchen erhalten, so forderte er doch immer wieder, und bettelte Jeden von uns mit ausgestreckter Hand darum an, indem er mit rauher, dem Gebell eines Hundes ähnlicher Stimme das Wort „Taback, Taback!" stotterte.

Er wurde hie und da ohne Gewalt bei Seite geschoben und man gab ihm ein Zeichen, zu schweigen. Si-Cheriff aber nahm sogleich eine strenge Miene an und trug augenscheinlich Sorge, daß keiner der Diener seinen Schützling beleidigte. Dennoch ergriff der Tunese den Ueberlästigen zuletzt beim Arm, und schob ihn sanft zur Thür. Der Kalifat war offenbar sehr verletzt, daß wir Zeuge einer solchen Scene geworden waren; doch muß ich versichern, daß Niemand von uns sich vergaß, und daß die anwesenden Araber durch die vollkommenste Selbstbeherrschung nicht einmal den Schein des Lächerlichen aufkommen ließen.

Der Derwisch von D'jelfa, so erzählte man mir, bringe den größten Theil des Jahres im Hause Si-Cheriff's zu; auch belästige er sonst Niemand; er ernähre sich, ohne daß man nöthig habe, viel für ihn zu sorgen; einen Theil der Nacht aber treibe er sich gewöhnlich im Hof, im Garten oder in der Umgegend umher und blase auf seinen Flöten; der Schlaf scheine ihm schon längst kein Bedürfniß mehr zu sein, und weder Hitze, noch Kälte hätten den mindesten Einfluß auf seinen verwitterten Körper.

Unsere Leute suchten sich während unsrer Anwesenheit in D'jelfa so gut sie konnten zu vergnügen; des Abends fanden sich gewöhnlich Musikanten und eine Tänzerin im Lager ein; fast jedes Mal indessen nahm der Spaß ein Ende mit Schrecken, d. h. mit Zank und Schlägereien. Uns war von Si-Cheriff das untere Stockwerk seines Hauses überlassen. Dieses diente ihm, wie das

oben beschriebene Kommandohaus in El-Gouëa, zugleich als Residenz und den Reisenden als Gasthaus, während es im Fall des Krieges leicht in eine kleine Festung umgewandelt werden konnte.

Si-Cheriff besaß indessen neben diesem Residenzschloß in dem etwas entfernter liegenden Duar noch ein Zelt, das ihm als Wohnung wohl besser zusagen mochte. Dort hatte er seine zahlreichen Hammel- und Kameelheerden, sowie alle seine sonstigen Reichthümer; hierher kam er nur zuweilen in Begleitung seiner Pferde, seines militärischen Gefolges und seiner Frau. Letztere, obwohl uns die Fenster gezeigt wurden, hinter denen die Schöne weilen sollte, blieb natürlich für uns unsichtbar; ihre Geschichte aber, ein wahrer Roman, ward uns mit vieler Ausführlichkeit erzählt. Spanierin von Geburt, war sie vor mehreren Jahren in Begleitung ihres Gemahls und einer jüngeren Schwester, schön wie sie selbst, nach Algerien gekommen. Der Gemahl verschwand nach kurzer Zeit und sein plötzlicher Tod war niemals aufgeklärt worden. Sie vermählte sich nun mit Si-Cheriff; ein Vetter von diesem erhielt die jüngere Schwester, und beide, so sagte man, lebten in glücklicher Ehe. Die Damen hatten nicht nur das arabische Costüm, sondern auch die arabische Sprache angenommen, und zuletzt ihre eigene darüber verlernt. Ich sah eines Morgens das Kind der ältesten, einen allerliebsten Knaben von vielleicht vier Jahren, als er zur Schule geführt ward. Mit seiner Toilette hatte man nicht viel Umstände gemacht; er ging wie die ärmsten seiner kleinen Kameraden barfuß, und hatte keine andere Kleidung, als eine ziemlich schmutzige und zerrissene Soutane. Unser Khebir kannte den kleinen Burschen schon von früher her, und hatte ihm aus Algier ein seidenes Halstuch, einen hölzernen Säbel und ein feines wollenes Hemd mitgebracht.

Die Schwester der „Madame Si-Cheriff" kam, wie man behauptete, nie nach D'jelfa; sie zog den Aufenthalt in ihrem Zelt jedem andern vor, und überließ Niemandem die Besorgung ihrer nomadischen Wirthschaft, noch die Ueberwachung ihrer zahlreichen Heerden.

Nach ein paar Tagen der Ruhe brachen wir wieder auf; obwohl wir des Morgens schon bei Tagesanbruch im Sattel saßen, so versäumten Si-Cheriff und Bel-Kassem doch nicht, uns mit allem möglichen militärischem Gepränge ein paar Meilen weit das Geleit zu geben. Sein Goum, zwei- oder dreihundert Reiter stark, hatte sich vor dem Thor um die dreifarbige Fahne, roth, grün und gelb, geschaart; alle in kriegerischem Aufputz, stocksteif im Sattel, die Büchse in der Hand. Zuletzt erschien der Kalifat, gestiefelt und gespornt, aber ohne Waffen. Ihm folgten zwei schwarze

Diener, von denen der eine den Säbel in ausgelegter Scheide und das künstlich geschnitzte Gewehr, der andere seinen Strohhut mit flatternden, seidenen Bändern trug. Der Kalifat ritt eine prächtige Schimmelstute, deren Hintertheil und Beine rosenroth gefärbt waren; seinen Burnus warf er kühn zurück und befreite dadurch seinen rechten Arm, mit dem er einen stolzen Gestus zum Zeichen des Aufbruchs machte. Unter ähnlichen Ceremonien ging einige Stunden später sein Abschied von uns vor sich.

Wir setzten nun unsere Reise allein fort, und zwar über grüne Plateaux, die mit der größten Regelmäßigkeit auf einander folgten. Während vier Stunden Weges bemerkte ich auch nicht den kleinsten Fleck Landes, der nicht grün gewesen wäre, wie ein junges Saatfeld. Wenn man sich in der Sahara weiß, so bringt diese Frühlingsfarbe das angenehmste Erstaunen in uns hervor.

Um zehn Uhr machten wir Halt in dem tiefen Bett eines Flusses. Verwundert fragt man sich im Sommer, wo diese Flüsse geblieben sind, die ein solches Bett auszuhöhlen vermochten. Hier war nichts mehr als eine kleine, etwa anderthalb Fuß breite Quelle vorhanden, deren Lauf obenein sehr versteckt war und leicht verschüttet werden konnte. Wir mußten daher beim Schöpfen die größte Vorsicht anwenden, und namentlich unsere Pferde von dem Wasser zurückhalten. Gegen Mittag trat plötzlich eine drückende Wärme ein. Der Himmel, bisher wolkenlos, fing an, sich mit weißen Streifen zu malen; der Wind machte sich auf und blies aus dem Süden; erst schwach, dann allmälig stärker, und endlich im Verlauf von zwei Stunden gab er sich in seiner ganzen Gewalt als einen echten Sirokko zu erkennen. Zu Anfang waren es nur vereinzelte, bald wärmere, bald kühlere Stöße. Ich erhielt sie alle gerade in's Gesicht, und konnte somit ihre Temperatur, ihre Bewegung und Dauer genau beobachten. Je nachdem sie immer rascher, heißer und heftiger kamen, erhitzte sich auch der Boden unter unsern Füßen, und obwohl die Sonne nicht schien und ich meinen Schatten auf der Erde kaum unterscheiden konnte, so hatte ich doch das Gefühl wie von einem brennenden Sonnenschein auf dem Kopfe. Der Himmel war von einer gelblichrothen Färbung; nicht eine Spur von Blau schien mehr hindurch; bald wurde auch der Horizont unsichtbar und hüllte sich in ein tiefes, bleiernes Grau. Zuletzt glich der Wind dem ununterbrochenen Wärmestrom eines glühenden Feuerofens; die Hitze schien aus der Luft, vom Himmel, aus dem Boden, kurz überall hervorzuströmen. Mich dauerte besonders mein armes Pferd; ich selbst, der ich ohne Anstrengung im Sattel sitzen durfte, litt wenig; ja ich möchte sagen, die durchdringende Wärme that mir wohl. Ueberdies war meine Wiß- und Neubegierde als Reisender zu stark, als daß ich, um

einen echten Sirokkotag in meinem Tagebuch verzeichnen zu können, nicht allenfalls auch gern ein wenig ausgehalten hätte.

Am Abend war der Wind noch immer so heftig, daß er mehrere unsrer Zelte umwarf, unsere Lichter und Feuer auslöschte und unsern armen Thieren, besonders den Kameelen, allen Appetit verjagte. Kaum abgeladen, streckten sie sich zur Ruhe nieder, ohne ihr Futter anzurühren.

Bei den Anstrengungen dieser Tage lernte ich mit Bewunderung die Ausdauer unserer Kameeltreiber kennen. Es war eine eigenthümliche Menschenrace; so lange es von ihrem Geschmack abhing, waren es die faulsten Burschen, die man finden konnte; stellte sich dagegen die drängende Nothwendigkeit ein, so ertrugen sie die größten Beschwerden. Heute gefräßig über jeden Ausdruck, leisteten sie zu andern Zeiten auf das Essen, als auf eine im Grunde ganz überflüssige Sache, gern Verzicht. Immer gingen sie in großen Schritten ihren Kameelen zur Seite mit jener Elasticität des Knie's, welche die Kunst des großen Fußgängers ausmacht. Sie trabten, wenn ihre Thiere trabten, auf deren Rücken sie nur selten und für wenige Augenblicke Erholung suchten; die Langeweile des Weges aber verkürzten sie sich durch ein eintöniges, mit halber Stimme gesungenes Lied. Selten war der Ausdruck des Mißmuths auf ihrem Gesicht zu lesen, und doch bestand die ganze Erfrischung, die sie sich gönnten, oft nur in ein wenig Mehl, das sie aus ihrem Proviantbeutel nahmen, mit ein paar Tropfen Wasser in der Hand zu einem Teige kneteten, und für eine genossene Mahlzeit rechneten.

Auch unter der sonstigen Dienerschaft gab es einige interessante Leute. Am besten gefiel mir einer von den Begleitern des Khebir, ein sehr junger Mann, Namens Jah-Jah, von einnehmender Gestalt, noch fast ohne Bart, von auffallender Blässe, einem melancholischen Lächeln und großen, aber glanzlosen Augen, die wie zwei dunkle Flecken in seinem Gesicht erschienen. Er ging immer ganz weiß gekleidet; der Burnus war der Grazie seiner Bewegungen etwas hinderlich, und die Reiterstiefeln standen ihm schlecht; auch legte er sie jedes Mal sogleich ab, wenn er vom Pferde stieg. Dennoch konnte man nicht gerade sagen, daß er weichlich war; er ertrug jede Anstrengung und Entbehrung ohne Klage, und obwohl er sich gern parfümirte, so war er doch nicht etwa stutzerhaft. Er rauchte nicht, und doch war er es, der unsere Cigaretten machte; er trank keinen Kaffee, und doch verstand er seine Bereitung aus dem Grunde. Er war verheirathet, aber er redete nie von Frauen, und ich konnte es mir zur besondern Ehre rechnen, daß er mir überhaupt jenen Umstand anvertraute. Er sagte mir, er habe seine Frau verlassen, um für immer in die Dienste des Khebir zu treten,

für den er eine tiefe Verehrung und Hingebung empfand; ja er behauptete, vor Kummer sterben zu müssen, wenn er ihm nicht folgen dürfe. Es war sein Amt, die Jagdtasche und Büchse des Herrn zu tragen; auch wich er Letzterem kaum von der Seite, um seinen Wünschen und Befehlen stets gewärtig zu sein. Um ihn für so viel Aufopferung zu entschädigen und ihm seine freiwillige Verbannung aus der Heimath zu versüßen, hatte der Khebir beschlossen, ihn in El-Aghout, dem jedesmaligen Ziel seiner Karavanenfahrten, von Neuem zu verheirathen.

Mit Jah-Jah zugleich waren noch zwei seiner Freunde, Ali und Ibrahim, in die Dienste des Herrn N. getreten, die sich rühmten, wie jener aus ausgesehener Familie zu stammen, die ihm aber an Werth und Tüchtigkeit nicht gleich kamen. Besonders behauptete Ali, von viel zu vornehmer Geburt zu sein, um ein Maulthier zu reiten, und der Khebir versprach ihm zu seinem Einzug in El-Aghout wirklich ein Pferd. Nichts ist nämlich in den Augen des Arabers so geeignet, Jemandes Würde und Ansehen zu steigern, als sein Pferd; es dient gewissermaßen als Abzeichen des Vermögens, der Stellung und des Ranges, den man bekleidet. Ali und Ibraham waren beide ein paar durchtriebene Burschen, die sich nur in unsern Diensten zu befinden schienen, um sich selbst gehörig bedienen zu lassen. Ibrahim balancirte zwischen den Schultern beständig einen großen, runden Hut, ohne ihn jemals aufzusetzen, während Ali den seinigen nie vom Kopfe ließ, wodurch seine an sich schon ansehnliche Gestalt bis auf acht Fuß erhöht ward. Ibrahim befand sich in vollständiger Kriegsrüstung, mit Flinte, Pistolen und Yatagan; Ali ging ganz leicht gekleidet, in einer zwar etwas verbrauchten, aber immer noch auffallend schönen Weste, und seine bloßen Füße steckten in lackirten Lederschuhen; eines Tages glaubte ich sogar einen Diamanten an seinem kleinen Finger zu entdecken. Am sonderbarsten war es, daß sich die beiden Burschen ähnlich sahen wie Zwillinge, was sie auch thun mochten, um sich möglichst verschieden von einander zu machen. Sie hatten Beide aufgeworfene Nasen, ein bartloses Kinn, weiße, aber sehr große Zähne, und Augen mit dem entschiedensten Ausdruck der Unverschämtheit. Auch war einer so faul, so geldgierig, so naseweis wie der andere. Ali war kaum im Besitz eines Pferdes gelangt, so war das arme Thier, das er auf alle Weise quälte und marterte, auch schon krank, und gelangte erst wieder etwas zu Kräften, als wir in der Karavanserai zu Sidi-Makhelouf einen Tag rasteten. Wir hofften, daß der noch immer in gleicher Heftigkeit wehende Sirokko endlich nachlassen sollte; überdies waren wir Alle bis auf's Aeußerste erschöpft; das Gepäck mußte in größter Eile von den

Kameelen herunter gerissen werden, denn die armen Thiere hörten weder mehr auf gute, noch böse Worte.

Die Karavanserai Sidi-Makhelouf liegt auf einem Plateau von Sand- und Felsgestein, an dessen Abhang Quellen hervorsprudeln. Auch standen hier fünf Palmen, die man schon aus weiter Ferne erblickte, die aber abzusterben schienen und ganz gelb waren. Der Wind machte einen Höllenlärm in ihren dürren Blätterkronen, und bog sie zuweilen um, wie einen verkehrten Regenschirm. Links von der Karavanserai stand ein Marabut, der Begräbnißplatz des Heiligen Makhelouf. Das Gebäude war weiß, viereckig, mit zuckerhutförmigem Dach und an den Seiten hervorspringenden Hörnern. An seinem Fuß befand sich eine dichte Menge von Gräbern, eins immer neben und über dem andern; denn oft aus weiter Ferne werden Todte hiehergeschafft, deren Wunsch es war, an diesem heiligen Ort beerdigt zu sein. Es schien sich ein förmlicher Wettkampf zwischen den Todten entsponnen zu haben, welcher von ihnen dem Heiligen am Nächsten ruhen sollte.

Die Karavanserai bildet einen großen, zwischen vier Mauern eingeschlossenen Hof; an zwei Seiten befinden sich bedeckte Gallerien zur Unterbringung der Pferde; an jeder der vier Ecken ein Zimmer für die Reisenden. Die Zimmer haben keine Fenster und der Eingang ist nicht verschließbar. Ich versuchte vergebens eine Decke davor zu befestigen; der Wind riß die Draperie immer wieder herunter, und ich mußte mich zuletzt darein finden, meine Flaschenbehälter, meine Bücher, Karten und Zeichnungen, so wie mich selbst unter einer dichten Lage hereingewehten Sandes gleichsam lebendig begraben zu lassen.

Am folgenden Tage, nach einigen Stunden ununterbrochenen Reitens, waren wir El-Aghout endlich bis auf wenige Meilen nahe. Wie wir so mitten in der Wüste dahinzogen, schien es mir seltsam und unglaublich, daß so in unsrer Nähe, gleichsam wie eine Insel im Ocean verloren, ohne die Nachbarschaft andrer Ortschaften, eine so große Stadt vorhanden sein sollte; eine Stadt, in der Tausende von Menschen so einfach und schlicht in den Tag hinein lebten, wie sonst überall, unbekümmert um die Wirkung, die sie in die Ferne übten, um die Neugier, die sie so vielen Andern einflößten.

Hatten wir bisher durch die sengende Hitze zu leiden gehabt, so wurden wir nun nicht minder durch eine unerträgliche Kälte gequält; der Wind war nämlich während der Nacht von Süd nach Nord umgesprungen; der Sirokko hatte sich in einen förmlichen Eiswind verwandelt. Vor uns, zur Rechten und zur Linken, thürmten sich gezackte Gebirge auf; aber obwohl ich eine Strecke nach

der andern zurücklegte, so schienen sie mir doch lange Zeit nicht näher zu kommen, noch zeigte sich eine Spur der ersehnten Stadt. Dies wunderte mich um so mehr, als mir gesagt worden war, El-Aghout liege auf einer Höhe. Alle übrigen Reiter waren mir weit vorausgeeilt; ich hatte sie seit länger als einer Stunde aus den Augen verloren. Endlich stieß ich auf einen kleinen Trupp von Kameelen, die mit Getreide beladen, ihren Weg in ein sich zur Linken abzweigendes Thal einschlugen. Entschlossen nahm ich dieselbe Richtung; ich zweifelte keinen Augenblick mehr, daß El-Aghout hier liegen müßte, und daß meine Blicke es nun sogleich entdecken würden. Nach einer Weile dachte sich das Terrain allmälig ab, und das schmale Thal mündete in eine weite Ebene, an deren entgegengesetzten Seite auf einer Gruppe vereinzelter Felsen ich schwarz auf weißem Grunde die Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen erkannte.

In der Ebene traf ich einen französischen Offizier, der sich gleich mir in die Stadt begeben wollte, und da er meine Verlegenheit über den einzuschlagenden Weg bemerkte, so bot er sich mir freundlich zum Führer an. Er unterhielt mich von der Belagerung der Stadt durch die Franzosen, von dem glänzenden Siege, den sie erfochten, aber auch von den blutigen Verlusten auf beiden Seiten.

Er selbst war mit thätig gewesen, die Todten in eilig gegrabenen Löchern zu verscharren, und noch täglich, versicherte er, finde man auf der Oberfläche des Bodens Leichen, die während der Nacht durch die Hunde aus ihren Gräbern hervorgewühlt würden. Wirklich stießen wir auch kurz vor den Gärten der Stadt auf den völlig angekleideten Leichnam eines Zuaven. Der arme Soldat lag mit ausgestreckten Armen, den Kopf ein wenig höher, und wie zum Schlaf zur Seite gekehrt; er hatte noch sein rothes Beinkleid an, und das eine Bein lag locker verscharrt unter der Erde, als sei er eben erst im Begriff, es hervor zu ziehen und seine Auferstehung zu vollenden. Nicht weit davon lag ein bis zur Härte des Kiesels ausgedörrter Kopf, wie denn auch der Leichnam des Soldaten von der trocknen Hitze seines Lagers mehr zur Mumie umgewandelt, als eigentlich verwes't war. Der ganze Weg war hie und da besäet mit bleichendem menschlichen Gebein.

Endlich traten wir in die Stadt ein.

II.

Aufenthalt in einer Wüstenstadt.

Vor den meisten arabischen Städten, besonders denen des Südens, befanden sich Kirchhöfe. Es sind gewöhnlich weite Räume mit regelmäßig geordneten Grabsteinen, über welche die Leute gleichgültig, wie über jeden andern Weg, dahinschreiten. Der einzige Unterschied in El-Aghout war, daß ich anstatt eines Gottesackers — ein wüstes Schlachtfeld fand. Uebrigens war die östliche Seite der Stadt, durch die ich meinen Einzug hielt, bei der Belagerung noch am wenigsten beschädigt worden. Der Angriff der Franzosen hatte in der entgegengesetzten Richtung stattgefunden, und so waren nur vereinzelte Kugeln in die Mauern eingedrungen; das Thor aber, das sich in der vollen Dicke eines massiven, mit Schießscharten durchbrochenen Thurmes befand, war ganz unversehrt geblieben. In seinem Schatten dehnte sich nachlässig eine Schildwache, während vier andere Soldaten auf einer Steinbank ausgestreckt lagen. Beim Geräusch unserer Pferde trat erstere hervor und grüßte, die andern machten eine kaum bemerkbare Bewegung zum Zeichen ihrer Anwesenheit. In den Straßen schien Alles wie ausgestorben; alle Thüren waren fest verschlossen, und es lag in diesem Schweigen der düstern, geschwärzten Stadt für den Fremden etwas Unheimliches, finster Drohendes.

„So sieht El-Aghout um Mittag aus," sagte mein Begleiter.

Die Hauptstraße, in der wir uns befanden, war so schmal, daß unsere beiden Pferde kaum neben einander gehen konnten. Sie zog sich in leichten Krümmungen bergauf durch die ganze Länge der Stadt, und zu ihrer Rechten und Linken zweigten sich verschiedene, noch viel engere, finstere Gäßchen ab. Zuweilen gewann man für Momente einen heitern Ausblick auf die grünen Bergterrassen jenseit der Stadt. Wir kamen auf unserm Ritt an verschiedenen Kaufläden und Kaffeehäusern vorüber. Vor letztern, welche durch quer über die Straße gespannte leinene Tücher etwas Schatten genossen, lagen auf Bänken niedergestreckt eine Menge von Rauchern, unter denen ich alsbald auch einige unsrer Diener, vor allen natürlich Ali und Ibrahim bemerkte, die hier die Herren spielten.

„Dies ist das Haus des Kommandanten," sagte der französische Offizier zu mir, als wir auf einem ziemlich unregelmäßig

gebauten, und von einem Bach bewässerten offnen Platz hielten, in dessen Mitte friedlich eine Heerde von Kameelen weidete.

Das Haus, obwohl schon vor der Occupation der Franzosen erbaut, hatte ein ganz europäisches Ansehen. Von dem letzten Kalifat zu einem maurischen Bade bestimmt, war es durch italienische Bauleute aufgeführt worden.

Ich begab mich in das zur Aufnahme der Karavanen-Reisenden bestimmte Gebäude, wo ich unsern Khebir fand, der bereits die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Unterbringung getroffen hatte.

„Ich bin sehr froh," sagte er, „Ihnen eine der besten Wohnungen von El-Aghout anbieten zu können; Ihre Zimmer werden schon in Bereitschaft gesetzt."

In der That sah ich eine Anzahl arabischer Gassenkehrer beschäftigt, ganze Haufen von Mist, Stroh und Staub aus den Zimmern auf die Terrasse, von der Terrasse in den Hof und von dem Hof auf die Straße hinaus zu werfen.

Außer dem Parterre des Hauses, das großentheils zu Pferdeställen eingerichtet war, hatte dasselbe noch ein Stockwerk, und in diesem befanden sich meine Zimmer, ein paar halb zerfallene Kämmerchen für meine beiden Diener — denn ich hatte noch einen arabischen Diener gemiethet, der mir als Dolmetscher und Führer dienen sollte — und eine Gallerie mit drei Fenstern, in der sich aber Eidechsen, Schlangen, Ratten und Mäuse bereits so wohnlich eingerichtet, daß ich von vorn herein Verzicht darauf leistete. Was nun den Zustand meiner Wohnung betrifft, so stelle sich der Leser berußte, von mindestens zwanzig gähnenden Spalten und Breschen durchlöcherte Wände und — als ob es an diesen zahlreichen Ausgängen noch nicht genug sei — sämmtliche Thüren, von den Zimmern bis hinaus auf die Straße, weit offen und unverschließbar vor, so daß ich in meinem Logis vielleicht um ein weniges mehr gesichert war, als draußen auf der öffentlichen Straße.

Ein mehr als alles Andere geschwärzter und verräucherter Winkel im Hof, unter einem Palmbaum, war die Küche, in welcher vier platte, willkürlich zusammengeschobene Steine von ungleicher Größe und Gestalt den Heerd bildeten. Vor demselben lag ein Haufen Asche, die seit sieben Monaten kalt war. Zu dem Stockwerk, welches ich bewohnte, führte eine Treppe ohne Geländer von fünfundzwanzig sehr hohen, steilen Stufen empor. Sie war so schmal, so beschädigt und so sonderbar construirt, daß ich sie gleichsam auswendig lernen mußte, um sie allenfalls bei Nacht ohne Gefahr erklimmen zu können. Zwei Stufen, die zehnte und zwölfte, waren ganz und gar nicht mehr vorhanden, die fünfte in der Mitte durchgebrochen; die zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste waren viel höher, als die übrigen, und alle zusammen endlich

so schmal, daß man sie beim Heraufsteigen nur mit der Spitze des Fußes, beim Herabsteigen nur mit der Ferse berühren konnte. In der Bedientenstube fehlte eine Hälfte der Decke und eine Hälfte des Fußbodens, so daß diese Hälfte des Zimmers gewissermaßen gar nicht existirte. Was war hier vorgegangen? War vielleicht eine Haubitze hereingefahren? Was mochte überhaupt während der Belagerung der Stadt hier geschehen sein? Die arabischen Häuser im Allgemeinen haben so viele Narben und klaffende Wunden, daß man nirgends erkennen kann, ob die Zeit, die Nachlässigkeit oder Feindeshand sie geschlagen.

Da ich indessen die Zimmer bewohnen mußte, so suchte ich sie mir, so gut es ohne alle Möbel gehen wollte, einigermaßen einzurichten; die Fenster wurden durch ein Stück Sackleinen, die Thüren durch Pferdedecken verhängt; mein Sattel vertrat die Stelle des Kopfkissens, und der Burnus diente zugleich als Matratze und Decke; so brachte ich die nächsten zwei Monate zu.

Am Abend begab ich mich auf die Terrasse des Hauses, um den Sonnenuntergang zu beobachten und zugleich meine Nachbarschaft zu prüfen. Zu meinen Füßen lag der vorerwähnte Platz mit dem Hause des Kommandanten; darüber hinaus hatte ich den Blick auf die Oase, in welcher die Stadt erbaut ist, und die von drei hinter einander aufsteigenden Hügel- und Bergreihen begrenzt wird. Der Glanz der scheidenden Sonne brachte hier die wundervollsten und überraschendsten Farbenspiele hervor, indem die Gebirgszüge, je nachdem sie allmälig in Schatten versanken, dem Auge alle Farben vom tiefsten Goldbraun bis zum klarsten Lila und Rosa zeigten. Auch auf dem Platz entfaltete sich ein reges Leben; die französische Cavallerie tränkte am Bach ihre Pferde; die Araber kamen zu demselben Geschäft mit Eseln, Kameelen und magern Stuten herbei, und die Frauen und Mädchen füllten ihre Krüge, Eimer, Schläuche und Tonnen. Die Dämmerung war von sehr kurzer Dauer; im Westen irrte am Horizont noch für eine Weile ein gelblicher Schein; dann erhob sich aus dem Boden ein grauer Nebel, der Alles rasch entfärbte und in das Dunkel der Nacht einhüllte. Ich zog mich nun in mein Gemach zurück, und warf mich auf mein hartes Lager. Plötzlich bemerkte ich durch die Spalten der Wand einen feurigrothen Schimmer; ich sprang auf und blickte hindurch: es war mein Diener Achmet, der sich die Zeit bis zum Einschlafen mit Rauchen vertrieb.

Am andern Morgen machte ich in Begleitung des französischen Offiziers, der sich mir zum Führer anbot, eine Tour durch die Stadt. El-Aghout ist auf drei Hügeln erbaut. Den mittelsten krönt das Schloß des ehemaligen Kalifats, ein umfangreiches, festes und solides Gebäude, der „Dar-Sfah", das Felsenhaus, genannt.

Von diesem zieht sich eine Mauer hinab durch die ganze Stadt, und schneidet dieselbe in zwei ziemlich gleiche Hälften. Diese beiden Stadttheile waren seit undenklichen Zeiten von zwei verschiedenen und einander feindlich gesinnten Araberstämmen bewohnt worden; fast beständig lagen sie mit einander im Kriege, bis endlich vor wenigen Jahrzehenden der eine den andern vollständig besiegte und beherrschte. Allerlei Streitigkeiten mit der französischen Regierung in Algier führten indeß endlich die Belagerung der Stadt herbei, wodurch dieselbe, wie bekannt, in die Gewalt der Franzosen gerieth.

Den höchsten Punkt der Stadt, um dessen Einnahme es sich hierbei zunächst handelte, bildete ein Marabut. An diesem den Arabern so heiligen Platz entspann sich der heftigste Kampf; bald glaubten die Franzosen sich in seinem Besitz; bald ward er ihnen von den Arabern wieder entrissen. Die Höhe, ohne sehr steil zu sein, war schwer zu erklimmen; sie war über und über mit Kieselblöcken besäet, groß genug, daß sich ein Mann hinter ihnen verbergen konnte. Von diesem Versteck aus richteten die Araber ihre wohlgezielten Schüsse. Die Franzosen mußten daher beim Anlauf jeden Stein im Auge haben, und kamen oft in ein blutiges Handgemenge. Endlich mußten dennoch die Araber weichen; die Franzosen fuhren ihre Kanonen auf, begannen ein mörderisches Feuer auf die Stadt, und selbst nachdem sie in dieselbe eingedrungen waren, nahm der Kampf kein Ende. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus suchten die verzweifelten Araber ihnen den Sieg streitig zu machen, und von den nahe an dreitausend Mann, welche während dieser Tage auf beiden Seiten als Opfer fielen, wurden mehr als zwei Drittel in der Stadt selbst aufgefunden. Es gab kein Haus, welches nicht die Spuren der feindlichen Geschosse trug; der Boden schwamm in Blut; an einigen Stellen sammelten sich die Leichen so sehr, daß der Durchgang erschwert ward. Als die Todten fortgeräumt wurden, fand man unter andern einen schönen, kräftigen, halbnackten Neger. Er lag auf einem Pferde ausgestreckt und hielt noch sein zerbrochenes Gewehr in der Hand, dessen er sich als Keule bediente. Sein Körper war dermaßen mit Kugeln gespickt, daß man hätte glauben sollen, er sei kriegsrechtlich erschossen worden. Er hatte als einer der Tapfersten gestritten; nur Schritt für Schritt war er zurückgewichen, als hätten Frau und Kinder hinter ihm gestanden, um ihn zum Kampfe anzuspornen. Endlich als er sich nicht mehr halten konnte, hatte sich der arme Teufel auf ein Pferd geworfen in der Absicht, zum entgegengesetzten Thore hinaus zu entkommen. Hier aber war er auf einen Trupp Franzosen gestoßen, die alle zugleich auf ihn feuerten und ihn sammt seinem Thiere zu Boden warfen.

„Leider," fuhr der Offizier fort, der mir all' das Vorstehende auf unserm Gange mittheilte, „leider fielen bei der Belagerung auch Thaten der Grausamkeit vor, die unsern Sieg einigermaßen entstellten. Schon einige Monat vor Eröffnung der Feindseligkeiten war ich mit einem Freunde in El-Aghout. Wir lernten hier zwei junge Mädchen, zwei Schwestern, kennen, beide schön, sanft und tugendhaft; die eine hieß Fatme, die andere M'riem; wir besuchten sie häufig, und nahmen, als wir endlich schieden, die süßesten Erinnerungen mit uns. Bei der Belagerung waren mein Freund und ich fast die Ersten in der Stadt; nicht lange jedoch war es uns möglich, unsere Soldaten zu dirigiren, zurück zu halten; die Siegestrunkenheit riß sie alle fort; jeder kämpfte auf eigene Rechnung und bald stand ich mit meinem Freunde allein. Zu gleicher Zeit kam uns der Gedanke, das Haus unsrer Freundinnen aufzusuchen; aber wir hatten Mühe, es in dem Tumult wieder zu erkennen; die Kugeln regneten in den Straßen, und einige Häuser standen in Flammen. Dennoch erreichten wir es endlich — aber zu spät.

Vor der Thür stand ein Soldat, der sein Gewehr von Neuem lud; das Bajonnet war roth und das Blut tröpfelte aus dem Lauf. Zwei andere Soldaten kamen eben aus dem Hause und liefen fort, indem sie allerlei Schmucksachen in ein Tuch zusammenbanden. „Das Uebel ist geschehen!" sagten wir; „treten wir dennoch ein."

Bewegungslos lagen die armen Mädchen da; die eine auf dem Steinpflaster des Hofes, die andere unten an der Treppe, von der sie herabgestürzt zu sein schien. Es war M'riem; sie that eben den letzten Athemzug. Sie hatten weder Turban, noch Ohrgehänge, weder Ringe, noch die goldenen Haarnadeln mehr; auch ihrer Kleider waren sie fast ganz beraubt; nur wenige gewaltsam zerrissene Lumpen hingen noch mit dem Gürtel um die Hüften fest. Auf der Terrasse des Hauses, Kopf und Arme in den Hof herabhängend, lag der Leichnam eines Mannes, der im Augenblick der Flucht überrascht zu sein schien, und dessen Widerstand vielleicht dieses Blutbad herbeigeführt. M'riem, als ihr letzter Athemzug entflohen war, ließ aus der erschlafften Hand einen Knopf von der Uniform ihres Mörders fallen. Hier ist er noch, ich habe ihn zum Andenken bewahrt."

„Nachdem man alle Todten beerdigt hatte," fuhr der französische Offizier nach einer Pause fort, während welcher er sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischte, „blieb außer den zwölfhundert Mann Garnison fast Niemand in der Stadt. Alle überlebenden Männer, Frauen und Kinder ergriffen die Flucht und ließen sich im Süden nieder; selbst die ihrer Herren beraubten, in Schrecken

gejagten Hunde wanderten in Menge aus und kamen nicht wieder zurück. Es war hier während einiger Zeit eine trostlose Einsamkeit, viel entsetzlicher, als die Nachbarschaft einer feindlichen Bevölkerung es hätte sein können. Vom ersten Abend an erschienen ganze Wolken von Raben und Geiern, Niemand wußte woher, da sie vor der Schlacht von Niemand bemerkt worden waren. Einen vollen Monat lang schwebten sie über der Stadt, wie über einem Leichenhaus, und wir mußten förmliche Jagden organisiren, um uns dieser unbequemen Gäste zu erwehren. Durch den ungewohnten Lärm der Geschütze waren auch sämmtliche Palmentauben, die zu Millionen in den Gärten lebten, verscheucht worden, so daß die Einsamkeit sich über die ganze Oase erstreckte. Seit jedoch die Jagd auf diese unschuldigen Thierchen verboten worden, haben sie sich allmälig wieder eingefunden. Auch die Stadt fängt wieder an, sich zu bevölkern, wiewohl langsam, und noch viele Häuser stehen leer."

Eines Tages begab ich mich auf einen der Berge von El-Aghout, von wo man eines prächtigen Anblicks über die Oase und einen Theil der Wüste genoß. Ich hatte diesen Ort schon oft besucht; er war so zu sagen mein Lieblingsplätzchen geworden, und ich hatte beschlossen, die Gegend von hier aus zu malen. Ich versah mich daher mit allerlei Zeichengeräth und machte mich an's Werk. Es war schwieriger, als ich geglaubt hatte; ein brennend heißer Wind blies mir in's Gesicht, und wehte mir den Staub in die Augen; die Felswand in meinem Rücken und der Boden unter meinen Füßen glühten; dazu warf die Sonne so brennende Strahlen auf den hellen Sand, daß ich oft schmerzhaft die Augen schließen mußte. Dennoch fuhr ich fort zu malen; es war mir gerade darum zu thun, daß mein Bildchen den vollen, warmen Farbenton der Mittagsbeleuchtung trug. Plötzlich nahm die ganze Gegend für mich einen blauen Schein an, der sich von Moment zu Moment verdunkelte, und nach Verlauf von fünf Minuten sah ich Nichts mehr. Erschreckt schloß ich die Augen, um sie ein Weilchen ruhen zu lassen, und den Staub von ihnen abzuhalten; vergebens, als ich sie nach einer Viertelstunde wieder öffnete, war ich so blind wie zuvor; um mich schien es Nacht, ich hörte nur das immer stärkere Brausen des Windes, und fühlte die stechende Hitze der Sonne. Blindlings suchte ich nun mit den Händen meine Geräthschaften zusammen und machte mich tappend und tastend auf den Weg zu meiner Wohnung. Als mein Pferd meinen Schritt im Hof erkannte, wieherte es mir einen fröhlichen Gruß, und mein Diener, der seit ein paar Tagen krank war und sein Lager im Pferdestall genommen hatte, rief nur von Weitem:

„Sind Sie es, Herr?"

„Ich bin es,“ antwortete ich; „bleibe ruhig liegen.“

In diesem Zustand der Verlassenheit schien mir meine Wohnung noch trostloser; ich vernahm in meinem Zimmer nichts als das Gesumme der zahllosen Fliegen und das Geräusch der Mäuse, die sich vor mir zu retten suchten; die Luft war schwül; mit einem einzigen Messerschnitt riß ich die leinenen Tücher vor meinem Fenster von oben bis unten auf und warf mich halb verzweifelt auf mein Lager; bald war ich eingeschlafen. Als ich erwachte, aber, o Freude! ich konnte wieder sehen. Zwar fühlte ich noch einen dumpfen Schmerz im Kopf, und meine Augen waren trübe und verschwollen, aber ich sah doch wieder, sah die hereinbrechende Dämmerung, sah wieder die Fliegen, die meine Wände von oben bis unten bedeckten, als seien sie schwarz bemalt; sah wieder die lustigen Mäuschen, die zu Dutzenden auf meinen Papieren und Kleidern umherspazierten. Glücklich war ich der drohenden Gefahr der Blindheit, der ewigen Nacht, entronnen.

Die Abende brachte ich in Gesellschaft des Lieutenant R. meist auf dem bereits mehrfach erwähnten, sogenannten „großen Platze“ in einem Kaffeehause zu, wo man das beste Trinkwasser fand. Da der Bach, der einzige, der die Oase erhält, und der zum Glück niemals versiegt, nahe vorüberfloß, so war es immer leidlich frisch, klar, ohne üblen Geruch und Geschmack. Hier fanden sich daher auch die Elegants der Stadt zusammen, unter denen keiner mir angenehmer auffiel, als der junge Aouïmer. Er ging immer weiß gekleidet, ohne Burnus, und in seinem Ansehen, so wie in seiner Stimme hatte er etwas Weibliches. In seinem Wesen verband er Grazie und Feuer; er besaß eine gewisse vornehme Nachlässigkeit und anmuthigen Frohsinn; sein Mund und seine Augen waren wie zum Lächeln geschaffen, und unter seinen Kameraden galt er für treu und tapfer, für einen tüchtigen Soldaten und brillanten Reiter. Dennoch war er im Kaffeehause offenbar am besten an seinem Platz; hier verkürzte er uns die Stunden durch sein zauberisches Flötenspiel oder durch seinen Tanz, den er selbst sich durch das Singen reizender, immer neuer Melodien begleitete.

Die Frauen des Landes, die ich von meiner Terrasse aus oft beobachtete, wenn sie am Bach Wasser schöpften, waren nach gewöhnlichen Begriffen nicht eben schön zu nennen; aber sie besaßen alle eine gewisse Hoheit, einen unleugbaren Adel in ihrer Haltung. Es waren große Gestalten, mit dunkeln, in Flechten geordneten Haaren, mit Augen, die durch einen dunkeln bläulichen Kreis, der sie umgab, noch schwärzer erschienen, und mit einem etwas fahlen Teint, der weder erbleichen noch erröthen konnte. Es giebt hier kein Zwischenalter zwischen dem Kinde und der Frau; das „junge Mädchen“ ist hier das „kleine Mädchen“. Schon mit zehn Jahren

ind sie oft verlobt; mit zwölf Jahren bereits verheirathet, und
ine sechzehnjährige Frau pflegt oft schon drei Kinder zu haben.
Das Alter tritt sehr früh bei ihnen ein; als Kinder sind sie wahr-
haft reizend. Ihr Loos in der Ehe ist bekannt: sie sind im Hause
ugleich Mutter, Amme, Dienstmagd, Weber, Schneider und Stall-
necht; sie sind recht eigentlich das Lastthier des Hauses, während
er Mann seine Zeit in Muße bei einer Pfeife zubringt.

Gegen mich waren die Frauen äußerst scheu und zurückhaltend,
esonders seitdem sie meine Absicht, sie zu malen, durchschaut. Es
var unmöglich, sie zu einer Sitzung zu bewegen; Bitten, Vor-
tellungen, Geld, Alles war umsonst. Sie nahmen meine freund-
ichen Worte und namentlich meine Geschenke zwar ziemlich artig
uf; kaum aber holte ich den Zeichenapparat hervor, so daß mein
igentliches Begehr ihnen klar ward, so waren sie aufgebracht und
mpört, wie denn überhaupt die Malerei in den Augen der Moha-
nedaner ein höchst schimpfliches Handwerk ist.

Erst seit man meinen Umgang mit dem Lieutenant R. be-
nerkt, stieg ich etwas in der Gunst der Araber; er besaß viele
Freunde in der Stadt; er war ein wenig Arzt, that wo er konnte
en Armen wohl, und so gelang es auch mir, durch seine Ver-
nittelung einige Bekanntschaften anzuknüpfen.

Einst waren wir in ein Haus eingetreten, in dem der Lieute-
iant eine hübsche junge Frau wußte; kaum hatten wir indessen
ine Unterhaltung mit ihr begonnen, als auch athemlos schon der
Mann herbeigelaufen kam. „Ihr habt nichts von uns zu besorgen,"
agte mein Freund etwas beleidigt; der Araber aber antwortete
iicht, sondern setzte sich boshaft lächelnd uns gegenüber und sah
ins mit verbissenem Aerger an. Da wir ihm offenbar sehr un-
villkommene Gäste waren, so entfernten wir uns bald, und ich hörte
eim Hinausgehen, wie der Mann gegen die Frau zu schelten an-
ing; auch unterschied ich das dem Araber sehr geläufige Wort
„Rache" dabei.

Eine Stunde später sah ich meinen Diener Achmet in leb-
after Unterhaltung mit dem Mann; rasch und erschrocken aber
rachen sie ab, als sie mich bemerkten.

„Du scheinst den Kaufmann Karra zu kennen?" fragte ich
m Abend meinen Diener.

Achmet erzählte mir nun mit weitläufigen Worten, daß er
igentlich nur zu seinem Vergnügen bei mir diene, weil er die Aus-
änder liebe, daß er aber nach dem Lohn wenig frage, indem er
m Süden einen reichen Vater habe, der Zelte und Heerden voll-
uf besitze und ihm ansehnliche Summen Geldes zukommen lasse.
luch kürzlich habe er einen tüchtigen Beutel voll Duros erhalten,
ie Karra in seinem Geschäft anlegen und ihm verzinsen solle.

Nur über die Bedingungen seien sie noch nicht ganz einig, und sie hätten gerade darüber berathen, als ich sie in ihrem Geschäft unterbrochen. Als ich nun von der Frau des Karra zu reden begann, gab er mir zu verstehen, daß er meine Absichten in Bezug auf sie wohl durchschaue, daß ich sie aber nur getrost aufgeben möchte, weil bereits alle Ehemänner der Stadt mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten, und daß ich, wenn ich wieder Lust hätte, ein arabisches Haus zu besuchen, nur vor Allem meinen Farbenkasten zurücklassen möchte.

Achmet war offenbar meinem Interesse entgegen. Von dem aber, was er mir in Bezug auf sein väterliches Vermögen sagte, glaubte ich kein Wort.

„Wenn Du so gute Einnahmen hast," entgegnete ich ihm, „so thätest Du wohl, Dir einen Burnus zu kaufen, und Dich nicht jede Nacht des meinigen zu bedienen."

Bald war mir die ganze Angelegenheit aus dem Sinn gekommen. —

Inzwischen neigte sich die Zeit meines Aufenthaltes in El-Aghout ihrem Ende zu. Das Klima fing an, mir unerträglich zu werden; wir lebten im hohen Sommer, hatten gewöhnlich einen Thermometerstand von sechzig Graden in der Sonne und fünfzig im Schatten, und ich litt entsetzlich vom Durst. Dabei zeigte die Luft fortdauernd dieselbe Klarheit, und wenn ich Mittags über den Platz schritt, so war es nicht anders, als wollte mir die Sonne mit ihren glühenden, senkrecht herabgesandten Pfeilen die Hirnschale durchbohren. Schon früh um sechs Uhr fühlte man sich erschöpft und ermattet; die Leute sahen noch bleicher aus, als früher, und die Kaffeehäuser waren selbst am Abend wie ausgestorben. „Wo werden wir die Nacht zubringen?" Diese Frage ward tagtäglich wiederholt; denn in den Wohnungen konnte man vor Schwüle schon längst nicht mehr schlafen. Jeder, dem ein Garten zu Gebote stand, flüchtete sich dahin; mein Freund R. und ich, wir ließen uns gewöhnlich eine Decke in einen Winkel des Platzes legen und streckten uns hier zur Ruhe nieder.

Am letzten Abend vor meiner Abreise befand ich mich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, mit dem Lieutenant auf meinem Zimmer; meine Bücher waren gepackt, meine Karten und Zeichnungen aufgerollt; auch der Koffer stand schon bereit, der meine Kleidungsstücke aufnehmen sollte. Da griff ich nach der Schatulle, in der ich meine Baarschaft zu verwahren pflegte; wie groß aber war mein Schreck, als ich sie leer fand! Ich war bestohlen, und zwar so gründlich bestohlen, daß mir nichts mehr übrig blieb als zwei Fünffrankenstücke, die zwischen ein paar Chokoladentafeln verborgen gelegen hatten. Wir sahen uns beide groß an.

„Verlieren wir keine Zeit," sagte der Lieutenant; „eilen Sie schnell hinunter auf den Platz."

In demselben Augenblick kam mein Diener Achmet mit großen Schritten die Treppe herauf und an meinem Zimmer vorüber; er konnte die leere Schatulle und meine an der Erde ausgebreitete Wäsche sehen. Mit uns zugleich war er wieder auf der Straße.

„Halten Sie ihn nur drei Minuten lang auf," sagte der Lieutenant weiter; „und wenn er ausreißen will, so fassen Sie ihn, oder rufen Sie."

Achmet rauchte mit herausfordernder Miene eine Cigarre, summte ein Lied dabei und blinzte mich seitwärts an. Ich that ein Gleiches; denn ich zögerte noch, mich seiner auf einen bloßen Verdacht hin zu bemächtigen. Auf dem Platz sah man nur noch wenige Leute, da es bereits ziemlich dunkel war.

Nach drei Minuten erschien der Lieutenant wieder.

„Was haben Sie gemacht?" rief er schon von Weitem.

Ich wandte mich um; Achmet war fort. Wir liefen ihm nach, so schnell wir konnten. Zwei Schritte vor meiner Thür war eine Straßenecke, dann noch eine und wieder eine; endlich standen wir an einem tiefen Graben, an welchem ein nackter Araber sein Zeug wusch.

„Hast Du nicht einen Mann mit rother Weste und Burnus hier vorbei laufen sehen?"

„Ja," erwiderte er, indem er den Graben entlang wies; „dort ist er durch's Wasser hindurchgegangen."

„Lassen Sie ihn," sagte der Lieutenant; „er wird sich diese Nacht in den Gärten verbergen; morgen am Tage werden wir ihn finden."

„Aber wenn er den Tag nicht abwartet, um weiter zu entkommen?"

„Wohin zum Teufel sollte er gehen; er könnte zwei, vier, sechs Tage laufen, ehe er auch nur eine Dattel zu essen findet; das Fortlaufen ist hier in der Wüste nicht so leicht; man muß sich zuvor verproviantiren."

Dennoch ergriffen wir unsere Maßregeln; zwei Reiter wurden an der Grenze der Oase aufgestellt; auch ward eine Nachtwache beordert. Wir wollten unterdessen in einigen Häusern der Stadt Nachsuchung halten, mit denen, wie wir glaubten, Achmet in Verbindung stehen könne. Ein Kaffeewirth, bei dem wir vorüberkamen, theilte uns mit, Achmet sei die Nacht zuvor bei ihm gewesen, habe viel Geld verthan, alle seine Freunde bewirthet und auch hier das Mährchen von seines Vaters Hammelheerden erzählt.

Unsere übrigen Schritte blieben erfolglos, und gegen zehn Uhr trafen wir wieder vor meiner Wohnung ein. Da huschte plötzlich eine weiße Gestalt an der Mauer entlang; unser „Wer da?" blieb ohne Antwort; schnell aber sprang der Lieutenant hinzu, und triumphirend rief er:

„Ich habe ihn!"

„Lassen Sie mich los," sagte der Unglückliche, „oder Sie sind des Todes!"

Mit kräftiger Faust warf ihn der Lieutenant zu Boden, und im nächsten Augenblick kam auch schon auf einen lauten Ruf sein Diener, der kräftige Moloud, zu unsrer Unterstützung herbei.

„Wo hast Du das Geld, Schurke?" fragte ich.

Achmet, der wohl sah, daß Widerstand hier nichts mehr helfen konnte, führte uns zu Karra, und versprach, Alles wieder heraus zu geben.

Das Auge des hinterlistigen Kaufmanns nahm einen seltsamen Ausdruck der Ueberraschung an, als er uns mit Achmet vor seinem Laden erblickte. Dieser selbst sagte mit kleinlauter Stimme:

„Gieb' das Geld!"

Karra zögerte noch; er wußte nicht, was dies Alles zu bedeuten habe; endlich aber hielt er es doch für das Gerathenste, den alten Strumpf hervor zu holen, in dem das Geld verborgen war. Ich zählte es rasch nach; es war vielleicht die Hälfte meines früheren Besitzes; die andere hatte Achmet und seinen Freunden ein paar fröhliche Nächte verschafft.

„Du Narr, warum mußtest Du auch stehlen?" sagte Moloud freundlich zurechtweisend, ohne indessen den Dieb loszulassen.

„Ich konnte nicht anders," erwiderte dieser, „das Geld lag vor mir; es stand geschrieben, daß ich es nehmen würde, und ich nahm es!"

Dieser kleine Vorfall gab mir hinlänglichen Stoff zum Nachdenken; ich hatte einsehen lernen, daß bei Dienern von so fatalistischer Lebensanschauung die Nachlässigkeit des Herrn gefährlich werden kann; und ich führte hinfort Niemand mehr in Versuchung. —

Dies Alles hinderte mich natürlich nicht, am nächsten Tage wieder nach dem Norden abzureisen. Mit Sehnsucht, ja fast mit einem Gefühl von Heimweh, dachte ich an Medeah, wo ich, obwohl der eigentlichen Heimath noch immer so fern, doch die Spuren europäischer Kultur und meine alten Freunde wiederfinden sollte, wo ich vor allen Dingen endlich meinen brennenden Durst wieder löschen durfte. Dieses unaufhörliche, immer gleiche, durch nichts

zu stillende Gefühl des Durstes, das man in der Wüste empfindet, wirkt im höchsten Grade abspannend auf die Nerven; gleich einem drückenden Alp lastet es zuletzt im höchsten Grade auf Leib und Seele; es bemächtigt sich gänzlich unseres Denkens und Wollens. Wie eine fixe Idee schwebte mir beständig der Gedanke an ein frisches, klares Wasser, an ein bis zum Rande gefülltes Glas des reinen, eisigen Gebirgswassers vor; Alles in mir verwandelte sich gleichsam in sinnlichen Appetit, in das Verlangen, mich zur Genüge satt zu trinken.

Dennoch hatte ich auch El-Aghout gewissermaßen lieb gewonnen; es war in dieser, mit allen ihren Bedürfnissen nur auf sich selbst angewiesenen Wüstenstadt, in dieser absonderlichen, mit nichts Anderm zu vergleichenden Natur, in diesem weiten, einsamen Horizont, eine gewisse Hoheit und Größe, die mich mit Bewunderung erfüllte und mich mit Wehmuth scheiden ließ von diesem „Land des Durstes".

Die große Sahara.

I.

Von Metlily nach Haoussa.

Ich traf in Metlily, der bedeutendsten Stadt auf der Grenze zwischen der großen und kleinen Sahara, ein, als eben eine Karavane ausgerüstet ward, die über Touat nach Süden, dem großen Reich der Neger, ziehen wollte, um Waaren zu verkaufen und neue zu erhandeln. Aber nicht nur Leute von Profession waren dabei betheiligt, auch Scheik's, Gelehrte, Taleb's und Marabu's zogen mit, um die Wunder der großen Wüste, ihre unabsehbaren Sandstrecken, ihre blühenden Oasen, ihre reichen Ksars oder Städte, und die fabelhaften Reiche von Timbuktu und Haoussa kennen zu lernen, wo man die Haut der Büffel und Strauße, die Zähne der Elephanten und die Leiber der Schwarzen für einige Säcke Salz oder für einen armseligen, wollenen Burnus erhandelt, wo man Gold für Silber kauft, um als reicher Mann zu den Seinigen zurück zu kehren. Die frohe Aufregung, die in der Stadt Metlily herrschte, wirkte sympathisch auch auf mich, und rasch war mein Entschluß gefaßt, mich der Karavane anzuschließen. Jeder Mitreisende suchte sich vier Kameele zu verschaffen; drei derselben wurden mit seinen Waaren, eines mit seinen Kleidern und Lebensmitteln beladen; denn Jeder war verpflichtet, einen Vorrath an Kuskussu und Datteln, an Butter und Fleisch, ein paar Wasserschläuche u. s. w. für seinen Bedarf mit sich zu nehmen.

Der als Führer an der Spitze des Unternehmens stehende Khebir war ein Mann aus dem großen arabischen Stamm der Tuareks, die in der Wüste selbst, und zwar in dem Gebirge „Gebel-Hoggar" ihre Wohnstätten haben.

Obwohl noch immer in freundlichen Verbindungen mit seinen Stammgenossen, hatte er doch vor Jahren schon dem wilden Aben-

eurer- und Räuberleben in der Wüste entsagt, sich in Metlily
iedergelassen und verheirathet. Da aber das seßhafte Leben der
Stadt seiner Thatkraft und Energie nicht Stoff genug darbot, so
vard er endlich Karavanenführer. Wie Wenige war er dieser
chweren Aufgabe gewachsen; er war jung und kräftig, aber zugleich
orsichtig und erfahren, von erprobter Rechtlichkeit, Kühnheit und
Klugheit. Er kannte den Lauf der Sterne, um mit ihrer Hülfe den
Weg durch das spurlose Sandmeer zu finden; er kannte die Quellen,
Brunnen und Weideplätze, so wie die Gefahren gewisser Gegenden.
Er hatte Verbindungen angeknüpft mit allen Stamm-Oberhäuptern,
eren Territorium wir berühren mußten; auch war er eingeweiht
i die Arzneikunde, um die vorkommenden Krankheiten und Ver-
vundungen, den Biß der Schlangen und Skorpionen heilen zu
önnen. Denn unumschränkt ist die Macht des Khebirs über die
Karavane, die ihn zum Oberhaupt erwählt; Jeder muß ihm blind
ehorchen. Zunächst unter ihm stehen die „Schuafin" oder Späher,
elche das Land erkunden; ein öffentlicher Ausrufer, ein Muezzin
nd ein Khodja oder Schriftführer, der den Unterhandlungen vor-
ehen, sie regeln und aufsetzen muß, und der im Todesfall eines
er Reisenden den letzten Willen desselben empfängt. Wie aber
hm, dem Khebir, Alles unterthan ist, so ist er für Alle verant-
vortlich; er muß die ihm anvertraute Karavane vor allen Un-
fällen — wenn nicht Gottes Hand sie verhängt — beschützen; er
muß für Jeden, der durch seine Schuld stirbt, Schaden nimmt oder
ch verirrt, die „Dia", den Blutpreis, bezahlen; er ist strafbar,
venn es der Karavane an Wasser mangelt, oder wenn sie in die
Hände von Räubern geräth.

An einem Montag, als dem vom Propheten selbst zur Reise
ıbefohlenen Tage, brachen wir auf. Die Waaren, die wir mit-
ihrten, bestanden hauptsächlich in Nähnadeln, Korallen, Glas-
aaren, Papier, Schwefel, Zimmet, Tüchern, Wachs, Strohhüten,
isen- und Stahlwaaren. Bei unserm Auszug gab uns die zahl-
iche Menge der Bewohner von Metlily das Geleit; es waren
e Verwandten, Freunde und Nachbarn der Reisenden; viele
einten; auch mir traten die Thränen in die Augen, und ich ge-
chte der Meinigen, die fern im Norden, in Europa weilten und
cht ahnten, daß ich mich so eben hinauswagte in das unermeß-
he Sandmeer mit seinen Wogen, Stürmen und Klippen.

Als wir die Stadt verlassen hatten und den hinter Metlily
h ausdehnenden Palmenwald betraten, begegneten wir der schönen
lezauda, der Frau eines Scheiks, die in Begleitung ihrer Sklavin
it gefülltem Fruchtkorb aus ihrem Garten kam. Alle nahmen
ese Begegnung für ein gutes Vorzeichen; denn keine Frau in der
ınzen Stadt galt für schöner und tugendhafter.

„Gott segnet unsere Reise!“ rief Alles wie aus einem Munde; der Khebir aber trat auf sie zu und sprach:

„Dich hat Gott uns gesandt; löse Deinen Gürtel und lasse den Wind ihn entführen; bei unsrer Rückkunft geben wir Di einen reichern und schönern, so wie ein Paar der niedlichsten Pantoffeln aus Haoussa!“

„So Gott will,“ entgegnete die junge Frau, „werdet Ihr glücklich reisen und in Frieden heimkehren!“

Am Abend ließen wir uns an einem Brunnen nieder; de Khebir schlug sein rindledernes Zelt auf — er war der einzige der eins besaß — wir andern bildeten einen großen Kreis um ihn Wir schliefen während der ganzen Reise in freier Luft auf unsern Gepäck und nur mit unserm Burnus zugedeckt. Auch die bei jede Niederlassung nothwendigen Geschäfte wurden vom ersten Tage a gleichmäßig vertheilt: Einige von uns mußten die Kameele hüten Andere Wasser holen; noch Andere Holz schlagen und die Letzte die Küche besorgen. Eben so mußten wir einander mit den Nacht wachen ablösen.

Als wir Alle um den Khebir Platz genommen, ergriff er da Wort:

„Meine Kinder,“ sagte er, „möge Gott uns Allen eine glück liche Heimkehr verleihen von unsrer langen und mühevollen Reise Auf jedem Schritt droht uns Gefahr; nur Vorsicht und Klughei können sie abwenden. Thut also, wie ich Euch sage.

„Gehet niemals barfuß; der steinige Boden verwundet di Füße und der Sand verbrennt sie, so daß sich zwischen der Hau und dem Fleisch schmerzhafte Blasen bilden. Auch liegen im Sand versteckt die Vipern, deren Biß den Tod bringt. Entblößet, be sonders im Herbst und Frühjahr, niemals den Kopf; fürchtet de Stich der Sonne. Wenn Ihr Euch aber schlafen leget, so wende das Antlitz vom Monde ab; denn Kopfweh und Rheumatismu folgen seinem Strahl. Schlafet niemals auf dem bloßen Sand Ihr werdet mit dem Fieber aufstehen. Trinket niemals aus de Oeffnung des Schlauches, und niemals von dem Wasser, welche die Sonne im Schlauch erhitzt hat, ohne es zuvor an der Luft ab zudämpfen; Ihr würdet Tod und Verderben trinken. Trinket auc nicht des Morgens nüchtern; der Durst würde Euch den ganze Tag verfolgen. Trinket nur zwei Mal des Tages, und gießet da alte Wasser nicht fort, bevor Ihr nicht neues gefunden. Wenn de Wind unsere Schläuche austrocknet, so hütet Euch Datteln zu essen sauget ein wenig von dem Saft einer Zwiebel und nehmet eine Schluck geschmolzener Butter; zwar wird der Durst nicht vol ständig dadurch gelöscht, aber er wird gleichsam getäuscht und be ruhigt. Auch kann man sich für Augenblicke die Zunge erfrische

indem man eine bleierne Kugel in den Mund nimmt. Uebrigens sage ich Euch, daß Niemand unter drei Tagen vor Durst verschmachtet, und daß wir, wenn es uns länger an Wasser fehlen sollte, ein Kameel schlachten, und uns mit dem in seinem Magen enthaltenen Wasser erquicken können. Bis zum Lande der Tuareks haben wir nichts zu fürchten; von da an aber werden neue Vorsichtsmaßregeln nöthig, die ich Euch zur Zeit angeben will."

Nachdem der Khebir seine Rede geschlossen, küßten wir ihm Alle die Hand und legten uns zur Ruhe. Kaum aber hatten wir die Augen geschlossen, so rief eine gewaltige Stimme:

„Halloh, Ihr Wachen, schlaft Ihr?"

Es war Cheggun, der von der Thür seines Zeltes aus diesen Ruf that.

„Wir schlafen nicht!" erwiderten die Wachen, und die Stille trat wieder ein.

Eine Stunde später wurden wir durch dieselbe Stimme erweckt, und so ging es von Stunde zu Stunde bis zum Morgen.

Diese Ordnung ward jede Nacht beobachtet; nur verstärkte sich, je weiter wir in der Wüste vorrückten, noch die Vorsicht unseres Khebir; mehrmals stand er dann in der Nacht auf, um nach den Wachen zu sehen; auch rief er mit lauter Stimme oft die Räuber an, die sich möglicher Weise in unsrer Nähe befinden und sich versucht fühlen könnten, uns anzugreifen:

„Sklaven Gottes, höret mich! Wer sich uns nahet, der nahet seinem Tode; er wird nichts dabei gewinnen, und wird die Seinigen nie wiedersehen. Habt Ihr Hunger? wir geben Euch zu essen. Habt Ihr Durst? wir geben Euch zu trinken. Seid Ihr nackt? wir wollen Euch kleiden. Seid Ihr müde? Ihr könnet bei uns ruhen. Wir sind friedliche Reisende, die Niemand übel wollen!"

Unter den Gewässern, auf welche wir in den nächsten Tagen stießen, fanden wir viele ausgetrocknet; denn die meisten Flüsse der Sahara, die von Norden nach Süden ihren Weg durch den Sand suchen, haben nur im Winter Wasser. In dem Bett der meisten hat man indessen Brunnen ausgehöhlt, die selten ganz versiegen. Ein Brunnen gilt in der Wüste für einen heiligen Ort, der, nachdem man oft Tagelang schmachtend unter den sengenden Strahlen der Sonne, auf dem gelbglühenden Sande dahin geschritten, nicht nur mit dankbarer Freude, nein mit tiefer Andacht begrüßt wird. Auch besteht gewissermaßen ein stillschweigendes Uebereinkommen unter den Reisenden, sein Wasser in keiner Weise zu vergeuden, ja, so oft es nöthig ist, die kleine steinerne Umfassungsmauer auszubessern, von dem angehäuften Sande zu reinigen und beim Aufbruch mit Reisig und Gras zu bedecken; denn ohne solche Vor-

kehrungen würden die Brunnen der Wüste sehr bald verschüttet und versandet sein.

Gewöhnlich hatten wir, so oft wir unser Nachtlager in der Nähe eines Wassers nahmen, sehr von den Angriffen wilder Thiere zu leiden; Hyänen, Füchse und namentlich Schakale versammelten sich hier in so großer Zahl, daß sie nicht selten in Schaaren auf unser Lager eindrangen, um die mit Mehl, Butter oder Datteln gefüllten Beutel von Bocksfell zu entwenden. Wenn wir sie aber mit ein paar Büchsenschüssen zu verjagen suchten, so rächten sie sich dadurch, daß sie die ganze Nacht ein durchdringendes Geheul ausstießen, bei dem es unmöglich war, ein Auge zuzuthun.

Eines Abends ließen wir uns bei dem Marabut des Sidi-Mohamed, dem von den Wüsten-Arabern als Herr der Kameele verehrten Heiligen, nieder. Rings um sein Grabmal fanden wir einen weiten Kirchhof, auf dem Hunderte von verunglückten oder ermordeten Karavanen-Reisenden beerdigt lagen.

„Meine Kinder," ergriff, als wir uns um ihn versammelt hatten, unser Khebir das Wort, „wir müssen hier unsere Vorsicht verdoppeln; wir befinden uns an einer der gefährlichsten Stellen zwischen Metlily und Timimoun. Gott allein weiß, wie viel Karavanen hier schon geplündert wurden; vor wenig Monaten noch fiel eine auf Abenteuer ausgezogene Schaar Tuareks einen Zug von Reisenden an; nicht einer derselben entkam; ihre Heerden aber wurden fortgetrieben in die fernen Thäler des Gebel-Hoggar. Redet also leise, meine Kinder, oder besser, redet gar nicht; Schweigen ist Gold. Verbindet die Mäuler Eurer Kameele, und wenn sie sich niedergestreckt haben, so geht nicht an ihnen vorüber, damit sie nicht beim Anblick ihrer Herren durch ihr Brüllen den lauernden Feind erwecken. Begnüget Euch für heute mit Datteln; wir dürfen kein Feuer anzünden, um Speisen zu kochen; gebrauchet auch nicht Euren Feuerstahl; denn die sprühenden Funken und der Rauch des Tabacks würden uns verrathen; es giebt Leute, die ihn meilenweit wittern."

Dennoch bemerkte der Khebir mitten in der Nacht drei Männer, die langsam und leise, auf dem Bauche kriechend, sich unsrer Karavane zu nähern suchten. Geschwind ließ auch er sich auf den Sand nieder, aber so unhörbar und geschickt, daß er von den nur mit ihren eigenen Anschlägen beschäftigten Marodeurs nicht bemerkt ward. Den Säbel im Munde kroch er vorwärts, wie sie, und glücklich gelang es ihm, sie zu umgehen und in ihren Rücken zu kommen. Als er sie unter den Händen hatte, richtete er sich plötzlich hoch empor und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Die erschrockenen Diebe wollten die Flucht ergreifen; schon aber fiel einer von ihnen schwer zu Boden, von einem jener Säbelhiebe

in die Kniekehle getroffen, wie nur ein Tuarek sie zu thun versteht. Bei dem Schrei unseres Khebir sprangen wir Alle hinzu, und bald befanden auch die beiden andern Diebe sich in unsrer Gewalt. Es waren Hirten, die einige Meilen entfernt die Heerden ihres Scheiks weiden sollten, und sich hierherbegeben hatten, um Wasser zu schöpfen. Dabei hatten sie unsere Spuren entdeckt und den Versuch gewagt, uns zu bestehlen. Sie gaben indessen vor, uns als Feinde angesehen zu haben, und da wir nicht Lust hatten, sie als Gefangene mit uns zu führen, so thaten wir, als ob wir ihrer Aussage glaubten und ließen sie am andern Morgen laufen. Den Verwundeten aber ließen wir liegen, wo er gefallen war, denn sein Zustand war so jammernswerth, daß er ohne Zweifel nach wenigen Stunden starb.

Auf der nächsten Oase, welche wir antrafen, befand sich der Duar des Scheiks, in dessen Diensten der Unglückliche gestanden. Er hieß Abu-Beker, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte er Cheggun:

„Wie kommt es, daß Ihr vor zwei Nächten einen meiner Hirten getödtet habt, wie uns heute erst durch seine Kameraden gemeldet worden? Nach dem Gesetz schuldet ihr uns die Dia, und wir fordern sie hiermit von Euch."

„O, Abu-Beker," entgegnete der Khebir, „den wir getödtet haben, war ein schändlicher Dieb, der sich bei Nacht in unser Lager stahl. Dennoch weigere ich mich nicht, Dir gerecht zu werden. Ich will die Dia zahlen."

Die Dia oder der Blutpreis beträgt für den unfreiwilligen Mord an einem Mann der Stadt tausend Denare, für einen Wüstenbewohner hundert Kameele. Für den absichtlichen, böswilligen Mord aber giebt es keine andere Sühne, als das Leben des Mörders selbst, und die Rache erbt fort von Glied zu Glied. Ist es indessen bewiesen, daß der Mord aus Nothwehr, zur Vertheidigung geschah, so wird kein Blutpreis gezahlt.

Da nun über unsere Unschuld an dem Tode jenes Hirten kein Zweifel in dem Herzen Abu-Beker's blieb, so erließ er nicht nur dem Khebir die Zahlung, sondern sandte uns auch Hammelfleisch, Butter und Milch in's Lager, und kam selbst, an unsrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Den ersten längeren Aufenthalt, wie ihn jede Karavane auf ihrer Reise durch die Wüste oft für Wochen und Monate auf den Oasen und in den Ksars der Sahara nehmen muß, machten wir in der Stadt Guelea. Sie ist auf einem kegelförmigen, oben abgeplatteten Berge gelegen und ganz und gar aus Bruchsteinen aufgeführt, die nach der Behauptung der Einwohner von den Trümmern einer altrömischen Stadt herrühren; auch ist sie bei Weitem

besser gebaut, als die meisten andern Ksars der Wüste. Sie besteht aus etwa zweihundert Häusern, die mit einer hohen, starken, krenelirten Umfassungsmauer umgeben sind. Ein sehr guter, tiefer Brunnen spendet ein reichliches und treffliches Wasser; auch sprudelt am Fuß des Berges noch eine Quelle, deren Wasser sich in einem Bassin sammelt und zwanzig Kameele zu gleicher Zeit tränkt.

Die Stadt ist von unabsehbaren Dattelpflanzungen, Gärten und Weinbergen umgeben, in deren Besitz sich die Bewohner Guelea's und der Umgegend theilen. Wir verweilten hier sieben Tage, um unsere Waaren umzupacken und das Geschirr unsrer Kameele, so wie unser Schuhwerk, unsere Schläuche 2c. auszubessern. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein wilder Schwarm von Tuareks das Land zwischen Guelea und Timimoun durchstreife und jeden Verkehr unmöglich mache. Da unsere Zahl nur klein war und wir daher den Angriffen des Feindes nur geringen Widerstand bieten konnten, so riethen die Furchtsamsten, unsern Aufenthalt in der Stadt zu verlängern und erst günstigere Nachrichten abzuwarten. Dies wäre aber ein großer Zeitverlust gewesen, und Cheggun billigte dies Verfahren nicht.

„Da ich mit Euch bin," sagte er, „so habt Ihr von den Tuareks nichts zu befürchten; ich kenne sie Alle; habt Vertrauen zu mir, und brechen wir ohne Verzug auf!"

Niemand dachte nun mehr an Furcht; Alle setzten in den Khebir ein felsenfestes Vertrauen, wie Kinder auf ihren Vater. Als der Tag unsrer Abreise feststand, wollte der Scheik von Guelea uns noch bewirthen und lud uns zum Abendessen in sein Haus ein. Wir hatten schon früher heitere Stunden dort verlebt, und besonders hatte sein Sohn, ein Knabe von sieben oder acht Jahren, uns durch seine Anmuth und Lebhaftigkeit ergötzt. Er war der Abgott seines Vaters, und ich hatte ihm einen seidenen gestickten Burnus und ein Paar kleine gelbe Pantoffeln geschenkt. An diesem Abend jedoch erschien er nicht beim Essen, und als wir den Scheik nach ihm fragten, erwiderte dieser ausweichend:

„Mein Sohn liegt in tiefem Schlaf!"

Die Mahlzeit war sehr heiter und von lebhaften Gesprächen gewürzt. Da wir dem Scheik nun für seine Gastfreundschaft dankten, entgegnete er:

„Wie es das Gesetz befiehlt, habe ich keine Anstrengung gespart, um Euch mein Haus angenehm zu machen; alle Rücksicht, die der Wirth dem Gast schuldet, habe ich Euch bewiesen; nun aber bitte ich auch Euch um einen Beweis Eurer Freundschaft. Als ich Euch sagte: „Mein Sohn liegt in tiefem Schlaf", war er so eben von der Höhe der Terrasse herabgestürzt, wo er mit seiner

Mutter spielte, und hatte seinen Geist aufgegeben. Gott hat es gewollt; er gebe ihm Ruhe und Frieden! Um aber nicht die Freude Eures Festmahls zu stören, habe ich meinen Kummer beherrscht und meiner trostlosen Frau Schweigen geboten; ihre Thränen sind nicht bis zu Euch gedrungen. Wohnet nun morgen der Beerdigung meines Sohnes bei, um Eure Gebete mit den meinigen zu verbinden."

Diese Nachricht und die Charakterstärke des Scheiks erschütterten uns tief und gaben mir erst einen Begriff von der so oft genannten Heiligkeit der Gastfreundschaft bei den Arabern.

Kaum eine Tagereise weit von Guelea entfernt, begegneten wir einer Karavane, welche aus Aougherout, im Mittelpunkte des Touat, kam, wo sie Datteln eingekauft hatte. Die Reisenden theilten uns mit, daß sie wenige Stunden zuvor die Leichname von sieben erschlagenen Chambas gesehen; alle sieben hätten Säbelwunden in den Kniekehlen und Lanzenstiche in der Brust, kein einziger aber eine Schußwunde gehabt, ein sicheres Zeichen, daß die wilden Tuareks, die sich sehr selten der Feuerwaffen bedienen, die Mörder seien. Wie entsetzlich auch diese Nachricht lautete, Cheggun zeigte keine Unruhe, und sein unerschütterlicher Muth flößte auch uns Vertrauen ein. Wir fanden, wie wir es erwarteten, des folgenden Tages an der bezeichneten Stelle die sieben Leichen. Gern hätten wir sie beerdigt, aber es fehlte uns an Zeit, die Gräber tief genug zu graben, um sie vor der Gier der Hyänen, Schakale und Geier sicher zu stellen.

Wir befanden uns nun endlich in dem Touat, dieser fruchtbarsten Oase der Sahara, wo man so viel Städte und Dörfer als Tage im Jahre zählt. Alle sind sie von frischen Quellen durchrieselt, von Palmenwäldern umsäumt und mit einer Vegetation begabt, wie sie nicht üppiger und schöner zu denken ist. Hier trägt die Palme ihre Nüsse mit der süßen Milch und die saftigen Datteln; hier trägt die Banane ihre langen Schoten-Trauben, die Feige ihre vollen Birnen, der Wein seine großen, schwarzen Beeren. Hier grünen die üppigsten Matten, und ein lebhafter Handel treibt die Karavanen von Markt zu Markt. Unter der Bevölkerung unterscheidet man zwei Stämme; der eine ist durch häufig eingegangene Verbindungen mit Negerinnen eine Art von Mulattenvolk geworden; der andere hat die Reinheit seines arabischen Blutes gewahrt. Die Männer des letztern scheeren sich die eine Seite des Kopfes kahl, während sie an der andern das Haar wachsen lassen. Die Frauen gehen selten verschleiert; der Verkehr beider Geschlechter ist überhaupt ein sehr freier und die skandalösen Liebes-Abenteuer sind an der Tagesordnung. Von unseren mitgebrachten Waaren fanden wir schon in Timimoun Gelegenheit, die

meisten zu verkaufen; wir nahmen Haïks und Burnus dafür, die im Lande der Neger sehr beliebt sind. Im Mittelpunkt der Stadt erhebt sich die kleine Festung Kasba. Hier befinden sich unter dem Schutz einer Wache die Geldsummen und andern Reichthümer der Bewohner niedergelegt, um sie vor den Ueberfällen der raubgierigen, wilden Berberstämme zu sichern, welche die Sahara durchschweifen. Vor einigen Jahren war die Stadt das Opfer einer solchen grausamen Plünderung geworden, und die verübten Greuelthaten lebten noch in Aller Munde. Timimoun hat wie die meisten Ksars der Sahara eine republikanische Verfassung; eine Versammlung der vornehmsten Bewohner entscheidet über Recht und Unrecht, und die meist öffentlich vollzogenen Leibesstrafen sind sehr streng. Ebenso entscheidet die Versammlung oder „Djema" über Kriegserklärungen, Waffenthaten, Friedensschlüsse u. s. w.

Nachdem wir seit elf Tagen in Timimoun anwesend waren, traf eine zweihundert Kameele starke Karavane aus dem Sudan ein. Sie hatte Stoffe, Leder und Goldstaub eingekauft; ihr Haupt-Reichthum aber bestand in zweihundert Negern und Negerinnen. Diese wollten sie in Timimoun verkaufen und dann denselben Weg mit uns zurückreisen. Da die Vereinigung mit dieser Karavane sehr zu unsrer Sicherheit beitragen konnte, so warteten wir die Beendigung ihrer Geschäft ab und schwuren dann bei unserm gemeinschaftlichen Aufbruch, Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen.

In dem Ksar Timmi lernte ich bald darauf einen Ort kennen, der weit und breit berühmt war wegen der Weisheit eines Mannes, der hier gelebt hatte und erst vor wenigen Jahren gestorben war. Sein Name war El-Belbali, und aus weiter Ferne waren oft die Leute herbeigekommen, um seine Entscheidung schwieriger Rechtsfälle zu vernehmen. Folgende Begebenheit, die man mir erzählte, hatte ihm zuerst den Ruf der Weisheit verschafft:

Eine Frau hatte, ohne daß Einer vom Andern wußte, zwei Männer auf einmal geheirathet, und in den betreffenden zwei Ehekontrakten festgesetzt, daß der eine nur vom Sonnenaufgang bis zum Anbruch der Nacht, der andere nur vom Anbruch der Nacht bis zum Sonnenaufgang Zutritt bei ihr haben sollte. Zwei Kadi's, die einander nicht kannten, hatten nach muselmännischem Ritus diese doppelte Verbindung eingesegnet, ohne hinter der sonderbaren Bedingung, welche die Frau dem Gatten stellte, etwas Arges zu vermuthen.

So verging ein Jahr. Dank der strengen Pünktlichkeit der Frau waren die beiden Ehemänner einander nie begegnet, und der Friede und die glückliche Harmonie dieser sonderbaren Haushaltung waren bisher durch Nichts gestört worden. Da geschah es, daß

die Frau einen Knaben gebar; jeder der Männer glaubte sich bei diesem frohen Ereigniß verpflichtet, nicht erst die gewöhnliche Stunde seines Besuches abzuwarten, sondern athemlos kamen beide zu gleicher Zeit in Begleitung eines Arztes herbeigelaufen. Wie vorauszusehen, entspann sich alsbald ein heftiger Zank; einer schalt dem andern einen Narren und Verrückten, und keiner war geneigt, im andern die Rechte des Gatten und Vaters anzuerkennen. Endlich ergriff die Frau das Wort.

„Keiner von Euch ist närrisch oder verrückt," sagte sie, „Ihr seid alle Beide meine Männer!"

Regungslos vor Verwunderung starrten sich beide nun an; dann liefen sie fort zum nächsten Kadi Beide brachten hier gleich triftige Gründe und Beweise für die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe und ihre Ansprüche auf den Knaben vor, so daß der Kadi lange mit seinem Urtheil zögerte.

„Wenn das Kind in der Nacht geboren ist," entgegnete er endlich, „so gehört es dem Herrn der Nacht; ist es aber am Tage geboren, so gehört es dem Herrn des Tages."

Neue Verlegenheit! das Kind hatte genau um die Zeit des Sonnenuntergangs das Licht der Welt erblickt.

El=Belbali hörte von diesem Streit und ließ die Männer, die Frau und das Kind zu sich kommen. Dann nahm er drei Eierschalen von ganz gleichem Gewicht. Zwei derselben ließ er, jede mit dem Blute des einen Mannes, die dritte mit dem des Kindes füllen, und wog sie im Vergleich zu einander. Während das Blut des einen Mannes leichter war als das des andern, zeigte es eine völlige Gleichheit mit dem des Knaben.

„Im Namen Gottes," sagte nun El=Belbali, „erkläre ich Dich für den Vater des Kindes; es ist Dein, nimm es mit Dir!"

Bei diesen Worten brach die versammelte Menge, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vorgange zugeschaut, in lauten Jubel aus, und der Ruf der Weisheit El=Belbali's verbreitete sich von Stund' an von Haus zu Haus und von Stadt zu Stadt. —

Noch immer hatten wir von den gefürchteten Räuberbanden nichts gespürt; das einzige Unglück, das uns bisher zugestoßen, bestand darin, daß einer unsrer Gesellschaft gestorben war. Trotz der Warnung des Khebir hatte er nämlich, von heftigem Durst getrieben, seinen Mund an den Schlauch gelegt, und vergessen, das Wasser erst in einer Schale abdämpfen zu lassen. In Folge der schädlichen Gase nun, welche die Hitze der Sonne im Schlauch entwickelt und wodurch die Flüssigkeit gewissermaßen vergiftet worden, war der Mann schwer erkrankt und trotz der Bemühungen des Khebir in heftigen Krämpfen gestorben.

Bald nach diesem Ereigniß sahen wir eines Morgens vierzig

Reiter von verdächtigem Aussehen auf uns zukommen. Als sie uns nahe genug waren, um von uns gehört zu werden, rief Cheggun sie mit gewaltiger Stimme an und gebot ihnen Halt. So groß war die Macht dieses Mannes selbst über Unbekannte, daß sie augenblicklich gehorchten. Cheggun ritt auf sie zu und wir sahen, daß sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen ihm und den Reitern entspann. Uns blieb inzwischen Zeit, sie zu beobachten; sie waren mit Schild, Lanze und Säbel bewaffnet; der Anführer allein trug eine Büchse; ihre Kleidung bestand in einem wollenen Haïk, und von der turbanähnlichen Kopfbedeckung hing ein schwarzer Schleier herab, an dem wir sofort die Tuareks erkannten.

Nach einer Weile kehrte der Khebir zu uns zurück.

„Fürchtet Nichts, meine Kinder," sagte er, „mit Gottes Hülfe wird die Gefahr vorübergehen."

Dabei ergriff er ein paar große Packete Taback und wandte sich wieder zu der feindlichen Schaar. Dieses Geschenk schien sie auch wirklich zu befriedigen; denn einen Augenblick später war die ganze Bande verschwunden. Der Khebir erzählte uns nun, was vorgegangen war.

„Cheggun," hatte der Anführer der Tuareks gesagt, „überlaß uns diese Karavane als Beute; die Heimath der Leute ist weit entfernt; wir betrachten sie als unsere Feinde; mach' gemeinschaftliche Sache mit uns, kehre zurück zum Stamm Deiner Väter und genieße Deine erworbenen Schätze!"

„Was fordert Ihr von mir?" hatte ihm der Khebir entgegnet: „diese Leute haben mir zu essen und zu trinken gegeben; sie sind mir von ihren Scheiks anvertraut worden und ich habe bei meinem Leben geschworen, sie zu beschützen. Wenn Ihr also meine Brüder seid, so laßt sie in Frieden ziehen; nur über meinen Leichnam geht der Weg zu ihnen."

Darauf hatte er ihnen Geschenke geboten, ihnen noch reichere Geschenke bei unserm Durchzug durch ihr Land verheißen, und so waren wir der Gefahr glücklich entgangen. —

Je näher wir den Wohnplätzen der Tuareks, den engen Thälern des Gebel-Hogger kamen, je häufiger wurden dergleichen Begegnungen. Cheggun ging nun beständig vor uns her, und so oft sich größere oder kleinere feindliche Trupps zeigten, redete er sie an, suchte sie zu versöhnen und durch Geschenke zu gewinnen. Um über das Gebirge zu gelangen, mußten wir unsere Marschordnung gänzlich ändern. Es führt nämlich nur ein einziger enger Paß aus der Sahara über den Gebel-Hoggar zu dem Negerlande, und dieser windet sich so schroff und schmal an den gefährlichsten Felsabhängen hinan, daß die Karavanen, welche diese Berge passiren, jeden Augenblick dem Sturz in die schwindelnden Tiefen ausgesetzt

sind. Nur vorsichtig, eines dem andern folgend, zogen unsere schwer beladenen Kameele den kaum zwei Fuß breiten Weg entlang, und nur der äußersten Vorsicht und weisen Erfahrung unseres Khebir hatten wir es zu danken, daß wir ohne allen Schaden und Verlust diese schwere Aufgabe vollbrachten. Plötzlich bemerkten wir an einer Stelle, wo sich von dem steilen Pfad, den wir hinanklommen, seitwärts ein Thal abzweigte, einige zwanzig Tuareks auf schönen Mahari, der edelsten und schnellsten Race der Kameele. So wie sie unser ansichtig wurden, schienen sie mit einander zu berathen; dann flogen sie schnell wie Pfeile auf ihren zierlich gebauten Thieren zu uns heran. Wir waren nicht ohne Besorgniß, und Cheggun's Blick folgte jeder Bewegung der Reiter.

„Es ist keine Gefahr vorhanden," rief er endlich, „ich erkenne Biska, das Oberhaupt des ganzen Stammes; eilen wir ihm entgegen!"

Biska war ein noch junger Mann, von hoher, schlanker Gestalt und blauen Augen, die unter seinem schwarzen Schleier wie Sterne durch die Nacht blitzten. Sein gelblichbraunes Mahari war das schönste Thier, das man sehen konnte; seine Ohren glichen denen der Gazelle, sein Hals war schlanker als der des Straußes, und wenn auch die Aussage seines Herrn, daß es hundert Meilen in einem Tage zurücklege, übertrieben sein mochte, so versicherte doch Cheggun, daß eine Tagereise von vierzig Meilen seine Kräfte nicht überstieg.

Biska, der mit unserm Khebir schon seit Jahren befreundet war und der seine großen Reichthümer zum Theil den Geschenken der durchziehenden Karavanen verdankte, hieß uns willkommen und lud uns in seinen Duar ein. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, so erschienen ein paar Diener unseres Wirthes mit vier fetten Kameelen.

„Erkennet die Gastfreundschaft des Scheiks," sagten sie, und im selben Augenblick fielen, von einem Säbelhieb in die Kniekehlen getroffen, die vier Kameele zu Boden. Die armen Thiere brüllten und wimmerten schmerzlich; vergebens versuchten sie wieder aufzustehen; wir machten ihrem Leiden rasch ein Ende, und vertheilten und verspeisten sie mit Appetit; denn seit langer Zeit war schon kein frisches Fleisch mehr auf unsere Zunge gekommen.

Nach dem Essen versammelte uns Cheggun um sein Zelt.

„Liebe Kinder," sprach er mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier bei den Tuareks; Ihr wißt, es sind grausame Leute; sie leben nur vom Gut andrer Menschen. Zwar sind wir ohne Unglück bis hierhergekommen; um aber auch glücklich weiter zu gelangen, müssen wir den Durchzug bezahlen. Euer Leben ist mehr werth, als die Güter der Welt. Bringen wir also morgen, wenn wir ihm für

die Diffa danken, Biska, seiner Frau und seinen Kindern ansehnliche Geschenke mit."

Auch Biska suchte am andern Tage unsern Khebir zu überreden, als einer der Ihrigen wieder in die Thäler des Gebel-Hoggar zurückzukehren.

„Wir wissen es wohl," sprach er, „Ihr Leute der Städte scheltet uns Wüstenbewohner unreinliche Araber, die wie Heuschrecken immer auf der Reise seien, die weder Bäder, Moscheen noch Wälder kennen, die kaum Wasser genug zum Trinken haben. Ihr dagegen rühmt Euch, Korn und Honig, Holz und Wasser, Zucker und Kaffee, Seife und Wohlgerüche, Eisen und Stahl vollauf zu besitzen.

„Ich aber sage Dir: Glücklich ist nur der Saharier! Unser Beruf, unsere Neigung, unsere Bestimmung ist nur die Liebe, die Jagd, der Krieg; das leichtfüßige Mahari, das zierliche Windspiel sind unsere Gefährten; die Sonne, der Mond und die Sterne unsere Wegweiser. Unsere Frauen sind alle schön; schlank ist ihr Wuchs und weiß sind ihre Zähne. Auf friedlichen Kameelen wohnen sie unsrer Fantasia bei und verschönern unsere Kämpfe. Sie weben unsere Betten und Decken, unsere Säcke und Kleider; sie arbeiten allein, während wir, die stolzen Saharier, nur der Freude und dem Genuß leben! Für uns existiren die Schrecken des Samum nicht; denn bricht der Orkan herein, so wittern unsere klugen Thiere ihn im Voraus und tragen uns in den Schutz einer sichern Felswand. Für uns giebt es nicht Hunger noch Durst; wir kennen die Brunnen und Grasplätze, an denen unsere Heimath reich ist; und schläft auch die Natur auf den sandigen Steppen einen Todesschlaf, so träumt sie doch in den Oasen den schönsten Traum des Paradieses, das Ihr für immer verloren habt!"

Wohl glänzten während dieser Rede die Augen Cheggun's; seine Brust athmete schneller, und der ganze Reiz des wilden, freien Wüstenlebens schien in seiner Erinnerung wieder wach zu werden. Dennoch vermochten Biska's Worte nichts über ihn; er blieb seiner Pflicht und seinem Wort getreu.

Bald hatten wir den Gebel-Hoggar im Rücken und tauchten von Neuem in das große Sandmeer. Mehrmals fanden wir jetzt Gelegenheit, Strauße zu erlegen und dadurch unsere Mahlzeiten zu bereichern und zu verschönern. Besonders eines Tages kehrten die auf Kundschaft ausgezogenen Schnafin mit der Nachricht in unser Lager zurück, daß sich kaum eine Stunde entfernt eine ungeheure Straußheerde aufhalte. Geschwind brachen wir auf und erlegten nicht weniger als zwanzig dieser kostbaren Thiere, die ein Gewitter hier versammelt hatte. Sobald nämlich ein solches heraufzieht, geräth der Strauß außer sich vor Vergnügen; in großen

Schaaren eilt er nach der Gegend, wo er es blitzen sieht, springt in den possierlichsten Capriolen umher, läßt sich umringen und von einem einzigen Schlag auf seinen sehr empfindlichen Kopf zu Boden werfen. —

Die Hitze war jetzt zuweilen so drückend und die Luft so schwer und schwül, daß wir kaum athmen konnten; ein düsteres Schweigen herrschte durch die ganze Karavane, und nur des Khebirs Versicherung, daß wir uns einem neuen Gebirgszuge näherten, wo wir rasten und einer erfrischenden Kühle genießen würden, hielt unsern Muth noch einigermaßen aufrecht.

Mehrere Tage schon hatten wir fast alle Quellen und Brunnen, auf die wir uns gefreut, dürr und trocken wie den Sand der Sahara selbst gefunden; das wenige Wasser aber, das unsere Schläuche noch enthielten, war übelschmeckend und erregte bei Vielen Unwohlsein und Erbrechen. Da färbte sich plötzlich eines Tages gegen Mittag der Himmel mit jenem verhängnißvollen, wetterleuchtenden, gelbrothen Schein, der das untrügliche Zeichen eines heraufziehenden Samum ist, jenes Wüstenorkanes, der Tod und Verderben säend, Hunderte von Meilen in einer Sekunde durchfliegt, ganze Berge von Kies und Sand vor sich herjagt, und oft wie eine Lawine über die schützenden Palmen der Oasen stürzt. Unsere Kameele stießen, sobald sein giftiger Athem in einzelnen Stößen daherschnaubte und mit sengender Gluth in ihre Eingeweide drang, ein herzzerreißendes, gurgelndes Wehegeschrei aus; ihre großen Augen verdrehten sich krampfhaft und ihre Knie wankten. Hier erst zeigte sich der ganze überlegene Muth unseres Khebir. Ihm schien das drohende Wetter nichts anzuhaben; mit ruhiger, ja mit heiterer Miene ging er von Einem zum Andern; mit freundlichen Worten trieb er uns zur Eile an, die hier allein retten konnte; er malte uns mit lockenden Farben, wie wir geborgen seien, wenn wir nur noch wenige Stunden entfernte Gebirge vor dem völligen Ausbruch des Orkans erreichten.

Selbst die Thiere schienen seine Worte zu verstehen; mit Windesschnelle jagten sie in den Zwischenräumen dahin, welche noch die einzelnen Windstöße von einander trennten, und wirklich lagerten wir nach wenig Stunden in einem Thal, das vor dem Unwetter einigermaßen geschützt lag. Es war aber auch die höchste Zeit; denn während der letzten halben Stunde, die wir im Wüstensande dahineilten, brüllte der Sturm bereits in seiner ganzen Wuth. Heerden von Gazellen, Füchsen, Hyänen und Schakalen, den flüchtigen Strauß, ja selbst den Löwen, den Sultan der Wüste, sahen wir in wilder Flucht dem rettenden Gebirge zu jagen oder ächzend zusammenbrechen.

Mehrere Tage mußten wir in unserm Versteck rasten, ehe wir

uns wieder hinauswagen konnten. Am Saum des Gebirges aber fanden wir eine namenlose Verwüstung; Alles war mit Sand überschwemmt; Bäume und Sträucher entwurzelt und zerknickt; Leichname und Gerippe zahlloser Thiere lagen umher zerstreut, an denen bereits ganze Flüge von Geiern und Raben unter wollüstigem Krächzen ihre scheußlichen Orgien feierten.

II.

Aufenthalt in Kaschena und Rückkehr.

Ohne weitere Unfälle gelangten wir endlich an das Ziel unserer Reise, nach Kaschena, der Hauptstadt des Königreichs Haoussa. Dieses wird von zwei verschiedenen Völkerschaften, den Fullanen und Koholanen, bewohnt und von einem Sultan beherrscht. Die Fullanen gehören ursprünglich der weißen Menschenrace an; sie waren im Lande der schwarzen Koholanen nur Sklaven und Hirten, und wurden von ihren Herren auf vielerlei Weise mit Grausamkeit gequält; oft ließ der Herrscher ihnen die Kinder entreißen und an die Karavanen verkaufen, und bauten sie Reis, Mais und Baumwolle, so nahmen ihre Herren den besten Theil davon.

Da endlich erhoben sie sich eines Tages alle wie ein Mann, bekämpften und besiegten ihre Unterdrücker und leben seitdem als die Herren des Landes, während nun die Neger die Sklaven und Diener geworden sind.

Die Fullanen sind Anhänger des Mohamedanismus, und ihr Bestreben geht dahin, auch die Neger für diese Religion zu gewinnen. Die Mittel, deren sie sich dazu bedienen, sind freilich sehr grausam: jeder Neger, der sich weigert, den Propheten zu bekennen, wird als Sklave verkauft.

Bei unserm Einzug in die Stadt wurden wir durch die neugierigen Bewohner in Menge empfangen. Nie habe ich komischere und zum Theil dummere Gesichter gesehen, als unter den Männern, Frauen und Kindern, die uns umringten. Mit ihrer uns vollkommen unverständlichen Sprache schwatzten sie auf uns los, als wären wir alte Freunde und Bekannte; sie waren von glänzend schwarzer Hautfarbe, mit dicken Lippen, wolligem Haar, kleiner Stirn und plattgedrückter Nase, lauter Koholanen. Von den Fullanen zeigten sich bei dieser Gelegenheit nur wenige; an diesen aber





bemerkte man eine helle Bronzefarbe mit leichtem Anflug von Roth. In der Kleidung der beiden Völkerschaften war nur ein geringer Unterschied sichtbar; der großen Hitze wegen hatte man so wenig Umstände als möglich damit gemacht; ja einige Negerinnen trugen nichts als ein einfaches Tuch um die Hüften geschlungen und waren außerdem ganz nackt. Uebrigens lebten auch Araber aus allen Ländern in Kaschena, und bei diesen nahmen wir während unseres Aufenthaltes in der Stadt Quartier.

Am nächsten Morgen sagte mir der Khebir, daß ich ihn auf seinem Besuche bei dem Statthalter des Sultans begleiten solle. Omar bewohnte ein unermeßlich großes Haus, an dessen Thor zahlreiche Wachen aufgestellt waren. Im Haupthof befanden sich an einer Kette zwei gewaltige Löwen mit schwarzer Mähne, die indessen, ohne von uns die mindeste Notiz zu nehmen, in ihrer schlafenden Stellung verharrten. Eben so wenig beachtete uns ein frei umherlaufender Elephant, der eben von einem Sklaven mit Gras und Maisblättern gefüttert ward; eine Anzahl Strauße dagegen ergriff bei unserm Anblick, heftig mit den Flügeln schlagend, die Flucht in den Garten. In einem großen Saale fanden wir, auf einer mit Teppichen und Kissen bedeckten Estrade sitzend, den Statthalter. Die Wände seines Zimmers waren mit Löwenfellen, Straußeiern, Pfeilen, Bogen, Säbeln und Lanzen, mit musikalischen Instrumenten und Scharlachstoffen geschmückt. An einigen Stellen atte man rohe Gemälde von Vögeln in grellem Roth und Grün ngebracht. Omar hieß uns durch einen Dolmetscher in seinem ande willkommen; er gab uns die Erlaubniß, zu verkaufen und ı kaufen, was uns beliebte, und versprach, uns seinen Schutz anedeihen zu lassen, ja er gab in unserm Beisein einem Beamten en ausdrücklichen Befehl, über unsere Sicherheit zu wachen; „und," igte er hinzu, „sollte diesen Reisenden auch nur eine Nähnadel stohlen werden, so schwöre ich, den Schuldigen auf dem Markt rkaufen zu lassen."

Hierauf verabschiedeten wir uns von Omar, der uns auffor-rte, ihn bald wieder mit unserm Besuch zu erfreuen.

Obwohl unsere arabischen Wirthe alle Sorgfalt für uns be-esen, so waren wir doch genöthigt, zur Bereitung unsrer Speisen ıd Reinigung unsrer Zimmer jeder eine Negerin zu kaufen; meine eisegefährten schienen dabei mit ihrer Wahl vollkommen zufrie-n; ich aber hatte tagtäglich meine Verwunderung über die Be-iffe und Ansichten einer Negerin von Reinlichkeit und Ordnung.

In den Häusern Kaschena's lernte ich, dasjenige des Statt-lters ausgenommen, jämmerliche Bauwerke aus Lehm und Schmutz nen, in denen die Regenzeit eine entsetzliche Verwüstung an-

richtete. Es ist nicht genug, daß das ganze Jahr über an diesen elenden Wohnungen geflickt und ausgebessert werden muß; nein, sie müssen fast jedes Jahr ganz neu aufgebaut werden. Dazu macht die Unsauberkeit der Straßen und die Ausdünstung der während der Regenzeit entstehenden Sümpfe die Stadt zu einem der ungesundesten Orte, in welchem oft Monate lang bösartige Fieber wüthen.

Nachdem wir zwei volle Monate in Kaschena zugebracht, waren endlich unsere Handelsgeschäfte beseitigt. Die meisten meiner Gefährten hatten für ihre mitgebrachten Waaren Neger oder Negerinnen erhandelt, von deren Wiederverkauf in Metlily sie sich glänzenden Vortheil versprachen. Ich selbst leistete natürlich auf diesen aller Christenpflicht widersprechenden Handel Verzicht, und begnügte mich mit ein paar Beutelchen voll Goldstaub. Bald genug waren auch die übrigen Vorbereitungen getroffen und unsere Abreise ging vor sich. Außer den vierhundert Sklaven, die wir mit uns führten, hatte sich uns auch eine Menge von fremden Kaufleuten angeschlossen, so daß wir alle zusammen über zweitausend Menschen mit dritthalbtausend Kameelen zählten. Kaschena hatte keinen Platz, der groß genug gewesen wäre, uns Alle zu fassen, und so mußten wir uns vor den Gärten der Stadt versammeln. Nichts war hierbei schwieriger, als die Beaufsichtigung der Sklaven; die Frauen waren immer zwei und zwei mit den Füßen, die Männer zu acht oder zehn an einander gebunden. Dennoch war die Gefahr, daß sie ihren Besitzern entlaufen möchten, sehr groß. Der Instinkt der Freiheit und die Furcht, von den Weißen aufgegessen zu werden, ist bei den Negern so stark, daß sie tausend Listen ersinnen und keine Anstrengung scheuen, um zu entkommen. Ihr Sträuben, als sich endlich unser Zug in Bewegung setzte, war herzzerreißend; sie schrieen, weinten, jammerten und riefen einander ein letztes Lebewohl zu. Einige warfen sich zu Boden und rangen sich an ihren Ketten, indem sie dieselben zu zerreißen suchten, die Hände blutig; andere klammerten sich an Bäumen und Sträuchern fest. Weder gute noch böse Worte vermochten das Mindeste über sie; nur mit Peitschenhieben konnte man sie endlich zwingen.

Unser erstes Nachtlager schlugen wir nur wenige Meilen von Kaschena entfernt auf, in einer weiten Ebene, wo wir Holz, Wasser und Gras fanden; es hatte nämlich einen Tag zuvor heftig geregnet, und dies ist in der Wüste hinreichend, in einer einzigen Nacht den Sand in ein Wiesenland umzuschaffen; freilich versengt schon morgen die Sonne wieder, was heute so fröhlich aus dem Boden hervorsproßte. Einige der ältesten Negerinnen, die wir nicht mit angekettet hatten, mußten unsere Mahlzeit bereiten; d

übrigen, Männer und Frauen, mit der bei Allen freigelassenen linken Hand beim Abladen der Kameele helfen.

Am andern Morgen gebar eine der Negerinnen einen Knaben; der Khebir befahl, sie sammt ihrem Kinde auf einem Kameele weich und sicher zu betten, und auch am nächsten Abend trug er Sorge, daß sie nicht an die andern angekettet blieb, sondern eine weiche Matte und stärkende Nahrung erhielt. Der Besitzer unterzog sich diesen Vorschriften sehr gern, als er aber am Morgen nach ihr sehen wollte, war sie sammt dem Kinde verschwunden; sie hatte es in einem mit Straußfedern gefüllten Korb auf dem Kopfe fortgetragen. Sogleich wurden Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen, und wirklich fand man sie ein paar Meilen vom Lager entfernt in einem Gebüsch versteckt, wo sie so eben ihr Kind tränkte und von ihrem anstrengenden Marsch ausruhte.

Diese Verfolgung war aber ein beträchtlicher Zeitverlust für uns gewesen, und unser Khebir benutzte daher die Gelegenheit, alle Sklavenbesitzer zur Wachsamkeit zu ermahnen und ihnen anzukündigen, daß, wenn wieder Sklaven durch ihre Nachlässigkeit entliefen, er dieselben ihrem Schicksal überlassen würde.

Fast aber schien es, als ob dergleichen Befürchtungen grundlos seien; die Sklaven, welche während der ersten Tage noch finster, verschlossen und halsstarrig waren, fingen bald darauf an, eine freundlichere Gemüthsart, guten Willen und Dankbarkeit gegen ihre neuen Herren zu zeigen. Vor allen andern zeichnete sich hierin ein junger Bursche, Namens Mebrouk, aus; er war zuvorkommend und unterwürfig wie ein Kind, zu jeder Arbeit erbötig und geschickt. Seinen Herrn redete er nur „Abi“ (mein Vater) an; er behauptete, nie bessere Tage gekannt zu haben, als bei ihm, und that auf alle Weise seine Zufriedenheit kund, den Fullanen entronnen zu sein, die ihn früher oder später doch getödtet haben würden. Auch bat er, ihn in dem neuen Glauben zu unterrichten und ihn beten zu lehren. Sein Herr blieb bei so viel Liebenswürdigkeit nicht ungerührt; er erleichterte ihm seine Lage von Tag zu Tag mehr und nahm ihm endlich seine Ketten ab.

„Abi,“ sagte der junge Mensch eines Tages, „ich habe unter den übrigen Sklaven fünf meiner besten Freunde gefunden; Du thätest wohl, sie zu kaufen, sie sind gesund und stark wie ich; ihr Herz ist ohne Falsch; ja sie lieben Dich schon jetzt für das Gute, was Du an mir thust!“

Der Herr versprach, die Sache zu überlegen, und voller Freude lief Mebrouk zu seinen Gefährten, um ihnen, wie er sagte, ihr bevorstehendes Glück zu verkünden.

Was er ihnen jedoch in Wirklichkeit verkündete, war, daß er,

wenn Alles schliefe, heimlich kommen würde, ihre Ketten zu zerbrechen. Am nächsten Morgen waren alle sechs verschwunden.

Bei dieser Nachricht stellte sich der Khebir sofort an die Spitze einer Reiterschaar; im Galopp flogen sie davon und durchstreiften und durchsuchten das Land nach allen Richtungen hin; aber der Boden war hier so mit Strauchwerk bewachsen und mit Hügeln besäet, daß nur zwei der Flüchtigen eingeholt wurden; die durch ihre Ketten an den Füßen verwundet, ihren Genossen nicht hatten folgen können. Mebrouk war jedoch nicht bei ihnen, und nie habe ich erfahren, was aus ihm geworden ist.

Der Khebir war übrigens durch diesen Vorfall sehr erzürnt; er versammelte uns Alle um sich, und mit finstrer Stirn begann er zu reden:

„Kinder der Sünde, warum höret Ihr nicht auf meine Worte; alle Tage wiederhole ich Euch, nicht schlafen zu gehen, ohne die Ketten Eurer Sklaven zu prüfen. Seid Ihr nicht allzumal Narren? Der Neger, der Euch zehn Budjou's gekostet hat, ist schon fünfzig werth! Zum letzten Male sage ich Euch, ich halte den Zug der Karavane nicht mehr auf, um Euren Sklaven nachzuspüren; wer sich die seinigen wieder entwischen läßt, mag den Schaden tragen!"

Als Lehre für die Zukunft war es nun aber sehr wichtig, zu erfahren, durch welches geschickte Mittel Mebrouk seinen Gefährten die Ketten geöffnet hatte. Cheggun stellte die beiden Flüchtigen hierüber zur Rede; aber weder Zureden noch Drohungen entlockten ihnen eine Silbe. Da ward er endlich zornig und befahl, ihnen vor den Augen aller übrigen Sklaven Stockschläge zu geben. Einer der beiden Neger ward sofort ergriffen, und die Züchtigung begann. Schon beim zweiten Schlage war der Stock roth gefärbt, und das Blut lief an den schwarzen Schenkeln des Burschen herunter. Dennoch redete der Halsstarrige nicht; sein schluchzender Athem und ein paar zuckende Bewegungen allein verriethen, daß man nicht auf einen Leichnam schlug.

„Halt ein, Abi!" rief er endlich, „ich werde Alles sagen."

Auf ein Zeichen Cheggun's ließen die Diener ab.

„Rede," rief der Khebir nun dem Neger zu; „wie habt Ihr Eure Ketten zerbrochen und wo sind sie geblieben?"

„Herr, ich habe sie mit meinem Amulet berührt, und sie sind zerschmolzen."

„Haut zu," donnerte der Khebir, „schlagt stärker; er hat gelogen!"

Die Stöcke fielen jetzt so schwer auf den Lügner herab, daß sie ein großes Stück seiner Haut fortrissen.

„Abi, halt ein, halt ein; ich will reden, ich will gestehen!" heulte der Bursche.

„Hund von einem Heiden, ich lasse Dich tödten, wenn Du wieder lügst," sagte Cheggun.

„Beim Haupt meines Vaters, ich rede die Wahrheit," entgegnete der Sklave. „Während der Nacht kroch Mebrouk leise auf dem Sande zu uns heran. Er brachte in einer Kürbisflasche siedendes Oel und goß es in die Schlösser unsrer Ketten. Auf diese Weise geschmeidig gemacht, gab der Riegel nach, und wir waren frei; nur bei zweien wollte sich die Kette nicht lösen, mit denen ihre Füße an einander geschlossen waren; sie haben sie mitgeschleppt und tragen sie noch."

Man war jetzt dem Elenden behülflich, sich aufzurichten; blutend und wimmernd schleppte er sich zu den Füßen seines Herrn, und streute sich zum Zeichen seiner Buße und Unterwerfung Sand auf den Kopf.

Er hatte nicht weniger als hundertzwanzig Stockschläge bedurft, um ihm sein Geheimniß zu entreißen, und gerechtermaßen sollte sein Mitschuldiger eine gleiche Strafe empfangen. Der Besitzer wandte dagegen ein, daß so schwer verwundet die beiden Leute für alle Welt ein Hinderniß würden; ja daß sie sterben könnten, und daß sein Verlust ja ohnehin schon groß genug sei.

Cheggun, dessen Herz immer zur Milde geneigt war, erklärte sich gern damit einverstanden, und befahl am andern Morgen selbst, den Kranken auf ein Kameel zu setzen.

Kaum war die eben beschriebene Exekution vollzogen, als zwei von Cheggun's Leuten, die mit zur Verfolgung der entlaufenen Sklaven beordert gewesen waren und sich etwas weiter hinausgewagt hatten, in's Lager zurückkamen und dem Khebir verkündeten, daß sie die Spuren von zwei Negern entdeckt und bis zu einem Dickicht verfolgt hätten; hier aber seien sie umgekehrt, aus Furcht zu sehr hinter der Karavane zurück zu bleiben.

„Tüchtige Reiter," fügten sie hinzu, „könnten die Flüchtigen noch immer einholen; denn da sie ihre Ketten nicht haben abstreifen können und immer Seite an Seite an einander gefesselt sind, wie es ihre Fußtapfen aufweisen, können sie nur langsam vorwärts kommen."

Bei dieser Nachricht schickte Cheggun augenblicklich nochmals zwanzig Reiter aus mit dem Befehl, wenn es nöthig wäre, die Nacht über zu rasten, und am andern Tage noch bis Mittag der Spur der Neger zu folgen. Da die Temperatur der Luft verhältnißmäßig kühl und angenehm war, und das Abenteuerliche der Aufgabe mich reizte, so schloß ich mich den Reitern an. Ich lernte hierbei den Scharfblick unsrer beiden Führer bewundern, die Spuren der Flüchtigen selbst danach zu entdecken und zu verfolgen, wo das ungeübte Auge des Europäers nichts sieht. Die Spuren-Kenntniß

wird bei den Arabern förmlich wissenschaftlich betrieben, und die Namen der Koriphäen dieser Wissenschaft leben unsterblich im Munde ihrer Schüler und Nachfolger. Ein erfahrener Späher erkennt z. B. an der Fußspur, ob ein Mensch jung oder alt, einheimisch oder fremd, und beim weiblichen Geschlecht, ob sie von einer Frau oder einem Mädchen herrührt. Ob nun die Weisheit unsrer Führer so weit reichte, weiß ich nicht zu sagen; Zeuge war ich jedoch, wie auf dem Sande und im Sumpf, auf den Bergen und im Gesträuch selbst ein niedergetretener Grashalm, oder ein zerknittertes Blättchen ihnen als Wegweiser diente, und wie wir immer wieder, wie oft wir uns auch auf falschem Wege glaubten, auf die Spuren der Verfolgten stießen. Die Nacht gebot uns endlich Halt; aber schon beim Sonnenaufgang machten wir uns von Neuem an unsere Aufgabe. Es mochte etwa acht Uhr sein, als unsere Führer plötzlich riefen:

„Haltet die Waffen bereit; es ist ein Löwe hier.“

Bei diesem schrecklichen Wort sehnte sich wohl mehr als einer von uns Zwanzigen unter sein Zelt zurück; dennoch wurden alle Büchsen geladen.

„Die Schritte des Löwen folgen denen der Neger,“ riefen die Führer wieder; „seid Männer; er kann nicht mehr weit sein!“

Wir traten jetzt in ein Gehölz ein, oder vielmehr in ein Dickicht von Strauchwerk, wo sich nur von Entfernung zu Entfernung einige große Bäume befanden; hier waren die breiten Tatzen des Löwen deutlich sichtbar; er schien die Neger vor sich her gejagt zu haben, wie der Hund das Wild. Wir hielten uns so eng bei einander, wie es der verwachsene Weg erlaubte; schweigend gingen wir vorwärts, die Führer immer voran. Plötzlich wandten sie sich um.

„Sehet!“ sagten sie.

Es war ein entsetzlicher Anblick: Ein ungeheurer Löwe schlief im Schatten eines Baumes, auf dem sich ein Neger versteckt hielt, der durch eine Kette an seinen Gefährten gefesselt war, oder vielmehr an die Ueberreste seines halb verschlungenen Gefährten. Unsere erschreckten Kameele machten sofort Kehrt, und nur allmälig gelang es uns, sie zu beruhigen. Leise und vorsichtig beschlossen wir jetzt, uns dem Unthier zu Fuß zu nahen und unsere zwanzig Büchsen alle auf einmal in seinen Kopf zu entladen. Ohne Zweifel war er jedoch durch das Geräusch, was wir verursacht, aufgewacht; denn als wir ankamen, war er verschwunden. Der Neger allein beharrte, an allen Gliedern zitternd, noch in seiner trostlosen Stellung.

Die traurige Geschichte war bald erzählt; die beiden Sklaven hatten sich vor der Verfolgung des Löwen auf den Baum zu retten

versucht; der wenigst schnelle aber war dabei von dem Ungeheuer gepackt, herunter gerissen und vor den Augen seines Freundes erwürgt worden. Nur mit Mühe konnten wir den verstümmelten Leichnam von der Kette befreien; den Geretteten aber führten wir im Triumph zurück in's Lager. Die Angst, die er duldete, war indessen so groß gewesen, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und noch am selben Abend starb.

Rasch setzten wir nun unsere Reise fort, um die versäumte Zeit so viel als möglich einzubringen. Auf der weiten, dürren Sandebene, welche Haoussa vom Gebel-Hoggar trennt, unfern der Stelle, wo uns schon einmal der wilde Samum überfallen, wurden wir auch jetzt wieder von einem gewaltigen Windschauer gefaßt, der uns in eine Wolke von Staub einhüllte. Einige unsrer Kameele, vom Schwindel ergriffen, gingen uns durch, und wir hatten, vom Staub fast erblindet, die größte Mühe, sie wieder einzufangen. Zum Glück gingen diese Windstöße bald vorüber, so daß wir unsere Reise fortsetzen konnten; aber unsere ganze Karavane war in Unordnung gerathen, und als wir Abends rasteten, stellte es sich heraus, daß ein Mann, ein Kaufmann aus Metlily, fehlte. Ohne Zweifel hatte er sich während des Sturmes verirrt und unsere rasch verwehten Spuren nicht mehr wiederfinden können.

Cheggun vermuthete, daß unser unglücklicher Gefährte vielleicht zum nächsten Brunnen zurückgekehrt sei, und an der Spitze von zwanzig Reitern brach er sogleich dahin auf. Vergebens! Halb todt vor Müdigkeit und Verzweiflung trafen sie am nächsten Tage wieder ein, ohne den Gesuchten gefunden zu haben. Gern hätte Cheggun noch einen neuen Versuch gemacht, aber die ganze Karavane widersetzte sich dem, weil wir nicht hinlänglich mit Wasser versehen waren, um länger mit der Weiterreise zögern zu dürfen. Wir hatten in der That drei beschwerliche Tage vor uns, während wir nichts sahen, als den unbewölkten Himmel und den nackten Sand. In dieser unabsehbaren Einöde zogen unsere dreitausend Kameele dahin, wie Ameisen auf ihrer Wanderung.

Wir waren erschöpft und ermattet bis auf's Aeußerste; der Staub, den so viele tausend zu gleicher Zeit erhobene Füße aufwirbelten, durchdrang allmälig unsere Kleider und bildete auf unserm Körper gleichsam noch eine zweite Haut. Selbst die Farbe unsrer Neger hatte er verwandelt; sie waren gelb geworden wie die Fullanen.

Endlich waren wir am Fuß des Gebel-Hoggar; die Tuareks erschienen sogleich, um uns Milch und Eier, Fleisch und Datteln zu bringen; auch kehrten wir abermals bei Biska ein. Unser diesmaliger Uebergang über das Gebirge war indessen nicht so glücklich, wie der erste; wir verloren über zwanzig Kameele, die mit

den Füßen an Kieseln strauchelten, und von Fels zu Felsen in die Abgründe rollten. Nur mit Gefahr unseres eignen Lebens gelang es uns zuweilen, die kostbare Ladung noch zu retten.

So groß auch die Sehnsucht Aller war, recht bald die Heimath wiederzusehen, so mußten wir doch in allen größern, schon früher genannten Ksars der Wüste wieder längere Zeit rasten, um unsere armen erschöpften Kameele zuweilen ruhen und die kranken und verwundeten heilen zu lassen. Dennoch herrschten allerlei Krankheiten so sehr unter ihnen, daß uns schließlich nur ein Drittel der ganzen Menge übrig blieb, mit denen wir Kaschena verlassen hatten. Wir selbst befanden uns, Dank der herzlichen Aufnahme und trefflichen Bewirthung, die wir überall fanden, sehr wohl und langten gesund in Metlily an.

Eine Tagereise vor der Stadt eilte uns Cheggun voraus, um unsere Wiederankunft zu verkünden; wir folgten langsam nach. Zwei Meilen von Metlily erhob sich plötzlich eine ungeheure Staubwolke vor unsern Augen; von zweihundert Reitern, welche die Fantasia ausführten, begleitet, kamen die Eltern, die Freunde, die Nachbarn der Weitgereisten uns entgegen. Bald lagen Alle einander in den Armen und eilten mit einander dem heimathlichen Dache zu. Auch die schöne Mezauda war nicht von uns vergessen; wir brachten ihr zwanzig Ellen Seidenzeug, vier Pfund Pfeffer aus Sudan und ein Paar schöne Pantoffeln aus Haoussa mit. Eine volle Woche dauerten die Freudenfeste; dann zogen Alle mit den hergeführten Waaren auf die Märkte.

Auch mein Herz trieb mich nun nach der Heimath zurück, und um tausend schöne Erinnerungen bereichert, pilgerte ich dem kühlen Norden wieder zu.

Aus Kairo.

I.

Es war gegen Ende des Monats September, als ich nach kurzem Aufenthalt von Alexandrien aufbrach, mit dem lebhaften Wunsche, recht bald nach Kairo, an das Ziel meiner Reise, zu gelangen. Ein Omnibus führte mich zu dem Einschiffungsplatz, an dem von Mohamed-Ali erbauten Kanal, der Alexandrien mit dem Nil verbindet. Bald befand ich mich auf dem kleinen Dampfschiff und in Gesellschaft von wenigstens achtzig Mitreisenden, darunter auch ein Derwisch, der den ganzen Tag damit hinbrachte, Gebete zu murmeln und die vorschriftsmäßigen Waschungen mit sich vorzunehmen. Die Ufer des Kanals waren eine Strecke entlang mit freundlichen Landhäusern besetzt, in denen die Morgenländer im prächtigsten Schatten von ihren Geschäften zu ruhen pflegten; dann aber dehnten sich zu beiden Seiten öde Landstrecken aus, welche kaum dann und wann eine magere Heerde oder ein elendes Dorf zeigten. Nach acht Stunden der langweiligsten Fahrt erreichten wir endlich das große Dorf Atfe, wo der Kanal in den Nil einmündet; ein größeres und bequemeres Schiff lag hier in Bereitschaft, und wir fuhren von nun an den Strom hinauf. Unmöglich ist es, eine herrlichere Aussicht auch nur zu träumen, als sich hier dem Blicke darbot. Der im vollen Wachsen begriffene Nil überfluthete die Landschaft weithin; Palmen- und Sykomorenwälder und zahllose Dörfer ragten wie eben so viele Inseln aus seinen Wassern hervor, und schwarze Büffel tauchten ihre plumpen, massenhaften Gestalten darin unter; in weiterer Ferne aber, wo die Wellen den Saum der Wüste bespülten, erspähete das Auge zuweilen ein Beduinenlager oder eine Karavane von Kameelen, die endlich am Horizont verschwanden. Der Abend beschenkte uns mit einem entzückenden Sonnenuntergang; wir schwammen auf Gold und Purpur dahin, und nachdem die Dämmerung ihren letzten

Schein verhaucht, entzündeten sich an dem tiefblauen Himmel die Sterne, größer und heller, als man sie je in Europa sieht. Die Eingeborenen waren bald entschlummert; die Morgenländer brachten die Nacht beim Spiel zu; ich aber, der ich nicht schlafen konnte, überließ mich den tausend neuen Eindrücken. Unsere Fahrt ging der heftigen Strömung und des widrigen Windes wegen äußerst langsam vor sich; sie dauerte noch den ganzen folgenden Tag, und es war fast zum zweiten Male Nacht, als wir endlich in Bulak, der Hafenstadt Kairo's, landeten. Ein herzlich schlechter Wagen, der alle Augenblick umzuwerfen oder zu zerbrechen drohte, trug mich der Hauptstadt Egyptens zu, und goldene Träume wiegten mich trotz eines harten Lagers die ganze Nacht.

Als ich mich am Abend schlafen gelegt, hatte ich wenig auf das Zimmer acht gegeben, in das man mich einquartiert; vom ersten Augenblick meines Erwachens an aber mißfiel es mir so sehr, daß ich mich auf der Stelle nach einem andern Hotel umzusehen beschloß. Ich wählte eins, was auf dem Esbekieh gelegen war. Dies ist ein im Westen Kairo's befindlicher weiter Platz. Ursprünglich eine tiefe, muschelförmige Ebene, verwandelte er sich früherhin bei jeder Ueberschwemmung des Nils in einen weiten See, und nachdem das Wasser wieder gefallen war, in eine schöne, üppig grüne Wiese, auf der zahlreiche Rinderheerden weideten. Mohamed Ali aber ließ den Boden dieser Ebene erhöhen, das Wasser durch einen Kanal ableiten, und schuf so den Esbekieh in den schönsten Platz Kairo's um. Herrliche Sykomoren machen ihn in jeder Jahreszeit zu einem reizenden Spaziergang. Auf der einen Seite schließt ihn die Umfassungsmauer der Stadt ab, auf den andern umgeben ihn ziemlich regelmäßige Häuserreihen, unter denen sich selbst einige Paläste befinden. Hier ist ein unaufhörliches Drängen und Wogen von Fußgängern und Reitern, von Kameelen und jenen kleinen Eseln, die in Kairo die Stelle der Fiaker vertreten. Auch sind im Schatten der Sykomoren eine Menge von Kaffeehäusern errichtet, wo die Araber ihr Lieblingsgetränk zu sich nehmen, rauchen und Domino spielen. Eben so finden sich in diesen Kaffeehäusern allabendlich die in Kairo so beliebten öffentlichen Erzähler ein, um die sich stets ein sehr zahlreiches Publikum versammelt.

An diesem Platz also war mein neugewähltes Hotel belegen; aber auch dieses sagte mir nur für kurze Zeit zu, und ich entschloß mich endlich, mir ein eigenes Haus zu miethen, das ich allein mit meiner sehr wenig zahlreichen Dienerschaft bewohnte. Mein Lieblingsplätzchen hier war die von Weinlaub beschattete Terrasse mit einem kleinen Belvedere, von wo ich eine entzückende Aussicht auf alle benachbarten Terrassen, eine Menge Minarets und Palmen-

gärten genoß. Dem meinigen gegenüber lagen zwei kleine Häuschen, die von sehr dürftigen arabischen Familien bewohnt schienen: meistens stets verschleierte Frauen, die den ganzen Tag auf der Terrasse arbeiteten. Mit einer derselben, der achtzehnjährigen, kräftig braunen Tochter einer Wäscherin, hatte ich bald Bekanntschaft geschlossen, und da die Straße, die uns trennte, äußerst schmal war, so konnten wir mit einander plaudern, ohne die Stimme mehr zu erheben, als ob wir uns in demselben Zimmer befänden.

In einem der Häuser meiner Nachbarschaft hatte gleich nach meinem Einzug ein Todesfall stattgefunden, und die gemietheten Klageweiber stießen zwanzig Tage hinter einander — denn so lange dauert die Trauerzeit — ein so klägliches Gewimmer und Geheul aus, daß der ganze Stadttheil unwillkürlich zur Theilnahme, wenigstens mit den Ohren, hingerissen ward. Auch eine Menge von Moscheen gehörten zu meiner Nachbarschaft, und während der ersten Nächte erweckte mich stets der Ruf der Muezzin, deren Stimme hoch aus der Luft, wie vom Himmel selbst durch das feierliche Schweigen der Nacht herniedertönte.

Meine erste Sorge, wenn ich in einer fremden Stadt ankomme, wo ich längere Zeit zu verweilen gedenke, ist, mich ganz geschwind aller der Dinge zu entledigen, die man pflichtgemäß in Augenschein nehmen muß, um nachher desto ungestörter meine Freiheit und Muße genießen zu können. So begab ich mich denn in Kairo vor allen Dingen nach der Citadelle, die von dem berühmten Saladin erbaut, später der mamelukkischen Sultane ward. Sie bildete ehemals gleichsam eine Stadt in der Stadt, und war noch vor nicht allzu langer Zeit von dem türkischen Pascha, dem Aga der Janitscharen und der Mehrzahl der höheren bürgerlichen und militärischen Würdenträger bewohnt; aber auch Kaufleute, Handwerker und alle Art von Volk hatte sich hier angesiedelt. Eine der größten Merkwürdigkeiten aber, die sich während des sechzehnten Jahrhunderts hier befand, war ein Taubenhaus, in dem man Brieftauben zog, welche die wichtigsten Depeschen der Regierung stets sicher in die weite Ferne trugen. Heutzutage findet man hier die Münze, eine Druckerei, eine Kanonengießerei, eine Waffenmanufaktur 2c. Auch zeigte man mir den berühmten Josephsbrunnen, der gleichfalls von Saladin in den Felsen ausgehöhlt worden ist; er hat eine Tiefe von 280 Fuß, und in seinen weiten Umfang führt ein Schneckengang, den man selbst zu Pferde betreten kann. Das Wasser wird vermittelst einer Winde heraufgeführt, die ein Paar Ochsen in Bewegung setzen.

Als ich aus den Eingeweiden der Erde wieder an's Tageslicht emporgestiegen war, begab ich mich nach dem ganz modernen Palast Mohamed-Ali's, den er jedoch selten bewohnt hatte, weil er sich

vorzugsweise gern in Alexandrien aufhielt. Dieser Palast war, wie fast alle orientalischen Bauten, im Aeußern höchst einfach, im Innern dagegen von einer blendenden Pracht.

An einem andern Tage unternahm ich in Gesellschaft eines italienischen Grafen und eines polnischen Offiziers einen Ausflug nach den Pyramiden. Wir traten um zehn Uhr Morgens auf Eseln unsern Ritt an; mein Diener Hassan zeigte uns den Weg, und ein andrer hatte den Transport unseres Mundvorraths für zwei Tage, denn so viel Zeit nahm unsere kleine Reise in Anspruch, und ein „Hotel zu den Pyramiden" oder dergleichen war, Dank dem Himmel! noch nicht vorhanden. In Giseh, einem schönen großen Dorfe, machten wir zuerst Halt; denn Hassan wollte hier zur Nahrung für die Thiere und sich selbst Bohnen einkaufen, die in hohen Haufen auf dem Markte aufgethürmt lagen, der Berge von Getreide und Orangen gar nicht zu gedenken. Ich nahm während dieses Aufenthalts die Brutöfen in Augenschein, welche die Haupt-Industrie Giseh's bilden. Für einen Korb voll Eier, den man bringt, erhält man einen Korb voll Hühnchen zurück, von denen jedoch die Feinschmecker behaupten, daß sie nicht gleichen Wohlgeschmack mit den auf natürlichem Wege von den Hennen ausgebrüteten besitzen.

Als wir Giseh verließen, nahm uns ein reizender Dattelwald auf, hinter welchem der Schauplatz der „Schlacht bei den Pyramiden" ist, wahrscheinlich so genannt, weil sonderbarer Weise die Pyramiden, die das Auge sonst überall aus meilenweiter Ferne entdeckt, gerade hier nicht sichtbar sind. Was wird auf diese Weise aber aus dem berühmten Wort von den „vier Jahrtausenden"? Das Land war durch das wachsende Wasser des Nils in lauter Sumpf und Morast verwandelt worden, so daß wir, um zum Ziel zu gelangen, überall beträchtliche Umwege machen mußten. Endlich standen wir an einem See, wo ein Nachen in Bereitschaft lag. Derselbe war aber viel zu klein für uns Alle, und nur zu zwei Malen, zuerst die Reiter und dann die Thiere, konnte unsere Ueberfahrt bewerkstelligt werden. Am entgegengesetzten Ufer luden uns ein halbes Dutzend nackte Beduinen auf ihre Schultern, um uns durch einen Bach zu tragen, das letzte Hinderniß, das uns noch von unserm Ziel trennte. Endlich stand ich am Fuß der großen Pyramide. Herr Mariette, der bekannte Alterthumsforscher, kam uns hier entgegen und führte uns freundlich bei sich ein. Dieses „bei sich" war hier ein altes egyptisches Grab, das er zum Domizil erwählt und in eine leidlich bequeme Wohnung umgeschaffen hatte. Durch einen kleinen, oben mit dürren Zweigen bedeckten Salon gelangten wir in zwei Seitenzimmer, die in einem Felsen ausgehöhlt waren, auf dem die Pyramide ruhte. Ein paar andere

Gräber dienten als Küche und Stall. Mit einigen wenigen Dienern hatte hier der gelehrte Einsiedler seinen Haushalt etablirt, der durch ein paar Esel, eine Gazelle, ein Wildschwein, ein halbes Dutzend Affen, Hunde und Katzen vervollständigt ward. Er war gerade beschäftigt, den berühmten Riesensphinx ausgraben zu lassen, dessen Bestimmung als Dekoration eines Grabes er zuerst richtig erkannt. Bis jetzt war indessen noch nicht viel mehr als der Kopf der Riesengestalt bloßgelegt, der eine Länge von achtzig Fuß maß, so daß sich in seinem Ohr bequem ein Mann verstecken konnte.

Als Wache sind bei den Pyramiden vierzehn Beduinen angestellt, die für die Sicherheit der Reisenden verantwortlich sind. Die üblichen Trinkgelder, die hier gezahlt werden, gehen in drei Theile, der eine gehört der Regierung, der zweite dem Scheik der Beduinen, und nur der dritte kommt diesen selbst zu Gute. Es ist daher nicht mehr als billig, daß sie sich durch allerlei Extrazahlungen, die sie dem Reisenden abdringen, zu entschädigen suchen. Es waren prächtige, kraftvolle Gestalten; ihr Costüm, dessen sie sich trotz der größten Hitze bedienen, bestand in einer Wollendecke, die selbst ein Pferd hätte erdrücken können. Ihre Unverschämtheit aber überstieg alle Grenzen; selbst die italienischen Ciceroni erschienen dagegen anspruchslos und bescheiden.

Die größte, die sogenannte Pyramide des Cheops, ist 458 Fuß hoch. Die ungeheuren Granitblöcke, welche die äußere Bekleidung bildeten, waren an vielen Stellen, wie es schien, mehr durch die Gewalt der Menschenhände, als der Zeit losgerissen, und das nackte, rohe Mauerwerk dadurch bloßgelegt worden. Auch lagen rings umher Schutt-Trümmerhaufen, über die hinweg man nur mit Anstrengung zu der kleinen Eingangspforte gelangte. Hier traten oder krochen wir nun vielmehr in einen niedrigen, engen, unebenen Gang hinein, der an einigen Stellen so durch abgebröckeltes Gestein verschüttet war, daß wir uns erst einen Weg bahnen mußten. Dazu kam der entsetzliche Gedanke, daß hinter uns sich nur ein einziger Block loszulösen brauchte, um uns den Rückweg für immer zu versperren, um uns für ewig lebendig hier zu begraben, um uns zu tödten vor Hunger, Durst und Verzweiflung. Die unverschämten Beduinen waren auch nicht im Mindesten geneigt, etwa durch ein beruhigendes Wort diese Angst zu beschwichtigen; einige gingen mit den Fackeln voran und zerrten mich bei den Armen nach; andere schritten hinter mir her und stießen mich mit den Füßen vorwärts. Und für diese freundliche Behandlung forderten sie mir an den gefährlichsten Stellen noch Trinkgelder ab in jenem Ton, in welchem man wohl „la bourse ou la vie“ zu fordern pflegt.

Endlich gelangten wir in die eigentliche Grabeskammer; hier

konnte man sich, wenn es auch weder Luft noch Licht gab, doch wenigstens aufrecht halten. Im Mittelpunkt stand ein Sarkophag, aus dem indessen die königliche Mumie längst an's Licht entführt worden war, so viel Sorgfalt auch die alten Egypter angewandt hatten, den Eingang zur Grabeskammer zu verbergen. Bald fehlte es uns an diesem schauerlichen Ort des Todes an Luft; selbst die Fackeln fingen an, bleicher zu brennen, und schleunig traten wir unsern Rückzug an, dessen Erinnerung mir noch mit Schaudern in der Seele lebt. Welche Wonne, endlich das Licht des Himmels wieder zu sehen! Einem Todten, der aus seinem Grabe auferstände, hätte die Schöpfung draußen nicht lächelnder und herrlicher erscheinen können! Ich schwur, wiewohl ein wenig spät, daß keine Macht der Welt mich mehr in eine Pyramide bringen sollte. Als ich auf diese Weise mein Tagewerk beendet hatte, fand ich mich mit meinen Reisegefährten wieder in dem Grabe des Herrn Mariette ein, wo wir uns gütlich thaten an den mitgebrachten Speisen und Getränken. Bald war die Stunde der Ruhe erschienen, und ich warf mich angekleidet auf eine Matratze, zwar nicht unmittelbar unter dem Gewölbe des Himmels, aber doch unter dem der trocknen Zweige, welche die Salondecke des Herrn Mariette bildeten. Die Nacht war äußerst stürmisch; ein ungestümer Wind brüllte durch den engen Raum und ward höchst würdig durch das Geheul unzähliger Schakale begleitet. Bald fing auch der Regen an zu strömen, und da eine durchweichte Matratze mir eben kein sybaritisches Lager schien, so stand ich schon vor der Dämmerung auf und ging hinaus. Der Wind hatte sich jetzt gelegt und der Regen aufgehört; ich ging beim Schein der Sterne am Fuß der großen Pyramide spazieren, in deren unmittelbaren Nähe wir uns befanden. Welches Schweigen! welche Ruhe! Alles in der Natur schlief, keine Stimme drang hervor aus den Tiefen der Wüste. Gewiß, dies war die geeignete Stunde, den Schatten der todten Könige zu beschwören, die einst in diesen mächtigen Mausoleen schliefen; aber ich rief sie vergeblich an; es erschien mir keiner! Die schwere Masse des Monumentes allein stand hoch vor mir aufgerichtet da, und zeichnete sich schwarz ab auf dem Hintergrunde des gestirnten Himmels! Dieses Bild grub sich unverlöschlich tief in meine Seele ein, und ich trug es noch in mir lange, lange nachdem ich in das bunt wogende Kairo zurückgekehrt.

II.

Bald nach meiner Ankunft unternahm ich an einem Freitag Nachmittag einen Spaziergang nach der Stadt der Todten, dem großen Friedhof von Kairo. Ich wählte diesen Tag, den Sonntag der Muselmänner, weil da die mohamedanischen Frauen die Gräber ihrer Anverwandten zu besuchen pflegen, froh, die Einförmigkeit des Harems einmal mit der Freiheit der Natur vertauschen zu können. Sie erschienen in der Regel in Begleitung einiger Freundinnen, aber nicht etwa um zu weinen oder zu beten. Diese frommen Besuche haben nichts Trauriges an sich; ich würde, wenn dieses Wort nicht zu profan klänge, sie eher als Vergnügungspartie bezeichnen. Meine Erwartung täuschte mich nicht; als ich erschien, hatten sich schon die reizendsten Frauengruppen um die Gräber gebildet, die durch den Glanz der malerischen Festtagskleider, der kostbaren Schmucksachen und der graziös zurückgeworfenen Schleier noch pikanter wurden. Da saßen sie mit einander scherzend, plaudernd und lachend; vor ihnen lagen kostbare Teppiche ausgebreitet, auf denen Obst und Confitüren, ja selbst Erquickungen soliderer Art — denn die Besuche auf dem Kirchhof pflegen den ganzen Tag über zu dauern — von den Sklaven servirt. Die Esel, auf denen die Schönen den Weg von der Stadt hieher zurückgelegt, weideten, zum Theil mit goldgestickten Sammetdecken behängt, in einiger Entfernung. Sämmtliche Damen waren unverschleiert; denn es war ja kein Mann vorhanden, der sie hier hätte belauschen können. Sich für mich zu verschleiern, hätte der Mühe nicht verlohnt: ein Ungläubiger ist in ihren Augen kein Mann. Dennoch schien ich einigermaßen ihre Neugier zu erregen; ich merkte an ihren Mienen und Bewegungen, so wie an einzelnen aufgefangenen Worten nur zu deutlich, daß sie von mir sprachen.

Zur Ehre des egyptischen Geschlechts muß ich übrigens gestehen, daß einige der Damen auch von ernstern und tiefern Empfindungen bewegt waren. Diese wenigen knieten in schwarze Mäntel gehüllt mit dem Ausdruck des wahren Schmerzes auf den Gräbern. Sie beweinten, es ließ sich nicht bezweifeln, ein wirklich geliebtes Wesen.

Als der Abend nahte, lichteten sich die anmuthigen Gruppen, und eine nach der andern kehrten die schönen Pilgerinnen auf ihren Eseln und Dromedaren zur Stadt zurück. Ich selbst wandelte noch immer zwischen den Gräbern, die sich bis zu den Thoren

der Stadt hinziehen, auf und nieder; mich beschäftigte der Gedanke an alle die Todten, die hier lagen und einer glorreichen Auferstehung oder ewigen Vernichtung harrten. Wo man auch weilen, und welchen Glauben man auch bekennen mag, der Anblick des Todes ist immer ernst und feierlich. Schon war ich der Stadt nahe, als ich einige zwanzig Schritt von mir entfernt sich auf einem der Gräber etwas bewegen sah, das ich der anbrechenden Dämmerung wegen nicht recht mehr unterscheiden konnte. Ich trat näher hinzu und sah einen europäisch gekleideten jungen Mann, der das Gesicht in die Hände gesenkt auf dem Grabesstein saß. Beim Geräusch meiner Schritte blickte er empor; er war mir nicht unbekannt; ich hatte ihn oft in den Bazars, auf der Promenade, in den Straßen Kairo's angetroffen; zum Kreis meiner Freunde gehörte er indessen nicht; es lag in seinem Aeußern etwas melancholisch Düsteres, und etwas Geheimnißvolles schien sein ganzes Wesen und seine Existenz zu umschweben, das Jedermann seinen Umgang eher meiden, als suchen ließ. Als ich ihn hier fand, grüßte ich aus Höflichkeit, hütete mich aber zu fragen, was er da mache, obwohl ich nicht wenig erstaunt war, ihn hier mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes auf einem Grabe zu finden. Meine bescheidene Zurückhaltung schien ihn zu rühren.

„Sie sind ein diskreter Mann," sagte er bewegt; „meine Gegenwart hier muß Ihnen höchst seltsam erscheinen, und doch zeigen Sie nicht die mindeste Ueberraschung. Sie sind der Mann, der mein Vertrauen verdient, dem ich mein Herz eröffnen muß. Hören Sie mein trauriges Verhängniß:

„Wie Sie besuchte ich vor längerer Zeit eines Freitags diese Stadt der Todten, um ungestört die schönen Mohamedanerinnen beobachten zu können. Wider mein Erwarten blieben sie indessen alle verschleiert, und nur eine einzige ließ mich ihr Antlitz sehen. Wollte Gott, mein Auge hätte es nie erblickt! Alle andern waren Araberinnen; aber an dem Kostüm dieser Einen erkannte ich sofort, daß sie eine Türkin sei. Nun aber müssen Sie wissen, daß die Türkin dem Türken eben so hoch überlegen ist, als in Europa die Spanierin dem Spanier, oder die Polin dem Polen. Man hat oft darüber gestritten, ob eine Leidenschaft sich auf einen ersten einzigen Blick entzünden kann. Ich weiß jetzt, was ich darüber zu denken habe. Es sind heute sechzehn Monate, daß dieser Blitzstrahl mir in's Herz traf, und ich fühle seine verzehrende Gluth noch so heiß, wie am ersten Tage. Sie saß allein auf diesem Grabe, und durch ihre schmalen Finger glitt ein duftender Rosenkranz; in der Ferne sah ich einen kostbar aufgeschirrten, weißen Esel, der von einem kleinen abyssinischen Sklaven gehalten ward. Alles dies verrieth mir den hohen Rang der jungen Dame,

die nicht über zwanzig Jahre zählen konnte. Auch sie schien mich bemerkt zu haben; ein zufriedenes Lächeln strahlte auf ihrem Antlitz; aber im nächsten Augenblick hatte sie auch schon wieder den Schleier herabgesenkt; dann schwang sie sich mit der Leichtigkeit eines Kindes auf ihr Thier, und mit Windesschnelle war sie verschwunden. Wie sehr ich auch die ganze Woche jeden Theil der Stadt und jede Straße nach ihr durchspähte, ich fand keine Spur von ihr, und erst am folgenden Freitag sah ich sie wieder. Am liebsten wäre ich sogleich zu ihren Füßen niedergestürzt; aber ein tiefes Gefühl der Ehrfurcht hielt mich in scheuer Ferne zurück; dagegen beschloß ich, ihr heut um jeden Preis zu folgen und ihren Aufenthaltsort zu erforschen. Wie groß aber war meine freudige Ueberraschung, als sie mir kurz vor ihrem Aufbruch einen Wink gab, und mit einem Stäbchen allerlei Zeichen in den Sand schrieb. Wer malt Ihnen mein Entzücken, als ich las: „Folge mir!" Sie selbst gab mir den Befehl, die Erlaubniß zu dem, was ich so heiß ersehnt. Unser Ritt ging durch ein Gewirr von Straßen, deren Namen ich kaum gehört und die ich noch nie betreten hatte. Endlich hielten wir vor einer niedrigen Pforte. Sie öffnete selbst und schloß, nachdem ich eingetreten war, sorgfältig wieder zu. Das Haus schien ganz und gar verlassen, war aber mit aller Pracht und Bequemlichkeit des Orients ausgestattet. Mein Besuch durfte nur eine Stunde währen; mir erschien er kaum eine Sekunde lang; und doch war ich ihr so dankbar auch für dies kurze Glück. Ich hatte ihr doch meine namenlose Liebe gestanden und von ihr gehört, daß auch ich ihr werth sei, hatte doch ihren reizenden Namen, Emina, erfahren, bei dem ich sie künftig in meinen Gedanken nennen konnte. Alles andere aber blieb mir auch heute ein Geheimniß. Ich mußte sogar versprechen, nicht nach ihr zu forschen, ihr niemals ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß zu folgen.

Schon hoffte ich, daß jeder Freitag mir nun ein gleiches Glück bescheeren würde. Aber nein; schon am nächsten harrte ich ihrer vergebens auf dem Friedhof, und es vergingen mehrere Wochen, ehe ich Emina wiedersah und sie mir eine Zusammenkunft gestattete. Ich will Sie nicht mit einer ausführlichen Erzählung ermüden. Nur so viel erfahren Sie, daß auf diesen zweiten Besuch noch drei andere in immer längern Zwischenräumen folgten, und daß jetzt schon vier Monat verflossen sind, seit ich die Theure zum letzten Mal gesehen. Nur fünf Stunden bin ich glücklich gewesen, fünf Stunden in vollen sechzehn Monaten! Und dazu noch immer dasselbe tiefe Geheimniß. Ich weiß nichts, als daß sie Türkin ist; aber aus welcher Stadt? aus welcher Provinz? Wer ist ihre Familie? Ist sie Tochter oder Gattin? Ist sie verheirathet oder Wittwe? Ich weiß nicht einmal, wer der Todte ist, der hier zu

unsern Füßen schlummert, und den sie so oft besuchte. Welches Band knüpfte sie im Leben aneinander? Sie hat es mir nie gesagt; sie antwortete mir auf keine meiner Fragen. Was thut sie während der langen Zwischenräume, die meine Verzweiflung sind? Reist sie? Verbirgt sie sich? Diese Frau ist verschwiegen wie das Grab. Einmal wollte ich ihren kleinen Diener ausfragen; ich stieß auf dieselbe Hartnäckigkeit. Statt jeder Antwort wandte er mir den Rücken, und das Gold, das ich ihm angeboten, warf er mir vor die Füße." —

Diese leidenschaftliche Erzählung ward mir in einem Athem, ja gleichsam mit der ungestümen Raserei eines entfesselten Stromes vorgetragen, bis endlich die Stimme des Erzählers in einem wehmüthigen Schluchzen erstarb. Ich konnte ihm meine aufrichtigste Theilnahme nicht versagen, und beschloß von nun an durch die treuste Freundschaft die Wunde, wenn nicht zu heilen, doch zu lindern, die ihm die Liebe geschlagen. Schweigend kehrten wir mit einander nach Kairo zurück; ein stummer Händedruck war unser einziger Abschied.

Nach einigen Wochen sah ich meinen neuen Freund plötzlich in höchster Aufregung bei mir eintreten.

„Helfen Sie, retten Sie!" rief er bewegt, „Emina ist gefunden. Sie befindet sich augenblicklich im Schutz des griechischen Consuls; aber die inländische Justiz fordert ihre Herausgabe unter dem Vorwande, daß sie eine geborene Türkin sei und ihren Mann verlassen habe! Der Consul ist ein schwacher Mann, und ich fürchte, daß er die Unglückliche opfert!"

Diese flüchtigen Mittheilungen, die mir kaum halbes Licht in der Angelegenheit verschafften, gab mir mein Freund unterwegs; denn ohne Verzug waren wir von meiner Wohnung aufgebrochen. Der Consul machte keine Schwierigkeit, mich die Dame sehen zu lassen. Ich fand sie allein in ihrem schwach erleuchteten Zimmer; sie lag in der Attitüde der heftigsten Verzweiflung auf dem Divan, und ihr reizender Kopf war in die Kissen begraben. Als sie uns eintreten hörte, sprang sie empor, trocknete ihre Thränen und faßte sich schnell. Um ihr Vertrauen einzuflößen, ergriff ich ihre Hand und bat sie, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Emina war die Tochter einer vornehmen Griechin. Bei dem schauerlichen Blutbad, welches die Türken im Jahre 1822 auf der Insel Scio angestellt, war ihre Mutter gefangen genommen, von einem egyptischen Pascha in Kairo gekauft und als Sklavin in seinen Harem geführt worden. Hier hatte sie zehn Jahre später einer Tochter das Leben gegeben, welche ihr Herr, vielleicht ihr Vater, schon als Kind an einen andern Pascha verkauft. In dem Harem ihres neuen Herrn war sie allmälig zu dem reizenden

Weibe erblüht, das jetzt vor uns stand, und das der Pascha sehr bald zu seiner Favoritin, und wie er sagte, zu seiner Gemahlin erhob. Emina erfuhr jedoch, daß diese vorgebliche Heirath keine rechtmäßige sei, daß die gesetzlichen Formalitäten dabei umgangen seien, und war entrüstet über die ihr angethane Schmach. Bisher hatte sie über ihren eignen Ursprung nichts erfahren; sie wußte nur, daß sie Griechin und Sklavin sei, nichts weiter; ihre Mutter, die im Dienste jenes Pascha's geblieben, war ihr unbekannt. Da erkrankte diese plötzlich, und als sie ihren Tod nahe fühlte, bat sie ihren Herrn, ihre Tochter noch einmal sehen zu dürfen. Die Wiedererkennung Beider fand unter den zärtlichsten Thränen statt, und von den Lippen der sterbenden Mutter erfuhr Emina endlich den Unstern ihres Vaterlandes, ihrer Familie. Letztere hatte zu den vornehmsten der Insel gehört und war dem christlichen Glauben zugethan gewesen. Emina selbst war also eigentlich auch Christin, und nur durch einen Mißbrauch der Gewalt hatte man eine Muselmännin aus ihr gemacht.

Seit dieser Stunde empfand sie einen unversöhnlichen Haß gegen die Henker ihrer Verwandten und ihres Vaterlandes; der Pascha aber, der sich für ihren Gemahl ausgab, ward ihr doppelt und dreifach zuwider als Türke und Herr, als Verführer und Muselmann; denn der ganze Stolz der Christin war plötzlich in ihr erwacht. Nur der einzige Gedanke an die Flucht beschäftigte sie noch. Solch ein Unternehmen stößt im Orient auf fast unübersteigliche Hindernisse; dennoch gelang es ihrem festen Willen, diese zu überwinden. Schon im Voraus hatte sie sich im Hause eines griechischen Kaufmanns, eines braven ältern Herrn, ein Unterkommen gesichert. Ursprünglich Christ, wie sie, hatte derselbe nur, um bei jenem oben erwähnten Blutbade die Seinigen zu retten, die mohamedanische Religion äußerlich angenommen, war aber im Herzen dem Glauben seiner Väter treu geblieben. Bei ihm lebte sie eine Zeit lang in tiefster Verborgenheit, bis der Tod plötzlich auch ihn abrief. Nun stand sie auf der weiten Welt allein da, hatte nichts mehr, woran ihr Herz hing, als das Grab ihres Wohlthäters, an dem mein Freund sie zuerst gefunden. Wie gern hätte sie diesem, dem ihr verwaistes Herz sogleich vertrauend entgegenschlug, schon damals ihre Seele eröffnet; aber sie fühlte eine tiefe Scheu, ihm zu gestehen, in welcher erniedrigenden, schmachvollen Stellung sie sich in jenem Harem befunden, und mußte sie nicht fürchten, daß er in übertriebenem Eifer vielleicht eine Unvorsichtigkeit beginge, die sie verrathen könnte? denn auch ihr ehemaliger Herr hatte inzwischen nicht aufgehört, ihrem Versteck nachzuforschen. Eine so schöne Sklavin ist ein Besitzthum, auf das ein Pascha nicht so leicht Verzicht leistet. Trotz aller Vorsicht trat der schreckliche

Moment doch endlich ein; sie ward entdeckt. Jetzt blieb ihr nichts übrig, als Schutz beim griechischen Consul zu suchen, wo wir sie gefunden. Aber auch dieses Asyl war von ihren Verfolgern nicht respektirt worden. Mochte man sie nun als Sklavin oder Gattin jenes Pascha's betrachten, in beiden Fällen war sie nach den Gesetzen des Landes gleich strafbar, und der griechische Consul glaubte nicht das Recht zu haben, sich diesen Gesetzen entgegen zu stellen. Während wir noch über die Sache sprachen, traten die Schergen ein, und Alles war verloren. Es gab eine herzzerreißende Scene. Wir Alle waren bleich vor Schreck, vor Zorn und im Gefühl unserer Machtlosigkeit; Emina war, sobald der erste Scherge die Hand nach ihr ausstreckte, ohnmächtig zusammengebrochen, und bewußtlos ward sie von dannen getragen.

Wir haben nie erfahren, was aus ihr geworden. Der Orient ist das Land des Geheimnisses; wir hatten ein neues und schreckliches Beispiel davon. Alle unsere Nachforschungen, alle unsere Maßregeln blieben erfolglos; wir vernahmen nichts, als unbestimmte, dunkle und unheilvolle Gerüchte. Wolle Gott, daß nicht der Nil den Schlüssel zu diesem finstern Räthsel birgt!

Mein armer Freund war bald vor Kummer und Verzweiflung zu einem Schatten seines frühern Selbst geworden. Er wollte den Ort nicht mehr verlassen, wo er die wenigen glücklichen Stunden seines Lebens zugebracht; vielleicht wankt er noch immer einsam und trostlos in Kairo umher.

III.

Der Koran mag immerhin den Genuß des Weines verbieten; die Mohamedaner nehmen dieses Verbot nicht so genau, daß sie nicht gelegentlich bei sich und bei Andern dennoch ihr Herz an dem irdischen Nektar erlaben sollten. Wie bei uns wird der Wein im Verein mit der Liebe von den Poeten gepriesen, und „der Saft der Rebe", der „göttliche Trank", der „schäumende Becher" sind Ausdrücke, die ihnen kaum minder geläufig sind, als unsern Sängern des Bachus. Dennoch ist der Wein nicht das Getränk, an dem die Mohamedaner sich zu berauschen pflegen; zu diesem Zweck bedienen sie sich des „Araki", eines aus dem Saft der Palme bereiteten Branntweins, den sie in solchen Quantitäten trinken, daß sie zuletzt in einem wahrhaft thierischen und lethargischen Schlaf

versinken. Sie nennen das „ihren Keff machen", und laden einander gern und oft ein, um sich ganz geflissentlich mit einander zu berauschen. Diese niedrige Trunksucht ist indessen fast ausschließlich den Türken eigen, und ich könnte hohe Würdenträger dieser Nation nennen, die keine andere Erholung und Erheiterung kannten, als die Befriedigung dieser gemeinen Leidenschaft, während mir bei den Arabern auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden ist. Unter dem eigentlichen Volk ist diese Sitte nun vollends ganz und gar unbekannt. Zur Entschädigung aber hat dasselbe eine leidenschaftliche Vorliebe für den Genuß des Hadschisch. Mag die Polizei seinen Gebrauch auch noch so streng untersagt haben, er wird in Kairo überall öffentlich verkauft, entweder in europäischen Apotheken oder in Form von Bonbons in inländischen Kaufläden.

Es ist bekannt, daß der Hadschisch mächtig auf die Thätigkeit des Gehirns einwirkt und die sonderbarsten Hallucinationen hervorruft. Aus rein wissenschaftlichem Interesse, um diese oft geschilderte Wirkung einmal selbst zu erproben, stellte ich mit mehreren meiner Freunde in meiner Wohnung allerlei Versuche an. Den Anfang machte ein Arzt; dieser nahm eine sehr starke Dosis Hadschisch, worauf sich alsbald ein heftiges Klopfen aller Pulse und ängstliches Zucken durch den ganzen Körper zeigte; sodann aber Anfälle von Beklemmung und Uebelkeit. Während dessen war jedoch sein Geist noch fortwährend klar geblieben, wie im gewöhnlichen Zustande; allmälig aber, je nachdem das körperliche Uebelbefinden abnahm, bemächtigte sich seiner eine solche Ueberreizung aller Sinne, daß er Dinge um sich her wahrnahm, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und obwohl das Zimmer, in dem wir uns befanden, vollkommen dunkel war, so glaubte er es doch bald von einem feurigen Roth, bald von einem strahlenden Azurblau erhellt. In Mitten des tiefsten Schweigens glaubte er ein geheimnißvolles Geräusch zu vernehmen; zuerst das Läuten vieler Glocken, dann eine zarte Musik, die aus einer benachbarten Kirche herzutönen schien. Die Orgel modulirte in sanften Akkorden, und ward durch frische, jugendliche Mädchenstimmen zuweilen unterbrochen. Er hörte dies Alles deutlich, und doch war er sich vollkommen klar bewußt, daß es eine Täuschung der Sinne in Folge des genossenen Hadschisch sei, so daß seine Seele wie im magnetischen Zustande gleichsam zwei Existenzen zu haben schien. Auch im Geschmack und Geruch erzeugten sich ähnliche Einbildungen; er fühlte sich von himmlischen Düften umfächelt und empfand einen köstlichen Wohlgeschmack, obwohl er weder Speise noch Trank vor sich hatte. Endlich führten wir ihn auf die Straße. Diese schien ihm von einer endlosen Länge; auch sah er sie doppelt und endlich gar dreifach

mit allen lebenden und leblosen Gegenständen, die sie einschloß. Zuletzt verlor er das Gedächtniß, und alle seine geistigen Fähigkeiten schienen in Aufruhr; er wurde durch einen unüberwindlichen Reiz zum Lachen ergriffen, und es fehlte ihm jede Berechnung der Zeit; eine Minute dünkte ihm eine Stunde. Unter andern sonderbaren Hallucinationen sah er auch den Kopf eines römischen Kaisers auf den Schultern eines Vorübergehenden.

Ein Anderer, mit dem wir einen Versuch anstellten, glaubte sich in eine Locomotive verwandelt; er schwenkte die Arme hin und her, um die Bewegung der Räder nachzuahmen; dabei arbeitete und blies er mit aller Kraft seiner Lunge, als wolle er den ausströmenden Dampf darstellen. Dieser Zustand dauerte drei volle Stunden.

Ich selbst, als die Reihe an mich kam, empfand zuerst ein schmerzliches Zittern aller Glieder und ein unerträgliches Brennen im Leibe; mein Herz und meine Adern aber schlugen so heftig, daß ich das Kochen meines Blutes nur mit dem Brausen und Sausen eines wilden Wasserfalles vergleichen konnte. Dann verlor ich die Unterscheidung der Formen; ich glaubte einen unbegrenzten Körper zu bewohnen und in einer Lichtatmosphäre zu schwimmen. Plötzlich stand ich auf dem Gipfel der großen Pyramide und schaute mit trunkenem Entzücken die golden glänzende Landschaft zu meinen Füßen. Jetzt erst begriff ich das Paradies Mohameds und die funkelnden Fantasiegestalten der „Tausend und Einen Nacht," den unermeßlichen Reichthum und die wunderbare Wärme der orientalischen Poesie. Diese Krisis dauerte bei mir einen großen Theil der Nacht und endigte in einer beinahe dreißigstündigen Erschöpfung und Trägheit.

Ein andrer Herr meiner Bekanntschaft nahm eine weit geringere Dosis Hadschisch, trank darauf eine Tasse Kaffee und speiste eine Stunde später zu Mittag. Er befand sich vollkommen wohl, und die eigentliche Wirkung stellte sich erst am Abend ein. Alles nahm nun in seinen Augen heitere, lächelnde Farben an; er selbst war ungewöhnlich munter, regsam und scharfsinnig. Noch ein Anderer fand unter der Wirkung des Hadschisch die Lösung einer schwierigen mathematischen Aufgabe, worüber er seit drei Monaten vergebens gegrübelt hatte.

Der Hadschisch wird aus dem „Konnab", einer hanfartigen Pflanze, gewonnen, und die Erfindung einem indischen Scheik zur Zeit des Mohamed zugeschrieben. Seine weitere Verbreitung fand dagegen erst viel später, im siebenten Jahrhundert der Hedschra statt, wo ein arabischer Heiliger, Namens Haïder, dessen Kloster auf einem Berge gelegen war, sich in seiner frommen Zurückge-

zogenheit des Hadschisch bediente. Bald ahmten die Fakire seines Ordens sein Beispiel nach, woher der Hadschisch auch den Namen „Fakirkraut“ führt.

IV.

Niemand glaube, daß die Alchymie im Orient eine aufgegebene Wissenschaft sei; im Gegentheil, obwohl sie noch keinen Menschen bereichert hat, so steht sie doch noch immer in hohen Ehren. Ich selbst lernte in Kairo zwei Alchymisten kennen, welche seit langen Jahren nach dem Stein der Weisen, d. h. nach der Kunst, Gold zu machen suchten, und die, obschon jeder dabei unabhängig vom andern seinen eignen Weg verfolgte, doch keiner des andern endliche Resultate in Zweifel zog. Der Eine operirte auf seine eigene Rechnung, und hatte richtig so lange in das Feuer seiner Schmelzöfen geblasen, bis er ein ruinirter Mann war. Der Andere arbeitete für einen reichen Pascha, der die nöthigen Fonds hergab, für den aber bisher leider aus den Schmelztiegeln des Adepten auch noch nichts erstanden war, als die Hoffnung künftigen Gewinnes. Beide Alchymisten waren mit einem Buch ausgerüstet, das ihnen bei ihren geheimen Operationen als Führer diente, das sie aber sorgfältig vor Jedermann versteckten. Der Aelteste von Beiden, derjenige, der für eigene Rechnung laborirte, schrieb die Langsamkeit seiner Erfolge dem Umstande zu, daß sein Buch ein gewisses einziges Wörtchen enthielte, dessen Sinn zu ergründen ihm bisher noch nicht gelungen war; von dem Augenblick an, wo er es recht verstehen würde, war er gewiß, die Thaler mit dem Scheffel zu messen. Sein jüngerer und mittheilsamerer Genosse hatte nicht weniger Zuversicht, wofern er nur ein gewisses, bei seinen Operationen unentbehrliches Kraut aufzufinden vermöge.

Dieses geheimnißvolle Kraut nun, das nach seiner Meinung in den Gebirgen des Landes Yemen wachsen sollte, existirt gleicher Weise auch in Syrien. Ein Maronit, der es kannte, theilte mir Folgendes darüber mit: Bald nach dem Schmelzen des Schnee's findet man auf dem Libanon ein Kraut, das von den Ziegen sehr gern gefressen wird, und die Eigenschaft besitzt, ihre Zähne mit einem schönen Goldgelb zu färben. Er hatte es eines Tages mit sich nach Hause genommen, und siehe da, das Tuch, worin er es getragen, zeigte dieselbe Farbe und schien außerdem wie verbrannt.

Er rieb den Griff seines Säbels damit, und auch dieser nahm im Augenblick den schönsten Goldglanz an, nicht minder alle übrigen Gegenstände, die er mit dem kostbaren Kraut in Berührung brachte.

Die Alchymie ist übrigens bei Weitem nicht die einzige geheime Wissenschaft, der die Araber ergeben sind. Die erste unter allen ist in ihren Augen „Ism Allah", „die Wissenschaft vom Namen Gottes", zu der Allah, nach ihrem Ausdruck, das Schloß und Mohamed der Schlüssel ist; auch gilt sie für das Eigenthum der Muselmänner allein. Die Eingeweihten dieser Wissenschaft nehmen wahr, was in fernen Ländern vorgeht; sie stehen in Verkehr mit Geistern, die stets bereit sind, ihre Befehle auszuführen; sie besitzen Macht über Wind und Wellen, über die Jahreszeiten, über die ganze Natur; sie sehen die verborgenen Schätze; sie verstehen alle Krankheiten und alle Wunden, besonders den Biß der Schlangen, zu heilen. Die großen muselmännischen Heiligen haben es kraft ihrer tiefen Studien, ihres Nachdenkens, ihrer Fasten und der Einsamkeit in dieser erhabenen Wissenschaft so weit gebracht, daß sie, mochten sie nun in Bagdad oder im Lande Yemen, in Stambul oder Marokko leben, jeden Mittag ihre Gebete zu Mekka in der Kaaba verrichten konnten, ohne thatsächlich auch nur einen Fuß vor ihre Wohnungen zu setzen. Ein Kaufmann, der in diese allerheiligste Wissenschaft eingeweiht war, befand sich einst im fürchterlichsten Sturme auf dem rothen Meer. Im Augenblick, als das Schiff an einer Klippe zu zerschellen drohte, hatte er nichts weiter nöthig, als einen mit geheimnißvollen Zeichen beschriebenen Streifen Papier am Mastbaum zu befestigen, und der Sturm legte sich sofort. Der Lehrer dieses Kaufmanns war aber auch ein großer Heiliger aus Bagdad gewesen, der eines unbegrenzten Rufes und Ruhmes genoß. Der Schüler darf die Wissenschaft vom Namen Gottes nur ausüben, nachdem er derselben viele Jahre lang unter den Augen seines Lehrers obgelegen. Während seines Noviciates muß er sich mit den Büchern vertraut machen, in denen die Wissenschaft niedergelegt ist. Diese Bücher, welche ein Ungläubiger weder sehen noch berühren darf, enthalten allerlei Formeln und Gebete, allerlei mathematische und kabbalistische Figuren, mit einem Wort alle nöthigen Instruktionen. Die wahren Eingeweihten geben aber nichts auf äußern Schein, und überlassen alle Charlatanerie den falschen Heiligen.

Eine andere geheime Wissenschaft ist die Wissenschaft „Sihr". Sie ist eben so unheilbringend, als jene vom Namen Gottes göttlich und segenverbreitend. Sie wirkt nur zerstörend auf Andere ein und besteht im Wesentlichen darin, die Menschen zu behexen. Begegnet z. B. ein Adept der Wissenschaft „Sihr" einer Frau,

in die er sich verliebt, so braucht er nur ein geheimnißvolles Papier an ihre Thür zu nageln, und diese Frau, die ihn nicht kennt, die ihn vielleicht nicht einmal bemerkt hat, entwindet sich im Augenblick den Armen ihres Gemahls und wirft sich in die seinigen. Man begreift, wie solche Leute von Jedermann gefürchtet sind, und daß alle wahren Gläubigen diese Wissenschaft verwerfen. Dennoch wird sie im Stillen von Männern sowohl als Frauen fleißig geübt, und die einen wie die andern machen den strafbarsten Gebrauch davon.

In kaum bessern Rufe steht die Wissenschaft „Ramle", vermöge welcher man das Horoskop stellt. Es ist dazu hinreichend, daß man seinen Namen und denjenigen seiner Mutter nennt. Ein Jude in Kairo übte diese Kunst mit vielem Erfolge; und namentlich Kranke, die den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihres Leidens zu erfahren wünschten, stellten sich bei dem Juden ein, um sein magisches Buch zu befragen. Gewöhnlich empfängt der Prophet für seine Mühe einen Hahn oder ein Schaf.

Die Wissenschaft „Kurra" ist die der Amulette, d. h. der mit mysteriösen Worten und Zeichen beschriebenen Papierstreifen, die man am Arm, auf der Brust oder in ledernen Etuis bei sich zu tragen pflegt. Man hängt sie auch, um dieselben in gutem Stande zu erhalten, an den Hals der Esel, Maulthiere und Pferde; man befestigt sie an den Bäumen, an den Thoren der Städte und Häuser. Diese von allen Frommen hochgeachteten Amulette besitzen vielerlei Macht. Es giebt deren gegen Haß und Neid, gegen Zauber und Krankheit, selbst gegen den Stich der Moskito's und gegen das Quaken der Frösche. Es steht natürlich nicht in Jedermanns Macht, dergleichen wirksame Amulette anzufertigen. Dazu muß man die Wissenschaft „Kurra" studiert haben, deren Gelehrte beim Volk in hoher Achtung stehen und von Reichen und von Armen, je nach ihrem Vermögen, Geschenke erhalten.

Was endlich die Wissenschaft „Simia" anbetrifft, so ist dies die reine Zauberei; denn sie lehrt unter Anderm, aus jedem beliebigen Gefäß jede beliebige Flüssigkeit zu gießen, die nicht darin enthalten ist; das Ei in ein Huhn, den Staub in eine Frucht zu verwandeln; ohne Schaden glühende Kohlen und giftige Schlangen zu essen u. s. w. Jeden Freitag durchziehen die Anhänger dieser Wissenschaft singend beim Schall einer Trommel die Straßen und produciren die angeführten Wunder vor den Augen des Volks. Vor allen andern Tagen wird der Geburtstag des Propheten durch Ausübung solcher Kunststücke gefeiert. Da dauern die frommen Gesänge, das begeisterte Geschrei zehn volle Tage und Nächte hindurch, und wehe dem Ungläubigen, der dann in einen Haufen des

wild aufgeregten Volkes geräth. Flüche und Drohungen sind das Geringste, womit man ihn regalirt.

Auch die Medizin gilt im Orient zum Theil für eine geheime Wissenschaft. Die Kunst der arabischen Aerzte zwar besteht, so viel mir bekannt geworden, nur in einer geschickten Anwendung von allerlei sogenannten Hausmitteln. Sie sind in Kairo ziemlich schlecht gestellt, und obwohl sie gewöhnlich abwechselnd bald als Aerzte, bald als Chirurgen, als Apotheker, Chemiker und selbst als Thierärzte agiren, so vermag das Alles sie doch nicht zu bereichern. Auch die alten Weiber kann man mit Recht in Kairo unter die Aerzte zählen; ihre Konkurrenz wird diesen um so nachtheiliger, als jene ungehindert in allen Harems ein- und ausgehen dürfen. Hier glaubt man willig an die Unfehlbarkeit ihrer Mixturen und Pulver, und das Unheil, das sie anrichten, ist oft wahrhaft entsetzlich. Dagegen gab es zu meiner Zeit in Kairo einen parsischen Arzt, der unlängst aus Hindostan angekommen war. Mit diesem verkehrte ich viel, weil sein Charakter, von einer seltenen Treue, Redlichkeit und Reinheit, mir vom ersten Augenblick in hohem Grade imponirte. Obwohl man zu behaupten pflegt, daß die Parsen die Sonne anbeten, so war dies bei ihm doch nicht der Fall. Er sah in ihr nur das reinste Sinnbild des Feuers; für dieses wohlthätige Element aber hegte er eine so große Achtung, daß er seine Schmelzöfen niemals auslöschte, sondern die Gluth darin nur allmälig von selbst verlöschen ließ. Ja, er versicherte mir, daß der echte Parse sogar sein Haus abbrennen sieht, ohne mit einem einzigen Tropfen Wasser herbei zu eilen.

Namentlich für seine europäischen Genossen bekannte mein Parse eine souveräne Verachtung, erstens weil sie ihre Arzneien nicht eigenhändig bereiten, und besonders, weil sie selbst ja zum großen Theil jung sterben.

„Mein Lehrer,“ sagte er mit gerechtem Stolz, „wohnt seit fünfzig Jahren auf einem Berge unweit Delhi; er ist jetzt hundert und sieben Jahre alt; das ist aber noch nichts gegen das Alter, welches seine Vorfahren erreicht haben. Ich hoffe,“ schloß er, „ihn bei meiner Rückkehr noch lebend und wohlauf zu finden, und selbst ein so hohes Alter zu erreichen, wie er.“

So oft er Arzneien bereiten wollte, verabschiedete er mich; er schloß sich dann sorgfältig in seinem Laboratorium ein, und Niemand als sein Schüler, der ihm die nöthigen Handreichungen leisten mußte, hatte dann Zutritt bei ihm. Nebenbei war er auch ein wenig Alchymist; er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Schmelzen von Rubinen, um aus mehreren kleinen ohne Werth einen größern herzustellen. Er war, wie er sagte, bereits so weit

gekommen, den köstlichen Stein in Fluß zu bringen, nur setzte sich die flüssige Materie noch an den Wänden des Schmelztiegels fest, ohne daß er bis jetzt ein Mittel gefunden, diesem Uebel abzuhelfen.

V.

Auf meinen Wanderungen in und um Kairo gerieth ich eines Tages in eine der bevölkertsten, schmutzigen Vorstädte, in denen die Sklavenhändler ihre lebende Waare bergen. Da an einem dieser traurigen Bazare das Thor offen stand, so benutzte ich die Gelegenheit, einen Blick hinein zu werfen. Ich trat in einen großen, viereckigen Hof, der auf drei Seiten eingeschlossen war. Das Parterre bestand aus Magazinen, in denen Gummi, Tamarindenholz, Leoparden- und Pantherfelle aufgehäuft lagen, während sich im obern Stockwerk eine Reihe von Gemächern auf eine offene, baufällige Gallerie öffneten, und kein anderes Licht als durch die Thür empfingen. Die Wände dieser elenden, schmutzigen Räume waren kahl und verfallen, und statt aller andern Geräthschaften bemerkte ich nur einige an der Erde liegende zerrissene Matten. Hier pflegten die Sklavenhändler ihre unglückliche Heerde für die Nacht einzuquartieren, während sie dieselbe am Tage in den Hof hinaustrieben. Auch fand ich letztern bei meinem Eintritt mit Sklaven beiderlei Geschlechts angefüllt, von denen der älteste noch kaum zehn Jahre zählen mochte.

Alle Racen des nördlichen Afrika's waren hier vertreten, von dem auf tiefster Stufe stehenden Neger aus Darfur, bis hinauf zum Abyssinier, der, die Farbe ausgenommen, die edlen Züge der kaukasischen Race trägt. Die Mehrzahl der letztern, der Abyssinier, hatten hübsche, geweckte Gesichter und kluge Augen; die übrigen aber, Mädchen und Knaben, waren mit wenigen Ausnahmen von einer abschreckenden Häßlichkeit. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß sie Alle nackend waren und sich wie das Vieh im Staube wälzten. Freie Kinder, wenn sie in so großer Anzahl beisammen gewesen wären, würden einen Höllenlärm gemacht haben; in dieser schwarzen, wimmelnden Heerde aber herrschte das tiefste Schweigen; die Furcht vor der Peitsche drückte sie nieder, und wenn auch einige wenige voll Sorglosigkeit mit einander spielten, so geschah es doch so leise, daß man, wenn man die Augen schloß, den Hof für ganz öde und verlassen halten mußte.

Ich ward sogleich von den Sklavenhändlern umringt, die mir ihre Waaren anboten und anpriesen. Ein einziger allein machte mir kein Anerbieten, obwohl er mir mit den Augen folgte. Er saß auf einem Teppich niedergekauert und rauchte seinen Schibuk, scheinbar ganz gleichgültig gegen das, was um ihn vorging. Als ich aber zufällig in seine Nähe kam, blinzelte er mich mit schlauem Lächeln an.

„Ich habe etwas Besseres," flüsterte er mit geheimnißvoller Miene.

„Was denn?" fragte ich.

„Eine Weiße."

Dieses Wort erregte meine Neugier; der Schlaukopf merkte es wohl; er erhob sich stillschweigend und stieg die Treppe zur Gallerie hinauf, ohne mir ein Zeichen zu geben, aber fest überzeugt, daß ich ihm folgte. Oben angelangt, öffnete er eine sorgfältig verschlossene Thür und ließ mich in ein Zimmer treten, in dem ich, von dem grellen Sonnenschein draußen geblendet, geradezu nichts unterschied. Allmälig jedoch gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich erblickte eine auf einer Matratze ausgestreckte menschliche Gestalt.

„Sie sehen," sagte der Menschenfleischhändler, „wie ich für sie Sorge trage. Statt einer Matte gebe ich ihr eine Matratze; das würde keiner von meinen Gefährten thun. Außerdem führe ich sie alle Tage zum Baden, und erst gestern habe ich sie neu gekleidet."

Ich hätte ihm antworten können, daß die Toilette seiner Sklavin ihn nicht ruinen würde, indem ihre ganze Kleidung in einem einfachen Stück weißen Baumwollenzeuges bestand. Das Mädchen machte während dessen keine Bewegung und blieb niedergestreckt, als befände sie sich noch allein und in der Finsterniß. Der Sklavenhändler rief sie jetzt bei ihrem Namen — Ipsa hieß sie — und redete sie in einer mir unbekannten Sprache, und zwar in einem so schmeichelnden Ton an, daß diese Milde offenbar erkünstelt war. Auch jetzt noch stellte die Sklavin sich taub und rührte sich nicht, bis er sich zu ihr niederbeugte und ihr mit ganz veränderter Stimme einige Worte, offenbar eine Drohung, in's Ohr rief, und sie zu gleicher Zeit beim Arm emporriß. Als sie vor mir stand, so daß der Schein des Lichtes sie traf, nahm er ihr das Tuch vom Leibe, so wie ein Künstler die zu verkaufende Statue vor den Augen des Beschauers zu entschleiern pflegt.

Der Sklavenhändler hatte mir eine Weiße angekündigt. War auch diese Behauptung ein wenig prahlerisch, so war sie doch nicht ganz falsch, denn es war wenigstens keine Schwarze, die ich vor Augen hatte. Mit etwas gutem Willen hätte man sie wohl

für eine sehr helle Mulattin oder sehr dunkle Portugiesin halten können.

„Wie ich Ihnen sagte," begann der Sklavenhändler wieder, „selbst die Frauen Ihres Landes können nicht weißer sein. Und fühlen Sie nur die Weichheit ihrer Haut, ihres Haars! Ist es nicht wie die feinste Seide? Ich könnte sie für eine Cirkassierin ausgeben und sie zu einem fabelhaften Preis losschlagen, denn dieser Artikel wird immer seltener auf dem Markte; indessen man weiß, daß ich ihn nicht führe, und das Mädchen selbst würde mich Lügen strafen, denn sie kennt ihren Ursprung wohl. Außerdem, Du lieber Gott, ist man ein rechtschaffener Mann und guter Mohamedaner; ich mache nur redliche Geschäfte und sage Ihnen lieber von vorn herein die Wahrheit: das Mädchen ist eine Abyssinierin, aber eine Abyssinierin, wie sie noch nie existirt hat und nie wieder existiren wird. Urtheilen Sie gefälligst selbst; Ihre eigenen Augen werden Ihnen mehr sagen, als alle meine Worte."

Ich schämte mich aus tiefster Seele wegen dieses Examens, zu dem ich aufgefordert ward; dennoch konnte ich meine Augen von der lebenden Statue nicht losreißen, die hier wie eine Venus von parischem Marmor, dessen Farbe sie in der That trug, vor meinen Augen stand. Der geschickteste Meißel eines griechischen Künstlers hat nie etwas Vollkommneres an Grazie und Ebenmaaß geschaffen; die Galathea eines Pygmalion wäre vor Eifersucht erblaßt neben diesem Meisterwerk der Natur. Nur ihr Gesicht contrastirte mit der Reinheit dieser Linien und Formen; alle ihre Züge trugen einen wild empörten Ausdruck; ihre kleinen Perlmutterzähnchen waren krampfhaft zusammengepreßt, und ihre schwarzen Augen sprühten Blitze des Zorns, der Scham und der Verachtung. Ihre ganze Seele war offenbar aufs Tiefste entrüstet über die Gewalt und Schmach, die man ihr anthat, und dieses war es, was ihr mein Mitgefühl zuwandte, weit mehr als ihre Schönheit es gekonnt hätte. Ich empfand vom ersten Augenblick an das lebhafte Verlangen, nicht sie zu besitzen, sondern sie zu befreien.

„Nun," begann der Sklavenhändler wieder, „was sagen Sie dazu? Wie hoch schätzen Sie das Mädchen? Was wollen Sie mir dafür geben?"

„Ihr wißt," entgegnete ich, „daß die Christen meines Vaterlandes keine Sklaven halten dürfen; das Gesetz verbietet es ausdrücklich, und ich würde bestraft werden, wenn ich es überträte."

„O, ich weiß das," sagte der Sklavenhändler; „nichts ist aber leichter, als das Gesetz zu umgehen. Gefällt Ihnen das Mädchen, so kaufen Sie es unter erborgtem Namen; ich habe Leute genug bei der Hand, die uns diesen Dienst erweisen; dergleichen kommt

hier alle Tage vor. Sagt Ihnen das aber nicht zu, so giebt es einen noch viel einfacheren Weg. Ipsa hat weder Vater noch Mutter; ich betrachte mich also mit Recht als ihren Vormund; nichts auf der Welt aber kann mich verhindern, Sie statt meiner als solchen einzusetzen. Sie wird dann nicht Ihre Sklavin, sondern Ihre Mündel, und Sie haben volle Gewalt über sie bis zu ihrer Mündigkeit; bis dahin aber haben Sie noch eine schöne Zeit vor sich, denn Ipsa hat so eben erst ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt. Für zwanzigtausend Piaster steht sie Ihnen zu Gebote; überlegen Sie die Sache und theilen Sie mir Ihren Entschluß mit!"

Mein Wunsch, das unglückliche Mädchen, die sich als Abyssinierin obenein zum Christenthum bekannte, aus den Händen dieses rohen Menschen zu befreien, war während seiner Rede immer lebendiger in mir geworden. Woher aber sollte ich die enorme Summe, die meine Mittel so weit überstieg, nehmen? Ich sann hin und her; es wollte mir kein Ausweg einfallen, und doch flüsterte mir eine innere Stimme zu, daß ich diesen edlen Gedanken nicht unterdrücken möchte, daß sich die Mittel zu seiner Ausführung schon finden würden.

„Ehe ich irgend einen Entschluß fassen kann," erwiderte ich dem Sklavenhändler, „muß ich wissen, woher das Mädchen stammt und wie sie in Eure Hände gekommen ist. Hütet Euch aber, mir eine Unwahrheit zu sagen, wenn Ihr nicht wollt, daß unsere Unterhandlungen sofort abgebrochen werden."

„Die Sache ist die einfachste von der Welt," begann der Sklavenhändler seine Erzählung, als wir das Zimmer Ipsa's wieder verlassen hatten; „Sie sollen die volle Wahrheit aus meinem Munde vernehmen; welchen Grund sollte ich auch haben, sie Ihnen zu verbergen? Ich kam aus dem Innern von Abyssinien und hatte eine hübsche Ladung blutjunger Sklavenkinder bei mir; das älteste war noch kaum zehn Jahre alt. Kaum eine Stunde weit mehr von der egyptischen Grenze entfernt, machte ich mit meiner Karavane an einem Brunnen Halt, als plötzlich aus dem nahen Dorfe dieses Mädchen kam, um Wasser zu schöpfen. Ich war auf der Stelle von ihrer Schönheit geblendet und machte sogleich einen Ueberschlag, was sie mir in Kairo eintragen könnte, wenn es mir gelänge, mich ihrer zu bemächtigen. Aber das war nicht leicht; sie in meiner Eigenschaft als Sklavenhändler durch Versprechungen zu locken, sogar unmöglich; eben so wenig konnte ich, da ich auf meine Heerde Achtung geben mußte, Gewalt gebrauchen. Ich nahm also meine Zuflucht zur List.

Für's Erste that ich, als ob ich sie gar nicht bemerke; ich ließ sie ruhig in ihr Dorf zurückkehren, und brach, nachdem ich mit

meiner Schaar am Brunnen übernachtet hatte, am nächsten Morgen auf. Bald lag die Grenze in unserm Rücken; nun aber übertrug ich die Aufsicht über die Karavane einem meiner Diener, hieß ihn mich in der ersten egyptischen Stadt erwarten, und kehrte sofort nach jenem abyssinischen Dorfe zurück. Ipsa's Wohnung, die sie mit ihren Eltern inne hatte, war bald entdeckt; ebenso gelang es mir, mich den Tag über in der Nähe versteckt zu halten. Am Abend ging das Mädchen, ganz wie ich erwartet hatte, wieder zum Brunnen; jetzt war keine Minute zu verlieren; ich legte Feuer an die Hütte der Eltern und verschloß die Thür sorgfältig von außen, so daß Niemand entkommen und Hülfe herbeischaffen konnte. Ich kam zum Brunnen in demselben Augenblick, wo Ipsa ihren Krug gefüllt hatte, und wo ich die ersten hellen Flammen aus ihrer elterlichen Hütte emporlodern sah. Rasch faßte ich sie in meine Arme und hielt ihr den Mund zu, um ihr Geschrei zu ersticken; ein kleiner Knabe aber, Ipsa's Bruder, den ich bisher nicht bemerkt hatte, rief so laut um Hülfe, daß ich schon Alles verloren glaubte. Gern hätte ich auch den kleinen Burschen noch mit mir geschleppt; dies aber ging nicht an und ich mußte mich begnügen, ihn unschädlich zu machen; ich ergriff ihn bei einem Bein und warf ihn in den Brunnen, wo er sofort aufhörte zu schreien.

Schon war ich mit meiner schönen Beute eine tüchtige Strecke vom Dorf entfernt und glaubte jede Gefahr überstanden, da kam, o neues Hinderniß! ein langer Bursche von etwa zwanzig Jahren, Ipsa's Geliebter, hinter mir hergelaufen. Er war mit einem Spieß bewaffnet, den er mir zornschnaubend so eben ohne Umstände durch den Rücken bohren wollte; geschwind aber wandte ich mich um, stellte das Mädchen an die Erde und sagte mit väterlichem Ton: „Wozu diesen Spieß, junger Freund? Du solltest mir im Gegentheil danken; Ipsa's elterliche Hütte steht in Flammen, und ich habe Deine Braut gerettet."

Der Zorn des jungen Menschen war sogleich gewichen; es folgte eine zärtliche Umarmung des liebenden Paars, und ich benutzte diesen Moment der eingetretenen Ruhe, den leichtgläubigen Burschen mein Messer in den Nacken zu bohren. Ohne Laut brach er zusammen; Ipsa aber fiel zum Glück in eine Ohnmacht, so daß ich ohne allzu große Anstrengung mein Ziel mit ihr erreichte. Alles was weiter geschah, ist Nebensache; wozu soll ich Ihnen Ipsa's Verzweiflung schildern, ihre Versuche, bald zu entfliehen, bald ihrem Leben ein Ende zu machen. Gegen solche Unarten haben wir ein gutes Mittel, das ist die Peitsche, und auch Ipsa hat sie kennen gelernt."

Diese schamlos freche Offenheit des Sklavenhändlers empörte mich noch mehr, als Lügen und Beschönigung seiner Schändlich-

keiten es gethan haben würden. Schlaflos warf ich mich die ganze Nacht auf meinem Lager umher: wie konnte ich Ipsa retten? Am nächsten Morgen begab ich mich in das Kloster der Väter von der Heiligen Erde.

„Verehrte Väter," sagte ich, „ich weiß ein gutes Werk für Euch zu thun; es schmachtet in diesem Augenblick in Kairo eine Christin, die durch einen Nichtswürdigen geraubt worden ist und als Sklavin verkauft werden wird, wenn wir sie nicht binnen vierundzwanzig Stunden erlösen. Der Preis ist allerdings hoch; er beträgt zwanzigtausend Piaster; aber er übersteigt gewiß Eure Wohlthätigkeit nicht; rettet das Mädchen, rettet die Seele einer Glaubensgenossin."

„Wenn es sich um eine Christin handelt," entgegneten die Mönche, „warum wendet sie sich nicht an ihren Consul, der ihr ja am besten die Freiheit zurückgeben könnte?"

Ich sagte hierauf den Mönchen, daß es eine Abyssinierin sei. Bei diesem Wort wechselten sie einen Blick des Einverständnisses mit einander, und stimmten sofort einen andern Ton an. Ich sah es deutlich, sie bildeten sich ein, daß ich in das Mädchen verliebt sei, und daß ich, da mir die Mittel fehlten, sie selbst zu kaufen, unter dem Deckmantel der Religion eine galante Intrigue einfädeln wolle. Was ich ihnen auch sagen mochte, sie wiederholten mir stets, sie seien nur arme Mönche, die selbst vom Almosen frommer Seelen lebten und nicht die erforderliche Summe zu dem vorgeschlagenen Werke aufbringen könnten.

Hier zurückgewiesen, nahm ich meine Zuflucht zu meinen europäischen Freunden und Bekannten in Kairo, zu Kaufleuten, Aerzten und Künstlern.

„Man sieht es deutlich," erwiderten sie mir lachend, „daß Ihnen der Orient noch etwas Neues ist, daß Sie noch in den Vorurtheilen Europa's befangen sind. Die Abyssinierin wird, wenn sie so schön ist, wie Sie sagen, im Harem irgend eines großen Pascha's weit glücklicher werden, als zu Hause in ihrem abscheulichen Vaterland; sie selbst würde Ihnen wenig dankbar sein, wenn Sie sie ihrer glänzenden Zukunft berauben wollten. Da Ihnen das Mädchen aber so sehr gefällt, so kaufen Sie es selbst. Ein junger Mann, wie Sie, weiß zu solch einem Zweck immer Geld aufzutreiben."

Den ganzen Tag brachte ich mit fruchtlosen Bemühungen zu. Endlich kam der gute Rath mir über Nacht. In Kairo lebte ein rechtschaffener englischer Missionär mit seiner Frau; ich hatte, obwohl ich selbst ihn nicht kannte, doch viel von seiner Wohlthätigkeit gehört, und ihm legte ich am nächsten Morgen meine Bitte

an's Herz. Das fromme Paar war gern bereit, zu dem frommen Werk ihre Hand zu reichen.

„Aber, my dear," sagte der Mann, „was werden wir mit dem jungen Frauenzimmer machen? Wir können Sie doch nicht den weiten Weg in ihr Vaterland zurückschicken, da sie weder Vater noch Mutter hat; es würden ihr unterwegs viel größere Gefahren drohen, als selbst in der Sklaverei."

„My dear," erwiderte die Frau statt meiner; „wir werden sie zu uns nehmen; ich werde sie nach europäischer Mode kleiden; sie soll die englische Bibel lesen lernen; und hat sie erst gute Grundsätze und einen festen Glauben angenommen, hat sie erst plätten und nähen gelernt, so verschaffen wir ihr in England in einem respektablen Hause ein Unterkommen als Kindermädchen."

Schon sah ich im Geist die schöne, majestätische, goldbraune Tochter des Südens nach dem nebligen Norden verpflanzt und in den Squares von London die kleinen Lords oder Ladies spazieren führen. Diese Aussicht machte mein Blut erstarren; dennoch schien es mir besser als die Knechtschaft und Erniedrigung des Harems.

Rasch sammelte nun das fromme Paar eine Collekte bei ihren gleichgesinnten Freunden und Bekannten; auch meine Börse steuerte bei, so viel als ich vermochte. Die brave Frau setzte ein Stübchen für Ipsa in Bereitschaft, und noch ehe es Abend war, wanderte ich an der Seite des Missionärs der Vorstadt zu. Wir traten in den Hof ein; mein Herz zuckte zusammen — ich sah den Sklavenhändler nicht an seinem Platz. Ich suchte ihn, — er war nicht zu finden; ich fragte, — Niemand gab mir eine Antwort. Endlich begegnete mir einer seiner Diener.

„Er ist abgereist!" sagte er.

„Abgereist? Um welche Stunde?"

„Heute Mittag."

„Und wohin ist er gereist?"

„Ich weiß es nicht."

„Und seine Abyssinierin?"

„Er hat sie verkauft!"

„An wen?"

„Ich weiß es nicht."

Dies war Alles, was ich erfuhr. Der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn; ich mußte mich an das Haus anlehnen; meine Knie wankten unter mir. Ich erinnere mich, nie in meinem Leben eine schrecklichere Enttäuschung, ein tieferes Herzweh empfunden zu haben. Auch im Gesicht des braven Engländers malte sich eine traurige Resignation. Als ich mich aber entschuldigte, ihm um-

sonst eine so große Störung verursacht zu haben, entgegnete er mit seiner gewöhnlichen heitern Ruhe:

„Es war Gottes Wille; Sie haben Ihre Pflicht gethan; ich wollte die meinige thun. Hoffen wir, daß diese arme Seele dennoch nicht verloren sei.“

Und so traten wir stillschweigend unsern Rückweg an.

VI.

Die Abendländer stellen sich in der Regel unter den orientalischen Ehemännern immer eben so viele eifersüchtige Tyrannen vor, die sich ihren Frauen gegenüber ungestraft jede Härte erlauben dürfen. Wenn es indessen im Allgemeinen auch wahr ist, daß man im Orient eine ziemlich strenge Hausjustiz übt, so sind doch die Harems nicht dermaßen hermetisch verschlossen, daß das Laster nicht auch hier wie ein Proteus unter allerlei Gestalten sich Eingang verschaffte. Die Eunuchen, so widerwärtig sie sein mögen, sind doch nicht immer unbestechlich; der goldene Schlüssel paßt zu vielen Thüren, und wo er selbst seinen Dienst versagt, da beginnt die Wirksamkeit der List, der Schlauheit und Intrigue.

Ich befand mich eines Abends in Gesellschaft eines jungen Franzosen, der so eben erst in Kairo angekommen war, in einem Kaffeehaus. Er besaß noch ganz den Eifer eines Debütanten, und forschte und fragte nach Allem, was seine Kenntniß des Landes, in dem er sich befand, erweitern konnte. Man hatte ihm am Morgen das ehemalige Badehaus der Prinzessin Nazly, der ältesten Tochter Mohamed-Ali's, gezeigt und ihm dabei erzählt, daß besagte Prinzessin diesen Ort vorzüglich zu ihren geheimnißvollen Rendezvous benutzt habe, und daß bei einer Restauration des Gebäudes die Leichen derer aufgefunden worden seien, in denen sie das Andenken der allzu glücklichen Stunden für immer habe zum Schweigen bringen wollen.

Der junge Franzose wünschte nun von mir zu vernehmen, was an der Sache Wahres sei.

„Meiner Treu,“ erwiderte ich; „ich weiß darüber so wenig wie Sie selbst; auch ich habe das Bad besucht und dieselbe Geschichte dabei erfahren. Jedenfalls muß die Prinzessin eine außergewöhnliche Frau sein; man schildert sie als geistreich und lebhaft, aber auch als herrschsüchtig und eigensinnig. Und ein Wunder

wäre es nicht, wenn sie nicht die Sanftmuth eines Lammes besäße, denn sie war in einer guten Schule. Ihr Vater hatte sie an einen seiner Waffengefährten, den berüchtigten Defterdar, vermählt, den grausamsten Menschen, der je existirt, und dem es nur an einem größern Spielraum gefehlt hat, um die Thaten eines Nero, Ivan und Christian zu verdunkeln."

Während ich so sprach, gesellte sich noch ein Dritter zu uns, gleichfalls ein Franzose, den ich bereits früher hie und da in Gesellschaft getroffen hatte. Er war von kleiner Statur und zierlichen Bewegungen; seine Haltung, seine Stimme und sein Gesicht aber hatten etwas Weibliches und so Jugendliches, daß man ihn kaum dreißig Jahre schätzte, obwohl er deren fünfzig zählte. Er hörte mir schweigend bis zu Ende zu; aber seine schlaue Miene schien zu sagen, daß er über dieses mehr als zarte Kapitel besser unterrichtet sei, als wir.

„Meine Herren," begann er endlich sehr leise; „Sie vergessen, wo wir sind; dürfen wir hier in der Oeffentlichkeit so von einer Prinzessin des regierenden Hauses reden? Schenken Sie mir die Ehre Ihres Besuchs, meine Wohnung ist wenige Schritte von hier entfernt, und ich will Ihnen eine Anekdote erzählen, die Sie interessiren wird.

Das Anerbieten ward mit Freuden angenommen; bald lagen wir bequem auf kleinen Divans ausgestreckt; die Pfeifen dampften in unserm Munde, und unser junger Wirth von fünfzig Jahren schickte sich zur Bereitung einer Punschbowle an. Dann begann er seine Erzählung wie folgt:

„Seit dreißig Jahren habe ich die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit nach Kairo zu kommen, das ich wie eine zweite Heimath liebe; keine Stadt auf der Welt gefällt mir so. Als ich meine erste Reise hieher machte, war ich kaum zwanzig Jahr alt, hatte ein Gesicht so glatt wie ein Mädchen, eine schlanke Taille, eine feine Stimme, kleine Hände und Füße, und war nicht größer, als Sie mich hier vor sich sehen. Dieses wenig männliche Aeußere stand in sonderbarem Contrast zu meinem unruhigen, abenteuerlichen Sinn, und zog mir manche Neckerei von Seiten meiner Kameraden zu. Ich brannte daher vor Begierde, ihnen durch irgend ein kühnes Unternehmen zu beweisen, daß ich ein Mann sei; während ich aber von nichts als Odalisken und Entführungen träumte, verging eine Woche nach der andern, ohne daß ich auch nur Gelegenheit zum kleinsten Scherze fand.

Inzwischen war ich im Hause einer hübschen Morgenländerin bekannt geworden, bei der ich mich so gut ich konnte für mein bisheriges Mißgeschick tröstete. Die Dame war reich und unterhaltend; auch hatte ich Zutritt in den Harems mehrerer Prinzessinnen,

unter andern auch in dem der berühmten Nazly, von der Sie in so wenig ehrerbietigen Ausdrücken sprachen. Ich hörte in der That schon damals Aehnliches von ihr, was mich jedoch nicht verhinderte, Nachts von ihr zu träumen und am Tage ihren Palast zu umschleichen.

„Theure Freundin," sagte ich eines Tages zu meiner Morgenländerin; „ich habe eine Wette geschlossen, zu deren Gewinn ich Ihrer Hülfe bedarf. Es handelt sich darum, binnen jetzt und acht Tagen in das Innere eines Harems, und zwar des Harems der Prinzessin Nazly einzudringen!"

„Sie sind toll geworden!" gab meine Freundin mir zur Antwort.

„Die Sache ist nicht so schwierig, als sie beim ersten Anblick scheint," erwiderte ich; „man hat mir so oft gesagt, daß ich das Aussehen einer Dame habe. Sie können also Nazly sagen, daß eine Dame, eine vornehme Dame aus Europa, die eine Wallfahrt nach Jerusalem unternimmt, an Sie empfohlen sei, und daß dieselbe vor Begierde brenne, die weitberühmte Prinzessin in ihrem Harem zu besuchen und derselben ihre Huldigung darzubringen. Sie werden sie um eine Audienz ersuchen, sie erhalten; Sie werden mir Ihre Kleider borgen, meiner Toilette vorstehen, und Niemand wird in der fremden Dame Ihren gehorsamen Diener erkennen."

Je länger wir von der Sache sprachen, desto mehr söhnte sich die Morgenländerin mit meinem Plane aus; das abenteuerlich Phantastische des Unternehmens reizte auch sie, und kurz und gut, die Sache ward eingeleitet. Die Audienz wurde bewilligt, und als ich mich an dem bestimmten Tage nach beendigter Toilette im Spiegel besah, mußte ich mich alles Ernstes zusammennehmen, um mich nicht in mich selbst zu verlieben, denn ich fand mich in ein allerliebstes Weibchen umgewandelt. Es wäre wohl passend gewesen, daß meine Freundin mich begleitet hätte, indessen sie konnte sich nicht dazu entschließen; sie sagte, es würde ihr unmöglich sein, ernsthaft zu bleiben, und ein einziges unvorsichtiges Lächeln hätte uns beide in die größte Gefahr stürzen können. Ich selbst redete ihr überdies nicht sehr zu; offen gestanden, ich fragte nicht viel nach ihrer Begleitung; denn obwohl ich keinen bestimmten Plan entworfen, so wogten mir doch allerlei unklare Hoffnungen und romantische Träumereien durch die aufgeregte Seele. Mit dem Versprechen also, sie bei der Prinzessin zu entschuldigen, bestieg ich einen eleganten Miethswagen, der mich auf den Esbekieh führte, wo Nazly's Palast stand. Ein halbes Dutzend schwarzer Eunuchen empfingen mich am Thor und geleiteten mich über mehrere Höfe bis zu einer Säulenhalle; hier übergaben sie mich zehn jungen,

hübschen, weißen Sklavinnen, die mir statt meiner Stiefelchen feine Atlaspantoffeln an die Füße zogen und mich, ich weiß nicht zu welchem Zweck, in einen kostbaren Kaschmirshawl einhüllten. Durch eine Reihe pompöser Salons gelangten wir endlich in ein wohnlicher und behaglicher eingerichtetes Zimmer, wo ich die Prinzessin erwarten sollte. Es war mir lieb, daß ich noch Zeit gewann, mich auf diese gefährliche Zusammenkunft und auf meine zweideutige Rolle vorzubereiten; denn mein Herz schlug doch ganz gewaltig, und die Erinnerung an den Ruf der Grausamkeit Defterdars verursachte mir ein entschiedenes Mißbehagen.

Das Zimmer, in welchem ich mich befand, war leicht gewölbt, ziemlich schlecht al fresco gemalt und mit europäischen rothen Maroquin-Möbeln ausgestattet; doppelte Fenster-Vorhänge von rother Gaze dämpften das grelle Sonnenlicht und verbreitete eine geheimnißvolle Dämmerung, die meinem Incognito sehr günstig war. Schwarze, braune und weiße Sklavinnen im verschiedenartigsten und reichsten Kostüm warteten gleich mir der Ankunft ihrer Herrin, und alle richteten forschende und fragende Blicke auf mich. Alles dies aber ward wie auf den Wink eines Zauberstabes für mich unsichtbar, denn so eben öffneten sich die Flügelthüren und die Prinzessin trat ein. Es war eine elfenhaft kleine, zierliche und wohlgebaute Gestalt; über ihren amaranthfarbigen Beinkleidern trug sie ein weites, weißes Kashmirkleid, dessen fliegende Aermel ihren schlanken, weißen Arm sichtbar ließen. Gürtel und Armbänder waren von den kostbarsten Perlen und Steinen. Mein Besuch begann nach orientalischer Sitte mit einem langen Stillschweigen von beiden Seiten, während dessen wir uns gegenseitig zur Genüge betrachten konnten. Wie schön war Nazly! welche stolze Stirn! welche kühn geschwungene Nase! welch' ein reizender Mund! Endlich als der Kaffee in japanischen Tassen und Pfeifen mit duftenden Ambraspitzen servirt waren, eröffnete die Prinzessin die Unterhaltung.

„Haben Sie Kinder?" Dies ist die erste unvermeidliche Frage jeder orientalischen Dame, und auch ich entging ihr nicht. „Und Sie gehen daher nach Jerusalem, um Ihren Propheten um dieses Geschenk anzurufen?" fügte die Prinzessin auf meine verneinende Antwort hinzu.

„Eure Hoheit ist von einem überraschenden Scharfsinn," erwiderte ich; „Sie haben den Zweck meiner Reise sogleich durchschaut."

„Möge Allah Ihnen Kinder geben; Ihr Gatte wird Sie dann inniger lieben! Begleitet er Sie auf Ihrer Reise?"

„Seine Geschäfte halten ihn in Europa zurück!"

„Dann beklage ich Sie; es ist traurig, allein zu reisen; die Einsamkeit ist für eine Frau der Beginn des Sterbens.“

Die Sprache der Prinzessin war belebt; eine ausdrucksvolle Mimik begleitete jedes ihrer Worte. Mich aber genirte dieses zarte Thema einigermaßen, und ich suchte daher der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Bei jeder Andern wäre dies ein vergebliches Bemühen gewesen, denn die Töchter des Propheten sind von einer verzweifelten Schwerfälligkeit, und die albernsten Kleinigkeiten und Geringfügigkeiten bilden in der Regel den Gegenstand ihrer Gespräche. Nicht so war es bei Nazly; sie war eine überlegene Frau, ihr Geist für Alles empfänglich.

„Man hat mir gesagt,“ begann die Prinzessin nach einer eingetretenen Pause unseres weiteren Gesprächs, „daß Sie begierig sind, einen Harem zu besuchen; Sie sollen den meinigen in Augenschein nehmen.“

Sogleich standen wieder ein halbes Dutzend Sklavinnen unter der Anführung einer alten häßlichen Matrone zu meiner Begleitung in Bereitschaft. Die Zimmer, die ich zu sehen bekam, waren alle von derselben Form und Größe; seidene oder sammtne Portièren trennten sie von einander. Sie waren dekorirt mit den kostbarsten Vasen, Teppichen, silbernen Fontänen ꝛc., nirgends aber erblickte ich ein Buch oder sonst ein Ding, was auf irgend eine Beschäftigung der Bewohnerinnen hätte schließen lassen. Ebenso wenig begegneten meine Augen einem Schlafzimmer; es scheint deren im Orient nicht zu geben; man schläft bald hier, bald da, und eine Matratze, ein paar Decken und Teppiche, auf die man sich angekleidet niederstreckt, sind des Abends bald herbeigeschafft.

Nachdem ich von meiner Wanderung durch den Harem zurückgekehrt und wieder an der Seite Nazly's Platz genommen, gab diese einer Sklavin einen Wink, zu singen, indem sie mir die Reinheit und Kraft ihrer Stimme rühmte. Als das junge, schöne Mädchen indessen beginnen wollte, fand es sich, daß sie heiser war; trotz aller Anstrengung gelang es nicht, auch nur einen einzigen Ton hervor zu bringen. Sie ward blutroth vor Angst und Verwirrung; sie zitterte wie Espenlaub, und mit Thränen in den Augen und auf den Wangen warf sie sich ihrer Herrin zu Füßen. Die Prinzessin sandte ihr einen zornigen Blick zu; ihre Augenbrauen zogen sich zusammen; ihr ganzes Wesen nahm den Ausdruck von Härte und Grausamkeit an; sie war in der That die Gemahlin Defterdar's.

„Möge Deine Stimme Dir für ewig in der Kehle stecken bleiben!“ sagte sie mit finstrer Stimme; dabei stieß sie die Unglückliche mit dem Fuß von sich und klatschte zweimal in die Hände.

Auf dieses Zeichen erschienen zwei Eunuchen, führten das Opfer hinaus, und wenige Minuten später glaubte ich das pfeifende Geräusch der Peitsche und ersticktes Geschrei zu vernehmen. Nazly's Antlitz aber nahm bald den frühern heitern Ausdruck wieder an.

Als der Moment gekommen, wo ich wieder entlassen werden sollte, sagte sie plötzlich:

„Halt, warten Sie, ich werde Ihnen meinen Garten zeigen; ich selbst werde Sie führen!"

Dabei ergriff sie meine Hand, die zum Glück der ihrigen an Weiße und Weichheit wenig nachstand. Vor uns her gingen die Eunuchen; hinter uns ein paar Dutzend Sklavinnen, aber in so weiter Entfernung, daß es ihnen unmöglich war, zu verstehen, nicht was wir sprachen, denn wir sprachen kein Wort, sondern was wir hätten sprechen können. Der Garten gilt für prächtig; ich muß jedoch gestehen, ich habe nicht darauf geachtet; ich war zu sehr durch die Seltsamkeit meiner Lage in Anspruch genommen. Wir gingen sehr langsam, und das Schweigen, das auf beiden Seiten herrschte, ward nachgerade peinlich.

Endlich nahm ich mir heraus, den Duft der Blumen, von dem ich nichts empfand, das Rauschen des Wassers, von dem ich nichts hörte, den Glanz des blauen Himmels, von dem ich nichts sah, zu rühmen; und ich würde vielleicht diese Idylle bis in's Unendliche weiter gedichtet haben, wenn mich die Prinzessin nicht plötzlich barsch unterbrochen hätte.

„Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Närrin bin," sagte sie trocken, indem sie meine Hand weit fortschleuderte, die sie bisher in der ihrigen gehalten hatte. „Wenn mein Mann, der Defterdar, Sie bemerkt hätte, wenn er Ihren kühnen Betrug auch nur ahnte, er würde Sie zur Stunde spießen lassen, und Sie hätten es wahrlich verdient!"

Ich schmeichle mir, meine Herren, Ihnen bewiesen zu haben, daß ich nicht feige bin; aber dennoch muß ich gestehen, daß mich bei diesen Worten ein kalter Schauder überrieselte. Ich brachte in der That keine Sylbe zur Erwiederung hervor, überdies ließ die Prinzessin mir keine Zeit dazu.

„Zum Glück," fuhr sie etwas besänftigt fort, „ist mein Mann nicht zu Hause, und ich bin Herrin meiner Handlungen, so weit dies einer Muselmännin überhaupt möglich ist. Die unternehmenden Leute gefallen mir; ich liebe den Muth, selbst wenn er zur Verwegenheit wird. Sind Sie also so kühn, wie sie scheinen, so seien Sie morgen bei Sonnenuntergang an dem Thor von Elfy und folgen Sie dem rothgekleideten Neger, der Ihre linke Schulter berühren wird."

Sie sagte das, als wäre nichts vorgefallen, ergriff dann meine

Hand von Neuem und verabschiedete mich vor ihrem Gefolge auf die natürlichste und unbefangenste Weise. Bald saß ich wieder im Wagen und rollte der Wohnung meiner morgenländischen Freundin zu. Diese war inzwischen über den Verlauf meines Besuchs nicht ohne Sorge gewesen; ich beruhigte sie vollkommen, freute mich mit ihr der gewonnenen Wette, und hielt natürlich reinen Mund über den Schluß meines Abenteuers, der mir überdies ja selbst noch ein Räthsel war.

Sie begreifen, meine Herren, daß ich die ganze Nacht hindurch kein Auge schloß. Alles Gute und alles Böse, was ich über Nazly vernommen, die finstern Gerüchte, die sich über sie verbreitet, Alles flog mir mit fieberhafter Eile durch die Seele. Wollte sie mir ein Rendezvous geben, oder mir eine Falle stellen? War ich der Held eines süßen Abenteuers? das Opfer einer grausamen Rache? oder vielleicht beides zu gleicher Zeit. Ich kaufte mir am nächsten Morgen ein gutes Damascener-Messer, spitz wie eine Nadel und haarscharf. Dieses verbarg ich in meinen Kleidern — diesmal natürlich Männerkleidern — und steckte außerdem noch einen scharf geladenen sechsläufigen Revolver zu mir. So stand ich um Sonnenuntergang an dem Thor von Elfy. Der Neger ließ nicht lange auf sich warten, und in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte ich ihm. Er schlug zuerst den Weg nach Bulak ein; dann wandte er sich plötzlich links, dem Nil zu; endlich blieb er an einer hohen, finstern, kahlen Mauer stehen, und wir traten durch ein kleines, kaum bemerkbares Pförtchen in einen großen Garten. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich kaum mehr sah, wohin ich trat; nur das Geräusch unserer Schritte auf dem knisternden Sande unterbrach das Schweigen der Nacht, und ich fühlte mehr als einmal nach meinem Messer und meinem Revolver. Jetzt standen wir an der Thür eines Kiosk, der unter Gebüsch und Bäumen versteckt lag. Mein Führer trat nicht mit mir ein, sondern schob mich allein vorwärts und schloß die Thür hinter mir zu. Es herrschte in dem Raum, in welchem ich mich befand, eine vollkommene Dunkelheit; nur vermöge des Gefühls unterschied ich, daß ich auf einem weichen Teppich stand, und daß ein breiter Divan rings um die seiden-tapezirten Wände lief. So weit war ich mit meinen Forschungen gediehen, als irgend Etwas sich um meinen Hals legte. Beruhigen Sie sich; es war nicht die berüchtigte seidene Schnur des Serails; es waren zwei weiche Frauenarme.

Ein solcher Anfang war ganz geschaffen, jede Besorgniß in mir zu zerstreuen; auch erwiderte ich ihn nach Gebühr, ohne selbst zu warten, daß die Identität der Person constatirt sei. Mein Vertrauen blieb nicht unbelohnt; bald genug war mir über diesen Punkt

jeder Zweifel genommen. Ich erspare Ihnen, meine Herren, eine nähere Schilderung dieses glücklichen Abends; denn ich würde nur Ihren Neid erregen; die Zeit unseres Zusammenseins dünkte mich eine Sekunde, und doch begannen schon die Sterne am Himmel zu erbleichen, als das Wort „Trennung" ausgesprochen ward. Wie sehr ich auch bat, mir noch eine kurze Stunde zu vergönnen, es war umsonst; doch flüsterte der süße Mund beim letzten Kuß:

„Auf morgen denn, zur selben Stunde."

Nicht lange, da fühlte ich die breite Hand des Negers wieder auf meiner Schulter, und mein Rückzug begann. Alle meine Befürchtungen waren in Rauch aufgegangen; stolz und triumphirend schritt ich vorwärts. Aber diese kühne Sicherheit währte nur kurze Zeit; ich bemerkte bald, daß mein Führer eine ganz andere Richtung, als die, in welcher wir gekommen, einschlug, und daß wir uns mehr und mehr dem Nil näherten, dessen Rauschen ich schon deutlich vernahm. „Jetzt," sagt' ich bei mir, „muß ich mein Glück bezahlen!" und all die schauerlichen Gerüchte, die ich über Nazly gehört, richteten sich wie drohende Gespenster vor mir auf. Was war zu thun? Wie konnt' ich entrinnen? Einen Zweikampf mit meinem Führer durft' ich nicht wagen; dieser Goliath würde mich wie einen Wurm zertreten haben. Zwar besaß ich ein treffliches Messer und einen sechsläufigen Revolver; aber der Lärm der Feuerwaffe hätte mir ohne Zweifel neue Feinde herbeigelockt, und im Gebrauch eines Messers als Mordinstrument fehlte mir jede Uebung. Dennoch mußte etwas geschehen; schon erblickte ich beim Schein der Dämmerung am Ufer des Stromes drei baumstarke Kerle, die sich ohne Zweifel meiner bemächtigen und mich in mein nasses Grab befördern sollten. Bei einer Biegung des Weges durch ein dichtes Gebüsch stieß ich daher mit der verzweifelten Geschicklichkeit eines Menschen, der sich seiner Haut wehrt, mein Messer dem Neger tief in die Brust; lautlos stürzte er nieder; ich zog ihm den Pfortenschlüssel aus der Tasche und flog mehr, als ich ging auf die Umfassungsmauer des Gartens zu, deren graues Gestein hier und da durch das Grün schimmerte. Ich hatte gehofft, hinüberklettern zu können; es war unmöglich; auch nicht der geringste Vorsprung begünstigte das Unternehmen. Ich mußte also die Pforte suchen; aber wo? befand sie sich rechts? befand sie sich links? ich hatte keine Vermuthung darüber, und auf's Gerathewohl vertraute ich meinem guten Stern. In der That, nach weniger als einer halben Minute stand ich vor der rettenden Thür; schon drehte sich der Schlüssel im Schloß, als die drei gewaltigen Gesellen von drei verschiedenen Seiten auf mich losstürmten. Noch ehe der erste mich indeß erreichte, zerschmetterte ihm meine Kugel den rechten Arm. Erschreckt entflohen alle Drei; ich sandte ihnen

noch ein paar Schüsse nach, und eben ging die Sonne auf, als ich frisch und gesund in meiner Wohnung anlangte.

Während der ersten Tage wagte ich nicht, mich in den Straßen sehen zu lassen; ich hielt mich bald hier, bald da versteckt. Die Angelegenheit konnte von den übelsten Folgen für mich sein; sie wäre es in der That überall gewesen, weil sich ein Menschenmord dabei ereignet hatte. Hier aber geschah nichts, verlautete nichts. Ueberdies lag die Geheimhaltung im Interesse Aller, und so blieb die Sache verborgen.

Demnächst fürchtete ich für meine schöne Mitschuldige, die liebenswürdige Morgenländerin. Konnte die Prinzessin nicht sie zur Rechenschaft ziehen, und sie, da ich ihrer Rache entgangen war, das ganze Gewicht ihres Zornes fühlen lassen? Auch dies geschah nicht; als ich nach Wochen und Monaten wieder bei ihr erschien, war ihr Verhältniß zur Prinzessin noch ganz dasselbe wie früherhin; sie erzählte mir sogar, daß Nazly ihr die freundschaftlichsten Grüße an ihre liebenswürdige Freundin aufgetragen habe — und diese Freundin war ich. Die Morgenländerin wäre natürlich die letzte gewesen, die ich zur Mitwisserin eines solchen Geheimnisses gemacht hätte, und sie kennt noch heute nicht die Gefahr, in welcher wir beide geschwebt."

Hier endete unser Wirth seine Erzählung, welche bald durch eine zweite und endlich noch durch eine dritte Punschbowle unterbrochen worden war, der vielen Fragen und verwunderten Ausrufungen von Seiten der Zuhörer gar nicht zu gedenken. Es war fast Morgen, als wir uns von einander trennten.

VII.

Durch das im Norden Kairo's gelegene „Neue Thor" oder „Bab-el-Hadid" gelangt man in eine prächtige Allee von Mimosea und Sykomoren, die in grader Linie nach Choubrah führt. Diese Allee ist von den Franzosen angepflanzt worden, und Dank der wunderbaren Fruchtbarkeit des egyptischen Bodens haben die Bäume bereits nach einem halben Jahrhundert einen Umfang erreicht, wie die der ältesten Wälder unseres Erdballs. In einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß wölben sie sich zu einem so dichten Laubdach, daß auch nicht ein Strahl der glühenden afrikanischen Sonne durchdringt, und der auf diese Weise gebildete herrliche Dom ist

eine volle Meile lang. Keine Hauptstadt, weder der alten, noch der neuen Welt, hat in ihrer Nachbarschaft etwas Aehnliches aufzuweisen, und obgleich, oder vielmehr weil diese Allee weit weniger besucht war, als der Weg nach Bulak, so wählte ich sie zu meinem täglichen Spaziergang. Der Besitzer eines Kaffeehauses auf der Mitte des Weges kannte mich bald so genau, daß er eine Ehre darin suchte, mir, sobald er mich von Weitem bemerkte, schon meinen Sorbet in Bereitschaft zu setzen. Zur rechten Seite der Allee dehnen sich unabsehbare grüne Felder aus, auf denen die Fruchtbarkeit des egyptischen Bodens ihre höchsten Triumphe feiert. Alle zwei Monat liefern sie eine reiche Ernte, und alle zwei Monat werden sie von Neuem bestellt: zuerst mit Klee, dann mit Getreide, mit Zuckerrohr u. s. w. Auf der linken Seite genießt man desselben Anblicks, nur daß hier die Felder durch den Nil begrenzt werden, dem man sich mehr und mehr nähert, und der hier einem großen weiten See gleicht. Ich habe nie ein so majestätisches, ruhiges Wasser gesehen, und doch droht er selbst dem friedlichsten Spaziergänger jeden Augenblick Gefahr; der Weg ist nämlich tiefer gelegen, als der Fluß, und sollte dieser den ihn einengenden Damm einmal durchbrechen, so würde augenblicklich das Land weithin unter Wasser stehen. Am Ende der Allee liegt das von fleißigen Fellahs (Bauern) bewohnte Dorf Choubrah, berühmt wegen der kostbaren Villa, die sich Mohamed-Ali hier erbaut. Der Garten, der dieselbe umgiebt, würde in Europa für wenig ausgezeichnet gelten, hier aber, wo die Blumen selten sind, ist er ein Wunder. Ein europäischer Gärtner hat ihn nach europäischem Muster angelegt; er ist mit graden Wegen durchschnitten, von denen einige ein mosaikartiges Pflaster von Kieselsteinen tragen; die Hecken aber sind von Myrthen und Jasmin; auch sieht man hier mehr Rosen, als sonst im ganzen Egyptenland. Der Bananenbaum steht hier neben der Orange; die goldene Narzisse glänzt im Sonnenschein; die mexikanische Tubarose findet hier das Klima ihres Vaterlandes wieder, und mit ihren Wohlgerüchen mischt sich der nicht minder berauschende Duft der Citronenblüthe.

In Mitten dieses duftenden Labyrinthes erhebt sich ein kleiner achteckiger Kiosk, ganz im europäischen Geschmack erbaut und ausgestattet; aber die buntfarbigen Fensterscheiben, die gelben Atlasgardinen, Alles erscheint hier wenig an seinem Platz, und doch soll all' der Plunder über fünfzigtausend Thaler gekostet haben, von denen wohl mehr als die Hälfte in den Händen der Zwischenhändler geblieben sein mag. Nicht weit davon entfernt befindet sich der große Kiosk. Dieser gewährt einen weit originelleren Anblick; es ist ein großes Gebäude von weißem Marmor, an dessen Ecken vier ebenfalls marmorne Löwen liegen, die ein stets frisches, reines

Wasser ausspeien. Oben ist der Kiosk von einer durch Alabaster-säulen getragene Gallerie umgeben, auf welche sich die kostbaren Gemächer öffnen. Es fehlt nichts darin, als ein Dutzend reizender Odalisken. Eine Sache stört indessen auch hier den Effekt des Ganzen: die Mauern sind mit geschmacklosen Bildwerken bedeckt, die gar nicht der Betrachtung werth wären, wenn sie nicht eine pikante Merkwürdigkeit zeigten. Der Gründer nämlich, der hier sehr gern verweilte, hat, ganz den Gesetzen des Islams zuwider, sein Portrait dabei anbringen lassen. Der Koran verbietet bekanntlich aus Haß gegen die Götzenbildnerei die Darstellung des menschlichen Antlitzes; aber Mohamed-Ali war viel zu philosophisch, um sich daran zu kehren.

Choubrah gehört jetzt Halim-Pascha, dem zweiten Enkel Mohamed-Ali's. Seine Erziehung ist für einen Türken ausgezeichnet genug; er ist in Paris gewesen und spricht geläufig französisch; seine Hauptleidenschaft aber ist die Gazellenjagd zu Pferde in der Wüste. Man redete mir oft zu, mich ihm vorstellen zu lassen, aber ich schlug es stets aus. Ich habe wenig Vorliebe für Fürsten, und am wenigsten vermöchte ein türkischer Prinz meine Neugier zu reizen.

Unter dem in der Allee verkehrenden Publikum, meist müßigen Spaziergängern wie ich selbst, die hier nur Einsamkeit und Kühle suchten, bemerkte ich sehr häufig einen Eunuchen, der an seiner Wohlbeleibtheit und seiner unverschämten und boshaften Miene sehr leicht kenntlich war. Er zeigte sich stets im auserlesensten Putz, und nie habe ich ein schöneres und reicher aufgeschirrtes Pferd gesehen, als das, welches er ritt. Sattel und Zügel waren in Gold gestickt, und um den Hals trug es als Amulett zwei große Eberfangzähne, halbmondförmig mit der Spitze nach unten gekehrt, um es vor dem „bösen Blick“ zu bewahren. Sanft und feurig zu gleicher Zeit, vereinigte das schöne Thier eine seltene Anmuth und Kraft; auch schien sein Herr nicht wenig stolz auf diesen Besitz, obwohl er nur ein sehr mittelmäßiger Reiter war. Die Eunuchen spielen im ganzen Orient eine wichtige Rolle, und gelangen nicht selten zu hohen Staatsämtern; diejenigen aber, bei denen dies nicht der Fall ist, sind um so stolzer auf die unumschränkte Macht, die sie im Verborgenen in den Harems ausüben, und der nicht selten selbst ihre Herren unterthan sind. Man findet unter ihnen die giftigsten Menschen- und Christenhasser, und auch der in Rede stehende Eunuch sandte mir, so oft wir einander begegneten, einen Blick voll Zorn und Verachtung zu. Diese häufigen Spazierritte von seiner Seite bewiesen mir hinlänglich, daß er kein Sklave mehr sei; ich ward also neugierig, zu erfahren, welche Stellung er in Kairo einnähme. Mein Diener bewies ihm stets den größten Re-

spekt, aber Auskunft vermochte er mir nicht zu geben. Als ich eines Abends mit einem Morgenländer meiner Bekanntschaft in dem oben erwähnten Kaffeehause saß, führte der Zufall auch ihn vorüber.

„Kennen Sie diesen sonderbaren und hochmüthigen Menschen?“ fragte ich sogleich.

„Allerdings,“ erwiderte der Morgenländer; „alle Welt kennt ihn; es ist Chafay.“

„Und wer ist Chafay?“

„Ein freigewordener Eunuch und Millionär außerdem.“

„Wie ist er denn zu seinen Millionen gekommen?“

„O, dies ist eine ganze Geschichte, die mir nicht bis in ihre Einzelnheiten bekannt ist; ich weiß nur davon, was alle Welt in Kairo weiß. Zuerst erfahren Sie, was in Europa gänzlich unbekannt ist, daß die Eunuchen keineswegs dem weiblichen Geschlecht so gänzlich abhold sind, als man vermuthen sollte. Ich kenne einen in Kairo, der sich mehrere Sklavinnen hält; eine davon gilt für seine Favoritin, und er kleidet und behandelt sie wie eine Fürstin. Ihr Harem ist auf einen so großartigen Fuß eingerichtet, daß er mit dem eines Pascha's von drei Roßschweifen wetteifern könnte. Doch hören Sie jetzt die Geschichte Chafay's. Er war ursprünglich der Sklave eines reichen Bey's, der ihn lieb gewann und über seinen ganzen Harem setzte. Dieser Bey hatte zwei rechtmäßige Frauen, die in der bittersten Feindschaft mit einander lebten, und einander bei ihrem gemeinschaftlichen Gemahl auf alle Weise anzuschwärzen suchten. Eine von beiden ward von Chafay geliebt, und der Teufel mag wissen durch welche Mittel, hatte er sich auch ihre Neigung verschafft. Natürlich ergriff er bei den erwähnten Streitigkeiten mit der andern Frau Partei für sie, und unter dem Vorwande, dieselbe im vertrauten Gespräch mit einem Diener des Bey überrascht zu haben, stach er sie endlich in der Abwesenheit des letztern nieder. Wie der Bey die Sache aufnahm, ist nicht bekannt geworden; gewiß ist, daß Chafay nicht in der Gunst seines Herrn sank; denn als dieser bald darauf starb, erbte er das ganze große Vermögen sammt der Freiheit. Man erzählte sich, Chafay habe gegen seinen Herrn eine wüthende Eifersucht empfunden; er habe die Frau, die er liebte, für sich allein besitzen wollen, und mit ihrer Hülfe habe er sich seines Nebenbuhlers entledigt. Ob dieses Gerücht der Wahrheit gemäß, weiß ich nicht zu sagen. Genug, der Reichthum schadete der Liebe nicht; Chafay heirathete die Wittwe und sie machen ein großes Haus. Leider indessen kann man seine Geschichte nur mit der Hälfte jener berühmten Phrase aus dem Feenmährchen schließen: „Sie lebten glücklich und hatten viele Kinder.“

VIII.

Ich war eines Tages zu einer Gesellschaft in einem morgenländischen Hause eingeladen; die Speisen waren vortrefflich und die Laune fröhlich. Beim Dessert fing man an, Geschichten und Anekdoten zu erzählen, und da meine Vorliebe für dergleichen bekannt war, so zahlte endlich jeder der Gäste seinen Tribut.

„Wie Sie wissen, meine Herren," nahm einer der Anwesenden das Wort, „herrscht unter uns Muselmännern der Gebrauch, daß der Gatte das Antlitz seiner Gattin zum ersten Mal in dem Brautgemach zu sehen bekommt, nachdem alle gesetzlichen Formalitäten ihrer Ehe bereits vollzogen sind. Seine ganze Geschicklichkeit besteht also darin, bevor er um ein Mädchen anhält, möglichst genaue Erkundigungen über sie einzuziehen, da es oft genug im Interesse der Eltern liegt, ihm die Wahrheit zu verschweigen. Dennoch leuchtet es ein, daß durch diese Sitte manche bittere Täuschung und manches harte Mißverständniß herbeigeführt wird. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft — Osman war sein Name — hatte sich fest vorgenommen, nicht, wie man in Europa sagt, die Katze im Sack zu kaufen, und lieber in einem ewigen Cölibat zu leben, als sich einem Fehlgriff auszusetzen, der um so schlimmer ist, als man ihn nicht wieder gut machen kann. Wie alle Muselmänner im Allgemeinen, und die Egypter im Besondern, besaß er aber bei alledem eine ausgesprochene Neigung für den Ehestand; dazu war er jung, unabhängig, hübsch und ziemlich reich.

Er wandte sich daher zur Erreichung seiner Zwecke an eine alte morgenländische Dame, in deren Hause er ein- und ausging, und die geneigt war, ihm diesen Dienst zu erweisen; denn wenn die Frauen nicht mehr auf eigene Rechnung intriguiren können, so mischen sie sich stets gern in fremde Angelegenheiten. Ueberdies war Osman freigebig, und Geschenke sind unter solchen Umständen immer die beredtesten Advokaten. Wirklich wußte die Dame mehrere heirathsfähige junge Mädchen ihrer Bekanntschaft herbeizuziehen; Osman, der im Voraus von ihren Zusammenkünften benachrichtigt war, begab sich gleichfalls in das Haus seiner Beschützerin, und Dank einem künstlich hervorgebrachten Dämmerlicht und sonstigen geschickten Anordnungen konnte er sehen, ohne gesehen zu werden. Dennoch führte dies Mittel nicht zum Ziel: die hübschen unter den jungen Mädchen waren arm oder von niedriger Herkunft; die reichen und vornehmern aber häßlich, und Osman wollte durchaus nur eine Frau, die schön, reich, hochgeboren und

zugleich von gutem Charakter sei. Solche Wunder sind indessen in Kairo eben so selten als anderwärts, und werden zu streng bewacht und gehütet, als daß sie unter einem ersten besten Vorwand in ein fremdes Haus zu locken wären. Kurz, Osman blieb unentschlossen, und suchte und prüfte noch immer.

Schon wollte er verzweifeln, als endlich die Dame eines Tages zu ihm sagte:

„Jetzt habe ich gefunden, was wir brauchen. Sie kennen Arzaïm; er ist ein geachteter Mann; sein Vermögen ist beträchtlich, und er hat mehrere Töchter, die Sie sehen sollen. Ich bin mit einem seiner Eunuchen im Einverständniß, und Alles wird gut gehen, wenn Sie mir nur folgen, denn ein solches Unternehmen ist immer nicht ohne Gefahr."

Zur bezeichneten Stunde begab sich Osman mit seinem „guten Genius", so pflegte er seine Beschützerin zu nennen, in das Haus Arzaïms. Die Thür öffnete sich bei ihrem Herannahen wie von selbst, und ebenso schloß sie sich ohne Geräusch wieder hinter ihnen zu. Ein großer Neger, der bestochene Eunuch, führte sie mit geheimnißvoller Miene durch allerlei Kreuz- und Quergänge in ein dunkles Zimmer und ließ sie allein. Osman's Herz schlug laut in seiner Brust, halb vor Furcht und halb vor Hoffnung; die alte Dame aber flüsterte: „Kommen Sie hierher!" und zog ihn an eine Spalte im Tafelwerk der Wand.

Großer Gott! Welch' ein Schauspiel bot sich ihm dar! Mitten in einem großen, reich geschmückten und von zahlreichen Kerzen erleuchteten Saale schaarten sich um eine Frau von reiferm Alter eine Anzahl junger Mädchen, ihre Töchter, deren blühende Reize noch durch ein reiches und geschmackvolles Kostüm erhöht wurden. Es war eine Erscheinung wie aus „Tausend und einer Nacht"; der junge Mann war ganz geblendet; bald aber traf er seine Wahl.

„Diese dort ist's, die ich liebe," flüsterte er seinem „guten Genius" zu; „auf den ersten Blick hat sie mein Herz erobert."

„Gut gewählt," erwiderte die Alte; „es ist Serafia, die Lieblingstochter Arzaïm's; Sie können die Sache für abgemacht ansehen! Aber verlassen wir nun geschwind dies Haus; denn sollte man uns entdecken, so wären wir beide verloren."

Wie sie hereingekommen waren, eben so führte der Neger sie wieder hinaus. Osman begab sich gleich am folgenden Tage zu Arzaïm, und bat ihn um die Hand seiner Tochter Serafia. Sie ward ihm bewilligt und die Ehe-Bedingungen sogleich festgesetzt; auch ward die alte Dame, deren Unternehmen von einem so schönen Erfolg gekrönt war, mit reichen Geschenken bedacht.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden mit vielem Pomp gefeiert;

die Neuvermählte, dicht verschleiert und mit den theuersten Steinen geschmückt, that den gebräuchlichen Gang in's Bad und in die Moschee, Alles mit einem glänzenden Gefolge. Ihr Baldachin wurde von vier Eunuchen getragen; Sängerinnen und Musikanten zogen vor ihr her, und eine ganze Karavane von Kameelen, Pferden und Maulthieren folgten ihr mit dem reichen Brautschatz.

Der Bräutigam war nicht minder im höchsten Staat. Er trug gelbe Maroquinstiefeln, Beinkleider von aprikosenfarbiger Seide mit blauen Streifen, eine goldgestickte rosa Weste, einen chokoladenbraunen Atlasrock mit silbernen Knöpfen, und drei goldenen Ketten, an denen eine Lorgnette und zwei Uhren befestigt waren. So angethan, erwartete er, umgeben von seinen Freunden und Verwandten, die Braut in seinem Hause. Endlich schlug die ersehnte Stunde, in der sie erschien. Vater, Mutter und Brüder, die Einzigen, die dem wichtigen Akt der Schleiererhebung beiwohnen dürfen, führten sie über die Schwelle des Brautgemachs, wo sie sich der Sitte gemäß auf einem reichen Lager von den kostbarsten Polstern und Teppichen niedersetzte. Jetzt trat der junge Gatte herzu, um mit wonnezitternder Hand den Schleier aufzuheben. Himmel! Welch' ein Ausgang! War er vom Blitz getroffen? hatte ihn die Tarantel gestochen? Anstatt des reizenden Antlitzes, das er wieder zu erblicken sich so lange gesehnt, was entdeckte er? Ein Gesicht von abschreckender Häßlichkeit, ein Scheusal! Er reißt ihr den Schleier ab, tritt ihn unter seine Füße und bricht in die heftigsten Schmähungen gegen den Vater, die Mutter und die Brüder der unglücklichen Serafia aus, die ganz unschuldig an diesem Betruge, selbst das beklagenswertheste Opfer desselben ist. Ihre Eltern empfanden oder erheuchelten die größte Ueberraschung bei der Fluth von Verwünschungen und Drohungen, die Osman auf sie schleuderte.

„Sind Sie toll geworden, lieber Schwiegersohn?" sagte endlich Arzaïm; „gegen wen ereifern sich sich? Habe ich Sie eingeladen, meine Tochter zu heirathen, ich, der ich Sie nicht einmal kannte? Sie selbst sind in eigner Person zu mir gekommen, mich um Serafia's Hand zu bitten. Ich habe sie Ihnen bewilligt; da ist sie; sie ist die Ihre; jetzt seien Sie ein guter Ehemann, wie es einem Muselmann ziemt, und stören Sie nicht die Ruhe einer Familie, die Sie nicht beleidigt hat."

Osman aber ließ sich nicht besänftigen; er lief zum nächsten Kadi, um unter dem Vorwande, daß man ihn betrogen, die eben geschlossene Ehe zu lösen. Der Kadi indessen fand alle seine Gründe unhaltbar, und machte ihm sogar wegen seiner Aufführung die heftigsten Vorwürfe.

„Sie haben," sagte er, „auf eine vollkommen gesetzwidrige

Weise das Geheimniß einer achtbaren Familie verletzt; Sie haben alle Regeln der Religion und Sitte mit Füßen getreten. Es mußte Ihnen in der That bis zu dieser Stunde gänzlich unbekannt sein, ob Ihre Gattin jung oder alt, schön oder häßlich sei. Hat sich nun aber Ihre schändliche List zu Ihrem eignen Nachtheil gewendet, so sehen Sie dies für eine gerechte Strafe an; gehen Sie heim und machen Sie Ihre Frau so glücklich, wie es einem guten Muselmanne ziemt."

Brauche ich erst noch hinzuzufügen, daß sein „guter Genius" in Wahrheit sein „böser Dämon" geworden war? Mit beiden Händen zu gleicher Zeit empfangend, hatte die doppelzüngige Alte zugleich den Schwiegersohn betrogen, indem sie ihn geschickt rupfte, und den Vater von einer häßlichen Tochter befreit, die nicht leicht in andrer Weise unterzubringen war."

IX.

Man macht in der friedlichen Stadt Kairo einen höchst verschwenderischen Gebrauch von der Kanone; fast täglich während meines Dortseins vernahm ich ihren Donner von der Citadelle her, aber ohne daß dieses Geräusch für irgend Jemand etwas Erschreckendes hatte. Meistentheils feierte man große Siege, welche die türkischen Armeen über die Russen davongetragen haben sollten; denn in die Zeit des letzten türkisch-russischen Krieges fiel mein Aufenthalt in Egypten. Strafte der Courier des folgenden Tages nun auch oft genug die Nachricht dieser angeblichen Triumphe Lügen, und ging die ganze Siegesfreude nicht selten auch wie das verschossene Pulver in Rauch auf, was schadete das? die Kanonen hatten doch gedonnert, und das Volk glaubte doch die Russen ausgerottet bis auf den letzten Mann. Auch die absurdesten Gerüchte finden dort noch immer gläubige Zuhörer.

Einst hatte der König von Sardinien dem damaligen Vicekönig von Egypten, Abbas, durch zwei Offiziere den St. Moritz- und Lazarusorden übersandt; einundzwanzig Kanonenschüsse mußten dieses Weltereigniß den Egyptern verkündigen. Eine neue Salve von eben so viel Schüssen gab es zum Empfang des General-Konsuls von Groß-Britannien, der der Sitte gemäß vom Vice-König einen Säbel und ein gesatteltes Pferd zum Geschenk erhielt. Er mußte dasselbe jedoch theuer genug bezahlen mit einem Regen

von Trinkgeldern, worauf die Diener des Fürsten im Voraus angewiesen waren; denn im Orient ist nichts theurer, als die unentgeltlichen Geschenke. Außer diesen Salven, welche von der Citadelle hertönten, müssen aber auch die der Artillerieschule zu Tourah erwähnt werden, wo man alle Mittwoch Schießübungen anstellte. Wenn der Wind von dieser Seite wehte, so wurde ganz Kairo dadurch betäubt; man hätte vermuthen sollen, daß dort eine regelrechte Schlacht geliefert würde.

Von den Schießübungen im Besondern zum Militairdienst im Allgemeinen ist nur ein Schritt, und ich benutze daher die Gelegenheit, einige Andeutungen über letzteren zu geben, wie er zur Zeit Mohamed-Ali's organisirt wurde und unter seinem Enkel Abbas fortbestand, der von seines Großvaters Maßregeln vorzugsweise die schlechten beibehielt. Die Rekrutirung zunächst vollzieht sich mit einer empörenden Grausamkeit. Eine Bande von Baschi-Bozuks, die zu diesen Expeditionen gewählt werden, weil ihr Mangel an allem menschlichen Gefühl bekannt ist, wirft sich auf ein Dorf, wie eine Heerde Wölfe über einen Schafstall. Sie umzingeln es der Art, daß Niemand entrinnen kann, und leben, ohne sich irgend eine Ausschweifung zu versagen, auf Kosten der Einwohner. Jedes Dorf wird taxirt; es muß eine bestimmte Zahl von Rekruten stellen, deren Liste der Scheik anzufertigen hat. Natürlich schließt er seine eignen Söhne, die seiner Freunde und Verwandten stets davon aus, und die ganze Last fällt auf eine Anzahl von Märtyrern. Die militärische Administration bekümmert sich um dergleichen nicht, wenn nur die bestimmte Zahl von Rekruten eingeliefert wird; es kommt ihr mehr auf die Quantität, als auf die Qualität an.

Die Kinder der Reichen brauchen niemals mitzugehen; denn unabhängig von der Protection der Scheiks steht ihnen noch die der Aerzte zu Gebote, welche über die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Unterthanen zum Militairdienst zu entscheiden haben. Bei jeder Aushebung aber findet es sich, daß die Armen tüchtig, die Reichen untüchtig sind. Dieses statistische Wunder wiederholt sich jedes Jahr; es kommt den Eltern theuer genug zu stehen, und bereichert nur die Aerzte. Letztere sind, es ist traurig genug zu bekennen, fast lauter Europäer, die mit wenigen Ausnahmen den Eingebornen einen so schlechten Begriff von der christlichen Rechtlichkeit beibringen. Vom Militairdienst ausgeschlossen sind nur die Beduinen und die Bürger von Kairo.

So rekrutirt sich denn die egyptische Armee fast nur aus den ärmsten Fellahs des Landes. Der Scheik liefert sie, sobald seine Liste vollständig ist, in die Hände der Baschi-Bozuks, die sie an Händen und Füßen gebunden unter starker Eskorte nach Kairo führen. Fast täglich sah ich lange Reihen solcher Unglücklichen in

die Kasernen transportiren, wie anderwärts die Sträflinge in den Bagno. Es war ein Anblick, der das tiefste Mitleid weckte. Für immer gewaltsam ihrer Heimath, ihrer Familie, ihrer Freiheit beraubt, gingen diese Unglücklichen zwei und zwei zusammengebunden. Obgleich noch blutjung, waren sie doch hinfällig und mager; vor Anstrengung, oft vor Hunger erschöpft, und nichts als ein paar schmutzige Lumpen bedeckte ihre Blöße. Gewöhnlich folgte ihnen ein Haufen Frauen, ihre Mütter, Schwestern und Weiber, die ihnen die Last der Reise mit ihrer Fürsorge erleichtern wollten, und Früchte, Brod und Wasser mit sich trugen. Die Hirten dieser beklagenswerthen Heerde waren gewöhnlich Arnauten zu Pferde, die den Säbel an der Seite, die Pistolen im Gürtel, und die Peitsche in der Hand nebenher ritten. Sind sie in die Kasernen eingetrieben, so gehen die Opfer aus diesen mitleidslosen Händen in die nicht weniger harten der Instruktoren über. — Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß der Soldat es nie zu etwas bringt, daß alle Grade nur nach Gunst und Eigensinn vertheilt werden; Schooßkinder werden zum Oberst ernannt, Knaben führen oft den Titel „General".

Man begreift nach diesem treu nach der Natur entworfenen Gemälde, daß die Egypter und besonders die Fellahs eine Abneigung gegen den Militärdienst hegen, die jede Vorstellung übertrifft. Obgleich sie für ihren Nil und für ihre Hütte schwärmen, so retten sich doch die Wenigen, denen die Flucht glückt, meist in die Wüste und ziehen das unstete Leben der Beduinen der Kaserne vor. Dort kann die militärische Behörde sie freilich nicht erreichen; oft genug aber zwingt sie sie zur Rückkehr, indem sie die Eltern als Geißel zurückbehält. Eine alte Frau, deren Sohn sich nicht zur bestimmten Frist einstellte, ward ohne Mitleid getödtet. Um dem Militärdienst zu entgehen, stechen sich daher viele Fellahs ein Auge aus, schneiden sich den Zeigefinger der rechten Hand ab, oder reißen sich die Zähne aus, und nicht selten unterwerfen schon die Eltern die kleinen Kinder aus Zärtlichkeit diesen Verstümmelungen. Dergleichen kam so häufig vor, daß Mohamed-Ali, der um jeden Preis Soldaten, viel Soldaten wollte, die grausamsten Strafen ersann. Er ließ z. B. Jeden, der verdächtig war, sich selbst das eine Auge ausgestochen zu haben, auch noch des andern berauben.

Wie schon erwähnt, fiel mein Aufenthalt in Kairo in die Zeit des orientalischen Krieges, wo Abbas dem Sultan einen Tribut an Geld und eine Armee von fünfzehntausend Mann stellen mußte. Um die Zahl aufzubringen, nahm die egyptische Regierung ihre Zuflucht zu immer neuen Aushebungen; häufiger als jemals trafen

Schaaren von Rekruten aus allen Punkten des Landes ein, und mit verdoppelter Strenge spürte man den Deserteuren nach. In allen Dörfern herrschte die Verzweiflung; denn es versteht sich von selbst, daß wieder nur das arme Landvolk mit seinem Blute einstehen mußte. Die Frauen, die Kinder, die alten Eltern der jungen Fellahs, die so gewaltsam von den geliebten Ufern ihres Nils in die Donaufestungen verpflanzt wurden, blieben ohne Stütze, ohne Brod zurück. Die öffentliche Meinung, sonst so stumm im Orient, besonders in Egypten, sprach sich unter diesen Umständen mit einer ungewöhnlichen Energie aus; ein unbekannter Poet aber dichtete eine rührende Romanze oder Elegie, die eben so wahr, als beredt, dem allgemeinen Kummer Worte lieh. Sie wurde zwar sogleich polizeilich verboten; aber dennoch flog sie von Mund zu Mund und erregte, eben weil sie nur im Geheimen gesungen werden durfte, eine um so größere Begeisterung. —

Eine Reise nach dem Sudan, die ich von Kairo aus unternahm, hielt mich ein halbes Jahr von hier entfernt. Bei meiner Rückkunft erfuhr ich, daß vier Tage zuvor Abbas-Pascha in seinem Residenzschloß zu Benha-el-Asal gestorben sei. Man hatte ihn, ohne daß irgend ein Unwohlsein vorhergegangen war, am Morgen entseelt auf seinem Lager gefunden, und schon am nächsten Tage in der von Mohamed-Ali erbauten Familiengruft beerdigt. Die Aerzte gaben eine gelehrte Erklärung ab, die dahin lautete: Seine Hoheit sei an einem Schlaganfall gestorben. Seine wahre Todesart blieb lange ein Familiengeheimniß, bis man endlich allgemein die Ueberzeugung gewann, daß er ermordet worden sei. Man brachte das Gerücht von einem weitgreifenden Komplot damit in Verbindung, welches beabsichtigt haben sollte, die Thronfolge zu ändern. In Egypten besteigt nämlich nicht der direkte Erbe des Verstorbenen den Thron, sondern jedesmal der älteste Prinz der Familie. Nach Abbas' Tode, der ein Enkel Mohamed-Ali's gewesen war, traf jetzt die Reihe den zweiten Sohn des letztern, Saïd-Pascha, während Abbas danach getrachtet hatte, seinem eigenen Sohne die Nachfolge zu sichern. Wie dem auch sei, Abbas' Tod wurde mit einer allgemeinen Freude begrüßt; es fehlte wenig, so hätte man illuminirt. Dennoch herrschte eine dumpfe Unruhe in der Bevölkerung. Der oberste Günstling des Verstorbenen nämlich ließ mehrere Tage verstreichen, ohne den fremden Consuln den Tod des Souverän's anzuzeigen; statt dessen schloß er sich mit einer beträchtlichen Truppenzahl in die Citadelle ein, um von hier aus seinen Staatsstreich zu unternehmen. Nur das rechtzeitige Einschreiten der Konsuln von Frankreich und England, so wie der glückliche Umstand, daß Abbas' Sohn sich gerade fern von

Egypten auf Reisen befand, verhinderten die beabsichtigte Katastrophe. Nach einigen Tagen der Zögerung und der Befürchtungen nahmen die Angelegenheiten endlich ihren regelmäßigen Verlauf. Saïd-Pascha ward als Vicekönig anerkannt und hielt unter den Freudenbezeigungen des Volks seinen Einzug in die Citadelle. Kiaya-Bey, jener Günstling des verstorbenen Abbas aber, empfand wegen seiner beabsichtigten Verrätherei eine solche Furcht und Angst, daß er an demselben Tage seinen Geist aufgab. —

Dies waren meine letzten Erlebnisse in Kairo. Gleich darauf trat ich meine Rückreise nach Europa an.

Reiseerlebnisse in Ostafrika.

I.

Um meine erste Reise nach Abyssinien zu unternehmen, schiffte ich mich in Suez, das ich, nach schlicht arabischer Sitte ein Kameel reitend — denn damals existirten hier noch keine öffentlichen Fuhrgelegenheiten, Landstraßen oder gar Eisenbahnen — von Kairo aus erreicht, auf dem Rothen Meere ein. Dieses Gewässer nimmt keinen einzigen namhaften oder schiffbaren Fluß auf; es ist voll von versunkenen Felsen, von Sandbänken und Klippen, die durch die gleichsam wuchernden Korallenriffe noch vermehrt werden. Die Schifffahrt ist daher äußerst schwierig und gefahrvoll; unter den vielen Häfen sind nur wenige wirklich sicher, und schwer beladene Schiffe müssen in den meisten Fällen weit draußen in der See Anker werfen. Ich war zuerst sehr überrascht von dem arabischen Brauch, nie während der Nacht die Reise fortzusetzen, sondern stets an irgend einem Ankerplatz zu verweilen; bald aber überzeugte ich mich von der Nothwendigkeit dieses Verfahrens, nicht bloß wegen der erwähnten vielen Felsenriffe, sondern hauptsächlich wegen der Ungeschicklichkeit der arabischen Schiffer, die in der That so groß ist, daß einige Kühnheit dazu gehört, seine Person überhaupt einem ihrer Fahrzeuge anzuvertrauen. Auf der andern Seite hat diese Art zu reisen aber auch ihre Vortheile, besonders den, daß man mit den neuen Regionen, die man berührt, stets auf's Beste vertraut wird.

Nach einer Fahrt von einundzwanzig Tagen erreichten wir Jidda, eine der blühendsten Hafenstädte des Rothen Meeres auf der arabischen Seite, mit hohen, schönen, soliden Häusern. Von hier segelte ich nach Massowa, dem Haupthafen an der abyssinischen Küste; ehe ich aber meine Reise weiter fortsetzen konnte, mußte ich mich der herrschenden Sitte gemäß nach Harkiko, der Hauptstadt der Schohos, verfügen, deren Naib ein Geschenk von

mir forderte, bevor er mir die Erlaubniß ertheilte, seine Ländereien zu durchreisen. Unser Handel ward jedoch zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, und ich erhielt eine Bedeckung von vier Soldaten, um mich durch das Schoholand bis zu dem Berge Schumfeito zu geleiten. Anfangs ging Alles nach Wunsch; als aber die Kameele, die mein Gepäck bis dahin getragen, ihren Rückweg nach Harkiko angetreten hatten, mußte ich von den Gebirgsschohos nicht weniger als einunddreißig Ochsen miethen, die meine Effekten über den sechstausend Fuß hohen Berg schaffen sollten. Hier begannen die Plagen, die mich in die Geheimnisse des Reisens in Afrika einweihten. Die wilden Schoho's forderten eine weit größere Summe, als festgesetzt worden war, und da ich mich der Zahlung weigerte, so zogen sie sich in ihr Gebirge zurück, indem sie auf meine hülflose Lage rechneten. Am dritten Tage ließ sich von den Höhen ein entsetzliches Kriegsgeschrei vernehmen; die Schohos stiegen in großen Schaaren hernieder und stellten sich hundert Schritt weit von unsern Zelten in Schlachtordnung auf. Ich war auf's Höchste erschrocken; meine vier Soldaten aber forderten Pulver und Kugeln und feuerten ein paar Schüsse in die Luft, die wirklich den Feind abhielten, unsrer improvisirten Festung von aufgehäuften Kisten zu nahen, hinter welcher wir ihren Angriff in Ruhe erwarteten. Im Augenblick der größten Gefahr aber erschien zu meiner Befreiung einer meiner Landsleute, Herr K., der in Adowa ansässig, von meiner Ankunft benachrichtigt war, und mir mit sechzig Abyssiniern entgegenkam, um mein Gepäck über den Schumfeito nach der eben genannten Stadt zu transportiren. Jetzt waren die Schohos gern zu Unterhandlungen bereit, und bald setzte ich ungefährdet an der Seite meines Freundes meine Reise fort.

In Adowa verweilte ich nur wenige Tage, um desto schneller nach dem südlichen Abyssinien in das Königreich Schoa zu gelangen, wo meine Geschäfte mich für längere Zeit fesselten. Ich lernte hier ein fruchtbares, volkreiches Land vom herrlichsten Klima kennen, reich an Quellen, Bächen, Flüssen und schönen Seen; auch an edlen Metallen, so wie an Eisen, Schwefel, an Früchten und Getreide vielerlei Art ist kein Mangel. Dennoch gewöhnt der Fremde sich nur schwer an die dortige Lebensweise; die Einwohner, Anhänger des koptischen Christenthums, sind nämlich so streng im Fasten, wie kein anderes Volk der Welt. Von zwölf Monaten werden mindestens neun mit Fasten hingebracht. Daß es Jahr ein, Jahr aus am Freitag und Sonnabend beobachtet wird, brauche ich kaum erst zu erwähnen; außerdem aber noch vierzig Tage vor Ostern, fünfundzwanzig nach Trinitatis, vierzehn Tage im August, fünfundzwanzig vor Advent, und so fort bei jeder Gelegenheit. Wie dem Fremden, besonders dem Deutschen, dabei

zu Muthe wird, überlasse ich dem theilnahmsvollen Leser zu ermessen.

In andern Beziehungen dagegen ist man den Gesetzen der Religion weniger streng gehorsam. Obwohl dieselbe dem Mann nur ein Weib gestattet, so besaß doch der damalige König von Schoa, Sahela Selassi, deren nicht weniger als fünfhundert, und weit entfernt, sich mit dieser Zahl zu begnügen, vermehrte er sie mit jedem schönen Mädchen, auf das seine Aufmerksamkeit gelenkt ward. Auch zur Bestätigung politischer Verträge schloß er fortwährend neue Ehen mit Töchtern benachbarter Fürsten oder der Großen seines Reichs, ja Seine schwarzbraune Majestät hatte sich thatsächlich einmal um eine englische Prinzessin beworben, um seine Alliance mit Groß-Britannien zu befestigen. In Abyssinien wird die Ehe selten durch die Kirche eingesegnet; es ist nichts als ein rein bürgerlicher Kontrakt zwischen den Eltern und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Unbeschreiblich groß ist der Aberglaube der Abyssinier; er spielt in jedem Akt des menschlichen Lebens eine Hauptrolle. Am sonderbarsten erschien mir die Art und Weise, die Spitzbuben zu entdecken. Einer der wichtigsten Staatsbeamten ist nämlich der Lebaschi oder Diebesfänger; er steht nicht nur überall im höchsten Respekt, nein man fürchtet ihn sogar, und wie man aus dem Folgenden erkennen wird, nicht mit Unrecht. Sobald ein Diebstahl begangen worden ist, wird der Lebaschi davon in Kenntniß gesetzt. Er läßt einen seiner Diener kommen und giebt ihm eine Dosis schwarzen Mehles mit Milch vermischt ein, worauf derselbe in eine Art von Raserei geräth. In diesem Zustand geht er wie ein Verrückter auf Händen und Füßen von Haus zu Haus, während der Lebaschi ihn an einem, um seinen Leib befestigten Strick festhält. Zuletzt treten sie in ein beliebiges Haus ein; der Diener wirft sich auf das Bett des Besitzers und schläft eine Zeit lang. Bald aber wird er von seinem Herrn mit Schlägen erweckt; er springt auf, nimmt den Besitzer des Hauses fest und schleppt ihn vor die Priester, denn dieser gilt, mag er nun schuldig oder unschuldig sein, als der Dieb, und muß dem Bestohlenen so viel zahlen, wie derselbe den ihm zugefügten Schaden veranschlagt. Kein Wunder also, daß die Bevölkerung zittert, wenn der Lebaschi in der Straße erscheint, und daß Jedermann sich in seiner Gunst zu erhalten strebt, denn wer kann sagen, in welches Haus es ihm einzutreten beliebt! — Der König selbst, so erzählte man mir, habe die Zuverlässigkeit dieses Verfahrens geprüft, indem er einem seiner Pagen geboten habe, ihm seinen eigenen Rock zu stehlen und in dem Hause eines Einwohners von Ankobar zu verbergen, wo derselbe von dem Lebaschi richtig aufgefunden worden sei.

Auch hinsichtlich der Sklaverei geht der König dem Volke mit einem bösen Beispiel voran. Die Kirche verbietet den Christen zwar, Sklaven auszuführen; dies verhindert sie aber nicht, deren in großer Zahl zum eigenen Gebrauch einzuführen. Der König ist Besitzer von vielen Tausenden, die ihm als Holzhauer, Wasserträger, Hirten, Ackerbauer ꝛc. dienen. Man bezieht diese Sklaven meist aus dem Nachbarlande Guragua, welches, da es ihm an einem festen Oberhaupt fehlt, und da jede Stadt und jedes Dorf einen unabhängigen Staat bildet, in beständigen innern und äußern Kriegen lebt. Alle, die in diesen Kriegen unterjocht und gefangen werden, werden als Sklaven verkauft. Viele der Bewohner von Guragua hatten selbst den König Sahela Selassi aufgefordert, sich ihres Landes zu bemächtigen, um jenem wüsten Treiben ein Ende zu machen; er aber hatte sich geweigert, weil er nach seinem eignen Geständniß sich dadurch der Sklaven berauben würde, da er solche doch nicht aus seinem eignen Lande beziehen könnte. Man rechnete, daß jährlich dreitausend Sklaven von Guragua ausgeführt würden. Friedliche Landleute wurden oftmals auf ihrem Wege von einem Dorf zum andern fortgeschleppt und verkauft; Nachts sah man nicht selten Häuser in Flammen stehen, und wenn die Einwohner zu entkommen und sich zu retten suchten, so wurden sie ergriffen und zu Sklaven gemacht. Kinder stahl man oft des Nachts aus der unmittelbaren Nähe ihrer Eltern. Ja es sind Beispiele vorgekommen, daß Verwandte sich unter einander verrathen und verkauft haben. Einer schickte z. B. den andern unter irgend einem Vorwand in ein fremdes Haus, wo bereits der Sklavenhändler, mit dem der Handel abgeschlossen war, in Bereitschaft stand. Kaum war das Opfer eingetreten, so wurden alle Thüren verschlossen, der Unglückliche in Ketten gelegt und fortgeschafft.

Um dem Könige von Schoa meine Aufwartung zu machen, begab ich mich von Ankobar nach Angolola, der zweiten Hauptstadt des Reichs, wo derselbe residirte. Er war eben im Begriff, seine kriegerischen Streitkräfte zu sammeln, um eine Expedition in das angrenzende Gebiet der wilden Gallas zu unternehmen. Ich bat um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, und gern gewährte er mir dieselbe; ja er ging in seiner Herablassung so weit, mir für die wenigen Tage bis zu unserm Aufbruch einen seiner Sklaven zur Disposition zu stellen, der für alle meine Bedürfnisse Sorge tragen mußte. Dilbo, so hieß er, war ein aufgeweckter Mensch, der seit seiner Kindheit Sklave gewesen, und als solcher durch vieler Herren Hände gegangen war. Aus einem Land in's andere verkauft, von Sklavenhändlern bald hierhin, bald dorthin geschleppt, hatte er ein gut Stück Welt, natürlich nur der afrikanischen Welt, gesehen, und wußte mir manche interessante Mittheilung zu machen.

„Südlich von Kaffa und Susa," so erzählte er unter Anderm, „habe ich ein Volk von Zwergen, die Dokos, kennen gelernt, die nicht größer sind, als bei uns Knaben von acht Jahren. Sie sind von grünlich brauner Hautfarbe, und leben so wild wie die Thiere. Sie bauen sich weder Häuser, noch Tempel, und wenn sie zu ihrem Gott, den sie „Yer" nennen, beten, so strecken sie den Kopf zur Erde nieder, während sie sich mit den hinten empor gehobenen Beinen gegen einen Baum stemmen. „Yer," sagen sie, wenn sie z. B. ihren Gott um Schutz gegen ihre Widersacher bitten, „wenn Du wirklich existirst, so erlaube nicht, daß der Feind uns schlachtet. Wir rufen Dich nicht um Kleider oder Speise an, denn wir leben nur von Schlangen, Ameisen und Mäusen; da Du uns aber einmal erschaffen hast, so laß nicht den Feind uns umbringen!" — Die Dokos haben weder Oberhäupter, noch Gesetze, noch Waffen; sie gehen nicht auf die Jagd, sie bebauen nicht das Land, sie wohnen wie die Affen auf den Bäumen und gehen vollständig nackend. Ihre Lippen sind dick, ihre Nasen flach und die Augen klein; das Haar fällt wie eine Mähne über ihre Schultern herab; die Nägel an Händen und Füßen aber lassen sie wachsen, wie die Krallen der Geier, und bedienen sich derselben, um in der Erde nach Ameisen zu wühlen oder die Schlangen zu zerreißen, die sie roh verzehren, denn das Feuer ist ihnen unbekannt. Die Dokos, obwohl eine regelmäßige Ehe nicht bei ihnen eingeführt ist, vermehren sich sehr stark. Der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern führt aber nicht zu festen Wohnsitzen; ein jeder läuft in vollkommener Unabhängigkeit vom andern, wohin es ihm einfällt. Die Mütter nähren die Kinder nur kurze Zeit und gewöhnen sie, sobald als möglich Schlangen und Ameisen zu essen. Können sie aber erst laufen und sich selbst helfen, so bekümmern sich die Mütter gar nicht mehr darum, sondern überlassen sie ihrem Schicksal. Obwohl die Dokos in dichten Wäldern leben, so werden sie doch sehr leicht die Beute der Sklavenjäger. Diese brauchen den armen Geschöpfen nur buntfarbige Kleider und Tücher zu zeigen, um sie unwiderstehlich an sich zu locken. Auch versuchen sie gar keinen Widerstand mehr, da sie aus Erfahrung wissen, daß er ihnen doch nichts hilft. In der Sklaverei werden sie ganz gelehrig; nur ihre Vorliebe für Mäuse, Schlangen und Ameisen behalten sie bei, und da sie von einer unerschütterlichen Gesundheit sind, dabei folgsam, sanft und treu, so erwerben sie sich gewöhnlich bald die Gunst ihrer Herren, und erreichen meist ein hohes Alter."

Auch von seinem Vaterlande, dem Königreich Sendjero, erzählte mir Dilbo Mancherlei:

„Sobald ein König stirbt," sagte er, „kommen die Oberen des Volks draußen vor der Stadt auf einem freien Felde zusammen

und warten, bis ein Geier sich auf einem von der Versammlung niederläßt; der aber, dem dies geschieht, wird einstimmig zum neuen König ausgerufen. Sklavenhandel wird in Sendjero nur mit Frauen getrieben, angeblich, weil einst ein Weib auf Befehl des Königs ihren Gatten grausam ermordete. Der König, so lautete die alte Sage, gebot zuerst dem Mann, seine Frau zu tödten und ihm ein Stück von ihrem Fleisch zu bringen, welches ihm von seinen Aerzten und Wahrsagern als Arzneimittel gegen eine Krankheit verordnet worden war. Der Mann aber, von der Schönheit seiner Frau bezaubert, war nicht fähig, diesen Befehl auszuführen. Nun gebot der König dem Weibe, ihren Gatten zu ermorden, und sie gehorchte ohne Zögern. Seit dieser Zeit ist es Sitte, gleichsam das ganze Geschlecht für jene Unthat büßen zu lassen und nur die Weiber in die Sklaverei zu verkaufen. Das Volk von Sendjero huldigt auch noch der rohen Sitte der Menschenopfer. Die Sklavenhändler werfen jedesmal die schönste ihrer Sklavinnen, als Geschenk für die Götter, in den See Umo, und viele Familien müssen, sobald die Wahrsager es gebieten, ihre erstgeborenen Söhne opfern."

Endlich war Sahela Selassi zum Aufbruch bereit; kaum aber hatten wir das feindliche Gebiet betreten, so kamen uns schon Abgeordnete von verschiedenen Stämmen der Gallas entgegen, die sich mit jenem über die streitigen Punkte gütlich vereinigten, so daß diese Expedition ohne alles Blutvergießen beendigt ward. Dennoch dauerte unser Aufenhalt unter den Gallas wohl vierzehn Tage bis drei Wochen, während welcher ich hinlänglich Gelegenheit fand, dieses große und mächtige Volk zu beobachten. Die Gallas sind von männlichem und kräftigem Aussehen, hoch gewachsen und breit gebaut; ihre Gesichtszüge aber sind wild und stolz, und mähnenartig wogt ihnen das lange, straffe Haar um die Schultern. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, und hierdurch, so wie durch ihre größere Intelligenz, unterscheiden sie sich wesentlich von allen übrigen Negern Ostafrika's. Besonders die jungen Frauenzimmer gelten für schön und sind in Egypten als Sklavinnen sehr gesucht. Ihren Körper, so wie ihr langes, der römischen Toga ähnliches Gewand beschmieren die Gallas dick mit Butter, was ihnen einen höchst unappetitlichen Geruch giebt, den man als Fremder oft schon aus der Ferne wahrnimmt. Ihre Waffen bestehen in Speer, Schwert und Schild, und da es unter ihnen für erniedrigend gilt, zu Fuß zu gehen, so sieht man sie, selbst die Frauen, stets zu Pferde. Letztere sind zwar klein, aber schön von Farbe, dauerhaft und schnell. Die Gallas theilen sich in viele verschiedene, von einander unabhängige Stämme, die sich aber in ihren Sitten und Gewohnheiten alle ähnlich sind. Sie bewohnen am liebsten offene, ebene Landstriche,

die Getreidebau und Viehzucht begünstigen. Ihre Hütten sind rund und kegelförmig, mit einem ziemlich tief herabreichenden Grasdach bedeckt, und gewöhnlich von einer niedrigen Steinmauer, zur Sicherheit gegen einen etwaigen plötzlichen feindlichen Angriff, umgeben. Ihr Land ist reich an befruchtenden Gewässern, das Klima herrlich, und kein Land der Erde würde mehr für europäische Auswanderer und für europäische Kultur geeignet sein, als dies.

Wie die meisten Negervölker sind die Gallas ungeheure Schwätzer. Ganze Stunden lang können sie unablässig reden, und zwar mit einem Ausdruck und mit Geberden, die für uns im höchsten Grade lächerlich und belustigend sind. Ihre Sprache ist übrigens sehr wohlklingend und erinnerte mich einigermaßen an die italienische. —

Bald nachdem ich mit Sabela Selassi wieder in Angolola eingetroffen war, verabschiedete ich mich von ihm, um meine Rückreise nach Kairo anzutreten. Er war äußerst herablassend und freundlich, bot mir das herzlichste Lebewohl und dankte mir für die guten Rathschläge, die ich ihm in Bezug auf allerlei Handels-Angelegenheiten mit England ertheilt hatte. Ja, er verehrte mir sogar ein silbernes Schwert, sonst nur das Abzeichen der hohen Würdenträger seines Reiches, und ebenso gab er mir die Erlaubniß, in seinem Lande zu kaufen und mitzunehmen, was mir beliebte. — In nordöstlicher Richtung zog ich nun in Begleitung von zehn Dienern, theils zu meiner Bequemlichkeit, theils zu meinem Schutz, von dannen. Schon am nächsten Tage erreichte ich Salla Dengai, wo die Mutter des Königs residirte. Sie war bereits von unsrer Ankunft benachrichtigt; ich ward ihr vorgestellt und auf's Gastfreundlichste von ihr empfangen. Sie galt als eine der mächtigsten Personen des Landes, indem sie im Namen ihres Sohnes fast über die Hälfte des ganzen Königreiches unbeschränkt herrschte. Ich fand eine ehrwürdige, ältliche Dame im langen weißen abyssinischen Gewande in ihr. Sie saß auf einer Bettstelle, die mit Teppichen bedeckt war, und eine reiche Anzahl von Sklavinnen waren in ihrer Nähe, während die männliche Dienerschaft nebst Priestern und Räthen in größerer Entfernung standen. Alle waren wohl gekleidet, und schienen mit ihrer, für ihre Jahre noch immer hübschen und muntern Gebieterin auf sehr freundlichem Fuß zu stehen. Mit sichtbarer Freude nahm sie meine Geschenke auf: einen bunten Shawl, eine feine Scheere, einen Spiegel rc., und voll lebhafter Neugier erkundigte sie sich, wie meine Landsleute im Stande seien, so viele wundervolle Dinge zu verfertigen. Beim Abschied versprach sie, mir einen ihrer Diener mitzugeben, der mich beim Gouverneur von Mans, der nördlichsten Provinz Schoa's, einführen sollte. Ich fand indessen die Leute dort sehr ungastlich; sie

erkannten ihre Abhängigkeit vom König Sahela Selassi nur ungern an, und obwohl ich zwei königliche Diener bei mir hatte, so verweigerten mir doch selbst die unbedeutendsten Dörfer ein Obdach für die Nacht.

Nach wenigen Tagen überschritt ich die Grenze Schoa's und trat nun in das Gebiet der Wollo-Gallas. Das Oberhaupt derselben, Adara Bille, residirte in der Stadt Gatira. Da er mit meinem Protektor Sahela-Selassi in gutem Vernehmen stand, so empfing er auch mich sehr freundlich, und da ich nicht die mindeste Ursache zu Argwohn gegen ihn hatte, so antwortete ich offen und furchtlos auf die vielen neugierigen Fragen, die er mir sowohl über den Zweck meiner Reise, als auch über meine „Reichthümer und Schätze", wie er sich ausdrückte, vorlegte. Er dagegen war auf's Höchste über meine kleinen Geschenke erfreut, und wir schieden als die besten Freunde. Wie anders war sein Benehmen gegen mich bei meinem zweiten Besuch!

Ich hatte nun den Distrikt Worro Himano zu durchreisen, vielleicht die schwierigste und gefahrvollste Strecke meiner ganzen Tour. Finstere, schroffe Gebirge starrten mir überall entgegen, welche die wilden Horden eines Gallasstammes bewohnten. Auch hatte ich nicht wenig Angst und Sorge ihretwegen auszustehen; mehrere Male unternahmen sie räuberische Angriffe auf unsere kleine Karavane, und nur unsere Bajonette vermochten sie einigermaßen in Schach zu erhalten. Wie froh war ich, als wir endlich Tanta erreicht, die Residenz des Imam Liban, dem Adara Bille mich empfohlen hatte. Es war dies ein Jüngling von erst fünfzehn Jahren, von offnem und zuvorkommenden Wesen. Er that hundert Fragen an mich über die Menschen und Dinge in Europa, und als ich meine Mannschaft ein paar kleine militärische Exercitien vor ihm durchmachen ließ, die sie der englischen Artillerie in Ankobar abgelernt, war er außer sich vor Bewunderung. Zuletzt schulterten sie das Gewehr, luden es und feuerten es ab mit Schnelligkeit und Regelmäßigkeit: da verhüllte der junge Fürst sein Antlitz mit seinem Gewande, und rief aus:

„Nein, keine abyssinische Armee kann es auch nur mit hundert solcher Franken aufnehmen!"

Voll Bedauern theilte er mir mit, daß auch der Weg nach Gondar durch zahlreiche Räuberbanden beunruhigt werde, die besonders am Fluß Chechebo den Reisenden auflauerten; freundlich aber fügte er hinzu, daß er dem Gouverneur von Daunt den Befehl ertheilen würde, mir sichern Uebergang zu verschaffen. Zufällig war dessen Sohn gerade anwesend, und so gab Liban ihm den Auftrag, seinen Vater auf meine Ankunft vorzubereiten.

Gerührt nahm ich Abschied von dem braven Jüngling, indem

ich ihm einige Geschenke darbot, unter denen eine Büchse mit Streichhölzchen ihn am meisten entzückte.

Da meine kleine Karavane mit dem Sohn des Gouverneurs nicht Schritt halten konnte, so eilte derselbe uns voraus, und wir rasteten zur Nacht am Fuß eines steilen Berges. Nachdem wir diesen am nächsten Morgen überstiegen und nun die weite Ebene betreten hatten, in der wir die Stadt Daunt finden sollten, traf plötzlich ein lautes Klagegeschrei unser Ohr, und ein Haufen Flüchtiger eilte uns entgegen mit der Nachricht, daß der Gouverneur in der letzten Nacht getödtet, und sein Sohn von dem König der Wadela's gefangen genommen sei, der so eben einen kriegerischen Einfall in das Gebiet Imam Liban's gewagt habe. Unentschlossen, was wir thun sollten, hielten wir für einige Augenblicke still, als auch schon neue Haufen von Flüchtlingen die Schreckensbotschaft bestätigten; unter ihnen eine Anverwandte des Imam, die uns mit Thränen bat, sie nach Tanta zu begleiten. Die ganze Bevölkerung der Ebene war in Bestürzung und wilder Aufregung; Jeder suchte einen sichern Versteck für sich selbst und sein Eigenthum. Wir begaben uns vorläufig bis in's nächste Dorf, um erst weitere Nachrichten abzuwarten; als wir aber am andern Morgen erfuhren, daß der Feind sich mehr und mehr nähere, eilten wir wirklich zu dem jungen Imam zurück, um seinen Rath zu vernehmen. Er verhehlte mir nicht, daß ich auch bei ihm nicht sicher sei, und schlug mir vor, mich in eine nahegelegene Festung zu retten, die sein Vezier Yusuf vertheidige. Ein Glück, daß ich diesem Rath nicht folgte, denn jene Festung fiel bald in die Hände der Feinde.

Nach reiflicher Ueberlegung entschied ich mich zur Rückkehr nach Gatira zu dem freundlichen Adara Bille, indem ich diesmal einen etwas andern Weg einschlug, als den, auf welchem ich gekommen. Ich durchschritt die herrlichsten Landstriche der Wollo-Gallas. Waldige Höhen durchzogen das Land, und wurden durch üppig fruchtbare Ebenen von einander getrennt. Adara Bille nahm mich nicht nur mit Freundlichkeit auf, nein mit einer wahrhaft begeisterten Freude und mit emphatischen Ausdrücken des Mitgefühls über das Mißgeschick, das mich unterwegs betroffen; auch gratulirte er mir, gerade sein Haus zum Zufluchtsort gewählt zu haben. Als ich jedoch nach zwei Tagen weiter nach Schoa zurück zu reisen verlangte, verweigerte er mir die Erlaubniß. Er habe, sagte er, von Sahela Selassi nur den Auftrag erhalten, mich nach Gondar, aber nicht nach Schoa zurück zu befördern. Vergeblich waren Bitten und Vorstellungen; ich wurde wider meinen Willen in Gatira festgehalten, aber ohne daß man es mir an irgend etwas fehlen ließ. Ich machte jetzt Adara Bille verschiedene Geschenke,

in der Meinung, daß es vielleicht dies sei, wonach sein Sinn stehe; sie wurden mit Höflichkeit angenommen, aber sein Benehmen änderte er nicht; ja, als ich nach einiger Zeit meine Bitte, von ihm entlassen zu werden, erneuete, gab er mir die Weisung, über diesen Gegenstand kein Wort mehr zu verlieren. Bald darauf berief er eine Versammlung der Priester und der Aeltesten des Volks, in welcher der Priester Tahir behauptete, ein Traum habe ihm offenbart, daß der Reisende viel Gold besäße, und daß Adara Bille sich desselben bemächtigen solle. Jetzt wurde mir eine Wache gestellt; wo ich ging und stand folgte mir ein Soldat, und wenn ich Etwas kaufen wollte, widersetzte er sich und sagte: es sei eine unnöthige Verschwendung. Einst bat mich auf der Straße ein Bettler um einen Dollar, als ich ihm denselben aber verweigerte, entgegnete er mir spöttisch:

„Du weißt noch nicht, ob Du nicht diesen Ort selbst als ein Bettler verlassen wirst.“

Dies Alles weckte mehr und mehr mein Mißtrauen gegen die Absichten Adara Bille's; ich dachte daran, heimlich in der Nacht zu entfliehen, und berieth darüber mit einigen meiner abyssinischen Diener. Wurden diese Pläne vielleicht an den Häuptling verrathen? genug, er gab sich offenbar die größte Mühe, meinen Verdacht zu zerstreuen; jede Stunde sandte er mir Boten über Boten, die sich nach meinem Befinden und nach meinen Bedürfnissen erkundigen mußten.

Ich gab indessen mein Vorhaben nicht auf; in der Stille packte ich alle meine Effekten zusammen; die nächste Mitternachtsstunde war zu meiner Flucht bestimmt, und schon mit Tagesanbruch hoffte ich die Grenze in meinem Rücken zu haben. Da plötzlich ließ der Häuptling mir ankündigen, daß meiner Abreise nichts mehr im Wege stehe; daß ich gehen könne, wohin ich wolle, und daß alle Vorkehrungen zu meinem Aufbruch am nächsten Morgen getroffen seien. Ich legte mich nun Abends sehr zeitig schlafen, um am andern Tage mit frischen Kräften aufzustehen; kaum aber war ich eingeschlummert, als Adara Bille mich zu sich rufen ließ, um, wie er sagte, Abschied von mir zu nehmen, da er am nächsten Morgen durch Geschäfte verhindert sei. Als ich in sein Zimmer trat, dankte er mir sehr höflich, seiner Einladung so schnell gefolgt zu sein; ich dachte, mich baldmöglichst wieder zu entfernen; er aber sagte, er wolle sich noch eine Weile meiner Unterhaltung erfreuen. Er that nun allerlei müßige Fragen an mich und trieb allerlei Albernheiten, offenbar nur um die Zeit hinzubringen; er probirte z. B. meine Brille, wünschte zu untersuchen, ob irgend etwas in meinen Stiefeln versteckt sei und dergl. mehr. Plötzlich

aber traten hinter einem Verschlag hervor eine Anzahl von Soldaten, die über mich und meine Leute herfielen.

„Ihr seid Gefangene", riefen sie; „gebt uns Euer Wort, nicht zu entwischen."

Ich glaubte zuerst, das Alles sei ein dummer Scherz von Adara Bille, um meinen Muth zu prüfen; bald aber überzeugte ich mich von dem Ernst der Sache. Ich ward in ein enges Gemach geführt, wo man mir meine Kleider abnahm und alle meine Taschen durchsuchte. Es fand sich nichts darin, als ein Messer, ein einziger Dollar, mein Notizbuch und mein Kofferschlüssel. Da es eine ziemlich kalte Nacht war, so ließ ich den Häuptling wenigstens um Zurückgabe meines abyssinischen Mantels bitten, und er besaß Mitleid genug, mir ihn zu gewähren; ich streckte mich auf die Erde nieder, und zwei meiner Wächter legten sich auf die ausgebreiteten Enden meines Mantels, damit ich ihnen nicht entrinnen könnte. Am folgenden Tage war Adara Bille nicht anwesend, und meine Wächter, die endlich Mitleid mit mir fühlten, führten mich für diesen Tag nach meiner Wohnung zurück; auch das Volk auf der Straße gab mir viele Beweise von Theilnahme an meinem Unglück. Erst am Abend, wo der Häuptling zurück erwartet wurde, schaffte man mich wieder in mein Gefängniß. Als sich nach einigen Tagen nichts in meiner Lage geändert hatte, ließ ich ihn um eine Audienz ersuchen; aber er wollte mich nicht einmal sehen, und schlug mir im Voraus Alles ab, was ich von ihm zu erbitten habe. So vergingen Tage und Wochen; endlich schickte er mir drei Dollars, mein Tagebuch und das schlechteste von meinen Maulthieren. Mein ganzes übriges Eigenthum, fünf Maulthiere, mehrere Pistolen, zehn Musketen, meine Uhr und mein Geld, einen Kompaß &c. behielt er zurück. So sollte ich sammt meinen Dienern von sechs Soldaten über die Grenze geschafft werden; in welcher Richtung aber, in welches Land man mich transportiren wolle, ward mir nicht gesagt. Schweigend und unbewaffnet folgten wir unsern Führern. Die ganze Bevölkerung Gatira's war versammelt; Einige weinten; Andere wünschten mir eine glückliche Reise; Keiner sprach ein Wort zu Gunsten des Häuptlings; aber Viele prophezeiten dem Lande ein Unglück, wo man die Gastfreundschaft so entwürdigt habe.

So rasch als möglich folgte ich den Soldaten; am liebsten hätte ich Gatira im Fluge verlassen; am Stande der Sonne erkannte ich, daß wir nordwestlich zogen; aber konnte es mir nicht fast gleichgültig sein, wohin man mich brachte, da man mir ja Alles genommen, da ich ja doch nur ein Bettler war?

Nachmittags näherten wir uns einem Dorfe; hier redete mich plötzlich Jemand an; wie erstaunte ich, als ich den Priester Tahir



XIII



Der Ueberfall

erkannte, denselben, der dem Häuptling den Rath gegeben hatte, mich auszuplündern. Lächelnd grüßte er mich und lud mich in sein Haus ein, wo er mich zu meiner größten Verwunderung freundlich bewirthete. Ich dankte ihm für seine Gastlichkeit und bedauerte nur, sie ihm nicht lohnen zu können; er aber sagte, es schade nichts; er habe schon seinen Antheil bekommen, und lächelnd ging er seiner Wege.

Nachdem wir das Gebiet Adara Bille's verlassen hatten, betraten wir, noch immer unter Begleitung der Soldaten, das herrliche Thal von Totola, in welchem ein berühmter Markt gehalten wird, den die Kaufleute aus allen Theilen Abyssiniens besuchen. Der Anblick des blühenden Landes that meinem betrübten Herzen so wohl, daß ich hier eine Weile zu rasten und mein Auge zu laben wünschte; die hartherzigen Soldaten aber trieben uns vorwärts mit den Worten:

„Ihr seid unser Vieh; wir können mit Euch machen, was wir wollen.“

Gegen Mittag begegnete uns ein reisender Kaufmann, der sehr überrascht schien, hier einen weißen Mann zu Fuß, unter militärischer Bedeckung und ohne Gepäck anzutreffen. Ich erzählte ihm, was mir durch den heuchlerischen Adara Bille geschehen war, und daß ich, wie ich aus den Gesprächen der Soldaten schlösse, jetzt zum Gouverneur des Tehuladerenhäuptlings Amade geschafft werden solle.

„Sonderbar,“ entgegnete der Kaufmann, „daß Adara Bille Euch zum Gouverneur und nicht zu Amade selbst sendet, da jenem gar nicht das Recht zusteht, ohne Vorwissen seines Herrn über Fremde zu verfügen.“

Er gab uns nun den Rath, ausdrücklich nach Amade selbst zu verlangen, und, wenn die Soldaten sich unserm Begehr widersetzten, nur laut zu schreien, worauf das Volk auf dem Felde sofort zu unsrer Hülfe herbeieilen würde. Wir befolgten diesen trefflichen Rath, und wirklich gelangten wir durch den Beistand der Landleute vor den Häuptling Amade. Dieser war bei unsrer Erzählung auf's Höchste gegen den treulosen Adara Bille aufgebracht; er drohte die Soldaten, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten, ins Gefängniß werfen zu lassen, uns aber gab er die Erlaubniß zu gehen, wohin es uns gefiele. Wir erreichten am Abend ein christliches Dorf, wo ein christlicher Kaufmann uns Aufnahme und Obdach für die Nacht gewährte. Wochenlang durchzogen wir so als Bettler das Land, bald durch fruchtbare Thäler und Ebenen, bald durch Wüsten oder wilde Gebirge; bald durch dichtbevölkerte Gegenden, bald durch öde menschenleere Strecken. Zuweilen fanden wir ein gastliches Dach bei Mohamedanern oder

Christen. In dem letzten Fall wurden die Leute meist durch den Wunsch getrieben, von dem weißen Mann ein Amulett oder sonst ein Zaubermittel gegen Krankheiten zu empfangen; denn man bildet sich in ganz Abyssinien ein, alle weißen Leute kommen aus Jerusalem, wo sie glauben, daß weder Krankheiten noch andere Uebel existiren, alles Gute dagegen in Hülle und Fülle vorhanden sei. Wenn ich nun diesen abergläubigen Ansichten widersprechen mußte, wurde ich oft als ein „verkappter Muselmann" aus den Häusern der Christen fortgejagt, und das Einzige, was man mir und meinen Leuten oft mürrisch bewilligte, waren ein paar dürre, magere Pferdebohnen; um uns diese zu verschaffen, mußte ich zuletzt den Gürtel eines meiner Diener verkaufen. Ihren Höhepunkt erreichte diese finstere Ungastlichkeit in der Provinz Tigre.

Endlich langte ich nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Anstrengungen in das Schoholand, wo ich sogleich die Stelle wieder erkannte, an der ich beim Beginn meiner Reise mit den Gebirgsbewohnern um ein paar elende Dollars in Streit gerathen war. In Harkiko, obwohl halb lahm vor Ermüdung, barfuß und nur mit wenigen Lumpen bekleidet, eilte ich in das Haus des Naib. Ich hatte Mühe, mich ihm in diesem Zustande kenntlich zu machen. Mit großer Theilnahme horchte er der Erzählung von meiner Beraubung durch Adara Bille. Als ich schloß, wies er auf einige mohamedanische Pilgrime, die eben aus Mekka kamen und Unterthanen jenes Häuptlings waren.

„Nimm diese," sagte er, „räche Dich an ihnen; zieh' ihnen wenigstens die Kleider ab!"

Ich leistete natürlich auf diesen Akt der Rache Verzicht, und erkundigte mich lieber, ob nicht bald ein Schiff nach Aden segle. Man theilte mir mit, daß eben ein englischer Schooner in Massowa zur Abfahrt bereit liege, und daß ich die nähern Umstände von einem Engländer, Mr. C., erfahren könne, der auf demselben angekommen sei und eben noch in Harkiko verweile. Ich ging sogleich zu ihm, und der menschenfreundliche Herr, obwohl er mich nie zuvor gesehen, nie zuvor meinen Namen gehört, ja fast ohne zu fragen, welcher Nation ich angehöre, versah mich mit Allem, was ich zur Reise bis Kairo bedurfte. —

Ich erspare dem Leser die weitern Einzelnheiten dieser Tour, die im Vergleich zu dem vorher Erlebten nichts Ungewöhnliches mehr darbot. Genug ich langte endlich nach so vielen Gefahren doch wohlbehalten wieder unter meinen Freunden an.

II.

Eine zweite Reise, die ich einige Jahre später unternahm, richtete sich vorzugsweise nach dem Südosten Afrika's. Wir steuerten diesmal von Aden nach der Küste Zanzibar, wo wir die Städte Barava, Takaunga und Mombaz besuchten. Letztere liegt, nur einige tausend Fuß vom Festlande entfernt, auf einer Insel, die mehrere Meilen im Umfange hat und einen guten Hafen besitzt. Die Stadt zählt zwischen acht- und zehntausend Einwohner, meist von dem Stamm der Suahili's; es leben aber auch viele Araber dort, in deren Besitz sich hauptsächlich der Handel befindet. Eine nicht unbedeutende Festung mit einer vierhundert Mann starken Garnison beherrscht den Hafen und die Stadt; die Wohngebäude aber, obwohl man steinerne Häuser kennt, sind zum größten Theil nichts als hölzerne Hütten. Der Gouverneur der Festung, dessen Gast ich während meines Dortseins war, stand in Abhängigkeit von Said-Said, dem Sultan von Zanzibar. Die entschieden günstige Gesinnung, welche dieser gegen alle Europäer hegt, war nicht ohne Einfluß auf das Benehmen seiner Unterthanen geblieben, die ich alle in hohem Grade zuvorkommend gegen mich fand. Hier in Mombaz hörte ich zum ersten Male von den viele Tagereisen weit von der Küste entfernt wohnenden Volksstämmen der Uniamesen und Wakamba's, so wie von den Ländern Jagga und Usambara, die alle in Handelsverkehr mit der Küste stehen. Besonders von den Wakamba's hörte ich behaupten, daß sie den Fremden nicht abhold seien, und daß man ohne besondere Gefahr unter ihnen reisen könne, wofern man nur mit einem Führer und Begleiter von den Küsten-Suahili's oder Wanika's versehen sei.

Sogleich regte sich in mir der Wunsch, jene Völkerstämme und jene noch gänzlich unerforschten Länder zu besuchen. Dazu bedurfte ich aber der besondern Erlaubniß des Sultans Said-Said, und ich begab mich deswegen nach Zanzibar, der Hauptstadt der Küste, wo ich durch Vermittelung des englischen Konsuls Zutritt bei ihm erlangte. Als ich mit letzterm am Eingang des Palastes erschien, kam der Sultan von Zenzibar, oder „der Imam von Muskat", wie er auch genannt ward, uns schon in Begleitung eines seiner Söhne und mehrerer Großen seines Reichs entgegen; er bewies uns überhaupt eine Herablassung und Höflichkeit, wie ich sie an keinem orientalischen Herrscher wieder gefunden habe. Sein Audienzzimmer war mit Marmorplatten getäfelt und an den

Wänden entlang standen Reihen amerikanischer Stühle, während in der Mitte ein stattlicher Leuchter von der Decke herabhing. Der Sultan hieß uns Platz nehmen und ich erzählte ihm in arabischer Sprache von meinen frühern Abenteuern in Abyssinien, so wie von meinen neuen Reiseplänen. Er hörte aufmerksam zu und versprach mir seinen Schutz und Beistand, ohne mir jedoch die Gefahren zu verbergen, denen ich würde ausgesetzt sein, da all' die wenigstens theilweis noch halbwilden Stämme, die ich aufzusuchen gedachte, seine Oberhoheit nur ungern anerkannten.

Bei einem spätern Abschiedsbesuch, den ich ihm machte, stellte mir der schon alternde freundliche Herr einen Empfehlungsbrief an die Scheiks aller Stämme zu, die ich berühren würde, welcher folgendermaßen lautete:

„Dieses kommt von Said-Said Sultan; ich grüße alle meine Unterthanen, Freunde und Statthalter. Dieser Brief ist geschrieben zu Nutzen des Herrn N. N., eines braven Mannes. Benehmt Euch gut gegen ihn, und sei ihm Jedermann dienstbar."

Ich miethete nun dreißig Suahilis, theils als Gepäckträger, theils als Eskorte; der Führer unsrer kleinen Karavane hieß Mana Zahu, und bald schlossen sich uns noch etwa hundert Wakambas an, die in Handelsgeschäften an der Küste gewesen waren und jetzt im Begriff standen, nach ihrer Heimath zurückzukehren. Die Unordnung, die unsinnige Schwatzhaftigkeit, die Trunkenheit und der Ungehorsam meiner Leute waren unbeschreiblich groß. Eines Abends, als wir bereits das bewohnte Land hinter uns gelassen und die große Wildniß Ndunguni betreten hatten, entspann sich zwischen den Wakambas und meinen Leuten ein so heftiger Streit, daß endlich der Karavanenführer das Wort ergriff und in einer langen Rede zur Ruhe und Ordnung ermahnte. Dabei schilderte er die Gefährlichkeit unsrer Reise, indem überall in der Nachbarschaft große Banden wilder Gallas versteckt lägen, deren Absicht ohne Zweifel die Plünderung der Elfenbein-Karavane sei. Dann forderte er Allen einen Schwur ab, im Fall eines Angriffs nicht davon zu laufen, sondern sich tapfer zu wehren. Auch meine Leute mußten den Schwur leisten. Ich legte diesem ganzen Vorgang wenig Wichtigkeit bei, da ich im Grunde die Erzählung von den Räuberbanden für eitel Mährchen und Einbildung hielt. Bald genug sollte ich mich indessen überzeugen, wie gegründet jene Befürchtungen waren.

Am nächsten Morgen — wir waren, da unser Wasservorrath zu Ende ging, schon vor der Dämmerung aufgebrochen, in der Hoffnung, noch ehe die Sonnenhitze unerträglich würde, einen Fluß anzutreffen — traten wir in einen dichten Wald ein. Wie wenig

ahnte ich, daß wir schon jetzt von lauernden Feinden umringt seien Die Wakamba-Karavane war gegen ihre sonstige Gewohnheit eine Strecke hinter meinen Leuten zurückgeblieben; in demselben Augenblick aber, als wir das Dickicht betraten, und wo es schwer war, sich nach links oder rechts zu wenden, vernahmen wir plötzlich hinter uns das Geschrei: „Räuber! Räuber!" Unter meiner Mannschaft entstand sogleich eine gräuliche Verwirrung; sie warfen ihre Bürde zur Erde, und wenn das dichte Gebüsch sie nicht verhindert hätte, so würden sie allesammt davongelaufen sein. Sie schrieen und tobten durcheinander; der eine rief dies, der andere das; die meisten forderten mich auf, meine Büchse abzuschießen. Gern hätte ich dies gethan, aber der Mann, der sie trug, war mir entwischt, so daß ich ganz unbewaffnet war. Endlich fand ich ihn hinter dickem Strauchwerk versteckt, und feuerte nun einen Schuß in die Luft, dem einige meiner Leute, welche gleichfalls Büchsen trugen, bald noch mehrere nachfolgen ließen. Auch die Wakambas hatten inzwischen ihre vergiftenden Pfeile auf den Feind abgeschossen; drei der Räuber fielen; die andern wichen in ihre Schlupfwinkel zurück. Ein Glück übrigens, daß sich der Feind so leicht einschüchtern ließ; hätte der Kampf nur etwas länger gedauert, so würde es uns schlimm ergangen sein, da ich in der Verwirrung mein Pulverhorn verloren, und einer meiner Suahilis durch eine zu starke Ladung seinen Büchsenlauf zersprengt hatte.

Nachdem die Wakamba uns eingeholt, beeilten wir uns, so rasch als möglich aus dem unheimlichen Dickicht zu entkommen; kaum aber hatte der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt, so fingen die Vordersten abermals an zu schreien: „Räuber! Räuber!" Wir feuerten unsere Büchsen zum zweiten Mal ab; bald aber zeigte es sich, daß wir uns wenigstens diesmal im Irrthum befanden. Es war eine längst erwartete Elfenbein-Karavane, etwa drei- oder vierhundert Wakambas stark, die unser Vortrab für Räuber angesehen hatte. Zum Glück erkannten auch jene bald ihre mit uns ziehenden Stammgenossen und riefen uns zu:

„Gebt kein Feuer! wir sind reisende Handelsleute und Freunde!"

Dem Schrecken folgte nun ein allgemeiner Jubel. Ohne Zweifel hatten die Räuber dieser Karavane auflauern wollen, hatten es aber nicht verschmäht, en passant auch die kleinere Beute mitzunehmen, und so war es uns möglich geworden, der großen Karavane den Weg zu säubern. Für mich war es dabei sehr günstig, daß ihr erster Angriff auf die Wakamba gerichtet gewesen war, die ihr Eigenthum vertheidigten; während meine Mannschaft weder nach mir noch nach meinem Gepäck fragte, und nur daran gedacht haben würde, ihr eigenes Leben zu retten.

Endlich, nachdem wir viele Tage lang durch eine fast menschenleere Einöde gezogen waren, in der wir nur selten Flüsse oder Seen antrafen, nahm das Land wieder einen freundlicheren, und zuletzt fast einen erhabenen Charakter an. Stolze Gebirge erhoben sich am Horizont, unter denen vor Allen der schneebedeckte Kilimanjaro emporragte. Je mehr wir uns diesen Gebirgen näherten, je reicher ward die Vegetation; majestätische Bäume, wie ich sie nicht wieder gesehen, seit wir die Küste verlassen, bildeten die malerischsten Gruppen, bis wir endlich in ein herrliches, dicht mit üppigem Grase bewachsenes Thal einzogen, das einen kostbaren Weideplatz für zahllose Viehheerden hätte abgeben können. Hier ließen wir uns an einem silberhellen Strom nieder, der seine Quelle auf dem schneeigen Gipfel des Kilimanjaro hat, ein Umstand, der durch die eisige Temperatur des Wassers — ich nahm hier ein Bad — zur Genüge erwiesen ward.

Einer der Wakamba gesellte sich hier zu mir, um mir zu erzählen, daß der ganze Gipfel des Berges, die hellglänzende Masse, die ich dort oben erblickte, aus reinem Silber bestehe, daß aber böse Geister den Schatz bewachten.

„Einer unsrer Könige," setzte er hinzu, „sandte einst eine Anzahl von Leuten ab, um die weiße Masse näher zu untersuchen, und so viel sie könnten, davon mitzubringen. Aber fast alle kamen elend um, denn es herrschte dort oben eine grimmige Kälte; nur ein einziger kehrte zurück, aber mit erfrornen Händen und Füßen; ich selbst habe den armen Mann gekannt, den die bösen Geister so grausam für seine Neugier gestraft. Das Silber aber, das er von oben mit herunterbrachte, hatte sich in wenig Minuten in ein schmutziges trübes Wasser verwandelt!"

Es war nicht das erste Mal, daß ich hier die Fabel von dem Silberberg vernahm; in der That, dieser Aberglaube war ziemlich allgemein verbreitet; nur einige Wenige schienen die wahre Natur des Schnee's zu ahnen. Auch ich gab ihnen, so gut ich mich ihnen verständlich machen konnte, eine Erklärung der Sache, und sie schien ihnen wohl einzuleuchten.

„Ja," fügte unser Führer, von meinen Worten überzeugt hinzu, „wir würden auch nicht die bleiernen Armbänder für unsere Frauen und Töchter in der Stadt so theuer bezahlen, wenn wir eine solche Masse Silbers in unserm eignen Lande hätten."

Wenige Tage später trafen wir in dem Dorfe Kmeri's ein, eines der mächtigsten Wakamba-Häuptlinge. „Kmeri" bedeutet „Löwe", und wie dieser ward der Fürst nur mit Furcht und Zittern von seinen Unterthanen genannt. Ich schickte einige meiner Leute voraus, um den König von meinem Besuch in Kenntniß zu setzen; statt seiner aber kam mir nur Muigno Wessiri, sein Arzt

und Zauberer, entgegen; er brachte mir des Königs Gruß und wies mir eine Hütte zur Wohnung an, welche von außen gesehen, ganz unsern Heuschobern glich. Das Glück, den König persönlich kennen zu lernen, sollte ich erst einige Tage später haben; denn nach Verordnung des Zauberers mußte jedesmal bei der Ankunft eines Fremden aus dem Saft eines entfernt wachsenden Baumes erst eine Arznei angefertigt werden, mit welcher man denselben, ehe der König ihn empfing, bestrich und besprengte.

Am Abend ward unmittelbar vor meiner Hütte im Beisein des ganzen Volks unter allerlei wunderlichen Ceremonien ein Bock geschlachtet und verbrannt. Ich glaubte zuerst, daß dieser Vorgang mir zu Ehren veranstaltet worden sei; meine Diener aber sagten mir, der Zauberer des Königs citire in dieser Weise den ersehnten Regen. Kaum, in der That, war die Opferfeierlichkeit vorüber, als es unter Blitz und Donner in Strömen zu regnen begann, und die erstaunten Zuschauer in den lauten Jubelruf ausbrachen:

„Gut gemacht, gut gemacht, o großer Zauberer!"

Daß der Regen gerade in dieser Stunde fallen würde, war sicherlich von dem erfahrenen und schlauen Mann genau berechnet worden; denn in keinem Lande ist es leichter als hier, die Witterung im Voraus zu bestimmen, weil nirgends die Wolkenbildung mit einer größern Regelmäßigkeit vor sich geht. Sobald die Sonne ein wenig heiß zu scheinen beginnt, sieht man dünne, leichte Nebel über den Gebirgen entstehen und sich zu Wolken zusammenballen, die sich oft schon am selben Abend entladen.

In dem ganzen östlichen Afrika spielen daher die sogenannten Regen-Zauberer eine wichtige Rolle. Fast in jedem Dorfe findet man eine Familie, welche die Macht und das Privilegium besitzt, den Regen herbei zu rufen. Diese Würde und Wissenschaft ist erblich vom Vater auf den Sohn. Trifft der Regen nun auf die eben beschriebene Opferceremonie ein, so wird er natürlich der Macht des Zauberers zugeschrieben; bleibt er aus, so muß ein neues Opfer veranstaltet werden, zu welchem der Zauberer dann schlauer Weise eine Kuh oder einen Bock von seltener Farbe oder Zeichnung fordert, daß wieder einige Zeit vergeht, ehe man gerade ein solches Thier findet.

Die Zauberer sind zu gleicher Zeit auch immer Aerzte. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu prüfen und zu beobachten. Einige kannten die Kräfte und Wirkungen der Kräuter und Gräser sehr wohl; suchten aber natürlich ihre Heilkunst immer mit abergläubischem Hocus Pocus zu umhüllen.

Vor dem Dorfe der Wakamba bemerkte ich mehrere nur etwa drei bis vier Fuß hohe Hütten. Als ich fragte, zu welchem Zweck

sie dienten, hörte ich, daß es „die heiligen Häuser" seien, in denen man den Gottesdienst verrichte, böse Geister austreibe, und wo namentlich die Einwohner alle ihre werthvollsten Kleinodien, die sie im Dorf nicht sicher glauben, verwahren. Diese Häuser waren von den Zauberern mit Amuletten und geheimnißvoll beschriebenen Täfelchen behängt, die nach der Aussage der Leute jeden Dieb und Räuber fernhielten.

Da meine Audienz beim König Kmeri noch immer nicht stattfinden konnte, so wollte ich die Zeit benutzen, mich ein wenig in den benachbarten Dörfern umzusehen. Ich hatte ohnedies in meiner kleinen Hütte unbeschreiblich viel von der Neugier und Zudringlichkeit des Volkes zu leiden. Den ganzen Tag über belagerte es mich mit seinen Besuchen, und kein Einziger wollte sich wieder entfernen, ohne ein Geschenk von mir erhalten zu haben. Saß ich aber gar vor meiner Thür — denn in der Hütte selbst war es dazu zu dunkel — um zu schreiben oder zu lesen, so war der unsinnigen Fragen kein Ende; bei jedem Federzuge sollte ich erzählen, was ich nun geschrieben habe, und dabei waren sie erstaunt, daß sich nicht jeden Augenblick haarsträubende Wunder vollzogen; denn „schreiben" galt ihnen gleichbedeutend mit „zaubern", und doch nahmen sie nicht die mindeste Wirkung meines Schreibens oder Zauberns wahr. Um dieser Zudringlichkeit zu entgehen, wollte ich nun ein paar naheliegende Dörfer besuchen, und erkundigte mich daher bei Muigno Wessiri nach dem Wege. Er war gern bereit, mir die nöthigen Weisungen zu geben, warnte mich aber, in die Nähe des Dorfes Yumbo zu kommen, weil dort die Wakambas eben ihren „Ugnaro" feierten. Dies ist ein schreckliches Spiel, welches von Zeit zu Zeit von den jungen Burschen, sobald sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, angestellt wird. Sie beschmieren sich dazu das Gesicht und den Körper mit weißer und grauer Erde, so daß sie ganz unkenntlich sind; so durchstreifen sie die Wälder, bis sie einen Menschen finden, den sie tödten; darauf waschen sie sich, kehren nach Hause zurück und zechen und schmausen nach Herzenslust. Da ihnen alle Kenntniß fremder Völker abgeht, so hätten sie mich, wenn ich ihnen begegnet wäre, sehr leicht für einen Mohamedaner halten und, da diese ihnen auf's Aeußerste verhaßt sind, zum Opfer ihres grausamen Vergnügens erwählen können. Aehnliche Spiele feiern bei den dortigen Völkerschaften auch die Männer, desgleichen die Frauen und selbst die Kinder. Eine weise und kräftige Regierung würde längst solchen Scheußlichkeiten ein Ende gemacht haben.

Mehrere Tage nach dem oben geschilderten Regen-Opfer fand dieselbe Ceremonie in gleicher Weise wieder vor meiner Hütte statt. Ich war, um besser sehen zu können, in meine niedrige Thür ge-

treten; in dem Augenblick aber, wo der Regen zu fallen begann, trat plötzlich Muigno Wessiri auf mich zu und schmierte mir, ohne mich einmal um Erlaubniß zu bitten, mit einem Kuhschwanz eine stinkende Flüssigkeit, die angefertigte Mixtur, ins Gesicht und erklärte mich hierauf gleichsam für „courfähig."

Ich ward nun vor den König geführt; er erhob sich bei meinem Eintritt von der Bettstelle, auf der er von seinen Anverwandten und obersten Dienern umgeben war. Kmeri benutzte meine Gegenwart, um sich in den Augen seines Volkes ein rechtes Ansehen zu geben.

„Habe ich es Euch nicht gesagt," sprach er, indem er mich seinen Verwandten vorstellte, „daß ich Euch einen weißen Fremdling bringen würde? Hier ist er. Nun seht Ihr, was für ein großer Mann ich bin, da ein weißer Fremdling mich in meinem Lande besucht!"

„Wahrlich," antworteten Alle wie mit einer Stimme, „Kmeri ist ein großer Mann; er hat die Wahrheit geredet!"

Mit neugierigen Blicken prüften sie dann meine Schuhe und Kleider, meine Haare und meinen Hut, besonders aber meinen Regenschirm, der durch Aller Hände ging und wohl zwanzig Mal auf- und zugemacht ward.

Kmeri erzählte mir, daß er eben in einem großen Streit mit dem Wakambastamme der Atua begriffen sei, welche das Haus Ngumbau's, eines seiner Verwandten, zerstört und beraubt hätten, weil die Frau des letztern, die für eine Hexe galt, im Verdacht stände, das Vieh der Atua behext zu haben. Er wollte nun zunächst eine friedliche Ausgleichung des Streites versuchen; glückte diese aber nicht, einen Streifzug gegen die Atua unternehmen. Dazu mußten jedoch die Männer seines ganzen Stammes aufgeboten werden, und unter dem Vorwand einer Festlichkeit und Schmauserei versammelte er sie am nächsten Tage in seinem Dorf. Wirklich fanden sich mehrere hundert Männer singend, tanzend und pfeifend ein, und ließen sich vor dem Dorf auf einem freien Platz im Halbkreis nieder. Kmeri forderte mich auf, ihn mit meinem Teleskop in der Hand hinaus zu begleiten. So wie der Häuptling sich zeigte, trat eine vollkommene Stille ein; Kmeri ging mit großen, hastigen Schritten in dem Halbkreis auf und nieder, dann begann er eine lange Anrede an sein Volk. Mit Ausnahme eines um die Hüften geknüpften Tuches war er vollkommen nackt; an seiner Seite hingen Schwert und Pulverhorn; in der Hand hielt er eine Keule; auf dem Kopf aber trug er eine Art von Hut, der auf der einen Seite mit Straußfedern, auf der andern mit einer Gabel garnirt war, die ich ihm nebst dem dazu gehörigen Tischmesser geschenkt, deren eigentliche Bestimmung ihm aber ein tiefes

Geheimniß zu sein schien. Er sagte in seiner Rede, daß er das von den Atua geraubte Vieh wieder haben wolle; wenn seine Männer ihm dazu nicht ihren Beistand versprächen, so würde er auf der Stelle das Land verlassen; sie würden ihn nie wieder sehen, weder ihn, noch je einen so ausgezeichneten Fremden wie mich.

Alle sagten jedoch ihre Hülfe zu, und der ganze Haufen mit Kmeri an der Spitze setzte sich sogleich in Bewegung. Niemand blieb nun im Dorf zurück, als nur die Frauen; ich selbst, ein einziger von meinen Dienern und Ngumbau, jener Anverwandte des Königs, waren die einzigen männlichen Wesen. Alles war daher in großer Sorge, die Atua möchten bei Nacht einen Angriff auf das Dorf unternehmen. Ngumbau kam, so wie es finster war, in meine Hütte gekrochen und bat mich flehentlich, durch mein Teleskop zu gucken und zu sehen, ob der Feind vielleicht schon käme; mein Diener aber war gar in solcher Furcht, daß er augenblicklich nach Mombay zurückzureisen verlangte.

Am nächsten Tage schon kehrte Kmeri heim; der Streit war friedlich geschlichtet, und die Atua hatten versprochen, das gestohlene Vieh heraus zu geben. Große Freudenfeste wurden nun dem neubefestigten Frieden zu Ehren angestellt, und das Tanzen, Trinken und Schmausen wollte gar kein Ende wieder nehmen.

Die Wakamba sind im Ganzen genommen kein häßliches Volk und gehören durchaus nicht zur Negerrace. Ihre Lippen sind zwar etwas vorspringend, aber die Augen leidlich groß, das Kinn spitz und die Körperformen bei Männern und Weibern schlank. Das Haar rasiren sie entweder rein ab oder kräuseln es. Obwohl sie Kleider besitzen, so gehen sie doch viel lieber nackt; den Körper aber schmieren sie sich mit Butter und Röthel ein, wodurch ihre natürliche schwarzbraune Hautfarbe gänzlich entstellt wird. Wie alle afrikanischen Racen lieben die Wakamba den Putz sehr; sie schmücken sich mit Perlen und Ketten, welche letztern von ihren Schmieden aus Kupfer ziemlich nett gearbeitet werden. Die Heirathen schließt man sehr früh; der Bräutigam muß den Eltern der Braut eine Anzahl von Rindern bringen und dann das Mädchen mit Gewalt rauben, da es Sitte ist, daß die Eltern und Verwandten sie nicht ohne Kampf herausgeben. Gewöhnlich versteckt sich der Bräutigam zu diesem Zweck in den Feldern und wartet den Moment ab, wo sie geht, Wasser zu schöpfen. Wenn es die Vermögensumstände erlauben, so nimmt der Wakamba mehr als ein Weib; aber diejenige von seinen Frauen, die sich durch Schönheit und Verstand, durch Anhänglichkeit an ihren Mann oder dadurch auszeichnet, daß sie ihm die meisten Kinder geschenkt hat, gilt immer als seine Haupt-Gemahlin.

Die Wakamba sind äußerst schwatzhaft, tobsüchtig, betrüge-

risch und habgierig; an der Küste gelten sie sogar für ausgemachte Diebe; auf alle Fälle aber sind sie unverschämte Bettler und Lügner. Andrerseits aber beweisen ihre Handlungen nicht selten eine gewisse Seelengröße; auf der Jagd besitzen sie Muth und Unternehmungsgeist, und Entbehrungen aller Art tragen sie mit Würde. Für Fremde sind sie so eingenommen, daß sie oft wie Kinder um mich herumsprangen und tanzten; aber dieser scheinbaren Harmlosigkeit darf man nicht trauen; denn es gehört nur eine Kleinigkeit dazu, sie auf's Aeußerste in Wuth zu versetzen, und ihre besten Freunde sind morgen oft schon ihre grimmigsten Feinde.

Abscheulich ist ihr Verfahren gegen mißgestaltete neugeborene Kinder. Während meines Aufenthaltes in dem Dorfe der Wakamba hatte eine Frau zwei Knaben geboren, von denen der eine sechs Finger, aber weder eine regelmäßig gebildete Nase noch solche Lippen hatte. Die unnatürliche Mutter weigerte sich, ihm Nahrung zu reichen und sandte das unglückliche Wesen dem Häuptling, damit er es erwürgen und im Walde begraben möchte.

Nach einiger Zeit wollte Kmeri in Handelsgeschäften einen Zug nach dem ein paar Tagereisen entfernt fließenden Dana unternehmen und forderte mich auf, ihn zu begleiten; er versprach mir sogar als Erwiederung für die Geschenke, die ich ihm gemacht, ein großes Stück von dem Elfenbein, das er zu erhandeln gedachte. Unser Weg führte zuerst durch üppiges Wiesenland, wo ich an einem Bach zum ersten Mal vier grasende Rhinoceros erblickte. Ich hatte anfangs große Furcht vor diesen plumpen, häßlichen Thieren; da wir sie aber nicht störten, so beunruhigten auch sie uns nicht, und allmälig gewöhnte ich mich an ihren Anblick.

Während des ganzen ersten Tages sahen wir nichts, als dichtes, frisches Gras, aber keinen einzigen Baum; erst am zweiten trafen wir auf Gruppen von jenen Giftbäumen, deren Saft zum Vergiften der Pfeile genommen wird. Die Wakamba nahmen große Massen des Holzes mit sich, um es an die Völkerschaften jenseit des Dana zu verkaufen, in deren Regionen dieser Baum nicht vorkommt.

Als wir eines Abends an einem Bache rasteten, erblickten wir eine zahllose Menge von Geiern, welche in einiger Entfernung mit Geschrei auf- und niederflogen. Mein Diener lief augenblicklich nach der Stelle hin und fand ein großes Stück von einem Dammhirsch, welcher von einem Löwen zerrissen und theilweis verzehrt worden schien; denn die Fußtapfen des letzteren waren noch deutlich sichtbar. Unser Aller Freude über diesen Fund war sehr groß, da Kmeri sein Versprechen, einen hinlänglichen Proviant mitzunehmen, nur sehr unvollkommen erfüllt hatte.

Am nächsten Tage erreichten wir den Kense, einen hohen Berg, der sich einsam aus der Ebene erhebt, in welcher der Dana fließt. Wir machten hier Halt, und Kmeri verlor bei dieser Gelegenheit den Griff meines Sonnenschirms, den ich ihm geborgt. Erst nach anderthalb Stunden bemerkte er den Verlust; sogleich befahl er einigen seiner Leute, mit ihm umzukehren, um den Griff wieder zu suchen. Die unnützen Umstände wegen eines so unbedeutenden Gegenstandes ärgerten mich nicht wenig; denn ich war hungrig und erschöpft, und wünschte nichts so sehr, als erst am Ziel der Reise anzulangen. Alle meine Vorstellungen aber waren umsonst, und so mußten wir volle drei Stunden warten, bis der Häuptling mit dem wiedergefundenen Schirmgriff zurückkam. Einen neuen Aufenthalt verursachte Kmeri's Gemahlin, die an der Erde einige hübsche Straußfedern fand. Sogleich sandte sie ihre Diener aus, um deren noch mehrere zu suchen; als diese endlich mit ihrer Beute ankamen, warf sie sämmtliche Federn fort, weil sie den zuerst gefundenen an Schönheit nicht gleich waren.

Trotz dieser Verzögerungen waren wir endlich dem Strome bis auf eine Meile nahe, als plötzlich Kmeri's Sklaven auf den vor uns liegenden Wald deuteten, den wir in Kurzem betreten wollten. Wir erblickten hier einen Trupp von etwa zehn Mann; an andern Stellen aber traten nach wenig Momenten noch viel stärkere Haufen aus dem Dickicht hervor, offenbar in der Absicht, uns zu umzingeln. Unsre ganze Karavane war von einem panischen Schrecken ergriffen und von Mund zu Mund liefen die Worte:

„Weida! Weida! Es sind Räuber! Es sind Räuber!"

Kmeri schoß sogleich seine Büchse ab und bat mich, ein Gleiches zu thun. Die Räuber hatten wahrscheinlich das Pfeifen unsrer Kugeln vernommen; denn sie kamen jetzt langsamer auf uns zu. In der Verwirrung und Eile hatte ich meinen Ladestock im Lauf meines Gewehrs stecken lassen und mit abgeschossen, so daß ich nicht zum zweiten Male laden konnte. Auch unsre Karavane hatte sich inzwischen zum Kampfe vorbereitet; der Häuptling aber ließ das trockene Gras anzünden, das die Ebene bedeckte, und der Wind trieb den langsam sich nähernden Feinden die Flammen und den Rauch ins Gesicht. Als sie dennoch bis auf einen Bogenschuß weit heran gekommen waren, gebot Kmeri ihnen Halt und lud sie zu einer Unterredung ein, worauf sie ihre Schwerter schwangen und ein Triumphgeschrei ausstießen. Drei von ihnen kamen auf Kmeri's Zureden in unser Lager, wo wir Alle uns in Reih' und Glied auf dem Boden niedergelassen hatten, und wo er ihnen auseinandersetzte, wer er sei und wohin er wolle. Nachdem er seine Rede geschlossen, fingen die Gegner an zu lachen und sagten:

„Seid ohne Furcht; wir hegen keine böse Absicht. Wir sahen nur das Gras in Brand stehen und wünschten die Reisenden zu kennen, die es angezündet. Setzt Euern Weg zum Strome unbehindert fort; wir werden Euch bald in derselben Richtung folgen.“

Auf dem Wege war Kmeri sehr unruhig; er behauptete, die Unterredung sei sehr unbefriedigend gewesen, und die Leute seien dennoch Räuber. Zögernd nur betraten wir den Wald, wo unser Pfad zu beiden Seiten dicht mit Baum- und Buschwerk verwachsen war. So oft wir uns umblickten, sahen wir die Räuber uns von der Ebene aus folgen. Ich schnitt mir hier geschwind einen neuen Ladestock, um mein Gewehr wieder laden zu können. Inzwischen hatten fünf der Räuber uns eingeholt und sagten:

„Hier geht der Weg zum Fluß; folgt uns.“

Sie schritten voraus und wir folgten. Plötzlich aber wandten sie sich um, stießen das Kriegsgeschrei aus und schossen ihre Pfeile gegen uns ab, während der Nachtrab Kmeri umzingelte. In unserer Karavane entstand sogleich eine gräßliche Verwirrung; unsere Leute warfen ihre Bürde ab und drückten ihre Pfeile gegen den Feind los, indem sie mich flehentlich baten, so schnell als möglich zu feuern. Ich schoß meine Büchse zweimal ab, aber in die Luft, denn ich konnte mich nicht entschließen, Menschenblut zu vergießen. Während ich von Neuem lud, stürzte einer der Wakamba an mir vorüber; er war in die Hüfte getroffen und ein Strom von Blut floß aus der Wunde. Links und rechts fielen die Pfeile neben mir nieder, aber ohne mich zu treffen. Sobald unser Volk sah, daß es den Kampf nicht mit einem Feinde aufnehmen konnte, der allmälig zu einer Stärke von 120 Mann angewachsen war, suchte es sein Heil in der Flucht. Auch ich, der ich in der Verwirrung bald nicht mehr Freund von Feind unterscheiden konnte, hielt es für das Gerathenste, zu entkommen. Ich lief in der Richtung, die ich unsere Leute hatte einschlagen sehen; nach etwa sechzig Schritten stand ich an einem Graben oder vielmehr an dem ausgetrockneten Bett eines Baches, etwa zehn Fuß tief und fünf Fuß breit. Die fliehenden Wakamba hatten ihre Bürden hinüber geworfen und waren selbst hinterher gesprungen; als ich aber denselben Versuch machte, fiel ich hinein, zerbrach mein Gewehr und verstauchte mir die Hüften so sehr, daß ich das steile Ufer nicht emporklimmen konnte. Ich schleppte mich also in dem Bett vorwärts, bis ich eine zugänglichere Stelle traf. Sobald ich das hohe Ufer erreicht, eilte ich, von den Pfeilen der Feinde verfolgt, den flüchtigen Wakamba nach; leider hinderten mich meine schmerzenden Hüften, sie einzuholen; aus dem Jubelruf der Feinde aber konnte ich schließen, daß Kmeri im Kampf gefallen sei, wie es sich später auch wirklich

herausstellte. Ich stand jetzt an einer Lichtung des Waldes, wo ich etwa dreihundert Schritt von mir entfernt einen Haufen Männer erblickte. Ich glaubte zuerst, es sei unser Volk, das sich von seinem Schrecken erholt und wieder gesammelt habe; plötzlich aber fiel mir ein, es könnten auch die Feinde sein; rasch zog ich mein Telescop hervor und erkannte richtig die Räuber, die eben ihre Beute in Sicherheit zu bringen suchten. Entsetzt fuhr ich zurück, aber — aber sollte ich aus der Scylla in die Charybdis gerathen? — kaum wandte ich mich um, als mich zwei ungeheure Rhinoceros anglotzten, die mir gerade gegenüber standen. Zum Glück schienen sie eben so erschrocken wie ich selbst, machten Kehrt und verschwanden im Walde. Etwa zehn Minuten lang setzte ich athemlos meine Flucht fort, bis ich auf eine neue grasige Ebene gelangte. Ich hoffte, daß die Räuber meine Spur nun verloren hätten, streckte mich unter einem Baume nieder und dachte über meine unglückliche Lage, so wie über die Möglichkeit nach, wieder in das Dorf Kmeri's zu gelangen, wohin sich gewiß auch meine Diener gerettet hatten. Von ihnen wollte ich mich dann nach der Küste zurück begleiten lassen. Wie aber war ich im Stande, sie zu bezahlen, da sie auf ihrer Flucht fast mein ganzes Eigenthum von sich geworfen? Und wie sollte ich ohne Führer, ohne Speise, ohne Kenntniß des Landes und der Wasserstationen den Weg von mindestens vierzig Meilen in das Land der Wakamba zurückfinden? Trotz dieser Zweifel verließ mich die Hoffnung nicht ganz. War uns nicht am vergangenen Tage unerwartet selbst durch einen Löwen Speise bescheert worden? und konnte nicht ein ähnlicher glücklicher Zufall sich wiederum meiner Noth erbarmen? Mein größtes, augenblickliches Bedürfniß war Wasser; denn ich hatte bereits den ganzen Tag über keinen Tropfen getrunken. Ich wußte, daß der Dana in der Nähe war, denn ich erblickte einen Berg, an dessen Fuß, wie Kmeri mir gesagt, er vorbeifließen sollte. So sehr ich auch fürchtete, den Räubern wieder in die Hände zu fallen, so mußte ich doch um jeden Preis den Strom aufsuchen. Nach kurzem Marsch kam ich an einen ausgetretenen Pfad, dem ich folgte, und bald sah ich die glänzende Fläche des Wassers durch das Schilf und Gebüsch des Ufers schimmern. Ich empfand eine Freude, die sich nicht beschreiben läßt, und die mir nur derjenige nachempfinden kann, der sich einmal in seinem Leben in einer ähnlichen Lage befunden hat. Das Wasser war kühl und klar; nachdem ich meinen brennenden Durst gelöscht, füllte ich noch das lederne Futteral meines Telescops und die beiden Läufe meiner Büchse und schloß die Oeffnungen mit Gras und ein paar Stückchen Tuch, die ich von meinen Kleidern abriß.

Da es noch heller Tag war, so schien es nicht rathsam, meinen

Rückweg sogleich anzutreten; sondern ich wartete, versteckt im Gebüsch, die Dunkelheit ab und nahm dann als Wegweiser die Strömung des Windes, der bei unserer Ankunft in unserm Rücken stand, und den ich also nun im Gesicht haben mußte. Ich wand mich auf meinem Wege durch Dick und Dünn, taumelte oft in Pfützen, über Steine oder Baumstumpfe; am meisten hinderlich aber waren mir die Dornen und das hohe Gras. Dazu kam noch die Angst vor den vielen wilden Thieren, die sich in der Nähe des Dana aufhalten sollten. Endlich war ich so erschöpft und müde, daß ich mich niederzulegen und zu schlafen beschloß, selbst auf die Gefahr hin, hier in der Wildniß meinen Tod zu finden; es schien mir ohnedies unmöglich, daß ich jemals die Küste, noch gar meine Heimath wiedersehen sollte. Aber ich fand keine Ruhe; nach wenigen Minuten schon raffte ich mich wieder auf und eilte nochmals vorwärts, so rasch ich konnte. Ich verließ jetzt das Dickicht und betrat die Ebene, auf welcher Kmeri am Morgen das Gras in Brand gesteckt hatte. Ich war also auf dem richtigen Wege; meine Seele faßte neuen Muth, und rascher und mit weniger Hindernissen konnte ich ausschreiten. Gegen Mitternacht langte ich bei dem Berge an, an welchem wir auf der Herreise gerastet, und wo Kmeri den Griff meines Schirmes verloren hatte. Hier streckte ich mich abermals zur Ruhe nieder, bedeckte mich gegen den rauhen Wind mit dürrem Laube und schlief diesmal bald ein. Nach mehreren Stunden erweckte mich der Hunger und der Durst. Das Wasser in dem Futteral meines Telescopes war rein ausgelaufen; dasjenige im Lauf meiner Büchse aber, obwohl es einen eklen Pulvergeschmack angenommen hatte, erquickte mich auf's Beste. Um aber meinen Hunger zu stillen, hatte ich nichts, als Blätter, Wurzeln und eine große Ameisenart, die sich in diesen Gegenden findet.

Wenn auch nicht genau auf demselben Pfad, wie bei unserer Herreise, so gelang es mir doch, immer in der gehörigen Richtung zu bleiben; es schien, als ob eine unsichtbare Hand meine Schritte lenkte, und ich hatte jedesmal eine untrügliche Ahnung davon, so oft ich für eine Weile vom richtigen Wege abwich. Mehrmals stieß ich wieder auf weidende Rhinoceros; mehrmals hörte ich in geringer Entfernung sogar das Gebrüll von Löwen; aber meine Furcht vor wilden Thieren war nach gerade verschwunden. Einmal auch vernahm ich im Gebüsch das Plappern von Affen; aber dies war mir ein erfreulicher Ton, weil ich wußte, daß, wo diese sich aufhalten, immer auch Wasser zu finden ist. Am dritten Tage meiner einsamen Wanderschaft war ich eben einen Hügel hinangestiegen, um von hier aus die Gegend zu prüfen; da erblickte ich plötzlich auf seinem Abhange zwei menschliche Wesen, einen Mann und ein

Weib, in denen mein Telescop mich alsbald Ngumbau und sein der Hexerei angeklagtes Weib erkennen ließ; beide hatten zu unserer Karavane gehört und befanden sich jetzt gleich mir auf der Flucht in ihre Heimath zurück. Sie waren nicht weniger erfreut als ich, mich hier zu treffen, und die Frau, als sie sah, daß ich halb verhungert war, gab mir ein kleines Stückchen trocknes Brod.

In Gemeinschaft setzten wir nun unsere Reise fort, so viel als möglich, um der Beobachtung zu entgehen, über buschiges Terrain. Bald indessen zeigte sich eine störende Meinungsverschiedenheit zwischen uns: ich wünschte eine mehr südliche Richtung einzuschlagen, während sie auf einer östlichen bestanden; sie wollten Nachts schlafen und am Tage reisen; während ich mich für das Gegentheil entschied. Dazu gingen die beiden Leute mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich ihnen kaum zu folgen vermochte, besonders da Hunger und Durst mich bereits zu entkräften begannen. Letzterer quälte mich so sehr, daß mir die Zunge am Gaumen klebte und ich oft kaum eine Silbe hervorbringen konnte. Ich bat daher die Wakamba, mich meinen Weg allein fortsetzen zu lassen, aber sie wollten sich nicht wieder von mir trennen.

Am Abend des nächsten Tages erreichten wir die ersten Pflanzungen der Wakamba und das Dorf eines Verwandten Kmeri's. Die Kunde von dessen Niederlage und Tod hatte sich durch die Flüchtlinge hier schon verbreitet, und ich fand in Folge dessen eine sehr kühle Aufnahme. Ein oder zwei Bananen und ein paar Bohnen war Alles, was sie mir reichten, und ganz offen hörte ich die Wakamba sagen:

„Der Weiße ist ein böser Mann; er hat Kmeri und seine Karavane nicht beschützt."

Einige waren sogar der Meinung, daß ich mit dem Tode bestraft werden müßte, und da ich den abergläubischen und halsstarrigen Charakter der Leute kannte, so beschloß ich, heimlich in der Nacht zu entfliehen. Nicht ohne starkes Herzklopfen verließ ich eine Stunde nach Mitternacht mein hartes Lager, öffnete leise das plumpe Knüppelthor der Hütte und verhängte die Oeffnung mit der Kuhhaut, auf welcher ich geschlafen, damit nicht der kalte Luftzug die Bewohner vor der gewöhnlichen Stunde erwecke. Glücklicherweise befand sich auch kein Hund in der Nähe, und so gelangte ich unbemerkt in's Freie.

Da ich fürchten mußte, in dem Dorfe Kmeri's keinen freundlicheren Empfang zu finden als hier, so faßte ich den kühnen Plan, lieber auf mein dort zurückgelassenes, geringes Eigenthum zu verzichten und mich auf's Gerathewohl allein und ohne Führer bis zur Küste durchzuschlagen. Dazu war es aber nöthig, mich möglichst verborgen zu halten, denn es schien mir nur zu gewiß, daß

Kmeri's Verwandte, die mich für einen bösen Zauberer hielten, bald genug an eine Verfolgung denken würden. Sobald der Tag anbrach, verbarg ich mich auf dem buschigen Abhang eines Hügels, in geringer Entfernung von einem Dorf. Gegen Mittag war ich in großer Gefahr, durch zwei Frauen entdeckt zu werden, die wenige Schritte von meinem Versteck Holz sammelten. Die eine kam eben in gerader Richtung auf den Baum zu, unter welchem ich saß, als ihr Kind, das sie etwa dreißig Schritt weit an die Erde gelegt, bitterlich zu weinen begann. Sie wandte sich augenblicklich um, um nach dem Kleinen zu sehen; aber ich schwankte eine volle Stunde lang zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich die Frauen ihre Bürde auf den Rücken nahmen und verschwanden.

Erst um die Abenddämmerung trat ich meinen mühevollen Weg wieder an. Die Dornen hatten meine Kleider bereits so zerrissen, daß sie als Lumpen um meinen Körper hingen; auch war der kleine Proviant, den ich mir aus den Pflanzungen der Wakamba mitzunehmen erlaubt hatte, mir ungemein beschwerlich und hinderlich. Ein Glück noch, daß ich hin und wieder frisches Wasser fand, um wenigstens meinen Durst zu löschen und meine wunden, zerrissenen Füße zu kühlen.

Wiederum war ich so drei Nächte hindurch gewandert, und noch immer lag mein Ziel in unabsehbarer Ferne vor mir. Da endlich begann mein Muth zu sinken; ich hatte in diesen drei Nächten nicht mehr als sechs Meilen zurückgelegt; meine Kräfte waren vor Anstrengung und Mangel an Nahrung gänzlich erschöpft: ich sah ein, daß ich in dieser Weise niemals die Küste erreichen würde. Was aber sollte ich thun? Nach reiflicher Ueberlegung schien es mir das Beste, das Geheimniß aufzugeben und mich auf jede Gefahr hin den Wakamba zu überliefern. Den ersten, dem ich begegnete, fragte ich daher unerschrocken nach dem Wege zu dem Dorfe Kmeri's, und er erbot sich, in der Hoffnung ein Geschenk von mir zu erhalten, sogleich zu meinem Führer.

In kurzer Zeit waren wir am Ziel, und auch hier machte sich Alles besser, als ich zu hoffen gewagt. Die Kunde von Kmeri's Tod hatte sich auch hier schon verbreitet; sein Bruder war bereits an seiner Stelle Oberhaupt des Stammes geworden und hatte mit allen Reichthümern des Verstorbenen auch dessen zahlreiche Frauen geerbt. Er ward sogleich von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, und in Begleitung seiner Haupt-Gemahlin kam er mir entgegen. Beide bezeigten mir viel Theilnahme wegen der Unglücksfälle, die mich betroffen. Ich erzählte ihm meine traurigen Abenteuer von Anfang an, und auch, wie ich, aus Furcht ermordet zu werden, vor wenig Tagen aus dem Hause seines Verwandten habe entfliehen müssen. Ich sagte ihm, daß ich mich selbst freiwillig ihm zur

Disposition stelle, daß er mit mir machen könne, was ihm beliebe, daß er aber auch jede Verantwortung und alle Folgen auf sich nehmen möge.

„Der Gouverneur an der Küste," fügte ich hinzu, „wird sicher meinen Tod nicht ungestraft lassen, sondern meine Mörder zur strengsten Rechenschaft ziehen. Wollt Ihr dagegen meine Freunde sein und mich sicher nach Mombaz oder Zanzibar geleiten, so verspreche ich, Euch mit einem Theil meiner dort zurückgelassenen Güter reichlich zu belohnen."

Der neue Häuptling versprach mir Alles, was ich verlangte, und seine Frau fühlte Mitleid mit dem elenden, fieberhaften Zustand, in welchem ich mich befand; sie ließ mir ein Lager bereiten, reichte mir mit eigner Hand etwas Milch und sorgte mit einem Wort so für meine Pflege, daß ich nach einigen Tagen meine Reise fortsetzen konnte. Wie leicht erschienen mir im Vergleich zu den verzweiflungsvollen Irrfahrten, die ich durchgemacht, diese letzten Reisetage! Wie gern ertrug ich Hitze und Kälte, kleine Anstrengungen und Entbehrungen, und wie lachte ich über meine Begleiter, als sie einmal vor ein paar friedlichen Elephanten, die sich in unserer Nähe zeigten, die Flucht ergriffen!

In Zanzibar erregte meine Ankunft ein nicht geringes Erstaunen. Man hatte auch hier von der Räuberbande und von Kmeri's Niederlage vernommen und, da Niemand mich seitdem gesehen, mich längst zu den Todten gerechnet, deren Gebeine tief in der Wildniß am Dana bleichten.

III.

Mein Plan war, nun von Zanzibar über Aden direkt nach Suez und Kairo zurück zu gehen. Ein Freund aber, den ich in Aden traf, redete mir zu, mit ihm durch Abyssinien zu reisen, und ich, obwohl ich meine vor wenig Jahren dort erlebten Unfälle noch kaum verschmerzt, viel weniger vergessen, ging auf seinen Vorschlag ein. In Jidda, wo wir zunächst an's Land stiegen, ward uns im Hause des englischen Konsuls, Mr. C., eine sehr gütige Aufnahme, und wir machten hier die Bekanntschaft eines arabischen Kapitäns, der uns für eine kleine Summe mit nach Massowa zu nehmen versprach. An Bord seines Schiffes befand sich eine große Anzahl mohamedanischer Pilger, die aus Mekka kamen und nach Abyssi-

nien zurückkehrten. Die meisten waren aus Massowa; andere gehörten zu den Wollo-Gallas, und von ihnen vernahm ich, daß mein ehemaliger Peiniger, Adara Bille, nicht mehr am Leben sei. Diese Pilger waren äußerst bigotte Leute und geriethen mit unserm in Jidda gemietheten Diener Gabriel, einem abyssinischen Christen, sehr bald in Streit, indem letzterer seinen Glauben gegen die Angriffe jener eben so tapfer mit derben Fäusten als scharfen Worten zu vertheidigen verstand. Gabriel, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, hatte merkwürdige Schicksale erlebt. In Ankobar geboren, war er schon als Knabe in die Dienste eines Priesters getreten und hatte diesen einst auf einer Reise nach Gondar begleitet, wohin denselben Geschäfte mit dem „Abuna" oder Oberpriester der abyssinischen Christen riefen. Nach ihrer Beendigung entschloß sich der Priester zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, und auch dahin sollte ihm Gabriel nebst einem andern Jüngling aus Schoa folgen. Bei ihrer Ankunft in Jidda indessen erkrankte der letztere und Gabriel pflegte ihn wie einen Bruder. Eines Tages war er gegangen, für seinen kranken Gefährten frisches Wasser zu holen; bei seiner Rückkehr lag derselbe todt am Boden; der Priester aber war verschwunden und mit ihm sämmtliche Effekten der beiden Jünglinge. Als nun Gabriel bei dem mohamedanischen Besitzer des Hauses nach seinem Herrn fragte, ward er plötzlich von demselben ergriffen, festgehalten und als Sklave nach Mekka verhandelt; denn es stellte sich heraus, daß der schändliche Priester, um sein Reisegeld zu vervollständigen, den Knaben heimlich an den Muselmann verkauft. Auch Gabriel wurde in Mekka mit Gewalt zu einem Mohamedaner gemacht und wechselte als Sklave mehrmals seinen Herrn. Als er nach Jahr und Tag einmal wieder in Jidda war, machte er die Bekanntschaft eines mohamedanischen Kaufmanns; dieser redete ihm zu, seinem Herrn heimlich zu entlaufen und sich an Bord seines Schiffes zu retten, wo er ihn zum Aufseher seiner Sklaven machen und als solchen mit nach Suez nehmen wolle. Gabriel folgte dem Rath und erreichte glücklich mit dem Sklavenhändler Suez; hier aber verkaufte der lügnerische Schurke ihn selbst an einen reichen Mann aus Kairo. In letzterer Stadt begegnete Gabriel eines Tages auf der Straße einem abyssinischen christlichen Priester, der ihn anredete und ihn fragte, wer er sei. Offen erzählte Gabriel ihm seine Geschichte; der Priester wiederholte sie dem koptischen Patriarchen, und dieser verwandte sich bei den egyptischen Behörden für den Jüngling. So ward Gabriel, kurz ehe er in meine Dienste trat, der Freiheit und dem Christenthum wieder geschenkt.

Wir waren von Jidda aus noch nicht weit von der arabischen Küste entfernt, als wir durch ein entsetzliches Unwetter mit Blitz

und Donner, Sturm und Regen überrascht wurden, das uns kaum gestattete, uns wieder an's Land zu retten. In dem offnen Hafen von Birket warfen endlich die Matrosen vier Anker aus, um das Schiff zu befestigen. Ein Glück noch, daß uns der Sturm nicht an den Theil der Küste schleuderte, den die fanatischen Assir-Araber bewohnen; denn hier wären wir „Christenhunde" ohne Zweifel gehörig ausgeplündert, wo nicht gar ermordet worden.

Ein neuer Unfall traf uns, als wir einige Tage später uns schon der abyssinischen Küste näherten. Der Steuermann war nämlich Nachts auf seinem Posten eingeschlafen, als die Flamme am Kompaßhäuschen das dasselbe umgebende Papier in Brand setzte. Das Feuer faßte sogleich die auf dem Deck in der Nähe des Schläfers liegenden Segel und würde in wenig Augenblicken das Pulverfaß erreicht haben, welches die nachlässigen Matrosen unmittelbar über unsere Kajüte gelegt, wäre nicht der Steuermann zum Glück erwacht, um das drohende Unheil eben noch abzuwenden. So erreichten wir glücklich Massowa.

Wir wollten unsere Reise nun sogleich durch die Provinz Tigre nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens, fortsetzen; einstimmig aber rieth man uns, noch einige Zeit an der Grenze zu verweilen. In Tigre war nämlich ein junger Mann, Namens Kassai, gegen Ubie, den bisherigen Herrscher, aufgestanden, hatte mit einer zahlreichen Armee das ganze Land erobert, Ubie und seine Söhne gefangen genommen und sich selbst unter dem Namen des „König Theodor" die Krone aufgesetzt. Dabei hatte er 7000 Musketen, 60,000 Dollars und viele andere Schätze erbeutet, und forderte außerdem von Ubie noch ein Lösegeld von 40,000 Dollars. Man rieth uns nun abzuwarten, bis die Regierung des neuen Königs sich erst einigermaßen befestigt, und er die zahlreichen Räuberbanden zerstreut habe, welche jede politische Revolution in dem unglücklichen Abyssinien hervorruft.

Bald indessen empfingen wir die günstigsten Nachrichten über die Maßregeln und staatlichen Einrichtungen König Theodor's. Er hatte den Sklavenhandel abgeschafft, unter seinen Soldaten die Vielweiberei verboten und einen Gesandten an den Kaiser von Rußland zum Abschluß eines Bündnisses abgeschickt, wobei er sich verpflichtet, in seinem Lande alle Mohamedaner auszurotten, die sich binnen zwei Jahren zum Christenthum bekennen oder das Land verlassen sollten.

Wir brachen nun nach Gondar auf und begaben uns sogleich nach dem „Kedus Gabriel". Dies ist der Name des Stadttheils, in welchem der Abuna wohnt. Letzterer, an den mein Freund Empfehlungsbriefe besaß, und bei dem wir Aufnahme zu finden hofften, war leider nicht anwesend. Er befand sich, wie man uns

sagte, stets um die Person des Königs Theodor, der ohne seinen Rath nichts unternähme. Augenblicklich war der neue Fürst im Begriff, mit einem starken Heer gegen die Wollo-Gallas zu ziehen, so daß es für uns von der höchsten Wichtigkeit war, baldmöglichst sein Lager zu erreichen und uns unter seinen Schutz zu stellen, ehe ein Zusammenstoß der beiden feindlichen Partheien stattfand. Dies war aber ein höchst schwieriges Unternehmen. Das königliche Lager war dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt. Wir bedurften nicht nur eines Führers, sondern auch einiger Lastträger für die Reise, und Niemand in ganz Gondar wollte bei den kriegerischen Aussichten sein Haus und seinen Heerd verlassen. Aus dieser Noth half uns ein alter Bekannter meines Freundes, ein Egypter, den wir zufällig in Gondar trafen, und der uns einige seiner Diener zur Verfügung stellte.

Drei Tage lang zogen wir in südöstlicher Richtung nach Jan Meda, wo der König verweilte. Von den Städten, die wir dabei berührten, war Efak die bedeutendste durch ihren ziemlich ausgebreiteten Handel. Einen vollen Tag gebrauchten wir, um durch das fruchtbare und schöne Thal Foggara zu reisen, welches viele Tausende von Bewohnern ernähren könnte. Es wird im Westen von dem großen See Tzana begrenzt, an dessen Ufern die heidnischen Figen wohnen. Die Abyssinier klagen dies Volk der Zauberei und Mordlust an und verabscheuen es so sehr, daß die Figen nie wagen dürfen, sich in Gondar zu zeigen. Sie leben ausschließlich von der Jagd und von Elfenbeinhandel.

Als wir uns Jan Meda näherten, sagte man uns, daß der König stündlich sein Lager abzubrechen und weiter zu ziehen beabsichtige. Mit um so größerer Schnelligkeit eilten wir also vorwärts und erreichten wirklich das Lager noch zur rechten Zeit. Wir suchten sogleich das Zelt des Abuna auf; mein Freund übergab ihm die Briefe, und als jener hörte, wer wir seien, bot er uns ein herzliches Willkommen. Er ließ eine Kuhhaut an der Erde ausbreiten, auf welcher wir uns niedersetzen und mit Brod und Wein erquicken mußten.

Nachdem der Abuna die Briefe gelesen, ließ er sich in eine sehr freundliche Unterhaltung mit uns ein. Er gab uns eine klare Anschauung der politischen Zustände in Abyssinien, erzählte uns, daß er mit dem König ein Herz und eine Seele sei, und daß derselbe in allen Dingen seinem Rathe folge. Gern hätte er uns ihm sogleich vorgestellt, aber es war gerade ein Festtag, an welchem der König Almosen zu vertheilen pflegte, die sich heute, wie wir später erfuhren, auf 3000 Dollars und eine große Anzahl von Pferden, Maulthieren und Eseln beliefen. Im Zelte des Abuna war während dessen eine echt abyssinische Mahlzeit zugerichtet worden.

Sie bestand aus dicker Milch, Hühner- und Schöpsenragout, und das Brod hatte die Gestalt runder, dünner Kuchen. Sobald die Mahlzeit beginnen sollte, wuschen sich die Diener die Hände, tauchten die Brode in die verschiedenen Speisen ein und vertheilten sie an die Gäste. Der Hauptleckerbissen jedoch ward draußen zubereitet. Ein Ochse wurde zu Boden geworfen; ein rascher Schnitt mit einem krummen Messer trennte den Kopf vom Rumpfe; die Haut wurde möglichst schnell von der einen Seite des Thieres abgestreift, die Eingeweide herausgenommen und, warm wie sie waren, den Dienern überlassen, die sich mit der Reinigung derselben nicht erst viel aufhielten. Das Fleisch aber ward in große Stücke zerschnitten und, während die Muskeln noch zitterten, an den Knochen hängend und blutend den Gästen hereingebracht. Wir beide leisteten natürlich auf den Genuß Verzicht, die Eingebornen aber machten sich gleich darüber her, mit ihren krummen Messern ein tüchtiges Stück abzuschneiden, es in dünne Streifen zu zertheilen und gierig in den Mund zu stecken. Noch ärger ist es, daß die Abyssinier, wenn sie sich einen rechten Hochgenuß bereiten wollen, ein Stück aus einem lebendigen Ochsen herausschneiden und dann die Wunde wieder heilen lassen. Ich selber habe dies zwar nicht gesehen; Augenzeuge aber war ich, wie ein paar Soldaten einem lebendigen Schaf ein Bein abschnitten und das arme Thier seinem Schicksal überließen.

Nach beendigter Mahlzeit empfingen wir den Besuch des Mr. Bell, eines gebornen Engländers, der aber seit Jahren hier wohnhaft und in Sprache, Kleidung und Sitten ein vollständiger Abyssinier geworden war. Der König hatte ihn zu seinem Adjutanten und „Lika Mankuas“, d. h. zum „königlichen Kleiderträger“ ernannt. Es gab deren vier, und ihr Amt bestand darin, im Kampf mit Sr. Majestät ganz gleich gekleidet zu erscheinen, so daß der Feind nicht im Stande ist, den König zu unterscheiden. Es galt dies für einen zwar gefährlichen, aber höchst ehrenvollen Posten, der Mr. Bell bereits bedeutende Reichthümer eingebracht hatte.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr wurden wir von dem Abuna zum Könige geführt, dessen kostbares Zelt eben abgebrochen werden sollte, da der Aufbruch der Armee nahe bevorstand. Sobald der König den Abuna bemerkte, kam er ihm entgegen und führte ihn zu einer Art von Bettstelle, die mit einem schönen persischen Teppich bedeckt war; hier hieß er ihn Platz nehmen, während wir uns auf einen ähnlichen Teppich zu den Füßen Sr. Majestät niederließen. König Theodor trug die Krone auf dem Haupt und einen prächtigen Mantel um die Schultern. Es war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, schön, von dunkler Farbe, mittlerer Größe und kühnem Blick. Obwohl freundlich und herablassend gegen seine Um-

gebung, vergaß er doch keinen Augenblick seine königliche Würde. Was er auch that, das Kleinste wie das Größte, er that es mit Ruhe und Vorsicht; sein Urtheil war rasch; seine Antworten kurz, aber bestimmt. Gegen Europäer war er besonders wohlgesinnt und vernahm gern ihren Rath. In Sachen gerichtlicher Entscheidung besaß er eine seltene Pünktlichkeit und Gerechtigkeit, wobei seine Urtheile oftmals der Meinung seiner Räthe widersprachen. Auch war er fortwährend von allerlei Volk aus allen Gegenden Abyssiniens belagert, die seinen richterlichen Ausspruch begehrten. Mehrmals hörten wir die Leute „Jan hoi! Jan hoi!" (O König! O König!) ausrufen, zum Zeichen, daß sie in das Zelt eingelassen zu werden wünschten, um ihre Klagen vor den König zu bringen. Besonders freigebig war König Theodor gegen die Armen.

„Wenn ich den Armen nicht hülfe," hörte ich ihn sagen, „so würden sie mich vor Gott verklagen; auch ich war einst ein armer Mann!"

Seine Mutter war nämlich eine Arzneihändlerin in Gondar gewesen, während sein Vater einen kleinen Staatsposten in Kuara, im westlichen Abyssinien, bekleidete. Kassai, wie König Theodor früher hieß, lernte in Gondar lesen und schreiben, ward später Soldat in der Armee Ras Ali's, und erhielt zum Zeichen der Anerkennung seiner Klugheit und Tapferkeit die Tochter seines Oberen zur Frau. Bald stieg er von Stufe zu Stufe, und es reifte allmälig der Plan in ihm, ein einziges großes Aethiopisches Reich herzustellen, wie es vor Zeiten existirt hatte. Eine Provinz Abyssiniens nach der andern unterwarf er sich an der Spitze eines Heeres, das ihn vergötterte, bis er sich endlich als „König aller Könige Aethiopiens" proclamirte, sich kluger Weise dabei mit dem mächtigen und einflußreichen Abuna verband und den Namen Theodor annahm, weil eine alte Tradition verkündete, daß ein König dieses Namens dem christlichen Abyssinien Größe und Gedeihen wiedergeben, Mekka und Medina aber, die Hauptstädte der Muselmänner, zerstören würde. —

Bald nach der Audienz beim König verabschiedeten wir uns auch vom Abuna und traten unsern Rückweg nach Gondar an, das wir ohne Unfall erreichten. Diese Stadt zählt 10 bis 12,000 Einwohner, muß aber früherhin weit volkreicher gewesen sein, wie wir aus den vielen in Schutt liegenden Häusern schlossen, denen das Auge überall begegnete. Die Straßen sind eng, krumm und winklig, einige sehr steil und schmutzig, die Häuser rund, meist aus Steinen aufgeführt — man findet sogar zweistöckige darunter — und mit Strohdächern gedeckt. Die Einwohnerschaft besteht aus Christen, Mohamedanern und Juden. Die Letztern betreiben meist ein Handwerk; sie sind Zimmerleute, Schmiede, Maurer ꝛc. Jede

Woche wird ein Markt gehalten, wo man Speck, Salz, Honig, Korn, Vieh und Kaffee erhandeln kann. Kaffee findet man in drei verschiedenen Arten. Die am See Tzana wachsende Bohne ist von sehr untergeordneter Güte; besser schon gedeiht sie in Schoa; die feinste Sorte aber kommt aus Enarea und Kaffa, dem eigentlichen Vaterland der Kaffeepflanze. Von Europäern ist Kaffa noch sehr wenig besucht worden, da der dort wohnende Gallasstamm allen weißen Leuten den Zutritt verweigert, besonders wenn sie mit Feuerwaffen versehen sind.

Der Sklavenhandel war in Gondar noch keineswegs so gänzlich beseitigt, wie man nach dem strengen Gesetz des Königs Theodor hätte schließen sollen. Namentlich die Mohamedaner betrieben ihn im Geheimen noch immer, und man vertraute uns, daß die Sklavenhändler ihre unglückliche Waare in den Kellern unter ihren Häusern versteckt hielten und nur Nachts hervorbrächten, um sie, den Mund mit Tüchern verstopft, an den Ort ihrer Bestimmung zu transportiren.

Unsere Weiterreise von Gondar bis Kairo ging ohne besonders erzählenswerthe Ereignisse von Statten. Außerordentlich viel nur hatten wir von der Hitze und dem fast unausgesetzt wehenden samumartigen heißen Winde zu leiden, während die Dörfer und Städte, die wir berührten, uns sehr geringe Bequemlichkeit und Erquickung darboten. Obwohl wir uns erst in der zweiten Hälfte des Mai befanden, so hatte doch die Hitze schon einen Grad erreicht, von dem sich der Europäer, besonders der Europäer des Nordens, schwerlich einen Begriff machen kann. Selbst mir, der ich mich schon früher in Arabien und in der Wüste Adal befunden, war Aehnliches noch nicht vorgekommen. Der heiße Wind ließ auch nicht für fünf Minuten nach, sondern blies unaufhörlich wie aus einem glühenden Feuerofen. Feuer schien auf unserer Haut zu brennen, Feuer sich durch alle Adern zu ergießen; das Gehirn schien zu schmelzen; die Gedanken verirrten sich; wir zogen dahin wie im Taumel. Dabei waren die Abende und Nächte von einer eisigen Kälte, gegen die alle unsere Kleider, Decken und Betten nur einen schwachen Schutz gewährten. Die unausbleibliche Folge von alledem war, daß wir, mein Freund, ich selbst und unsere Diener eine so starke Erkältung davontrugen, daß wir Alle krank am Ziel unserer Reise anlangten. Ein heftiges und langwieriges Fieber warf mich auf's Lager, und selbst nach meiner scheinbaren Genesung war ich noch Monate hindurch steten Rückfällen unterworfen.

König Theodor erfocht inzwischen, wie wir von Zeit zu Zeit erfuhren, Sieg auf Sieg. Zunächst erlitt der König von Schoa, Haila Malakot, eine große Niederlage, und da er gleich darauf an

einer empfangenen Wunde starb, so ging seine ganze Armee zu dem Sieger über, der den Sohn des Verstorbenen zum Gouverneur und später zum Vicekönig von Schoa einsetzte. Von den Wollo-Gallas wurden mehrere Stämme durch König Theodor gänzlich aufgerieben, unter andern auch derjenige Adara Bille's. Die ganze Familie des letztern ward zum Schwert verurtheilt, und seine Residenz Gatira niedergebrannt. Die Einäscherung der genannten Stadt leitete der Adjutant des Königs, Mr. Bell, in Person, wobei er bemerkte, daß er nicht vergessen habe, wie einst ein friedlicher, europäischer Reisender hier gefangen genommen und ausgeplündert worden sei, ein Verbrechen, welches nun so sichtlich an den Thätern gestraft werde.

Abenteuer in den Wildnissen Südwest-Afrika's.

I.

In der Kalahari-Wüste.

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die erste Nachricht von einem großen Binnensee in Süd-Afrika zu uns drang. Noch lange Zeit hindurch aber blieb derselbe in tiefes Dunkel gehüllt, und Mittel und Kräfte wurden unnütz an die Lösung dieses großen Problems verschwendet. Unabsehbare öde und ungastliche Gegenden, die man mit dem gemeinschaftlichen Namen der Kalahari-Wüste bezeichnet, liegen nämlich zwischen dem See und dem Ausgangspunkte der Expeditionen und setzten auch den kühnsten Versuchen der Reisenden oder der Jäger unübersteigliche Hindernisse entgegen. Da endlich gelang es vor etwa zehn Jahren dem berühmten Livingstone, bis zu dem langgesuchten Ziele vorzudringen und das Vorhandensein eines großen Süßwassersee's im Innern Süd-Afrika's festzustellen. Derselbe wurde von den Eingebornen „Ngami“, d. h. Wasser, genannt, und auch bei uns hat er diesen Namen behalten.

Durch diese wichtige Entdeckung ward der Thätigkeit und dem Forschungstrieb der Geographen und Naturkundigen ein weites Feld eröffnet, und auch ich, der ich mich bald nach jener Zeit in der Capstadt aufhielt, empfand den lebhaften Wunsch, dieses neuentdeckte Wunder der Welt mit meinen eigenen Augen zu erblicken. Ich wollte dabei den Versuch wagen, nicht durch die ganze Länge der Kalahari-Wüste zu ziehen, sondern womöglich von der Westküste Afrika's aus einen bessern Weg nach dem Ngami ausfindig zu machen. Dieses große Unternehmen erforderte jedoch mancherlei Vorbereitungen; ich mußte mich mit Instrumenten zu Messungen, mit mehreren Uhren, Telescopen, Waffen, Wagen, Zug- und Last-

thieren ꝛc. versehen, ohne der Vorräthe an Kleidern und Lebensmitteln zu gedenken, deren ich für eine Tour von so langer Dauer bedurfte. Alles war indessen endlich herbeigeschafft, und meine Abreise sollte vor sich gehen. Da traf mich das Unglück, daß mehrere meiner brauchbarsten Diener von der unseligen Sucht ergriffen wurden, als Goldgräber nach Australien zu gehen, wie dies in jener Zeit, wie an allen Orten der kultivirten Welt, so auch in der Cap-Kolonie Sitte war. So ungern ich sie gerade jetzt ziehen ließ, so konnte ich mich ihren Wünschen doch nicht widersetzen. Dagegen hatte ich die Freude, einen alten Bekannten, einen klugen und gewandten Neger, Namens Timbo, wiederzufinden, der mir schon früherhin auf meinen Reisen wichtige Dienste geleistet. Er war gern bereit, sich mir auch jetzt anzuschließen, und ich vertraute ihm die Aufsicht über meine Hunde, Pferde und über die eingebornen Diener an, die sich unter seiner Leitung zu tüchtigen Leuten bildeten. Timbo war auf seiner letzten Reise von St. Helena nach der Capstadt mit einem Engländer, einem sechzehnjährigen Burschen Namens George bekannt geworden, und bald verband die innigste Freundschaft den schlauen Aethiopen und den biedern Britten. Da auch dieser Lust hatte, sich weiter in der Welt umzusehen und seine Kenntnisse zu vermehren, so nahm ich auch ihn mit auf die Reise, und so oft ich unterwegs krank und leidend war, in Folge der durch wilde Thiere empfangenen Verwundungen, gereichte mir seine Nähe und sorgliche Pflege zur Linderung und zu süßem Trost.

Ferner stand ein freigelassener Sklave aus Mozambique in meinem Dienst, welcher Louis hieß und etwas Portugiesisch verstand. Aber dieser zeigte sich bald als der faulste, unsauberste und unnützeste Mensch, den ich je gesehen. Als ich einen Kontrakt mit ihm abschloß, sagte er:

„Der Herr sorgt natürlich für das Waschen und Plätten meiner Wäsche?“

„Mein Lieber,“ entgegnete ich, „hast Du nicht verstanden, wohin wir reisen? Du wirst Gott danken, wenn Du Wasser genug finden wirst, um Dir Dein Gesicht zu waschen; wie es mit Deinen Kleidern wird, ist eine andere Sache. Solltest Du auch Wasser genug für diese finden, so wirst Du das Waschen wohl selbst besorgen müssen, denn „in der Wildniß,“ sagt ein altes Sprichwort, „ist jeder seine eigene Waschfrau.““

Ein junger Hottentott, den ich als Kutscher für die Reise miethete, machte ansehnliche Schulden und verstand dabei die Karten so schlau zu mischen, daß ich es nicht eher merkte, als am Morgen des Aufbruchs, wo mir dann nichts weiter übrig blieb, als sie zu bezahlen.

Der letzte meiner Diener, ebenfalls ein Hottentott und Kutscher, der „alte Piet“ genannt, war dagegen ein brauchbarer und trefflicher Mensch. Er trank zwar gern ein Gläschen zu viel; sobald wir aber das Cap verlassen, zeigte er sich arbeitsam, ehrlich und zuverlässig, und er steht noch heute in meinem Dienst.

Nach manchen Schwierigkeiten und Verzögerungen waren wir endlich in Ordnung; begaben uns an Bord des Schooner „Fish“, hißten die Segel und kamen nach einer Fahrt von etwa acht Tagen glücklich in der Wallfischbai an.

Ich schiffte sogleich meine Pferde aus und machte mich dann gegen Abend auf den Weg nach Scheppmannsdorf, wo eine mir befreundete Familie wohnte; die Finsterniß wurde aber bald so groß, daß ich den Weg unmöglich länger zu erkennen oder auch nur die Richtung einzuhalten vermochte, und ich mußte daher in dem Hause eines holländischen Boers (Kolonisten) einkehren. Kaum aber ward man hier meiner ansichtig, so vernahm ich den höflichen Gruß: Dar komt weder die verdoomte Engelsman“ (Da kommt der verd— Engländer wieder). Obgleich ich viel von dem Widerwillen dieser Holländer gegen alle Britten und von ihrer Grobheit im Allgemeinen gehört hatte, so glaubte ich doch nicht, daß ihre Gehässigkeit so weit gehen würde. Da ich die Leute indessen heute nothwendig bedurfte, so ließ ich mich, was ich unter andern Umständen verschmäht haben würde, herab, ihnen zu erklären, daß ich gar nicht zu den Söhnen Albions zählte, und sogleich hießen sie mich bestens willkommen.

Wenn der holländische Boer in diesen Gegenden einen Reisenden trifft, so legt er ihm regelmäßig folgende Fragen vor: „Woher kommen Sie? Wohin gehen Sie? Sind Sie verheirathet? Wie viel Kinder haben Sie?“ u. s. w. Sollte der Reisende unglücklicher Weise noch unvermählt sein, so staunt der Boer förmlich und betrachtet den Armen mit einer entschiedenen Verachtung.

Auch ich wurde ausgefragt, wie lange ich schon gereist sei? Ich rechnete auf gut Glück aus, wie lange es wohl sein könnte, und theilte dem Boer das Resultat mit. Dies war kaum geschehen, so schlug er die Hände zusammen, rief seine Frau herbei und sagte im höchsten Erstaunen:

„Herr, Du mein Gott! er ist ja bis Timbuktu gewesen!“

„Nein, lieber Freund, nicht ganz so weit,“ bemerkte ich.

Er ließ sich aber von seiner Behauptung nicht abbringen, und rief, ohne auf mich zu hören, immer von Neuem:

„I versteht sich; er ist in Timbuktu gewesen.“

Ich wollte nochmals Einwendungen machen, als aber der Bruder des Boers, der inzwischen herbeigekommen, auch seinerseits ausrief:

„Ja, Bruder, Du hast Recht; er ist in Timbuktu gewesen. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß es am andern Ende Afrika's liegt, an einer Stelle, wo man nichts als Sand sieht!"

Da gab ich mein Vorhaben auf; es half mir ja nichts, ich mußte in Timbuktu gewesen sein. Sie wußten von meinen Reisen offenbar viel mehr, als ich selbst; und so ließ ich sie denn schwatzen und vertiefte mich in die vor mir aufgetischten Speisen.

Als ich nach ein paar Tagen in der Wallfischbai wieder anlangte, waren schon alle Vorkehrungen zu unserer Weiterreise getroffen; unser Weg führte über Tincas, Onanis, Tjobis und Richterfeldt, bis wohin sich nichts Außerordentliches ereignete. Als ich hier aber mit meinem jungen Engländer George eines Tages auf den Höhen umherstreifte, stießen wir auf einen Löwen, das erste dieser fürchterlichen Thiere, welches jener in der Freiheit sah, weshalb er denn vor Schreck auch fast versteinert war. Auch ich selbst schwankte einen Augenblick; denn meine Versuche, auf Löwen zu schießen, waren schon zu oft mißglückt. Plötzlich wandte das Unthier sich gegen mich um und betrachtete mich; da zielte ich ihm gerade auf die Stirn und hatte das Glück, ihn auf einen Schuß stürzen zu sehen. Ich hatte so gut gezielt, daß der Schuß den Kopf des Löwen gerade in zwei Theile spaltete und er auf der Stelle todt war.

Wenige Tagereisen weiter, als ich mich bereits Rehoboth näherte, stieß ich auf eine Schaar von Griqua's, d. h. Bastarde — so genannt, weil sie die Abkömmlinge von holländischen Boers und Hottentottenfrauen sind — von denen ich Vieles erfuhr, was mich sehr interessirte. Sie hatten, in der Hoffnung auf Elephanten zu stoßen, direkt von ihrem Lande aus die Kalahari-Wüste passirt und waren bis ziemlich nahe an den See Ngami vorgedrungen; da sie aber keine Elephanten trafen, so waren sie umgekehrt. Sie hatten auf ihrer Fahrt nicht wenig von der Dürre gelitten. Ein Mal waren sie neun Tage hinter einander ohne einen Tropfen Wasser gewesen, und hatten ihr eigenes Leben und das ihrer zahlreichen Thiere — ihre Karavane bestand aus siebenundvierzig Wagen — nur damit erhalten, daß sie wilde Gurken aussaugten und verzehrten, die es glücklicher Weise in dieser Wildniß in Unzahl gab. — Ich nahm einen der Griqua's als Dolmetscher der Sprache der Betjuanen, des die Ufer des Sees bewohnenden Volkes, an.

Ich war von der Wallfischbai bis Rehoboth einen vollen Monat unterwegs gewesen, und beschloß daher, hier einige Tage Rast zu halten; auch hatte sich ein so entsetzliches Unwetter mit Sturm und Regen eingestellt, daß die Weiterreise ohnedies unmöglich schien. Drei ganze Tage und Nächte lang goß es unaufhörlich, und wäh-

rend der letzten zwölf Stunden waren Blitz und Donner so furchtbar, daß wir fast taub und blind wurden. Donner folgte auf Donner, Blitz auf Blitz, und das wilde Getöse der Natur hallte wider und brach sich an hundert Bergesgipfeln. Die stärksten Bäume brach der rasende Sturm mitten durch oder hob sie mit den Wurzeln aus. Das Zelt meiner Leute, welches wir mit mehreren starken Tauen an einem Wagen festgebunden, ward ganz und gar fortgerissen; Menschen und Thiere aber schwammen buchstäblich in der Fluth, die mit unwiderstehlicher Gewalt von den Bergabhängen niederstürzte und sich über unsern Lagerplatz ergoß. Die armen Rinder und Hunde heulten vor Angst und Schmerz, und das Schlimmste war, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, vom Blitz getroffen zu werden, da wir uns unvorsichtiger Weise unter einem Kameeldornbaum gelagert hatten, der einer der besten Leiter ist. Fast zwei Drittel der umstehendan Bäume waren in dieser Weise vom Blitz gespalten worden.

Dieser Platzregen erweichte den Boden so sehr, daß wir noch zwei Tage, nachdem er aufgehört, unmöglich von der Stelle konnten. Aber so gering ist die Ausdehnung selbst so gewaltiger Gewitter, daß wir nach wenigen Tagereisen in östlicher Richtung schon wieder alle Gewächse von der Sonne versengt fanden, und wir selbst nahe daran waren, vor Durst umzukommen.

Da man mir mitgetheilt, daß der Weg nur bis Tunobis für Räderfuhrwerk fahrbar sei, so sandte ich schon in Rehoboth meine sämmtlichen Wagen und eine große Heerde Stiere, die ich unterwegs nach und nach durch Tauschhandel sehr vortheilhaft in meinen Besitz gebracht, nach dem Cap zurück. Nur einen einzigen Wagen und das Nothwendige an Pack- und Reitvieh behielt ich bei mir. Diese allerdings vortheilhafteste Art zu reisen, setzte uns aber doch manchen Mühen und Unbequemlichkeiten aus, da sie nur geringen Schutz gegen das Wetter gewährt, und man nur wenig Lebensmittel fortbringen kann.

Unser Weg nach Tunobis führte uns durch Gegenden, die, wie es die gebleichten Gebeine von Rhinoceroſſen, Giraffen und andern Thieren bewiesen, einst sehr reich an Wild gewesen sein mußten; seit aber das dort hausende Volk der Namaqua's Feuergewehre besitzt, sind die Thiere verschwunden. Einige Schakale und Hyänen waren Alles, was wir sahen.

Nach etwa vierzehn Tagen erreichten wir den Weißen Nosop nahe an seiner Vereinigung mit dem Schwarzen Nosop. Ich war hier eines Morgens auf Jagd ausgegangen, und da ich hungrig wurde, aß ich sehr viel von einer einladend aussehenden, bohnenähnlichen Frucht. Dies hätte mir fast das Leben gekostet. Sehr bald empfand ich Schwindel, bekam Erbrechen und halb ohnmächtig

vor Schmerzen langte ich im Lager an. Da erfuhr ich denn, daß jene Frucht, obwohl gekocht völlig unschädlich, roh gegessen doch ein starkes Gift enthalte.

Von der ersten Stunde an, als ich den Fuß in die Wildnisse Afrika's gesetzt, hatte es mir geahnt, daß ich eines Tages nach Weise der Hottentotten und Buschmänner würde leben müssen, und ich hatte deshalb grundsätzlich von allen Wurzeln, Zwiebeln und Beeren gegessen, welche ich wildwachsend vorfand. Es war sehr wichtig für mich, mich an dergleichen Nahrung zu gewöhnen, da ich nicht wissen konnte, wie bald mir die gewohnten Lebensmittel einmal fehlen würden. Natürlich beschloß ich jetzt, für die Zukunft wenigstens mehr Vorsicht zu gebrauchen.

Als wir nach Elephant-Kloof kamen, hatten wir bedeutenden Glück in der Jagd. Mein erster Preis war eine schöne Giraffe, die auf den ersten Schuß stürzte. Ich erinnere mich nie ein fetteres Thier gesehen zu haben. Das Fleisch war vortrefflich, und ich fürchtete wirklich, daß meine Leute sich todt essen möchten. George wurde in der That ernstlich krank und konnte eine volle Woche lang nicht das Mindeste zu sich nehmen.

Mitten aus dem Ueberfluß wurde ich bald in das andere Extrem versetzt. Wir trafen unterwegs einige Buschmänner, die mich überredeten, mit ihnen Jagd auf Elephanten zu machen, da solche sich ganz in unserer Nähe in großer Menge finden sollten; in weniger als einem Tage, versicherten sie, würden wir hin und zurück sein. Im Vertrauen auf ihre Worte versah ich mich nur mit einigen Stücken gekochten Fleisches, und auch dieses gab ich in der sichern Zuversicht auf rasche Beute den armen Söhnen der Wildniß. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; bis zum Anbruch der Nacht mußten wir reisen, ehe wir an die bezeichnete Stelle kamen.

Wir waren schon im Beginn der kalten Jahreszeit, und die Nacht, obwohl der Tag drückend heiß gewesen, war von einer unbarmherzigen Kälte. Die Buschmänner zündeten daher ein Feuer an und ich legte mich nieder, nur von einer baumwollenen Decke geschützt, die ich mir bis über den Kopf zog. So schlief ich ein, ohne mich im Mindesten um das zu kümmern, was um mich her vorging. Nach einiger Zeit empfand ich ein liebliches Gefühl von Wärme und Wohlbehagen, und bald gaukelten angenehme Träume vor meiner Phantasie. Allmälig aber verwandelte sich jenes wonnige Empfinden in ein höchst unangenehmes, und endlich fühlte ich sogar heftige Schmerzen; noch immer jedoch vom Schlaf befangen, warf ich mich in Todesangst hin und her. Endlich erwachte ich, sprang schnell empor und sah zu meinem Entsetzen, daß die Decke brannte. Ein Funken war darauf geflogen, der in der Baumwolle langsam

weiter sengte. Daher das angenehme Gefühl der Wärme, das ich zuerst empfand, bis das Feuer mit meiner Haut in Berührung kam.

Das Uebelste jedoch, als wir am andern Morgen unsere Forschungen nach Elephanten wieder aufnahmen, war, daß wir zwar ihre Spuren, sie selbst aber wiederum nicht entdeckten. Hungrig, unzufrieden und ermüdet kehrten wir zu unserm Nachtlager zurück, um eine noch kältere und unangenehmere Nacht zuzubringen. Zwei Tage waren nun schon vergangen, ohne daß ich das Geringste genossen, und ich bekam nicht eher wieder einen Bissen zu essen, als bis ich am Schluß des dritten Tages wieder bei meinen Leuten eintraf. —

Tunobis, das wir endlich erreichten, war zu damaliger Zeit der äußerste östliche Punkt, bis zu dem je ein Europäer vorgedrungen war. Jeder Zoll darüber hinaus war unbekanntes Land. Da ich über die Lage des Sees ziemlich im Reinen zu sein glaubte, so hatte ich die Absicht, wo möglich in grader Linie zu reisen; als ich aber die Einwohner von Tunobis um Rath fragte, erklärten sie mir, daß ich dies nur zu meinem und meiner Leute Verderben thun könne, da das Land in dieser Richtung eine ununterbrochene Wüste und völlig wasserlos sei. Dagegen versicherten sie, daß ich einige Tagereisen weiter südlich ohne alle Gefahr reisen würde, wie dies auch mein Dolmetscher bestätigte.

Bei einer gründlichen Revision meines Gepäckes stellte es sich heraus, daß mindestens neun Ochsen erforderlich waren, um Alles fortzuschaffen, ganz abgesehen von denen, welche wir zum Reiten brauchten. Fast alle meine Thiere aber waren jung und kaum halb dressirt, und so sehr ich selbst auch Tag und Nacht arbeitete, so war meine Verlegenheit doch nicht gering. Durch die Unachtsamkeit der Diener hatten sich nämlich mehrmals Hyänen in unser Lager eingeschlichen und viele der Häute, welche zu Packriemen und Zügelzeug bestimmt waren, aufgefressen oder zernagt. Dazu waren die Leute selbst faul, eigensinnig und mißmüthig, und machten mir täglich Aerger und Verdruß. Endlich sah ich mich gar genöthigt, zu dem ungewöhnlichen Mittel meine Zuflucht zu nehmen und jenem oben erwähnten Louis, der sich für zu gebildet hielt, um Zurechtweisungen anzunehmen, eine Tracht Prügel zu verabfolgen. Sämmtliche Leute ergriffen Partei für ihn, sagten mir den Dienst auf und forderten ihre augenblickliche Entlassung.

Ich war mir bewußt, immer gerecht und billig gegen meine Diener gewesen zu sein; Ihr Undank kränkte mich daher tief und mit bitterm Schmerz rief ich aus:

„Ja, Ihr Elenden, geht von mir, und rühmt Euch, Euern Herrn mitten in der Wüste in der Gewalt wilder Thiere und

Menschen verlassen zu haben! Geht! Mich aber soll Euer Benehmen nicht hindern, meine Pläne zu Ende zu führen!"

Eine Weile murrten sie noch fort; endlich aber besannen sie sich und kehrten reuig zu mir und ihrer Pflicht zurück.

Der schwierigste Tag war der unserer Abreise, an dem wir unsere Ochsen zu bepacken hatten. Obwohl wir arbeiteten, bis es uns vor den Augen flimmerte und bis unsere Arme erlahmten, so ging es doch nur langsam vorwärts. Kaum hatten wir einen Ochsen bepackt, so hatte ein anderer seine Last schon wieder abgeschüttelt. Wer nicht in eigener Person solch eine Arbeit mit halbwildem Vieh versucht hat, kann sich keine Vorstellung von den damit verbundenen Schwierigkeiten und den lächerlichen Auftritten machen, die dabei stattfinden.

Am Ende eines langen Lederriemens macht man eine ziemlich große Schlinge, die an einem fünf oder sechs Fuß langen Stecken angehängt wird. Mit diesem sucht sich ein Mann unvermerkt dem Ochsen zu nähern, welchen er sich zur Operation auserwählt hat. Ist er ihm nahe genug, so hält er die Schlinge dicht vor den Hinterfuß des Ochsen und zieht, sobald derselbe hineingetreten ist, fest zu. Kaum sieht das Thier sich gefangen, so macht es einen gewaltigen Sprung vorwärts, wird aber sogleich von einer Anzahl Leuten, die das andere Ende des Riemens halten, wieder zurückgerissen. Oft indessen geschieht jener Sprung mit solcher Heftigkeit, daß mehrere der Männer dabei zu Boden stürzen. Jetzt folgen neue Versuche des Ochsen, sich zu befreien; er schlägt aus, schäumt, brüllt, und seine erschrockenen Genossen stimmen aus vollem Halse mit ein; die Leute rufen und schreien durcheinander, die Hunde bellen wie toll, und das Schauspiel wird nicht selten eben so gefährlich als lebhaft. Zuletzt wird das Thier rasend vor Zorn und Furcht und wendet sich kühn gegen seinen Feind, um ihn zur Loslassung des Riemens zu zwingen. Ist der Ochse endlich vor Anstrengung ermattet, so erfassen ihn zwei Männer am Schwanz, während ein paar andere ihm einen zweiten Riemen um die Hörner schlingen und ihn so ohne weitere Mühe zur Erde werfen. Man bohrt ihm nun einen kurzen dicken Stab durch den Nasenknorpel und befestigt den Zügel daran. Die Nase des Ochsen ist außerordentlich empfindlich, und so gefangen, ist er gewöhnlich leicht zu regieren. Bleibt er aber noch immer widerspenstig, so bindet man ihn mit dem Kopfe an einen Baum und schnürt ihm den Riemen fest um die Beine, damit er beim Bepacken sich nicht umwenden oder ausschlagen kann. Gewöhnlich spannt man ihn zwischen zwei schon gezähmte Ochsen, während auf jeder Seite ein Mann geht.

In den ersten beiden Tagen besteht die ganze Last, die man

ihm auferlegt, oft nur in einer Haut oder einem leeren Sack; allmälig aber macht man die Last schwerer und umfangreicher bis auf mehrere Centner. Obwohl sie mit einem Riemen von achtzig oder neunzig Fuß festgeschnallt wird, so ist der Ochse dennoch zuweilen so glücklich, die Bürde wieder abzuwerfen, und nur nach und nach wird er sanfter und williger. Merkwürdig ist es dabei, daß diejenigen, welche sich anfangs am widerspenstigsten zeigen, oft nachher am leichtesten zu bändigen sind, während von zehn Ochsen, die ruhig liegen, wenn man sie bepackt, späterhin oft nicht einer wirklich brauchbar ist.

Ich habe Ochsen gesehen, die durch keine Züchtigung, selbst nicht durch Feuer zum Aufstehen zu vermögen waren, und es blieb dann oft nichts weiter übrig, als sie auf der Stelle zu schlachten. Sind aber auch endlich alle Thiere bepackt, so sind die Schwierigkeiten deshalb noch nicht zu Ende. Die Ochsen sind gewöhnt, in Heerden mit einander zu gehen, und nur ungern folgen sie einer dem andern in gemessener Entfernung. Nur wenige aber lassen sich zu Leitochsen abrichten, und doch steht, wenn nicht einer ihnen rasch voranschreitet, augenblicklich der ganze Zug still.

Unmöglich ist es, einen Ochsen wie ein Pferd zu lenken; man würde ihm dadurch sofort den Stock aus der Nase reißen und alle Gewalt über ihn verlieren. Auch ist das Reiten auf einem Ochsen für den Ungeübten höchst unbequem; seine Haut ist im Gegensatz zu der des Pferdes sehr locker, und wenn auch der Sattel noch so fest geschnallt ist, so schwankt man doch von einer Seite zur andern, wie ein Kind in der Wiege. Hat man aber nach einigen Tagen die erforderliche Uebung erlangt, so kann man den Ochsen sogar in einen mäßigen Trab versetzen und ihn dahin bringen, sechs englische Meilen in einer Stunde zu laufen. —

Endlich waren wir fertig und brachen auf. Es war aber schon so spät am Tage, daß wir nur noch wenige Meilen zurücklegen konnten und bald Halt machen mußten. Von den Mühen des Tages waren wir so erschöpft, daß wir nur eben noch den Thieren die Last abnahmen; dann fielen wir buchstäblich vor Müdigkeit um, wo wir eben standen, und ohne daß wir an Essen, Feuer, Wasser oder auch nur an unsere Sicherheit dachten. Das erste, was ich in Folge dessen am nächsten Morgen bei meinem Erwachen erblickte, war ein Schakal, der eifrig mein Gepäck durchschnüffelte.

Da ich keine Büchse bei der Hand hatte, so begnügte ich mich, eine Hand voll Sand auf den unverschämten Burschen zu werfen, der sich alsbald langsam entfernte. Hätte ich den ganzen Schaden sogleich erkannt, den er uns zugefügt, so würde er nicht so leichten Kaufs davongekommen sein. Das schändliche Thier hatte nämlich

einen unserer Packriemen zerfressen, der unter den jetzigen Umständen nicht mit Geld zu bezahlen war. Wir sollten zehn Ochsen bepacken und besaßen nur neun Riemen! Einen derselben zu zerschneiden ging unmöglich an, da sie ohnehin schon so kurz waren; daher blieb uns nichts übrig, als hin und her zu flicken und zu knüpfen, bis ein zehnter Riemen zu Stande gebracht war. Mehr als hundertmal aber schworen wir bei dieser Arbeit allen Schakalen eine blutige Rache.

Der Erdboden, über den wir jetzt zogen, bestand aus feinem, weißen Sande und strahlte ein blendendes und für die Augen schmerzendes Licht aus; auch war er so lose, daß er unter den Füßen nachgab. Wir stießen hie und da auf Pfützen, welche ein wenig schlammiges Wasser enthielten und von ekelhaften Thieren wimmelten; an einigen Stellen war dasselbe durch die Füße der Elephanten oder Rhinoceros in eine breiige Masse verwandelt, an denen Millionen von Insekten ihr Mahl hielten. Dennoch tranken oder verschlangen wir vielmehr dieses Wasser oft mit wahrer Gier. —

Ghanzé, das wir endlich nach einer mehr als monatlangen Reise durch die unwirthbarsten Strecken erreichten, ist ein Ort von eigenthümlich traurigem Aussehen. Er besteht aus einer sich weit ausdehnenden Vertiefung, über deren Oberfläche eine Unmasse kleiner Steine zerstreut liegen, und welche auf einer Seite von einer natürlichen Kalksteinmauer begrenzt wird. Ringsum befindet sich ein Wald von stachlichen Gewächsen, den zahlreiche Fußpfade durchschneiden, welche von Elephanten und Rhinoceros herrühren, während hier und da ein majestätischer Eichbaum seine ausgebreiteten Aeste hoch in die Luft emporstreckt.

Das erste Thier, welches ich in Ghanzé entdeckte, war ein riesengroßer Tigerwolf, der zu meinem Erstaunen nicht fortlief, sondern stehen blieb und mich wie ein Gespenst angrinzte. Als ich ihm bis auf zwanzig Schritt nahe kam, sah ich zu meinem Schreck, daß seine Vorderfüße, so wie Haut und Fleisch der Vorderschenkel ganz abgenagt waren, so daß sich das arme Thier kaum von der Stelle rühren konnte. Um seine Leiden zu verkürzen, schlug ich es mit einem Stein gegen den Kopf und stieß ihm mein Jagdmesser tief in die Seite. Doch mußte ich diese Operation mehr als einmal wiederholen, ehe ich seinem Leben ein Ende machte. Das Alter konnte an diesem jammernswerthen Zustande nicht Schuld sein, denn der Tigerwolf besaß noch vollkommen gute Zähne. Wahrscheinlich hatte ich ein Beispiel der außerordentlichen Grausamkeit vor mir, mit welcher der Löwe dergleichen Thiere behandeln soll, wenn sie einmal kühn genug sind, das Lager in Beschlag zu nehmen, welches er für sich selbst bereitet hat.

Eines Abends spät hatte ich in derselben Gegend einen Löwen verwundet, und zeitig am andern Morgen folgte ich der blutigen Spur, in der Hoffnung, ihn noch vollständig zu tödten. Einer meiner Begleiter ging seitwärts in's Gebüsch, und gleich darauf hallte der Wald von einem triumphirenden Geschrei wieder. In der Ueberzeugung, daß der Löwe gefunden sei, eilte auch ich dahin; aber wer malt mein Erstaunen, als ich nicht einen, sondern fünf lebendige Löwen erblickte, von denen zwei im Begriff waren, einer prächtigen Giraffe den Garaus zu machen, während die übrigen drei mit funkelnden Augen dem Kampfe zuschauten. Der Anblick war so imposant und fesselnd, daß ich ganz vergaß, meine Büchse zu gebrauchen; die Eingebornen aber, welche sich auf ein leckeres Mahl freuten, sprangen vor Freude wie die Kinder, und durch ihr durchdringendes Jubelgeschrei ließen sich die Löwen verscheuchen.

Ich trat jetzt zu der Giraffe heran, die ausgestreckt auf dem Sande lag und sich vergebens bemühte, den Hals empor zu recken; sie zitterte wie Espenlaub und war nach wenig Minuten todt. Tiefe Wunden in Brust und Bauch zeugten von der Wuth der Angreifer; selbst die starken Halsmuskeln waren durchgebissen.

Den verwundeten Löwen zu verfolgen, daran dachte jetzt Niemand mehr; statt dessen trugen wir die Giraffe in unser Lager und kochten, brieten und schmausten, bis nichts mehr übrig war.

Nachdem wir noch manches schöne Thier erbeutet, verließen wir Ghanzé. Das Land, welches wir durchwanderten, war zuerst dicht mit Dorngebüsch bewachsen; bald aber ward es kahl und immer kahler, so daß wir mit geringern Hindernissen schnell vorwärts kamen.

Eines Morgens ritt ich unserer kleinen Karavane rasch voraus, bald zur Rechten, bald zur Linken abschweifend, um Wasser zu suchen. Gegen Mittag kam ich an eine umfangreiche Vertiefung. Ich hoffte das Gesuchte hier zu finden und wollte den Ort näher untersuchen. Es war hier aber von Elephanten und Rhinoceroſsen Alles so niedergetreten, daß ich mich, selbst wenn Wasser vorhanden war, doch auf bedeutende Schwierigkeiten und Anstrengungen gefaßt machen mußte. Ich überlegte noch, ob es rathsam sei, die Grube zu reinigen oder weiter zu reiten und eine andere Wassersammlung zu suchen; da bemerkte ich, daß einige kleine Vögel durch eine Spalte in einer Kalksteinklippe ein- und ausflogen. Ich eilte nach der Stelle hin und fand eine enge, kreisrunde Oeffnung von etwa zwei Fuß Breite und doppelt so viel Tiefe, auf deren Boden sich etwas befand, worin sich das Tageslicht spiegelte. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Wasser sei, und da ich einen brennenden Durst fühlte, so sprang ich ohne

Weiteres in die Grube hinein und verschlang, ohne den Geschmack erst zu prüfen, eine ziemliche Quantität der Flüssigkeit. Nachdem ich aber meinen Durst gestillt, that mein Gaumen wieder seine Pflicht, und ich glaubte nun, nie etwas Abscheulicheres über meine Lippen gebracht zu haben. Wie entsetzte ich mich, als ich etwas davon in die hohle Hand nahm und nun entdeckte, daß ich Blut, mit allerlei thierischem Unrath vermischt, getrunken hatte. Obwohl ich das Genossene sogleich wieder von mir gab, so konnte ich doch den Ekel, den ich empfunden, lange Zeit nicht wieder vergessen. Das Räthsel war übrigens nicht schwer zu lösen. Wahrscheinlich war ein Thier, welches hier gleich mir Wasser gesucht hatte, in die Grube hinuntergestürzt, von einem Buschmann aufgefunden, getödtet und mitgenommen worden. Daher das Blut und die sonstigen Ueberreste des armen Thieres.

Endlich hatten meine Leute mich eingeholt, und Alles machte sich nun daran, die Vertiefung von den eingefallenen Steinen und dem Schmutz zu reinigen. So oft wir einen großen Stein- oder Holzblock entfernt hatten, hofften wir, Wasser hervorsprudeln zu sehen, immer aber täuschten wir uns. Nach einer unausgesetzten Arbeit von neun Stunden fanden wir nichts als einen dicken, trüben, grünlichen Schlamm, der kaum den Pferden und Hunden munden wollte, und von dem wir selbst nur mit dem äußersten Unbehagen einige Tropfen genossen. Dennoch befahl ich für den Fall der Noth einen kleinen Vorrath davon mitzunehmen.

Mit Tagesanbruch bestieg ich wieder mein Pferd und eilte abermals, von zwei Buschmännern begleitet, dem Zuge voran. Ich war bereits besorgt für mein Hornvieh, an dem sich schon Symptome äußerster Ermattung zeigten. Meine Leute sollten inzwischen nach Kräften in der Vertiefung weiter arbeiten, und nochmals die Versuche von gestern erneuen.

Ich war lange geritten; die Sonne war bereits wieder im Sinken, und noch immer hatte ich kein Wasser gefunden. Die große Menge von Fußspuren wilder Thiere, so wie die lauttönende Stimme von Perlhühnern, Tauben und Papageyen aber ließen mich ahnen, daß ich dem Gesuchten nahe sei. Ich gab dem Pferde die Sporen und in Kurzem stand ich an einer großen Sammlung hellen, klaren Wassers. Was hätte ich darum gegeben, wenn meine Leute und mein Vieh diesen erquickenden Anblick sogleich hätten theilen können.

Um ihre Ankunft möglichst zu beschleunigen, riß ich aus meinem Notizbuch ein Blatt heraus, schrieb einige Zeilen darauf und gab es einem meiner Begleiter mit einer Geberde, welche ihm andeuten sollte, zur Karavane zurück zu eilen. Er hatte noch nie ein Blatt Papier gesehen und empfing es daher mit großer Vorsicht.

Er nahm es zwischen zwei Finger und blies es an, wahrscheinlich in dem Glauben, es sei eine Hexerei, ein glückverheißendes Amulett oder dergl. Als er sah, daß ich lachte, nahm er es noch näher an den Mund und blies noch heftiger. Das war zu viel; ich brach in ein lautes Gelächter aus, in das der schwarzbraune Bursche von Herzen einstimmte. Endlich verstand er meine Absicht und machte sich auf den Weg zur Karavane zurück.

Abermals vergingen zwölf Stunden, da kamen Alle wohlbehalten bei mir an. Sie waren so glücklich gewesen, wenigstens für die Ochsen noch ein wenig Wasser aufzufinden.

Um unterwegs nicht zu dursten, hatten die Leute, wie schon erwähnt, etwas von dem schlechten Wasser mitgenommen. Als ich sah, daß Timbo aus einem der Fäßchen trinken wollte, machte ich ihn aufmerksam, daß er jetzt auf so elendes Zeug nicht mehr angewiesen sei.

„Das Wasser ist gut, Herr!“ entgegnete er, indem er weiter trank, ohne sich stören zu lassen.

„Du wirst doch nicht behaupten, daß der abscheuliche Schlamm gut ist,“ sagte ich.

„Doch,“ erwiederte er; „wenn es der Herr nicht glauben will, so mag er selbst kosten.“

Aus bloßer Neugier that ich ihm den Willen, und Timbo hatte Recht, das Wasser war gut; selbst der widerliche Geruch war verschwunden. In Zeit von zwölf Stunden hatte sich eine trübe, faulige Flüssigkeit in ein klares, wohlschmeckendes Wasser verwandelt. Die Sache ließ sich nicht anders erklären, als daß durch den Einfluß der Sonne eine chemische Veränderung mit dem Wasser vorgegangen sein müsse.

Wir schlugen nun, um ein paar Tage zu rasten, unser Lager auf. Kaum waren wir mit der Arbeit fertig, als sich einige Buschmänner zu uns gesellten, welche eine Menge zu Pfeilen bestimmtes Rohr mit sich führten. Sie brachten es vom See Ngami und waren fünf Tage unterwegs gewesen, obwohl man, wie sie sagten, ihn in zwei Tagen erreichen könne. Dies war eine sehr erfreuliche Nachricht für mich; ich war also dem Ziel meiner Wünsche ganz nahe, — und doch wäre ich noch jetzt fast um meine Hoffnung betrogen worden.

Ich hatte nämlich eines Abends mit vielen Anstrengungen und Gefahren ein ungeheuer großes weißes Rhinoceros erlegt und war dann vor tiefer Ermüdung an der ersten besten Stelle in einen festen Schlaf gefallen. Ich erwachte am Morgen mit einem heftigen Schmerz im Bein, und als ich zu meinen Leuten kam, war er so unerträglich geworden, daß ich mich sogleich niederlegen mußte. Bald stellte sich eine Geschwulst und Entzündung ein,

und die Haut ward so empfindlich, daß ich bei jeder Berührung und beim Anlegen des Verbandes stets vor Schmerz laut aufschrie.

Da ich fürchten mußte, daß meine Krankheit längere Zeit anhielt, so beschloß ich, Timbo und den Griqua mit einigen Geschenken an den Häuptling der am See wohnenden Betjuanen vorauszuschicken und ihn von meiner Ankunft benachrichtigen zu lassen.

Während wir noch ihrer Rückkunft harrten, stellte sich wieder Mangel an Nahrung bei uns ein. So viel Wild auch in der Gegend vorhanden, so waren doch meine Leute so ungeübt im Schießen, daß sie auch nicht ein einziges Thier erbeuteten. Trotz meiner Krankheit schleppte ich mich daher eines Abends an's Wasser, um wo möglich selbst etwas Wild zu erjagen. Ich befahl meinen Leuten, mir einen „Schirm“ zu machen. Dies ist eine kreisrunde Umzäunung von sechs bis acht Fuß Durchmesser, deren Wände gewöhnlich aus lockern Steinen zwei Fuß hoch aufgeführt werden.

Ich hatte eben meine Anordnungen getroffen, als die Stille durch einen Lärm unterbrochen wurde, den ich nur mit dem Rasseln eines Artillerieparkes vergleichen kann. Er kam von einem der zahlreichen steinigen Wege her, welche nach dem Wasser führten, und ich bildete mir ein, es seien Wagen, welche die Kalahari-Wüste passirten. Ich erhob mich in meiner halbliegenden Stellung und heftete meinen Blick auf die Gegend, woher der seltsame Lärm tönte. Bald löste sich das Räthsel, indem sich ein riesiges Rhinoceros zeigte, dem noch eine ganze Schaar andrer folgte, so daß in Kurzem achtzehn solcher Ungeheuer beisammen waren. Ich beugte mich in meinem Schirm so viel als möglich nieder und erwartete mit klopfendem Herzen den Anführer der Heerde, der gerade auf mein Versteck loskam. Es bot sich mir jedoch nicht eher eine Gelegenheit zum Schuß, als bis er nur noch wenige Schritte von mir entfernt stand. Eben legte ich die Mündung des Gewehrs über den Rand des Schirmes, da ward das Rhinoceros meiner gewahr und stürzte mit vor Zorn weit abstehenden Ohren auf mich los. An Flucht war nicht mehr zu denken; eben so wenig aber konnte ich jetzt noch auf das Thier schießen.

Ich warf aus allen Kräften mit einem Stein nach ihm; da hob es den Schwanz in die Höhe, beugte den Kopf zur Erde, wirbelte Wolken von Staub unter seinen Füßen auf und riß mich mit einem einzigen Satz zu Boden. Der Stoß war so heftig, daß Büchse, Pulverhorn und Kugeltasche weit fortflogen. In Folge des gewaltigen Anlaufs war aber auch der Kopf des Thieres bis zur Hälfte im Sande begraben, und ich hoffte, daß es, nach-

dem es sich herausgearbeitet, seinen tollen Lauf über mich hinweg fortsetzen würde. Aber es wollte sich nicht so leicht von mir trennen. Ich war kaum wieder auf den Beinen, als es mich zum zweiten Male umriß, mit seinem Horn mir den rechten Schenkel vom Knie bis zur Hüfte aufschlitzte und mich mit den Vorderfüße an die linke Schulter schlug. Meine Rippen krachten unter der ungeheuern Schwere; dennoch behielt ich Geistesgegenwart genug, mein langes Jagdmesser zu ergreifen und es dem Thier in die Seite zu stoßen. Es ließ sogleich von mir ab, und mit wildem Schnauben hörte ich es dem nahen Walde zutraben. So war ich, wenn auch schwer verwundet und übel zugerichtet, doch wenigstens mit dem Leben davon gekommen. Ich schleppte mich nun nach dem Schirm zurück und versuchte einzuschlafen; aber es befiel mich ein so heftiges nervöses Zucken und Zittern des ganzen Körpers, und mein Schenkel schmerzte mich so heftig, daß ich kein Auge schloß. Ich habe seitdem noch manches Rhinoceros getödtet; aber es verging eine lange Zeit, ehe ich diese Thiere wieder mit meiner früheren Kaltblütigkeit angreifen konnte.

Bei Sonnenaufgang kam einer meiner Diener nach dem Schirm, um mich wieder in's Lager abzuholen. In kurzen Worten erzählte ich ihm die Ereignisse der Nacht. Mit offenbarem Unglauben hörte er mir zu; erst als er den aufgeschlitzten Schenkel sah, überzeugte er sich wohl, daß ich nicht scherzte.

Ich befahl ihm nun, eine meiner Büchsen zu nehmen und das verwundete Rhinoceros aufzusuchen, ermahnte ihn aber zur Vorsicht, denn ich vermuthete, daß das Thier noch am Leben sei. Nach wenigen Minuten schon hörte ich seinen Nothruf.

Nun faßte auch ich meine Büchse und eilte durch das Gebüsch, so schnell als meine Wunden es gestatteten. Kaum war ich ein paar hundert Schritt weit gegangen, da entfaltete sich ein Schauspiel vor meinen Augen, das ich bis an's Ende meiner Tage nicht vergessen werde. Nur ein paar Fuß von einander entfernt standen das Rhinoceros und mein Diener sich gegenüber. Das erstere war mit Blut und Schaum bedeckt und schnaubte und wüthete, während letzterer vor Schreck wie versteinert sich nicht von der Stelle rühren konnte. Ich schlich mich leise in den Rücken des Thieres, legte an und gab Schuß auf Schuß. Rasend vor Schmerz und Angst sprang es bald vor- bald rückwärts und endlich brach es zusammen. Ueberzeugt, daß es nun im Todeskampfe liege, und daß jede Gefahr für mich vorüber sei, ging ich ganz nahe heran und legte, um seinen Leiden rasch ein Ende zu machen, den Gewehrlauf an sein Ohr. Zu meinem Schrecken aber erhob es sich noch einmal und verfolgte mich mit seiner ganzen letzten Kraft. Es war indessen nur ein kurzer Wettlauf; denn als ich eben hinter

ein Gebüsch sprang, fiel es vor der Mündung meiner Büchse todt zu Boden.

Unserm Mangel an Nahrung war nun allerdings abgeholfen; ich selbst aber befand mich in einem entsetzlichen Zustande. Nach ein paar Tagen fingen die blauen Flecke, die Spuren des gewaltsamen Kampfes, den ich bestanden, an, sich zu entwickeln, so daß ich bald über und über schwarz und blau aussah. Dem Anschein nach hatte ich zwar nichts gebrochen, aber die brennenden und quälenden Schmerzen verriethen nur zu gut, daß die inneren Theile verletzt waren. Ich selbst und meine ganze Dienerschaft waren Anfangs sehr besorgt um mein Leben, und es dauerte in der That lange, ehe ich so weit hergestellt war, um die Reise fortsetzen zu können.

II.

Nach ungefähr einwöchentlicher Abwesenheit kehrte Timbo zurück. Der Betjuanenhäuptling, Letscholetebe mit Namen, hatte die Nachricht von unsrer Annäherung sehr freundlich aufgenommen und meinen Diener angewiesen, ohne Zeitverlust umzukehren und unsere Reise zu beschleunigen, da er mit Sehnsucht nach der Ankunft seines weißen Gastes verlange. Auch hatte er versprochen, uns Leute entgegen zu schicken, die uns hülfreiche Hand leisten sollten. Aber hiermit war auch seine Artigkeit zu Ende; denn als meine Karavane später zu seiner sogenannten Stadt kam, ließ er uns fast verhungern. Geiz ist ein Hauptzug im Charakter aller Neger-Häuptlinge.

Sobald es mein Zustand erlaubte, bestieg ich nun mit Hülfe meiner Leute mein Pferd, um die letzte Strecke, die mich noch vom Ziel meiner Wünsche trennte, zu überwinden. Wirklich trafen wir schon am zweiten Tage eine Anzahl Betjuanen, dieselben, welche mich zu Letscholetebe begleiten und mir in jeder Beziehung behülflich sein sollten. Ob dies aus Artigkeit oder in ihrem Interesse geschah, weiß ich nicht; nach meiner spätern Bekanntschaft mit dem Häuptling muß ich jedoch glauben, daß seine Absichten höchst eigennützige waren.

Diese Betjuanen waren merkwürdig schöne Leute, wohlgebaut und kräftig; sie trugen langes Haar, und ihre aus einfacher Ochsenhaut verfertigten Schilder gaben ihnen ein imponirendes und krie-

gerisches Aussehen. Putz bemerkte ich wenig oder gar nicht an ihnen.

Durch freigebige Geschenke an Fleisch und Taback hatte ich mir bald ihre Freundschaft erworben; alle meine Versuche aber, etwas über ihr Land von ihnen zu erfahren, blieben erfolglos. Sie schützten die äußerste Unwissenheit über diesen Gegenstand vor und verwiesen mich mit meiner Neugierde auf ihren Häuptling.

Ich hielt mich nach einigen Tagen der Reise, wo ich mich meinem Ziele nahe wußte, immer an der Spitze des Zuges, um der erste zu sein, der den See Ngami erblickte. Die ganze Gegend war wellenförmig, und in jedem scharf begrenzten Horizont glaubte ich einen See zu sehen. Einmal zeigte sich in der Ferne eine weit ausgedehnte blaue Linie, und nun war ich fest überzeugt, das Ziel vor mir zu haben; aber nochmals täuschte ich mich. Als ich näher kam, fand ich eine große Vertiefung, die sich während der Regenzeit mit Wasser füllte, jetzt aber noch trocken und mit einer salzartigen Kruste überzogen war.

Nachdem wir noch mehrere Thäler mit dazwischen liegenden Ebenen voll üppiger Vegetation passirt hatten, wiesen plötzlich die Eingebornen vor sich hin und riefen einstimmig: „Ngami! Ngami!" Vor uns in Wahrheit lag ein ungeheurer Wasserspiegel, der nur durch den Horizont begrenzt ward, lag der Gegenstand meines langen Forschens, für den ich Heimath und Freunde verlassen, für den ich selbst mein Leben gewagt hatte. Ich empfand bei diesem Anblick zugleich Glück und Schmerz; meine Schläfen zitterten, mein Herz klopfte so stark, daß ich mich niedersetzen und mich an einen Baum lehnen mußte, bis meine Aufregung sich gelegt hatte.

Nachdem sich meine Augen an der interessanten Scene vor mir erquickt, stiegen wir von der Höhe zum See hinab, den wir nach anderthalb Stunden erreichten. Obwohl wir eine frischere Luft athmeten, brachte der Wind doch keine Wohlgerüche mit sich, wie man es an den Ufern eines tropischen See's hätte erwarten sollen. Das Wasser stand jetzt sehr niedrig und war an der Stelle, welche wir zuerst sahen, sogar förmlich seicht. Es war von einem bitterlich unangenehmen Geschmack, und nur an wenigen Stellen konnte man der dichten Massen von Schilf und Buschwerk halber bis unmittelbar an's Ufer treten. An der Südseite des See's zogen wir nun mehrere Stunden entlang, bis wir die Ansiedelung Letscholetebe's erreichten, die an der Mündung des Flusses Zouga in den Ngami gelegen war.

Der Häuptling forderte mich auf, mein Zelt ganz in seiner Nachbarschaft aufzuschlagen; aber ich kannte die Unbequemlichkeiten einer allzu großen Vertraulichkeit mit den Eingebornen nur zu gut

und wählte mir deshalb eine andere Stelle. Am nächsten Morgen stattete ich ihm einen Besuch ab, und da ich wußte, wie wichtig für die ganze Folgezeit der erste Eindruck ist, den der Europäer auf die Wilden hervorbringt, und daß man ihnen durch nichts mehr imponirt, als durch äußere Pracht, so zog ich das beste Kostüm an, das mir zu Gebote stand. Es war ein Wamms und Beinkleid von feinem weißen Zeug, eine Schärpe von rothem Sammt und eine goldgestickte Mütze. So angethan begab ich mich in die Haupt- und Residenzstadt Letscholetebe's. Der Häuptling saß vor einer festen halbkreisförmigen Umzäunung auf einem hölzernen Stuhl und trank Kaffee. Um ihn standen etwa vierzig seiner vornehmsten Unterthanen, und seine Kleidung zeigte ein komisches Gemisch europäischer und wilder Sitte. Seine Beine steckten in ein Paar weiten Tuchhosen; an den Füßen hatte er Strümpfe und gelbe Maroquin-Pantoffeln; über der Schulter aber trug er höchst malerisch einen schönen Schakalpelz, den er jedoch mir zu Ehren sogleich mit einer himmelblauen Weste vertauschte.

Nach den ersten Begrüßungen theilte ich ihm die Zwecke meiner Reise, meine friedlichen Absichten u. s. w. mit. Er hörte mir aufmerksam, aber im tiefsten Stillschweigen zu, richtete fortwährend mißtrauische Blicke auf mich und that auch nicht die kleinste Frage oder Bemerkung. Nur als ich ihn bat, mir Einiges über sein Land zu erzählen, antwortete er kurz:

„Davon weiß ich nichts.“

„Ist denn,“ fragte ich weiter, „Niemand unter Euern Leuten, der mir darüber Aufschlüsse geben könnte?“

„Nein!“ entgegnete er sehr bestimmt.

Ich suchte meinen Verdruß über diese Unhöflichkeit so gut ich konnte zu verbergen und sagte:

„Mein lieber Letscholetebe, wenn wir erst besser mit einander bekannt sind, werdet Ihr wohl gesprächiger werden. Wenn es Euch gefällig ist, besucht mich gelegentlich in meinem Lager; vielleicht findet Ihr da das Eine oder das Andere, das Ihr Eures Beifalls werth haltet.“

Das ließ der wunderliche Kauz sich nicht zweimal sagen. Schon nach wenigen Stunden konnte er seine Neugier nicht mehr bezähmen, sondern erschien mit einem reichen Gefolge unter meinem Zelt. Ich war eben beschäftigt, einige Vögel und Schlangen auszustopfen, was den Leuten sehr viel Vergnügen machte. Der neugierigste und naseweiseste unter ihnen ergriff eines der Reptilien beim Schwanze und hielt es hoch in die Höhe, indem er mit komischer Geberde allerlei mir unverständliche Worte schwatzte. Bei den Wilden aber erregten sie eine außerordentliche Heiterkeit; sie lachten, daß sie sich die Bäuche halten mußten und daß ihnen die

Thränen von den schwarzen Wangen liefen; einige warfen sich sogar in ihrer Ausgelassenheit auf den Boden. Stelle sich der Leser das Gefolge eines Königs vor, das sich vor Lachen auf der Erde wälzt.

Sobald der Lärm sich etwas gelegt, überreichte ich dem Häuptling meine Geschenke, Messer, Taback, Ketten, Ringe, Mützen und dergleichen. Ohne sie indessen eines Blickes zu würdigen, vertheilte er Alles an seine Diener und behielt auch nicht das Mindeste für sich. Dann sah er sich mit forschender Miene um, woraus ich schloß, daß er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe. Ich täuschte mich nicht; denn er fragte plötzlich, ob ich nicht Pulver und Blei besäße und ihm gegen Elfenbein umtauschen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich dergleichen nicht mehr als zu meinem eignen Bedarf bei mir hätte. Bei diesem Bescheid wechselte er vor Verdruß die Farbe; als ich aber ein schönes Doppelpistol ergriff und ihn bat, dasselbe zum Andenken und als ein Zeichen meiner besondern Freundschaft anzunehmen, strahlte er vor Wonne und versprach mir jeden Gegendienst, den ich nur wünschen könne. Trotz seiner Versprechungen aber kann ich ihm in dieser Beziehung wenig Gutes nachrühmen. Während meines ganzen Aufenthaltes am See bekam ich nicht so viel von ihm als eine Handvoll Korn oder eine Tasse Milch beträgt. Wir hätten seinetwegen verhungern können, und doch bettelte er mich fast täglich an. Eine abschlägige Antwort nutzte dabei nichts; er schwieg vielleicht für den Augenblick; gewiß aber kam er schon nach einer Stunde wieder und bettelte so lange, bis er durch seine Unverschämtheit den Gegenstand seiner Wünsche erlangt.

So oft Handelsleute mit mehreren Wagen auf einmal an den See kamen, stieg seine Freude auf den Gipfel. Er wanderte dann vom Einen zum Andern und verlangte Brod, Zucker, Kaffee, Fleisch u. s. w. Die Handelsleute wußten aber auch ihrerseits seine Habgier zu ihrem Nutzen auszubeuten; ich sah z. B. daß der Häuptling einmal für einen ganz gewöhnlichen zinnernen Becher einen großen Elephantenzahn weggab.

Gegen sein eignes Volk war Letscholetebe oft sehr grausam. Durch die Nachlässigkeit eines seiner Hirten versank einmal eines seiner besten Pferde im Morast und erstickte. Da der Schuldige sein Versehen nicht eingestehen mochte, so gab er vor, das Pferd sei am Biß einer giftigen Schlange gestorben. Der Häuptling, der dieser Aussage nicht traute, begab sich an Ort und Stelle und durchschaute sogleich den Zusammenhang der Sache. Ohne Weiteres ließ er dem todten Pferde den Halfter abnehmen, band damit dem Hirten Hände und Füße und ließ ihn zu dem Pferde in

den Schlamm werfen, wo der Unglückliche bald genug umkam. Letscholetebe aber sagte kaltblütig:

„So, der wird an das Pferd gedenken!“

Das Volk der Betjuanen selbst ist noch im tiefsten Aberglauben befangen; jede religiöse Regung ist ihnen dagegen fremd. Die Sonne gilt ihnen als das Auge eines großen Ochsen, und alles Erustes erzählten sie mir einmal von einem Menschenstamm, der in ihrer Nähe wohnen solle und höchst sonderbar aussehen müsse; denn diese Leute hätten den Kopf unter den Armen und den Magen auf den Knien. Sprach man dagegen vom Schöpfer der Welt, von einem Herrn des Himmels und der Erde, so schien es ihnen, als redete man von Dingen, zu fabelhaft, ungereimt und albern, um selbst den Dummsten daran glauben zu machen.

Vom König bis zum Sklaven ist der Hang zum Stehlen das herrschende Laster; der Reichste und Vornehmste würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, mir das Hemd vom Leibe zu nehmen, wenn er seiner hätte habhaft werden können. Dazu verstehen sie ihren Raub mit der größten Schlauheit in Sicherheit zu bringen. So oft sie sich um das Feuer in unserm Lager versammelten, vermißten wir nachher etwas von unsern Werkzeugen, mit denen wir arbeiteten; selbst die Messer und Gabeln auf unsern Tellern waren nicht sicher vor ihnen. Mehr als einmal stahlen sie mir das Fleisch aus dem Topf und warfen dafür einen Stein hinein. Kleinigkeiten wußten sie sehr geschickt mit den Füßen in den Sand zu graben, um sie später zu gelegener Zeit heraus zu holen. Während meines Aufenthalts am See war mir fast meine ganze Garderobe nach und nach abhanden gekommen; da ich wußte, daß mir alles Reden dagegen nichts helfen würde, so schwieg ich und trug mein Unglück lange Zeit mit Geduld. Aber Alles hat seine Grenzen. Als ich eines Morgens fand, daß mir ein Sack mit vierzig Pfund Kugeln — ein unentbehrliches Kleinod für mich — auf geheimnißvolle Weise entwendet worden war, konnte ich meinen Aerger nicht länger zurückhalten; ich ging geradeswegs zum Häuptling und sagte ihm rund heraus, sein Volk sei ein ganz erbärmliches, und ihr Benehmen um so schamloser, da ich ihnen so viele Geschenke gemacht. Zu meinem Erstaunen und Verdruß aber lachte mir Letscholetebe in's Gesicht und sagte, er habe in dieser Beziehung gar keine Macht über seine Leute, seine eigenen Verwandten machten es mit ihm selbst nicht besser.

„Ich will Dir aber einen guten Rath geben,“ fügte er hinzu, „der wird Dir helfen, wenn Du ihn befolgst; hänge den nächsten Dieb, den Du ertappst, am ersten besten Baum auf!“

Er sprach diese Worte mit solchem Gleichmuth und mit so viel guter Laune, daß ich nicht umhin konnte, zu lachen. —

Obwohl die Betjuanen anerkennen, daß die Europäer ihnen überlegen sind, so halten sie doch viele unsrer Sitten und Gewohnheiten für lächerlich und albern. Daß wir unsere Arme und Beine in Säcke stecken und die Knöpfe, statt sie in langen Reihen um den Hals zu hängen, zur Befestigung der Kleider benutzen, kam ihnen höchst abgeschmackt vor. Unsere Sitte aber, den Körper zu waschen, statt ihn mit Fett und Ocher zu beschmieren, fanden sie geradezu widerlich, wie denn unsere Begriffe von Reinlichkeit in Bezug auf Nahrung, Wohnung und Betten überhaupt stets ihr Gelächter erregte.

Eine der Hauptleidenschaften der Betjuanen ist das Tabackschnupfen. Da ich diese ihre Liebhaberei bereits kannte, so führte ich einen großen Vorrath des edeln Krautes bei mir, bemerkte aber zu meiner Verwunderung, daß sie denselben verschmähten. Bald indessen entdeckte ich den Grund ihrer auffälligen Enthaltsamkeit; mein Taback war ihnen nicht stark genug; denn wenn er ihnen nicht die Thränen in die Augen treibt, so halten sie ihn für werthlos. Sie vermischen den ihrigen, den sie sich zwischen zwei Steinen sorgfältig zerreiben, deshalb mit einer Quantität Holzasche.

Die Beschäftigungen der Männer bestehen vorzüglich in Krieg, Jagd, der Zubereitung von Häuten, dem Melken der Kühe u. s. w.; die schwersten Arbeiten dagegen, wie Häuser bauen, Brennholz sammeln, pflügen, säen, ernten, dreschen, mahlen, werden von den Frauen verrichtet. Trotz dieser drückenden Pflichten, zu denen sich natürlich noch die Pflege und Abwartung der Kinder gesellt, sind sie nicht wenig verwundert, wenn man ihnen „den glücklichen ledigen Stand" anpreist.

Ich stand einmal neben der Frau eines vornehmen Betjuanen, als sie mit ihren Dienerinnen ein Haus baute und eben im Begriff war, auf das Dach zu klettern. Ich rieth ihnen, doch ihre Männer herbei zu rufen, um diese an der Arbeit theilnehmen zu lassen; diese Aufforderung aber entlockte ihnen ein lautes Gelächter. Da näherte sich die Königin und fragte nach der Ursach der Lustigkeit. Weit entfernt, die Sache eben so scherzhaft zu finden, gestand die kluge Frau, daß der Vorschlag zwar vernünftig, doch unausführbar sei. Auch fragte sie, ob ich den Männern nicht etwas eingeben könne, damit sie arbeiten lernten. —

Ich begnügte mich nicht damit, den See Ngami aufgefunden zu haben; ich wollte auch, so viel als möglich, die in ihn mündenden Flüsse und die ihn umgebenden Länder mit ihren Erzeugnissen und Bewohnern kennen lernen. Aber dagegen erhoben sich viele Schwierigkeiten. Meine Leute weigerten sich fast einstimmig, mir zu folgen, und da unser Uebereinkommen nur bis zum Ngami bindend war, so konnte ich sie nicht zwingen. Ich ergriff daher

die erste günstige Gelegenheit mit dem Häuptling zu sprechen und ihn um Mannschaft und einige Boote zu bitten. Gegen meine Erwartung bewilligte er mir beides sofort, und schon nach einigen Tagen trat ich meine Reise nach Norden an. Das Kanoe, an dessen Bord ich mich befand, — sie waren alle in gleicher Weise konstruirt — war ein sehr elendes Fahrzeug. Es war ein Baumstamm von ungefähr zwanzig Fuß Länge, an beiden Enden etwas zugespitzt und durch Brennen ausgehöhlt. Dennoch verstanden die Leute, es mit ziemlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit fortzubewegen.

Die Eingebornen wagen es indeß selten, sich mit diesen unvollkommenen Booten weit vom Ufer zu entfernen, und die wenigen Versuche, die sie bisher gemacht, sind immer mißglückt.

Nachdem wir etwa eine Stunde auf dem Wasser waren, lag der See in der ganzen Schönheit eines tropischen Sonnen- und Farbenglanzes vor mir, und ich freute mich der klaren, herrlichen Fluth um so mehr nach meiner langen Fahrt durch brennende Einöden.

Bei meiner Abreise bestand meine Gesellschaft nur aus drei oder vier Kanoe's; bald aber wuchs die Zahl derselben, so daß sie endlich fast ein Dutzend erreichte. Es findet auf dem See Ngami eine regelmäßige Ebbe und Fluth statt; „das Wasser zog sich," wie die Eingebornen sich ausdrückten, „täglich zurück, um Nahrung zu holen." Wir stiegen gewöhnlich jeden Abend an's Land, um hier die Nacht zuzubringen, wobei ich die Vorsicht gebrauchte, stets das Wichtigste von meinen Effekten mit mir zu nehmen. Die Boote überließen wir, etwa einhundertfünfzig Ellen vom Lande entfernt, sich selbst. Ich machte zuerst den Leuten Vorwürfe darüber, daß sie nicht besser für unsere Flotte sorgten; sie aber erklärten alle Vorsichtsmaßregeln für überflüssig, weil um diese Zeit die Ebbe schon eingetreten sei, wo das Wasser sich in Kurzem zurückzöge und die Boote auf dem Trocknen zurücklasse. Ich wollte es anfangs nicht recht glauben; aber wirklich standen am andern Morgen die Boote eben so weit vom Wasser entfernt, als am Abend vorher vom Lande.

Je weiter wir gen Norden steuerten, ein um so schöneres Aussehen gewann die Landschaft; die Ufer wurden höher und waren mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt. Fächer- und Dattelpalmen, schwarzstämmige Mimosen, Sykomoren und vielerlei andere herrliche Bäume, die zum Theil wohlschmeckende Früchte trugen, standen in unzähliger Menge am Wasser. Tagelang hätte ich mögen in ihrem Schatten verweilen, wo man das Zwitschern von vielen tausend Vögeln vernahm, während sich in der Ferne große Heerden von Antilopen zeigten. Ich hatte sehr oft das Glück, das eine

oder andere Thier zu erlegen, und dadurch unsere hungrige Gesellschaft zu unterhalten, die jetzt über fünfzig Personen zählte.

Eines Abends rasteten wir an einer Stelle, die eine Menge Büffelspuren trug, und da die Gegend außerdem von sehr einladendem Charakter war, so beschloß ich einige Tage zu rasten und auf die Jagd zu gehen. Bald befand ich mich, von etwa zwanzig Eingebornen begleitet, am Rande eines dichten Gehölzes, und beim ersten Blick, den ich hinein warf, gewahrte ich an der Erde verschiedene dunkle Gegenstände, die ich für nichts Anderes als Büffel halten konnte. Ich legte den Finger auf den Mund, um die Leute zum Schweigen zu ermahnen und flüsterte dabei das Wort „onja" (Büffel). Wäre der Teufel selbst in Person erschienen, so hätte sich kein größerer Schrecken unter meinen Begleitern verbreiten können. Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als Alle mir den Rücken kehrten und das Hasenpanier ergriffen. Einer der Leute trug meine Büchse, und um ihm diese abzunehmen, lief ich den Fliehenden nach. Dadurch aber machte ich die Sache nur noch schlimmer; denn da sie auch mich laufen sahen, so glaubten sie den Feind schon dicht auf unsern Fersen. Endlich hatte ich mich meiner Büchse versichert und kehrte nun an unsern frühern Platz zurück; aber obwohl ich den vermeintlichen Büffeln bis auf wenige Schritte nahe kam, so war doch das Gebüsch so dick, daß ich noch immer nichts Bestimmtes unterscheiden konnte. Um meinen Zweifel los zu werden, schoß ich nun mitten unter die fraglichen Gegenstände; noch immer rührte sich nichts; ich schoß zum zweiten Male; da erhoben sich vier der prächtigsten Büffel, die ich je gesehen; stolz warfen sie ihre Köpfe zurück und liefen von dannen. Ich folgte ihrer Spur und traf bald auf zahlreiche Büffelheerden; aber obwohl ich mehr als einmal schoß und traf, so sah ich doch keines der Thiere stürzen. Die Nacht brach an, da legte ich mich noch einmal auf die Lauer, und bald näherte sich, vorsichtig lauschend, ein großer Büffel meinem Versteck. Als er meinem Schirm nahe genug war, drückte ich ab. Die Kugel traf; das Thier that einen hohen Sprung in die Luft; dann lief es laut brüllend denselben Weg zurück, den es gekommen. Ich dachte noch an die Lektion, die ich von jenem Rhinoceros empfangen; auch wußte ich zu gut, wie fürchterlich ein verwundeter Büffel ist; darum folgte ich ihm nicht sogleich. Erst am andern Morgen stellten wir Nachforschungen an, und da fanden wir ihn todt liegend nicht hundert Schritt von meinem Schirm entfernt. Die Kugel saß in seinem Herzen.

Bei einem andern Jagdausfluge an den Ufern des Teoge, eines in den Ngami mündenden Flusses, sah ich zum ersten Male das merkwürdige Insekt, die Tsetsefliege, eine der größten Plagen

der Reisenden in Südafrika. Sie ist im Stande, mit wenigen Stichen ein Pferd oder einen Ochsen zu tödten; gewöhnlich aber erfolgt der Tod nicht sogleich, sondern meist erst nach einigen Wochen, während welcher sich Abzehrung, Entkräftung, oft Blindheit bei dem Thiere einstellen. Wunderbar ist es dabei, daß die Tsetsefliege nur Hausthieren gfährlich wird, wogegen ihr Stich dem Büffel, Zebra, Schakal ꝛc. nichts schadet. Noch vor Kurzem hatte es sich ereignet, daß große Karavanen, die solche Gegenden berührten, in denen die Fliege sich aufhält, ihr sämmtliches Vieh eingebüßt; ja ich hörte von einem Engländer, der nicht weniger als sechsunddreißig schöne Jagdpferde auf einmal verloren halte.

Ein Nebenfluß des eben erwähnten Teoge ist der Omoroango, auf dem wir mehrere Tage zubrachten. Ich war hier unbeschreiblichen Mühseligkeiten ausgesetzt; die beiden Boote nämlich, die mir Letscholetebe zur Verfügung gestellt, waren von den Ruderern so mit ihren eignen Sachen bepackt worden, daß für mich selbst so gut wie gar kein Platz übrig blieb. Ich mußte fast immer am Ufer nebenher laufen, und da das ganze Land eine zusammenhängende Kette von Sumpf, See, Kanal und Morast war, so befand ich mich von früh bis spät im Wasser, indem ich bald schwamm, bald bis an den Hals im Wasser watete. Während der ganzen Zeit dieser Entdeckungsfahrten am See Ngami — und sie währten einen vollen Monat — wußte ich kaum, was es heißt einen trocknen Faden am Leibe haben. Kaum daß zur Nachtzeit am Wachtfeuer meine Kleider etwas trockneten.

Was mir jedoch an körperlichem Wohlbehagen abging, ward mir durch die üppige Pracht der umgebenden Natur ersetzt. Wo der Boden sich nur ein paar Fuß hoch über das Niveau des Wassers erhob, zeigte er eine reiche und herrliche Vegetation.

Endlich erreichten wir ein großes Dorf, welches der Häuptling der Bayeye, eines Betjuanenstammes, bewohnte. Es war wunderbar schön auf einer Insel gelegen und bestand aus etwa hundert Hütten, die sich in einem Walde majestätischer Palmen erhoben. Der Fluß umschlang das Dorf mit seinen klaren Fluthen, denen die tropische Sonne, namentlich beim Auf- und Untergang einen zauberhaften Farbenglanz entlockte.

Letscholetebe hatte mir gesagt, daß der Häuptling dieses Dorfes mich mit neuer Mannschaft und neuen Kanoe's zu weitern Entdeckungsreisen versehen würde, und ich hoffte, da ich ihm meine Ankunft schon durch vorausgesandte Boten hatte ankündigen lassen, Alles zur Weiterreise in Bereitschaft zu finden. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß der Häuptling schon vor mehreren Tagen mit allen seinen Untergebenen auf die Flußpferdjagd gegangen, daß der Zeitpunkt seiner Rückkehr durchaus unge-

wiß sei, und daß Niemand den Auftrag habe, weder mir Boote zu geben, noch mich zu begleiten.

Mir ward es sogleich klar, daß Letscholetebe mich betrogen hatte, und es würde unmöglich sein, dem Leser meine schmerzliche Enttäuschung und Niedergeschlagenheit zu schildern. Da stand ich in einem wildfremden, weithin überschwemmten Lande von unbekannter Ausdehnung, ohne Leute, ohne Fahrzeuge, vollständig abhängig von den Eingebornen. Was blieb mir unter solchen Umständen weiter übrig, als die Umkehr?

Auch die Bayeye lernte ich während der wenigen Tage, die ich unter ihnen zubrachte, als grobe Lügner und Spitzbuben kennen. Sie stahlen mir fast meinen ganzen Vorrath an Glas- und Metallperlen, und da ich ohne dieselben, die mir als einzige Münze dienten, in diesem Lande gar nicht existiren konnte, so beschloß ich, mir auf jeden Fall mein Eigenthum wieder zu schaffen. Den ersten besten, der sich mir daher des Diebstahls verdächtig machte, nahm ich fest, hielt ihm die gespannte Büchse vor den Kopf und drohte ihn niederzuschießen, wenn er das Gestohlene nicht sogleich wieder herausgäbe. Es folgte ein Auftritt der größten Unordnung und Verwirrung. Anfangs schienen die Leute zu feindlichem Widerstand entschlossen; sie griffen zu den Waffen, und ihre Weiber sprangen heulend und kreischend hin und her. Ich war fest entschlossen, mein Eigenthum zurück zu erhalten, was auch daraus entstehen möchte, und ganz ruhig erklärte ich ihnen, alle ihre Drohungen wären mir gleichgültig; denn der erste, der mir zu nahe käme, sollte auf der Stelle ein Kind des Todes sein. Sobald sie sich überzeugten, daß ich Ernst machte, überlegten sie sich die Sache genauer, warfen sich mir zu Füßen, baten um Gnade und versprachen, die vermißten Sachen sofort zur Stelle zu schaffen. Ich war froh, mein Eigenthum um einen so billigen Preis wieder zu bekommen, und warnte sie ernstlich vor neuen Versuchen, mich zu bestehlen. Der Vorgang hatte die gewünschte Wirkung; nicht nur ließen sie von nun an mein Eigenthum unberührt, nein, sie führten sich überhaupt viel höflicher auf, als vorher.

Nachdem ich mich etwa eine Woche lang in der Bayeye-Stadt aufgehalten, trat ich mit tiefem Bedauern meine Rückfahrt an. Da einige unserer Kanoes bereits sehr beschädigt und unbrauchbar waren, so sollten die Einwohner ein paar neue zu meiner Verfügung stellen; statt dessen aber gaben sie mir ohne alle Umstände ein Fahrzeug, das nur aus Rohr bestand. Als ich diese unförmliche Masse zum ersten Mal sah, mußte ich herzlich lachen, und meine Leute wollten nicht eher an Bord, bis ich ihnen mit gutem Beispiel voranging. Diese Art Floß, wie es übrigens bei den Bayeye allgemein in Gebrauch ist, ist von sehr einfacher Con-

struction. Man schneidet das Rohr dicht über dem Wasser ab und legt kreuzweis so viele Schichten davon über einander, bis es hinreichend stark ist, eine Gesellschaft zu tragen. Das Rohr braucht nicht zusammengebunden zu werden; man muß nur von Zeit zu Zeit neue Schichten auflegen, da die untersten durch den beständigen Druck von oben allmälig abgenutzt und aufgeweicht werden. In Gegenden, wo es an Holz mangelt, um andere Fahrzeuge zu verfertigen, ist ein solches Floß sehr empfehlenswerth, schon wegen der Schnelligkeit, mit welcher es sich herstellen läßt. In einer einzigen Stunde können drei oder vier Mann ein solches Floß fertig machen, groß und stark genug, um sie und ihr Gepäck zu tragen. Der Hauptmangel dieses Fahrzeuges ist nur, daß es sich nicht stromaufwärts benutzen läßt.

Während unserer Fahrt auf dem Teoge trafen wir verschiedene Trupps Eingeborner, welche Flußpferde jagten, die in diesen Gewässern sehr häufig sind. Auch wir selbst kamen mit diesen Thieren, die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch besitzen, mehrfach in Berührung. Eines Abends, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, schickte ich ein Kanoe mit einigen Mann voraus, um einen Platz zum Nachtlager auszuwählen und Brennholz zu sammeln. Sie waren uns kaum aus dem Gesicht, als ein ungeheuer großes Flußpferdweibchen mit seinem Jungen aus dem Schilf hervorstürzte, unter dem Floß hinweg schwamm und gleich darauf an die Oberfläche des Wassers kam. Ich zögerte keinen Augenblick zu schießen; aber obwohl das Weibchen tödtlich verwundet war, so verloren wir es doch bald aus dem Gesicht. Bei der nächsten Krümmung des Flusses trafen wir das vorausgeschickte Boot, welches umgeworfen, zertrümmert und mit dem Boden nach oben gekehrt, schwamm. Das verwundete Thier hatte es durch einen heftigen Stoß mit dem Kopf umgestürzt, mit seinen fürchterlichen Kinnladen gefaßt und sieben Bretter auf einmal herausgerissen. Hier war Timbo, der sich mit auf dem Boot befand, durch einen Schuß in den Kopf des Thieres zum Heil der Mannschaft noch weiteren Angriffen desselben zuvorgekommen. Glücklicher Weise waren die Leute beim ersten Erscheinen des Ungeheuers nur noch eine Ruderlänge vom Ufer entfernt gewesen, so daß sie sich alle an's Land gerettet hatten.

Nach einer Abwesenheit von etwa einem Monat kam ich wohlbehalten in die Betjuanen-Stadt zurück und sah mit Freuden, daß in meinem Lager Alles wohl stand. Meine Leute klagten indessen sehr über die Bettelei und Dieberei der Eingebornen, selbst mit Letscholetebe hatten sie viel Aerger gehabt. Er war einer der ersten, die ich bei meiner Zurückkunft traf. Lange hatte ich darüber nachgedacht, wie ich dem Häuptling seinen Betrug und Verrath

am besten lohnen könnte, und hatte endlich beschlossen, ihm ein recht verdrießliches und unzufriedenes Gesicht zu zeigen. Der schlaue Bursche aber empfing mich mit einer so harmlos heitern und pfiffig lächelnden Miene, daß ich allen Aerger vergaß und bald wieder gut Freund mit ihm war.

Da ich jedoch an meinen weitern Entdeckungsfahrten durch Letscholetebe's Hinterlist nun einmal verhindert werden, so beschloß ich, mich sogleich auf die Rückreise zu begeben. Meine Sammlung von Elfenbein, naturhistorischen Gegenständen, Kuriositäten &c. war überdies so angewachsen, daß ich dieselbe, wenn ich sie noch weiter vermehrt hätte, wohl kaum mit meinen wenigen, nur halb dressirten Ochsen hätte transportiren können. Das Glück war mir auch jetzt günstig. Zur selben Zeit traf in der Betjuanen-Stadt eine Karavane von Handelsleuten ein, die es sehr gern sahen, daß ich mich, wohlbewaffnet wie ich war, an ihre Spitze stellte und ihnen auf ihrer Reise nach der Westküste zu gleichsam das Geleit gab.

III.

Diese Karavane bestand aus dreiundzwanzig Personen vom Stamm der Damaras, alle ganz schwarz, riesig groß und stark gebaut, aber auffallend häßlich und wenig bekleidet. Ihr Aeußeres zeugte von Entschlossenheit und Selbstständigkeit, und ihre Lebensweise war eine höchst frugale. Die einzige Nahrung, welche sie während der ganzen Reise zu sich nahmen, bestand aus einem, dem Kaffernkorn ähnlichen Getreide, das sie in ledernen Beuteln mit sich führten. Die Körner wurden gewöhnlich halb gekocht zu einem dicken Brei zerquetscht. Sie schenkten mir eine Anzahl Beutel voll, die ich sehr gern annahm, da ich des immerwährenden Fleischessens ganz überdrüssig war.

Die Damara's wünschten auf ihrer Reise das ziemlich weit nördlich gelegene Land der Ovambos zu berühren, mit denen sie in lebhaftem Handelsverkehr standen, und bei denen sie Vieh gegen Eisenwaaren vertauschen wollten. Dieses Volk trieb auch Ackerbau, hatte feste Wohnsitze und sollte betriebsam, ehrlich und zuverlässig sein. Mit vielem Vergnügen berichteten die Damaras von der Gastfreiheit und Freundlichkeit der Ovambo's gegen Fremde, und schilderten sie als ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk, das

von einem einzigen Häuptling oder König mit Namen Nangoro regiert werde, den sie sich als einen wahren Riesen vorstellten. Ueber die Entfernung des Ovambo-Landes von dem Orte aber, wo wir uns jetzt befanden, gaben sie nur unbestimmte, widersprechende und unbefriedigende Aufschlüsse; dennoch war ich geneigt, das interessante Land mit ihnen aufzusuchen. Schon nach wenigen Tagereisen stellte es sich indessen heraus, daß Niemand von der ganzen Karavane je selbst dort gewesen sei, so daß wir endlich froh sein mußten, auf einen Hottentotten zu stoßen, der sich unter der Bedingung, ein Kalb als Belohnung zu erhalten, zu unserm Wegweiser erbot. Mit Vergnügen gingen wir auf diesen Vorschlag ein, waren aber so unklug, ihm den bedungenen Lohn im Voraus zu geben. Am Abend des folgenden Tages kamen wir an ein Dorf, in dessen Nähe wir unser Lager aufzuschlagen beschlossen. Noch ehe wir es aber erreichten, war unser Wegweiser davongelaufen, indem er außer dem Kalbe auch noch ein paar Decken mitgenommen hatte, welche ihm Timbo geliehen.

Die Nachricht von der Ankunft einer Karavane, bei welcher sich ein paar weiße Fremdlinge befanden, hatte sich bald durch das ganze Dorf verbreitet, und schaarenweise kamen die Leute herbeigelaufen, um mich zu sehen. Einige thaten mir den Vorschlag, uns zu ihrem großen Häuptling Tjopopa zu führen, und da seine Residenz, obwohl noch ziemlich fern, doch auf unserm Wege nach dem Lande der Ovambo's lag, so willigte ich gern ein.

Nach mehreren Tagereisen langten wir im Kraal Tjopopa's an. Dieser war ein Freund Nangoro's, und mit seiner Hülfe war er, wie mir seine Unterthanen erzählten, ein Häuptling ersten Ranges geworden. So viel wenigstens fand ich bestätigt, daß er jetzt im größten Ueberfluß lebte, obwohl er, wie auch mancher Andere, der allzu reich mit irdischem Gut gesegnet ist, außerordentlich geizig war. Sein Kraal, Okamabuti genannt, lag am Fuß von waldigen Höhen, die man mir als Aufenthaltsort vieler Elephanten bezeichnete, und wirklich trug auch die ganze Gegend deutliche Spuren der Zerstörungswuth dieser Thiere. Ich beschloß sogleich einige Jagd-Expeditionen zu unternehmen; es hielt aber sehr schwer, einen Begleiter und Führer aufzutreiben, da die Furcht vor den Elephanten alle Grenzen überstieg. Wie groß war daher mein Erstaunen, als sich eines Morgens unser ehemaliger hottentottischer Wegweiser wieder bei mir einstellte, und mir seine Dienste von Neuem anbot. Sein auffälliges, plötzliches Verschwinden wußte oder suchte er mit allerlei Lügen zu beschönigen, von den mitgenommenen Decken aber erwähnte er kein Wort. Da mir Niemand anders zu Gebote stand, so beschloß ich es noch einmal mit dem Schurken zu wagen. Der Tag war drückend heiß, und wir

waren erst wenige Stunden weit gekommen, als ich mich schon im höchsten Grade matt und durstig fühlte. Ich fragte meinen Begleiter, ob es nicht möglich sei, etwas Wasser zu bekommen, erhielt aber eine mürrische und trotzige Antwort, und eben wollte ich den Weg fortsetzen, als der Hottentott plötzlich sagte:

„Das ist ein köstlicher Hut, den Sie da haben; den werden Sie mir schenken, oder ich gehe keinen Schritt weiter."

Unter gewöhnlichen Umständen schon wäre es sehr unangenehm gewesen, einem solchen Wunsche nachzukommen; aber noch fataler war es hier unter den brennenden Strahlen der Sonne. Zum Unglück stand ich in der weiten Wildniß, die uns umgab, ganz in der Macht des Bösewichtes, denn unvorsichtiger Weise hatte ich ihm meine Büchse sammt der Munition zum Tragen gegeben, und der Kerl war mir an Körperkraft weit überlegen. Mit einem Seufzer und in der Hoffnung, weiteren Plackereien dadurch zu entgehen, gab ich den Hut hin. Weit gefehlt! Noch war keine Stunde wieder vergangen, als der Hottentott sich ganz gemüthlich in den Sand setzte, über den weiten Weg klagte und mit einem bedeutungsvollen Blick auf meine Jacke hinzufügte, daß dieses Kleidungsstück ihm trefflich passen würde. Erstaunt über die Unverschämtheit dieses Menschen weigerte ich mich, seinem Wunsch nachzukommen; er aber sagte, wenn er die Jacke nicht bekäme, so würde er mich ohne Schutz und Waffen meinem Schicksal überlassen; und so sah ich mich gezwungen, auch noch die Jacke hinzugeben.

Auf diese Weise nahm der Nichtswürdige mir im Verlauf des Tages ein Kleidungsstück nach dem andern ab, und würde mir sicherlich nicht einmal das Hemd auf dem Leibe gelassen haben, wenn uns nicht plötzlich ein paar Diener Tjopopa's begegnet wären, denen ich meine Geschichte erzählte. Jetzt mußte der nichtswürdige Hottentott nicht nur seinen Raub wieder herausgeben, sondern bekam auch noch eine tüchtige Tracht wohlverdienter Prügel. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich für diesmal meine Jagd-Expeditionen aufgab und froh war, in der Begleitung jener Diener in mein Lager zurückkehren zu können.

Während unseres Aufenthaltes in Okambuti starb Tjopopa's alte Mutter, und nach einer lobenswerthen Sitte ertönte einen ganzen Tag lang das Trauergeheul der Weiber. Dabei schlachtete und opferte man ganze Heerden von Vieh. Als sie beerdigt werden sollte, wurden die Wände des Grabes mit Zwiebelsaft bestrichen, und dann der Leichnam in sitzender Stellung hinabgelassen, wobei man sorgfältig darauf achtete, daß das Gesicht gegen Norden gekehrt war. Zu Füßen der Leiche warf man Erde von einem Ameisenhaufen, und dann schüttete man das Grab langsam

zu, bis nur noch ein Theil des Kopfes darüber hervorragte, auf den ein Stück Rasen gelegt ward. Jetzt erschien eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte der Verstorbenen, brachte allerlei Garten- und Feldfrüchte, sowie verschiedene Kleidungsstücke und Putzsachen herbei, wandte sich nach dem Grabe zu und rief: „Hier hast Du alle Deine Sachen!" Dann aber nahm sie diese sonderbarer Weise wieder mit fort. Alle Angehörigen und Umstehenden zogen sich gleichfalls nun zurück, und die Weiber sangen in einer traurigen Tonart, um ihren Kummer auszudrücken: „Yo! Yo! Yo!"

Tjopopa konnte ganze Tage in unserm Lager zubringen, ohne das Mindeste vorzunehmen, aber er bettelte um Alles, was er sah. In den Taback war er ganz vernarrt, und er hätte sich zu Allem brauchen lassen, wenn er nur in dem narkotischen Kraut schwelgen konnte. Von Gemüthsart zeigte er sich übrigens sanft und nachgiebig, nur sein Geiz war ein überaus häßlicher Fehler an ihm. Ich hatte nach und nach viel von meinem Vieh eingebüßt, und suchte ihn daher mit meinen besten Handelsartikeln zu bewegen, mir einige Ochsen zu verkaufen. Nach langer Musterung, bei der er seine Aufmerksamkeit besonders auf kupferne und eiserne Gegenstände wandte, wählte er endlich eine nicht unbedeutende Menge aus und ließ sie nach seiner Wohnung schaffen. Als ich mich aber am folgenden Tage bei ihm meldete, um meine Bezahlung in Empfang zu nehmen, entgegnete er mir sehr lakonisch:

„Ach, bei uns handelt es sich nicht um kaufen oder verkaufen. Ihr werdet während Eures Hierseins noch genug Lebensmittel brauchen; die sollt Ihr von mir bekommen."

Außerdem war unser Freund Tjopopa ein sehr sinnlicher Mensch. Er besaß nicht weniger als zwanzig Weiber, von denen zwei zu unserm Entsetzen Mutter und Tochter waren. Ich habe überhaupt gefunden, daß diese Sitte bei all' diesen in moralischer Beziehung sehr niedrig stehenden Völkern nichts Ungewöhnliches ist. So gehen z. B. auch, wenn ein Häuptling stirbt, alle seine Frauen in den Besitz seines Bruders oder nächsten Anverwandten über.

Um diese Zeit traf eine Anzahl reisender Handelsleute vom Volke der Ovambo's in Okamabuti ein. Von ihnen hoffte ich einen Wegweiser zu unserer Weiterreise in ihr Vaterland zu erhalten. In dieser Hoffnung aber täuschte ich mich. Nicht nur schlugen sie meine Bitte rund ab, sondern waren auch sehr zurückhaltend und mißtrauisch gegen uns. Außerdem versicherten sie, daß jeder Versuch von unserer Seite, die Reise allein zu unternehmen, zu unserm Verderben führen würde; denn wenn wir auch vielleicht Wasserquellen träfen, so würde der Häuptling doch keinen ihm

unbekannten weißen Fremden ohne vorherige Benachrichtigung in seinem Lande aufnehmen. Wollten wir dagegen in Okamabuti bleiben, bis sie ihre Waaren abgesetzt, so versprachen sie, uns zu ihrem König Nangora mitzunehmen. Endlich willigten wir in diesen Vorschlag ein, und nun waren wir bald die besten Freunde mit den Ovambos.

Ich benutzte die Zeit des Wartens, mich fleißig in der Gegend umzuschauen und manchen schönen und interessanten Vogel zu schießen. Die Eingebornen konnten gar nicht begreifen, warum ich mich, um in den Besitz so nutzloser Thiere zu gelangen, die ich nicht einmal verspeiste, so vielen Anstrengungen und Gefahren aussetzte. So oft ich meine Jagdtasche leerte, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, und da sie ohnehin meinen Namen nicht behalten und aussprechen konnten, so nannten sie mich „Karabontera“ d. h. Vogeltödter, ein Name, unter welchem sich wohl noch Mancher in der dortigen Gegend meiner erinnern wird.

Endlich hatten die Ovambos sich nach und nach wieder in Tjopopa's Kraal gesammelt, und unsere Gesellschaft zählte zu unserm eigenen Erstaunen jetzt nicht weniger als hundertundsiebzig Seelen. Achtundsiebzig darunter waren Hottentotten-Frauen und Mädchen, die sich uns aus verschiedenen Ursachen angeschlossen hatten. Einige suchten Beschäftigung; Andere besaßen allerlei zierliche Schmucksachen, besonders Leibchen von Straußeierschaalen, die sie verkaufen wollten; die meisten aber suchten unter den anwesenden Männern Eroberungen zu machen. Namentlich stand Timbo, der trotz seiner schwarzen Farbe ein ungewöhnlich schöner Mann war, bei allen diesen Damen gut angeschrieben; als ich ihn aber eines Tages zum Scherz fragte, ob er nicht eine der Schönen mit seiner Hand beglücken wolle, antwortete er mir halb wehmüthig, halb boshaft in seinem Kauderwelsch:

„Nein, Maser, ich nicht heirathen mehr; Weiber sein große Canaillen auf die ganze Welt!“

Timbo sprach aus Erfahrung; er war in der Kapstadt bereits vermählt gewesen, ohne wie es schien eine glückliche Wahl getroffen zu haben; denn als er einst nach einer zehnmonatlichen Reise in sein Haus kam, fand er, daß die treulose Gattin ihn nicht nur wegen eines Andern verlassen, sondern auch seinen ganzen sauer erworbenen Verdienst mitgenommen hatte.

Nach ein paar Tagemärschen standen wir plötzlich am Ufer des Otjikoto, einer der merkwürdigsten Vertiefungen der Erdoberfläche, die ich je gesehen. Sie ist in festen Kalkstein ausgehöhlt, hat einen Durchmesser von vierhundert Fuß, und eine Untersuchung mit der Lothleine ergab schon am Ufer eine Tiefe von zweihundertfünfzehn Fuß. Bis dreißig Fuß unterhalb des Randes

ist die Vertiefung mit Wasser angefüllt. Dieser wunderbare See liegt in einem dichten Gehölz, so daß man wenige Schritte an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Die steilen und mit Bäumen bewachsenen Ufer hindern das Vieh an das Wasser hinunter zu steigen, und auch die Menschen erreichen es nur auf einem schwer zugänglichen Fußpfade. Nachdem wir unsere Augen an dem herrlichen Anblick geweidet, erwachte in George und mir das lebhafteste Verlangen nach einem Bade, und kopfüber stürzten wir uns in das tiefe Wasser. Sprachlos vor Schreck standen die Eingebornen dabei. Noch kurz vorher hatten sie uns erzählt, daß wenn ein Mensch oder Thier das Unglück habe, in das Wasser zu fallen, sie unvermeidlich ertrinken müßten. Ich glaubte, diese Ansicht hinge mit irgend einer abergläubischen Vorstellung zusammen; jetzt aber fand ich die wahre Erklärung. Die Kunst zu schwimmen war nämlich in dieser Gegend noch vollkommen unbekannt. An einer Seite des Sees befand sich in dem Kalkgestein eine tiefe Grotte, in welche wir hineinschwammen. Die Durchsichtigkeit des tiefen meergrünen Wassers war wunderbar, und der Lichteffect unsäglich schön, welcher auf dem Wasserspiegel durch die Reflexion der krystallischen Grottenwände entstand. Eulen und Fledermäuse in Unzahl hatten hier ihren Wohnsitz. Einige der erstern sah ich unbeweglich auf den Klippen sitzen, und da ich mich ihnen näherte, fand ich, daß sie todt waren. Sie sahen aus wie Mumien und saßen vielleicht schon Jahrelang an dieser Stelle.

Am Otjikoto blieben wir nur einen Tag; und nachdem wir am folgenden Morgen einige Stunden gereist waren, hörte der Weg vollständig auf, so daß wir uns durch dichte Dornbüsche hindurcharbeiten mußten. Dies verursachte uns nicht nur außerordentlich viel Mühe und Zeitverlust, auch unsere Kleider und unser Gepäck waren bald in Fetzen gerissen. Von den Wegen früherer Karavanen war jede Spur verschwunden, und jetzt erst ward es mir klar, auf welche Schwierigkeiten wir gestoßen sein würden, wenn wir die Reise auf unsere eigene Hand fortgesetzt hätten. Ohne die kundigsten Führer wäre es ein ganz vergebliches Unternehmen gewesen. Wir rückten jetzt so langsam vorwärts, daß wir über acht Tage gebrauchten, ehe wir zu den ersten Wohnungen der Ovambo's kamen. Die Art der letztern, uns bei sich willkommen zu heißen, war eine sehr sonderbare. Sobald wir Alle uns nämlich niedergesetzt hatten, brachte man eine ungeheure Schüssel mit frischer Butter, womit das Oberhaupt des Kraals jeder Person Brust und Angesicht bestrich. Nachdem er diese Ceremonie an seinen eigenen Freunden und Landsleuten vollzogen, sollte auch ich an die Reihe kommen.

„Nun, in Gottes Namen, wenn es einmal nicht anders geht," rief ich, „so macht es wenigstens gnädig mit mir!"

Wirklich kam ich mit ein paar Strichen über das Gesicht davon; alle Anwesenden aber brachen in ein helles Gelächter aus.

Abermals nach ein paar Tagereisen betraten wir die schöne fruchtbare Ebene, in welcher die Residenz des Häuptlings gelegen ist. Die Landschaft schien ein unbegrenztes Feld von goldenem Korn, das mit zahlreichen friedlichen Wohnungen abwechselte und von dem milden Licht der tropischen Sonne erleuchtet wurde. Hier und da erhoben sich riesengroße, in dunklem Laubschmuck prangende Nutzhölzer und Fruchtbäume, während unzählige Fächerpalmen das Bild vervollständigten. Mir erschien dieses Land als ein wahres Elysium, das mich in reichem Maaße für alle Mühen und Entbehrungen entschädigte.

Eigentliche Städte und Dörfer giebt es in dem Ovambolande nicht, sondern das Volk lebt, wie die Patriarchen der Urzeit, in Familien beisammen. Jede Wohnung liegt mitten in einem Kornfelde und ist mit einer hohen und starken Umzäunung umgeben. In das königliche Gehöft einzutreten, ward uns nicht erlaubt; statt dessen wies man uns eine kleine Baumgruppe an, in deren Schatten wir unser Lager aufschlugen. Nangoro ward jedoch von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt und sogleich sandte er einen Diener mit einer brennenden Fackel, der uns unser Feuer auslöschen hieß, um es mit dem Feuer von des Königs eigenem Herde von Neuem anzuzünden.

Wir hatten uns schon fast drei Tage in Nangoro's Residenz aufgehalten, ehe derselbe uns die Ehre seines Besuches schenkte. Es schien dies jedoch bei allen mächtigeren Fürsten im Innern Afrika's Sitte zu sein, wahrscheinlich um den Fremden dadurch einen recht hohen Begriff von ihrer Würde beizubringen.

Wenn die Korpulenz als ein Abzeichen königlicher Hoheit gelten kann, so konnte es von Nangoro mit Recht heißen: „jeder Zoll ein König." Nach unsern Anschauungen aber war er die plumpeste, schwerfälligste Gestalt, die nur zu finden ist. Sein Gang erinnerte lebhaft an das Watscheln einer Ente, und da er fast vollständig nackt war, so zeigten sich alle seine Reize im schönsten Licht. Besonders auffallend aber war es, daß er die einzige korpulente Person im ganzen Lande war. Als wir unsere Verwunderung darüber äußerten, erfuhren wir zu unserm Erstaunen, daß es bei einem Unterthanen für eine Art von Majestätsbeleidigung galt, fett zu sein; dieses Privilegium hatte nur der König.

Als wir eines Tages dem König unsern Gegenbesuch abstatteten, bewirthete er uns sehr reichlich mit Bier, welches in einem aus einem ungeheuern Kürbis verfertigten Gefäß aufge=

tragen und mit Löffeln, die zierlich aus kleinen Kürbissen gearbeitet waren, ausgeschöpft ward. Ich befand mich gerade an diesem Tage nicht recht wohl, und konnte deshalb dem übrigens wohlschmeckenden Getränk nicht recht zusprechen. Dies schien Nangoro übel zu nehmen, und unvermuthet stieß er mich mit seinem Scepter, einem scharf zugespitzten Stock, heftig vor den Leib. Erschrocken sprang ich sogleich vom Boden empor; dies schien den König zu freuen; denn er brach in ein heiseres und grunzendes Gelächter aus und mußte sich beide Seiten halten, um nicht zu zerplatzen.

Unter allen Negervölkern, die ich kennen gelernt, sind die Ovambos die einzigen, denen ich Ehrlichkeit nachrühmen kann. Sie schienen einen wirklichen Abscheu vor dem Diebstahl zu empfinden und versicherten, wenn Jemand unter ihnen dabei ertappt würde, so führe man ihn augenblicklich nach der Residenz des Königs und steche ihn mit Spießen todt. In unserm Lager konnten wir daher Alles unbewacht liegen lassen, ohne daß die Eingebornen es auch nur zu berühren wagten, und als wir bei unserer Wiederabreise aus Versehen einige Kleinigkeiten zurückgelassen hatten, kamen uns Boten mehrere Meilen weit nachgelaufen, um sie uns wieder einzuhändigen.

Aber die Ehrlichkeit ist keineswegs die einzige gute Eigenschaft der Ovambos. In ihrem Lande gab es keine Armen, und die Kranken und Bejahrten wurden mit einer seltenen Sorgfalt und Liebe gepflegt und beschützt. Welch' ein Contrast zu der Sitte vieler anderer Negerstämme, die ich kennen gelernt, und die, wenn Jemand alt wird und nicht länger im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, ihn oft in die Wüste oder den Wald hinausführten, wo er eine sichere Beute der wilden Thiere werden mußte. Nicht selten war ich sogar Zeuge, wie die Wilden ihre Kranken durch einen Schlag auf den Kopf tödteten.

Ferner sind die Ovambos außerordentlich gastfrei, und wir hatten in dieser Beziehung oft Gelegenheit, ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Ihre Lieblingsspeise ist eine Art dicker Mehlbrei, der stets warm mit zerlassener Butter oder saurer Milch genossen wird. Als wir einmal auf der Jagd waren, geleitete uns unser Führer in das Haus eines seiner Freunde, der uns mit diesem Gericht bewirthete. Da man uns jedoch keine Löffel reichte, so wußten wir nicht, was wir mit der Speise anfangen sollten. Als unser Wirth unsere Verlegenheit bemerkte, fuhr er sogleich mit seinen schmutzigen Fingern in die dampfende Schüssel, nahm eine Hand voll Brei heraus und warf ihn in die Milch. Dann rührte er dies tüchtig durcheinander, öffnete seinen großen Mund und ließ die angenehme Mischung darin verschwinden. Dabei warf er uns einen ermunternden Blick zu, als wolle er sagen: „So

wird das gemacht, Ihr lieben Leutchen!" Obgleich diese Art zu speisen uns nicht sonderlich behagte, so wäre es doch für unsern freundlichen Wirth beleidigend gewesen, sein edles Beispiel zu mißachten, und es blieb uns daher nichts übrig, als in der beschriebenen Weise zuzulangen, wobei wir uns zum Ergötzen unserer schwarzen Freunde mehr als einmal die Finger verbrannten.

Die Polygamie ist unter den Ovambos etwas ganz Gewöhnliches. Ein Mann darf so viele Frauen nehmen, als er erhalten kann. Das Weib wird gleichsam als ein Handelsartikel betrachtet, und ihr Werth als solcher ist gleich zwei Ochsen und einer Kuh. Nur der Häuptling braucht seine Frauen nicht zu bezahlen, sondern man sieht die Ehre, ihm anzugehören, als hinreichenden Ersatz an. Dieses Vorrecht hatte Nangoro nach Kräften ausgebeutet; denn sein Harem wies nicht weniger als hundert und sechs schwarze Schönheiten auf.

Stirbt der König, so folgt ihm sein Sohn, und in Ermangelung eines solchen seine Tochter. Dies zu ermitteln hielt übrigens sehr schwer, denn so oft wir anfingen vom etwaigen Tode des Häuptlings zu sprechen, wurden die Ovambos unruhig und ängstlich, und endlich gaben sie uns zu verstehen, daß dergleichen Gespräche bei ihnen als „Hochverrath" verpönt seien, indem der König dadurch auf den Gedanken kommen könne, man trachte ihm nach dem Leben.

Nachdem unsere Reisegenossen, die Damaras, alle ihre Waaren abgesetzt, traten wir unsere Rückreise wieder an. Unser Aufenthalt unter den Ovambos fing ohnedies bereits an, uns langweilig zu werden, denn Nangoro suchte je länger, je mehr, die unumschränkte Herrschaft, die er über seine Unterthanen übte, auch auf mich und meine Gesellschaft auszudehnen. Wir durften uns keine halbe Meile weit von unserm Lager entfernen, ohne vorher seine allerhöchste Erlaubniß einzuholen; auch unsere Lebensmittel fingen an, knapp zu werden, und er machte keine Miene, uns auch nur das Geringste von seinem Ueberfluß mitzutheilen. Endlich kurz vor unserm Aufbruch gab er einem seiner Diener den Befehl, von seinen Unterthanen einen Tribut an Korn für uns einzutreiben; aber diese Freigebigkeit auf anderer Leute Kosten kam zu spät, da wir selbst uns jetzt schon durch Tausch einen hinreichenden Vorrath zu verschaffen gewußt hatten.

Bald genug lagen die schönen und fruchtbaren Ebenen des Ovambolandes in unserm Rücken, und die Plage begann nun von Neuem. Nangoro hatte ursprünglich versprochen, uns einen Führer mitzugeben, dann aber hatte er uns verrätherischer Weise im Stich gelassen. Nur indem wir all' unsern Scharfsinn aufboten, gelang es uns, den Rückweg zu finden. Dazu befanden wir uns

jetzt mitten in der kalten Jahreszeit. Die Nächte waren schneidend kalt, und oft mußten wir auf freien, öden Flächen übernachten, in welchen der durchdringende eisige Wind von allen Seiten Zugang fand, ohne daß wir auch nur einen Span Holz zur Feuerung besaßen. Fürchterlich standen unsere armen Damaras aus, denen es an aller warmen Kleidung fehlte, um sich vor dem Frost zu schützen; sie konnten nur dadurch Leben und Wärme einigermaßen in ihrem Körper zurückhalten, daß sie sich auf dem Boden eines ausgetrockneten Brunnens zusammenkauerten. Am übelsten aber ging es dem armen Timbo. Eines Morgens sahen wir zu unserm Entsetzen, daß seine schwarze glänzende Hautfarbe sich plötzlich in ein bleiches Aschgrau verwandelt hatte.

Endlich nach einer fast vierzehntägigen ununterbrochenen Reise erreichten wir unser Lager in Okamabuti, wo ich einige von meinen Leuten zurückgelassen. Tjopopa war während unserer Abwesenheit von diesem Ort fortgezogen, um sich einige Meilen weiter westlich niederzulassen. Meine Leute waren seinem Beispiel gefolgt, und als wir uns dem Lager näherten, sah ich den alten Piet auf einem Baum sitzen und ängstlich nach uns ausschauen. Alle geriethen über unsere glückliche Rückkehr außer sich vor Freude, denn sie hatten die Hoffnung, uns je wiederzusehen, schon fast aufgegeben. Nachdem indessen die gegenseitigen herzlichen Begrüßungen vorüber waren, begannen die Klagelieder. Die Eingebornen hatten sich zwar stets friedlich benommen, ihnen aber durch Bettelei und Spitzbüberei viel Aerger verursacht, worin der Häuptling wiederum alle seine Unterthanen übertroffen. Außerdem hatte er seine Schulden noch immer nicht bezahlt, hatte stets genommen, ohne je zu geben, so daß meine Leute zu wiederholten Malen förmlichen Mangel leiden mußten.

Erzürnt über dieses schamlose Betragen brach ich nach wenigen Tagen der Ruhe und Erholung mit der ganzen Karavane auf, ohne von Tjopopa Abschied zu nehmen. Wir eilten, so schnell der schlechte Zustand unseres Viehs es erlaubte, nun der Westküste zu, wobei meine Erlebnisse und Abenteuer im Wesentlichen dieselben waren, wie ich sie bereits auf meiner Reise nach dem Ngami geschildert habe. Ich will daher den Leser nicht mit Wiederholung vieler Einzelnheiten ermüden. Nur so viel will ich bemerken, daß unsere Anstrengungen noch schwerer, unsere Entbehrungen noch härter waren. Die Brunnen fanden wir oft dermaßen mit Sand verschüttet, daß zuweilen dreißig Mann zwanzig Stunden lang zu arbeiten hatten, ehe wir Wasser genug bekamen. Außerdem war die Kälte stets im Wachsen; bei Sonnenaufgang war das Eis oft einen halben Zoll dick, und es fehlte uns an dauerhaften Stiefeln, um die Füße zu schützen.

Wild trafen wir wiederum in Menge, und schossen soviel wir zu unserm Unterhalt gebrauchten, ohne daß wir genöthigt waren, unsere Zuflucht zu dem wenigen Vieh zu nehmen, das uns noch übrig blieb. Aber auch Raubthiere waren in Menge vorhanden, die ja immer dem größern Wilde folgen. Bei Nacht wurden wir unaufhörlich von dem widrigen Geheul der Hyänen geplagt, gegen welche wir einige sehr angenehme Jagd-Expeditionen unternahmen.

Als ich mich eines Morgens früh auf der Jagd befand, entdeckte ich eine kleine Heerde Gnus, die ganz friedlich an der Krümmung eines Flusses weidete. Von den Unebenheiten des Bodens gedeckt, näherte ich mich ihnen, als sie plötzlich die Köpfe hin und her warfen, mit den Schwänzen um sich schlugen, ängstlich mit den Füßen scharrten und rings um sich witterten. Diese sonderbare Unruhe konnte ich mir nicht erklären; denn ich war sicher, daß sie mich gesehen hatten. Lange sollte ich jedoch nicht im Ungewissen bleiben, denn im nächsten Augenblick vernahm ich ganz in meiner Nähe ein Geräusch. Ich werfe einen Blick in der Richtung, woher der Schall kam, und entdecke zu meinem Erstaunen zwei Löwen und eine Löwin auf einer Anhöhe fast unmittelbar über mir, die sich gleichfalls nach dem Wilde umzuschauen schienen. Instinctmäßig richtete ich den Lauf meiner Büchse nach dem Kopfe des mir zunächst befindlichen Löwen; ein Augenblick der Ueberlegung aber zeigte mir, daß die Mindermacht auf meiner Seite zu bedeutend war, um den Kampf wagen zu können; ich sparte daher meinen Schuß, um bereit zu sein, wenn die Löwen mich angreifen sollten. Sie aber betrachteten mich nur ein paar Augenblicke lang; dann verschwanden sie mit dumpfem Gebrüll hinter einem Sandhügel.

Während dessen hatten auch die Gnus das Weite gesucht; da ich indessen gar zu gern eines geschossen hätte, so folgte ich ihnen auf dem Fuße nach, fand aber bald zu meinem Aerger, daß meine drei königlichen Freunde mit offenem Rachen in derselben Absicht gleiche Richtung mit mir hielten. Auch jetzt noch gab ich mein Vorhaben nicht auf, sondern jagte den Antilopen nach, bis ich ihre Spur in einem dichten Gehölz verlor.

Als ich der Gnus zuerst ansichtig geworden, hatte ich meinen Begleiter, einem Damaraknaben, der meine andere Büchse trug, in einiger Entfernung hinter mir zurückgelassen, mit der Weisung, je nach Umständen mir nachzukommen. Sobald die Thiere mir nun entwischt waren, rief ich laut nach seinem Namen und feuerte mehr als einmal meine Büchse ab, um ihm die Richtung anzugeben, bekam aber keine Antwort. Ich glaubte nicht anders, als das Bill in unser Lager zurückgekehrt sei, und begab deshalb auch

mich dahin. Aber Niemand wußte hier etwas von ihm; Niemand hatte ihn gesehen. Da faßte mich plötzlich der entsetzliche Gedanke, daß ihn die Löwen erwischt haben könnten. Ohne einen Augenblick zu zögern, lief ich nach der Stelle zurück, von wo ich das Wild zuerst entdeckt; aber alle meine Versuche, den Knaben zu finden, blieben vergeblich. Voll Angst über sein Schicksal und vor Anstrengung bei der glühenden Sonnenhitze — denn trotz der eisigen Nächte war es am Tage brennend heiß — konnte ich keinen Schritt mehr weiter gehen, sondern streckte mich an die Erde nieder, um unsere Karavane zu erwarten, die sich eben langsam wieder in Bewegung setzte. In demselben Augenblick kam zu meiner großen Freude der Knabe aus dem Walde daher gesprungen. Seine Geschichte war bald erzählt; er hatte sich, indem er mir folgen wollte, verirrt und lange Zeit gebraucht, ehe er den richtigen Weg wieder fand.

Hier und da trafen wir auch auf Dörfer von Buschmännern oder Hottentotten. Die Mitte eines solchen Dorfes stellt gewöhnlich einen leeren Platz dar, auf welchem die Kinder, deren Zahl immer groß ist, ihre Spiele treiben; Alle nackt, trotz der sengenden Sonne. Dabei zeigten sie oft eine Gelenkigkeit und Schnelle, die unglaublich ist, und ihre Farbe trug dazu bei, daß man ein Heer junger Teufelchen zu sehen glaubte. Selbst die kleinsten Kinder, welche bei uns in der Wiege liegen, krabbeln hier im Sande herum, und Niemand kümmert sich um sie; sie müssen für sich selbst Sorge tragen. Nichts ist possierlicher, als diese kleinen schwarzen Puppen zu sehen, die, kaum geboren, sich schon im Sande wälzen und tummeln; denn die Entwickelung in diesem Klima geht unglaublich rasch vor sich. Uebrigens haben diese Kinder gut spielen; sie zerreißen weder, noch beschmutzen sie ihre Kleider. Unter diese muntere Jugend mischt sich anmuthsvoll das Vieh, und die Böckchen springen über die kleinsten Kinder hinüber und herüber.

Endlich waren wir wieder in der Wallfischbai angelangt. Diese gewährte ein seltsames Schauspiel; ihre ganze Oberfläche war mit einer so zu sagen dicht zusammenhängenden Masse todter Fische bedeckt. Wir konnten uns diese ungewöhnliche Erscheinung nicht anders erklären, als daß eine Epidemie unter den Fischen grassirt haben mußte, um so mehr, als man nicht bloß eine oder zwei Arten dieser Thiere todt auf der Oberfläche des Wassers schwimmen sah, sondern da es von Fischen aller Art wimmelte, die hier an dem Ufer vorkamen, den riesengroßen Hai nicht ausgenommen. An einigen Stellen war die Schicht dieser Fische so dicht, daß man Mühe hatte, sie mit einem kleinen Boote zu durchschneiden.

Da binnen einigen Wochen das Missionsschiff erwartet wurde,

welches von Zeit zu Zeit die Wallfischbai vom Kap aus mit Lebensmitteln versorgte, so beschloß ich, mit dieser Gelegenheit nach der Kapstadt zurückzukehren. Ich vertrieb mir inzwischen die Zeit durch fleißige Besuche auf ein paar andern Schiffen, einer Brigg und einer Barke, welche gerade in der Wallfischbai vor Anker lagen. Die erstere gehörte einem Engländer, welcher Guano und salpetersaures Natron holte, das sich, wie er gehört hatte, an dieser Küste finden sollte. Wirklich glaubte er dieses kostbare Salz gefunden zu haben und theilte mir seine Entdeckung als ein großes Geheimniß mit. Als wir aber untersuchten, was er gefunden hatte, ergab es sich, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als Stücke ganz gewöhnlicher Seife, die wahrscheinlich zur Ladung irgend eines verunglückten Schiffes gehört hatte. Der Einfluß des Seewassers hatte ihr Aussehen indeß so verändert, daß ein solcher Irrthum leicht möglich war. Als der arme Kapitän das wahre Resultat seines Fundes erfuhr, war er, wie man begreifen wird, nicht wenig unzufrieden und ärgerlich.

Das andere Schiff war ein amerikanisches und machte auf Pottfische Jagd, die in diesem Wasser nicht selten sind. Unsere schlechten und zerrissenen Kleider und unsere ungeschorenen Bärte waren Schuld, daß der Kapitän uns anfangs mit sehr mißtrauischen Blicken betrachtete und Gott weiß was für Banditen zu Wasser und zu Lande in uns witterte, die besser in die Gesellschaft wilder Thiere als Menschen paßten. Als wir ihm jedoch diesen Irrthum hinlänglich widerlegt hatten, wurden wir stets sehr gastfrei am Bord seines Schiffes aufgenommen. Bei einem solchen Besuch begegnete mir etwas, das leicht gefährliche Folgen hätte haben können. Ich war in meinem kleinen sogenannten „Mackintoshkahn" eben auf der Rückfahrt an's Land begriffen, als der Wind von eben daher sehr heftig zu blasen begann. So leicht ein solches Fahrzeug bei ruhigem Wetter zu regieren ist, so war es doch wegen seines flachen Bodens und seiner ganzen leichten Construction unmöglich, einem scharfen Winde damit entgegen zu fahren. Dennoch war ich dem Lande bis auf einen Steinwurf weit nahe gekommen; da aber konnte ich meinen Kahn nicht mehr regieren, und meine Versuche, ihn vorwärts zu bringen, blieben eine ganze Stunde fruchtlos. Schon fühlte ich, daß meine Kräfte mich verließen; ich ruhte daher ein paar Momente aus, und machte dann noch eine letzte verzweifelte Anstrengung. Wirklich gelang es mir jetzt, mein Fahrzeug an eine seichte Stelle zu bringen; ich sprang heraus und rettete mich glücklich an's Land. Mein Arm aber war ganz erlahmt, und eine lange Weile konnte ich ihn nicht einmal in die Höhe heben. Hätte der Kampf noch eine Minute länger gedauert, so wäre ich wohl in die offene See hinausge-



XIV

Die Elephantentränke

trieben worden, und da der Wind mit großer Heftigkeit blies, so ist es nicht zweifelhaft, welches das Resultat gewesen sein würde.

Auch die Jagd auf Strauße, deren sich in der Umgegend der Wallfischbai, in der sogenannten Naarip-Ebene, eine große Anzahl finden, gehörte jetzt zu meinen fast täglichen Vergnügungen. Bei einem dieser Ausflüge begleitete mich George. Wir hatten eine gute Meile landeinwärts zurückgelegt und befanden uns auf einem Theil der Ebene, der ganz ohne Vegetation war, als wir ein schönes Straußenpaar mit seinen Jungen erblickten. Sogleich stiegen wir von unsern Ochsen ab und begannen die Jagd. Die Vögel hatten indessen schon unsere Absicht bemerkt und sich eilend auf die Flucht begeben, das Weibchen voran, hinter ihm die Jungen und zuletzt das Männchen, welches in einiger Entfernung von den andern den Zug schloß. Es lag etwas wahrhaft Rührendes in der Sorge, welche die Eltern für die Sicherheit ihrer Jungen an den Tag legten. Als sie sahen, daß wir ihnen immer näher kamen, ließ das Männchen plötzlich in seinem Lauf nach und schlug eine andere Richtung ein; da wir aber von unserm Vorhaben nicht abließen, so ließ es die Flügel hängen, daß sie fast den Boden berührten, und sprang erst in weiten, dann in immer engern Kreisen um uns herum, bis es uns ungefähr auf einen Pistolenschuß nahe war. Da plötzlich warf es sich auf die Erde, ahmte die Bewegungen eines schwer verwundeten Vogels nach, und stellte sich, als arbeite es mit aller Kraft, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich hatte bereits nach dem Strauß geschossen, glaubte wirklich, daß er verwundet sei und eilte zu ihm hin. Wie staunte ich aber, als ich gewahr ward, daß Alles nur eine Kriegslist gewesen, als er plötzlich wieder aufstand und in Windeseile dem Weibchen nachrannte, das mit den Jungen inzwischen schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Nachdem wir noch ungefähr eine Stunde lang anhaltend Jagd gemacht, erlegten wir neun von den Jungen; und obgleich wir wohl doppelt so viel Kugeln verschossen hatten, so mußten wir uns doch mit diesem Fange begnügen.

Wir nahmen uns zwar vor, das Unternehmen am folgenden Tage von Neuem zu beginnen; während unserer Abwesenheit aber war das längst erwartete Schiff eingetroffen, und da es nach wenigen Tagen schon wieder die Segel lichten wollte, so nahmen unsere Reisevorbereitungen unsere ganze Zeit in Anspruch. — Nach einer kaum achttägigen Seefahrt bei einem frischen günstigen Winde trafen wir nach einer Abwesenheit von mehr als anderthalb Jahren glücklich wieder in der Kapstadt ein.

Leben in Süd-Afrika.

I.

Der Kaffer im Kriege.

Begleitet von den freundlichsten Glückwünschen verließ ich im November 18 . . meine deutsche Heimath, um mich in Gravesend an Bord der „Lady Flora" nach der Tafelbay einzuschiffen. Länger als es uns lieb war hielten ungünstige Winde uns im Kanal zurück, dann aber war unsere Fahrt eine glückliche, so daß wir im Laufe des Februar das Ziel unserer Reise erreichten. Während der Nacht warfen wir, in geringer Entfernung von der Stadt, unsere Anker aus, und der anbrechende Morgen zeigte uns den herrlichen Anblick des Tafelberges, wie er sich in ungeschwächter Kraft und in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Da lagen vor uns zahllose Schiffe, heimwärts oder in die Fremde steuernd; da lag, ausgebreitet am Saum der Bucht und im Hintergrunde aufsteigend am Fuß des Gebirges, die Stadt selbst. Die Scene, vom Deck des Schiffes aus gesehen, das ich nun verließ, war von einer so großartigen und erhabenen Schönheit, daß das Auge ihrer nie müde ward. Der unabsehbar weite Gebirgszug, zu dem der Tafelberg gehört, die dichte weiße über seinem Gipfel schwebende und seine Stirn verhüllende Wolke, die edle schwungvolle Linie, welche die Bay beschreibt, der Ocean selbst endlich, wie er seine Wogen in majestätischem Ungestüm heranwälzt: Alles dies redete mit lauter Stimme von der Größe des Schöpfers.

Bald war ich am Ufer von den mich erwartenden Freunden umringt und betrat die Kapstadt. Es ist eine Mittelstadt von etwa 30—40,000 Seelen; doch ist ihre Größe beständig im Wachsen. Die Straßen sind breit und freundlich, und durchschneiden einander in rechten Winkeln; die Häuser haben flache Dächer und sind vor

der Thür meist mit einer erhöhten Terrasse versehen. Rings um die Stadt sieht man zahlreiche Landhäuser zwischen Weingärten und andern Anpflanzungen, und unter der Einwohnerschaft, die aus Engländern, Deutschen und Holländern besteht, findet man viel Intelligenz und Gemeinsinn. Die größte Plage der Kapkolonie sind die häufigen Kriege an den Grenzen gegen die wilden Kaffern und Hottentotten. Leser, Du kennst den Krieg nur aus Deiner Lektüre; glaube mir, es ist kein geringes Glück, daheim zu leben in unserm friedlichen Vaterlande. Der Krieg ist ein entsetzliches Handwerk, wie viel mehr ein solcher, wo die eine der beiden streitigen Parteien noch vollkommen im Barbarenthum befangen ist! Die Schrecknisse eines derartigen Krieges sollte ich hier bald genug und aus dem Grunde kennen lernen. Was auch geschehen ist, um die wilden Völkerschaften Süd-Afrika's, die Kaffern und Hottentotten, der Civilisation und dem Christenthum zu gewinnen; wie große Summen Geldes auch jährlich zu diesem Zweck verausgabt werden; noch leben diese Völkerschaften in tiefer moralischer Finsterniß; ja selbst diejenigen, die dem Namen nach Christen geworden sind, stehen ihren heidnischen Genossen in Thaten der Gottlosigkeit und Grausamkeit oft in nichts nach.

Durch Vermittelung meiner Freunde hatte ich in dem sogenannten „Britischen Kafferarien", im Stromgebiet des Kat-Flusses und in der Nachbarschaft mehrerer Missionsstationen, eine kleine Farm mit Namen Petersdorf erworben, die ich zwar keineswegs so blühend und wohlgeordnet, mit guten Gebäuden, Wald- und Wiesengrund 2c. antraf, wie man sie mir geschildert, auf der ich aber bei Fleiß und Arbeitsamkeit doch genug für mich und die Meinigen zu gewinnen hoffte. Schon am ersten Tage meiner Ankunft fanden sich indessen ganze Schaaren von Hottentotten ein, welche sich Nachts in die Gärten schlichen und das wenige von eßbaren Früchten, was darin vorhanden war, vertilgten. Die Kaffern und Hottentotten haben nämlich alljährlich eine mehrere Monate lange Periode des Hungers, natürlich nur in Folge ihrer Faulheit und schlechten Haushaltung. Sie besitzen Land genug, um das Hundertfache von dem zu ernten, was es ihnen jetzt einträgt. Das einzige Getreide, welches sie bauen, ist Mais und sogenanntes Kaffernkorn, wozu noch Kürbisse kommen. Die geeignete Zeit zum Säen ist im südlichen Afrika der September; die Eingebornen aber verrichten dieses Geschäft meist schon im Juli, um nur den Samen aus ihren eigenen Augen zu entfernen, weil sie sonst in der Zeit des Hungers nicht der Versuchung widerstehen würden, darüber herzufallen. In dieser Periode des Hungers bieten sie dem Auge der Menschlichkeit einen jammervollen Anblick dar. Ihre Zunge, ihr Auge, jedes Glied ihres Körpers ist ein redendes

Zeugniß der bittersten Noth. Die Haut hängt in zahllosen Falten schlaff um den abgezehrten Leib; sie gleichen wahrhaften Knochengerippen, und das Herz des civilisirten Menschen bebt in Ekel und Entsetzen vor ihnen zurück. Vom Januar bis April währt ihre Erntezeit; da haben sie Kürbisse und Korn vollauf; nun beginnt der Lebensgenuß für sie; sie werden feist und glatt, und wenn man ihnen im Februar begegnet, so kann man unmöglich dieselben Leute in ihnen wieder erkennen, welche man im December gesehen hat. Schon im Juli pflegt jedoch ihr ganzer Vorrath aufgezehrt zu sein, und dann beginnt für sie wieder die Zeit der Hungersnoth. Die Borke und die Wurzeln der jungen Mimosasträucher und ein wenig Milch, die vielleicht das Vieh noch giebt, ist dann Alles, was sie haben, um ihr Dasein zu fristen.

Meine erste Sorge, als ich am Orte meiner Bestimmung angelangt war, mußte der Anschaffung eines bessern Wassers gelten. Die ganze Gegend rings umher war dürres, sonnverbranntes Land, so daß unter einer Entfernung von zwei bis drei deutschen Meilen kein frisches Wasser zu finden war. Der Bach, der sich in der Nähe meiner Farm befand, hätte in seiner gewöhnlichen Breite bequem durch die Höhlung meiner beiden Hände fließen können, und sein Wasser war so übelschmeckend, daß es fast einer Auflösung von Bittersalz glich. Zum Waschen war es schlimmer, als untauglich, und anstatt den Durst zu löschen, vermehrte es diesen nur. Wir gebrauchten es zum Kochen, und wenn es auch für die Speisen keine angenehme Würze war, so äußerte es doch wenigstens auf die Gesundheit keine nachtheilige Wirkung. Ich hatte bei einem Freunde eine Art von Brunnen gesehen, der, obwohl auf die einfachste Art von der Welt construirt, und nur von der Wasserrinne am Dach seines Hauses gespeist, ihn doch, wie er versicherte, mit einer hinreichenden Menge reinen Wassers versorgte. Einen solchen Brunnen wollte ich mir graben; aber nach langer Arbeit und Mühe erreichte ich meinen Zweck dennoch nur unvollkommen.

Unsere einzigen Werkzeuge bestanden in zwei Spaten, einem Spitzeisen und einem starken Hammer. Zwei Fuß unter der Erdoberfläche schon stießen wir auf hartes Gestein, das wir mit unendlicher Mühe mit dem Hammer losschlagen mußten, bis wir endlich zu einer Tiefe von sieben Fuß gelangten. Ich hatte zuerst vier, später nur zwei starke junge Männer zu dieser Arbeit. Es waren Eingeborene, die nie ein Eisen, einen Hammer oder Spaten gehandhabt hatten, so daß ich ihnen jeden Griff und jede Bewegung erst zeigen mußte. Ich stand zuweilen nicht geringe Qualen aus, wenn ich sah, wie einer der Leute den Spaten in die Hand nahm, niederkniete und mit dem Stiel in die Erde bohrte, oder gar, wenn er den Spaten bei Seite legte, mit den Händen die

Erde aufhob und, so oft er drei oder vier Hände voll gesammelt, sie auf den Spaten legte und that, als ob er sie irgend wohin werfen wollte, wobei denn oft mehr als die Hälfte wieder eben dahin fiel, wo er sie weggenommen hatte. Waren sie aber schon in ihrer Art, ihre Hände zu gebrauchen, höchst barbarisch, so waren sie dies noch weit mehr in ihrer ganzen Erscheinung. Sie gingen ohne alle Kleidung einher. Der Eine besaß nichts als ein Schaffell, der Andere ein paar Fetzen von einem alten rothen Soldatenrock. Ich machte es ihnen zur Regel, wenigstens diese bestmöglichst anzuwenden, um Verletzungen des Anstandes zu vermeiden. Hierauf ward das Fell, statt um die Schultern, um die Hüften befestigt, und der rothe Rock mußte in höchst sonderbarer Weise die Stelle einer Schürze vertreten.

Was aber ward indessen aus meinem Brunnen? Nach ein paar Wochen bekamen wir heftigen Regen; Alles ward nun fortgeschafft, was das Wasser hindern konnte, in das neu hergerichtete Bassin zu fallen, und die Wilden fingen an, den Nutzen des Loches zu begreifen, über das sie bisher allerlei wunderliche Muthmaßungen aufgestellt hatten. Am wahrscheinlichsten schien es ihnen, daß das Loch bestimmt sei, um im Fall eines Krieges unsere Habseligkeiten darin zu verstecken. Wir gewannen einen schönen Vorrath herrlichen süßen Wassers, und so oft ich am Rande meiner saubern, in bläulichen Felsen ausgehöhlten Cisterne stand, wünschte ich mir Glück zu meinem Erfolge. Als wir aber am dritten Tage nach dem Regen unsern Vorrath davon schöpften, rief meine Frau, indem sie davon kostete, mit Schrecken und Ueberraschung: „O weh, es ist eben so schlecht wie das Wasser aus dem Bach!" Und so war es in der That. Augenscheinlich rührte der üble Geschmack von dem Felsengrund her, der ihn dem Wasser mittheilte.

Etwa dreihundert Schritt von meinem Gehöft entfernt entdeckte ich unter niedrigem Gebüsch und ganz vor der Sonne versteckt einen feuchten Fleck, der zugleich so weich war, daß der Fuß einsank. Hier begann ich die Arbeit von Neuem; aber diesen weichen Schlamm auszugraben, der sofort wieder nachquoll, wo der Spaten gearbeitet hatte, war schwieriger, als ich geglaubt. Ein paar Fuß unter der Oberfläche der Erde ward der Boden endlich fest und kalkig. Hier gruben wir eine tiefe Höhlung, ohne diesmal auf Felsengrund zu stoßen. Nach den ersten Regengüssen war unser Pfuhl bis zum Ueberlaufen voll, und so blieb er während unseres ganzen Aufenthaltes in Petersdorf mehrere Monate lang. Auch erhielt sich das Wasser vollkommen süß, nur daß es eine dunkle unangenehme Farbe zeigte, wie etwa dasjenige in dem Graben längs einer Landstraße. Auch klärte es sich nicht ab, wie lange man es auch stehen ließ.

Trotz all dieser dieser Mißstände fingen wir an, Petersdorf lieb zu gewinnen; wir lebten zwar einsam, aber deshalb nicht weniger glücklich. Die nächste Post-Station war etwa zwanzig englische Meilen von uns entfernt, so daß wir allwöchentlich Gelegenheit fanden, Briefe zu empfangen oder zu befördern. Zuweilen erhielten wir auch eine Zeitung aus der Kolonie, und dies war die einzige Gelegenheit, bei der wir aus unserer friedlichen Stille emporgeschreckt wurden. Wir ersahen daraus, daß man allerlei Befürchtungen hinsichtlich der Kaffern hegte. Ein oder zwei Mal kam ich in die mir zunächst gelegenen Ortschaften Alice und Chumie, und auch da vernahm ich überall kriegerische Gerüchte. „Wie zeigen sich die Eingebornen in Ihrer Gegend?" ward ich wohl zehnmal befragt. Ich konnte hierauf nur vollkommen befriedigende Antwort geben; denn so oft ich einen der Kaffern über diesen Gegenstand auszuforschen versucht hatte, schien er ganz überrascht, daß man ihnen auch nur die mindeste üble Absicht zutrauen konnte.

In meiner Nachbarschaft befand sich der Kraal des Häuptlings eines mächtigen Kaffernstammes; denn der Werth eines Landdistriktes verliert in den Augen der Eingebornen nicht wegen Mangel an Wasser. Sie machen von dieser dem civilisirten Menschen so unentbehrlichen Gottesgabe einen sehr sparsamen Gebrauch; die Zunge der Hunde ist geschäftig, die Milchschüsseln zu reinigen, und zur gelegentlichen Säuberung ihrer Hände thut frischer Kuhdünger ihnen dieselben Dienste. Stock — dies war der Name des Häuptlings — versicherte mir zu wiederholten Malen, daß wir in Petersdorf vollkommen sicher seien, daß er selbst für den Fall eines Krieges keinen Theil daran nehmen würde, und daß er, sollte ich je einmal den Ort zu verlassen wünschen, mich selbst unter sicherer Eskorte geleiten würde, wohin ich immer wollte. Obwohl ich wußte, daß Stock ein Mann von wenig zuverlässigem Charakter sei — er war dem Trunk auf's Aeußerste ergeben, und ich hörte ihn selbst einmal sagen, daß er für eine einzige Flasche Branntwein fünfzig Meilen weit laufen würde — so hatte ich doch keinen Grund, in seine freundschaftlichen Gesinnungen für mich Zweifel zu setzen, und so beschloß ich, auf meiner Farm auszudauern.

Die Zeit der Felderbestellung war inzwischen weit vorgerückt, und noch immer hatten sich die gewöhnlichen Regengüsse nicht eingestellt; der Himmel war wie Stahl und die dürre Erde wie Kupfer. Mit keinem Werkzeug hätte der Boden bearbeitet werden können, um den Samen hinein zu legen; das Gras für das Vieh war verbrannt, und alles Volk hatte sich zerstreut, um wasserreichere Striche längs der Flüsse aufzusuchen und die Heerden vor dem Hinsterben zu schützen. Zu dieser Zeit war ich in der That

nicht sorgenfrei; konnte nicht das halb verhungerte Volk durch die Noth getrieben werden, sich der Vorrathshäuser der Europäer gewaltsam zu bemächtigen?

Endlich im November umzog sich der Himmel und ergoß seine Wasserschätze; ganze Wochen hindurch währte der Regen und änderte mit einem Mal das Antlitz der Erde und das Gemüth der Menschen. Alle Hände, d. h. die Hände der Frauen, waren nun geschäftig, die Saat auszustreuen; das Vieh ward in großen Heerden zurückgebracht, um den Ueberfluß an Gras zu genießen, welches wie auf einen Zauberschlag aus der Erde hervorsproßte. Unser Land war nun „ein Land, in dem Milch und Honig fließt", und wir hofften voll Zuversicht, daß nun das mörderische Schwert sich in den segenbringenden Pflug verwandeln werde.

Da plötzlich erschien eines Tages ein reitender Bote vor meinem Hause, den mir meine Freunde aus der Ferne sandten. Er brachte mir einen Brief, in welchem ich aufgefordert ward, um jeden Preis meinen jetzigen Wohnort zu verlassen, und für meine und meiner Familie Sicherheit zu sorgen, da an vielen Punkten der Aufstand bereits ausgebrochen sei. Was war zu thun? Ein nur einigermaßen sicherer Ort war unter zwanzig Meilen Entfernung nicht zu finden, und ich war im Augenblick nur im Besitz weniger Ochsen, da eine nicht unbedeutende Anzahl in Folge des Genusses giftiger Kräuter gefallen war. Dennoch und trotz der erneuten Versicherungen Stock's hatten wir bereits das Nöthigste von unsern Habseligkeiten zusammengepackt, als nach wenigen Tagen ein zweiter Bote erschien mit dem Bescheid, daß, wenn wir die Farm noch nicht verlassen hätten, jetzt weniger Ursache dazu vorhanden; die Gefahr scheine vorüber, der Aufstand sei gedämpft. Diese unvorhergesehene Abhülfe erfüllte uns mit lebhafter Freude, und mit leichterem Herzen gingen wir unsern gewohnten Beschäftigungen wieder nach.

Da das drohende Unheil nun glücklich abgewandt schien, so unternahm ich in der folgenden Woche eine meiner gewöhnlichen Geschäftsreisen nach dem etwa acht deutsche Meilen entfernten Chumie, von wo ich erst in vier bis fünf Tagen wieder heimzukehren gedachte, und wo ich im Hause meines Schwiegervaters, eines Missionärs, logirte.

Hier traf uns eines Morgens die erschütternde Nachricht, daß so eben ein Weißer, von Kaffern ermordet, in geringer Entfernung von dem Ort gefunden worden, und daß der Oberst M. mit sechshundert Mann Soldaten ausgerückt sei und bereits im Treffen mit den Eingebornen stehe. Aehnliche Nachrichten trafen Stunde auf Stunde ein, so daß ich nicht länger zögern durfte, meine Rückreise anzutreten und meiner verlassenen Familie zu Hülfe zu eilen.

Eben war ich im Begriff, mein Pferd zu besteigen, als einer der Diener meines Schwiegervaters mit den Worten zu mir trat:

„Halten Sie an, Herr Braun, Woburn steht in Flammen!"

Woburn war ein nahegelegenes Dorf, durch das ich auf meinem Wege reiten mußte. Wir sahen die dicken schwarzen Rauchwolken aufsteigen; Niemand wollte sich entschließen, mich zu begleiten, und doch versicherten mir Alle einstimmig, daß ich allein die Reise nicht unternehmen könnte, daß ich auf jedem Schritt Gefahr laufe ermordet zu werden. Mit welchen Gefühlen von Angst und Sorge führte ich unter diesen Umständen mein Pferd in den Stall zurück.

In diesem Augenblick erschien ein Mann aus Woburn. Wir eilten ihm entgegen, um seine bittern Neuigkeiten zu vernehmen.

„Die Einwohner des Dorfes," erzählte er, „waren zum größten Theil — es war eben Sonntag — in der Kirche versammelt, als plötzlich erst das Flüstern, dann das Geschrei: die Kaffern! die Kaffern! von Mund zu Mund lief. Der Gottesdienst mußte unterbrochen werden; die Männer eilten, sich zu bewaffnen, aber ihre leicht gebauten Häuser standen schon in lichten Flammen. Bald," so schloß der Mann seine Erzählung, „wird kein lebender Mensch mehr im Dorfe sein."

Nicht lange darauf stürzte ein Mann, ohne auch nur einen Lumpen von Kleidung an sich zu haben, auf unser Haus zu. Wir schickten ihm ein Hemd und ein Paar Beinkleider hinunter und ließen ihn eintreten, um die Beschreibung seiner Flucht zu hören. Er war aus dem Dorfe Aukland und im Begriff nach Fort Hare zu gehen, wohin er seine Familie beim ersten Herannahen der wilden Kaffern gerettet. Er hatte ihnen ein paar Säcke mit Kartoffeln und Gemüse zu ihrem Unterhalt nachbringen wollen, war aber von den Kaffern angehalten worden, die ihm zuerst sein weniges Geld, dann die Lebensmittel, endlich Stück für Stück seine Kleider abnahmen. Er hatte gehofft, daß sie nun wenigstens seinen kleinen Knaben, der ihn begleitete, verschonen würden; aber nein, einer der Barbaren hatte ihn mit ein paar derben Schlägen zu Boden gestreckt und, gleichviel ob todt oder nicht, in ein vorbeifließendes Wasser geworfen.

Im Laufe des Vormittags stellten sich auch die entflohenen Frauen und Kinder aus Woburn ein. Sie konnten, da sie das Dorf gleich verlassen hatten, keine zuverlässigen Nachrichten geben; doch glaubten sie, daß alle Männer getödtet seien. Schüsse hatten sie nur wenige fallen hören; die Männer mußten also meist durch die Hassagayen, die gräßlichen Wurfspieße der Kaffern, umgekommen sein.

Dies war der erste Tag des schauerlichen Krieges, dem noch

viele Tage bitterer Angst und Sorge folgen sollten. Am nächsten Morgen erneuerte ich meine Bemühungen, meine Reise anzutreten, mit Ernst und Eifer, und da Niemand mich begleiten wollte, so beschloß ich endlich, allein aufzubrechen. Meine geängstete Phantasie malte mir mit den brennendsten Farben all die Gefahren, denen meine arme Frau und unser erst wenige Wochen altes Kind ausgesetzt seien; ich wollte sie wenigstens mit ihnen theilen, wenn ich sie nicht schützen konnte. Von Neuem sattelte ich mein Pferd; aber Alle schwuren, mich eher mit Gewalt zurückzuhalten, als jetzt reisen zu lassen; selbst die Eltern meiner Frau, die seit vielen Jahren hier lebten und die Zustände kannten, waren der Ueberzeugung, daß zu jetziger Zeit kein Weißer ungehindert durch das Kaffernland reisen könne. So mußte ich mein Vorhaben abermals aufgeben. Zeitig am Nachmittag näherte sich eine Abtheilung Soldaten dem Ort, um zur Verstärkung nach Fort Hare zu marschiren. Unter ihren Schutz wollte ich mich stellen, in der Hoffnung, von Fort Hare aus vielleicht Gelegenheit zur Rettung meiner Familie zu finden. Noch ehe sie aber Chumie erreichten, sahen wir vom Söller des Hauses einen zahllosen Haufen von Kaffern aus einem Gebüsch hervorbrechen, die Rothröcke umzingeln und im vollen Gefecht mit einander verschwanden die feindlichen Parteien endlich im Walde.

Am folgenden Morgen erschien ein Mann, ein Eingeborner, mit einer Botschaft von dem mächtigen Kaffernhäuptling Macomo. Er sagte, daß in frühern Kriegen die Missionäre dieser Gegend immer geflüchtet seien; daß er sie aber auffordere, zu bleiben und daß sie nicht beunruhigt werden sollten. Es leuchtete mir sogleich ein, daß der mit dieser wichtigen Botschaft Betraute ein Mann von Einfluß und Wichtigkeit sein müßte und daß er mir vielleicht nützlich werden könne. Auf meine Bitte versprach er, mich nach Petersdorf zu geleiten. Bei dieser bloßen Möglichkeit, an den Ort meiner Sehnsucht zu gelangen, jubelte mein Herz in Freude auf. Mein eigenes Pferd war bald bereit, aber der ganze Vormittag verstrich, ehe wir eins für meinen Führer aufgetrieben hatten, und da sich endlich eins gefunden, zeigte sich das Thier so wild, daß kein Mensch es reiten konnte. So war meine Abreise noch immer ungewiß. Dazu kam, daß man mir von allen Seiten abrieth, mich dem Manne anzuvertrauen. Er war Niemandem näher bekannt; konnte er nicht ein Verräther sein und mich bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Als wir uns jedoch, um ihn auszuforschen, in eine nähere Unterhaltung mit ihm einließen, entgegnete er mit Stolz und Festigkeit:

„Ich heiße Totan; das Blut Zikana's fließt in meinen Adern;

es soll eher vergessen werden, ehe ein Tropfen von dem des weißen Mannes fließt!"

Mit Zurücklassung meines Geldes, meiner Uhr und meiner Papiere machte ich mich daher am andern Morgen mit Totan zu Fuß auf den Weg.

Wir waren noch keine halbe Meile weit, als drei mit Hassagayen bewaffnete Kaffern sich uns entgegen warfen. Totan trug Sorge, ihnen auseinander zu setzen, wer ich sei und wohin ich gehe, eben so den Befehl des Häuptlings an alle seine Unterthanen: nicht das Blut eines Predigers, Lehrers oder eines ihrer Anverwandten zu vergießen! Die Leute betrachteten mich hierauf mehr mit Verwunderung als mit Groll und zeigten keine Neigung weiter, mir ein Leids zu thun. Durch seine Art und Weise, meine Sache zu führen, war Totan sehr in meinem Vertrauen gestiegen; nur fürchtete ich, daß, wenn er bei jeder Begegnung so lange Auseinandersetzungen mache, unsere Reise nach Petersdorf drei Tage statt eines währen möchte.

Für die nächsten Stunden hatten wir jedoch keine Unterbrechung wieder. Wir befanden uns jetzt an einem niedrigen Bergrücken, wo in jeder Richtung große Steinblöcke zerstreut lagen. Die steile Seite, an welcher wir wanderten, war dicht mit Buschwerk bewachsen, das uns den Lauf eines am Fuß sich dahinschlängelnden Flußes versteckte, dessen bloßer Anblick schon eine Wohlthat gewesen sein würde; denn sogar das Auge litt gleichsam durch die Empfindung der Dürre. Die glühende Sonne stand schon hoch am Himmel; es war die Stunde, wo die Thiere des Feldes gleich den gefiederten Schaaren der Lüfte den Schatten suchen. Die Büsche selbst aber schienen wie vom Feuer versengt, und anstatt mich zu erquicken, steigerte ihr Anblick nur meine Erschöpfung. Der Weg, auf dem ich sonst zu reisen pflegte, führte an der entgegengesetzten Seite des Bergrückens entlang; Totan aber schien mich möglichst einsame Wege führen zu wollen. Plötzlich und ganz unerwartet stießen wir auf einen Kraal, wo zahlreiche Gruppen von Eingebornen unter Eichen und Ulmen ausgestreckt lagen. Wir wollten vorübergehen, ohne eine derselben anzusprechen; kaum aber wurden die Leute meiner gewahr, als sie aus ihrem Halbschlummer erwachten, auf die Füße sprangen und mich umringten. Ganze Bündel von Hassagayen wurden dabei sichtbar, und das Aussehen der Kaffern, von Natur nicht unangenehm, war hier im höchsten Grade abstoßend durch die Art und Weise, wie sie sich über und über mit rother Farbe beschmiert hatten. Dennoch war es nicht Furcht, was ich empfand und was mir die Zunge lähmte, so daß ich nicht einmal um einen Trunk Wassers bitten konnte, sondern nur das Gefühl der äußersten Ermattung. Plötzlich vernahm ich

den Namen „Macomo“, und Totan wies auf einen Mann, der auf einer Matte einen etwas erhöhten Sitz unter einer Eiche einnahm. Ich hatte den Häuptling bisher nicht bemerkt; sein Name aber rief meine abgestumpften Lebensgeister wieder wach. Ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und ließ mich neben ihm nieder. Obwohl ein roher, nackender Barbar, war Macomo doch ein Mensch von Intelligenz und Charakter, der allenfalls einen vernünftigen Beweggrund angeben oder verstehen konnte; und obwohl selbst noch ein Jüngling, war es doch nicht die tolle Jugend, sondern die Aeltesten des Volks, die seine Umgebung bildeten.

Auf meine Bitte reichte man mir einen Krug mit ziemlich schlechter Kaffernmilch, die ich aber dennoch begierig trank und die mich einigermaßen wieder kräftigte. Macomo warf mir mit hochmüthigen Worten den Akt der Gnade vor, den er an mir übe.

„Würde es irgend Jemand Wunders nehmen,“ schloß er seine Rede, „wenn Du auf Deinem Wege getödtet würdest? Du bist weiß; das wäre Grund genug!“

Als ich bald darauf meinen Wunsch ausdrückte, entlassen zu werden, ward Totan herbeigerufen.

„Der Weiße hat gut gethan, Dich zum Führer zu wählen,“ rief ihm Macomo zu; „Du gehörst zu meinem Volk, und so oft ich ein gefahrvolles Werk zu vollbringen habe, so gebrauche ich Dich. Ich gebe den Weißen in Deine Hände; bringe ihn sicher nach seiner Station; findet er sie aber zerstört und Frau und Kinder nicht anwesend, so führe ihn zurück nach Chumie. Hast Du solches gethan, so komm und berichte mir. Sollte der Weiße, so lange er unter Deiner Obhut steht, sein Leben verlieren, so büßest Du mit dem Deinigen dafür!“

Obwohl ungeduldig, das Ziel meiner Reise zu erreichen, so war es mir doch nicht unlieb, Macomo begegnet zu sein. Jedes Wort, das der Häuptling zu mir geredet hatte, mußte sich, ich war davon überzeugt, in Windeseile über das Kaffernland verbreiten, und ich hoffte, daß die Leute dadurch einigen Respekt gegen meine Person lernen würden, während es bisher unerhört war, daß sie einen Weißen verschonten, der in ihre Gewalt fiel.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir auf bekannteren Grund und Boden, wo ich keine Gefahr mehr fürchtete. Ich war kaum noch eine halbe Meile von meiner Farm entfernt und glaubte bestimmt, daß das Volk meiner Nachbarschaft Achtung vor mir zeigen würde. Auch faßte ich von Neuem Vertrauen zu den Versicherungen, die mir Stock so oft gegeben, so daß ich in einer kurzen Stunde die Meinigen zu umarmen hoffte. Mich diesen süßen Gedanken überlassend, schritt ich leichter einher, als ich den ganzen Tag über gekonnt hatte; meine Erschöpfung war gänzlich gewichen,

und unbesorgt, ob Totan gleichen Schritt mit mir hielt oder nicht, eilte ich vorwärts, bis ich einen beträchtlichen Vorsprung vor ihm gewonnen hatte. Ich war nur noch wenige Schritte von dem Punkt entfernt, von wo aus ich mein Gehöft zuerst mit dem Auge zu entdecken hoffte, als ich, mich nach meinem Begleiter umschauend, diesen mit drei Männern reden sah. Sogleich gab er mir ein Zeichen zurückzukommen. Ich fand dies höchst seltsam, folgte aber seinem Wink. Er sagte, es sei ganz unnütz nach meiner Farm zu gehen; die drei Männer hätten ihm mitgetheilt, ich würde meine Frau dort nicht finden; sie sei fortgezogen und die Farm zerstört.

Meine Farm zerstört! meine Frau und mein Kind fort! Und ich wußte nicht wohin, und ob sie todt oder lebend seien. O, wie wünschte ich, daß die Todeswaffe auch mich getroffen hätte! Ich warf mich auf den Boden nieder und machte meinem Jammer in lauten Klagen Luft. Die drei Männer aber standen dabei und verspotteten mit lautem Gelächter und barbarischer Freude meine namenlose Angst.

Bald jedoch gewann die Ueberlegung in mir die Oberhand; ich wollte nach den Trümmern meiner einst so glücklichen Wohnung eilen, wo ich wenigstens irgend Jemand zu finden hoffte, der mir Ausweis über die Meinigen geben könne. Aber Totan war unerbittlich; er wollte mich nicht begleiten, noch mir erlauben, allein zu gehen, und erinnerte mich an den Befehl Macomo's, mich nach Chumie zurückzubringen. Zugleich sagte er, daß er außer der versprochenen Geldsumme nun auch noch eine Decke von mir erhalten müsse. Schnell erwiederte ich ihm, daß alle meine Decken in Petersdorf seien, und daß ich, wenn er mich nicht dorthin bringe, nicht im Stande sei, seinem Wunsche zu willfahren. Er kannte indessen seine Landsleute zu gut, um zu glauben, daß man irgend etwas von meinem Eigenthum dort zurückgelassen habe. Da er unerbittlich blieb, so schlug ich vor, nach Stock's Kraal zu gehen, von dem wir höchstens zwanzig Minuten entfernt waren, und hiermit war Totan einverstanden. Als wir uns dem „großen Platz" näherten, wie man den Residenzort des Häuptlings nannte, sah ich Fragmente von augenscheinlich noch neuen Büchern an dem Boden zerstreut liegen. Neugierig bückte ich mich und nahm einen ganzen Band auf, von dem nur der äußere Deckel abgerissen war; ich las den Titel und erkannte sofort ein Buch aus meiner eigenen kleinen Bibliothek. Ein rasches Gefühl von Aerger trieb mir das Blut in's Gesicht; die Bücher der Heimath waren mir in dieser menschenleeren Einsamkeit so oft liebe und treue Freunde gewesen. Und welchen Nutzen konnte es den gottlosen Bösewichtern gewährt haben, meine Bücher zu zerstören?

Bei unserm Eintritt in den Kraal bemerkte ich eine Gruppe von dreißig oder vierzig Kaffern, die um ein Feuer am Boden saßen. Einige hatten Bettdecken um die Schultern gehängt; Andere sich mit bunten Kattunfetzen geschmückt; noch Andere trugen kleine Kindermützchen auf den Scheitel gestülpt und mit Kaschmirshawls festgebunden. Ein schwarzbrauner Bursche stolzirte in meinem grauen Tuchrock einher; die übrigen hatten sich Hosen, Jacken oder Hemden angezogen, je nachdem ihnen das Werk der gewaltsamen Besitzergreifung gelungen war. Und ich stand dabei in ein Paar geborgten Beinkleidern, einer drillenen Weste und einem fadenscheinigen Sommerrock und staunte auf die Reste unserer einst so glänzenden Garderobe. Außer dieser erkannte ich auch sogleich mehrere große Kisten, die ich kaum acht Tage vor der Plünderung, mit Mehl und andern Lebensmitteln gefüllt, von der Poststation hatte abholen lassen. So groß war mein Vertrauen zu diesen falschen Leuten gewesen und so wenig hatte ich das mir bevorstehende Unglück geahnt. Falschheit und Betrug scheinen die Grundzüge im Charakter der Kaffern zu sein, und Habgier das einzige Motiv, das sie zur Thätigkeit antreibt.

Mein plötzliches Erscheinen jedoch war ihnen nicht mehr erfreulich, als mir die eben geschilderte Scene. Sie waren ganz und gar betroffen; denn nichts ist den Kaffern empfindlicher, als ertappt zu werden. Lügen, Stehlen sind ganz selbstverständliche Dinge in ihren Augen; die einzige Strafbarkeit liegt darin, entdeckt zu werden. Sprachlos vor Schreck starrten sie mich an; auch ich redete kein Wort, als ich an ihnen vorüberging; dann aber vernahm ich ein Flüstern von Mund zu Mund, das mir nichts Gutes verhieß.

Einen einzigen Mann sah ich, der kein Zeichen der stattgehabten Plünderung an sich trug. Dies war Zaba, der Bruder Stock's. Er saß mit dem Rücken gegen die Umzäunung des Viehkraals gelehnt; ich trat zu ihm, grüßte ihn auf die gewöhnliche Weise und setzte mich neben ihn. Er blieb vollkommen theilnahmlos, und dies bekümmerte mich am meisten; denn von ihm hatte ich am Ehesten Schutz und Freundlichkeit für meine Frau erwartet. Er kannte ihren Vater seit langen Jahren, sprach von ihr stets wie von seinem eignen Kinde, und nannte sie noch immer bei ihrem Mädchennamen „Hannchen". Auf meine Frage, ob er nichts von ihr wisse, zuckte er mit den Achseln und gab sonst keine Antwort. Und diese Leute alle waren mir keine Fremden; sie Alle kannten mich, und die meisten waren mir auf die eine oder andere Weise zu Dank verpflichtet. Zur Zeit der Noth hatte ich ihnen und ihren Kindern Speise gegeben; wenn sie krank waren, Arznei; ja ich hatte

ihnen von meinem eignen Saatkorn mitgetheilt, als sie behaupteten, keines zu besitzen.

Dotan selbst schien überrascht durch das düstere Schweigen dieser Menschen; selbst ihm wußten sie nichts zu sagen; er kam und setzte sich an meine Seite. Meine Aufregung war jetzt so groß, daß sie mich fast überwältigte.

„Was können sie mit meiner Frau und meinem Kinde gemacht haben, daß sie mir nicht einmal sagen wollen, wo sie geblieben sind!"

Hätte ich selbst ihre leblosen Ueberreste vor mir gesehen, es wäre eine Erleichterung für mein Herz gewesen. Ich hätte wenigstens gewußt, daß ich nichts mehr für sie thun konnte. Voll Verzweiflung faßte ich Zaba's Hand und sagte:

„Willst Du mir nicht sagen, wo Hannchen ist?"

Er aber antwortete nur kalt: „Akako!" (sie ist nicht hier).

Es war nun finster geworden; die glühende Tageshitze hatte, wie es in jenen Gegenden oft ist, einer eisigen Kälte Platz gemacht, und ein dichter feuchter Nebel kam hernieder. Zitternd vor Frost lag ich am Boden, während die Kaffern sich überall um wärmende Feuer schaarten, auf denen riesengroße Töpfe, angefüllt mit meinem Reis, Mehl, Kaffee und Zucker, brodelten. Auch Fleisch hatten sie in Ueberfluß, das wahrscheinlich von meinen Ochsen herrührte, während meine Löffel, Messer und Gabeln von Hand zu Hand gingen.

Plötzlich, wie um seine finstere Verschlossenheit gegen mich zu rechtfertigen, rief Zaba mir zu:

„Impi!" (Du bist ein Feind).

„Du irrst," entgegnete ich, indem ich auf meinen zerbrechlichen Wanderstab wies; „ist dies die Waffe eines Feindes? Und habe ich Euch, so lange ich unter Euch lebe, eine einzige Beleidigung zugefügt?"

Nachdem ich noch eine kurze Weile an meinem Platz gesessen, kam ein Mann auf mich zu und sagte mir, daß eine der „Inkosikosi" (der Frauen des Häuptlings) mich bei sich aufnehmen wolle. Jede Frau hat nämlich ihre eigene Hütte, ein Stück Land und eine Heerde, die ihr den Unterhalt für sich, ihre Kinder und auch für ihren Mann liefern muß, so oft Neigung oder Laune ihn antreiben, bei ihr zu wohnen; denn der Mann besitzt kein eigenes Haus.

Da ich nicht daran denken konnte, den Ort zu verlassen, bevor ich nicht den eben abwesenden Stock gesprochen, und da meine körperlichen Kräfte vollständig erschöpft waren, so nahm ich diese Einladung gern an. Unerina — dies war der Name der Frau — bot mir ein Willkommen, das mir bis in die innerste Seele wohl-

that; sie breitete eine Matte für mich am Boden aus, um mich darauf zu setzen oder zu legen; dahinter stand mein großer schwarzer Koffer, der allerlei wichtige Schriften und dergleichen enthielt. Sie sagte mir, daß der Häuptling ihn in seine besondere Hut genommen, weil „Missis“ ihn darum gebeten habe. Ich fragte, wann sie Missis zuletzt gesehen.

„Da,“ entgegnete sie, indem sie auf eine Stelle am Boden wies, „hat sie die letzte Nacht mit dem Kleinen gesessen; sie weinte die ganze Zeit über, und am Morgen ist sie fortgegangen nach Fort White.“

Ein Stern der Hoffnung ging mir endlich auf. Ich that weitere Fragen und erfuhr, daß, obwohl Alle sie verlassen, doch unser Dienstmädchen getreulich bei ihr ausgehalten habe. Aber wie sollte sie Fort White erreicht haben, zu Fuß, in einer völlig unbekannten Gegend, und in einem Zustand der tiefsten Angst und Erregung? Erst am Morgen war sie aufgebrochen; vielleicht verbarg sie sich noch in der Nähe, meiner Hülfe harrend.

Unoxina war voller Theilnahme; sie schien halb und halb zu begreifen, was der Weiße für die Seinigen trägt und duldet im Vergleich zum Kaffern, der wenig oder nichts nach Weib und Kind fragt. Sie hatte Kaffee und Suppe für mich zubereitet, ich aber bat nur um etwas Kaffernmilch, welche das erfrischendste Getränk ist, das ich kennen gelernt habe. Die schönste Buttermilch der Heimath kommt ihr nicht gleich. Man bereitet sie, indem man die Milch frisch und warm, wie man sie von der Kuh erhält, in die aus Ochsenfellen verfertigten Schläuche oder Säcke gießt. Diese, weil sie nie gereinigt werden, sind bald ganz von der Milch gesättigt und haben daher einen sehr üblen, säuerlichen Geruch, welcher die frische Milch in wenig Minuten gerinnen macht und sie rasch in eine Art von Gährung versetzt. Gießt man die fertige Milch nun aus, so ist dieselbe angenehm dick, leicht säuerlich, und die Butter schwimmt in kleinen Theilchen darin. Das Milchen der Kühe, so wie die Zubereitung der Kaffernmilch ist das alleinige Geschäft der Männer.

Obgleich sehr ermüdet, war ich doch nicht eigentlich zum Schlafen aufgelegt. Ich streckte mich indessen auf meine Matte nieder, um wenigstens die Stellung einmal zu wechseln. Als Unoxina dies sah, nahm sie eine meiner schönsten Decken, welche sie zusammengefaltet wie eine Art Rock um die Hüften trug, und reichte sie mir, um mich damit zuzudecken. Sie war ganz und gar mit Thon und Fett beschmiert, und aus diesem Grunde fragte ich wenig mehr nach ihrem Besitz. Da ich aber Unoxina nicht durch eine Weigerung wehe thun wollte, so legte ich die Decke über meine Füße.

Totan war augenscheinlich nicht ohne Besorgniß für meine

Sicherheit. Er war mir in die Hütte gefolgt, hielt sich immer neben mir, und als ich mich niederlegte, streckte er sich dicht an meine Seite. Ich wünschte wenigstens einen schmalen Raum zwischen uns zu lassen, er aber warf einen so bedeutungsvollen Blick erst auf die in der Hütte versammelten Kaffern und dann auf mich, daß ich mich endlich darein ergab, Alles was eine solche Nachbarschaft an Schmutz, Fett und Ungeziefer mit sich brachte, mit in den Kauf zu nehmen. Den ganzen Abend über gingen wilde Gestalten in der Hütte aus und ein und über mich hinweg, da mein Platz nahe am Eingang war.

Endlich vernahm man Pferdegetrappel und den Ruf: „der Häuptling!" Als er eintrat, hielt ich ihm meine Hand entgegen, die er in gewöhnlicher Weise, wiewohl mit nicht sehr freundlicher Miene annahm. Zu allen Zeiten mürrisch und düster, war sie heute so finster brütend, wie das Antlitz Kain's. Sein erstes Wort war, zu fragen, was mich hierher gebracht habe. Dies gab mir Gelegenheit, ihn an alle seine Versprechungen und daran zu erinnern, wie er sie gehalten habe.

„Alle meine Kleider und meine Nahrungsmittel, meine Wagen und mein Vieh habt Ihr mir geraubt; meine Bücher, die für Euch ganz nutzlos sind, habt Ihr zerrissen. Doch bin ich nicht um dieser Dinge willen gekommen; wo ist meine Frau und mein Kind?"

Auch Totan mischte sich nun in unser Gespräch und drohte Stock mit dem Zorn seines Häuptlings. Jetzt erst stammelte er Entschuldigungen: die Zerstörung meiner Farm sei ohne sein Wissen und Willen geschehen, und was ihm dann für meine Frau zu thun übrig geblieben sei, das habe er gethan. Auch gab er sein Wort, mir am andern Morgen zwei zuverlässige Leute zu stellen, die mich nach Fort White begleiten sollten.

Bei Anbruch des Tages ward eine ungeheure Quantität Milch vertheilt. Wohl vier bis fünf Quart wurden in eine verhältnißmäßig reine zinnerne Schüssel gegossen und vor Stock gestellt, der sie jedoch sammt seinem Löffel mir zuschob.

Totan lag währenddessen scheinbar noch schlafend; plötzlich aber sprang er empor und mahnte mich zum Aufbruch. Ich nahm meinen Wanderstab und war bereit; nur wollte ich zuvor noch die zwei mir versprochenen Männer rufen. Der Kaffer aber schüttelte den Kopf und sprach:

„Nein, wir gehen nach Chumie."

Wie erstaunte ich, als auch Stock, der eben eintrat, statt mir sein Wort zu halten, sich dieser Meinung anschloß. Niemand, sagte er, wolle mich begleiten; auch würde ich meine Frau gar nicht mehr in Fort White finden, da sie sich von dort aus gleichfalls zu ihren Eltern habe begeben wollen.

Ich versuchte zu widerstreben und Stock an sein Versprechen zu mahnen, aber gebieterisch riefen sie mir zu, zu gehen. Von dieser neuen Enttäuschung betroffen, hätte ich zu Boden sinken können; alle meine früheren Befürchtungen, mein Mißtrauen, meine Angst erwachten von Neuem. Mehr als einmal, als wir den Kraal verlassen hatten, machte ich den Versuch, den Namen meiner Frau zu rufen, für den Fall, daß sie vielleicht noch in der Nähe verborgen sei, aber meine von den bittersten Thränen erstickte Stimme versagte mir den Dienst. Totan zeigte eine aufrichtige Theilnahme an meinem Schmerz; doch schien er viel zu sehr um meine Sicherheit und um eine genaue Vollstreckung seines Auftrages besorgt, als daß er nicht gegen alle meine Bitten taub gewesen wäre.

Wir berührten auf unserm Wege wiederum mehrere Kaffernkraale. In einem derselben erzählten mir zwei Frauen, daß sie „Missis" am vorhergehenden Morgen hätten vorübergehen sehen. In einem andern forderte mich ein Mann auf, seine Büchse in Ordnung zu bringen. Ich entgegnete ihm, daß ich mich auf dergleichen durchaus nicht verstände, daß ich ein Mann des Friedens sei, und am wenigsten jetzt den Gebrauch der Feuergewehre befördern möchte, wo man nur das Vergießen von Menschenblut damit bezwecke. Diese Antwort schien ihm eher zu gefallen, als ihn zu beleidigen.

Zuweilen kehrten wir, um von dem anstrengenden Marsch bei der glühenden Sonnenhitze auszuruhen, für eine Weile in einer Kaffernhütte ein. Nicht immer schenkte man uns eine freundliche Aufnahme, überall aber bestürmte man mich mit Fragen. Viele Orte fanden wir fast menschenleer, da die Einwohner zum größten Theil auf Raub, Mord und Plünderung ausgezogen waren; in andern sah man nur Schaaren häßlicher, schmutziger Kinder.

Doch der Leser wird eben so sehr nach dem Schluß meiner Reise verlangen, als ich selbst dies an jenem Tage that. Ich erlasse ihm daher die Schilderung der öden, kahlen Gebirge, die ich zu übersteigen, der sonnverbrannten, wasserarmen Steppen, die ich zu durchwandern hatte; eben so werde ich über die Gefühle, bald der tödtlichsten Angst, bald der aufjauchzenden Hoffnung schweigen, die an jenem Tage mit Fieberhast in mir wechselten. Es war gegen Abend; meine Füße waren wund und blutend vom langen Marsche, als wir, kaum noch eine Stunde von Chumie entfernt, eine tüchtige Strecke vor uns zwei weibliche Wesen zu entdecken glaubten, die denselben Pfad wie wir wandelten. Der Gedanke, die eine derselben könne meine Frau sein, durchzuckte mein Herz; meine Müdigkeit war verschwunden; ich eilte meinem Führer wie mit Windeseile voraus. Bei jedem Schritt vorwärts ward ich

meiner Sache mehr gewiß; schon erkannte ich meiner Frau Wuchs und Gang, schon die rothe Kopfbekleidung ihrer treuen Dienerin. Auch sie schienen mich zu bemerken, denn oftmals blieben sie stehen, sahen sich um und warteten eine Weile, wie um mir Gelegenheit zu geben, sie endlich zu erreichen.

Jetzt war ich nur noch eine kurze Strecke von dem Ziel meiner Reise entfernt und zugleich den beiden Frauen so nahe, um — o Entsetzen! — zwei Eingeborene in ihnen zu erkennen, die mit Matratzen, Kochtöpfen und andern Dingen beladen waren. Ich hätte in die Erde sinken mögen, als ich meinen Irrthum gewahr ward.

Als ich in Chumie eintraf, kamen mir eine Menge Leute theilnahmsvoll entgegen; keiner aber sprach mehr, als daß er mir einen „Guten Abend" wünschte. Hieraus erkannte ich deutlich genug, daß keine frohe Botschaft meiner harrte. In der That, meine Frau war nicht eingetroffen. Noch in derselben Nacht sandte ich zwei Frauen des Orts mit einem Brief an den Kommandanten von Fort White ab, in dem ich ihn ersuchte, die Flüchtige, wenn sie bei ihm einträfe oder eingetroffen sein sollte, unter seinen Schutz zu nehmen. Den beiden Frauen aber versprach ich reichen Lohn, wenn sie mir sie zuführten; denn eine Militairstation schien mir unter den jetzigen Umständen eben kein sicherer Aufenthalt. So brachte ich wiederum eine Nacht und einen Tag banger Erwartung zu. Es war einer der heißesten, die ich je erlebt; wie sehnlich wünschte ich, es möchte sich ein Gewitter zusammenziehen und seine erfrischenden Wasserschätze über die Erde ausgießen. Wieder brach der Abend an und wir begaben uns zur Ruhe, tief bekümmert, daß unsere Boten noch immer nicht zurückkehrten. Nach Mitternacht jedoch wurden wir herausgeklopft; sie waren endlich eingetroffen, aber, obwohl sie meine Frau auf Fort White gefunden hatten und am Morgen daselbst mit ihr aufgebrochen waren — allein. Was sich unterwegs ereignet, so wie alle übrigen Erlebnisse meiner Frau vom Tage unserer Trennung bis zu dem, wo sie mir endlich wiedergeschenkt ward, soll der Leser aus ihrem eigenen Munde vernehmen, wie sie es mir selbst später mitgetheilt hat:

Am Morgen nach meines Mannes Abreise — so beginnt die Erzählung der Frau Braun — und ehe ich noch mein Schlafzimmer verlassen hatte, kam eilend das Dienstmädchen und bat mich, einmal die Menge bewaffneter Kaffern in Augenschein zu nehmen, die an unserm Hause vorüberzögen. Verwundert fragte ich mich, welches die Ursache einer so auffallenden Erscheinung sein könne? Nicht lange jedoch sollte ich im Ungewissen darüber bleiben; denn noch ehe eine Stunde verging, erschien ein Bote Stock's bei mir, um anzufragen, ob mein Mann schon zurück sei. Ich ant-

wortete, daß ich ihn nicht unter mehreren Tagen zurück erwartete, worauf jener mir entgegnete, daß ich dann wohl nicht mehr in Petersdorf sein würde; ich sollte, so lautete der Befehl des Häuptlings, noch am selben Tage unsere Farm verlassen, denn das ganze Land sei in Aufruhr. Ich erwiederte, daß ich nicht ohne Vorwissen meines Mannes aufbrechen könne, und daß man mir wenigstens gestatten möge, nach ihm zu schicken. Dies ward mir endlich bewilligt; ich schrieb sogleich ein paar Zeilen und sandte einen Knecht damit ab, wobei ich Stock's Boten äußern hörte: es solle ihn wundern, ob der Mann jemals Chumie erreiche. Ehe sich der Kaffer entfernte, nahm er unverschämter Weise einen unserer Eßlöffel und weigerte sich frech, ihn wieder heraus zu geben, als ich ihn dazu aufforderte. Gegen Abend sandte Stock abermals vier bewaffnete Männer unter dem Vorwande, mich während der Nacht zu beschützen. Ich wies ihnen die Küche als Schlafstätte an. Es blieb jedoch Alles ruhig, und bald nach Sonnenaufgang entfernten sich die Leute, indem sie versprachen, Abends wieder zu kommen. Am Nachmittage hielten siebzehn bewaffnete Kaffern vor der Thür; ich fragte nach ihrem Begehr; sie aber äußerten nur ihre Verwunderung, mich in meiner Einsamkeit so ruhig und furchtlos zu finden, und ritten dann weiter. Nach Sonnenuntergang erschien der Häuptling selbst in Begleitung der vier Wächter. Auch er fragte, ob ich mich nicht fürchte. Ich erwiederte: „Nein", obwohl ich innerlich voll Sorge war, weder den Knecht noch meinen Mann zurückkehren zu sehen. Stock sagte jetzt, er würde mir ein Paar Ochsen verschaffen, da die unsrigen alle gestohlen seien; ich müßte am nächsten Morgen abreisen, dürfte aber nicht den kleinsten Gegenstand aus dem Hause entfernen; er selbst würde die Sorge dafür übernehmen. Dann wünschte er mir „Gute Nacht", und ging, wie er sagte, um mir Ochsen zu verschaffen. Dies Versprechen hielt er aber nicht einmal, sondern behauptete später, er hätte keine aufbringen können. Ich bereitete den vier Wächtern eine gute Mahlzeit und gab ihnen ihre Matratzen zum Schlafen. Sie verlangten aber diesmal im Speisezimmer statt in der Küche zu übernachten, und gaben nicht eher nach, als bis ich ernstlich mit dem Häuptling drohte. Ich brachte eine schlaflose Nacht zu; mehrmals ward heftig an der Hausthür gerüttelt; doch erfolgte weiter nichts. Nachdem ich gegen Morgen noch ein Weilchen eingeschlummert war, erweckte mich plötzlich der Ruf: „Missis!" und nicht wenig erstaunte ich, zwei Kaffern vor meinem Bett stehend zu finden. Sie gaben mir die Weisung, augenblicklich aufzustehen und mich zu entfernen. Ich erwiederte, daß ich bleiben wolle und daß ich überzeugt sei, sie würden mir nichts zu Leide thun.

„Was wäre Großes dabei?" lautete ihre Antwort. „Wissen

Sie nicht, daß andere Frauenzimmer genug ermordet worden sind?"

So mußte ich in ihrer Gegenwart aufstehen und mich ankleiden; ja, bald füllte sich mein Zimmer mit noch vielen andern Kaffern, die ihre Büchsen und Hassagayen an die Wand lehnten und bereits anfingen, einige von unsern Sachen fortzutragen oder zu zerstören. Ich ging hinaus, um anspannen zu lassen; aber ich fand Niemand, der meine Befehle ausführte; alle unsere Diener hatten die Farm verlassen. Ich wollte nun wenigstens das Nöthigste von meinen und meines Mannes Kleidern zusammenraffen; da packte mich einer der Kaffern beim Arm und stieß mich aus der Thür. Ich versuchte nochmals zurückzukehren, fand aber dieselbe rohe Behandlung.

Jetzt suchte ich den Häuptling auf, klagte ihm mit bittern Vorwürfen meine Noth und bat ihn, mich selbst nach meiner Wohnung zu begleiten und dem Unwesen zu steuern. Er seufzte tief und ging in der That mit mir; anstatt mir aber zu helfen, hieß er seine Leute, unsere Vorräthe von Mehl, Zucker und Kaffee nach seiner Behausung schaffen. Dann gab er mir zwei Frauen mit als Wegweiserinnen nach Fort White und hieß mich gehen. Bald brannte eine glühende Nachmittagssonne auf uns herab, und ich hätte sammt meinem Kinde verschmachten müssen, wenn nicht ein paar brave Kaffernmädchen, die uns begegneten und voll Mitleid die Erzählung unseres Unglücks anhörten, uns ein wenig Milch geschenkt hätten. Die feuchte kalte Nacht aber mußten wir ohne wärmende Kleidung unter freiem Himmel zubringen, denn erst am nächsten Vormittag erblickte ich das Ziel meiner unheilvollen Wanderung. Mit Freundlichkeit nahm man uns in Fort White auf und versprach mir Schutz und Obdach, bis ich mich gekräftigt haben würde, meinen Weg fortzusetzen. Nach Verlauf von zwei Tagen erschienen die zwei von meinem Mann abgesandten Frauen, um mich in das Haus meiner Eltern abzuholen. Gern wäre ich sogleich mit ihnen aufgebrochen, aber der ununterbrochene Lärm von Feuerwaffen, den man von allen Seiten vernahm, hielt mich noch zurück.

Endlich war wieder Ruhe eingetreten, und nun machten wir uns eilend auf den Weg. Wir waren indessen höchstens eine halbe Stunde weit gekommen und hatten uns eben unter einen Baum gesetzt, um einen Augenblick zu rasten, als plötzlich eine der Frauen ausrief:

„Da sind die Eingebornen!"

Wirklich waren wir in wenig Sekunden von zwölf bewaffneten Kaffern eingeschlossen, die sich in einer Weise, welche sich nicht beschreiben läßt, über uns herwarfen. Noch immer schwebt mir

das wilde Antlitz des einen vor, der seinen Hassagay an meine nackte Brust legte, und noch immer begreife ich nicht, was ihn abhielt, mich damit zu durchbohren. Ich war zu Tode erschreckt.

„O," rief ich, „schone meiner!"

Drei der Männer hielten mich, zogen mich aus und ließen mir nichts als mein Hemd und einen Rock. Eben so verfuhren sie mit den andern Frauen. Nach ein paar Augenblicken kehrte der Eine zurück, um mir auch das Letzte noch abzunehmen, wenn ich nicht, wie er sagte, mein Geld herausgäbe. Sogleich sprang die eine der Frauen herzu, riß mich aus seinen Händen und schrie:

„Was willst Du noch, Bösewicht; hast Du ihr nicht Alles schon genommen?"

Da ließ er mich los, ergriff statt dessen sie und entfernte sich nicht eher, als bis er der Armen auch noch ihr letztes Tuch vom Kopfe gerissen hatte. Darauf eilte er seinen Gefährten nach, indem er uns aus der Ferne noch zurief:

„Nehmt Euch in Acht; Ihr werdet noch vielen Kaffern begegnen!"

Voll Entsetzen wagte ich keinen Schritt weiter zu thun, sondern kehrte zurück nach Fort White. Hier bemerkte man mich schon von Ferne, und war freundlich genug, mir ein Kleid zu schicken, in das ich mich einhüllen konnte. Mehrere Tage hindurch ward die Ruhe nicht unterbrochen. Eines Morgens aber hieß es auch hier:

„Die Kaffern kommen!"

Ein Blick hinaus überzeugte uns von der Wahrheit dieser Worte; der Feind kam in vier verschiedenen Richtungen und großer Anzahl von den Höhen hernieder. Bald begann das Feuern; Niemand kann mir die Schrecknisse dieses Tages nachempfinden; drei feindliche Kugeln drangen allein in das Zimmer ein, in welchem ich mich befand, aber, Dank dem Himmel! ohne Jemand zu beschädigen. Einundfünfzig Kaffern wurden an diesem einzigen Tage vor ihren ewigen Richter befördert. Einer derselben trug einen Rock meines Mannes, ein anderer eines seiner Hemden, ein dritter mein bestes seidenes Kleid. Man forderte mich auf, die Todten zu besichtigen, aber ich lehnte es ab. Am Nachmittag, noch während der Feindseligkeiten, zog sich ein schweres Gewitter über uns zusammen; da endlich ließ der Kugelregen nach, und die Kaffern verschwanden einer nach dem andern. Von unserer Mannschaft war wie ein Wunder des Himmels Niemand geblieben; nur ein einziger war leicht verwundet.

Am folgenden Morgen erschienen abermals zwei Frauen im Auftrage meines Mannes, um mich abzuholen. Ein in der Nähe

von Fort White wohnender Kaffer, Namens Daniel, der an den Feindseligkeiten keinen Theil genommen hatte, erbot sich freundlich, uns zu begleiten und über meine Sicherheit zu wachen. In einem der Kafferukraale, die wir auf unserm Wege passiren mußten, ließ er uns ein gutes Mahl zubereiten; in einem andern verschaffte er uns ein Unterkommen für die Nacht. Mehrmals stießen wir auf Trupps kriegerischer Kaffern; die meisten aber, sobald sie Daniel erkannten, waren freundlich und zuvorkommend gegen mich. Drei solcher wilden Gesellen gingen ein tüchtiges Stück Weges mit uns und sprachen über den Zustand des Landes.

„Ist Fort White ein starker Posten?" fragte mich der eine.

„Ich verstehe nichts davon!" entgegnete ich; „aber warum thust Du mir diese Frage?"

„Weil wir es niederbrennen wollen!" lautete seine entschiedene Antwort.

„Das werdet Ihr nicht im Stande sein," sagte ich.

„Wir werden es versuchen!" entgegnete er.

Bald darauf kamen zwei andere mit Büchsen bewaffnete Kaffern in Hast auf uns zu. Zum Glück war Daniel auch ihnen bekannt; denn ohne das, versicherten sie, würden sie uns rein ausgeplündert haben. Der eine besonders war ein wüthender Barbar; ich sei seine Feindin, schrie er mich an; denn ich sei weiß, und er würde mich am liebsten gleich niederschießen. Daniel erzählte ihm, wer ich sei und daß ich mich zu den Predigern nach Chumie begeben wolle. Er aber erwiederte:

„Wer sind die Prediger? Ich frage nichts nach ihnen; ich hasse sie, wie ich alle Weißen hasse. Warum sind sie über's Meer gekommen, das Gott zwischen sie und uns gesetzt hat? Warum sind sie nicht auf ihrer Seite des Wassers geblieben? Ein Glück für die weiße Frau, daß sie den Daniel bei sich hat, den ich kenne, sonst hätte ich sie ohne Gnade niedergeschossen!"

Ich athmete leichter, als der Bösewicht uns wieder verlassen; von nun an setzten wir unsere Reise unbehindert fort, und glücklich erreichte ich endlich das Haus meiner Eltern.

II.

Eine Tour durch die Kapkolonie.

Ich erspare dem Leser die ferneren Einzelnheiten eines Krieges, der bald um so blutiger ward, als auch die Fingos sich zur Theilnahme an demselben entschieden. Dieses noch nicht erwähnte Volk besteht aus den Ueberresten mehrerer verschiedener Stämme, die durch ihre östlichen Nachbarn besiegt und aufgerieben, einst bei den Kaffern Zuflucht suchten. Letztere machten sich die hülflose Lage jener zu Nutzen; sie nahmen sie zwar bei sich auf, wiesen ihnen aber die verächtlichste und erniedrigendste Stellung an und behandelten sie mit einer Grausamkeit und Härte, wie sie selbst bei den Sklavenhaltern der Weißen unerhört ist. Dies deutet schon der Name „Fingo" an, den sie ihnen beilegten, und der in der Sprache der Kaffern einen räudigen Hund bedeutet. Die Fingos sind den Kaffern in ihrer Sprache und in ihrem Aeußern übrigens vollkommen gleich; nur haben sie eine sanftere Gemüthsart und sind fleißiger, geschickter und erfindungsreicher. Durch die Engländer wurden sie aus der Gewalt ihrer grausamen Beherrscher befreit und wieder in eine unabhängige Stellung eingesetzt, in welcher sie bald zu einem zahlreichen und kräftigen Stamm heranwuchsen. Sie betrachteten sich selbst gewissermaßen nun als englische Unterthanen, mußten einen jährlichen leichten Tribut zahlen und erhielten dafür so viel, zum Theil den Kaffern abgewonnenes Land, als sie für sich und ihre Heerden brauchten.

Es schien zuerst bei Ausbruch des Krieges zweifelhaft, ob nicht unter diesem Volk durch Kaffern und Hottentotten bereits der Same der Zwietracht und des Hasses gegen die Weißen gesäet und aufgegangen sei, und ob sie sich nicht vielleicht mit jenen im Verein gegen diese erheben würden. Die Kaffern selbst schienen kaum daran zu zweifeln, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie sich in ihrem noch immer nicht verrauchten Zorn gegen ihre frühern Sklaven nicht zu allerlei Feindseligkeiten hätten hinreißen lassen. So hatte z. B. vor nicht langer Zeit ein Kaffernhäuptling aus einem Fingokraale in der Nähe von Chumie zweihundert Stück des besten Viehs geraubt; so waren eben daselbst ein paar friedliche Fingos von Kaffern in einen Hinterhalt gelockt, ausgeplündert und ermordet worden. Da sie sich in dem allgemeinen Kriege nun endlich für die Engländer entschieden, so brüsteten jene sich mit hochmüthigen Reden, wie z. B. daß e i n Kaffer hinreichend sei, um zehn Fingos in die Flucht zu jagen, während die Ge-

schichte des Krieges späterhin eher das Gegentheil bewies. Gewiß ist, daß durch diese Allianz die Wuth der Kaffern auf's Aeußerste gereizt ward, und daß es auf beiden Seiten zu den blutigsten Excessen kam. Ein Wunder war es daher, daß unser Häuflein in Chumie noch immer unangefochten blieb. Der Krieg währte nun schon ein volles Jahr; rings um uns her waren alle Colonien der Weißen niedergebrannt und zerstört; heimlich und öffentlich wurden die schauerlichsten Mordthaten und Räubereien verübt, und wir weilten noch immer in Chumie. Da indessen kein Ende dieses wüsten Treibens abzusehen war, so gaben wir endlich den Mahnungen der Regierung nach, unsern gefahrvollen Aufenthaltsort zu verlassen, und bis zur wiederhergestellten Ruhe und Sicherheit nach der Kapkolonie überzusiedeln. Nur unter starker militärischer Bedeckung war dies bei dem Zustande des Landes möglich, und so sah ich denn nach einer fast zweijährigen Abwesenheit die Kapstadt wieder, arm geworden fast an allen äußern Besitzthümern, aber um tausend Erfahrungen bereichert. —

Nachdem ich indeß meine Familie hier in Sicherheit wußte, ward mir selbst die unfreiwillige Unthätigkeit, in welcher ich nun schon längere Zeit lebte, bald lästig. Ich wollte mir so schnell wie möglich wieder einen Wirkungskreis verschaffen, mich nach einer neuen Farm umsehen, und benutzte daher die Einladung eines Freundes, ihn auf einer Reise durch das Land zu begleiten.

Nach eintägigem Ritt erreichten wir den ersten großen Gebirgszug, welcher die Kapkolonie von dem Innern des Landes trennt, und der nur auf einem einzigen steilen Paß zu überschreiten ist. Wir brachten die Nacht am Fuß des Gebirges zu, und die Sonne stand am andern Morgen schon hoch über dem Horizont, als wir die Höhen zu erklimmen begannen. Die feuchten Nebel, welche uns bisher die ganze Aussicht verfinsterten, zerstreuten sich jetzt, und als wir den Gipfel des Passes erreichten, war Alles schön und heiter, und ein wolkenloser Himmel spannte sich über die blühende Erde aus, so weit das Auge blickte. Zur einen Seite erhob sich der majestätische Tafelberg, während auf der andern friedliche Dörfer lagen, umgeben von fruchtbaren Weingärten und Orangenpflanzungen. Mit Entzücken schweifte das Auge über den Reichthum des Landes dahin. Aber nicht lange sollten wir dieses heitern Anblicks genießen. Wir hatten kaum wenige Schritte bergab in dem engen Paß zurückgelegt, da wandte ich mich um zu einem letzten Scheidegruß. Schon aber verdeckten vorspringende Felsen mir die Aussicht und warfen finstere, unheimliche Schatten über den Abgrund unter uns. Hier herrschte ein tiefes Schweigen, nur zuweilen unterbrochen von dem Brausen eines Bergstromes oder dem Rauschen des Windes. Wir hatten einen höchst beschwer-

lichen Weg. Oftmals mußten wir absteigen und unsere Pferde über das steinige Geröll führen, das unsern Pfad verengte, und wir verzweifelten fast daran, ob wir ein Obdach zur Nacht erreichen würden. Wirklich war die Sonne bereits untergegangen, als endlich das Gebirge hinter uns lag, bald darauf aber befanden wir uns unter dem gastlichen Dach eines uns befreundeten Farmers.

Nach unserm anstrengenden Ritt über das Gebirge war es uns eine sehr angenehme Abwechselung, nach wenig Tagen in die berühmte weite Ebene des Kaplandes, die Karoo, zu gelangen. Der Boden derselben besteht aus Thon und Sand, und im Sommer dörrt ihn die Sonne fast bis zur Härte der gebrannten Ziegeln. Alle Vegetation erstirbt dann, und die Samenkörner und Wurzeln der Pflanzen liegen wie todt unter der harten Erdrinde. Kaum aber tritt die Regenzeit ein, und die Erde saugt die fruchtbringende Nässe auf, so durchbrechen Tausende von Hälmchen und Stengelchen den erweichten Boden, und in wenig Tagen ist das weite Land mit einem grünen, blumendurchwirkten Teppich überzogen. Die Luft füllt sich mit berauschenden Düften, und ganze Heerden hochbeiniger Strauße und wandernder Antilopen beleben die Einöde. Nur wenig Wochen aber währt diese Frühlingspracht der Karoo; die Tage werden immer länger und länger; die Sonne steigt höher und höher; die Hitze wird immer unerträglicher. Die kaum ent-entfalteten Keime und Blüthen verdorren; die Quellen und Bäche versiegen, und bald zeigt die weite Ebene nichts mehr als einen schwärzlichen Staub, die Reste der abgestorbenen Pflanzen, auf ihrem harten röthlichen Boden.

Die einzigen lebenden Wesen, deren wir ansichtig wurden, waren einige Strauße. Achtzehn oder zwanzig dieser Vögel spazierten einmal in nicht zu großer Entfernung von unserm Wagen; kaum aber bemerkten sie uns, als sie auch schon in größter Eile verschwanden.

Wir reisten jetzt bei einem Thermometerstand von 59° im Schatten, einer Temperatur, die man in jenem Theil der Erde noch als günstig und angenehm betrachten darf; der Weg aber war zum Theil so schlecht, daß wir nur äußerst langsam vorwärts kamen. Einmal wählten wir deshalb unsern Pfad in dem ziemlich seichten Bett eines Flusses, wo vor kurzer Zeit erst durch das Platzen einer Wasserhose eine Anzahl von Personen das Leben verloren hatten. Ein anderes Mal wollten wir, um das am Tage Versäumte einzubringen, unsere Reise auch bei Nacht fortsetzen, wozu ein klarer, heller Mondenschein noch ganz besonders einzuladen schien. Wir waren jedoch noch keine Stunde weit gekommen, als unser Kutscher den Wagen in ein tiefes Sandlager fuhr. Die

Ochsen waren nicht im Stande ihn herauszuziehen, so daß wir endlich unsere Spaten zur Hand nehmen und ein Geleise graben mußten, auf dem wir nach dreistündiger Arbeit das Fuhrwerk wieder auf den richtigen Pfad schafften. Kaum hatten wir dies Hinderniß überwunden, als wir schon wieder in eine ähnliche Verlegenheit geriethen, so daß wir endlich das Reisen bei Nacht aufgaben. Und doch war in Folge stattgehabter Regengüsse der Weg jetzt noch verhältnißmäßig gut; bei großer Dürre zeigt der Boden der Karoo oft weite Sprünge und Risse, in denen die Wagen und das Zugvieh sehr leicht zu Schaden kommen. Bei heftigem Regen- und Hagelwetter überstiegen wir sodann den „Neufelder Gebirgszug"; die Spitzen der Berge fanden wir mit Schnee bedeckt, während um Mittag der Thermometer 47° anzeigte. Da das Unwetter anhaltend zu werden drohte, so kehrten wir für ein paar Tage in der Farm eines holländischen Booers, Namens Bonartin, ein, für dessen Sohn, einen vierzehnjährigen Knaben, wir aufrichtiges Mitleid empfanden, da derselbe während dieses stürmischen Wetters in einer leichten Strohhütte seines Vaters Schafe während der Nacht vor den Angriffen der Raubthiere hüten mußte, die um diese Zeit ganz besonders gefährlich sind. Dennoch waren in der vorhergehenden Nacht mehreren Schafen durch Schakale die Schwänze abgebissen worden; einige hatte der Lämmergeier geraubt; derjenigen gar nicht zu gedenken, die vor Kälte umgekommen waren.

Bonartin und seine Frau schienen gastfreundliche Leute zu sein; aber ihr Haus war ein Bild des Elends. An der einen Seite des Gebäudes fehlte das Dach ganz und gar, und an der andern war es so beschaffen, daß wir kaum ein brennendes Licht auf dem Tisch erhalten konnten, wegen des eindringenden Regens und Windes. Ueberall schien es am Nöthigsten zu fehlen. Außer den Eltern bestand die Familie aus zehn Kindern, deren ältestes jener vierzehnjährige Bursche war. Der Mann erzählte uns seine traurige Geschichte. Er hatte vor zwei Jahren wegen der unablässigen Räubereien der Buschmänner, die ihn sogar mehrmals mit ihren vergifteten Pfeilen fast um's Leben gebracht, eine viel bessere Farm verlassen müssen. Einst war er mehrere Tage entfernt gewesen; bei seiner Rückkehr bemerkte er, daß eine große Anzahl von Geiern sein Haus umkreisten, und als er näher kam, sah er acht seiner Pferde am Boden liegen, die in seiner Abwesenheit von den Buschmännern getödtet worden waren. Seine Schafe und Böcke hatten sie fortgetrieben; die Pferde waren wohl in der Absicht getödtet worden, um jeden Versuch der Verfolgung unmöglich zu machen.

Bevor wir unsere Reise weiter fortsetzten, benutzten wir die

günstige Gelegenheit, die in der Nähe befindlichen berühmten Cango-höhlen in Augenschein zu nehmen. Diejenigen, welche die Höhlen von Elora und Elephante kennen, versichern, daß jene diese noch an Umfang und Großartigkeit übertreffen. Sie sind von der Natur allein gebildet und gehören zu den staunenswerthesten Wundern der Schöpfung. Unser Weg führte durch einen Engpaß, zwischen zwei Reihen himmelhoher Felswände und am Ufer eines Bergstromes entlang, der bald sanft und ruhig dahin plätscherte, bald mit wildem Ungestüm in unabsehbare Abgründe stürzte und für eine Zeitlang in tiefer Finsterniß dem Auge verschwand. Mit großer Vorsicht mußten wir ihn, wie sein gewundener Lauf es erheischt, zu wiederholten Malen durchwaten. Die ganze Scenerie gehört zum Großartigsten, das man sehen kann; ungeheure Erdrevolutionen müssen hier gewirkt haben; viele der Felsen sind umgestürzt, andere sind in tausend Splitter zerborsten. Fast alle tragen eine reiche Vegetation; hauptsächlich sieht man Mimosa-Gesträuch mit den langen, scharfen Dornen. Dazwischen wuchern herrliche rothe Geranien, Christpalmen und eine Art stark duftenden Hollunders. Nachdem wir zwei Stunden auf diesem Wege zurückgelegt, kamen wir zu einem offnen Raum und an das Gehöft eines Farmers, in dessen Besitz sich jetzt die merkwürdigen Höhlen befinden. Es war schon Nachmittag, als wir anlangten, und er war mit einem so späten Besuch der Höhlen nicht recht einverstanden. Da unsere Zeit aber drängte, so willigte er endlich ein. Rasch labten wir uns an einer Tasse Thee, bestiegen dann unsere Pferde von Neuem, und bald standen wir vor dem Eingang der Höhlen am Abhang eines Kalksteingebirges. Der Eingang ist weit und imposant, hoch und geräumig, wie es sich für das Portal eines derartigen unterirdischen „Krystallpalastes“ gebührt. Wir zündeten hier ein Feuer an und versahen uns mit langen Bambusrohren, auf deren Spitzen wir Kerzen befestigten. Zuerst betraten wir einen langen, engen und dunklen Gang, in welchem wir uns unmittelbar hinter unsern Führern hielten, deren brennende Lichter in der That das Einzige waren, das wir unterscheiden konnten. Am Rande eines gähnenden Abgrundes in Mitten einer greifbaren Finsterniß standen wir endlich still; eine Leiter wurde hinuntergelassen und wir stiegen hinab. Mit höchster Vorsicht, mit der einen Hand die Stufen der Leiter fassend und unser freundliches Lichtchen mit der andern haltend, erreichten wir glücklich die dreißig Fuß unter jenem Gange gelegenen tieferen Regionen, wo unsere unterirdische Wanderung begann. Aus einem weiten Raum gelangten wir in den andern, erfüllt von Bewunderung, Ueberraschung und Ehrfurcht. Viele der Räume oder Säle, wenn ich mich so ausdrücken darf, waren dreißig, vierzig, fünfzig, ja sechzig Fuß

hoch. Ihre Ausdehnung war nicht mit einem Blick zu übersehen; dazu würde eine unendliche Anzahl von Fackeln erforderlich gewesen sein.

Viele der Säle sind mit Millionen von Stalaktiten angefüllt, die in den verschiedensten Formen von der Decke bis zum Boden herniederreichen. Einige derselben überraschten nur durch ihre Kolossalität, andere zeigten bewundernswürdige Schönheit der Formen; bald glichen sie prächtigen cannelirten oder gewundenen Säulen, bald schienen sie Pflanzenformen nachzuahmen; hier bildeten sie Nischen, Statuen und Karnieße, dort glaubte man die Pfeifen einer ungeheuern Kirchenorgel vor sich zu sehen. Manche Exemplare waren von blendender und glänzender Weiße; andere vollkommen durchsichtig. Doch es ist unmöglich, sich in eine Beschreibung von Einzelnheiten einzulassen; es läßt sich nur sagen, daß der Eindruck des Ganzen von der großartigsten Wirkung war. Man fühlte sich in eine Region versetzt, wo das Schweigen ungezählter Jahrhunderte und Jahrtausende herrschte.

Nichts in der Natur ist mit diesem Wunderbau der Schöpfung zu vergleichen, und kein Werk der Menschenhände kann damit wetteifern. Der Prozeß der Krystallisation geht an vielen Stellen noch immer vor sich; an andern ist bereits Abnahme und Verfall eingetreten. Hier wird der Tropfstein äußerlich zuerst feucht und klebrig; das feste Zusammenhalten der Atome hört auf; der Stein zerbröckelt und wird allmählich zu Staub. Einer der Räume, das „Sandzimmer“ genannt, ist wie mit feinem Sande, den Ueberresten früherer Stalaktiten, bestreut; seine Farbe ist theils blendend weiß, theils strahlend roth.

Gegen fünf Uhr verließen wir die Höhlen, kehrten nochmals in das Haus des Farmers zurück und setzten dann unsere Reise fort. Ich hatte jetzt einen Hottentotten, Namens Klaas, in meine Dienste genommen, der ein guter Schütze war. Er machte mich auf ein Paar „Klippenspringer“ aufmerksam, die eben den Gipfel eines Berges erklimmen wollten, nahm dann mit meiner Erlaubniß seine Büchse zur Hand und verfolgte das Wild. Wir erlegten zwei schöne Exemplare, und ich fand, daß das Thier mit der Gemse unserer Alpen eine große Aehnlichkeit hat. Wie diese bewohnt es nur die höchsten, unzugänglichsten Bergregionen in der Nachbarschaft der Adler, Geier und anderer Raubvögel, denen seine Jungen daher oft zur Beute werden. Seine Farbe ist der der Felsen so ähnlich, daß es, außer wenn es in Bewegung ist, der Beobachtung selbst des wachsamsten Jägers entgeht, eben so wie es durch seine überraschenden Sprünge von Klippe zu Klippe vor der Verfolgung der Hunde sicher ist. Sein Haar ist wohl zwei oder drei Zoll lang und bietet, indem es wagerecht vom Körper absteht,

gleichsam ein natürliches Polster gegen die Verletzungen durch die spitzen Felsen.

Nach ein paar Tagen gelangte ich in den Distrikt „Winterfeld“ und zu der Farm eines gewissen Jakobs, der als einer der bedeutendsten Viehzüchter der ganzen Kapkolonie galt. Er besaß neben zahlreichen Rinderheerden und anderm Vieh über zehntausend Schafe, und es war eine Freude, die prächtigen Thiere Abends in ihre Hürden heimkehren zu sehen, und die Gier zu beobachten, mit welcher sie auf das Wasser zustürzten, nachdem sie den ganzen Tag über in der dürren Steppe gewesen waren. Der Ort, an welchem die Farm gelegen, trug den Namen „Löwenbrunnen“ wegen der großen Zahl von Löwen, die sich in der Nachbarschaft aufhielten, und während der trocknen Jahreszeit hier zur Tränke zu kommen pflegten. Dieser Umstand schien Jakobs indessen wenig zu bekümmern; seit er sich in Besitz dieser Farm befand, die sein Vorgänger lediglich aus diesem Grunde verlassen hatte, war er einer der berühmtesten Löwenjäger des Landes geworden. Er hatte nicht weniger als zweihundert Löwen geschossen, von denen einmal acht auf einen Tag kamen. Ich selbst genoß nicht die Ehre, die Aufmerksamkeit des Königs der Thiere auf mich zu ziehen. Ich kam in friedlicher Absicht, und sie gestatteten mir freien Durchzug. Doch hörte ich folgenden Vorfall, der sich unlängst noch ereignet hatte:

Drei Männer und ein Knabe lagen und schliefen in freier Luft; letzterer und einer der ersteren etwas seitab vom Wege und eingehüllt in warme Tücher. Da erschien plötzlich ein Löwe und trug beide sammt der Umhüllung davon. Es gelang ihnen indessen zu entwischen, indem sie das Unthier im Besitz ihrer warmen Decken ließen, und sich zu ihren Gefährten zurückzuschleichen. Während der Mann noch in der Erzählung des Abenteuers begriffen war, kam aber auch der Löwe schon wieder daher, warf sich auf ihn, packte ihn im Nacken und tödtete ihn. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit zu rufen: „Schießt! Schießt!“ Seine Gefährten folgten dieser Aufforderung, trafen den Löwen in die Brust und entkamen glücklich alle Drei. Da sie jedoch noch mehr Raubthiere in der Nähe vermutheten, so kehrten sie erst am nächsten Morgen zurück, um den Leichnam ihres Freundes zu beerdigen; aber es fand sich, daß er sowohl, als auch der Leichnam des erschossenen Löwen während der Nacht von den Raubgenossen des letztern verzehrt worden war.

Das Fell des ersten Löwen, den er getödtet, lag als Decke über das Bett Jakobs gebreitet, und nach der außerordentlichen Größe, so wie nach der Länge der Mähne zu urtheilen, mußte es ein schönes, edles Thier gewesen sein. Jakobs hatte nämlich eines

Morgens einen Knecht hinausgeschickt, um sein Pferd von der Weide zu holen. Derselbe kehrte aber mit dem Bescheid zurück, das Pferd liege am Boden und noch „Etwas“ daneben.

„Dann,“ hatte der Farmer erwiedert, „weiß ich schon, was das „Etwas“ ist,“ nahm augenblicklich seine geladene Büchse von der Wand, bestieg ein zuverlässiges Pferd und begab sich an den Ort, wo es ihm glückte, die Seite des Ungeheuers mit drei Kugeln zu durchbohren.

Jakobs theilte mir mit, daß er in wenig Tagen eine Reise nach dem Orangefluß zu unternehmen gedenke, um dort Bauholz zu fällen; dem Theil des Landes nämlich, wo seine Farm liegt, fehlt es dazu gänzlich an geeigneten Bäumen. Da mein Reisegefährte nicht übel Lust hatte, sich an diesem Ausflug zu betheiligen, so schloß auch ich mich an. Bald waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und mit mehreren Fuhrwerken, einer Anzahl tüchtiger Hunde, einem Extragespann von Ochsen und mehreren Schafen zu unserm Lebensunterhalt versehen, brachen wir auf. Unser Weg führte über eine weite Ebene, die hier und da mit Buschwerk und lieblich blühendem Haidekraut bewachsen war, und der eine große Menge mannigfaltigen Wildes, als Springböcke, Quagga's, Gnu's, Strauße ꝛc. ein ungemein lebendiges Ansehen verlieh. Wir reisten immer in nördlicher Richtung, wo wir bald auf den Brackfluß trafen, dessen Wasser so salzig ist, daß selbst die Ochsen es verschmähten, obwohl sie seit vielen Stunden und bei einer glühenden Sonnenhitze ihren Durst nicht hatten löschen können.

Schon als wir am dritten Tage unserer Fahrt Abends am Ufer eines Baches unser Nachtquartier aufschlugen, zeigte es sich, daß unser Vorrath an Schafen sich beträchtlich vermindert hatte; mehrere waren in Folge der großen Hitze gestorben, und die übrigen waren aus demselben Grunde nicht im Stande, uns weiter zu folgen. Hatten sich doch selbst unsere Hunde einer nach dem andern davon gemacht, wahrscheinlich um unter irgend einem Busch Schatten und Kühlung zu suchen. Wir hofften, daß sie sich während der Nacht wieder bei uns einstellen würden, aber sie waren und blieben verloren. Unsere Wagen fuhren wir der Art auf, daß sie einen kleinen viereckigen Raum umschlossen, in welchem wir unser Vieh unterbrachten; die Löwen aber suchten wir durch angezündete Feuer von uns abzuwehren, wiewohl Jakobs versicherte, daß, wenn sie wirklich vom Hunger getrieben würden, weder dies noch irgend ein anderes Mittel sie abschrecken könne. Wegen der außerordentlichen Reinheit der Atmosphäre schienen Mond und Sterne mit einer Klarheit und einem Glanz, wie sie eben nur in diesem Theil der Welt zu beobachten sind.

Am nächsten Tage — wir befanden uns noch immer in der Ebene, die hier mit hohem Grase bedeckt war — hielt Jakobs plötzlich seinen Wagen an und rief:

„Ein Gemsbock!"

Ich ergriff sogleich mein Telescop und erblickte ein herrliches Thier, das in einiger Entfernung von uns stand und unsere Karavane zu beobachten schien. Augenblicklich sattelten wir unsere Pferde und befahlen Klaas, meinem Hottentotten, auf einem Umwege das Thier zu umgehen und wo möglich uns entgegen zu treiben. Es jagte zuerst in wilder Hast davon; da es sich aber von allen Seiten eingeschlossen sah, wandte es sich plötzlich wie zum Kampf gegen den Hottentotten, der noch immer einen weiten Vorsprung vor uns hatte.

Ich selbst war etwa noch hundert Schritt von dem Thier entfernt, da sprang ich vom Pferde, gab Feuer und todt lag es am Boden. Sobald wir es erreicht hatten, begann Jakobs eine Drüse an seinem Halse von der Größe eines Eies zu untersuchen, nach welcher er im Stande war, die Güte des Fleisches zu beurtheilen. Wir waren noch nicht fertig mit dem Ausweiden und Zerlegen, als sich auch schon ein Schwarm von Geiern über uns versammelte, ein Umstand, der mich um so mehr in Erstaunen setzte, als die Ebene sich in unabsehbarer Weite ausdehnte und, bevor wir das Thier geschossen hatten, auch nicht ein einziger Vogel an dem ganzen Rund des wolkenlosen Himmels zu entdecken gewesen war.

Bald machte sich uns der Mangel an Wasser sehr fühlbar. Unsere Leute verfolgten eifrig die Spuren wilder Thiere in der Hoffnung, daß sie zu einer Quelle führen möchten; aber sie täuschten sich; alle waren versiegt. Das nächste größere Gewässer, das sich auf unserm Wege finden sollte, war noch acht Stunden entfernt, und sollte auch dieses ausgetrocknet sein, so durften wir vor unserer Ankunft am Orangefluß auf keine Abhülfe dieses dringendsten Bedürfnisses rechnen. Gegen Abend kamen wir an eine Stelle, in deren Nachbarschaft Jakobs bei früheren Gelegenheiten die Schlupfwinkel von Löwen entdeckt hatte. Er schlug also vor, hier Halt zu machen, um besser vor ihnen auf unserer Hut sein zu können. Da aber der allgemeine Wunsch unserer Gesellschaft vorwärts drängte, so gab er nach, und unser Zug setzte sich wieder in Bewegung. Plötzlich schienen die Ochsen Löwen zu wittern, vor denen sie eine große Furcht haben; sammt den Wagen fuhren sie in alle vier Weltgegenden auseinander, und es kostete mehrere Stunden und viel Mühe, ehe die so zerstreuten Fuhrwerke wieder beisammen waren.

Wir hatten jetzt die acht Stunden zurückgelegt und von einer Anhöhe aus überschauten wir das Land. Aber nichts von Wasser

ließ sich entdecken; der lang ersehnte Pfuhl war zu unserer großen Betrübniß eben so trocken, wie der übrige Boden der weiten Steppe. Unsere armen Ochsen waren vor Durst und Ermüdung nahe daran, umzufallen; dennoch setzten wir unsere Reise sogleich fort. Endlich um die Mittagszeit des nächsten Tages zeigte sich uns der viel gefeierte Orangefluß, dessen Wasser ungewöhnlich hoch und voll war. Der Anblick dieses breiten und schönen Stromes unter den obwaltenden Umständen ist über alle Beschreibung, und nur derjenige kann unsere Freude nachempfinden, der wie wir eine mühselige Reise durch die dürre, wasserlose Wüste unter den sengenden Strahlen einer afrikanischen Sonne kennen gelernt hat. Da es unmöglich war, die Wagen die steilen Ufer hinunter in den Schatten der Weiden zu bringen, die in dichter Menge die beiden Ufer einfaßten, so mußten wir sie im Sande stehen lassen. Das Vieh aber, sobald es ausgespannt war, stürzte mit Gier zu dem Wasser hinab, um seinen wüthenden Durst zu stillen; voller Ungeduld, das wohlthuende Element so recht aus dem Grunde zu genießen, tauchten sie mit dem ganzen Körper hinein, und der eine von unsern Ochsen blieb so lange darin, daß er in Folge der heftigen Erkältung noch während der Nacht starb.

Einige Buschmänner, die unsere Ankunft vom gegenüber liegenden Ufer aus beobachtet hatten, kamen am nächsten Morgen herübergeschwommen; mit Neugier sahen sie zu, wie wir die Haut des gefallenen Ochsen abzogen und zeigten dann den dringenden Wunsch, sein Fleisch zu besitzen. Da wir dies gern gestatteten, so suchten sie ihren Schatz möglichst rasch in Sicherheit zu bringen, indem sie eiligst damit zurückschwammen; sogleich folgte wieder ein großer Schwarm von Geiern und andern Raubvögeln ihrer Spur und zeigte uns noch lange die Richtung an, welche jene drüben eingeschlagen hatten.

Da die Arbeiten des Farmers Jakobs am Orangefluß voraussichtlich mehrere Tage in Anspruch nahmen, so wollte ich mit meinem Freunde inzwischen die sogenannte „Griqua-Stadt“ besuchen, die wir in nicht allzu großer Entfernung von hier vermutheten. Wir erkundigten uns vielfach danach bei den Buschmännern, die sich bald genug wieder einfanden, um zu sehen, ob nicht vielleicht noch einer unserer Ochsen gestorben sei. Sie hatten jedoch nie von einem solchen Ort gehört, und erzählten nur, daß eine Tagereise weit an der andern Seite des Flusses der „große Kraal“ ihres Häuptlings liege, wenn wir den vielleicht meinten. Wir beschlossen den Versuch zu wagen. Das Erste mußte sein, unsere Pferde über den Fluß zu transportiren, der an dieser Stelle wohl vierhundert Ellen breit sein mochte und einen äußerst raschen Lauf hatte. Die Buschmänner waren sehr ängstlich beim Hinüber- und

Herüberschwimmen, indem sie behaupteten, hier sei das „böse Wasser", das oft die Leute ertränke; weiter oben aber sei das „gute Wasser", und da wollten sie gern unsere Pferde hinüberbringen. Zur Ueberfahrt für mich und meinen Freund machten sie aus abgeschälten Baumstämmen eine Art Floß, das zwar etwas weit stromabwärts trieb, auf dem wir aber dennoch glücklich landeten. Einen der Buschmänner nahmen wir sodann als Wegweiser in unsere Dienste.

Wir waren den ganzen Tag über geritten und begannen eben, da es bereits dunkelte, uns nach einer passenden Stelle für unser Nachtlager umzusehen, als das scharfe Auge des Buschmannes den flackernden Schein eines Feuers durch das Gebüsch entdeckte. Er stieg augenblicklich ab und horchte und spähte mit größter Vorsicht umher; aber der einzige Laut, der die tiefe Stille der Haide unterbrach, war das Brüllen von Rindern, die in unserer Nähe weideten. Er schien besorgt, daß wir auf irgend einen Hottentottenstamm treffen möchten und wünschte, daß wir uns unbemerkt vorüberstehlen könnten. Da ich indessen seine Befürchtungen nicht theilte, so ging ich auf den Schein des Feuers los und stand plötzlich vor einer Gesellschaft von Eingebornen, die schlafend um die verlöschende Gluth eines Feuers lagen; ihre Büchsen hatten sie an ihrer Seite in Bereitschaft für den Fall einer Ueberraschung. Da — ein ungewöhnlicher Fall bei diesem Volk — keine Hunde zugegen waren, so konnten wir die Gruppe betrachten, ohne ihren Schlummer zu stören. Erst als ich sie laut anrief, erwachten die Leute, griffen mechanisch nach ihren Büchsen und standen augenblicklich auf den Füßen, indem sie mißtrauisch um sich blickten und erstaunt fragten, wer wir seien und wohin wir wollten. Da sie indeß bemerkten, daß wir unbewaffnet und allein waren, so schwand jeder Verdacht; sie setzten sich wieder nieder und gaben mir gern Auskunft auf meine Fragen. Unter Anderm erwähnten sie, daß ihr Land so eben in einem sehr aufgeregten Zustande sei; ein Theil der Griquas habe nämlich den mächtigen Häuptling der Zoulahs, Matakatzi, beleidigt; dieser habe ihnen blutige Rache geschworen, und obwohl nicht Einer von ihrem eigenen Stamm sich bei jenen Beleidigungen betheiligt habe, so fürchteten doch auch sie sich vor seinem Einfall in das Land.

Wir hatten nun schon viele Meilen in der bezeichneten Richtung zurückgelegt, und noch immer fand sich keine Spur von der Ortschaft, die wir suchten, so daß wir endlich an der Geschicklichkeit und Erfahrung unseres Führers zu zweifeln begannen. Er selbst, seit er sich auf augenscheinlich unbekannten Wegen befand, that plötzlich, als ob er unsere Sprache nicht verstände, und gab auf die mannigfaltigsten und entgegengesetztesten Fragen, die wir

ihm thaten, immer dieselbe Antwort: „Yab, yab!", deren Sinn wir unsererseits nicht enträthseln konnten. Bald darauf erreichten wir einen ziemlich hohen Berg, der sich einsam aus der Ebene erhob; wir stiegen hinan, um die Gegend zu recognosciren und entdeckten zu unserer großen Freude eine ganze Menge von Hütten, in denen wir sofort die lang gesuchte Griqua=Stadt vermutheten. Bald hatten wir die ersten Hütten erreicht, und die Einwohner, durch das Getrappel unserer Pferde von unserer Annäherung benachrichtigt, drängten sich neugierig an uns heran, indem sie uns mit tausend Fragen bestürmten. Wer aber beschreibt unser eigenes Erstaunen, als man uns sagte, daß wir uns nicht in der Griqua=Stadt, sondern in dem Kraal des gefürchteten Zoulah=Häuptlings Matakatzi befänden. Da wir dem mächtigen Herrscher nun ohne unser eigenes Wissen und Wollen so nahe gekommen waren, so wünschten wir doch auch dringend, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ließen ihm unsern Besuch ankündigen. Sein Reichthum war unermeßlich groß; er bestand hauptsächlich in Vieh, wovon er gegen achtzigtausend Stück besaß. Wir lernten einen Mann von dreißig Jahren, von schönem Aeußern und gebieterischem Wesen in ihm kennen, der allgemein als ein despotischer Monarch galt. Seine Unterthanen erhielt er in der tiefsten Unterwürfigkeit, seine Mutter und Brüder nicht ausgenommen. Er besaß nicht weniger als sechzig Frauen, die aber ebenfalls in der tiefsten Erniedrigung lebten. Sie nahten ihm nicht anders, als auf den Knieen oder in tief gebeugter Stellung. Ja, er hatte eine solche Macht über sein Volk erlangt, daß er selbst ihre Gedanken und Empfindungen controllirte; es durfte ihnen nichts gefallen, was nicht auch ihm gefiel; war er verdrießlich, so mußten sie Alle eine niedergeschlagene Miene zeigen; war er aber zufrieden, so geriethen sie in Begeisterung. Ueber unsern Besuch war er sehr erfreut, und sein Volk versicherte, ihn nie heiterer gesehen zu haben. Er that aber auch Alles, um unsere Bewunderung rege zu machen; er ließ seine Unterthanen aus der ganzen Umgegend versammeln, ordnete Tanz und Gesang an, ließ Hunderte von Rindern schlachten, und es ward so viel Bier getrunken, daß die ältesten Leute versicherten, nie Aehnliches erlebt zu haben.

Die größte Merkwürdigkeit aber, die er aufzuweisen hatte, bestand in einem Baum, in dessen Zweigen siebzehn kegelförmige Hütten errichtet waren. Man benutzte sie als Schlafgemächer, weil sie von den Löwen nicht erreicht werden konnten, deren es eine Unzahl in der Gegend geben sollte, und die schon Tausende von Menschen umgebracht. Die Zweige des Baumes hatte man mit starken gabelförmigen Pfählen unterstützt, und sodann die Hütten in drei über einander liegenden „Etagen" erbaut. Die un=

terste Etage befand sich in einer Höhe von neun Fuß über dem Boden und enthielt zehn, die zweite, etwa acht Fuß höher, drei, und die oberste vier Hütten. Sie waren aus Zweigen geflochten, mit Stroh gedeckt und konnten je zwei Personen bequem aufnehmen; das Hinauf- und Heruntersteigen aber ward durch Einschnitte erleichtert, die man in den Pfählen angebracht hatte.

Auf meine Erkundigungen nach der beabsichtigten kriegerischen Expedition Matakatzi's in das Land der Griqua's erfuhr ich, daß der Häuptling wirklich schon die nöthigen Rüstungen getroffen habe und binnen kurzer Zeit mit seinen Schaaren aufbrechen wolle. Unter solchen Umständen schien es mir nun gerathen, nicht länger in dieser Gegend zu verweilen, sondern lieber rasch zu Jakobs zurückzukehren. In der Nähe des Orangestromes wieder angelangt, besuchten wir einen Buschmannskraal, den Wohnort unseres Führers. Die Einwohner hatten während unserer Abwesenheit von Jakobs einige Schafe zum Geschenk erhalten, die sie in einer Einfriedigung von Dorngebüsch hielten. Ihre inmitten eines Dickichts gelegenen Hütten waren von der einfachsten Construction; sie bestanden nur aus sechs oder acht in die Erde getriebenen und mit Zweigen zusammen gebundenen Stäben, die mit groben Matten behängt waren. Ihre Höhe überstieg nicht vier oder fünf Fuß. Im Innern hatten die Buschmänner ihre Bogen und ihre vergifteten Pfeile aufgehängt, während am Boden ganze Haufen von Asche und zerbrochenen Strauß-Eierschalen umherlagen. Die Männer saßen in größter Unthätigkeit rauchend um ein Feuer; die Frauen trugen die kleinsten Kinder auf dem Rücken, die größeren aber liefen in einem Zustand vollkommener Nacktheit umher. Als eine Species des Menschengeschlechts betrachtet, ist der Buschmann das widerlichste Geschöpf, und bei der bloßen Beschreibung schon empfindet man Abscheu und Ekel. Hunger und Kälte, so wie jedes andere Elend und jede andere Entbehrung scheinen die eigentliche Lebenskraft in den Buschmännern vollständig abgestumpft und sie zu einer wahren Karrikatur der Menschheit herabgewürdigt zu haben; sie gleichen Mumien oder Skeletten, welche aus dem Grabe wieder aufgestanden sind. Ihr Wuchs erreicht höchstens eine Höhe von vier Fuß; bei Vielen bleibt er noch darunter; der Umriß ihres Gesichts ist eckig und plump; die Backenknochen springen weit vor; das Kinn ist spitz, die Nase flach, die Augen stehen schief und sind in einer fortwährenden hastig unruhigen Bewegung. Die Farbe ihrer Haut hat man mit der eines verwelkten Tabackblattes verglichen; ich selbst habe die Buschmänner stets so mit Fett, Schmutz und Ocker beschmiert gefunden, daß ihre natürliche Farbe mir vollkommen unkenntlich blieb. Von ihren Sitten und Gebräuchen ist nur zu bemerken, daß die Vielweiberei unter ihnen herrscht, daß

aber dabei der Sinn für die Familie höchst unentwickelt geblieben ist. Nach ihren Kindern fragen sie wenig; sie bestrafen sie nicht für ihre Vergehungen, und wenn sie es thun, so geschieht es nicht in der Absicht sie zu bessern, sondern bloß aus Zorn und Leidenschaft, wo sie die armen Geschöpfe dann zuweilen fast umbringen. Auch ereignet es sich nicht selten, daß, wenn Vater und Mutter oder die verschiedenen Frauen eines Mannes unter einander in Streit gerathen, der beleidigte Theil die Kinder des andern ermordet. Ja es sollen Fälle vorkommen, daß Eltern ihre eigenen Kinder hungrigen Löwen vorwerfen, um selbst den Nachstellungen derselben zu entgehen. Ihre Nahrung besteht fast nur in Heuschrecken und wildem Honig, den sie in den Höhlungen der Felsen und Klippen finden. Während der Nacht, die ich in ihrem Kraal zubrachte, fand ein heftiges Gewitter statt, und da hörte ich, wie sie den Blitz und Donner mit heftigen Schmähungen und Schimpfwörtern anriefen und drohend und mit wüthender Geberde ihre Keulen gegen ihn erhoben.

Ich bezahlte ihnen ihre Dienste mit verschiedenen Dingen, die ihnen unter meinen Sachen brauchbar schienen, unter denen ihnen aber nichts so viel Freude machte, als ein kleiner Vorrath von Taback.

Als ich mit meinem Freunde wieder bei Jakobs anlangte, war derselbe eben mit seinen Leuten um einen großen sechzehn Fuß langen Alligator beschäftigt, den sie gefangen hatten. In seinem Magen befand sich ein langes Tau, ein Paar Stiefeln und ein mitten durch gebissener Hund. Da der Farmer während unserer Abwesenheit seine Arbeiten am Orangestrom vollendet hatte, so traten wir unsere Rückreise nach seiner Kolonie ohne Verzug an. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir von einem furchtbaren Gewitter überrascht wurden; der Regen strömte mit solcher Heftigkeit, daß die Ochsen keinen Schritt vorwärts thun konnten und der dürre, harte Boden sich buchstäblich in einen weiten See verwandelte. Danach aber kühlte sich die Luft in so erfrischender Weise ab, daß wir bis zum Brackstrom eine sehr angenehme Fahrt hatten. Wir nahmen auf unserm Wege ein Straußennest mit dreißig Eiern aus, eine Zahl, die oft noch übertroffen, zuweilen selbst verdoppelt wird.

Merkwürdig ist die Art der Buschmänner, die keine Gewehre haben, den Strauß mit List zu erhaschen. Sie gebrauchen dazu ein getrocknetes Fell oder die Haut dieses Vogels, und lassen die Federn nebst dem etwa zwei Ellen hohen Halse daran; dann hängen sie sich die Haut um oder auf den Rücken, richten den Hals in die Höhe und nehmen ganz die Richtung, Haltung und Bewegung des Vogels an. Nun gehen sie dahin, wo sie lebendige

Strauße gewahr werden, und suchen ihnen immer näher zu kommen. Diese halten den in einen Vogel ihrer Gattung verkleideten Buschmann wirklich für ihres Gleichen; aber ehe sie sich dessen versehen, entdeckt sich der Schalk, und ein Vogel Strauß erschießt und erlegt den andern mit Pfeil und Bogen.

Gegen das Ende unserer Fahrt kamen wir an eine abschüssige, rauhe und unwegsame Stelle des Bodens. Sogleich bemerkte ich, daß Cupido, ein Hottentottenknabe in Jakobs Diensten, vom Wagen sprang, um, wie ich vermuthete, dem Fuhrmann behülflich zu sein, der auch seinerseits schon abgestiegen war und die Ochsen führte. Bald darauf vermißten wir den Knaben, und da keine andere Erklärung möglich war, so nahmen wir an, daß er gegangen sei, Honig zu suchen, dessen es in den Felsenhöhlungen der Nachbarschaft eine große Menge gab. Zeitig am Nachmittag langten wir in „Löwenbrunnen" an, ohne wieder etwas von ihm gesehen oder gehört zu haben. Als bald darauf indessen auch der Hirte mit unserer kleinen Schafheerde eintraf, brachte er die traurige Botschaft, daß wohl einer unserer Wagen über den armen Burschen müsse hinweggegangen sein; er habe seinen Leichnam mit zerquetschtem Kopf auf dem Wege gefunden. Wir Alle waren über diesen Unfall sehr betrübt, da der Todte ein höchst braver, gefälliger und anstelliger Bursche gewesen war.

Noch fast eine Woche blieb ich bei Jakobs, theils um meine etwas erschöpften Kräfte erst wieder zu sammeln, theils um seine Farm, die in jeder Beziehung als ein Muster gelten konnte, noch näher in Augenschein zu nehmen; auch machten wir einige Jagdparthien, die uns eine reichliche Beute abwarfen.

Ohne bemerkenswerthe Abenteuer setzte ich nun meine Reise nach der Südküste des Landes fort, um mich in der Algoabai nach der Kapstadt einzuschiffen. Den einzigen längern Aufenthalt machte ich dabei in Grahams-Town. Der Tag war schon beträchtlich vorgerückt, als ich bei strömendem Regen — naß, kalt und hungrig in der elenden Schenke anlangte, der man den hochtrabenden Namen eines Hotels beilegte, die aber immerhin das beste Gasthaus dieser Hauptstadt der östlichen Provinz sein mochte. Sie war so vollgepfropft von Gästen — lauter Militär, das im Begriff stand, auf die noch immer nicht beruhigten Kaffern zu marschieren — daß ich nur mit größter Mühe ein bescheidenes Unterkommen fand. Um die Annehmlichkeit meiner Lage noch zu erhöhen, waren die wenigen Sachen, die ich in meinem Reisesack mitgebracht, vollständig durchnäßt; Futter für die Pferde war nicht aufzutreiben, und mein Diener wandte seine ganze Zeit an, den innern Menschen anzufeuchten, während er den auswendigen trocknete, so daß

er nach Verlauf einer Stunde vollkommen dienstunfähig geworden war.

Endlich klärte sich das Wetter auf und ich beschloß, mein ödes Zimmer zu verlassen und mich draußen umzusehen.

Die Stadt liegt in einem auf allen Seiten von grasbewachsenem Taffelland eingeschlossenen Bassin, in das zum Theil bewaldete Hohlwege oder „Kloofs" münden. Einer derselben führt ihr einen Bach, den Hauptarm des Kowie-Flusses, zu. Obwohl derselbe, seiner Quelle noch so nah, nur ein schmaler Bach ist, so versiegt er doch niemals, und seine Ufer würden sich vortrefflich zu Deichen und Eindämmungen eignen, so daß man für die trockene Jahreszeit eine hinreichende Menge guten Wassers würde sammeln können. Von dem Allen aber ist nichts geschehen, und oft genug steht daher die Existenz der Menschen und des Viehs auf dem Spiel. Die Kolonisten des südlichen Afrika's scheinen nur Sinn und Gedanken für den Augenblick, für das Bedürfniß des gegenwärtigen Tages zu besitzen. Sie verwenden keine Sorgfalt auf ihre Ländereien, auf ihre Gärten, viel weniger thun sie etwas zur Zierde ihrer Häuser, und dies Alles in einem Klima und auf einem Boden, wo Bäume und alle Arten von Pflanzen nur eben in die Erde gesteckt zu werden brauchen, um fast augenblicklich zu wachsen und zu gedeihen.

Diese Trägheit und Gleichgültigkeit der Bewohner zeigt sich auch im Aussehen der Stadt. Die Straßen sind weit und regelmäßig angelegt, aber man läßt die Häuser verfallen; der Weg wird nicht gepflastert, ja nicht einmal von den natürlichen Rauhheiten und Unebenheiten gesäubert; er liegt bedeckt mit lockern Steinen und Schutt. Bei trocknem Wetter kann man wegen des feinen, durchdringenden Staubes kaum athmen, bei nasser Witterung versinkt man oft bis über den Knöchel in dem flüssigen Schlamm.

Ich verließ die Stadt und wanderte hinaus in die paradiesische Landschaft, paradiesisch trotz der vielen Trümmer, welche die wilden Kaffern auf ihren räuberischen Streifzügen zurückgelassen hatten. Eben war ich an einer zerstörten Hütte vorübergeschritten, deren ländliche Thür einst, wie es schien, mit Rosen und Jasmin umrankt gewesen war; jetzt wanderte ich durch eine Wildniß von umgestürzten Bäumen, die neu auszuschlagen begonnen hatten — offenbar der frühere, zu jener Hütte gehörige Garten — als ich plötzlich einem kleinen Knaben gegenüberstand, der unter einem schattigen Feigenbaum saß und ein paar alte Ochsen hütete, indem er dabei zur Kurzweil von den süßen Früchten pflückte, die ihm fast in den Mund hingen.

Des Kindes Aussehen, sein rundes rothbäckiges Gesicht, die

blauen Augen sammt dem langen flachsgelben Haar, das Alles war offenbar so deutsch und stand in einem solchen Kontrast zu der tropischen Vegetation der afrikanischen Einsamkeit ringsum, daß ich eine Weile in Betrachtung versunken blieb, ehe der Kleine meine Gegenwart bemerkte. Endlich schlug er seine Augen auf und sah mich, aber ohne das geringste Anzeichen von Verwunderung oder Ueberraschung.

„Was machst Du hier so allein in der Wildniß, liebes Kind?" redete ich ihn an.

„Ich hüte die Ochsen dort," lautete seine Antwort.

„Wem gehören sie denn?"

„Meiner Großmutter."

„Wo wohnt denn Deine Großmutter? Die Kaffern scheinen ja alle Hütten der Umgegend zerstört zu haben."

„Dort oben jenseit des Hohlweges; die Kaffern kamen, steckten unser Haus in Brand und tödteten den Vater; da wir nun nicht wußten, wohin wir uns wenden sollten, so ging ich mit der Großmutter in die Trümmer unserer Hütte zurück."

„Und wo ist Deine Mutter?"

„Ihr Herz brach, da der Vater starb; sie ist todt wie er. Ich bin mit der Großmutter ganz allein."

„Aber stelle Dir vor, daß die Kaffern eines Nachts wiederkommen können; was wollt Ihr da machen?"

„Ich glaube, daß sie uns dann tödten werden."

„Nun, und fürchtest Du Dich nicht davor?"

„Nein, das würde ja nichts nützen."

Ich setzte meinen Weg fort und befand mich bald tief in einer waldigen Einsamkeit; eine glühende Sonne sandte, wo immer das dichte Laubwerk es gestattete, ihre stechenden Pfeile auf mich herab; nicht ein Lufthauch bewegte die Blätter, und gequält von heftigem Durst setzte ich mich unter einem Baume nieder. Während ich noch überlegte, welche Richtung ich wohl einschlagen solle, um in die Nähe menschlicher Wohnungen zu gelangen, sah ich plötzlich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten ein leichtes Wölkchen bläulichen Rauchs über das dichte Unterholz aufsteigen; ich ging auf den Ort zu und befand mich in Mitten der seltsamsten Gruppe, die mir noch auf meinen Wanderungen vorgekommen.

Unter einem Baume, dessen Zweige so zusammengebunden waren, daß sie eine Art von Hütte bildeten, saßen zwei oder drei beinahe ganz nackende, elend aussehende Geschöpfe: eine alte Hexe in der ganzen runzligen Ungestaltenheit des afrikanischen Greisenalters; eine junge Frau mit einem in ein Fell eingewickelten Kinde auf ihrem Rücken, das sie in dieser sonderbaren Stellung aus ihrer welken Brust säugte, und ein Mann in mittleren Jahren

ganz in dem bequemen Negligé der Natur. Ich hatte keine Vermuthung darüber, ob sie sich feindlich oder freundlich gegen mich benehmen würden; denn im Augenblick, wo sie durch meine Annäherung aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden, sprang der Mann auf die Füße, indem er mit raschem Griff nach seinem Hassagay langte.

Es war zu spät, um mich zurückzuziehen; ich machte daher ein so liebenswürdiges Gesicht, als ich nur immer konnte, und gab ihnen mit möglichst ausdrucksvollen Geberden zu verstehen, daß ich sehr durstig sei und auf ihre Gesundheit zu trinken wünsche. Der Wilde schien sogleich beruhigt; er legte die Waffe aus der Hand, sagte seiner holden Lebensgefährtin ein paar mir unverständliche Worte, worauf diese eine Kürbisflasche mit einer schmutzigen gallertartigen Flüssigkeit hervorbrachte. Obwohl sie weder einladend aussah noch schmeckte, so nahm ich sie doch dankbar an und that einen tüchtigen Zug. Dann setzte ich mich zu den Leuten nieder, deren Zahl, wie ich jetzt bemerkte, noch größer war, als ich anfangs vermuthete, denn was mir bisher als ein bloßer Haufen von Lumpen erschienen war, entwickelte plötzlich die Formen eines acht- oder zehnjährigen Kindes. Der unsaubere kleine Balg sah mit leeren Blicken um sich, hüllte sich dann von Neuem in sein Fell und kroch wieder in die Asche, auf welcher er bisher sein Lager gehabt hatte. Ich war nicht mit mir einig, in welcher Art ich den Leuten meinen Dank für die erwiesene Gefälligkeit kund thun solle; auf Geld hätten sie schwerlich viel Werth gelegt; Taback besaß ich nicht, und doch hatte ich schon mehrmals eine Mahnung an das „Nazelah", das „Backschiesch" der Orientalen, das „pour boire" der Franzosen und das „Trinkgeld" der Deutschen aus dem Munde der jungen Frau vernommen. Da sie meine Verlegenheit bemerkte, so holte sie plötzlich unter dem Busch ein altes verrostetes Gewehr hervor, und aus den Geberden, mit denen sie jetzt das Wort „Nazelah" begleitete, schloß ich, daß sie Schießpulver zu haben wünsche. Dies schlug ich ihr jedoch ab und reichte ihr statt dessen ein paar kleine Kugeln, mit denen sie augenscheinlich zufrieden war.

Ich versuchte nun Erkundigungen über den Weg nach Grahams-Town einzuziehen. Das war aber eine vergebliche Mühe, denn entweder wollten oder konnten mich die Leute nicht begreifen. Zum Glück vernahm ich aus der Ferne Pferdegetrappel und ein paar Büchsenschüsse, die mir meine Frage ausreichend beantworteten. Ich nahm also Abschied von meinen Freunden, schlug die muthmaßliche Richtung ein und befand mich bald auf der richtigen Straße.

Wenige Tage später erreichte ich die Küste und schiffte mich in Port Elisabeth nach der Kapstadt ein.

Es wehte ein günstiger Wind, als unser Schiff vom Lande abstieß; schon in der ersten Nacht aber fing es an, heftig aus Nord-Westen zu wehen, und endlich erhob sich ein solcher Sturm, daß wir schleunigst an's Land zurückkehrten und nochmals in der Algoabai Anker warfen. Nach vier Tagen sagten wir Port Elisabeth zum zweiten Male Lebewohl und hatten zwei Tage hindurch eine herrliche Fahrt, als sich plötzlich der Wind gänzlich legte und eine vollkommene Luftstille eintrat. Dann aber um Mitternacht brach einer jener fürchterlichen Stürme los, die dem Kap seinen unheilvollen Namen gegeben haben, und zwar mit einer solchen Plötzlichkeit, daß wir kaum Zeit hatten, die Segel einzuziehen. Der rasende Wind heulte durch das Takelwerk, bog unser kleines Schiff mit überwältigender Macht bald nach vorn, bald nach hinten und durchnäßte unsere Matrosen bis auf die Haut, von denen viele über Bord gespült worden wären, wenn sie sich nicht an den Tauen festgeklammert hätten. Die Passagiere waren in eine unbeschreibliche Angst versetzt; alle Luken mußten fest verschlossen werden; das einzige Licht, welches in die Kajüte drang, kam durch ein paar kleine, runde Fenster, und war gerade hinreichend, das Unheimliche unserer Lage um so schrecklicher erscheinen zu lassen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln aber drang das Wasser zu unserm größten Mißbehagen dennoch in die Kajüte ein.

Der Morgen zeigte uns eine entsetzliche Scene. Die Wolken jagten mit grauenvoller Eile über unsern Häuptern dahin; die Wellen gingen so hoch und folgten einander so schnell, daß das Schiff schwer zu arbeiten hatte, um den ungeheuern, daherrauschenden Wassermassen Trotz zu bieten, die es alle Augenblicke zu verschlingen drohten. Gegen Mittag — das Schiff lag mit der Spitze nach der Westseite und mit fest eingerafftem Topp- und Stagsegel — warf eine schwere Welle es hinterwärts, riß die Hintersteven auf und das Wasser ergoß sich in einem breiten Strom in das Schiff. Tücher, Betten, Alles, was uns zuerst unter die Hände kam, ward hastig ergriffen und in das Loch gestopft. Die Mannschaft ward unruhig und wollte nicht länger vorwärts. Noch die ganze folgende Nacht wüthete der Sturm in gleicher Heftigkeit. Am andern Mittag entdeckte der Kapitän Land; er glaubte, es sei die Mosselbai und steuerte darauf zu, um Schutz vor dem Wetter zu suchen. Als wir uns aber dem Ufer näherten, erkannte er die Mündung des Bredestroms, eine der gefährlichsten Stellen. Kaum sah er seinen Irrthum ein, als er auch schon wieder den Lauf des Schiffes änderte; hätte uns aber nicht in diesem Augenblick der Wind begünstigt, so würden wir sicher durch die heftige Brandung gegen das Ufer geschleudert worden sein. So mußten wir von Neuem hinaus auf die offene See und in den Kampf gegen die

wilden Elemente. Der Wind ließ indessen jetzt etwas nach und das Wetter ward günstiger, so daß wir endlich glücklich in die Tafelbai einliefen. Diese bot einen traurigen Anblick dar, da sie besäet war mit den Trümmern der beim letzten Sturm gestrandeten Schiffe. Nachdem wir Anker geworfen hatten, benutzte ich die erste Gelegenheit an's Land zu kommen, und mit wie hoher Wonne fühlte ich wieder festen Boden unter meinen Füßen! Ich empfand mit aller Stärke die Wahrheit der Bemerkung, daß die See nicht unser Element ist. Wir bleiben nur Eindringlinge in die Geheimnisse der mächtigen Tiefe, und unsere Ankunft auf den Ufern der Mutter Erde, wenn auch im fernen Klima, unter unbekannten Himmelsstrichen, ist uns gleichsam wie eine Ankunft in der Heimath.

III.

Sitten und Charakter der Koranas.

Obgleich ich erst wenige Monate lang das Vergnügen gekostet, frei und ungebunden in den weiten Regionen eines fremden Welttheils umher zu schweifen, so war diese kurze Zeit doch schon hinreichend gewesen, mich mit jenem unwiderstehlichen Trieb für weitere Reisen und Unternehmungen zu erfüllen, dem allein wir so manche wichtige und interessante Entdeckung zu verdanken haben. So findet mich denn der Leser bald nach der eben beschriebenen Tour schon wieder nördlich vom Orangefluß, mitten im Lande der Koranas. Da meine Reise diesmal voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nahm, so hatte ich Sorge getragen, mich in besserer Weise mit allem Nöthigen für mich selbst und für meinen Verkehr mit den Eingebornen auszurüsten. Im Allgemeinen gelten unter diesen zwar Perlen als ein beliebtes Austauschmittel, in vielen Fällen legen sie aber auf andere Gegenstände einen noch größern Werth, und so hatte ich mich in der Kapstadt fast mit dem ganzen Vorrath eines Tabuletkrämers versehen. Außer Flinten, Löffeln, Messern und allen Arten bunter Kleidungsstücke, besaß ich auch Brillen, musikalische Instrumente, Armbänder, Ketten, Brenngläser und mehrere abgelegte Uniformen mir befreundeter Offiziere. Meinen größten Stolz aber setzte ich in eine große vergoldete Krone, die einmal das Haupt Gott weiß welches Theaterkönigs geschmückt haben mochte, und die ich mir vornahm, auf den wolligen Kopf

des größten oder entferntesten afrikanischen Potentaten zu drücken, dem ich begegnen würde.

Ferner war ich mit mehreren Wagen und tüchtigen Zug- und Lastochsen versehen; auch eine Schaar von eingebornen Dienern hatte ich gemiethet, die mir von verschiedenen Seiten her als die brauchbarsten, ehrlichsten und gutwilligsten geschildert waren, die man überhaupt hier zu Lande finden könne. Ich hatte auch im Ganzen nicht Ursache über sie zu klagen; sie waren ehrerbietig gegen mich und freundschaftlich und verträglich unter einander, wobei ich nur bedauerte, daß nicht einer sich so auszeichnete, um ihn gleichsam als Aufseher über die andern stellen zu können. Im Uebrigen gewann ich von ihrer Moralität keine hohe Meinung; ich hatte zuweilen Gelegenheit, ihre Unterhaltungen zu belauschen, namentlich des Nachts, wenn wir bivouakirten, und da war ich nicht selten bis in's Innerste empört über den Mangel an allem Ehrgefühl, den selbst die bessern unter ihnen kund thaten. Der Hauptgegenstand ihrer Gespräche waren die Gefängnisse der Kapstadt, die sie als eine Art von Freundschaftsklub oder Ressource zu betrachten schienen, wo man die beste Gelegenheit finde, alten Bekannten wieder zu begegnen und neue Verbindungen zu schließen. Ja ihre ganze Zeitrechnung gründete sich auf die Epochen, in welchen sie oder gegenseitige Freunde eingesperrt gewesen waren. Sie empfanden nicht die mindeste Schaam, diese Dinge zu berühren, selbst wenn ich an ihrer Unterhaltung Theil nahm, und ich zweifle nicht, daß, wenn ich z. B. vorgeschlagen hätte, jeder solle zur Kurzweil eine Geschichte erzählen, der Anfang stets gelautet haben würde: „Als ich im Gefängniß saß“ u. s. w.

Wie schon oben angedeutet, war ich zu dem Zeitpunkt, wo meine Erzählung beginnt und bis wohin sich nichts dem Leser Neues oder Bemerkenswerthes ereignet hatte, in dem Lande der Koranas, eines sehr ausgebreiteten und in der Kultur schon einigermaßen vorgeschrittenen Kaffernstammes.

Die Koranas sind schöne Menschen von starkem, kräftigem Gliederbau, denen nur das schwarze, in kleine Zöpfe zusammengedrehte Haar ein wildes Ansehen verleiht. Ihre Kleidung besteht wie die der übrigen Kaffern fast nur in dem „Karoß“, einem aus mehreren Schaf- oder Ochsenfellen verfertigten Mantel, den sie je nach der Witterung mit der glatten oder rauhen Seite nach Außen gekehrt tragen. Die Felle zu glätten oder weich zu machen ist Angelegenheit der Frauen, die sie so lange naß machen, reiben und mit Steinen klopfen, bis sie die Geschmeidigkeit eines Handschuhs besitzen. Der Karoß der Frauen ist weiter als der der Männer, so daß sie sich vollständig in ihn einhüllen können; wenn sie verheirathet sind, so dürfen sie ihn mit einem langen, breiten und zu-

weilen mit kupfernen Knöpfen besetzten Ledergürtel um die Hüften festknüpfen. Bei sehr heißem Wetter bringt der elektrische Zustand der Atmosphäre eine eigenthümliche Erscheinung in den Karossen hervor; bei der geringsten Bewegung der Träger zeigen sich nämlich in Folge der Reibung kleine bläuliche, stechende Funken. Ich beobachtete diese Erscheinung zum ersten Mal, als ich mit einem Häuptling in meinem Wagen saß; der Pelz seines Karoß rieb sich ein wenig an der Seitenwand desselben; alsbald nahm er einen hell leuchtenden Schein an, und als ich mit der Hand darüber strich, nahm ich deutlich knisternde Funken wahr.

„Habt Ihr dies noch nicht bemerkt?" fragte ich erstaunt.

„Der weiße Mann," lautete die Antwort, „hat es uns nicht gezeigt; wir haben es lange zuvor gesehen, ehe die weißen Leute in unser Land kamen, wir und unsere Väter von Alters her."

So war hier unter den Kaffern die Elektricität vielleicht schon bekannt, ehe sie von den Europäern selbst entdeckt wurde; aber die Afrikaner betrachteten ihre Erscheinungen eben nur mit den Augen von Wilden; und diese merkwürdige Naturkraft, die bei uns die staunenswerthesten Wunder gewirkt hat, blieb bei ihnen ohne alles Resultat.

Als wir das Land der Koranas betraten, das mir als ein fruchtbares und blühendes geschildert worden war, umgab uns zuerst von allen Seiten dichtes Dornengebüsch, das sich viele Meilen weit hinzog, in dem wir nur langsam und mit unbeschreiblicher Mühe vorwärts drangen, und das mich fast an der gehofften Fruchtbarkeit des Landes zweifeln machte. Plötzlich aber hörte das Dickicht auf; reizende, gelb wogende Kornfelder zogen sich in unabsehbarer Weite vor uns dahin, und dazwischen standen zerstreut unzählige Palmen. Im Schatten eines herrlichen Baumes, desgleichen ich früher nie gesehen, ließen wir uns nieder. Unter meiner Begleitung befanden sich mehrere Kinder des Landes; sie sagten, der Baum sei ihrer Aller Vater, und umtanzten ihn mit fröhlichen Geberden. Der Mowanabaum, denn ein solcher war es, kann als ein wundervolles Beispiel der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und Klimas gelten; schon drei Fuß über der Erde hatte er fünfundachtzig Fuß im Umfange; in ansehnlicher Höhe theilte sich der Stamm in sechs ungeheure Aeste, deren Laub in weiter Ausdehnung einen kühlen, erfrischenden Schatten warf. Die Eingebornen machen aus den Fasern der zerstoßenen Rinde eine Art starken Taues; der ganze Stamm, so weit sie in die Höhe reichen können, ist daher von seiner Decke entblößt. Für jeden andern Baum würde dies der unvermeidliche Tod sein; auf den Mowanabaum hat es keinen andern Einfluß, als daß er alsbald eine neue Rinde hervorbringt. Das Holz ist so weich und schwammig, daß bei einem einzigen

tüchtigen Hiebe eine Axt so weit eindringt, daß man sie nur mit vieler Mühe wieder herausbringen kann. Keine äußere Verletzung, selbst nicht das Feuer, kann den Mowanabaum von Grund aus zerstören; eben so wenig aber kann dies von Innen geschehen, da er sehr häufig hohl ist. Ich habe Bäume gesehen, in welchen zwanzig bis dreißig Menschen bequem wie in einer Hütte liegen und schlafen konnten. Seine große Dauerhaftigkeit und das hohe Alter, das er erreicht, haben daher Veranlassung zu der Behauptung gegeben, daß der Mowanabaum schon vor der Sündfluth herstamme.

In dem ersten Kaffernkraal, auf den wir stießen, sagte man uns, daß wir noch mehrere Tagereisen von dem Wohnsitz Tinkhas, ihres großen Häuptlings, entfernt seien, daß aber der ganze Weg durch angebaute Ländereien führe. Ich sandte sogleich einen meiner Diener mit reichlichen Geschenken voraus, um ihm meinen Besuch ankündigen zu lassen; aus allen Ortschaften aber, die wir berührten, schlossen sich Männer, Frauen und Kinder meinem Zuge an, so daß ich endlich an der Spitze eines ganzen Heeres stand. Die Frauen lernte ich als sehr nützlich und anstellig kennen; sie trugen den Männern ihre Sachen, sie bereiteten das Nachtlager, kochten die Speisen, kurz sie thaten Alles, während jene ganz gemächlich und frei ihres Weges gingen. Uebrigens aber befinden auch die Frauen der Korana's sich in einer sehr unabhängigen Stellung; so oft es ihnen beliebt, trennen sie sich von ihren Männern und gehen eine andere Verbindung ein. Die Ehe beruht bei ihnen also nicht auf Gewalt oder Vortheil, sondern auf Neigung. Die Frau kostet dem Mann nichts; sie bereitet sich ihren Karoß selbst; sie baut die Hütte und bestellt das Land; er sucht sie sich daher so lange als möglich zu erhalten; besonders schlägt er sie selten, denn sobald er es thut, läuft sie davon. Dieses Verhältniß zwischen Männern und Weibern verursachte mir indessen manche Verdrießlichkeit. Die große Lebhaftigkeit der letztern konnte nicht verfehlen, oft Zank und Streit hervor zu rufen, und wenn ich dann die Ehemänner aufforderte, Ruhe und Ordnung zu stiften, die Schuldigen zu bestrafen, so stieß ich immer auf hartnäckigen Widerstand; und ich selbst war doch bei Weitem zu galant, um die Peitsche gegen diese schwarzen Ladies zu erheben. Weiblichkeit, in unserm Sinn des Wortes, besaßen sie nicht; sie hatten Anhänglichkeit und Treue weder für die Männer noch für die Kinder; der Gatte ward thatsächlich fast jede Woche gewechselt, und ohne genaue Erkundigungen einzuziehen, wußte ich niemals, welches der gegenwärtige Gemahl jeder Dame sei. Unmöglich war es ferner, daß ein Geheimniß auch nur vierundzwanzig Stunden eines blieb. Hatten die Koranas, so lange ich unter ihnen lebte, z. B. irgend einen heimlichen Angriff auf meine Reichthümer verabredet — denn Stehlen war in ihren Augen keine

Sünde — so war der Anschlag sicherlich schon eine Stunde nach der Uebereinkunft verrathen. Die Ehemänner vertrauten es den Frauen, die Frauen vertrauten es Jedermann, und so fand sich denn immer bald genug Einer, der mir, für ein Geschenk versteht sich, den ganzen Plan verrieth, so daß ich auf meiner Hut sein konnte.

Eines Tages erzählten mir die Leute, daß kurze Zeit vor mir schon ein weißer Mann ihr Land besucht habe; er sei ein kühner, gewaltiger Mann gewesen, der täglich Giraffen, Rhinoceros und Elephanten getödtet, ja der selbst ungenirt in eines Löwen Höhle habe schlafen können. Ich hielt die Erzählungen der Leute für übertrieben und schenkte überhaupt der Nachricht wenig Glauben, so angenehm es mir auch gewesen sein würde, in diesen Regionen einem Europäer zu begegnen. Dennoch suchte ich sie über den fremden Mann näher auszuforschen.

„War er von derselben Farbe wie ich?" fragte ich.

„Ja, genau so."

„Und glichen seine Kleider den meinigen?"

„Sie waren ihnen ähnlich."

„War auch sein Haar beschaffen wie das meinige?"

„Ist das Haar?" lautete nun die Antwort; „wir glaubten, es sei eine Perrücke; nie haben wir früher solches Haar gesehen; Du und jener andere Weiße, Ihr müßt also von der Art der Menschen sein, die im Wasser leben."

Dies theilte nun Einer dem Andern mit; wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Munde, ich sei ein Wassermensch.

„Seht nur sein Haar," riefen sie einander zu, „es ist ganz straff und glatt vom Seewasser!"

Ich erklärte ihnen wohl hundert Mal, daß, wenn ich gesagt habe, ich sei vom Wasser hergekommen, ich doch keineswegs aus dem Wasser gemeint habe. Es half mir aber nichts; „seht nur sein glattes Haar!" das war aber ein viel stärkerer Beweis, als alle meine Gegenreden, und es blieb eine ausgemachte Sache, daß die echten und eigentlichen weißen Menschen im Wasser leben, wie die Fische.

Ueber den Fremden konnte ich nun nichts weiter aus ihnen herausbringen, bis der Zufall mir endlich günstig war und ihn mir selbst zuführte, wie ich es seiner Zeit dem Leser mittheilen werde.

Endlich kamen einige prächtige Baumgruppen in Sicht, die nach der Aussage meines Führers den Wohnort Tinkhas' anzeigten. Wirklich standen wir auch bald an einer Umzäunung; hier aber durften wir nicht weiter, sondern mußten unsere Sachen abpacken und unser Lager aufschlagen. Ich errichtete mein Zelt und suchte

mit Hülfe von Palmenzweigen eine Einfriedigung herzustellen. Sodann befahl ich meinen Leuten, Wasser und Holz zur Feuerung herbei zu schaffen und die ermüdeten und ausgehungerten Ochsen auf die Weide zu führen. Sie zuckten aber mit den Achseln und entgegneten, sämmtliche Bäume, Brunnen und Weideplätze gehörten einem größern Herrn als ich sei, ohne dessen Erlaubniß ich keinen Gebrauch davon machen dürfe. Ich selbst hatte keinen dringenderen Wunsch, als Tinkhas baldmöglichst zu begrüßen, aber so oft ich zu ihm gehen wollte, hieß es:

„Du mußt warten; Tinkhas wird morgen selbst kommen und Dich besuchen."

Daß inzwischen meine Ochsen verhungerten, schien Niemanden zu kümmern; ich befand mich in der größten Verlegenheit; wäre es nur irgend möglich gewesen, so würde ich am liebsten gleich wieder abgereist sein. Ohne einen Führer aber hätte ich vielleicht nicht einmal den Weg gefunden; denn das Land war so einförmig, daß es auch nicht die leisesten natürlichen Merkmale, Berge, Flüsse oder dergleichen, darbot, die mir als Wegweiser hätten dienen können.

Auch am folgenden Tage noch ließ Tinkhas sich vergebens erwarten; doch sandte er mir wenigstens etwas Korn zum Geschenk und ließ mich auffordern, meine Büchse abzuschießen, weil er ihren Ton zu hören wünsche. Obgleich ich ihm, ohne ihn zu kennen, für seine dumme Vornehmthuerei, die meinen armen Thieren fast das Leben kostete, innerlich recht böse war, so that ich ihm doch den Gefallen. Und siehe da, die Neugier besiegte alsbald seinen Dünkel; es dauerte nicht lange, so kamen meine Diener außer sich vor Freude herbeigelaufen, um mir anzukündigen, daß der Häuptling jetzt erscheine. Wirklich näherte sich ein Haufen von Menschen, über welche um eines Kopfes Länge ein stattlicher schwarzer Herr hervorragte. Dies war der König selbst. Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, gab aber nicht das mindeste Zeichen, daß er sich mit mir beschäftigen wolle; eine elegante Verbeugung, die ich ihm machte, ließ er gänzlich unbeachtet, und so setzte ich mich denn endlich wieder nieder und fuhr fort, an meinem Tagebuch zu schreiben. Dies schien ihm jedoch nicht zu gefallen; er ging ein paar Mal brummend auf und ab, dann suchte er meine Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, indem er mich mit seinem Stock oder Scepter ganz freundschaftlich in die Rippen stieß.

Tinkhas war von einem förmlichen kleinen Hofstaat umgeben; drei Koranas, an Größe und Stattlichkeit ihm die nächsten, offenbar seine ersten Minister, blieben immer an seiner Seite; so oft er einen Scherz machte, wollten sie vor Lachen bersten; sagte er aber etwas Weises oder Ernsthaftes, so machten auch sie ein höchst

ehrbares Gesicht. Ich gab dem Könige jetzt die mitgebrachten Geschenke, indem ich bedauerte, daß ich über nichts Besseres mehr zu gebieten habe. In der That fragten die Koranas wenig nach meinem Flitterstaat, der bei ihnen durchaus nicht Mode zu sein schien. Nur eine der Uniformen und die goldene Krone fanden den Beifall des Häuptlings, als ich gesprächsweise fallen ließ, daß alle großen Fürsten meiner Heimath dergleichen trügen. Er setzte sie sogleich auf sein würdiges Haupt, und ich muß gestehen, „er war jeder Zoll ein König." Die drei Höflinge geriethen geradezu in Begeisterung; er selbst aber blickte wohlgefällig in einen Spiegel, den ich ihm reichte. Jetzt war der zärtlichste Freundschaftsbund zwischen uns geschlossen, und ich glaube, ich hätte nun Alles von ihm erreichen können. Ich durfte mein hungriges Vieh auf seine besten Triften treiben, und er befahl sogleich seinen Leuten, die Brunnen zu meinem Gebrauch zu öffnen.

Jeden Abend gab Tinkhas einen Ball, zu welchem die Vornehmsten seines Volkes stets „freies Entrée" hatten. Auch ich erhielt eine Einladung und ward hier zuerst den „Damen des Hauses" vorgestellt. Es nahmen zwar nur einige dreißig oder vierzig von seinen Frauen am Ball Theil; mehr als die Hälfte waren also abwesend; aber sie waren ausreichend, um mich Tinkhas' guten Geschmack bewundern zu lehren. Ich kann in der That nicht unterlassen, ein paar Worte in Bezug auf die schwarzen Königinnen einzuschalten, deren überirdischen Reizen ich meine Huldigung darzubringen hatte. Da war die schöne Clinah, die graziöse Nomah, die reizende Gamah, lauter krausköpfige Houris, deren Vollkommenheiten leider meine Feder zu schwach ist, wiederzugeben. Mit welcher Leichtigkeit vermochte die großmäulige Nomah bei einer einzigen Mahlzeit mehrere Pfunde beinahe noch rohen Fleisches zu verzehren! Wie rasch verstand die zarte, sinnige Gamah eine wohlgefüllte Pfeife Taback in blauen, duftenden Rauch zu verwandeln! Mit welcher Grazie leistete Clinah den schwarzen Krausköpfen ihrer Schwesterköniginnen einen gewissen, höchst wohlthätigen Dienst! Und mit welchem Ausdruck mütterlicher Sorgfalt reichte eine andere ihrem „holden Engel" über ihre Schulter hinweg die Nahrung ihres schwarzen Busens!

Ich selbst sollte jedoch bald genug die Gunst der Damen verscherzen. Es ist zwar nicht galant, zärtliche Geheimnisse auszuplaudern, und ich würde es gewiß um keinen Preis thun, wenn es irgend wahrscheinlich wäre, daß die reizende Chipanga jemals diese Bekenntnisse läse. Da indeß spätere Reisende aus meinen Erfahrungen vielleicht Nutzen ziehen können, so will ich dennoch hier einige Winke über diese Angelegenheit fallen lassen:

Um unsern Freundschaftsbund zu besiegeln, that mir Tinkhas

eines Tages den Vorschlag, mir ein allerliebstes kleines Sklavenmädchen von etwa zehn Jahren „als Tochter" zu überlassen. Als ich ihm für seine Freundlichkeit dankte und ihm sagte, daß ich selbst eine Tochter besäße und daß ich die Eltern nicht ihres Kindes berauben wolle, so hielt er dies für eine leere Ausrede. Den wahren Grund meiner Weigerung suchte er in dem Umstande, daß mir das Mädchen noch zu klein sei. Er führte mir also eine seiner eignen Frauen, die feiste, von Fett glänzende Chipanga vor, die er mir als höchsten Beweis seiner Gunst, und zwar nicht als Tochter, sondern als Gemahlin zu schenken versprach. Ich mußte ihm sehr undankbar erscheinen, als ich auch dies Anerbieten ausschlug; gewiß ist es wenigstens, daß die Schöne selbst mir meine Unhöflichkeit nie verzieh.

Wie bei allen wilden Völkern Afrika's gelten auch bei den Koranas die sogenannten „Regendoktoren" sehr viel. Es herrschte schon seit längerer Zeit eine unerträgliche Dürre, und das Volk Tinkhas' beschloß daher, die Künste eines solchen zur Herbeiziehung des heiß ersehnten Regens in Anspruch zu nehmen. Um das Vertrauen zu begreifen, welches diese Leute genießen, die außerdem auch noch als wirkliche Aerzte fungiren, dürfen wir uns freilich nicht begnügen, ihr ganzes Handwerk zu verspotten und zu verlachen, sondern wir müssen uns im Geist an ihre Stelle denken. Die Wilden sind der Meinung, daß alle Arznei nur durch einen gewissen geheimnißvollen Zauber wirke; das Wort „Zauber" aber ist ihnen ganz gleichbedeutend mit dem, was wir durch „Heilkraft" bezeichnen. Ich hatte mit dem Regendoktor folgende Unterredung über seine Wissenschaft:

„Aber lieber Freund," fragte ich denselben, „welch' eine große Menge Medizin führt Ihr da mit Euch!"

„Ganz recht," entgegnete er; das ganze Land bedarf ja des Regens, den ich herbeischaffen will."

„So glaubt Ihr also wirklich, daß Ihr den Wolken gebieten könnt? Ich glaube, das kann Gott allein."

„Wir glauben Beide dasselbe. Gott ist es, der den Regen macht; da aber diese Medizin das Mittel ist, durch welches ich zu ihm bete, so haben die Leute den Regen, wenn er kommt, natürlich mir zu verdanken. Auch ist es meine Weisheit, durch welche die Frauen dieses Landes so fett und glänzend geworden sind; frage sie nur selbst."

„Aber Gott hat befohlen, nur in seinem Namen zu ihm zu beten."

„Er hat Euch und uns verschiedene Befehle gegeben. Er machte zuerst die schwarzen Menschen, die er nicht liebt, wie er die Weißen liebt. Euch machte er schön und gab Euch Kleider,

Gewehre und Pulver, Pferde und Wagen und viele andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Für uns hatte er kein Herz; uns gab er nur unser Vieh und unsern Hassagay; auch schenkte er uns kein Herz, wie Ihr es habt; wir lieben uns niemals unter einander, wie Ihr. Nur ein einziges Geschenk verlieh er uns, das Euch unbekannt ist, die Kunst, den Regen zu machen. Wir verachten nicht die Dinge, die Ihr besitzt, obwohl wir sie nicht kennen; also dürft auch Ihr nicht unsere kleine Wissenschaft verachten, weil sie Euch fremd ist."

„Ich verachte Euch nicht; ich denke nur, daß Ihr im Irrthum seid, wenn Ihr Arzneien zu besitzen glaubt, die den Regen hervorbringen."

„So reden alle Leute, wenn sie von einer Sache nichts verstehen. Als wir zuerst unsere Augen öffneten, sahen wir, daß unsere Voreltern den Regen machten, und wir folgten ihrem Beispiel. Ihr, die Ihr Eure Gärten und Felder zu bewässern versteht, werdet wohl ohne Regen fertig. Das können wir nicht. Wenn uns der Regen fehlt, so verdorren unsere Felder; das Vieh hat keine Weide; die Kühe geben keine Milch; unsere Kinder werden mager und sterben, und unsere Frauen laufen davon zu andern Stämmen, die Korn und Regen haben."

„Ich sehe wohl den Nutzen ein, den Euch der Regen bringt; nur leugne ich, daß Ihr ihn durch Eure Medizin herbeizaubert. Ihr wartet, bis Ihr die Wolken kommen seht, und dann nehmt Ihr für Eure Medizin den Dank, der Gott allein gebührt."

„Wir wenden unsere Medizin an, und Ihr die Eure. Du hast durch Dein duftendes Wasser (eine Einreibung, die ich dem Häuptling kurz zuvor gegen Rheumatismus gegeben) die Schmerzen des Häuptlings geheilt; wir sind also Beide Aerzte, und Aerzte sind keine Betrüger. Zuweilen gefällt es Gott, durch Deine Medizin zu heilen; zuweilen gefällt es ihm aber auch nicht — und der Kranke stirbt. Wird er hergestellt, so nimmst Du den Dank, der Gott gebührt. Ich mache es eben so. Zuweilen sendet er auf mein Gebet den Regen, zuweilen nicht. Thut er es, so geben wir dem Zauber unserer Arznei die Ehre. Stirbt Dir ein Kranker, so giebst Du darum Deine Arznei nicht auf; noch thu' ich es, wenn einmal der Regen ausbleibt. Warum soll ich mich von meiner Arznei abwenden, da Du es doch nicht thust!" —

Dieses Gespräch kann dem Leser zugleich als ein Beispiel der Disputirkunst der Afrikaner gelten. Wie irrig ihre Ansichten uns auch erscheinen mögen, so müssen wir doch zugeben, daß sie dieselben mit Geschick und Consequenz zu vertheidigen wissen.

Haben die Aerzte ihre Wissenschaft von ihren Vätern und Großvätern als Erbschaft überkommen, so besitzen sie in der Regel wirklich

einige schätzenswerthe Kenntnisse, das Resultat langer und aufmerksamer Beobachtung. Kann ein Arzt dagegen nicht sagen, daß seine Kunst in seiner Familie erblich ist, so wird er als ein bloßer Quacksalber betrachtet und ist es gewöhnlich auch. Die Kunst des Chirurgen aber steht ohne Ausnahme bei allen eingebornen Aerzten auf der niedrigsten Stufe. Eine von Tinkhas' Frauen hatte z. B. im Nacken eine Geschwulst fast von der Größe eines Kinderkopfes. Und was that der Arzt damit? Er machte, um sie zu zertheilen, ein kleines Feuer aus medizinischen Kräutern darauf an. Die Arme unterzog sich dieser Operation, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, wie denn alle Frauen der Koranas stolz auf die Standhaftigkeit sind, mit welcher sie Schmerzen ertragen. Ich selbst litt eines Tages an heftigem Zahnweh; der Häuptling bedauerte, mir keinen Zahnarzt senden zu können, da derselbe eben verreist sei; so entging ich glücklich seiner verwegenen Hand; später aber hatte ich das Vergnügen, Augenzeuge einer Probe seiner Kunst zu werden. Er brachte eine starke Schaaffehne, so wie man sie zu Darmsaiten gebraucht, und schlang sie um den Zahn seines Patienten; das andere Ende ward um ein starkes Holz gewunden, bis zum Zahne aufgerollt, und dann so lange mit aller Gewalt gegen die Kinnlade gedrückt, bis irgend Etwas nachgab. Der Zahn war heraus; aber ich sah den armen Teufel den ganzen Tag über mit dem Kopf auf's Knie gestützt und die Hände gegen die Schläfen gepreßt dasitzen. — Ein anderes Mal hatte sich einer meiner Diener einen Dorn tief in den Fuß getreten; er zog ihn zwar selbst sogleich wieder heraus; in Folge der Verletzung aber entstand doch eine eiternde Geschwulst. Die Maßregeln, die der Arzt ergriff, waren auch hier wieder höchst einfach: er kauerte sich nieder, setzte den Fuß auf sein Knie und ergriff dann einen derben Stock, mit dem er die Beule energisch niederarbeitete.

Weit mehr Geschicklichkeit entwickeln die Koranas auf der Jagd, wo ich oft Gelegenheit fand, sie von ganzer Seele zu bewundern. Sobald die Männer eines Kraals, die sich zu diesem Zweck versammelt haben, ein wildes Thier von ansehnlicher Größe und Stärke entdecken, theilen sie sich in verschiedene Gruppen und suchen es einzuschließen. Vermöge ihrer großen Leichtfüßigkeit gelingt ihnen dies meist sehr bald, obwohl das Thier, Angesichts der drohenden Gefahr, auch nicht träge ist. Haben sie nun den Löwen, Tiger oder Elephanten umzingelt, so dringen sie mit ihren Pfeilen und Hassagayen auf ihn ein. Mit flammenden Augen und wilder Wuth wendet sich das Thier auf seine Feinde; es ist schnell; sie aber sind noch schneller, und mit staunenswerther Geschicklichkeit weichen sie aus, bis einige ihrer Gefährten sie ablösen und mit neuen Pfeilen und Hassagayen die Wuth des verfolgten Thieres auf sich

selbst lenken. Jetzt stürzt es sich auf den Einen mit einer Geschwindigkeit und einem so sichern Schritt, daß man für den Burschen zittert und ihn jeden Augenblick in Stücke zerrissen wähnt. Aber nein; eine rasche Wendung hat ihn gerettet, und das Unthier läßt all' seinen Zorn am leeren Grund und Boden aus. Schon aber fährt es auf einen Andern los, dann wieder und wieder auf einen Andern, und immer vergebens. Die leichtfüßigen Burschen weichen aus mit der Schnelligkeit des Gedankens, und das Thier kämpft immer mit der leeren Luft. Zuletzt wird es fast toll vor Anstrengung; blind fährt es bald nach dieser, bald nach jener Seite; es taumelt auf den Boden; es überschlägt sich; es schäumt und brüllt und pfeift mit ohnmächtiger Wuth. Die Koranas so im Kampf zu sehen, ist ein Schauspiel, das auf Erden nicht seines Gleichen findet. Wenn das Thier nicht bald erlegt ist, so ist es doch bald genug überzeugt, daß es gegen solche Feinde nichts vermag und sucht sich durch die Flucht zu retten. Da dann gewöhnlich schon eine Menge von vergifteten Pfeilen in seinem Rücken stecken, deren tödtende Wirkung sehr bald einzutreten pflegt, so lassen die Jäger es frei abziehen und folgen, ihrer Beute sicher, nur langsam von Ferne nach.

Ist das Thier, das sie erlegt haben, ein Elephant, so versammeln sie sich nach seinem Ableben feierlich um den Leichnam und entschuldigen sich förmlich bei dem todten Thiere, es sei nicht absichtlich, sondern nur zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, schneiden sie ihm auch wohl den Rüssel ab und begraben ihn, weil sie sich in ihrem Aberglauben einbilden, der Geist des Thieres füge ihnen sonst noch Schaden zu. Dabei wiederholen sie unaufhörlich die seltsamen Worte:

„Der Elephant ist ein großer Herr, und der Rüssel ist seine Hand."

Eine noch weit größere Menge Wild, als Büffel, Zebra's, Giraffen, Gnus, Rhinoceros 2c., fangen die Koranas in eigen dazu hergestellten Fallen, „Hopo" genannt. Man beobachtet zu diesem Zweck den Ort, an welchem die Thiere sich zur Tränke zu versammeln pflegen, und errichtet in den angrenzenden Ländereien zwei, im spitzen Winkel sich einander nähernde hohe und dicke Dornenhecken. Da, wo beide sich begegnen, wird ein acht bis zehn Fuß tiefes und etwa zwölf Fuß langes und breites Loch gegraben und sorgfältig, um es den Augen der Thiere zu verbergen, mit Baumzweigen und Laub bedeckt. Da die Hecken wohl eine gute Viertelmeile lang, und an ihren beiden Enden eben so weit von einander entfernt sind, so können die Männer des ganzen Stammes, wenn sie sich in den angrenzenden Ländereien im weiten Kreise aufstellen, darauf rechnen, eine große Menge Wildes einzuschließen. Immer

näher und näher schreiten sie nun vor; immer enger und enger wird ihr Kreis, und immer unwahrscheinlicher das Entweichen der gefangenen Thiere. Zuletzt sind diese so eingeengt, daß nur der Raum innerhalb der beiden Hecken ihnen bleibt; der Eingang wird besetzt, und die mit Bogen und Hassagay bewaffneten Koranas beginnen die Jagd. Eines nach dem andern stürzen die flüchtigen Thiere in die verrätherische Grube hinab, bis dieselbe voll einer lebenden Masse ist. Einige wenige nur entrinnen, indem sie sich über die andern hervorarbeiten. Es ist eine schauerliche Scene. Die Männer, wild vor Aufregung und Kampfeslust, durchbohren Hunderte der lieblichen Geschöpfe mit grausamer Wonne; die noch lebenden werden zu Boden gedrückt durch die Last ihrer todten und sterbenden Gefährten, und heben nur zuweilen in der letzten Kraftanstrengung ihres erstickenden Todeskampfes die ganze Masse für einen Augenblick empor.

Auf diese Weise tödten die Koranas oft mehr als hundert Stück an einem Tage. Besonders veranstaltet man derartige Jagden zu Zeiten der Dürre, wo sich gewöhnlich ein Mangel an Pflanzenkost einstellt. —

Noch sehr viel läßt die Baukunst der Koranas zu wünschen übrig. Ihre Hütten sind von einer lächerlichen Kleinheit. Sie sind rund, haben nur drei Fuß Höhe und fünf Fuß im Durchmesser, und sind mit einem kegelförmigen Strohdach versehen; die Eingangsthür aber ist nur zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Tinkhas selbst und seine ersten Minister waren daher genöthigt, stets im Freien zu übernachten, da sie eine viel zu stattliche Größe besaßen, um in einem dieser Häuser Raum zu finden. Jede Hütte wird von einer ganzen Familie bewohnt, dem Mann, der Frau und den oft sehr zahlreichen Kindern. Wenn der Eingang des Abends durch eine Binsenmatte fest verschlossen und in der Mitte der Hütte ein trauliches Feuer angemacht worden ist, so müssen die Bewohner die Atmosphäre besonders angenehm und behaglich finden.

Uhren, auch der rohesten Art, noch sonstige Instrumente, um die Stunden, Monate, Tage und Jahreszeiten zu berechnen, kennen die Koranas nicht. Die Tage zählen sie nur so weit, wie die Zahl der Finger und Zehen ausreicht; bei einer Mehrzahl berechnen sie die Zeit nach irgend einem merkwürdigen Vorfall, z. B. großer Dürre, Ungewitter, Viehsterben, Elephantenjagd rc. Die Tageszeiten aber bestimmen sie nach dem Stande der Sonne, indem sie, mit dem Finger gen Himmel weisend, z. B. sagen:

„Als die Sonne da oder da stand, geschah das oder das.“

Freilich ist diese Art zu zählen und die Zeit zu berechnen, sehr schwankend und unsicher; doch scheint sie die Bedürfnisse eines

Volkes zu befriedigen, das keine bestimmten Zusammenkünfte noch Prozesse zu führen hat.

Ihre Gesetze sind sehr unbedeutend; dennoch kommen Alle, Männer, Frauen und Kinder und was nur laufen kann, zusammen, wenn ihr Oberhaupt irgend Etwas abzumachen hat.

Nachdem ich lange genug bei den Koranas verweilt hatte, um mich mit ihren Eigenthümlichkeiten, ihrem Charakter und ihren Sitten, wovon ich dem Leser das Merkwürdigste mitgetheilt habe, bekannt zu machen, rüstete ich mich zum Aufbruch. Tinkhas gab mir die Erlaubniß, von seinem Volk einzukaufen, was und wie viel mir beliebe, und so trat ich denn mit hinlänglichen Vorräthen an Korn, Fleisch rc. für mich und meine Leute meinen Rückweg wieder an.

Ehe wir den Orangefluß erreichten, mußten wir wiederum viele Tagereisen lang in jenen unabsehbaren, einsamen Ebenen zurücklegen, die diesem Erdtheil so eigenthümlich sind, und die, je nach der Jahreszeit, dem Auge eine öde, unfruchtbare Wüste oder ein blühendes, üppiges Wiesenland erscheinen. In Folge stattgehabter Regengüsse war jetzt der ganze Boden mit einer reichen Vegetation bedeckt; vorzüglich überwucherte eine kleine Blume ganze Strecken so sehr, daß sie dem Lande weithin ihre eigene Farbe verlieh.

An einer Stelle zeigte dieser goldene Teppich jede Schattirung von Gelb, vom zartesten Citronengelb bis zum glühendsten Orange. Ein paar hundert Schritt weiter gelangten wir an einen andern Strich derselben Blume, aber diesmal in Blau, und auch diese Farbe variirte aus dem bleichsten Wasserblau bis in das tiefste Violet. Und so zeigte sie in verschiedenen Strecken den mannigfaltigsten Farbenwechsel in den reichsten Schattirungen.

Selbst die Vögel wechselten in verschiedenen Gegenden die Farben, wiewohl niemals ein so greller Uebergang wie von Gelb zu Blau stattfand. Dagegen sahen wir zu wiederholten Malen eine sonderbare Art von Vogelnestern an hohen Dornbäumen angebracht. Manche waren nach meiner Berechnung zehn bis zwanzig Ellen im Umfang und etwa sieben Ellen tief. Sie sind aus langem Grase und von einem Vogel gebaut, der einem Finken ähnlich sieht. Ein einziges solches Nest hat, je nachdem es groß ist, mehr oder weniger Oeffnungen. Eines derjenigen, die wir sahen, mochte gegen zweihundert haben, da die Vögel schaarenweise ein- und ausflogen. Statt daß gewöhnlich ein Nest der Wohnort eines einzigen Paares ist, schienen diese Nester förmliche Dörfer und Städte von Vögeln zu bilden, so groß war die Zahl der letztern. Ein einziges Loch mag vielleicht im Anfang das Eigenthum von einem Paar Vögel gewesen sein, in welches sie aber später alle

ihre Nachkommen aufnahmen, so daß freilich das Nest immer größer gebaut werden mußte. Leider war es unmöglich, die innere Beschaffenheit des Nestes zu untersuchen; denn dazu hätte man, da das Ganze sehr fest in einander gewebt ist, einen großen Theil desselben zerstören müssen.

An vielen Stellen der afrikanischen Ebenen ist der Boden stark salzhaltig, so daß bei großer Wärme, wo größere und kleinere Seen und Lachen oft völlig austrocknen, eine weiße Kruste von Salz auf dem Grunde zurückbleibt. Ueber diesen sogenannten „Salzpfannen" treibt die bekannte merkwürdige Lufterscheinung, die Spiegelung oder „Mirage", in besonders auffallender Weise ihr Spiel.

Hart an der Grenze des Koranalandes mußten wir eine solche Stelle passiren. Die „Salzpfanne", wohl mehrere Meilen im Umfang, war von einem Gürtel von Mopan-Bäumen umgeben, welche dem Reisenden, der sich diesem Orte nahte, den Anblick lange Zeit versteckten. Plötzlich lag sie vor uns; die eben untergehende Sonne warf einen so zauberhaften blauen Duft über die weißen Inkrustationen, daß man mit Bestimmtheit einen klaren, lieblichen See vor sich zu sehen glaubte. Man meinte, selbst den Tanz der Wellen und das zitternde Bild der Bäume im Wasser zu erkennen. Die Täuschung war so groß, daß sogar meine Diener, die doch an dergleichen Erscheinungen von Jugend auf gewöhnt waren, in einen lauten Jubelruf ausbrachen, und daß die Ochsen und Hunde, deren Durst während der letzten Tage durch den schlammigen Inhalt halb verfaulter Pfützen nur unzureichend gestillt worden war, auf den eingebildeten Wasserspiegel zustürzten. Eine Heerde Zebra's, die in einiger Entfernung im Schatten der Mopan-Bäume weideten, sahen während der Mirage Elephanten so vollkommen ähnlich, daß ich vom Wagen sprang, mir mein Pferd satteln ließ und eben die Jagd beginnen wollte, als eine Brechung des duftigen Sonnennebels die Illusion zerstörte.

Endlich erreichten wir den Orangestrom, und da Alle, Menschen und Thiere, durch die anstrengenden Märsche, welche wir gemacht, ziemlich erschöpft und entkräftet waren, so schlugen wir am Ufer dieses herrlichen Stromes unser Lager auf, um uns eine etwas längere Frist zu gestatten. Hier lag ich eines Tages unter meinem Zelt und ließ in der behaglichen Abendkühle, welche durch den offnen Eingang hereinwehte, meine Gedanken über weite Länder und Meere der Heimath zu schweifen, als plötzlich Klaas, ein in meinen Diensten stehender Hottentott, der während unserer Rasttage fleißig mit der Büchse in der Hand die Umgegend durchstreifte, in mein Zelt gesprungen kam und mir mit leuchtenden Augen und wichtiger Miene erzählte, daß er ein paar Meilen von hier im

feuchten Ufersande die frischen Fußspuren eines weißen Mannes entdeckt habe.

„Nur von einem Weißen, wie Ihr seid, Herr, können die Spuren der steifen Ledersäcke herrühren, wie Ihr sie braucht, um die Beine hinein zu stecken," fügte er hinzu, indem er auf meine Stiefeln deutete.

Er bat nun um die Erlaubniß, den Spuren folgen zu dürfen und, wenn er den Weißen fände, ihn mir lebendig oder todt herzubringen. Nachdem ich seine Vollmacht nur auf das „lebendig" ausgedehnt, entließ ich ihn, indem ich ihm noch ein paar Zeilen von meiner Hand an den Europäer, wenn ein solcher wirklich in der Gegend weilte, mitgab.

Drei volle Tage waren vergangen, und noch hatte weder ein Landsmann von mir, noch Klaas, mein Diener, sich wieder eingefunden; endlich am vierten verkündeten mir die zu meinem Zuge gehörigen Koranas, Klaas komme herbei mit demselben weißen „Wassermenschen", der auch ihr Land besucht und von dem sie mir schon früher gesagt hätten. Sogleich erhob ich mich, den Nahenden entgegen zu eilen, indem ich mir im Geist ein Bild von dem kühnen, gewaltigen Mann entwarf, der täglich Giraffen, Rhinocerosse und Elephanten tödtete, ja, der ungenirt in eines Löwen Höhle schlief. Ich stellte ihn mir vor als einen haarigen, sonnverbrannten Burschen mit einem Räuberhauptmann-Gesicht, einer Donnerstimme und einem Tritt, unter dem der Boden zitterte. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich einen vornehm aussehenden jungen Mann von höchstens sechsundzwanzig Jahren vor mir erblickte, zwar kräftig gebaut, aber doch schlank und elegant gewachsen, mit fein geformtem Haupt, blonden, seidenen Locken und einem fast weiblichen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Sanftmuth in den weichen, lichtblauen Augen; kurz einen Mann, der eher zu einem Appolino, als zu einem Herkules das Modell hätte abgeben können.

Dies war die Erscheinung des gewaltigen Nimrod, der sich mir als keinen Andern und Geringern, als den berühmten Schotten Cumming zu erkennen gab, berühmt wegen seiner in der That seltenen Unternehmungslust und der interessanten Jagdabenteuer und Heldenthaten, die er in diesem Theil der Welt, zur Ausrottung der blutdürstigsten Ungeheuer, vollbracht. Cumming war der Sohn eines schottischen Baronets, und seine Liebe zur edlen Weidmannskunst brachte ihn schon in frühem Alter in manche ernste Verlegenheit. Später ging er zur See, nach Indien und endlich als Offizier in die Kapkolonie. Die enggesteckten Grenzen militärischer Disciplin und Subordination mochten indeß seinem Geschmack für Freiheit und Unabhängigkeit schlecht zusagen; auf einer Expedition nach

dem Innern Afrika's nahm er plötzlich „polnischen Abschied" von seinem Regiment, und da er nach länger als einem Jahr sich endlich wieder einfand, zeigte es sich, daß man seinen Namen von der Armeeliste ausgestrichen hatte. Wer war froher als Cumming? Er durfte nun mit Fug und Recht seinen Neigungen und Gelüsten nachhängen, welche ihn in die nur von wilden Thieren bewohnte Wildniß und Einsamkeit der Steppen und Gebirge zogen. Alle Jahr einmal pflegte er nach dem Kap zurückzukehren, jedesmal nicht nur mit reichen Ladungen von Elfenbein, Fellen, Straußfedern 2c., nein auch bereichert durch wichtige Kenntnisse, Entdeckungen und Erfahrungen. Auf seinen Expeditionen pflegte er, wenn es die Jahreszeit erlaubte, oft genug nicht nur die Gewohnheiten, sondern zuweilen sogar die bequeme Kleidung der Wilden anzunehmen. Er selbst erzählte mir unter herzlichem Lachen, wie er einmal, nur mit einem Karoß bekleidet, unversehens in das Gehöft eines Boers eingetreten sei, und welchen Schrecken er dadurch unter dem weiblichen Theil der Bewohner angerichtet habe, die unter dem Ausruf: „ein weißer Kaffer! ein weißer Kaffer!" wie von der Tarantel gestochen, auseinander gefahren seien.

An dem Tage jedoch, wo ich ihn traf, trug er ein weißes Hemd, eben solche Beinkleider und ein paar derbe Wasserstiefeln; auf dem Kopf aber einen breitgeränderten Strohhut mit Schakalschwänzen und Straußfedern geziert, und um die Hüften einen ledernen Gürtel.

„Ja," sagte er, als ich ihm meine Komplimente über seinen weitverbreiteten Ruhm gemacht hatte, mit einer sanften, anmuthigen Stimme, „ja, ich bin gewiß ein absonderlicher Kauz; aber ich denke, ich habe ein Recht, so lange ich Niemand damit lästig falle, mir meine eigene Lebensart zu wählen. Auch habe ich ja trotz dem ersten Philister London's mein gutes Auskommen. Sie sollen nur meine Wagen sehen, die bald hier sein werden, wie sie beladen sind mit Elfenbein, Straußfedern und andern Artikeln. Das Alles wird mir mindestens ein paar tausend Pfund abwerfen, obwohl es nur der Ertrag von den Jagdvergnügungen eines einzigen Jahres ist."

Triumphirend führte ich meinen neuen Freund in mein Zelt, indem ich auf die wunderbaren Geschichten anspielte, die mir von den Koranas in Betreff seiner mitgetheilt worden waren, und denen es mir schwer ward, Glauben zu schenken.

„So erzählten sie mir z. B.," sagte ich, „daß Sie nicht nur einen Löwen in seiner eignen Höhle aufgesucht und umgebracht haben, sondern daß man Sie sogar nachher in derselben schlafend und mit dem Kopf auf den Leichnam des Ungeheuers gebettet gefunden hat."

„Dergleichen Dinge,“ erwiederte Cumming bescheiden, „werden immer übertrieben, und der einzige Ruhm, den ich verdiene, ist der, leidlich gut zu schießen und ziemlich gute Nerven zu haben, die bei solchen Gelegenheiten die Hauptsache sind. Was das Schlafen in eines Löwen Höhle betrifft, so bin ich, so viel ich mich erinnere, niemals ein solcher Daniel gewesen, obwohl ich mehr als einmal wirklich geschlafen habe, während jene Unholde mich so nah umschlichen, daß ich durch ihr Knurren erweckt wurde.“

„Bitte, erzählen Sie, wie kamen Sie in eine so unerfreuliche Situation?“

„Aus Erfahrung,“ entgegnete Cumming, „war es mir bekannt, daß man Löwen am besten und leichtesten umbringt, wenn man sie von einer Grube aus angreift, tief genug, daß sich ein Mann darin verstecken kann. Hatte ich nun ein größeres Thier, einen Büffel oder ein Rhinoceros in der Nähe eines Baches oder Pfuhles geschossen, so nahm ich oft zu diesem Mittel meine Zuflucht. Ich grub mir in der Nähe des todten Thieres ein Loch, versteckte mich bei Anbruch der Nacht in demselben und wartete, bis die Löwen, die hier zur Tränke kamen, sich ordentlich voll gefressen hatten. Dann drückte ich von meinem Versteck aus die Büchse ab, und der Löwe war erlegt. Zuweilen war ich jedoch von der Anstrengung des Grabens so müde geworden, daß ich in meinem Loche einschlief, und nicht eher erwachte, als bis sich unter den gefräßigen Herren ein wilder Streit um die Reste des todten Thieres entspann. Als ich bei einer solchen Gelegenheit aus meinem Schlafe emporfuhr, fand ich mich von fünf ungeheuren Löwen umgeben, von denen einer es sich einfallen ließ, über den Rand meiner Grube hinab zu blicken; ein rechtzeitiger Schuß gerade in sein Gesicht aber ließ ihn seine impertinente Neugier mit dem Leben büßen. Dies mag vielleicht Veranlassung zu der Geschichte von meinem Schlummer in der Löwenhöhle gegeben haben.“

„Vor einigen Jahren,“ begann Cumming die Erzählung eines andern Abenteuers, „hielt ich mich bei den Bechuanen in der Gegend von Kuruman auf. Die Einwohner eines Dorfes wurden schon seit längerer Zeit durch Löwen beunruhigt, die Nachts in ihre Viehhürden einbrachen, ja zuweilen selbst am Tage die Heerden anfielen. Dies war in jener Gegend etwas so Ungewöhnliches, daß die abergläubischen Leute endlich glaubten, sie seien durch Hexerei von einem ihnen feindlich gesinnten Nachbarstamm in die Gewalt der Löwen gegeben worden. Ein einziges Mal hatten sie die Bestien angegriffen; da es ihnen aber nicht gleich geglückt war, eine zu erlegen, so hatten die Feiglinge den Kampf aufgegeben. Ich sprach ihnen Muth ein, sagte ihnen meinen Beistand zu und versicherte ihnen, es sei eine bekannte Thatsache, daß wenn von einer Rotte

Löwen nur ein einziger getödtet worden, die übrigen die Warnung wohl verstünden und ganz von selbst die Gegend verließen. Das nächste Mal, wo die Heerden wieder beraubt wurden, wählte ich die beherztesten unter den Männern aus und machte mich daran, die Löwen aufzusuchen. Wir fanden sie auf einer mit Bäumen bedeckten kleinen Anhöhe, die wir ziemlich dicht umstellten, um den Löwen die Flucht unmöglich zu machen. Plötzlich erblickte ich eines der Unthiere von den andern entfernt auf einem Felsstück sitzen; noch ehe ich schießen konnte, hatte der mir zunächst stehende Mann seine Büchse schon abgedrückt; statt aber den Löwen zu treffen, schlug die Kugel mit Geräusch gegen den Felsen. Augenblicklich biß der Löwe wüthend in das Gestein, wie wohl ein Hund in den Stock zu beißen pflegt, mit dem man ihn geschlagen. Dann sprang er auf, lief fort, durchbrach den Kreis der erschreckten Bechuanen und entkam glücklich. Rasch bildeten wir von Neuem einen Kreis um den Hügel; es zeigten sich auch bald wieder zwei Löwen; aber ein unzeitiges Geräusch machte auch diese aufmerksam, so daß sie abermals entwischten. Jetzt schoben die Bechuanen alle Schuld auf den Zauber, der das Leben der Thiere schütze; sie weigerten sich, ferner auf sie zu schießen, und ärgerlich traten wir unsern Rückweg zum Dorfe an. Ich war der letzte, der seinen Platz verließ; kaum hatte ich einige Schritte gethan, so blickte ich mich nochmals um und bemerkte wie vorher einen Löwen auf einem Felsblock sitzend, aber diesmal halb gedeckt durch einen kleinen Busch. Ich war nicht mehr als dreißig Schritt von ihm entfernt, lud beide Läufe meiner Flinte, zielte gut und schoß durch den Busch hindurch. Laut riefen jetzt meine Begleiter:

„Er ist getroffen! Er ist getroffen! Laßt uns hineilen!"

Ich sah nur, daß der Löwe hinter dem Busch wüthend mit dem Schwanze um sich schlug.

„Wartet," flüsterte ich den Leuten zu, „ich will erst meine Büchse wieder laden."

Ich war noch damit beschäftigt, als ich ein Geräusch vernahm; ich blickte auf und siehe, der Löwe stand dicht vor mir, warf sich auf mich, packte mich wüthend bei der Schulter und riß mich zu Boden. Sein finsteres Brummen vernahm ich dicht an meinen Ohren, und er schüttelte mich, wie ein Dachshund oder eine Katze eine gefangene Ratte oder Maus zu schütteln pflegen. Dies brachte einen ganz eigenthümlichen Taumel, eine Art Betäubung und Erstarrung über meine Sinne, so daß ich, obwohl ich bei vollkommenem Bewußtsein war und Alles klar begriff, was mit mir vorging, doch kein Gefühl des Schmerzes hatte. Mir war wie einem Patienten, der unter der Wirkung des Chloroform bei einer Operation den Schnitt des Messers nicht fühlt. Dieser sonderbare

Zustand war nicht etwa die Folge der Furcht; diese war verschwunden durch das gewaltsame Schütteln; wahrscheinlich befinden sich alle Geschöpfe, die durch Raubthiere zerrissen werden, in einem ähnlichen Zustand der Betäubung, und wir müssen hier eine weise Fürsorge der Natur bewundern, ihnen die Todespein zu erleichtern. Um mich von dem Gewicht des auf mir lastenden Ungeheuers zu befreien, versuchte ich jetzt mich umzuwenden; da nahm ich wahr, wie es seine in der Dunkelheit glühenden Augen auf einen der Bechuanen richtete, der in einer Entfernung von fünfzehn Schritt sich anschickte zu feuern. Seine Büchse versagte ihm; augenblicklich aber ließ der Löwe von mir ab, um sich auf ihn zu stürzen. Er griff ihn an, wie er mich angegriffen hatte; da sprang einer der Gefährten des Mannes herzu, und machte den Versuch, den Löwen mit seinem Spieß zu durchbohren. Rasch wollte nun das Thier auch seine jetzige Beute fahren lassen und die neue packen, da trat die Wirkung der beiden Kugeln ein, die er aus meiner Büchse empfangen; er fiel todt zu Boden. Der ganze Kampf hatte übrigens weit kürzere Zeit gedauert, als ich gebrauche, ihn zu schildern, und sicherlich war er nur der Paroxismus der hinsterbenden Wuth gewesen. Um nun den Zauber zu lösen, der, wie die Bechuanen glaubten, noch immer auf dem Thiere ruhe, zündeten sie ein großes Freudenfeuer über dem Leichnam desselben an, wobei sie ihn für den größten Löwen erklärten, der ihnen noch vorgekommen sei. Ich hatte an meinem Oberarm elf Wunden von den Zähnen des Thieres davongetragen, die sehr schwer heilten und an denen ich noch jetzt von Zeit zu Zeit Schmerzen fühle. Da ich an jenem Abend einen dicken Rock trug, so glaube ich, daß das Wuthgift des grimmigen Thieres zum größten Theil daran abgewischt worden ist, und daß ich in Folge dessen immer noch weit weniger zu leiden hatte, als mein Unglücksgenosse. Dieser hatte die Bisse des Löwen in seinen nackten Arm empfangen; die Wunde schwärte Monate lang, und als ich ihn gerade ein Jahr nach jenem Ereigniß wiedersah, war sie von Neuem aufgebrochen."

„Ueber die Natur des Löwen," sagte Cumming ein anderes Mal, „hegt man noch immer die albernsten Vorurtheile. Wenn z. B. ein Reisender, wie es in diesen Weltgegenden häufig genug vorkommt, am Tage einem Löwen begegnet, so wird er, falls er nicht von vorn herein darauf versessen ist, etwas „Nobles" und „Majestätisches" in ihm zu sehen, nichts weiter bemerken, als ein Thier, um etwas größer als vielleicht der größte Hund. Wenn man ihm am Tage begegnet, so steht der Löwe eine oder zwei Sekunden betroffen still, geht dann langsam etwa zwölf Schritt weiter, indem er sich beständig umsieht; dann beginnt er zu traben und endlich, wenn er sich außer Sicht wähnt, jagt er davon wie

ein Windspiel. Am Tage, selbst in hellen Mondscheinnächten, ist, wenn man ihn nicht reizt, keine Gefahr vorhanden, so daß wir es gewöhnlich in solchen Nächten nicht einmal für nöthig erachten, unsere Ochsen anzubinden, während wir in einer dunklen, regnigten Nacht, wenn ein Löwe in der Nähe ist, seines Angriffs sicher sein können. Sein Herannahen, außer wenn er verwundet ist, geschieht immer leise und verstohlen, und der geringste Anschein einer Falle ist hinreichend, ihn vom letzten Sprunge abzuhalten.

„Nichts von Allem, was ich je erlebte, rechtfertigt die Annahme, der Löwe besitze wirklich den edlen Charakter sowohl, als die wilden Eigenschaften, die man ihm gewöhnlich zuschreibt. Der Edelmuth eines Neufoundländer- oder St. Bernhardhundes ist ihm vollkommen fremd. Was seine große Stärke betrifft, so kann allerdings darüber kein Zweifel walten. Die immense Muskelmasse, die seine Kinnladen, Schultern und Vorderfüße umgeben, bezeugen eine furchtbare Kraft; doch sind auch hier die Beispiele vielfach übertrieben worden. Nie habe ich einen Löwen einen Ochsen davontragen sehen; er schleppte und zerrte stets, wenn er einen solchen getödtet hatte, den Leichnam am Boden entlang. Ja, ich war Augenzeuge, wie einmal drei Löwen sich bemühten, einen Büffel nieder zu reißen; wie es ihnen aber lange Zeit nicht glückte, obwohl derselbe tödtlich verwundet war durch einen Doppelschuß.

„Dieselben Ursachen, die zu den angeführten Uebertreibungen Anlaß gegeben, haben auch sentimentale Personen zu der Ansicht verleitet, das Gebrüll des Löwen sei der erschütterndste unter allen irdischen Klängen; man faselt überall von dem majestätischen Gebrüll des Königs der Thiere. Es ist in der That sehr wohl geeignet, uns Furcht und Grauen einzuflößen, wenn man es hört in Verbindung mit dem entsetzlich lauten Donner dieser Länder, in einer Nacht so dichter Finsterniß, daß jedes Flammen der intensiven Helligkeit der Blitze uns die Empfindung der Stockblindheit hinterläßt, wo der strömende Regen das Feuer auslöscht, wo nicht einmal ein Baum ein Obdach bietet und wo es unmöglich ist, sich der Büchse zu bedienen. Befindet man sich dagegen im sichern Hause oder im Wagen, so macht sich die Sache ganz anders; da vernimmt man das Gebrüll des Löwen ohne allen Schauder, ohne alle Ehrfurcht.“ —

Da Mr. Cumming gleich mir der Kapkolonie zueilte, so beschlossen wir, uns nicht mehr von einander zu trennen, sondern die Reise zusammen zu machen.

Der Orangestrom war in jetziger Jahreszeit nicht so tief, als ich ihn das vorige Mal zu passiren hatte; wir wagten daher den Versuch, unsere Wagen von den Ochsen durchziehen zu lassen. Für die meinigen, welche leicht genug waren und eben keine großen

Reichthümer enthielten, war dabei wenig Gefahr vorhanden. Anders aber stand es mit denen meines Freundes. Er hatte auf seiner letzten Reise nicht weniger als dreiundvierzig Elephanten erlegt, und zwar fast lauter männliche, wie es die riesigen Stoßzähne bezeugten, von denen einige eine Länge von sieben Fuß und ein Gewicht von hundert Pfund hatten; ferner hatte er sechzig Flußpferde und Rhinocerosse, endlich Büffel, Leoparden, Elennthiere, Gemsböcke, Antilopen, Zebra's und Schakale in solcher Menge erbeutet, daß er ihre Zahl selbst nicht anzugeben wußte. Es hatten ihn zwar auch nicht geringe Verluste betroffen; die Mehrzahl seiner Pferde und Ochsen waren theils durch reißende Thiere, theils durch Krankheiten oder den Stich der berüchtigten Tsesefliege umgekommen; er hatte seine sämmtlichen Hunde, darunter einige von vorzüglicher Schönheit, durch Panther, Krokodile 2c. eingebüßt, und endlich, erst vor wenigen Tagen, hatte ein Ungeheuer von Löwe in einer finstern, stürmischen Nacht einen seiner Wagentreiber erwürgt. Dennoch hoffte Cumming einen so reichen Gewinn mit seinen Vorräthen zu erzielen, um sich vollständig neu equipiren und von Neuem auf Unternehmungen und Abenteuer ausgehen zu können.

Ohne erheblichen Unfall erreichten wir das jenseitige Ufer; nur ein einziges Pferd, ein junges und solcher Abenteuer noch ungewohntes Thier, fing mitten im Strom an, sich hoch aufzubäumen, so daß der Reiter, ein kräftiger Kaffernbursche, es nicht länger regieren konnte. Mit großem Geschrei fiel er in den Fluß; er fühlte indeß sogleich festen Grund unter seinen Füßen, und mußte nun, obgleich das Wasser ihm bis an den Hals reichte, den Strom durchwaten, indem er das scheue Pferd an der Hand leitete. Von unsern Sachen waren viele bei der Durchfahrt so gänzlich durchnäßt, daß wir am jenseitigen Ufer erst nochmals unser Lager aufschlagen mußten, um Alles wieder zu trocknen. Endlich aber setzte sich unser Zug in Bewegung, und von angenehmer Witterung begünstigt, rückten wir dem Ziel unserer Reise täglich um ein Bedeutendes näher. Als wir die Gebirge überstiegen, fand ich zum ersten Mal Gelegenheit, das merkwürdige Gebahren der Affen und Paviane zu beobachten, die in großen Schaaren auf den Bergen wohnen. Es schien, als ob sie eine förmliche Ordnung unter sich eingeführt hätten, denn wechselsweise stand immer einer von ihnen Schildwache. Wenn nun am Fuß des Berges Menschen, Wagen, Reiter 2c. vorbeipassirten, so gab die Schildwache den Andern mit einem deutlichen „Hah, hah, hah!" ein Zeichen; sie kamen in großen Schaaren zum Vorschein und begafften die Vorüberziehenden so lange, bis diese ihren Augen entschwanden. Ja es kam zuweilen vor, daß sie mit Steinen nach uns warfen. Dann zogen sie sich wieder zurück, bis die Schildwache von Neuem rief. Cumming

wollte sogar bemerkt haben, daß, wenn der dienstthuende Affe unachtsam gewesen sei und die am Fuß des Berges Vorüberreisenden nicht bemerkt habe, er von den Andern zuweilen mit dem Tode bestraft werde.

Bald darauf erreichten wir die Region, in der sich vorzugsweise die holländischen Boers niedergelassen haben. Ich hatte bisher noch wenig Gelegenheit gefunden, mit diesen Leuten zu verkehren, hatte aber die verschiedensten und widersprechendsten Urtheile über sie vernommen. Viele schilderten sie als eine rohe, brutale Menschensorte, ohne jede Spur von Tugend, und als unbarmherzige Tyrannen gegen die ganze farbige Bevölkerung des Landes. Andere dagegen behaupteten, sie seien eine durch die englische Regierung schwer bedrückte Race, die man schutzlos der Raubgier der eingebornen Wilden, der umherschweifenden Hottentotten, der freigewordenen Sklaven, kurz der Vagabonden jeder Art preisgegeben habe. Rauh und unverfeinert mögen die Gemüther der Boers sein, aber als grausam, schlecht, gewaltthätig habe ich sie keinen Augenblick kennen gelernt. Unter ihren edlen Eigenschaften stehen Tapferkeit und Gastfreundschaft, von denen ich unzweifelhafte Beweise erhielt, oben an. Ein Landsmann, ein Fremder, ein Verwandter, ein Freund, alle sind gleich willkommen, in welches Boers Haus sie auch eintreten mögen. Will ein Reisender ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, so steigt er einfach von seinem Pferde, tritt ein, schüttelt den männlichen Bewohnern des Hauses die Hand, küßt die frischen rothen Lippen der weiblichen und setzt sich nieder ohne alle Umstände. Ohne eine Einladung abzuwarten, geht er mit der Familie zu Tische; denn in der gerechten Voraussetzung, daß ein Reisender in einem so mühsam zu durchpilgernden Lande immer Appetit habe, werden Einladungen nie ausgesprochen. Ist ein Bett vorhanden, so gehört es selbstverständlich dem Fremden; wenn nicht, so muß er mit dem Heuboden, mit einer Bank, einem Lager von Schaffellen oder dergleichen fürlieb nehmen. Will er am nächsten Morgen aufbrechen, so nimmt er zuvor an dem soliden Frühstück Theil; ruft seine Diener, sattelt sein Pferd und schüttelt nochmals den Männern die Hand und küßt die Frauen: dann wünscht er ihnen Gesundheit und Wohlergehen; sie ihm eine glückliche Reise. In dieser Weise kann ein Fremder das ganze Land durchwandern.

Cumming und ich verweilten mehrere Tage im Hause eines sehr ehrenhaften alten holländischen Boers, des Mynheer Ruyter, der vor wenigen Jahren mit acht- oder zehntausend seiner Landsleute die Kapkolonie verlassen hatte, um jenseit der Grenze Wohlstand und Unabhängigkeit zu suchen. Da Ruyter ein eben so leidenschaftlicher und erfahrener Jäger war, als Cumming, so bildeten

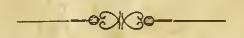
die Abenteuer mit den wilden Thieren des Landes vorzüglich den Gegenstand unserer Unterhaltung, und die beiden Herren tauschten gegenseitig ihre Ansichten über die verschiedenen Methoden ihrer Nationen aus.

„Ach, Mynheer," sagte Ruyter scherzhaft, „als wir zuerst mit Ihren Landsleuten bekannt wurden, nannten wir sie allgemein nur die „domme Engländer", aber in Allem, was die Jagd betrifft, haben sie uns längst bewiesen, daß sie diesen Namen nicht verdienen. In diesem Punkt thut keine Nation der Welt es Euch gleich; obwohl ich selbst es noch immer ein wenig „domme" finde, wie Ihr, um einen stinkenden Schakal oder ein paar winzige Vögel zu erlegen, oft Euer Leben auf's Spiel setzt und Euer Pulver vergeudet."

So widerlegte der brave Mann in seiner scherzhaften Weise auch den größten Vorwurf, den man den Boers macht, nämlich den, unversöhnliche und bittere Feinde aller Engländer zu sein. Wir verlebten frohe Stunden in seinem Hause, und unser Abschied von Mynheer Ruyter war ein so bewegter, wie von einem langjährigen Freunde.

Bald genug und viel zu früh für unsere Wünsche schlug die Stunde der Trennung auch für Cumming und mich. In der Kapstadt angelangt, wo ein Jeder von uns seinen verschiedenen Geschäften nachzugehen hatte, trafen wir uns nur selten noch. Dann zog sein kühner Geist ihn wieder hinaus in die freie unendliche Welt, während ich mit den Meinigen mich wieder auf einer bescheidenen Scholle ansiedelte. Ich habe seitdem sein interessantes Buch über seine Reisen und Abenteuer gelesen — denn Cumming verstand die Feder mit derselben Leichtigkeit und Wirksamkeit zu handhaben als die Büchse — und ich habe mich dabei mit innigem Vergnügen wieder an die Tage unseres Beisammenseins erinnert.

(Ende des zweiten Bandes.)



Druck von E. Steinthal in Berlin, Klosterstraße 64.



AFRICA
Lith b Gbr Delius
PORTUGAL
MADRID
SPANIEN
ITALIEN
TURKEI
KLEIN ASIEN
PERSIEN
Porto
Cap St. Vincent
Gibraltar
Ceuta
Oran
ALGIER
Tunis
TUNIS
ALGERIEN
MAROCCO
Cagliari
Messina
C. Matapan
GRIECHENLAND
Rhodos
Cypern
Mosul
Asterabad
Angora
Siwas
Erserum
Mittelländisches Meer
SYRIEN
DAMASKUS
Damiette
Yezd
TRIPOLI
Mesrata
Ben Ghazi
Derna
ALEXANDRIA
CAIRO
Suez
Akaba
CANARISCHE INSELN
el Arib
Sukna
Siwa
AEGYPTEN
FEZZAN
Murzuk
Inshalla
HAGAR od AZGAR
TUAT
TUARIK
Dschanet
Tegerri
LYBISCHE WÜSTE
ROTHES MEER
Medina
NEDSCHED
ARABIEN
MECCA
Assuan
Derr
S A H A R A
NUBIEN
Tiulen
Marbuk
Arguin
Tintellust
ASBEN
Bilma
Borgu
Neu Dongola
Alt Dongola
TIMBUCTU
Kabara
Portendik
Walet
Kuma
Aguilez
FLACH SUDAN
KORDOWAN
Kobeih
el Obeid
SEGO
Sai
Zinder
BORNU
Kenga
WADAI
DARFOR
SENECAMBIA
Bathurst
HAUSSA
HOCH SUDAN
Freetown
Monrovia
Gr. Sestres
ASHANTI
Appollonia
Assinie
BENIN
Benin
Jakuba
Wukari
DAR KULLA
Dohnas
HABESCH
Ankober
Doritu
BONGA
Mocha
Aden
Tadschura
Zeila
Cap Guardafui
ADEL
Chasim
Nogal
Dollo
Lok
SKLAVEN KUSTE
BIAFARA
Biafara
Bisu
OBER GUINEA
Gananeh
Magadoxo
Barawan
AETHIOPISCHES MEER
ATLANTISCHER OCEAN
CENTER GUINEA
ZANGUEBAR
Mombas
Pangani
Zanguebar
Loango
Hauptstadt der Muataja Nuora
Punda Andongo
San Pablo de Loanda
Gumalanga
MUANA MUEZI
C. Delgado
I. Komoro
C. Ambre
I. Mogatto
San Felipe de Benguela
Bihe
Sambue
Mosumine
Boratse
Sesheke
Tete
Sena
Quillimani
Mozambique
MADAGASCAR
Sofala
OWAHARARO
Matatapane
Kolaberg
Inhambane
C. Corrientes
Litaku
Hauptstadt der Griquas
Port Natal
CAP LAND
Grahamstown
Georgetown
Cap d gut Hoffnung
Nadel Cap







